~~V 1056b (1.)~~

E. u. G. II. (1.)

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte

von

J. S. Erſch und J. G. Gruber, G. Haſſel und W. Müller.

Digitized by Google

ALLGEMEINE

Encyclopädie

der

WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

ZWEITE SECTION,

H bis N.

Herausgegeben von

G. Haſſel und W. Müller.

ERSTER THEIL

mit Kupfern und Charten.

H bis HAMBURGH.

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch. 1827.

Digitized by Google

BIBLIOTHEK D. MEKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT.

Digitized by Google

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Zweite Section
H — N.
Herausgegeben von
G. Haſſel und W. Müller.
Erſter Theil
mit Kupfern und Charten.

H — HAMBURGH.

Leipzig, im Verlag von Johann Friedrich Gleditſch 1827.

Digitized by Google

AE 27
A6
Sect. 2
v. 1

Digitized by Google

Allgemeine

Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Zweite Section

H — N

von

G. Haſſel und W. Müller.

Erſter Theil.

H — HAMBURGH.

Digitized by Google

Verzeichniss der Kupfertafeln und Landcharten, welche mit dem Ersten Theile der Zweiten Section der Allgemeinen Encyklopädie zu nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Hayti	Neue Geographie.
Hafen Nro. I.	Baukunst.
Hafen Nro. II.	
Halbiren, Halbkreis, Halbkugel	Mathem. Wissenschaften.

Für Sieben Quart-Platten zu rechnen.

Dedication zur Zweiten Section, so wie Vorbericht zu derselben, und Verzeichniss der Herren Subscribenten, — berichtigt und revidirt — werden mit dem Zweiten Theile nachgeliefert.

Digitized by Google

H.

H, 1) als Sprachlaut. Dieſer ſonderbare Sprachlaut, welchen die nordeuropäiſchen Sprachen eben ſo ſehr lieben, als ihn die ſüdeuropäiſchen meiden, iſt nichts als ein Hauchlaut, welchen die morgenländiſchen Völker nach drei bis vier Abſtufungen unterſcheiden, die Griechen aber aus der Reihe der Sprachlaute ausſchloſſen, und als bloßen Hauch (πνεῦμα, spiritus) behandelten: ob mit Recht, wird ſich aus folgenden Bemerkungen ergeben. Wie ſich keine Sylbe ohne einen Vocal ausſprechen läßt: ſo kein Vocal ohne Hauch; aber dieſer Hauch iſt nicht immer beſonders vernehmbar. Die Griechen unterſchieden daher einen gelinden und ſtarken Hauch (πνεῦμα ψιλὸν und δασύ, spiritus lenis und asper), je nachdem er ſich in den hervortönenden Laut unmerklich verliert, oder ſich von demſelben durch größere Fülle ausſcheidet. So überflüſſig es aber war, den linden Hauch, der jede geſprochene Sylbe von ſelbſt begleitet, beſonders zu bezeichnen: ſo unrichtig ſcheint es, den ſtarken, vernehmbar für ſich lautenden Hauch aus der Zahl der Sprachlaute auszuſchließen. Die Römer haben ihn daher mit Recht in ihrem Alphabete als Sprachlaut beibehalten, ob er gleich in der lateiniſchen Versmeſſung, wie bei den Griechen, unbeachtet blieb; und ſo iſt er auch im italieniſchen und franzöſiſchen Alphabete geblieben, wenn er gleich im Italieniſchen nicht ausgeſprochen wird, und wie im Franzöſiſchen einen ganz falſchen Namen erhalten hat. Wenn wir nun aber die Regel: H non est litera, auf die griechiſche Schreibung, lateiniſche Versmeſſung und italieniſche Ausſprache beſchränken, und den Hauchlaut, wie jeden andern Laut, unter die Sprachlaute zählen: ſo fragt es ſich, ob er ein Selb- oder Mitlaut ſei, oder vielleicht keines von beiden, ſo daß die gewöhnliche Eintheilung der Sprachlaute in Selb- und Mitlaute als unvollſtändig erſcheint.

Ein Selblaut kann das H nicht ſeyn, weil es für ſich nicht ausſprechbar iſt; aber auch als Mitlaut kann es nicht gelten, weil es hinter einem Selblaute nicht vernommen wird, und, einem Mitlaute beigefügt, mit demſelben in einen beſondern Laut verſchmilzt, welcher überall als einfach gilt, und darum in vielen Alphabeten ein beſonderes Zeichen erhält. Es läßt ſich weder mit einem ſtummen, noch mit einem fließenden Mitlaute vergleichen, weil der Hauchlaut weder als Begleiter eines jeden Sylbenlautes ganz verſtummen, noch für ſich allein forttönen kann, wofern er nicht mit einem andern Mitlaute verſchmolzen wird, wie ph oder f, ch, th, sh, rh. Der Hauchlaut iſt demnach weder Selblaut, noch Mitlaut, ſondern nur eine beſondere Modification des Sprachlautes, und in ſo fern mit dem Schnalzlaute der Hottentotten zu vergleichen, der ſich nach dreierlei Modificationen mit den Mitlauten verbindet, ohne ſelbſt einer der Sprachlaute zu ſeyn, welche ſich in Selb- und Mitlaute theilen. Man hat in griechiſchen Sprachlehren den linden Lippenlaut der Äolier mit dem rauhen Kehlhauche der Athener zuſammen geſtellt, ſo fern er eben ſo aus der Erweichung der Lippenlaute hervorgegangen zu ſeyn ſcheint, wie der Hauchlaut aus der Brechung der Gaumenlaute. Allein dieſer Lippenlaut erſcheint nie als eine ſolche Modification eines andern Mitlautes, deren nicht auch andere Mitlaute fähig wären, und vergleicht ſich eher mit dem J, das eben ſo, wie das W, zum Selblaut werden kann. Es bleibt mithin der Hauchlaut ein ganz eigenthümlicher Sprachlaut unſerer Alphabete, der zwar oft zu einem Gaumenlaute verhärtet, und auch ohne dieſe Verhärtung wohl als Mitlaut ſich betrachten läßt, aber nie zu einem Mitlaute werden kann, wenn man nicht den Selblaut ſelbſt als Hauchlaut betrachten will.

Erwägen wir nun die Eigenheiten des Hauchlautes, ſo verbindet er ſich zwar am leichteſten mit den Selblauten, jedoch nur vor denſelben, weil er hintergeſetzt nur dann forttönt, wenn er ſich zu einem rauhen Gaumenlaute (ch) verhärtet, und daher nur als Dehnungszeichen des Selblautes dienen kann. Auch den fließenden Mitlauten wurde er bei den nordiſchen Völkern vorgeſetzt, wie Hliod, Hnos, Hrolf; ſo auch dem W, wie hwit, wofür die Engländer white ſchreiben, weil er den ſtummen Mitlauten nachgeſetzt zu werden pflegt, wenn er gleich meiſt mit denſelben in einen beſondern Sprachlaut verſchmilzt. Durch ph, ch, th, an das Nachſetzen des H gewöhnt, haben die Römer auch das griechiſche Ῥ in rh aufgelöſt; und daher wird auch in germaniſchen Namen *Rhenus* und *Rhabanus* ſtatt Hrenus und Hrabanus geſchrieben. Daß der Hauchlaut zuweilen nur zur Scheidung der Selblaute diene, wie in *aheneus* für aeneus, *strohern* für stroern, kann nicht erwieſen werden; vielmehr löſten die Römer oft einen einzelnen langen Selblaut vermittels des Hauchlautes in zwei Sylben auf, wie *Ahala* für ala, *vehemens* für vemens, *prehendo* für prendo, bei den Deutſchen aber iſt der Hauchlaut wirklich oft ein erweichter Gaumenlaut, wie in *hoch*, *höher*, *höchst*. Die ältern Deutſchen pflegten daher auch unſer Ch durch ein doppeltes h zu bezeichnen, wie *rihhi* für richi, wiewohl

Digitized by Google

ihnen auch ein einzelnes h um ſo mehr genügte, da man in der Runenſchrift ſogar für g oder k ein h gebraucht findet, wie *mah* für mag (Verwandter). So ward aus *mihil*, michil (groß) am Ende Meklenburg für Michilenburg; und eben ſo verhärtete man *Hludowig* in Chlodowich oder Clovis, oder löſete den Hauchlaut in eine beſondere Sylbe auf, wie *Helvisius*, *Aloysius*, oder ließ ihn auch ganz weg, wie *Louis*, *Ludewig*; *Lothar* für Hlothar oder Clotar, und *Raban* für Hraban; wiewohl bei Venantius Fortunatus, dem erſten Herausgeber Brower zu Folge, die Handſchriften *hruna* für runa leſen ſollen.

Obwohl der Hauchlaut alle Vocale begleitet, ſo iſt er doch am nächſten mit dem hellen, aus offener Kehle tönenden A verwandt; weßhalb auch im lateiniſchen Alphabete, worin ſonſt den Namen der Mitlaute ein E beigefügt zu werden pflegte, und nur die gleichen Lautzeichen c, k, q, durch die Benennungen ke, ka, ku, von einander unterſchieden wurden, der Hauchlaut allein den auf a ausgehenden Namen *ha* bekam. Vermuthlich hieß er eben ſo im älteſten Alphabete: denn die Hebräer ſchreiben den Namen הא, wenn ſie ihn gleich הֵא (he) ausſprechen. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß im hebräiſchen Alphabete dieſer Name allein keine hieroglyphiſche Bedeutung gehabt zu haben ſcheint, ſondern wie im lateiniſchen Alphabete den Laut techniſch bezeichnet; gleich merkwürdig ſcheint es, daß auch in der Auslegung unſers Alphabetes aus dem Mittelalter, die ſich in einer Wiener Handſchrift des zwölften Jahrhunderts findet, dem H allein keine Deutung gegeben iſt.*) In der Runenſchrift wird übrigens dieſes Lautzeichen *Hagal* genannt, und als Mitlaut behandelt, weßhalb es mit ſich ſelbſt alliterirt, wie in dem Namen *H*arald, *H*aarfager, ſtatt daß die Selblaute, als durchgängig mit dem linden Hauche verbunden, durch einander alliteriren. So heißt es im angelſächſiſchen Gedichte über die Runennamen:

Hägl byth *h*witust corna	Hagel iſt das weißeſte der Körner,
*h*wyrft hit of *h*eofones lyfte.	es fällt herab aus Himmels Luft.

ſo wie in dem zugleich gereimten nordiſchen Gedichte eines Chriſten:

Hagl er kaldastur korna.	Hagel iſt das kälteſte Korn.
Kristur skóp heiminn forna.	Chriſtus ſchuf die alte Welt.

Auch im Uralphabete, welches die Selblaute aus der Reihe der Buchſtaben ausſchloß, wurde der Hauchlaut unter die Mitlaute gezählt, gehörte aber, nach dem hebräiſchen Alphabete zu urtheilen, zu denjenigen Mitlauten, welche auch als Stellvertreter der Selblaute dienten, אהוי, Ehevi genannt. Wir ſehen dieſes am deutlichſten in dem unausſprechbaren Namen des höchſten Weſens, der eigentlich alle die genannten Mitlaute in ſich vereinigen ſollte, weil Moſeh für אֶהְיֶה nur deßhalb יְהוָה ſchrieb, um dem Namen die hebräiſche Bedeutung des ewig Unwandelbaren, der ſeyn wird, der er iſt, Exod. III, 13 ff. geben zu können. Moſeh ſchöpfte dieſen Namen aus der ägyptiſchen Geheimlehre, nach welcher das geiſtige Weſen mit dem Worte verglichen ward, und weil die Mitlaute eines Wortes für deſſen Körper, die Selblaute für deſſen Seele galten, die drei Grundvocale des ägyptiſchen Alphabetes *Iao*, die ſich auch im teutſchen wird, ward, worden und dgl. mehr als die drei Grundvocale ausweiſen, zur Bezeichnung des höchſten Weſens dienten, welches nur im Geiſte und in der Wahrheit angebetet werden durfte. Hieraus bildet Moſeh den hebräiſchen Namen Jehovah, indem er ſtatt der Selblaute deren Stützen wählte, und denen die Selblaute nach den Namen אֱלוֹהַּ (Eloah) gab, wiewohl die Juden dafür אֲדֹנָי (Adonai) ſprechen. Noch jetzt gebrauchen die Juden und ſyriſchen Chriſten jene Stützen, denen ſie noch das ע zugeſellen, ſtatt der entſprechenden Selblaute des griechiſchen Alphabetes, ſo daß א für a, ה für e, י für i, ע für o, und ו für u gilt. Ob nun gleich die Griechen jene phönikiſchen Mitlaute in Selblaute umbildeten, müſſen ſie doch urſprünglich den Hauchlaut für einen Mitlaut gehalten haben, weil ſie deſſen Bezeichnung aus dem phönikiſchen ח entlehnten, wie ſie ſich noch im lateiniſchen Alphabete findet, und weil ſie den Hauchlaut ſo oft in die Stelle des Sauſelautes treten ließen, z. B. ὗς für σῦς, ἕξ für sex. Erſt ſpäter ſchloſſen ſie den Hauchlaut von den Buchſtaben aus, und ließen nun deſſen Bezeichnung für ein langes E gelten.

Wir dürfen übrigens nicht glauben, daß die Griechen den Hauchlaut nur zu Anfange der Wörter mit den Selblauten verbunden hätten, weil er hier gewöhnlich nur bezeichnet wurde. Denn der Hauchlaut wurde nicht nur in der Zuſammenſetzung mit hauchfähigen Mitlauten berückſichtigt, ſondern auch zwiſchen zweien Selblauten bezeichneten die Römer den Hauchlaut, wenn ſie ein griechiſches Wort in ihre Sprache aufnahmen, z. B. *Polyhymnia*. Ja, nicht nur *Evhemerus*, ſondern ſogar *synhodus* findet man noch in ſpätern Zeiten geſchrieben. Auch wiſſen wir beſtimmt, daß die Dorier *Μῶἁ* für *Μοῦσα*, und die Athener *ταὧς* für das hebräiſche תכי oder das lateiniſche Pavo (Pfau) ſprachen, wenn gleich der Hauchlaut zuweilen nach vornhin wanderte, wie vielleicht *ἕως* für *ἠϊώς* oder *αὐώς* geſetzt ward. Die Römer behielten den Hauchlaut nicht nur überall bei, ſondern ließen ihn auch oft in die Stelle griechiſcher Mitlaute treten, die mit dem Hauchlaute verbunden waren, z. B. *herba* für *φέρβα*, *hortus* für *χόρτος*. Sie behandelten ihn daher auch zuweilen als Mitlaut, wenn ſie ihn gleich in der Versmeſſung nach dem Beiſpiele der Griechen gewöhnlich als nichtgeſchrieben anſahen. Schneider hat zwar in ſeiner Elementarlehre der lateiniſchen Sprache S. 180 alle Gelehrte, welche die mitlautartige Poſition in einzelnen Stellen römiſcher Dichter behaupten, des Irrthums beſchuldigt, weil alle Fälle, die man anführe, auch da vorkämen, wo kein Hauchlaut Statt finde; allein er iſt ſelbſt im Irrthume befangen, wenn er glaubt, daß dergleichen Poſitionen, wie in dem Verſe bei *Juvenc.* Hist. evang.

*) S. Grimm über deutſche Runen. S. 316 f.

Digitized by Google

I, 301. Sedibus et domibus natum *inhabitare* necesse est, nur bei den ſpäteſten Dichtern vorkommen. Denn wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß bei Juvenal. IX, 118. *tum his* in tum de his abzuändern ſei (S. 158 u. 759.), ſo iſt doch das inter heroidas omnes aus Propert. II, 28. 29. auf keine Weiſe wegzuſchaffen; und wenn er S. 756 ſelbſt nicht läugnet, daß die Dichter der ſpäteſten Zeiten ſich zuweilen erlaubten, einſylbige kurze Wörter eines folgenden Hauchlautes wegen lang zu gebrauchen: ſo wird man auch annehmen müſſen, daß ſie ſich durch das Beiſpiel ihrer Vorfahren dazu berechtigt glaubten.

In der That ſind die Beiſpiele der Verlängerung kurzer Sylben vor h, welche Schneider S. 748 anführt, von der Art, daß ſie ſich aus der Kraft des Ictus allein nicht erklären laſſen, und wirklich der Hauchlaut als *eine* Stütze der Verlängerung angeſehen werden muß, ſo wie auch Cicero Orat. 48. die literam H im Worte *inhumanus* mit andern Conſonanten zuſammenſtellt. Wenn wir auch zugeben, daß ſich die Länge der Endſylbe in *despexit* bei Catull. LXIV, 20. und *impediit* bei Valer. Fl. VIII, 259. vor hymenaeos durch die Kraft der Arſis genügend erklären laſſe, und daß auch der virgiliſche Vers Aen. XI, 69. Seu mollis violae, seu *languentis hyacinthi* in Vergleichung mit dem ovidiſchen Met. II, 247. Mygdoniusque Melas et *Tenarius Eurotas* nicht auffallen könne: ſo wird es doch ſchon ſchwieriger, aus dem virgiliſchen Verſe Georg. II, 5. Muneribus, tibi pampineo *gravidus auctumno*, wo die Kraft der Arſis durch zwei vorangehende Kürzen unterſtützt wird, ein Beiſpiel für den Vers Ecl. VI, 53. Ille latus niveum molli *fultus hyacintho* herzunehmen, und für Georg. IV, 137. Ille comam mollis jam tondebat hyacinthi, noch mehr für Catull. LXVI, 11. Qua rex tempestate *nova auctus hymenaeo*. Virgil konnte auch das h in hyacinthi um ſo mehr wie einen Mitlaut behandeln, da die Lateiner ihr vaccinium aus hyacinthion gebildet haben. Die Kraft der Arſis bedurfte in dieſen Fällen durchaus der Stütze des Hauchlautes, wie die Präpoſition *inter* bei Propert. II, 28. 29. und das Zahlwort *tertius* zu Anfange eines ſapphiſchen Verſes bei Auson. Profess. VIII, 9. Warum ſollten auch die Römer nicht den Hauchlaut für eine Art der Mitlaute haben halten dürfen, da ſie wußten, daß die Sabiner oft ein f dafür gebrauchten, und *filius* daher aus dem griechiſchen *υἱός* für *φυϊός* abgeleitet wird, ſo wie die Spanier aus filio wieder *hijo* gemacht haben. Auch leitet Servius die Faliscos von Haliscus ab, ſo daß die Namen *Halesus*, *Galesus*, *Falesus* und *Valesus*, urſprünglich Eins zu ſeyn ſcheinen, wie *hostis* oder hospes, *fostis* und Gaſt, oder *hepar*, *jecur* und כָּבֵר, zumal da auch in der Formation der Wörter hs ſowohl als vs in x überging, z. B. *veho*, vexi; nix, *nivis*.

Nach Cicero's Bemerkung Orat. 48. war bei den ältern Römern das H nur bei Selblauten in Gebrauch, und Quintilian I, 5, 20. ſagt, daß auch ſelbſt hier der Gebrauch desſelben ſehr ſparſam war, wie denn auch die griechiſchen Äolier, die nächſten Stammverwandten der Lateiner, als *ψιλωταί* bekannt ſind. Deſſen ungeachtet zeigt der Name des *Ahala*, daß man ſchon früh anfing, lange Selblaute durch Einſchiebung eines Hauchlautes zu dehnen, was dann zur Unterſcheidung gleichlautender Wörter, wie *cors* (Hürde) und *cohors* (Horde), benutzt ward. So ſagten nach Quintilian die ältern Tragiker *mehe* für me, ſtatt daß das aus mibi hervorgegangene *mihi* in mi zuſammengezogen wurde; und auch bei den Mitlauten c, p, t, wurde der Hauchlaut in manchen Wörtern, wie *pulcer*, *triumpus*, *Kartago*, ſo gewöhnlich, daß Cicero ihn nicht wieder zu verwerfen wagte. Andere kannten dagegen ſo wenig ein Maß im Gebrauche des Hauchlautes, daß Catull ein eigenes Epigramm LXXXIV. darüber ſchrieb; und obgleich Cicero Oto noch erträglich fand, riß doch der Gebrauch des Hauchlautes unter den Kaiſern ſo ein, daß Hadrianus und Otho faſt nie ohne denſelben gefunden werden. Zu Folge einer Bemerkung des Gellius II, 3. ſuchte man dadurch, nach dem Muſter der attiſchen Mundart unter den Griechen, dem Laute der Wörter mehr Friſche und Kraft zu geben; allein faſt ſcheint es, als habe man in dem Have, welches man den Todten zurief, dem Hauchlaute noch eine beſondere Heiligkeit zugeſchrieben. Urſprünglich gehörte der häufige Gebrauch des Hauchlautes dem Sermo rusticus an, Gell. XIII, 6., aus welchem er immer mehr in den Sermo urbanus überging, bis endlich, was oft ſehr willkürlich und für uns auf keine Weiſe bindend geſchah, beſondere Regeln gegeben werden mußten, wo ein H zu ſchreiben ſei oder wo nicht.**) Außer der Etymologie befragte man das Ohr, und ſchrieb darum vorzüglich die mit ir, auch er und is, anfangenden Wörter bei folgenden Conſonanten mit dem Hauchlaute, z. B. *Hermiones* und *Hermunduri*, obwohl Arminius.

Bei den Teutſchen ging das K leicht in Ch, und dieſes wieder in H über, welches dann auch wohl ganz verſchwand, z. B. *Catti*, Chatti, Hassi; *Chattuarii*, Hattuarii, Attuarii. Etwas Ähnliches ſcheint auch bei den ältern Lateinern Statt gefunden zu haben, ſofern ſie aus *χαπρός*, *aper*, aus *χήν*, Gans, *anser*, bildeten. In den puniſchen Namen wurde für ח oder ע gewöhnlich H geſchrieben, z. B. *Hannibal*, *Hasdrubal*, ſtatt daß die Griechen lieber den Spiritus lenis ſetzten. Aber ſo wie keine Regel über den Hauchlaut bei den Römern allgemein geworden iſt, ſo auch dieſe nicht: denn der weibliche Name von *Hanno* wird Anna geſchrieben, und auch für *Johannes*, welches *Eutyches* bei Putsch. p. 2312 extr. mit Recht vorzieht, findet man bei Tacitus H. V, 12. Joannes, während doch der Italiäner, welcher jedes H gleich dem Franzoſen meidet, dafür Giovanni ſagt. Der Franzoſe hat doch in manchen Wörtern das H noch beibehalten, und läßt es auch wohl, wie der Spanier, für f eintreten, z. B. *hors* für foris; der Italiäner aber hat jedes H verſtoßen, ſofern es Hauchlaut iſt, und ſelbſt den lateiniſchen Namen des-

**) S. Grammat. ed. *Putsch*. p. 1722 sqq. 2311 sqq.

Digitized by Google

ſelben in *aha*, *ahha*, *acca* umgeändert, woraus wieder die franzöſiſche Benennung *ache* oder *asch* hervorgegangen iſt. Es iſt demnach dem Forcellini nicht zu verargen, wenn er meinte, die römiſche Schreibart der Interjectionen *ah* und *vah* könnte ſich wohl auf eine Apokope von aha und vaha gründen, obwohl die eigentliche Urſache davon iſt, weil die Interjectionen mehr gehaucht als geſprochen werden. Bei allen Urvölkern kommt daher der Hauchlaut unter den Interjectionen vor, wiewohl ihn die Griechen ſchon meiſt abgeworfen haben; bei den Römern aber vorzüglich zwiſchen zweien Selblauten, wie *ehe*, *ehem*. *eheu*, *eho* für evoe, *εὐοῖ* oder *αἰβοῖ*, und *ohe* für *ὠή*, woher ovare (juchhe'en) ſtammt. Auch *ha* wird in *ha ha he* wiederholt, um das Lachen zu bezeichnen, welches zwar der Franzoſe ſo gut durch ha, ha, ha! als ah, ah, ah! wiedergeben kann, aber der Italiäner, der nicht einmal holà zu ſprechen vermag, nur durch ah ah, ahi, wiedergibt.

Nicht alle Interjectionen, die mit einem Hauchlaute beginnen, ſind aber bloße Naturlaute, ſondern zum Theil künſtlich gebildet, wie das *har*, *hi*, *hot* der Fuhrleute aus *her*, *hin*, *fort*, wenn gleich eben dieſe Wörter urſprünglich aus Hauchlauten hervorgingen. Denn ſo wie der Hebräer aus den Interjectionen הָה und הוֹי die Pronomina הוּא הִיא (er, ſie, es) gebildet hat: ſo iſt auch das germaniſche *he*, *het* für er, es, altgriechiſch ἵς, ἵ oder ἵς, ἵ, lateiniſch is, id, gothiſch is, ita, hervorgegangen, gleich den griechiſchen Artikeln und dem lateiniſchen hic, haec, hoc. Daß auch die alten Teutſchen ein ſolches Pronomen hatten, erhellet aus dem gothiſchen *himmadaga* im Dativ, und *hinadag* im Accuſativ; und wie daraus die Griechen ihre Partikeln ἕως. (Gen.) und ἵνα (Accus.), die Lateiner hinc, hac, huc, bildeten, ſo die Teutſchen her, hier, hin, und die Zuſammenſetzungen heute, heunt, heuer. Umgekehrt ließen die Lateiner die Stammform des Genitivus hujus unter die Interjectionen zurücktreten, und bildeten daraus *heus* te, *hei* mihi, *hem* illum: denn nur ſo erklärt ſich ihr verſchiedener Gebrauch, wie der Umſtand, daß heus bei perſönlichen, heu bei abſtracten Gegenſtänden geſetzt wird, z. B. *heus* puer, *heu* nefas! Mit Unrecht hat man daher heu mit dem griechiſchen φεῦ verglichen, woraus vielmehr die Formen *phui*, *hui* oder *huhu* abſtammen; dagegen läßt ſich die Dativform *hoi* mit dem griechiſchen οἴμοι zuſammenſtellen. Sobald man aber den Zuſammenhang der älteſten Pronomina mit den Interjectionen kennt; ſo iſt damit noch ein weiteres Feld der Ableitung eröffnet: es mag genügen, hier nur noch Hahn, Henne, Huhn als urſprüngliche Bezeichnung für er, ſie, es anzuführen, um dafür zu bemerken, daß auch das Hauchen, halare, in vielen Sprachen durch den Hauchlaut bezeichnet worden. Hat gleich der Grieche in ἄω den Hauchlaut abgeworfen, ſo kehrt er doch in εὕδω wieder, wie bei ἕως aus ἠώς, und ἥλιος aus ἕελιος: denn da die Bezeichnungen der Luft auf das Licht übertragen werden, ſo diente der Hauchlaut auch zur Bezeichnung des Glanzes, wie in hell von hallen, und überhaupt des Pikanten, wie in ἅλς. Der Sauſelaut im lateiniſchen *sol* und *sal* kann nicht irren, ſobald man beachtet, daß auch aus dem Halle der Schall ward.

Auch das Hohe wurde im Teutſchen durch den Hauchlaut bezeichnet, und dadurch wurde er die Wurzel vieler Wörter in der teutſchen und lateiniſchen Sprache, welche aufzuzählen zu weitläuftig ſeyn würde, nur anführend, daß bei den Teutſchen aus dem Hohen auch der Begriff des Hegenden und Schützenden hervorgegangen zu ſeyn ſcheint. Dagegen mag hier noch die Bemerkung ſtehen, daß der Grieche bei der Bildung ſeiner Verben die Vergangenheit eben ſo ſymboliſch durch den Hauchlaut, als die Zukunft durch den Sauſelaut charakteriſirte; weil ihm aber der Hauchlaut zwiſchen zweien Selblauten beſchwerlich fiel: ſo verhärtete er nach einem Selblaute den Hauchlaut entweder in κ, wie *βέβηκα*, oder ließ ihn ganz weg, wie *βέβαα*. Endlich dient der Hauchlaut zur Bildung verſchiedener Ausrufe und Lockwörter, wie hull = hulle beim Locken der Gänſe, *hélas!* beim Klagen, *holla* beim Ausruf, das *Hallo* der Jäger, *Haro* der Normanen und *Hurrah* neuerer Kriegsvölker. Hieher gehört auch wohl das *Hom* der Lamadiener: Hom, ſagen die Tibetaner, ſei aller Magie und Zauberung ſchmückender Anfang und Ende, weil ſie dabei beſtändig ihr Hom-mani-peme-hum beten. Die Schlußſylbe dieſer Zauberformel *Hum* oder Chum kann auch verdoppelt oder verdreifacht werden; und *Hom* iſt das Anfangszeichen jeder gemeinen Schrift.

Völker, die in ihrer Sprache wenig Mitlaute haben, wie die Bewohner der Inſeln im großen Ocean, gebrauchen den Hauchlaut deſto häufiger dafür. Das gemeine Volk bedient ſich des Hauchlautes auch zu ſcherzhafter Wiederholung, wie holterdiepolter, welchem ähnlich ein dummer Bauer den Mönchsausdruck taliter qualiter in halterdiequalter umbildete, ſo wie das Hokuspokus nach Kant aus hoc est corpus meum verdreht ſeyn ſoll. Hackemack, iſt eine in Ober- und Niederſachſen übliche Benennung des gemeinſten Pöbels, wofür man in Lübeck auch Hack und Pack ſagt, woher das unter dem Schiffsvolke übliche Schimpfwort Hackepack zu kommen ſcheint. Das Hackematack-Pflaſter wird aber aus dem Gummi tacamaliacae bereitet, deſſen Namen man in Hackmatack oder Hackelmatackel verdreht hat. Am reichſten in dergleichen Wortbildungen iſt aber wohl die engliſche Sprache, in welcher das Hocuspocus der Taſchenſpieler auch Hiccius-Doccius (i. e. hic est sanguis meus) genannt wird, woraus man ein Adjectiv hicksius-doxius für betrunken gebildet hat. So wird ein Kobold oder Poltergeiſt Hobgoblin genannt, und eine kurze, ungeſchickte Perſon Hoddy-doddy oder Humpty-dumpty, welcher letztere Ausdruck auch Bier und Branntewein zuſammengekocht bezeichnet. Denn die Engländer bedienen ſich dieſer Art von Wortbildungen vorzüglich da, wo wir die Wortſtämme mit i und a zu verbinden pflegen: ſtatt unſers Miſchmaſchs ſagen ſie Hodge-podge, und higgledy-piggledy, wie

Digitized by Google

Kraut und Rüben unter einander; ſtatt unſers Wirrwarrs im Tumulte Hurly-burly oder Hubbub, und ſtatt unſers Schnickſchnacks oder eines unverſtändlichen Gepappels Hubble-bubble. Mit dem letztern Ausdrucke bezeichnet man auch den indiſchen Calun oder das Inſtrument, vermittels deſſen man durch Waſſer Tabak raucht; Humstrum iſt aber der verächtliche Name einer Geige, wogegen Humdrum als dumm und faul wie eine Hummel ſchilt. Havi-cavy heißt unſchlüſſig oder zweifelhaft, habnab oder hobnob aufs Gerathewohl, und Hugger-mugger ein Gemuck oder ein heimlicher Winkel, wo man verſtohlener Weiſe böſe Dinge treibt. Die Benennung eines Wiedehopfs Hoopop kommt freilich aus dem lateiniſchen Upupa, und die Benennung eines Überall und Nirgends, der keine beſtimmte Stelle hat, Here and Thereian, iſt aus den Wörtern here and there hergenommen; aber die Bezeichnung eines gedankenlos und in groper Eile überall umher Laufenden durch running harum-scarum fließt bloß aus der Gewohnheit, vermittels des H-Lautes ſcherzhafte Redensarten zu bilden.

2) als Schrift- und Kürzungszeichen. Was für eine Hieroglyphe das phönikiſche ה war, läßt ſich aus ſeinem, wie es ſcheint, bloß techniſchen Namen nicht errathen; daß aber das ח, woraus das lateiniſche H hervorging, ſeinem Namen Chet zu Folge den Umriß der Welt bezeichnete, habe ich im Artikel Acht***) (in philologiſcher Hinſicht) zu zeigen geſucht. Statt daß die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift die Ober- und Unterwelt durch zwei Halbkreiſe darſtellt, wählten die Phöniker, ihrer Vorſtellung vom Himmel gemäß, der nach ihrer Anſicht wie eine Zeltdecke auf vier Himmelsſäulen ausgeſpannt war, zwei Vierecke dafür, die mit einander verbunden den eben ſowohl durch Abrundung der Ziffer 8, als durch Weglaſſung des obern und untern Verbindungsſtriches dem altgriechiſchen *H* die eben angegebene Geſtalt gaben. Die Griechen nannten dieſes Zeichen, ſo lange ſie es noch als Hauchlaut gebrauchten, wahrſcheinlich *Heta*, und ſpäter erſt *Eta*, da es für ein langes *E* gebraucht ward, wogegen die beiden Hälften des *H* den Spiritus asper (⊢) und Spiritus lenis (⊣) bezeichneten. Hieraus entſtanden mit der Zeit die kürzeren Bezeichnungen Ⱶ und ꞌI, welche erſt nach dem zwölften Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung in ʽ und ʼ abgerundet und über die Selblaute der kleineren Schrift geſetzt wurden, ſtatt daß ſie den Selblauten der größern Schrift vorgeſetzt werden. Aus dem phönikiſchen ה hatten die Griechen den Selblaut *E* gebildet, welcher urſprünglich den Namen *Eĩ* führte, und ſowohl für ει und η als für ε gebraucht ward, ſo wie das *O*, οὖ genannt, zugleich für ο, ου und ω galt. Wie nun das *O* ſpäterhin zum Unterſchiede vom Ὦ μέγα den Namen Ὂ μικρὸν erhielt, ſo nannte man das *E* zum Unterſchiede vom langen *H*, das urſprünglich ein Hauchlaut war, Ἒ ψιλόν; vielleicht wollte man aber auch zugleich damit andeuten, daß die meiſten mit η anfangenden Wörter den ſtärkern Hauch hätten, wie das Ὕ ψιλὸν daher ſeinen Namen erhielt, weil mit Ausnahme des äoliſchen Dialekts alle mit υ anfangenden Wörter den ſtarken Hauch erhalten.

Alle dieſe Veränderungen des griechiſchen Alphabets geſchahen nicht auf Einmal, noch überall in Griechenland zu gleicher Zeit, weßhalb ſich über den verſchiedenen griechiſchen Schreibgebrauch keine zuverläſſigen Zeitbeſtimmungen geben laſſen. In den älteſten Inſchriften erſcheint der Hauchlaut auch vor ſolchen Wörtern, die ſpäter nur den gelinden Hauch hatten, z. B. *HEΛΠΙΣ* für ἐλπίς; wobei man jedoch nicht anzunehmen braucht, daß das *H* auch den gelinden Hauch bezeichnet habe, weil im Griechiſchen der Hauchlaut überhaupt ſehr wechſelte, und ἐλπίς namentlich in der äoliſchen Mundart ein Digamma zuließ. Daß man mit dem Gebrauche des *H* ſehr ſparſam war, ſieht man daraus, daß man es vor υ, wo es ſich von ſelbſt verſtand, gewöhnlich wegließ, wie in der Potidäa-Inſchrift *ΥΠΟΔΕΧΣΑΤΟ*. In ſpätern Inſchriften ließ man auch in andern Fällen den Hauchlaut weg, wie in der bekannten Helminſchrift aus der Zeit des Syrakuſers Hiero nur Θ für ὁ geſchrieben worden; und ſelbſt für die Umſchreibung der gehauchten Mitlaute χ, ψ, ϑ, ϱ nach lateiniſcher Weiſe fehlt es für die ältern Inſchriften an ſichern Beweiſen. Statt daß den Griechen, da ſie ה und ח in *E* und *H* umſchufen, der Hauchlaut fehlte, hielten dagegen die Erfinder der Runenſchrift, welche den Hauchlaut ſogar vor Mitlaute ſetzten, vor welchen ſie in unſerer Sprache nicht mehr üblich ſind, die Bezeichnung des E für überflüſſig, theils weil ſie für den jetzt in allen Endungen unſerer Sprache üblich gewordenen Elaut andere Vocale hatten, theils weil ſein ſchwacher Laut der Bezeichnung kaum werth ſchien: wo ſie ſeine Bezeichnung nöthig fanden, ſetzten ſie ein J oder auch A dafür. Als daher Ulfila ſein Alphabet aus griechiſchen Buchſtaben zuſammenſetzte, ſchuf er das η um ſo mehr wieder zum Hauchlaute um, da er für den Elaut auch den Diphthong ai gebrauchte. Die Ruſſen nahmen das χ zum h, und nennen es her ſtatt chärr.

Die äthiopiſche Sylbenſchrift hat einen lindern Hauchlaut, *Hoi*, und einen ſtärkern, *Haut* genannt, die vermuthlich dem arabiſchen He (ה) und Hha oder Cha (ח) entſprachen, wie der dritte Hauchlaut des äthiopiſchen Alphabets *Harm* dem koptiſchen Hori, welches dem Alphabete griechiſches Stammes aus der ägyptiſchen Schrift hinzugefügt zu ſeyn ſcheint. Die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift bezeichnete, da ſie gleich der phönikiſchen nur Mitlaute ins phonetiſche Alphabet aufnahm, die Vocale der Griechen mit denſelben Conſonanten, aus welchen die Griechen ihre Vocale gebildet hatten, das ε demnach durch den Hauchlaut. Champollion hätte bei ſeinen Entzifferungsverſuchen dieſes ſogleich bemerken ſollen, da er in den Hieroglyphen die Vocale ſelten bezeichnet fand; ſtatt deſſen lieferte er anfangs faſt ſo viele Vocale als Conſonanten, ohne zu ahnen, daß dieſe Vocale nur willkürlich aufgegriffene Stellvertreter derſelben ſind, und namentlich der Elaut nach Champollion's eigener Entzifferung im Namen des Kaiſers Hadrianus als H erſcheint. Als ſolcher Hauchlaut ſteht dieſes Zeichen im perſiſchen Namen des Xerxes

***) S. 1. Bd. S. 318 ff.

Khſchharſcha auf der in Paris befindlichen Vaſe, wodurch meine Entzifferung der Keilſchrift buchſtäblich beſtätigt wird. St. Martin ließ ſich aber durch Champollion's Irrthum verleiten, das einem Franzoſen unausſprechbare H für ein E zu halten, und darnach faſt allen übrigen Buchſtaben des Keil=Alphabetes, die nicht durch die Namen Khſchharſcha und Darheuſch, wofür ſchon ein Landsmann vor ihm in der Description de l'Egypte Darheyuſch zu leſen vorſchlug, oder durch den Namen des Hystaspes als gewiß gegeben waren, einen andern Gehalt zu geben. Ob nun gleich St. Martin außer den von mir entlehnten Beweiſen nichts Erweisbares aufſtellte, machten doch die Pralereien des franzöſiſchen Akademikers einen ſolchen Eindruck auf Roſenmüller, daß er ſogleich in ſein Handbuch der bibliſchen Archäologie die gelehrte Bemerkung eintrug, ſtatt Khſchharſcha habe St. Martin richtiger Khſchhéarſcha geleſen.

Das H bezeichnet die phonetiſche Hieroglyphenſchrift den eben angeführten Bemerkungen zu Folge durch zwei Federn, bald links, bald rechts, bald gegen einander gekehrt. Dieſe ſcheinen demnach nur bedeutſame Ausmalungen der beiden Hauptſtriche im H zu ſeyn: denn daß die ägyptiſche Hieroglyphenſchrift manche Buchſtaben den phönikiſchen ähnlich malte, ſieht man aus dem ägyptiſchen Schné (Garten) mit drei Bäumen, verglichen mit dem phönikiſchen Schin oder hebräiſchen ש. Gleich dem griechiſchen *H* wurde der Hauchlaut der Hieroglyphenſchrift zugleich zur Bezeichnung des η und ι zu Folge des Itacismus benutzt; und ſo wie die Griechen das H in zwei Hälften theilten, um die beiderlei Spiritus zu unterſcheiden: ſo findet man im Hieroglyphen=Alphabete nach Champollion's Entzifferung die eine Feder für ein A, die andere für ein O, beide auch wohl für ein E gebraucht. Die Keilſchrift, die durchaus in dreierlei Weiſe für ſich allein beſteht, bezeichnet den Hauchlaut durch ein aus Hauptkeil, Winkel und Querkeil zuſammen geſetztes Zeichen; in der aus dem phönikiſchen Alphabete gefloſſenen Pehlwiſchrift ſind dagegen die geraden Striche des ה nur krumm gezogen. Im äthiopiſchen Alphabete hat das Hoi die Geſtalt eines lateiniſchen U bekommen, welches in Verbindung mit ū oder e ganz dem indiſchen Zahlzeichen für 5 gleicht. Dieſes aus dem fünften Buchſtaben des phönikiſchen Alphabets hergenommene Zahlzeichen erſcheint in unſern alten Drucken aus dem funfzehnten Jahrhundert noch ganz dem indiſchen ähnlich (ч); bald darauf ſchrieb man dasſelbe mit einer kleinen Abänderung dem indiſchen Zeichen für 6 ähnlich, welches bei den Arabern, gleich wie in unſern alten Drucken, die Urgeſtalt der 5 hat, was leicht zum falſchen Leſen verleiten kann; und durch die Umkehrung dieſes Zeichens entſtand allmälig die heutige 5. Dieſe 5 hat bei den Arabern die Geſtalt des o erhalten; im Chineſiſchen ſieht dagegen das Zeichen der 5 demjenigen phönikiſchen ה gleich, aus welchem durch Umkehrung das griechiſche *E* ward. Dieſes griechiſche *E* iſt auch bei den Äthiopen, die ihre Ziffern aus dem griechiſch=koptiſchen Alphabet hernahmen, das Zeichen für 5 geworden; wogegen in der Déwa=Nagaré=Schrift das griechiſche *E* für 6 gilt, und ein lateiniſches u für 5.

Im etruskiſchen Alphabete hat das H noch die Urgeſtalt des Weltumriſſes, theils in zwei Vierecken, theils in zwei Halbkreiſen dargeſtellt; in der altſikeliſchen Schrift ging dieſes Zeichen in die Figur eines *Θ* über, welches auch viereck= oder rautenförmig geſchrieben ward. Bei den Römern hatte das H gleich anfangs die Geſtalt des griechiſchen *H*, wovon man in der tironſchen Notenſchrift entweder einen untern und einen obern Halbſtrich, oder auch nur den letztern bei Abrundung des übrigen wegließ. Hieraus entſtand die Figur des kleinen h, die man bei den Römern ſchon im dritten Jahrhunderte nach Chriſtus Geburt, bei den Griechen aber, wo daraus das η hervorging, noch früher findet. Auch bei Ulfila hat das H dieſelbe Geſtalt, obwohl im koptiſchen Alphabete das Hida noch die frühere Form hat; im Walachiſchen haben H und N ihre Figuren gegen einander umgetauſcht, im Wäliſchen ſind beide wenig von einander unterſchieden. Im Ruſſiſchen finden ſich dieſelben Bezeichnungen, wie im Walachiſchen, aber das Ita wird Iſche genannt, weil es i gilt; das X iſt dagegen zu einem H geworden, wie im Hunnenalphabete und in jeder Runenſchrift, wo man auch vermittels verſchiedener Durchſtreichung ein G oder K daraus gebildet hat. In Büttners Vergleichungstafeln findet man das altphönikiſche oder tuskiſche, altgriechiſche oder lateiniſche, das hunniſche oder ruſſiſche H, und das H der Runenſchrift unter den keltiberiſchen Runen beiſammen. Das deutſche H iſt aus dem Lateiniſchen der kleinern Schrift herausgebildet; die übrigen gebildeten Völker Europa's haben die altlateiniſche Schrift wieder eingeführt, aus welcher die Italiener das H in ihrem Alphabete beibehalten, ob ſie es gleich weder ſprechen noch für gewöhnlich ſchreiben, ſondern es nur zur Unterſcheidung der 4 Präſensformen des Verbums avere, *ho*, *hai*, *ha* und *hanno*, von o (oder) ai und a als Artikeln, und anno (Jahr), und zur Erhaltung des G= und K=Lautes in *ghe*, *ghi*, *che*, *chi*, gebrauchen. Bei den Franzoſen wird der letzte Zweck durch die Schreibung gue und gui, que und qui erreicht, weil ſie che und chi noch ſtärker ziſchen als ce und ci.

Die Römer erſetzten durch das h nach p, c, t und r, die mangelnden Zeichen des griechiſchen Alphabetes φ, χ, ϑ, ῥ, und trugen dieſe Schreibart auch auf germaniſche Namen über, z. B. *Rhenus*, *Ataulphus*, *Tenchtheri*. Die Teutſchen haben dieſe Schreibeweiſe aus dem Mönchslatein noch in vielen Namen beibehalten, und Manchen koſtet es eben ſo viele Überwindung, Adolf zu ſchreiben, als Elefant. Andere ſind wieder zu weit gegangen, und haben nicht nur Elefant, dem das Elfenbein zur Seite ſteht, ſondern auch rein griechiſche Wörter, wie Philoſoph, mit einem F geſchrieben, ohne zu bedenken, daß ſo die Römer ſchon geſchrieben haben würden, wenn ſie es für rathſam gefunden hätten. Der Einwand, daß die Römer, wie Priſcian ausdrücklich verſichert, das griechiſche φ mit gepreßtern Lippen ſprachen als ihr f, mithin zwiſchen ph und f ein Unterſchied zu machen war, bei uns hingegen der Grund wegfalle,

Digitized by Google

iſt nichtig, weil wir bei der Unterſcheidung zwiſchen ph und f noch hoffen dürfen, einmal wieder zur rechten Ausſprache des ph zu gelangen, wie wir auch zur richtigen Ausſprache des griechiſchen σχ gelangt ſind, was nicht ſo leicht geſchehen wäre, wenn wir für ſch ein beſonderes Zeichen gehabt hätten, wie die Ruſſen. Wäre die Schreibart Härä für Here nicht durch Lichtenberg lächerlich gemacht, wer hätte uns die richtige Ausſprache des griechiſchen η wieder zurückgeführt? und wer würde die richtige Ausſprache des griechiſchen φ je zurückführen können, wenn es allgemeine Sitte würde, Filoſof zu ſchreiben? Wenigſtens erſchwert eine ſolche Schreibung das richtige Sprechen in griechiſchen Wörtern ſehr, und iſt in ſo fern als eine Mißgeburt der neuern Zeit zu verwerfen. Das Leſen für die Kinder wird dadurch nicht erſchwert, ſobald man ihnen ſagt, daß ph jetzt wie ein f geſprochen wird; die leſenden Kinder mögen alſo immerhin ph wie ein f ausſprechen, ſo lange es überall noch ſo geſprochen wird, wie ſie auch für s, c, h, a, c, h nur sche, a, che zu buchſtabiren angefangen haben; aber die Schreibart braucht darum nicht verändert zu werden, zumal da man dieſe Schreibart doch nicht in die lateiniſche Sprache einführen kann oder darf. Was über Ch und sch, oder richtiger sh, zu merken iſt, ſehe man im Artikel *C*.

Die Römer mißbrauchten ſchon das H zu willkürlicher Unterſcheidung mancher Wörter, wie *pro* und *proh*, oder wie *Agroetius* bei Gothofr. p. 1350. bei Putsch. p. 2272. zwiſchen *arundo* (Rohr) und *harundo* (Rohrgeſchoß) unterſcheidet; viel weiter haben dieſes die Teutſchen getrieben, welche das H als bloßes Dehnungszeichen langer Selblaute benutzten. Hätte man hinter jeden gedehnten Selblaut ein H geſetzt, ſo wäre gegen ein ſolches Mittel zur Erhaltung der richtigen Ausſprache nichts zu erinnern; allein man hat dieſes nur vorzüglich vor fließenden Mitlauten, z. B. *kahl, Kahm, Kahn, Wahl, Wahn, wahr*, und auch hier nicht immer, z. B. *schal, Scham, Schar* oder *Schaar*. Man unterſchied, wo möglich, gleichlautende Wörter durch dreierlei Schreibweiſe, z. B. *kam* von kommen, und dem gemäß *maſs* und *Maaſs*; *Waal* und *Wal* als Fremder, *Waare* und *war*, und erſchwerte dadurch die Regeln der teutſchen Orthographie mehr, als man dadurch an Deutlichkeit gewann, weil bei den meiſten Wörtern dieſer Art entweder immer noch Verwechſelungen möglich, oder weit ſeltener ſind, als zwiſchen *Sein* und *Seyn* in dem bekannten Monologe: Seyn oder Nichtſeyn iſt die große Frage, wenn dieſes ein liebendes Frauenzimmer ſpricht. Bei einem i wählte man, das Pronomen ihr ausgenommen, zum Dehnungszeichen ein e, welches dann in einzelnen Fällen noch ein h zuließ, wie *stiehlt* von stehlen; doch geht aus den Unterſcheidungen zwiſchen *Stil, Stiel, stiehl* und *still* hervor, daß ie eigentlich die Stelle des doppelten i vertritt. So oft mit dem gedehnten Selblaute in derſelben Sylbe ein t enthalten war, ſchob man das h hinter daſſelbe zurück, z. B. *Wuth, Werth*, und ſo auch *Gluth* und *Farth*, wofür man wegen *glühen* und *fahren* wieder *Gluht* und *Fahrt* eingeführt hat. Hier führten die Formen glüht und fährt für glühet und fähret auf die Verbeſſerung der alten Schreibeweiſe, wiewohl auch Manche bloß Glut und Fart, z. B. in Hoffart für Hochfahrt, ſchreiben; aber in *Muth* hat man noch nicht aus bemüht die richtige Schreibart geſtellt, und ſo wird noch lange in der teutſchen Sprache die Verwechſelung des bloßen Dehnungszeichens hinter t mit dem altteutſchen th für ϑ, wie in *Rath* für Rede nicht verhütet werden.

Der mit dem deutſchen Dehnungszeichen getriebene Unfug veranlaßte mehrere Gelehrten älterer und neuerer Zeit zum unmäßigen Eifer dagegen; aber immer fand der Unfug ſeine Fürſprecher, theils weil die Eiferer dagegen meiſt zu weit gingen, und das Gute mit dem Schlechten tilgten; theils weil die leidige Unterſcheidungs- und übertriebene Verdeutlichungsſucht der teutſchen Sprachforſcher ſo viele Willkür in die Regeln der Orthographie gebracht hat, daß eine Radicalkur kaum mehr möglich iſt, und nur von der Zeit eine allmälige Verbeſſerung erwartet werden darf, wie denn auch ſchon Manches verbeſſert worden iſt. Ohne mich weiter dabei aufzuhalten, will ich noch den Gebrauch des H als Kürzungszeichen im Lateiniſchen aufführen: denn für die teutſche Schrift iſt wenig mehr zu merken, als Hl. für Heller und Hr. für Herr, oder H. für Heinrich, Herzog, Heft, Hauptſtück u. dgl. Das H als muſikaliſche Bezeichnung, im Franzöſiſchen le *si*. erfordert eine beſondere Behandlung; das ſogenannte *Haquadrat* ♮ nimmt man richtiger für ein eckiges b. Im römiſchen Calender bezeichnete H den letzten der acht Nundinaltage; aber *HS* für Sestertius oder 2½ Asses iſt aus einer römiſchen II. in Verbindung mit S für semis entſtanden, indem man zur Erleichterung des Druckes, ſtatt das Ganze zu durchſtreichen, wie es bei ℔ für lb. oder libra geſchieht, ſtatt der durchſtrichenen II ein H wählte. Nach römiſcher Schreibeweiſe würde ein Strich über der H 2000 bedeuten; doch bezeichnete man ſo auch in Inſchriften die Zahlwörter secundus, iterum. Ein einzelnes H kann für das Adverbium oder Pronomen *hic* ſtehen; auch für das Verbum *habere*, für die Subſtantive *hora*. *homo*, *heres*, *honor*, und das Adjectiv *honestus*; auch für *hostis* in H. O. = hoste occiso, für *hasta* in H. P. = hasta pura, welches jedoch noch öfter hic posuit bedeutet; endlich *Hispania* in H. V. = Hispaniae utriusque, welches gleichwohl auch hoc vivas, hoc volens, hoc votum, honestus vir und horis quinque bedeuten kann. *H. H* heißt daher heredes oder Hispaniae oder honestus homo.

Als Beiſpiele der angegebenen Bedeutungen von H mögen folgende dienen:

H. F. oder auch F. H. *hic* fundavit, *hoc* fecit, *heres* fecit oder filius *heres*, femina *honesta*.

H. J. oder J. H. *hic* jacet oder justus *homo*.

H. Q. *hic* quiescit, und H. R. I. P. *hic* requiescat in pace.

H. S. *hic* situs, aber auch *hoc* solus, *hoc* sepulcrum, *heredem* solvi, *Herculi* sacrum, *hora* secunda, sestertius.

H. S. E. *hic* situs est. H. S. S. *hic* siti sunt. H. O. S. *hic* ossa sita, aber auch *haec* ollarum serica.

Digitized by Google

O. H. S. S. ossa *hic* sita sunt; aber O. H. F. ossuarium *hoc* fecit, omnibus *honoribus* functus.

B. H. M. bene *hic* maneat; aber B. M. H. E. bene merenti *hoc* erexit.

C. H. M. consecravit *hoc* monumentum, wie H. M. *hoc* monumentum, *hoc* mandavit, *hora* mortis, *honesta* mulier.

H. L. *hic* locus, *hac* lege, *hoc* legavit, *honesto* loco; daher H. L. H. N. S. *hic* locus *heredem* non sequitur.

H. M. H. N. S. *hoc* monumentum *heredem* non sequitur; aber M. H. E. mihi *heres* esto.

H. H. M. S. *heredem hoc* monumentum sequitur; aber M. H. S. M. Memoriam *hanc* sibi mandavit.

L. H. libertus *heres*, lugens *hoc;* aber J. L. H. jus liberorum *habens*.

I. H. L. S. in *hac* lege scriptum; aber Ex H. L. N. R. ex *hac* lege nil rogatur.

I. H. D. D. in *honorem* domus divinae, auch deorum s. dearum.

F. Hc. heißt familiae *herciscundae;* aber P. H. C. Praetor s. Provincia *Hispaniae* citerioris; auch ponendum *hoc* curavit, patronus *heres* curavit.

Noch merke man die Formeln:

H. K. N. *have* karissime nobis!

T. R. T. H. tuas res tibi *habeto!*

H. R. *honesta* ratio; aber H. R. E. J. Q. M. E. A. *hanc* rem ex jure Quiritium meam esse ajo.

Ho. heißt homo, hora, honor, honestus: *Hor.* Horatia tribus; *Hos.* hostis und hospes.

In der neuern Druckſchrift heißt: *h. a.* hujus anni; *h. e.* hoc est; *h. l.* hoc loco.

Wer noch mehr Abkürzungen kennen zu lernen begehrt, findet ſie bei Putsch. p. 1509 sqq. 1555 sqq. 1605 sqq. 1648 sqq. 1673. bei Gothofr. p. 1459 sq. 1456. 1510 sq. 1534. (*Grotefend.*)

H. In der Muſik iſt H der Name der ſiebenten Stufe, der ſo genannten natürlichen Tonreihe unſeres, herkömmlicher Weiſe von dem Tone C, als erſter Stufe, anhebenden Notenſyſtemes. Über den Urſprung dieſer Benennung iſt der Artikel B (Band VII. S. 4 folgg.) nachzuſehen. Das durch ein ♯ chromatiſch erhöhte H heißt His, das durch ein b erniederte ſollte Hes heißen, pflegt aber B genannt zu werden, (vergleiche auch hier den Art. B a. a. O.). Das doppelt erhöhete H würde Hisis heißen, das doppelt erniederte aber Heses oder Bes.

Die der Tonart H-dur angemeſſene chromatiſche Vorzeichnung beſteht in fünf Erhöhungszeichen oder Kreuzen ♯; für h-moll pflegt man zwei ♯ vorzuzeichnen. Siehe die Artikel Tonart und Vorzeichnung. (*Gfr. Weber.*)

H, bedeutet in der Münzkunde auf franzöſiſchen Gold- und Silbermünzen den Münzort Rochelle, auf öſtreichiſchen Münzen die Stadt Günzburg, wo dieſe Regierung vormals eine Menge Scheidemünze für das Reich ausprägen ließ. (*G. Hassel*)

HAAG, 1) eigentlich Gravenhage (Grafenhain), franzöſiſch la Haye, engliſch the Hague, lateiniſch Haga Comitum, die jetzige Hauptreſidenz des Königs der Niederlande, in der Provinz Südholland, die Hauptſtadt des nach ihr benannten Diſtricts, eine Stunde im Umfang, mit 44,000 Einwohnern, eine halbe Meile von der Nordſee, auf 52° 4′ 20″ n. B. 4° 18′ 31″ w. L. von Greenwich, 12 holländiſche Wegſtunden (20 auf den Grad) von Amſterdam, und 34½ von Brüſſel, in einer ſehr angenehmen Gegend. Sie iſt auf dem Walde erbauet, der vormals einen beträchtlichen Theil Hollands einnahm, und wovon der Haage-Buſch und das Harlemer Gehölz noch kleine Überreſte ſcheinen. In dieſem Haine, wo vielleicht ſchon unter dem Grafen Florenz II. um 1097 ein Jagdſchloß war, ſtiftete der Graf Wilhelm II. von Holland, der gegen Friedrich II. und Konrad IV. als römiſch-teutſcher König auftrat, um 1250 einen Palaſt, an welchen ſich hernach mehrere Häuſer reiheten, welches dem Flecken allmälig das Entſtehen gab. Unter Albrecht von Baiern, im Jahre 1370 war es ſchon ein anſehnliches Dorf, wo der Graf ſich öfters zum Vergnügen aufhielt, und 1527 war der Ort ſchon ſo wohlhabend, daß er die Raubſucht der Geldernſchen, unter dem bekannten Parteigänger Maarten van Roſſum, reizte, welche auf einem kühnen Streifzuge den Haag völlig ausplünderten. Der höchſte Gerichtshof von Holland hielt damals ſchon im Haag ſeinen Sitz. In den erſten Jahren des Freiheitskriegs war der unbemauerte Flecken der beſtändigen Einlagerung der Spanier ausgeſetzt, und man glaubt, daß die Delfter, die den immer wachſenden Wohlſtand und die herrliche Lage des benachbarten Orts nicht ohne Bekümmerung ſahen, aus jenem Grunde deſſen Schleifung verlangten. Doch Wilhelm gab dieſem kleinſtädtiſchen Neide kein Gehör, und unter ſeinem Sohne Moritz erhob ſich der Haag ſchon zu der Reſidenz der Generalſtaten, der holländiſchen Staaten, des Statthalters und der fremden Geſandten. Hier ward im Jahre 1609 die zwölfjährige Waffenruhe mit Spanien abgeſchloſſen, (auf der noch jetzt ſo genannten Trèves-Kamer) und der Dichter Huygens lobte um dieſe Zeit den herrlichen, noch beſtehenden und mit einer vierfachen Reihe Linden verſehenen Spaziergang Vourhout in einem trefflichen Gedicht. Neun Jahre ſpäter ſtarb hier auch der edle Oldenbarneveldt auf dem Blutgerüſt, als Opfer des Religionshaſſes und der Herrſchaft des Statthalters. Moritz wünſchte den Haag zu einer Feſtung zu machen. Dieß unterblieb aber, und der Ort iſt niemals mit Mauern umringt, ſondern immer vergrößert (vorzüglich um 1642, 1643 und 1706,) da die prächtige Außenſeite (Boutenkemt) eine Reihe Paläſte, an dem Eingang von der Waldſeite her, errichtet wurde. 1672 war der Haag der Schauplatz der fürchterlichen Mordſcenen, wobei der große Rathpenſionär de Witt, vielleicht der erſte Statsmann ſeiner Zeit, mit ſeinem Bruder als Opfer einer traurigen Verblendung des Volks einen qualvollen Tod ſtarben. Unter Wilhelm III. ward dieſe ſeine Reſidenz wirklich der

Digitized by Google

Hauptort für die Diplomatik, und bis 1714 war hier der Mittelpunkt der wichtigſten Unterhandlungen zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts von Europa. Auch hob ſich der Haag immer mehr. Die Anzahl der Wohnungen, im Jahre 1396 noch 2400, war im Jahre 1732 ſchon 6163. Die Revolution von 1795, hatte durch die Abreiſe der ſtatthalteriſchen Familie einen nachtheiligen Einfluß auf den Ort. Die Bevölkerung nahm zuſehends ab, Ludwig Napoleon verlegte die Reſidenz und alle hohe Collegien nach Utrecht und Amſterdam, und nach der Einverleibung mit Frankreich (1810) wurden eine Menge lediger Häuſer abgebrochen. Die Zurückkunft des Prinzen von Oranien im Jahre 1813 gab dem Orte ſeinen alten Glanz, wenigſtens zum Theile wieder, und er theilt jetzt mit Brüſſel die Vortheile einer königlichen Reſidenz, wozu der Haag, gelegen zwiſchen den ſchönſten Spaziergängen, einem herrlichen, noch unlängſt mit freundlichen Waſſerpartien verſehenen Gehölz, dem trefflichen, reichlich beſchatteten Weg nach dem Meere, dem niedlichen Dorfe Scheveningen mit Seebädern,*) dem Wege nach Ryswyk und Loosduinen, zwei Dörfern in der Mitte ſchöner Landgüter (Buitenplaatſen) und dem Kanale, der über das prächtige Dorf Voorburg nach Leiden führt, ſich ganz beſonders eignet. Die Nähe der Dünen bricht auch ein wenig das Einförmige der großen holländiſchen Fläche, obſchon freilich der Haag in dieſer Hinſicht die Vortheile Haarlems nicht beſitzt. Eine ſchöne Chauſſee führt nach Leiden, durch das Gehölz und an den ſchönen Villen der reichen Einwohner vorbei. Unter den vielen offnen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen zeichnen ſich aus: het Voorhout, ein doppelter, ſehr breiter Platz mit trefflichen Gebäuden an beiden Seiten: das lange Voorhout beſitzt auf der Ecke des Kreuterdyks den Palaſt des Kronprinzen, die Kloſterkirche und das ehemalige franzöſiſche Geſandtſchafshôtel, nachher die Präfectur und der einſtweilige Aufenthalt des aus England zurückgekehrten ſouveränen Fürſten, jetzt die Bibliothek: das kleine oder neue Voorhout endigt am Tomnoveld, worauf das Schauſpielhaus ſteht, und am Vijverberg, einem Spaziergange zwiſchen einer Reihe ſtattlicher Gebäude und dem Teich (vijver) der an der einen Seite die Gebäude der alten ſtatthalteriſchen Reſidenz umſpült: das Plein iſt der Paradeplatz, wo die verſtorbene Fürſtinn, Witwe des letzten Statthalters, Mutter des Königs, mit der Herzoginn von Braunſchweig, ihrer Tochter, des Winters wohnte. Die Breite dieſer Plätze, die Schönheit der Bäume, womit ſie in vier bis fünf Reihen geſchmückt ſind, das Ländliche der Umgebung, Alles dieß gibt dem Haag ein vorzüglich freundliches, einladendes Äußeres, und hat wohl zum Theil die Wahl der Reſidenz beſtimmt. — Die vorzüglichſten öffentlichen Gebäude ſind: 1) der neue, erſt kürzlich vollendete königliche Palaſt in dem Nordende oder der ſcheveningſchen Straße, wo vorher der alte Hof ſtand, der den Prinzen von Oranien gehörte, und einen ziemlich großen Garten beſitzt, welcher zum öffentlichen Spaziergange dient. 2) Der vormalige Hof der Statthalter mit den Verſammlungsſälen der hohen Collegien, ein Viereck bildend, das um einen offnen Platz (het Binnenhof) her gebaut iſt, der für Jedermann immer offen ſteht; die vormaligen Zimmer der ſtatthalteriſchen Familie, nachher von König Ludwig Napoleon mit vielen Koſten verändert, ſind jetzt verlaſſen. Merkwürdig iſt der Verſammlungsſaal der zweiten Kammer der Generalſtaten, mit dem königlichen Throne. 3) Die ſchon erwähnte Treves Kamer, der Saal der Staten von Holland; 4) die vormals franzöſiſch-reformirte, jetzt (ſeit König Ludwig) katholiſche Kirche; 5) der große Lotterieſaal, im Jahre 1651 der Sitz des großen Statsconvents zur Einrichtung einer Regirung ohne Statthalter; vor dieſem Saale wurde Barneveldt enthauptet, und man ſagt, die Decke ſei von einer Holzart, die keinem Verderben ausgeſetzt ſei, und worin die Spinnen nie ihr Gewebe ausbreiten. 6) Die Paläſte des Prinzen von Oranien (des vermuthlichen Thronerben) und 7) des Prinzen Friedrichs, beim Eintritt des Haags von der Oſtſeite. 8) Die königliche Bibliothek im Voorhout, die viele merkwürdige Werke für niederländiſche Literatur und Geſchichte beſitzt: im nämlichen Gebäude iſt das ſehr vorzügliche, vom jetzigen König errichtete Münz- und Medaillenkabinet, worin auch ſeltene und treffliche Kameen vorkommen. 9) Die Gemäldeſammlung auf den Buitenhof, (unter andern mit dem berühmten Stier von Potter) und das Kabinet ethnographiſcher Merkwürdigkeiten, vorzüglich mit Gegenſtänden aus Japan und China, einer chineſiſch-japaniſchen Bibliothek u. ſ. w., zuſammen in dem Moritzhauſe, ſo genannt nach dem Grafen Johann Moritz, Statthalter von Braſilien und Feldmarſchall der Republik im 17ten Jahrhundert; 10) das Rathhaus mit ſchönen Gemälden, 11) die Stückgießerei, 1668 im Gehölz gebaut, ſeitdem in die vergrößerte Stadt gezogen. 12) Das Schauſpielhaus, worin abwechſelnd eine holländiſche und franzöſiſche Geſellſchaft ſpielt; 13) das Statsgefängniß (de Voorpoorte van den Hove), woraus die Gebrüder de Witt zum Tode geſchleppt wurden; 14) drei holländiſch-reformirte Kirchen, (die Große, Neue und Kloſterkirche). Erſtere hat einen ſchönen, ſechseckigen Thurm mit einem Blitzableiter; man ſieht hier die Wappen Herzog Philipps des Guten, und der Ritter des güldnen Vließes, nebſt dem prächtigen Grabmal des Freiherrn von Waſſenaar Obdam, der 1665 in einer Seeſchlacht gegen die Engländer blieb. Die Kloſterkirche iſt in den gomariſch-arminiſchen Unruhen bekannt geworden, als die erſte, worin die Spaltung öffentlich ſanctionirt wurde. Für ihre im Jahre 1807 abgetretene Kirche haben die Franzöſiſch-Reformirten eine ſehr ſchöne neue im Nordende gebaut; die Katholiken beſitzen auch eine vorzügliche Kirche in der Lorrenſtraet, nebſt vier andern. Auch die engliſchen Presbyterianer, Remonſtranten, Lutheraner und Janſeniſten beſitzen Bethäuſer, und die portugiſiſchen und teutſchen Juden große Synagogen. Für die Wiſſenſchaften gibt es viele Anſtal-

*) Es wird jetzt, um den Gebrauch dieſer Seebäder zu erleichtern, ein Kanal von dem Haag nach Scheveningen gegraben.

ten. Die Geſellſchaft Diligentia mit einem Muſeum, phyſikaliſcher Inſtrumentenſammlung und Conzertſaal (im Winter hält dieſe Geſellſchaft, wie mehrere in Holland, öffentliche Vorleſungen), eine Abtheilung der holländiſchen Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, und ein Departement der Geſellſchaft Tot Nut van Algemeen (fürs öffentliche Wohl), eine Anatomie, worin ein von der Stadt unterhaltener Lektor Unterricht gibt, die Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, eine ſehr gute lateiniſche Schule mit einem Rector, Conrector und zwei Präceptoren, mehrere Bibliotheken (die vortreffliche Meermanſche iſt aus kleinlichen Rückſichten von der Regirung des Haags, der ſie vermacht war, abgelehnt, und für 116,000 Gulden öffentlich verkauft); Gemäldeſammlungen, wie die Sterngerechtſche u. ſ. w. Für die arme und leidende Menſchheit ſind auch viele treffliche Einrichtungen vorhanden, wie die Anſtalt der Frau von Renswoude zum Unterricht für dürftige Jünglinge, und die Armeneinrichtung, (vorhin die Directorenkammer der oſtindiſchen Geſellſchaft) zugleich zur Fabrikarbeit und zum Unterricht geeignet u. ſ. w. — Fabriken ſind wenige im Haag. Man lebt größten Theils vom Hofe und von den Regirungscollegien, wozu, im Jahre, wenn der König hier ſeinen Aufenthalt hat, die Generalſtaten, der Statsrath, die verſchiedenen Miniſterien und Agentſchaften gehören. Dauerhaft beſitzt der Haag den großen Gerichtshof für die nördlichen Provinzen, die Oberrechnenkammer, den hohen Adelsrath, und die (jährlich einmal zuſammenkommende) Synode der reformirten Kirche. (*van Kampen.*) — 2) Ein Marktflecken im Landgerichte Waſſerburg des baiernſchen Iſarkreiſes, an der Straße von München nach Mühldorf, in einer zwar unebenen, aber getreidereichen Gegend, von München 12 und von Waſſerburg 4 Poſtſtunden entfernt. Er enthält 129 Häuſer, ein, in einiger Entfernung davon am Abhange eines Berges liegendes, königl. Schloß, 192 Familien, 800 Einw., welche theils von Gewerben, theils vom Ackerbaue leben, die Sitze eines königl. Rentamts, welches ſich über 2099 Familien erſtreckt, eine Poſtexpedition und ein katholiſches Pfarramt im Decanate Waſſerburg, 1 Spital, 1 Pfarrkirche nebſt Kapelle (ſo genannte Wieskapelle), guten Hopfenbau und eine große Bierbrauerei. Haag war der Hauptort einer gleichnamigen Reichsgrafſchaft, welche auf 3 □M. 9,070 Seelen umfaßte, und nach dem Ausſterben des letzten Grafen Ladislaus 1567, gemäß den Anwartſchaften, welche Herzog Albert V. von Baiern 1555 vom Kaiſer Karl V., dann vom Kaiſer Ferdinand 1556 und vom Kaiſer Maximilian II. 1565 erhalten hatte, an Baiern gekommen iſt Zwar belehnte 1709 Kaiſer Joſeph I. den Grafen von Sinzendorf mit dieſem Ländchen, das die öſtreichſch. Truppen nach der Schlacht bei Höchſtedt eingenommen hatten; allein dieſer trat ſie wieder an Baiern ab. Ihr Wappen war ein gezäumtes, frei laufendes Pferd auf weißem Sand in ſchwarzem Felde. Bis 1804, wo ſie zum Landgerichte Waſſerburg gezogen wurde, bildete ſie ein eigenes Landgericht, Kaſten- und Lehnamt. (*Eisenmann.*)

3) Marktflecken im Hausruckviertel des Landes ob der Ens, Commiſſariat Starhemberg, mit einer katholiſchen Pfarre und einer Poſtſtation auf der Braunauer Straße. Der Platz, wo die Straße durchführt, iſt ziemlich breit, aber ſehr abhängig. Auf einem Berge erhebt ſich das Schloß Starhemberg mit einigen Häuſern. Unweit dem Schloſſe iſt ein Teich. Der bei der Ortſchaft Schernham anfangende Hausruckwald zieht ſich längs der Pfarre Haag bis in die Pfarre Gaspolzhofen hin. Zu dem Pfarrbezirke Haag gehören nebſt dem Markte noch 34 Ortſchaften, die zuſammen 318 Häuſer ausmachen, mit einer Bevölkerung von 1758 Menſchen. Der Marktflecken hat über 100 Häuſer und gegen 700 Einw. Er wird ſchon in dem Kaufbriefe vom J. 1370, worin Rudiger von Starhemberg ſein Schloß und ſeine Herrſchaft Starhemberg dem Herzoge Albrecht von Öſtreich verkaufte, ein Markt genannt. Im Jahre 1620, als Herzog Maximilian von Baiern mit ſeinen Truppen gegen die Öſtreicher ins Land rückte, hatten die Bauern den Paß bei Haag ſtark verrammelt, widerſetzten ſich, einige tauſend Mann ſtark, den andringenden baiernſchen Soldaten, und tödteten einen davon, den ſie gefangen hatten, auf eine grauſame Weiſe. Die baiernſchen Soldaten geriethen darüber in Wuth, rächten dieſen Mord an den gefangenen Bauern auf ähnliche Weiſe, zündeten einige Dörfer an, und plünderten allenthalben, wo ſie hinkamen. In dem franzöſiſch-baiernſchen Kriege 1704 fielen die Baiern gleichfalls ins Land, und nahmen Haag und Starhemberg ein: allein die ungarnſchen Truppen eroberten beide Plätze bald wieder. Die Baiern begaben ſich von hier nach Neumark, endlich nach Peyerbach, wo ſie wieder mit Verluſt zurückgeſchlagen wurden. In den franzöſiſchen Kriegen 1800, 1805 u. 1809 hat der Marktfl. Haag und die ganze umliegende Gegend viel gelitten, weil die Braunauer Poſtſtraße eine Hauptdurchzugsſtraße der kriegführenden Mächte war. In der Pfarrkirche ſind Grabſchriften aus dem 15ten und 16ten Jahrh. zu finden, die das Alter der Kirche beurkunden. (*Rumy.*) — 4) Marktfl. in dem Viertel ob dem Wiener Walde, im Lande unter der Ens, mit einer Pfarre, einem Decanate und 72 Häuſern. Er gehört zur Herrſchaft Salaberg, und liegt zwiſchen Ens und Steier. (*Rumy.*) — 5) Den Namen Haag führen auch mehrere Dörfer und Weiler in Öſtreich, ober und unter der Ens, die man in Cruſius Poſtlexikon aller Ortſchaften der k. k. Erbländer, Th. II. B. 2. verzeichnet findet. (*Rumy.*) — 6) Ein altes Pfarrdorf im Großherzogthum Baden, 4¼ Stunde oſtſüdwärts von Heidelberg, im Bezirksamt Neckargemünd. Seine Kirche, dem heiligen Lambertus geweiht, fiel in der Kirchentheilung den evangel. Reformirten zu. Das Dorf war als ein Zugehör der Burg Schwarzach, ein uraltes Eigenthum der biſchöflichen Kirche zu Worms, von der es die Herren von Weinſperg lange Zeit zu Lehen trugen, bis dieſe im J. 1319 das Lehen an Kurpfalz verkauften. Die Bevölkerung, fortwährend im Steigen begriffen, beträgt jetzt 230 Einw.*) (*Leger.*)

*) Quellen: Bei *Schannat* in Histor. Episcopat. Wor-

Digitized by Google

HAAG (Georg Marcel), ein Schüler des J. H. Schönfeld, geboren zu Bopfingen 1652 und geſtorben daſelbſt 1719. Als der Sohn eines Geiſtlichen zu demſelben Stande beſtimmt, gelangte er nicht ohne Widerſpruch und Kampf an das Ziel ſeiner Wünſche, ſich der Kunſt ganz widmen zu dürfen. In Rom und Venedig, wohin er ſich um 1674 begab, nahm er vorzüglich den Paolo Veroneſe zu ſeinem Muſter, und führte nach ſeiner Rückkehr einige ausdrucksvolle Bilder in Nördlingen aus, an denen man auch das vortreffliche Inkarnat rühmt. In Nördlingen, Bopfingen und einigen benachbarten Orten Schwabens finden ſich ſeine Hauptwerke†). *(R.)*

HAAKE (Theodor), ein in der Literärgeſchichte wenig bekannter Mann, zu Neuhaus in der Pfalz, bei Worms im J. 1605 geboren, kam mit dem pfälziſchen Prinzen Rupert 1625 nach England, hielt ſich ein halbes Jahr zu Oxford und eben ſo lange zu Cambridge auf, und ging dann nach Teutſchland zurück. Wegen der Unruhen im 30jährigen Kriege begab er ſich bald darauf mit andern Proteſtanten nach Köln, wo er Dyke's Buch vom Selbſtbetrug, das er aus England mitgebracht hatte, überſetzte, und ſich deſſen zum Vorleſen bei den gottesdienſtlichen Privatzuſammenkünften mit ſeinen Glaubensgenoſſen bediente. Im Jahre 1629 kam er wieder nach England, und trieb nun die Mathematik während eines dreijährigen Aufenthalts zu Oxford in Glouceſterhall. Vom Kurfürſten von der Pfalz wurde ihm die Stelle eines Secretärs, von der Stadt Hamburg und dem Könige von Dänemark die Reſidentenſtelle in London angetragen; aus Liebe zum eingezogenen Leben aber, ſchlug er das Alles aus. Um dieſe Zeit arbeitete er mit an der engliſchen Überſetzung der Statenbibel, verfertigte auch Überſetzungen von einigen andern Schriften, und beſonders einem Tractat des Milton, der ſein guter Freund geweſen. Als Miltons verlornes Paradies erſchien, überſetzte es 1682 Ernſt Gottlieb von Berge zu Zerbſt, die Arbeit war aber ſchlecht gerathen, (ſ. d. Art. Berge Bd. IX. S. 111) deſto beſſer war die, welche Haake lieferte; der Heidelberger Theologe Joh. Seb. Fabricius war, als er dieſe Überſetzung bekam, ſo darüber erfreut, daß er unter andern verbindlichen Worten, alſo an unſern teutſchen Landsmann ſchrieb, incredibile est, quantum nos omnes affecerit gravitas styli et copia lectissimorum verborum. Unter den übrigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten unſers Haake bemerke ich nur noch die engliſche Überſetzung einer poetiſchen Paraphraſe des 104ten Pſalms von Weckherlin, der ſich damals gleichfalls in England aufhielt, und in deſſen Gedichten man auch die gegenſeitige Freundſchaft dieſer beiden Pfälzer erwähnt findet; und verſchiedene Bemerkungen und Briefe in den Philosophical Transactions von 1682, denn Haake war eines der früheſten Mitglieder der königl. Societät zu London, und wird auch in Sprat's Geſchichte derſelben mitgenannt. Durch ſeine Redlichkeit und gelehrten Kenntniſſe erwarb er ſich die Freundſchaft des Dr. Usher, Selden, Prideaux, Walton und Wilkins. In ſeinem Alter verlor er größten Theils das Gehör, und ſtarb den 9. Mai 1690. Vergl. Benthems engl. Kirch- und Schulenſtat, Lüneb. 1694. S. 56. 2te Ausg. 1732. S. 113. *(Rotermund.)*

HAAN, 1) Abraham, ein Niederländer, der zu Zierickzee am 8. Nov. 1622 geboren war. Er wurde in der reformirten Kirche erzogen, ſtudirte die Arzneigelahrtheit und wurde zu Leiden Doctor, bekam aber Gewiſſensſkrupel, trat zu der Secte der Mennoniſten über, wurde 1648 Prediger der mennoniſtiſchen Gemeinde zu Amſterdam, und ſtarb daſelbſt den 19. April 1706. Er hat viel geſchrieben, was zu ſeiner Zeit Ruf hatte, und ſeine Reden und Predigten wurden geſchätzt: auch hat er eine Sciagraphie über die Offenbarung, eine Apologie pour les protestans, und eine Eenleydinge tot de Kennis van de christelyke Godesdienst hinterlaſſen. *(G. Hassel.)* — 2) Matthias Wilhelm, Edler von, der Sohn des k. k. Hofraths Joh. Georg, war zu Wien am 27. Nov. 1737 geboren, widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit, eröffnete 1762 ſeine juriſtiſche Laufbahn als unbeſoldeter, 1767 als beſoldeter Rath bei der niederöſtr. Regierung, ſtieg den 4. Febr. 1775 zum Hofrathe der erſten Juſtizſtelle, wurde 1779 mit ſeinen 3 Brüdern in den Ritterſtand erhoben, trat 1790 in die Compilations-Hofcommiſſion, wurde 1792 Vicepräſident des niederöſtr. Appellationsgerichts, 1795 aber oberſter Landrichter u. Präſid. des niederöſtr. Landrechts, mit dem Prädikate eines Geheimeraths, 1797 Vicepräſident und 1809 Präſident der Hofcommiſſion in politiſchen und Juſtizſachen, in welcher Eigenſchaft er am 10. Decbr. 1816 ſtarb. Er war ein gelehrter und bis an ſein Ende höchſt thätiger Mann, der ſeinen Weg gerade durchging, und damit einen liebenswürdigen Charakter verband; ihm verdankt der Kaiſerſtat das weſtgaliziſche Geſetzbuch, das 1796 vollendet und die Grundlage und der Vorläufer des Criminalgeſetzbuches der öſtreichſch. Staten von 1803 wurde, auch wurde unter ſeinem Einfluſſe das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch von 1811 vollendet, und kurz vor ſeinem Tode ein neues Wechſelrecht dem Miniſterium zur Genehmigung vorgelegt, welches aber erſt nach 1818 in Rechtskraft getreten iſt. Der Monarch lohnte das Verdienſt, das er ſich durch ſeine Thätigkeit um den Kaiſerſtat erworben hatte, 1804 durch Ertheilung des Stephangroßkreuzes und durch andre Beweiſe ſeiner Huld. S. ſ. Nekrolog in dem Muſeum für Geſetzkunde und Rechtspflege in den öſtreichſchen Staten. B. III. S. 312 — 322. *(G. Hassel.)*

HAANSBERGEN (Joh. von), einer der berühmteſten Schüler des Corn. Poelemburg, aus Utrecht gebürtig, lebte in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und ſtarb 1705. Seine früheren Arbeiten, Landſchaften mit charakteriſtiſcher Staffage und andern Compoſitionen, wetteifern mit den Werken ſeines Mei-

mat. pag. 25 et pag. 246 cum pag. 236; bei Widder in geogr. hiſtor. Beſchreib. der Kurpfalz. I. Thle. 413e, 414e u. 409e bis 410e Seite.

†) Meuſel's neue Miscell. V. 649 ff. Füßli's Künſtlerlexikon.

Digitized by Google

ſters in geiſtreicher Erfindung und feinem Kolorit. Aber der Mangel, und in der Folge die Gewinnſucht und der Geiz machten einen mittelmäßigen Künſtler aus ihm, der ſich ſpäterhin faſt ganz auf beſtellte Arbeiten, und namentlich Porträte, beſchränkte und nebenher auch noch einen Kunſthandel trieb*). *(R.)*

HAAPANIEMI, ein Gut im Kirchſpiel Randaſalmi in der finiſchen Provinz Savolay, wohin 1781 die 1780 in Kuopio geſtiftete Militärſchule (Cadettencorps) verlegt wurde; ſie war für Savolay Regiment beſtimmt, und ward ganz von der Krone unterhalten. Nachdem im letzten finiſchen Kriege die Gebäude durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden, wurde die Anſtalt, als kaiſerl. finiſches topographiſches Corps, nach Fredricsham verlegt. *(v. Schubert.)*

HAAPARANDA, ein Gränzdorf im ſchwediſchen Antheil des norrbottniſchen Paſtorals Neder-Torneå (welches nach dem letzten Frieden theilweiſe ruſſiſch und theilweiſe ſchwediſch iſt), am ſüdlichen Ufer des Flußes Torneå, der (jetzt ruſſiſchen) Stadt Torneå gegenüber, mit Gränzwache- und Poſtcomtoir (1817 war letzteres in Kockslund, dem erſten Hofe der benachbarten Dorfſchaft Mattila); über Haaparanda geht die Winterpoſt von Stockholm nach Åbo, ſobald das åländiſche Meer (Ålands Hof), der kürzere und gewöhnliche Poſtweg, unſicher wird; auch ward 1822 für die Winterzeit ein Poſtenlauf von Haaparanda nach Alten im norwegiſchen Finmarken unter 70°, und ein anderer nach Tromſöe im norwegiſchen Nordland unter 69½° eröffnet. 1823 ward für das nördliche Norrbotten ein Provinzialmedikus zu Haaparanda angeſtellt. In Haaparanda ſcheiden ſich drei Straßen: aufwärts ins ruſſiſche Gebiet über den Bach Näran zur Stadt Torneå, zu welcher auch eine Fähre über den Torneåfluß, von Haaparanda aus, führt; abwärts in den ſchwediſchen Theil des Paſtorats Neder-Torneå nach Neder-Calix (die große Straße nach Stockholm) und ſeitwärts, gegen Nordweſten, längs des Fluſſes Torneå, durch eine der fruchtbarſten, anmuthigſten und bevölkertſten Gegenden Schwedens, 7 Meilen zur Kirche Ofver-Torneå ($\frac{1}{8}$ M. jenſeits der Kirche Ofver-Torneå hört der Fahrweg auf). — Nach Haaparanda ſcheint ſich der Handel der Stadt Torneå zu ziehn, ſeit dieſelbe von Schweden abgetreten ward, indem man von dem ſchwediſchen Ufer aus den Handel nach Stockholm, der in Torneå immer der bedeutendſte war, vortheilhafter, als von der Stadt Torneå, inſofern dieſe jetzt zum Auslande gehört, betreiben kann; es haben ſich daher mehrere Kaufleute der Stadt Torneå auf dem ſchwediſchen Ufer niedergelaſſen. Auch hatte ſchon 1610 die ſchwediſche Regirung Befehle zur Anlegung einer neuen Stadt zwiſchen den Poſthöfen Laiſcits und Nickala, 1½ M. dieſſeits der Stadt Torneå, am bothniſchen Meere ertheilt, und ſollte die Stadt anfangs den Namen Carl-Johans-Stad, nach der Verordnung im J. 1821 aber den Namen Haaparanda führen; die gewählte Stelle iſt indeß ſehr ungünſtig, und eignet ſich das Gränzdorf Haaparanda in jeder Hinſicht viel mehr zur Anlage einer neuen Stadt, wo dann auch dieſe angelegt werden dürfte. Man vergleiche meine Reiſe durch Schweden ꝛc. Band 2. S. 117. *(v. Schubert.)*

HAAPAVESI, ein bedeutender Landſee im Kreiſe Kuopio des ruſſ. Gouv. Finland, der auf den Karten auch Haukaveſi heißt, oder einen Theil des letztern Sees ausmacht: er gehört zum Waſſerſyſteme des Saimen, ſchüttet ſein Waſſer in den Ladoga aus, und iſt ſehr fiſchreich. *(Hassel.)*

HAAR, HARR, der Hohe, Erhabene, ein Beiname des Odin in der alten ſkandinaviſchen Mythologie. Daher Harrbadur, das Haus Odins. *(R.)*

HAAR (das), pili, crines. (Phyſiologiſch und anatomiſch). Es hat ſeinen Urſprung ganz unter der unteren Oberfläche der Haut, und zieht ſeine Nahrung unmittelbar aus der darunter liegenden Fettlage. Es dringt durch die Haut hindurch und erhält von ihr, ſo weit als es die feinſten Injectionen mit Hilfe von Gläſern zeigen können, keine Gefäße zur Ernährung. Auch kommt, wenn eine Ähnlichkeit zwiſchen der Structur der menſchlichen Haare und der der größeren Thierſpecies vorhanden iſt, die ölige Secretion, welche die Haare bedeckt, und ihnen das glatte und glänzende Ausſehen gibt, von der unter der Haut liegenden Fettgewebslage, und es wird dieſer Flüſſigkeit von Röhren, welche in dem bulbus (Haarwurzel) entſpringen, durch das Centrum des Haars hindurch geführt. Ein wenig über dem bulbus, da, wo das Haar durch die Kopfhaut in die Höhe ſteigt, ſieht man, daß es eine undurchſichtige membranoſe Decke erhält, die eine Art von Scheide bildet. Dieſe Scheide kann leicht bis zur Oberfläche der Kopfhaut, und bis ein wenig über dieſelbe verfolgt werden. An dieſem Theile ſieht ſie aus, als wenn ſie von einem von dem Oberhäutchen (cuticulus) abgeſchickten Fortſatz gebildet wurde. An ſeinen injicirten Präparaten kann man Gefäße auf dieſen Scheiden laufen ſehen, die in der Fettgewebslage entſpringen und keinen anderen begreiflichen Nutzen haben, als daß ſie die Scheide und das in ihr enthaltene Haar ernähren. Die Haare ſind bei Manchen ſchlicht und bei Andern kraus, und darnach theilt Bory de St. Vincent die Menſchen in zwei genera ein, nämlich in Leiotrichi (Menſchen mit ſchlichten Haaren), und in Oulotrichi (Menſchen mit krauſen Haaren). *(W. L. Brehme.)*

(Chemiſch und techniſch). I. Menschen- und Thierhaare,*) jene feine, bei uns und vielen Thieren ungegliederten, mit einem wahren Fettſtoff ausgefüllten Röhrchen,

---

*) *Descamps.* T. 3. Füßli's Künſtlerlex. Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Teutſchland und den Niederlanden. Th. 3. S. 222.

*) Vergl. Heuſinger üb. Feder-, Haar- und Borſtengebilde in Froriep's Notizen ꝛc. 1823. Nr. 73. S. 105. — Deſſen Syſt. der Hiſtologie ꝛc. Eiſenach Th. 1. Nr. 2.

deren charakteriſtiſcher Hauptbeſtandtheil ein dem Horngewebe eigenthümlicher, aber in den mancherlei Arten des Haars ſehr verſchiedene Mengen von Erden, Metallen, in ſich aufnehmender Hornſtoff iſt, (ſ. unten Hornſubſtanz), gehören zu den ausgeprägtern, höhern Haargebilden. Sie ſind auf ihrer Oberfläche mehr oder weniger fettig, und enthalten vieles Pigment. Von dieſem und von der in den verſchiedentlich gefärbten Haaren abweichenden Fettſubſtanz, urſprünglich einem weißen Talge, rührt ihre mehrere oder mindere Glätte, Weichheit, Geſchmeidigkeit, Elaſticität und Unveränderlichkeit, gleich wie ihr Widerſtand gegen Näſſe und ihre Eigenſchaft her, ſchnell mit einem eigenen brenzlichen Fettgeruche zu verbrennen, und mit Kali reichliche Seife zu bilden. Vermöge der äußerſt wenigen fettöligen Feuchtigkeit in ihnen trocknen ſie, vom Körper abgeſondert oder an Leichen, bald aus, bleiben aber lange unverweslich. Allbekannt iſt die gewöhnliche Übereinſtimmung ihrer Farbe und des Pigments der Ader- und Traubenhaut im Menſchenauge, ſo wie das Mattwerden dieſes bei dem Ergrauen jener. Bei Thieren mit geflecktem Haar ſind Ader- und Traubenhaut ebenfalls oft fleckig. Die gleichzeitige Hellfarbigkeit der Haare und Augen von Menſchen- und Thierleukopathen gehört auch hierher ꝛc. Über die Entwickelungsgeſchichte der Haare ſ. Heuſinger i. Meckel's Arch. f. d. Phyſiol. VII. 3.

Mit zunehmendem Wachsthume des Menſchenkörpers wird ſein Haar dunkler, aber endlich, wenn die Kräfte zu einer vollkommnen Abſonderung der feineren Beſtandtheile desſelben nicht mehr ausreichen, nach und nach grau. Überhaupt dürfte ſeine Länge, Stärke und Dauer von der vollkommenſten Verarbeitung der Nahrungsſäfte abhängen. Ungewöhnliche Färbung des Kopfhaares im Ganzen, oder in einzelnen Partieen, iſt theils angeboren, theils in der Folge krankhaft, wie z. B. das Grün-, Blau- und Buntwerden desſelben. Das Menſchenhaar unterſcheidet ſich in den verſchiedenen Himmelsſtrichen an Farbe, Krauſe, Glanz, Weichheit, Fülle. Je heißer das Klima, deſto dunkler wird die Haarfarbe, und umgekehrt. Das Negerhaar iſt pechſchwarz; wie man ſich aber von der Linie entfernt, wird es immer lichter. Allein gegen die Pole zu wird es wieder pechſchwarz, z. B. bei den Grönländern, Esquimaux, Bohoraels, oder Feuerländern, und den übrigen Polarmenſchen, weil ſie ſolches mit Thran und altem Fiſchfett ſo ſtark einölen, daß es ihm nicht an jener Nahrung fehlt, durch deren Überfluß es dunkler wird. Wohl gibt es keinen reichern, glänzendern und längern Haarwuchs, als auf dem Haupte der Römerinnen ꝛc.

Das Haar mancher Thiere des tiefern Nordens wird ebenfalls im Winter weiß, während es bei Thieren gleicher Art im Süden und im Sommer dunkler gefärbt iſt. Selbſt das Kräuſeln desſelben rührt vom Klima her. Je wärmer dieß iſt, um ſo mehr krauſt ſich das Haar, und umgekehrt. Nach Sturm ſind die meiſten pflanzenfreſſenden Thiere in einem heißen Klima, — ſo wie alle fleiſchfreſſenden in kalten Himmelsſtrichen mit einem feinern, weichern und glänzendern Haar bedeckt.

Der höchſte Grad des Menſchenkraushaares iſt das Wollhaar des Negers, das aber im Ganzen nicht bloß kraus, ſondern auch im Einzelnen überaus fein ausfällt, und aus einer ungleich kleinern Wurzel ſproßt, als bei andern Menſchenracen. Unſtreitig rührt das Kräuſeln der Haare des Negers von ſeiner beträchtlichen Ausdünſtung her, die eine größere Menge derſelben ernährt. Denn ſie fallen weniger wollig aus, wenn häufiges Salben mit Kokosnußöl die ſtärkere Ausdünſtung zurückhält. Kraushaar wird auch ſpäter grau, als ſchlichtes, und muß alſo den Nahrungsſaft mehr und länger an ſich ziehen. So läßt ſich auch begreifen, warum das krauſe Haar gerade ſchwarz iſt, denn der Glanz an der Oberfläche desſelben, der von ſeiner fettigen Ausdünſtung kommt, iſt bei ſchwarzen Haaren am ſtärkſten. Vielleicht gehört auch mehr Brennſtoff zur Bildung des Kraushaares, wie er zur Schwärze desſelben beiträgt; wenigſtens iſt das krauſe elektriſcher, als das ſchlichte. So viel bleibt gewiß, daß eine reichlichere Ausdünſtung, zumal wenn ſie durch Kopfbedeckungen zuſammengehalten wird, zur Weichheit, und mithin im höhern Grade auch zur Kräuſelung der Haare mitwirkt. Denn je mehr ſie rauher Witterung, der Näſſe beim Baden ꝛc. ausgeſetzt werden, deſto härter, ſteifer, borſtiger werden ſie. — Zu weiche Kopfhaare ſpalten ſich leicht an den Spitzen. — Elektriſch leuchtet und kniſtert beim Streichen das Haar des Katzengeſchlechts. Auch das dunkle Haar der afrikaniſchen Hyäne leuchtet zur Nachtzeit, wie bisweilen unter den Pferden der warm und in Schweiß gerittene Rappe. Beide ſcheinen Phosphor auszudünſten. — Nach Berthollet gaben (1760) 2 Unzen Menſchenhaar durch Deſtillation 18 Gr. kohlenſ. Ammonium, 2 Quent. 36 Gr. Waſſer, $\frac{1}{2}$ Unze eines brenzlichen Öls, $\frac{1}{2}$ Unze 36 Gr. Kohle, welche Eiſen enthielt. Nach Achard ſind deſſen Beſtandtheile: Faſerſtoff und ein wenig Gluten. Eingeäſchert läßt es verhältnißmäßig ſehr wenig phosphorſ. Kalk zurück. In Ätzlauge wird es ganz aufgelöſt und gibt, mit Kali verkohlt, blauſaures Kali. Durch Kochen wird es ſpröder. Äther, Fett- und Ätheröle wirken nicht darauf. — Nach Merat-Gnillot ſoll es Schwefel enthalten, der wohl der Hornſubſtanz (ſ. unten) organiſch angehört, nach Hatchett Gallerte, die ſich am leichteſten aus weichen, biegſamen Haaren, welche in feuchtem Wetter ihre Krauſe verlieren, ausziehen läßt, und umgekehrt, nebſt einer dem geronnenen Eiweißſtoff analogen Subſtanz (Hornſubſtanz), nach Bourguet Gallerte, Faſerſtoff und etwas Öl. Die Aſche der Menſchenhaare beſteht aus Kochſalz, kohlenſ., ſchwefelſ. und phosphorſ. Kalk, die Aſche der weißen zugleich aus phosphorſ. Talkerde, vieler Kieſelerde, Eiſenoxyd und wenigem Mangan. — Nach Vauquelin **) iſt die unveränderliche Baſis der Haare großen Theils thieriſche Subſtanz, vielleicht Mucus? (richtiger Hornſtoff). In den ſchwarzen fand er wenig weißes concretes Öl, etwas mehr

**) ſ. d. Ann. de Ch. Avril. 1806. T. 58. p. 41; teutſch in Gehlens Journ. f. d. Ch. u. Phyſ. II. 2. S. 222 ꝛc. u. i. Journ. der ausl. med. chir. Literatur, VI. 1. S. 142 ꝛc.

Digitized by Google

ſchwärzlichgrünes Öl, Eiſen, einige Atome Manganoxyd, phosphorſ. Kalk, wenig kohlenſauren, ziemlich viel Kieſelerde und vielen Schwefel. Die Schwärze ſcheint von dem ſchwärzlichen bituminöſen Öle, wohl auch vom Eiſen und Schwefel herzurühren, oder von mehr Brennſtoff und Elektricität. Deßhalb dürften die ſchwarzhaarigen Neger leichter und öfter vom Blitz getroffen werden, als die Weißen. — Nach F. S. Voigt und Heuſinger in Meckel's Arch. f. d. Phyſiologie, VII. 5. 414 ꝛc. ſollen die Pigmentkügelchen, woraus ſich die Haare entwickeln, vorzüglich aus Kohlenſtoff beſtehen, der bei Verſchiedenheit der Farben immer beſondere chem. Verbindungen bilde. Das rothe und blonde Haar unterſcheidet ſich, nach Vauquelin, vom ſchwarzen, daß es, ſtatt eines ſchwärzlichgrünen Öls, ein rothes und gelbes enthält, welches durch Zutritt eines braunen die rothbraunen Haare bildet. Auch ſoll in den weißen, rothen und blonden Haaren ſtets ein Übermaß von Schwefel ſeyn, weil, wenn man weiße Metalloxyde, z. B. von Queckſilber, Blei, Wismuth, daran anbringt, ſie ſehr geſchwinde ſchwarz werden. Daraus läßt ſich zugleich vermuthen, daß der Schwefel mit Waſſerſtoff darin verbunden ſei. — Im weißen Haar fand Vauquelin ein faſt ungefärbtes Öl, nebſt phosphorſaur. Kalk- und Talkerde, aber kein ſchwärzliches Öl, kein geſchwefeltes Eiſen. Durch Kochen jeglichen Menſchenhaars im Dampftopfe entſtand unter Bildung von Hydrothionſäure eine unvollſtändige gallertartige Auflöſung deſſelben. John erhielt aus dunkelm Menſchenhaar einen thier. unauflöslichen Stoff (Hornſubſtanz), etwas Gallerte, fettige Theile, Schwefel, Eiſenoxyd (phosphorſaures?), dergleichen Kalk und vieles Ammonium.

Das Greis- oder Grauwerden der Haare vor der Zeit und im Greiſenalter iſt eine krankhafte Beſchaffenheit derſelben, ein Mangel an Secretion des färbenden Öls, kein Brand, eben ſo wenig die abnorme, mit Rauhigkeit verbundene Trockenheit derſelben. Die gewöhnliche Urſache des wirklichen, urſprünglich immer trocknen Brandes der Haare iſt Mangel an Ernährung, ſelbſt der Wurzeln, durch Alter und entkräftende Krankheiten. — Das plötzliche Erbleichen der Haare von großer Furcht, Entſetzen, Ärger, tiefem Gram ꝛc. ſcheint (nach Vauquelin a. a. O. und i. Journ. der ausländ. medic. chir. Literatur, VI. 1. S. 142 ꝛc.) von einer Säure herzurühren, die ſich in dieſen kritiſchen Augenblicken, wo die Natur empört iſt, und folglich die natürlichen Functionen entweder gehemmt oder abnorm ſind, in der thieriſchen Ökonomie entwickelt, bis zu den Haaren gelangt und den Farbſtoff derſelben zerſetzt. Wenigſtens bleicht ſchwarzes Haar, einige Zeit in Säuren, zumal in Chlorinſäure eingetaucht, ſehr merklich aus. Die beſchleunigte Production einer Säure im thier. Organismus ſcheint überhaupt nicht unmöglich, da ja erhöhte Affecte hinreichen, die Natur gewiſſer thier. Säfte zu verändern, und da das galvaniſche Agens oft in animaliſchen und vegetabiliſchen Stoffen die Bildung bald einer Säure, bald eines Kali beſtimmt.

Das weiße Kopfhaar leukopathiſcher Kinder in Europa, Afrika und Amerika (der Albino's, einſeitig und unſchicklich genannt Kakerlaken) ſpielt ins Gelbliche, iſt von der Spitze bis zur Wurzel gleichmäßig gefärbt, ſchlicht, nur an den Spitzen etwas gekräuſelt, wächſt, wie es ſcheint, langſam, aber dicht, oft üppig, und iſt ſo fein wie Seide; Augenbraunen und Wimpern eben ſo, wohl etwas länger, als bei andern Kindern. Ein feines, wollartiges Haar bedeckt die ganze Haut, beſonders wo ſie unbekleidet iſt. Bei erwachſenen Leukopathen fallen die Haare ſchmuzig gelblichweiß, oder ſchneeweiß aus, nur mit Ausnahme der Schamhaare, die etwas dunkler ſind, wahrſcheinlich durch die größere Fettanhäufung in jenen Theilen. Außerdem iſt ihr Haar ſehr weich, fein, ſilberglänzend und gar nicht oder höchſtens an der Spitze gekräuſelt; (vergl. Mansfeld über das Weſen der Leukopathie oder des Albinoismus ꝛc., Braunſchw. 1822. 4. m. 1 Kpfr.) Ludw. Sachs erhielt aus 500 Gr. feinen leukopathiſchen gelblichweißen Haares nur 1,2 Aſche, welche aus 0,368 Kalk, 0,75 Bittererde, aber keinem Eiſen und keiner Kieſelerde beſtand, da hingegen ihm eben ſo viel ſchwarzes Haar 37 Gr. Aſche gab, aus 0,116 Kalk, 0,9 Bittererde, 0,5 Kieſelerde und 0,2 Eiſenoxyd; (vergl. H. G. Schlegels chem. Unterſ. des Kopfhaares der Albino's, aus Deſſen neuen Material. f. d. Staatsarzneiwiſſ. beſonders abgedruckt. Meiningen 1824. 8.)

Nach Vauquelin beſtehen die Haare wilder und zahmer Thiere aus einer Art von erhärtetem, unauflöslichem Mucus? nach Hatchett aber aus einer Art erhärtetem Eiweißſtoff? oder vielmehr aus einer beſondern Hornſubſtanz (ſ. unten). Prouſt fand darin auch Schwefel.

Aus 1 Quent. gelblichen Ziegenhaars erhielt Achard 30½ Gr., aus 1 Qu. gelblicher Kälberhaare 40 Gr., aus 1 Qu. gelblicher Hundshaare 55 Gr., und aus 1 Qu. gelblicher Pferdehaare nur 12 Gr. Aſche. Alle dieſe meiſt gelblichen, oder gelben, von Roſſhaar röthlichen, und unſchmackhaften Aſchen führten kein freies Kali, ſondern phosphorſ. Kalk und Eiſen bei ſich. — Fourcroy und Vauquelin zogen aus Pferdehaar 0,12 phosphorſ. und weniger kohlenſ. Kalk; ſie betrachten ſolche überhaupt als Ausführungskanäle eines Theils des überſchüſſigen phosphorſ. Kalks; andere als Ausſcheidungsorgane des Kohlenſtoffs ꝛc. Sie ſind aber auch Zuleiter verſchiedener Stoffe aus der Luft ꝛc. — Nach B. Thompſon entwickeln ſie, unter Waſſer dem Sonnenlichte ausgeſetzt, — Sauerſtoffgas.

Die Feuchtigkeit des verdickten, verfilzten und zuſammengeklebten Weichſelzopfhaares bei Menſchen und Thieren (ſ. unten Weichſelzopf) ſcheint, nach Vauquelin, größten Theils Mucus? zu enthalten. (Vergl. H. W. Buek de pilis eorumque morbis. Halae 1819. 8.)***)

II. Die Pflanzenhaare, womit die meiſten Gewächſe mehr oder weniger, dichter oder dünner bedeckt

***) S. G. Vogel von der diagnoſt. Würde der Haare i. J. Fr. C. Heckers lit. Ann. d. geſ. Heilk. Berlin 1825. Nov. Dec. ꝛc.

Digitized by Google

ſind, haben eine verſchiedene Länge, fallen bald ſteif, ja ſtachlig, wie bei der Neſſel, bald weich und ſeidenartig aus. Im Allgemeinen haben die Gebirgspflanzen eine große Menge Haare, die manchmal von der Farbe des Gewächſes, manchmal weißlich oder ſilberfarben ſind. Zuweilen gibt es auch dergleichen an der Oberfläche von Pflanzentheilen, die der Luft nicht ausgeſetzt ſind, wie auf den Samenkernen der Äpfel und Birnen, auf den Kaſtanien u. a. Früchten. Ja ſogar in dem Innern der Gefäße verſchiedener Pflanzen hat man ſolche wahrzunehmen geglaubt. Die Organiſation dieſer Haare iſt wenig bekannt; ſie ſcheinen indeß durchbohrt zu ſeyn, um einen Ausſcheideſtoff zu entfernen, welcher durch eine Drüſe an ihrer Baſis abgeſondert wird. An dem Urſprung eines jeden Haars liegt immer eine kleine Drüſe oder Zwiebel, welche ganz mit denen übereinſtimmt, die den Menſchen- und Thierhaaren angehören. — Ihre Beſtimmung möchte ſeyn, theils das Haar zu ernähren, theils eine Feuchtigkeit abzuſondern, welche in den verſchiedenen Pflanzen variirt, in manchen, wie in der Eispflanze, überflüſſig und klebrig iſt, in andern, wie bei der Kichererbſenpflanze (cicer arictinum), viele Säure bei ſich führt, welche Dispam für eine eigene, Deyeux aber für eine aus Opal- und Äpfelſäure zuſammengeſetzte anſieht, (ſ. oben cicer). Die Feuchtigkeit in den Brennneſſelſtacheln iſt ſcharf, brennend, und John nimmt darin einen beſondern Brennſtoff an, den er Urticin nennt, meinend, die Analogie zwiſchen der entzündlichen Wirkung dieſer Stacheln und des Stichs der Bienen, Hummeln, Horniſſen, Weſpen ꝛc. ſpreche für die chemiſche Erklärung jener Wirkung; (ſ. Johns Tabellen der Phytochemie, d. Art. Urticin.) Vergl. Delamethrie's Betrachtungen üb. d. organiſchen Weſen ꝛc. teutſch i. Ausz. i. d. allg. med. Ann. 1807. 4. S. 386, 481 ꝛc. — —

Techniſch benutzt man hier und da das abgeſchnittene Menſchenhaar zu künſtlichen Haarflechten, Perüken, Haartouren ꝛc. Seine Fettigkeit nimmt man ihm durch Reiben mit Mehle oder Haarpuder, und gibt ihm durch Anfeuchten, Aufrollen, dreiſtündiges Kochen mit Waſſer und nachheriges Backen in einem Brotteigumſchlage das nöthige Lockige, die Krauſe. Auch dient es, gehörig vorgerichtet, zu mancherlei Kunſtfabrikaten, zu Putz- und Galanteriewaaren, zu Bildnereien, Bändern, Ringen, zu Malerpinſeln ꝛc., das Haſen- und Biberhaar zu mehr oder weniger feinen Filzhüten ꝛc., das Kameelhaar zu Garn und einem eigenen Gewebe (Kamelot) ꝛc. Die Franzoſen liefern jetzt Haartuch mit damaſtartig eingewebten Blumen ꝛc. Aus Roßhaar werden Haarſiebe, Teppiche, Herrenmützen, Hangmatten, Matratzen, Haarſohlen mit oder ohne Menſchenhaarbeleg, Öltücher, Seile, Schnüre ꝛc. gefertigt, Kiſſen damit und mit Kälberhaaren ausgepolſtert. Kälber- u. a. Haar knetet man unter Mauer-, Ofen- u. a. Kitte. Die Roßſchweiſe ſind hier und da ein militäriſcher Schmuck und bei den Türken ein Ehrenzeichen ihrer Baſſa's und Paſcha's. Das Ziegenhaar diente ſonſt zu Alonge- u. a. Perüken. Endlich bildet das kürzeſte, gezupfte Ziegenhaar, mit Krapp durchfärbt, die Grundlage zu einem Farbezeug, dem ſo gen. Flockenroth (Haarfarbe, Bourre), woraus die franzöſiſchen Färber eine Farbenbrühe (ihr geſchmolzenes Haar, Bourre fondue) ziehen, um damit ihr ſogen. Nacarat, oder Rouge de bourre darzuſtellen, das aber am geſchwindeſten in der Luft verſchießt ꝛc.; (vgl. Darſtell. d. Fabrik- und Gewerbsweſens in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ꝛc. herausgeg. v. Stephan Edl. v. Keeß. Wien 1824. 8. 2 Thle.) (*Th. Schreger.*)

Haar der Conchylien, ſ. Byssus.

Haar (orientaliſch und bibliſch). Das Haar der Morgenländer iſt meiſten Theils von ſchwarzer Farbe und dabei gewöhnlich dick und kraus. Schwarzes Haar gilt auch bei ihnen in der Regel für ſchön. Daher ſchon im Hohenliede (5, 11.) der Vergleich mit dem Gefieder des Raben: welches Bild ſich auch bei den arabiſchen Dichtern findet.[1]) Noch häufiger aber vergleichen dieſe das Haar der Mädchen mit der ſchwarzen Nacht, in welcher das Geſicht wie der Mond leuchtet[2]), und vom gealterten Manne, der das ſchwarze Haar, das ihn in ſeiner Jugend zierte, mit der Glatze vertauſcht hat, ſagen ſie: „ſeine Nacht iſt mondhell geworden."[3]) Das in dichter Fülle über den Nacken herab hängende Haar der Mädchen erſcheint ihnen wie dicht verſchlungene Palmranken[4]) und glänzt wie der (ſchwarz-rothe) Purpur (Hohesl. 7, 6). Schwarzes Haar lieben auch die Perſer.[5]) Daher färben ſie es auch oft ſchwarz. In Schiras fand jedoch Scott Waring[6]) viele Frauen blond. Rothe Haare ſind bei dieſen Völkern ſelten, aber, wie wohl überall, vorzüglich nur in der Jugend vorhanden: weßhalb auch ältere Perſonen ſich das Barthaar färben, um jung zu ſcheinen.[7])

Im Allgemeinen galt das Haar bei den Hebräern, wie bei den meiſten Völkern, für eine Zierde, und eine Glatze für ſchimpflich. Des Eliſa ſpotten die Kinder aus Bethel, indem ſie hinter ihm her „Kahlkopf" rufen (2 Kön. 2, 23.). Der Prophet Jeſaia (3, 17. 24.) droht den hoffärtigen Weibern mit der Schmach: Jehovah werde ihre Scheitel kahl machen, und ſtatt der gedrechſelten Locken ſollen ſie eine Glatze tragen. Vgl. 7, 20. Man mochte das für um ſo ſchimpflicher anſehen, da das Ausfallen der Haare oft ein Zeichen des eintretenden Ausſatzes war. Vgl. das Geſetz darüber 3 Moſ. 13, 40 ff. Die größte Beſchimpfung war es daher auch für die Geſandten Davids, daß ihnen der Fürſt der Ammoniter den halben Bart abſcheren ließ (2 Sam. 10, 4. 5.):

---

1) S. z. B. Motenabbi b. Reiske S. 19. 45. Hariri Cons. 2. S. 25. Sacy. 2) z. B. Motenabbi b. R. S. 23. Vgl. Schultens zu Hariri 4. p. 8. 3) Hariri 2, 26. Auch die Griechen nennen die Glatze einen kleinen Mond, σελήνιον, vergl. *Synesius* bei *Salmas.* epist. de caesarie viror. et mulierum coma. (Lugd. Bat. 1644) S. 149. 4) Amrulkeis Moall. 33. Vgl. de *Sacy* Chrest. arabe III, 54. und Hohesl. 5, 11. 5) S. *Chardin* Voy. IV. S. 13. der Ausg. v. *Langlès.* 6) Reiſe nach Schiras. Th. I. S. 107 der teutſch. Überſ. 7) Niebuhr's Reiſe I, 305. Beſchr. v. Arabien, S. 69. Ruſſel's Naturgeſch. v. Aleppo, überſ. v. Gmelin, S. 142. Vgl. *Plin.* H. N. XVI. c. 22. XXIII. c. 4. Bekanntlich galt bei den alten Deutſchen rothes Haar gerade für das ſchönſte.

Digitized by Google

woraus ſich nachher ſogar ein Krieg entwickelte.[8]) Auch bei den jungen Arabern gilt eine Glatze für große Schmach, daher heißt es z. B. in einem Eidformulare (Hariri 10. S. 99. Sacy): „Wenn ich das gethan, ſo mache Gott meine Locken zur Glatze.“ Vergl. den Spruch der Sunna Nr. 465. in den Fundgr. des Or. I. S. 289.

Wie die Jünglinge der Araber, ſo trugen auch die Hebräer in ihren frühern Jahren gewöhnlich langes Haar, und je länger und dicker es war, für deſto ſchöner wurde es gehalten. Von Abſalom heißt es 2 Sam. 14, 25 f.: „Wie Abſalom ſchön war keiner in ganz Israel; von ſeiner Fußſohle bis zum Scheitel war kein Flecken an ihm. Und ſo oft er ſein Haar abſcheren ließ — von Zeit zu Zeit, wenn es ihm zu ſchwer wurde — da wog ſein Haar 200 Seckel nach Königsgewicht.“[9]) Nach dem Talmud (Sanhedr. c. 11.) hatte David 400 Söhne, welche alle langes Haar trugen. Die älteren Mannsperſonen aber trugen bei den Hebräern aller Wahrſcheinlichkeit nach geſtutztes Haar, ſo daß ſie daſſelbe von Zeit zu Zeit kürzten. Nach Ezech. 44, 20. ſollen die Prieſter des neuen Tempels ihr Haar nicht glatt abſcheren (גַּלֵּחַ), aber auch nicht lang tragen (שַׁלַּח פֶּרַע), ſondern nur ſtutzen (כָּסַם). Solche Haartracht der Männer findet ſich auch auf den Bildwerken der Ruinen von Perſepolis, wie man aus den Abbildungen bei Chardin und Niebuhr ſehen kann, und daß die Babylonier kurzes Haar (κόμη μικρά) trugen, ſagt Strabo (XVI. S. 746. Casaub.) ausdrücklich. Nur der Naſiräer oder wer ſonſt ein Gelübde gethan hatte, ließ das Haar lang wachſen (nach dem Geſetz 4 Moſ. 6, 5.), bis das Naſiräat zu Ende war, worauf es vom Prieſter vor der Thür des Tempels abgeſchnitten und in das Feuer des Dankopfers geworfen wurde (4 Moſ. 6, 18.): ſo wie auch bei der Wallfahrt der Araber nach Mekka das Abſcheren der Haare im Thale Mina eigentlich den letzten Akt der Cärimonie ausmacht.[10]) Über Simſons Haupt ging kein Schermeſſer, weil er ein Geweihter des Herrn war vom Mutterleibe an (Richt. 13, 5. 16, 17.), und nur ſo lange bleibt er Schützling Jehova's, bis ihm Delila im Schlafe die ſieben Flechten ſeines Haares abſchneidet (Richt. 16, 19.). So gelobt auch Hanna, die Mutter Samuels, dieſen dem Herrn zu weihen für ſeine Lebenszeit, und kein Schermeſſer über ſein Haupt gehen zu laſſen. Ein ſolcher Naſiräer war nach der Tradition unter andern auch Jakobus, der Bruder des Herrn, von welchem Hegeſippus bei Euſebius (K.G. 2, 23.) ſagt: „ein Schermeſſer ging nicht über ſein Haupt.“ Der Apoſtel Paulus beſchor ſein Haupt in Kenchreä, „denn er hatte ein Gelübde gethan.“ (A.G. 18, 18. Vergl. noch A.G. 21, 23. 24.) — Wenn der am Ausſatz Kranke geneſen war, mußte er ſich ſcheren, und 7 Tage nachher noch ein Mal Kopf, Bart, Augenbraunen, kurz alles Haar an ſeinem Körper abſcheren (3 Moſ. 14, 8. 9.). Auch die Leviten ſchoren ſich bei ihrer Weihe alle Haare ab (4 Moſ. 8, 7.). Außerdem ſchoren ſich die Hebräer auch, wenn ſie trauerten, ſ. Micha 1, 16. Amos 8, 10. Jerem. 16, 6. u. a. St.: wie dieß auch bei andern Völkern Sitte war, ſ. Geſenius zu Jeſ. 15, 2. Daher muß auch nach dem Geſetz (5 Moſ. 21, 12.), wer eine im Kriege erbeutete Frau aufnimmt, dieſe erſt mit geſchornem Haupte einen Monat lang ihre Ältern betrauern laſſen.

Abweichend von der Haartracht der Männer unter den Hebräern iſt die Sitte der Araber, welche zwar als Jünglinge auch langes Haar tragen, aber ſobald ſie in die männlichen Jahre kommen, nach d'Arvieux, ſobald ſie Vater werden, das Haupthaar ganz glatt abſcheren und nur auf dem Wirbel des Kopfes einen Büſchel ſtehen laſſen. So die heutigen Araber[11]) und ſo auch ſchon die älteſten, wie Herodot berichtet.[12]) Nur bedecken ſie den Kopf dann gewöhnlich mit dem Turban, weßhalb ſchon Plinius ſagt: die Araber trügen entweder einen Turban oder langes Haar.[13])

Man kann bemerken, daß es, mit wenigen Ausnahmen, im Allgemeinen immer und überall herrſchende Sitte geweſen iſt, daß die Weiber langes Haar tragen.[14]) Dieß war und iſt noch jetzt auch die herrſchende Sitte bei den Völkern des Orient. 1 Korinth. 11, 14 f.: „Lehrt euch nicht die Natur ſelbſt, daß es für den Mann ſchimpflich iſt, langes Haar zu tragen, für das Weib dagegen ehrenvoll?“ Vgl. ebend. Vs 4 — 6. Maria von Bethanien trocknete Jeſu mit ihrem langen Haar die Füße (Joh. 12, 3. vergl. 11, 2.), und eben ſo die Sünderinn in dem Hauſe des Phariſäers (Luk. 7, 36. 44.).

---

8) S. *Lakemacher*, de barba legatis Davidis abrasa in den Observat. X, 145 ff. Vgl. den Art. Bart. 9) Über die Unwahrſcheinlichkeit der letztern Nachricht ſ. den Art. Abſalom. Joſephus (Alth. 7. 8, 5.) verſteht die Stelle ſo: acht Tage Zeit hätten kaum hingereicht, das Haar zu ſcheren. 10) Koran Sure 2, 191. *Hinckelm.*: „Scheret eure Häupter nicht, bis ihr das Opfer an den Opferplatz gebracht.“ Vgl. *Reland*. de relig. Moh. S. 116 ff. Wie bei den hebräiſchen Naſiräern, ſo wurden auch bei den Griechen die Haare der herangewachſenen Knaben gewöhnlich einer Gottheit dargebracht. Vgl. die Nachricht von dem Haar der Veſtalinnen bei *Plin*. H. N. 16, c. 44.

11) S. Niebuhr's R. I, 159 f. 12) Herodot 3, 8.: κείρονται δὲ περιτρόχαλα, περιξυροῦντες τοὺς κροτάφους. Bei den Griechen heißt dieſe Art, das Haar zu ſcheren, auch σκάφιον κείρεσθαι, und Männer, welche ſo geſchoren ſind, τροχοκουράδες oder σκαφιόκουροι. Die Ägypter ſchoren Haupt- und Barthaar auf ähnliche Weiſe von Jugend auf (Herodot. 3, 12.), und die Prieſter namentlich ſogar die Augenbraunen, wie man aus den Abbildungen auf den Ruinen bei Abuſir ſehen kann, Sicard in den Miſſionsber. Th. 9, S. 63. vgl. 56. (Im Gegentheil liebt man in Arabien und Perſien recht große, wo möglich zuſammenſtoßende Augenbraunen bei den Weibern, ſ. Scott Waring I, 107.) Auch tadelt Tertullian (de Pallio, c. 4.) jene Tonſur, bei welcher „cultri vertex solus immunis“ ſei, an den Numidiern. 13) Plin. 6, 28.: „Arabes mitrati degunt aut intonso capillo.“ 14) S. *Salmas*. a. a. O. pag. 18. Die Männer trugen dagegen von jeher bei den meiſten Völkern kürzeres Haar, daher z. B. caesaries a caedendo faſt ausſchließlich von dem Haar der Männer gebraucht wird. Einzelne Ausnahmen hiervon gibt es allerdings, wie nach Seneca (epist. 124.) die Parther „capillum effundunt,“ die Scythen „capillum spargunt,“ wie nach Appian u. A. auch die Meder langes geſcheiteltes Haar trugen, weßhalb ſie βαθυχαῖται genannt werden.

Digitized by Google

Ein künſtliches Binden und Flechten der Haare kannten ſchon die alten Hebräerinnen, wie mehrere Spuren zeigen. Die gottloſe Iſebel, als ſie hört, daß Jehu in Jisrel einzieht, ſchminkt erſt ihre Augen und macht ihren Kopf zurecht, dann ſieht ſie ſo geputzt aus dem Fenſter (2 Kön. 9, 30.). Ehe Judith in das Lager des Holofernes geht, ruft ſie ihre Zoſe, legt die Witwenkleider ab, wäſcht und ſalbt ſich, bringt dann ihre Haare in Ordnung (διέταξε τὰς τρίχας τῆς κεφαλῆς αὐτῆς), ſetzt eine Mitra auf und legt allerlei Schmuck an (Judith 10, 2 ff. vgl. 16, 10.). 1 Timoth. 2, 9.: „Die Weiber ſollen beten in anſtändigem Gewande — ſich nicht mit Haargeflecht (ἐν πλέγμασιν) ſchmücken oder Gold oder Perlen u. ſ. w.“ Vgl. 1 Petr. 3, 3. Dahin gehören auch die Jeſ. 3, 24. erwähnten künſtlich gedrehten Locken oder Flechten (מַעֲשֶׂה מִקְשֶׁה). S. Geſenius z. d. St. — Kamm und Haarnadeln kommen erſt im Talmud vor, und dort wird auch eine Haarkräuslerinn Maria erwähnt.[15]) Auch von Mannsperſonen, nämlich Jünglingen und Naſiräern, welche, wie oben geſagt iſt, das Haar lang trugen, ſcheint eine Art von künſtlicher Anordnung desſelben im Gebrauch geweſen zu ſeyn. Simſon trug das Haar in 7 Flechten (Richt. 16, 13.), und Herodes ſoll in ſeiner Jugend, als er verklagt worden war, mit einem künſtlichen Haarſchmuck (τὴν κεφαλὴν κεκοσμημένος τῇ συνθέσει τῆς κόμης) vor dem Synedrium erſchienen ſeyn.[16])

Die gewöhnliche Haartracht der Weiber unter den Arabern iſt nach den Berichten der Reiſenden folgende: Sie theilen das Haar in viele Zöpfe, welche ſie mit Bändern, oder auch oft mit Perlen, mit Gold- und Silberblättchen oder mit Steinen durchflechten, und hängen unten zuweilen eine kleine Schelle an. Je mehr Zöpfe, und je voller und üppiger das Haar iſt, für deſto ſchöner wird es gehalten.[17]) An den Schläfen hängt zuweilen ein Büſchel Haare bis unter die Ohren herab nach Art unſrer Seitenlocken, und auch über der Stirn ſieht man zuweilen eine kleine Flechte mit einem Edelſteine geziert.[18]) Dieſen weiblichen Kopfputz ahmen zuweilen auch Knaben und junge Männer nach: was aber gewöhnlich als weibiſch und unſittſam getadelt wird.[19])

Das Tragen falſcher Haare war den alten Völkern überhaupt nicht unbekannt. Von den Medern ſagt Xenophon ausdrücklich, es ſei bei ihnen Sitte geweſen, dergleichen zu tragen, und insbeſondere erwähnt er ſie bei Aſtyages, und ſagt, der junge Cyrus habe ſolchen Putz des Großvaters ſehr bewundert.[20]) Auch Hannibal ſoll ſich im Winterquartiere unter den Celten, deren Bundbrüchigkeit er fürchtete, durch immer anders gewählte falſche Haare und Wechſel der Kleider unkenntlich gemacht haben: was Polybius eine phönikiſche Kriegsliſt nennt.[21]) Ob nun gleich eigentliche Perüken den Orientalen ganz fremd zu ſeyn ſcheinen,[22]) ſo iſt es doch nicht ſelten, daß die Weiber in Perſien an ihre Haarflechten, um ſie zu verlängern, ſeidene Flechten anknüpfen.[23]) Vom Gebrauch des Puders findet ſich keine Spur. Etwas dieſer Art erwähnt jedoch Joſephus, daß nämlich die Reiterei des Königs Salomo aus lauter ſchönen, langgehaarten Jünglingen beſtanden, welche täglich ihr Haar mit Goldſtaub beſtreuten, was bei Sonnenſchein einen außerordentlichen Glanz gegeben habe.[24])

Sehr ausgebreitet endlich iſt im Orient die Sitte, das Haar zu ſalben, welches vorzüglich bei Gaſtmälern geſchah. S. darüber den Art. Salbe.

(*E. Rödiger.*)

Haar (Griech. u. röm. Archäologie). Mehr als irgend ein Volk haben vielleicht die Griechen erkannt, daß der ſchönſte Schmuck, den die Natur dem Menſchen verliehen hat, das Haar iſt. Wie überhaupt die Bewohner wärmerer Länder ſich eines ſchöneren Haarwuchſes erfreuen, ſo ſchien der griechiſche Himmel ihn vorzüglich zu begünſtigen, und ſie, in denen der Sinn für das Schöne entſchiedener und lebendiger war, als bei allen Völkern alter und neuer Zeit, verſäumten nicht, den erhaltenen Vorzug durch ſorgſame Pflege zu bewahren und zu erhöhen. Schon in früher Zeit ſehen wir ein ſchönes Haar bei ihnen als eine vorzügliche Zierde betrachtet. Here ſelbſt, da ſie ſich ſchmücket, den Zeus zu bezaubern, flicht ſich πλοκάμους φαεινούς, καλούς, ἀμβροσίους (Iliad. XIV, 176.) und Athene, damit Odyſſeus voll Würde und Anmuth vor den Phäaken erſcheine, läßt ihm lockiges, dem Hyakinthos gleiches Haar vom Haupte

15) מרים מגדלא שער נשייא. S. die Stellen des Talm. bei Buxtorf Lex. chald. S. 889. Lighfoot zu Matth. 27, 56. 16) Joſeph. Arch. 14, 9, 4. Eine Art von Friſur bemerkt man auch an den Köpfen und Bärten der Figuren, welche auf den Ruinen von Perſepolis abgebildet ſind, z. B. auf Taf. 21 u. 22 bei Niebuhr's Reiſe im 2. Bande. Namentlich ſieht man deutlich, daß die vornehmern Figuren darunter, und vor allen der König, ſich durch längere und ſtufenartig geformte Bärte auszeichnen. Man ſ. beſonders Taf. 63, 64 u. 66 bei Chardin's Reiſen. 17) S. beſonders die perſiſchen Dichter, welche unerſchöpflich ſind in Schilderungen des Haars ihrer Schönen. Vergl. die Briefe der Lady Montague, Th. I. Br. 29. S. 172. Br. 33. S. 249. Th. II. Br. 19. S. 81. Chardin IV. S. 12. Langlès und dazu Taf. 23. Niebuhr's R. I. Taf. 23. Nr. 45 u. 47. Von einer ähnlichen Sitte, an den Locken Gold oder Silber anzubringen, iſt im Homer die Rede, Il. 17. V. 52. 18) S. Chardin IV, 12. und Taf. 23 die 3. u. 5. Figur, und bei Niebuhr a. a. O. Nr. 46. Vgl. das in Kupfer gearbeitete Bildniß einer Frau, welches Niebuhr in Ägypten gezeichnet, in deſſen Reiſe I. S. 209. Taf. 42. 19) S. z. B. *Joseph.* B. J. 4, 9. 10. *Philo* p. 782. (ed. Francof. 1691.) *Hariri* 10. S. 98. Gegen das zu lange Verweilen unter den Händen des Tonsor bei den Römern eifert z. B. *Seneca* de brev. vit. c. 12. 20) *Xenoph.* Cyrop. 1, 3, 2: Ἀστυάγην ... κεκοσμημένον καὶ ὀφθαλμῶν ὑπογραφῇ καὶ χρώματος ἐντρίψει καὶ κόμαις προσθέτοις, ἃ δὴ νόμιμα ἦν ἐν Μήδοις. 21) *Polyb.* 3, 78.: ἐχρήσατο δέ τινι καὶ Φοινικικῷ στρατηγήματι τοιούτῳ κατὰ τὴν παραχειμασίαν ... κατεσκευάσατο περιθέτας τρίχας, ἁρμοζούσας ταῖς κατὰ τὰς ὁλοσχερεῖς διαφορὰς τῶν ἡλικιῶν ἐπιπρεπείαις. καὶ ταύταις ἐχρῆτο, συνεχῶς μετατιθέμενος· ὁμοίως δὲ καὶ τὰς ἐσθῆτας μετελάμβανε τὰς καθηκούσας ἀεὶ ταῖς περιθέταις. 22) Die Türken nannten die Perüken der Franken Teufelsneſter. S. *le Bruyn* Voy. (Rouen. 1725. 4.) I, 421. 23) S. *Chardin* Voy. IV. S. 12. *Langl.* 24) Joſeph. Arch. 8, 7, 3: μηκίστας καθειμένοι χαίτας... ψῆγμα δὲ χρυσίου καθ' ἡμέραν αὐτῶν ἐπέσηθον ταῖς κόμαις, ὡς στίλβειν αὐτῶν τὰς κεφαλὰς τῆς αὐγῆς τοῦ χρυσίου πρὸς τὸν ἥλιον ἀντανακλωμένης. Vgl. *Bochart.* Hieroz. Tom. I. lib. 2. c. 9. init.

Digitized by Google

wallen (Odyss. VI, 238.). Ja es gab bereits in dieſer Zeit eitle Männer, wie Paris (Iliad. III, 53.) und Euphorbus (XVII, 52.), die, weil ſie zu hohen Werth auf ihr ſchönes Haar legten, der Tadel ihrer Zeitgenoſſen traf.

Wie aber Nichts im Leben jenes Volkes ſo unbedeutend war, daß ſich nicht daran gewiſſe Gebräuche und religiöſe Cärimonien hätten knüpfen ſollen: ſo erhielt auch das Haar bei den Griechen eine politiſche und mehrfache religiöſe Bedeutung.

Eine politiſche Bedeutung meinen wir in ſo fern, als durch die verſchiedene Art das Haar zu tragen ein dreifacher Unterſchied: 1) der Stämme, 2) des Alters und 3) des Standes bemerklich wird.

Schon Homer gibt als eine Eigenthümlichkeit der Achäer an, daß ſie *καρηκομόωντες* ſeien, d. h. ſie hatten langes, vorn nicht verſchnittenes Haar, während Andere, wie die Bewohner Euböa's, nur hinten es lang trugen, und daher *ὄπιθεν κομόωντες* hießen (Iliad. II, 542). Aber weit auffallender unterſcheiden ſich durch die Haartracht ſpäter der doriſche und der ioniſche Stamm.

In Sparta, deſſen Leben uns das meiſte Licht über doriſche Sitte gewährt, ließen die, welche über das Jünglingsalter hinaus waren, das Haar wachſen. Lykurg ſelbſt ſollte es verordnet haben, weil man dadurch ein freieres und im Kriege ein ſchrecklicheres Anſehen erhalte. (Xenoph. R. L. XI, 3. Plut. Lyc. XXII.). Doch führte man auch andere Gründe an, z. B. daß die Spartaner den demüthigen Aufzug der Bakchiaden, die, von Korinth vertrieben, mit geſchornem Haupte nach Sparta kamen, ſo ſchimpflich gefunden hätten, daß ſie ſeitdem das Haar länger als gewöhnlich trugen. Im Grunde mochten aber die Spartaner, denen jeder andre Schmuck unterſagt war, wenigſtens auf dieſen nicht verzichten, und gaben ſolche Gründe vor, und in dieſem Sinne antwortete Charillos, als man ihn fragte, warum die Spartaner das Haar lang trügen: weil es der wohlfeilſte Schmuck iſt. (Plut. Apophth. p. 718)[1]). Deßhalb ſchmückten und kämmten ſie auch jederzeit das Haar vor der Schlacht (ſ. Spanh. ad Callim. Pall. V, 31).

Die aber dem ioniſchen Stamme angehörten, beſonders die feinen Athener, trugen, ſobald ſie das Mannesalter erreicht hatten, das Haar mäßig verſchnitten, und waren ſorgfältig bemüht, ihm ein gefälliges Anſehen zu geben; ja als Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, ließen häufig die, welche von Natur kein lockiges Haar hatten, ſich dieſen Mangel durch Kunſt erſetzen. Solche Sauberkeit und Eleganz ſtach nun freilich gegen die wilde, vielleicht auch zuweilen etwas unſaubere, ſpartaniſche Tracht nicht wenig ab, und ſo darf es nicht wundern, wenn der Komiker, der ſo gern die Spartaner zum Ziele ſeines Spottes macht, vom ſpartaniſchen Zottelhaare ſpricht (Aristoph. Av. 1287 sq.) ein Ausdruck, den man ſchon nicht zu hart finden wird, wenn man nur die (gewiß noch edel genug gehaltene) Büſte Lykurgs mit der Solon's vergleicht. ſ. Horners Bild. des griech. Alterthums Taf. XI. (nach Visconti Iconogr. Gr.)

Allgemeiner war die Sitte, durch eine beſtimmte Haartracht ein gewiſſes Alter zu bezeichnen. Nicht nur in Athen, ſondern faſt in ganz Griechenland trugen Knaben, bis ſie zum Alter der Epheben (in Athen zum 18ten Jahre) gelangt waren, langes herabhangendes Haar. Daher wurden Apollon und Dionyſos, als dieſem Alter angehörig, ſo gebildet, denn beide ſind *ἀκερσεκόμοι*, intonsi. Dann aber verſchnitt man das Haar ziemlich kurz[2]). So erſcheint Hermes, den man in dieſem Alter ſich dachte[3]), und ſo die Epheben auf den Basreliefs der Parthener, ſ. Horner a. a. O. Taf. XXVII. Im reifern Alter aber ließ man wohl meiſtens das Haar wieder etwas länger wachſen.

Sparta allein ſcheint von dieſer Sitte eine Ausnahme gemacht zu haben. Nach Plutarch Lyc. XXII. ließ man erſt von dem Alter der Epheben an das Haar wachſen, und trug es ſo hinfort, vgl. Manſo's Sparta Th. 2. S. 198 ff.

Auch den Stand bezeichnete man, wiewohl nur theilweiſe, durch die Haartracht. Wie ſchon bemerkt worden, hielt man zu Sparta langes Haar für ein Zeichen der Freiheit, und als Grund gibt Ariſtoteles (Rhet. I, 9. vgl. Müller, Dorer Th. 2. S. 270 ff.) an, man habe daraus erſehen, daß, wer ſich ſo trüge, kein Handwerk treibe, noch eine andere Arbeit der Art verrichte, wobei langes herabhangendes Haar hinderlich ſeyn würde. Alſo nicht nur die Heloten, ſondern auch die Periöken unterſchieden ſich dadurch von den Spartanern.

Ob auch in andern griechiſchen Staaten ein ähnlicher Unterſchied beobachtet worden ſei, iſt ungewiß; doch kommen hie und da Äußerungen vor, aus denen man ſchließen möchte, daß auch andrer Orten die Sklaven kürzeres Haar getragen haben. ſ. Aristoph. Av. v. 916. vgl. Broukh. ad Prop. IV, XI, 38.

Der Werth, den die Griechen auf das Haar legten, erhellt am deutlichſten aus den religiöſen Cärimonien, die man in gewiſſen Fällen beobachtete. Dem Knaben, der im Begriff war, in das durch die Jahre beſtimmte Jünglingsalter zu treten, wurde freilich das lange Haar verſchnitten, das dann von ihm einer Gottheit, am häufigſten wohl dem Apollon geweihet wurde. (ſ. Varr. ap. Non. II, n. 196.). So erzählt Plutarch ſchon vom Theſeus (c. V.), daß er deßhalb nach Delphi reiſete; und dieſe Sage mag wenigſtens das Alter der Sitte beweiſen. Jungfrauen thaten dasſelbe vor der Hochzeit, wie z. B. die deliſchen Mädchen, und die zu Trözene (ſ. Spanh. ad Call. Del. v. 297.) und auch zu Sparta war es nach Plutarch (Lyc. c. XV.)

1) In den Apophth. Lac. p. 858. wird dieß vom Nikander erzählt.

2) Im Widerſpruche hiermit ſcheint eine Stelle des Seneca, Herc. fur. v. 853. zu ſtehen; allein der römiſche Dichter mag das griechiſche Wort nicht ſo genau genommen haben. 3) Daß damit nicht ſtreitet, was Hirt, Bilderb. S. 64 f. ſagt, ſiehet man leicht.

Digitized by Google

üblich, der Braut das Haar abzuſchneiden. Derſelbe Gebrauch findet ſich auch bei Jünglingen, die eine gefährliche Reiſe oder einen Feldzug unternahmen. Sie ließen während der ganzen Zeit ihrer Abweſenheit das Haar wachſen und weiheten es bei ihrer Rückkehr größten Theils ihren heimiſchen Flußgöttern (ſ. Iliad. XXIII, 142. Paus. I, 27, 2. Valer. Flacc. I.)

Am allgemeinſten aber war die Sitte durch Vernachläſſigung des Haares ſeine Trauer zu erkennen zu geben. Wie man es bei freudigen Gelegenheiten feſtlich ſchmückte, ſo pflegte man es bei Trauerfällen entweder ganz abzuſchneiden (ſ. Winkelm. W. Th. V. S. 52. 362. Kirchm. de fun. II, 13.) oder doch ungeſchmückt und unordentlich herabhangen zu laſſen, als wollte man, wie Athenäus (XV. p. 675) ſagt, ſich ſelbſt das Anſehen eines Leidenden geben. — Das abgeſchnittene Haar brachte man auch wohl dem Abgeſchiedenen auf ſeinem Grabe als Opfer dar; wie aus Äſchylus (Choeph. v. 5. 6.) und Sophokles (Electr. v. 52. 884.) bekannt iſt, nach denen die Gegenwart des Oreſtes bei ſeiner Rückkehr an dem auf das Grab des Agamemnon gelegten Haare, von ſeinen Schweſtern erkannt wurde. Das nannte man Trauerlocken (*πλοκάμους πενθητηρίους*). Aus demſelben Grunde gingen die Weiber, die den Tod des Adonis feierten, mit fliegenden, nicht geordneten Haaren. (*λύσασαι κόμαν*, Theocr. XV, 143).

Eine beſondere Erwähnung verdient auch der Glaube daß an dem Haare das Leben des Menſchen hänge. Nicht zu gedenken des purpurnen Haares des Niſos, das ſeine Tochter Skylla dem Minos verrätheriſch überlieferte, muß auch die Dido erſt auf Befehl der Here Iris, was ſonſt Perſephone that, das dem Pluto ſchuldige Haar abſchneiden, und daſſelbe thut bei Euripides Alcest. v. 74., der Tod.

Allein nicht nur bei Sterbefällen[4]) beraubte man ſich des Schmuckes der Haare, ſondern auch bei andern unglücklichen und traurigen Begebenheiten. So ſchnitten es ſich die Argiver ab, nachdem ihnen Thyrea durch die Spartaner genommen war, und ſo die oben erwähnten Bakchiaden. Zwar ſagt Plutarch (Problem. Roman.) ausdrücklich, daß in Unglücksfällen die Weiber der Griechen das Haar abgeſchnitten, die Männer es hätten wachſen laſſen; allein dieſe Sitte war wohl nicht überall gleich. Das Weib, deſſen Hauptſchmuck ein langes Haar war, konnte freilich nicht beſſer ſeine Trauer zu erkennen geben, als wenn es denſelben ablegte; der Mann hingegen, wenn er nicht darauf achtete, ob es ihm länger als gewöhnlich um das Haupt hing. Wo hingegen der Mann das Haar lang trug, da konnte das Abſchneiden allerdings ein Ausdruck des Schmerzes ſeyn.

Was die einzelnen Moden des Haarputzes anlangt, ſo betreffen ſie hauptſächlich nur das weibliche Geſchlecht, wiewohl auch bei Männern künſtlich geſchmücktes Haar vorkommt. — Auf den älteſten Kunſtdenkmälern, bei denen man freilich die Steifheit des Stils überhaupt nicht überſehen darf, erſcheinen die weiblichen Figuren, mit langen, zopfartigen Locken, die weit über die Achſeln, ja über die Bruſt herabhangen. So unter andern die weibliche Statur ungewiſſer Bedeutung August. tab. XI., ſo Latona und Artemis (Zoëga, Bassiril. tab. CXIX.); und ſo die Prieſterinnen auf der berühmten ara der Dresdner Sammlung (August. tab. VI. VII.)[5]). Allein hier haben auch nicht nur Apollon, wie in dem oben angeführten Basrelief, ſondern auch die andern männlichen Figuren gleichen Haarputz und ſelbſt die Haare des Herakles ſind auf ähnliche Weiſe gelockt oder geflochten (vgl. Zoëga tab. XII.), nur daß ſie von der Löwenhaut größten Theils verdeckt ſind[6]).

Nachmals ſcheint die Haartracht einfacher geweſen zu ſeyn, denn an den meiſten Kunſtdenkmälern dieſer Zeit erſcheinen die Haare offen, aber geſcheitelt, und hinten in einen Schopf zuſammen gebunden. Darüber trug man dann häufig eine Art Haube oder Haarnetz: *κεκρύφαλος*. ſ. Böttiger's Aldobr. Hochz. S. 150 ff.[7]). Allein der allmälig zunehmende Luxus brachte auch hierin beſonders bei den Joniern und vorzüglich zu Athen (ſ. Thuc. I, 6.) Veränderungen hervor; und ſo hören wir nicht nur von verſchiedenen Moden, die eine Art Berühmtheit erlangten, ſondern finden auch an den Köpfen, beſonders Portraits ein weit künſtlicher geordnetes Haar. M. ſ. z. B. die Büſte der Aspaſia (Visc. Iconogr. Graec.) und die berühmten Herkulanerinnen (Aug. tab. XIX — XXIV.)

Und nicht nur das weibliche Geſchlecht, ſondern auch die Männer folgten der Mode, wie denn der Scholiaſt zu Thuc. I, 6 ausdrücklich ſagt, daß der *κρωβύλος* (ſ. d. A.) einen Haarputz der Männer bezeichne, (vgl. Ariſtoph. Wesp. V. 1278), der bei den Frauen *κόρυμβος* (ſ. d. A.) geheißen habe; und wie oft ſpottet nicht Ariſtophanes der Weichlinge, die weibiſche Sorgfalt auf ihren Haarputz verwendeten?

Ja auch eine ſchöne Farbe des Haares ſcheint man ſchon damals künſtlich hervor zu bringen geſucht zu haben. Die beliebteſte Farbe war die blonde (*ξανθή*, *μελίχροος*). Apollon, Bakchos, die Chariten (Pind. Nem. V, 99.), und die meiſten Heroen wurden ſo gebildet, wie bei Homer Menelaos, Achilleus (Iliad. XXIII, 141.) ꝛc. Sie ſuchte man alſo künſtlich hervor zu bringen. (vgl. Winkelm. W. Th. V. S. 179). Doch auch die ſchwarze Farbe ſchätzte man. Nach Winkelmann (W. Th. IV. S. 222) ſoll zwar Homer nie Haare von ſchwarzer Farbe genannt haben; allein was ſind dann hyakinthosfarbige (Odyss. VI, 230., *κόμαι ὑακινθίνῳ*

4) Man vergleiche hierüber überhaupt: *Süvern* de variis ponendi capilli occasionibus apud Graecos et Romanos veteres usitatis. Elbing. 1805.

5) Noch ſonderbarer iſt der ähnliche Hauptputz der Sappho, auf der von Steinbüchel (Wien 1822) bekannt gemachten, und doch wenigſtens den alten Stil kopirenden Vaſe. 6) Vergl. über die Behandlung des Haar's in den älteſten plaſtiſchen Kunſtwerken der Griechen, Meyer's Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen. Th. I. 24. 26. 29. 31. (*R.*) 7) Über den Haarputz an äginetiſchen Denkmälern ſ. Hirt.

Digitized by Google

ἄνϑει ὅμοιαι), und was iſt ſonſt κυανοχαίτης? Die Alten nahmen es mit Bezeichnung der Farben nicht ſo genau, wie man oft genug aus dem Gebrauche der Wörter ἰοειδής, πορφυροῦς ꝛc. erſieht, und ſo ſind obige Benennungen ebenfalls für dunkel oder ſchwarz gebraucht. — Schwarz wünſchte auch Anakreon die Haare ſeiner Geliebten.

Auch falſches Haar trug man ſchon (ſ. Ariſtoph. Thesmoph. v. 258.) ein Gebrauch, der wohl aus Aſien nach Griechenland kam; denn in Medien findet er ſich ſchon zu Aſtyages Zeit (Xenoph. Cyrop. I, III, 2.).

Die Römer, auf welche ſich ſeit den Eroberungen in Großgriechenland ein großer Theil griechiſcher Sitte vererbte, fingen auch ſeit dieſer Zeit erſt an, größere Sorgfalt auf das Haar zu verwenden. Bis zum Jahre 454 nach Eroberung der Stadt, wo P. Ticinius Maena den erſten tonsor aus Sicilien nach Rom brachte, war es nach Varro (R. R. II, XI.) gewöhnlich, das Haar lang herabhangend zu tragen. So ſchildert Plutarch den Romulus (c. XVI.), ſo Horaz den an der alten einfachen Sitte feſthaltenden Curius (ſ. Od. I. XII. 41. m. Mitſcherl. Anm.), ſo war die Tracht an den älteſten Statuen, die Varro ſah. Allein wie es ſich bald darauf überhaupt zeigte, daß die Römer die Einfachheit ihrer Sitten nur der langen Unbekanntſchaft mit dem Luxus und den Mitteln desſelben zu verdanken hatten, ſo artete auch die an ſich löbliche Sitte in kleinliche Sorgfalt aus, ſo daß zu Cicero's Zeit nicht nur junge Stutzer, ſondern Männer, welche die höchſten Würden bekleideten, ſich künſtliche Locken machten und das Haar von Salben duften ließen. (ſ. pro Sext. VIII. XI. p. red. in Sen. V. in Pis. XI. cf. Ovid. Art. I, 505.). Quinctilian (Inst. I. VI.) erwähnt eine Mode: comas in gradus frangere. Sie ſoll darin beſtanden haben, daß die Haare ſtufenweiſe gelockt wurden, ſo daß ſie gleichſam Terraſſen bildeten, daher ſie Petron (c. XII.) descendentes capillos nennt. So trug ſie nach Sueton (c. LI.), Nero, und das mag die ἐπαφαίρεσις des Martial geweſen ſeyn.

Höchſt kunſtreich, aber häufig auch höchſt abgeſchmackt, wurde beſonders ſeit Auguſt der Haarputz der römiſchen Damen, bei denen, wie man z. B. an den Köpfen der Livia und Julia ſieht, ſich bis dahin wohl größten Theils noch die einfache griechiſche Sitte erhalten hatte, welche in einem bloßen Aufrollen der zuſammen geſchlagenen Haare beſtand, die von der Mitte der Stirn an, wo ſie geſcheitelt wurden, um den Kopf in einer Art Bauſch herum liefen. (Böttiger's Sab. S. 155 fg.) und am häufigſten hinten zuſammen geknüpft, auch zuweilen noch einmal nach vorn zurück geſchlungen wurden. Zu dieſem einfachen Schmucke fügten die vornehmen Römerinnen noch das von den Griechen entlehnte, häufig an den Köpfen der Here und anderer Göttinnen bemerkliche Diadem, das ſich in verſchiedener Form über den genannten Bauſch erhob. —

Nach Böttiger (Sabina, S. 163 f.)[8]) laſſen ſich alle noch ſo mannichfaltigen Haartrachten der Römerinnen in zwei Hauptklaſſen bringen. Entweder es waren wirkliche mit einem Brenneiſen (calamister) gekräuſelte Locken, die dann mit einem goldenen, oft auch mit Perlen geſchmückten Bandeau von den übrigen glatt gekämmten Haaren getrennt waren (Montfaucon Supplémens T. III. p. 16. vgl. Zaretti Dactyl. tab. XIX.), oder man flocht die Haare in mehrere Zöpfe und Flechten, die erſt in einen vielfachen, ſich immer wieder begegnenden Kreis über einander gewunden und dann in der Mitte gerade über dem Scheitel, wo eine ſtarke Wulſt von eben dieſen Zöpfen hervor ging, mit einer langen Schmucknadel durchſtochen und feſtgehalten wurden. — Indeſſen kommen häufig auch andere Arten des Haarputzes vor, die ſich nicht in dieſe beiden Klaſſen möchten bringen laſſen. M. ſ. die Köpfe der Kaiſerinnen Sabina und Plotina (August. tab. CXXX.), der Aquilia Severa und Annia Fauſtina (ebend. tab. CXLIV.), der Julia (Titi). (Zaretti Dactyl. tab. XVI.).

Die außerordentliche Menge und Stärke der Zöpfe und Locken macht es auf den erſten Blick bemerklich, daß ein ſolcher Putz nicht ohne falſches Haar bewerkſtelligt werden konnte. Auch machte man aus dieſem Betruge gar kein Geheimniß, und die damit Handelnden ſaßen öffentlich zu Markte (Ovid. Art. III. 167.). Beſonders war ſeit der näheren Bekanntſchaft mit den Teutſchen das goldgelbe Haar derſelben beliebt geworden, und man bemühete ſich nicht nur, durch beitzende Salben, auch wohl durch Einſtreuung von Goldſtaub dem Haare dieſe Farbe zu geben, ſondern man trug auch ganze Perüken von teutſchen Haaren (ſ. z. B. Juv. VI, 120.).

Auch von den an das Haar geknüpften Gebräuchen ſcheint Manches der griechiſchen Sitte auf die Römer übergegangen zu ſeyn; nur finden ſich deren im Ganzen weniger. — Am gewöhnlichſten war auch hier die Sitte, durch ein ungeordnet herabhangendes Haar ſeine Trauer an den Tag zu legen, nicht nur bei Begräbniſſen und andern Trauerfällen, ſondern auch wenn dem State irgend eine große Gefahr drohte. In dieſem Falle pflegten auch wohl die Weiber mit ihren aufgelöſeten und herabhangenden Haaren die Tempel, beſonders die Altäre gleichſam zu kehren. ſ. Liv. III, 7. XXVI, 9. — Auch war es üblich, nach überſtandener Gefahr, beſonders nach einem Schiffbruche es zu ſcheren und dem Neptun zu weihen, Juven. XII, 81.; und dahin gehört wahrſcheinlich auch der Gebrauch, wenn man eine Reiſe unternahm, den Göttern das Haar zu geloben. (ſ. Turneb. Adv. XXII, 28. überhaupt aber: Junius de coma).

Eine ſonderbare Sitte fand bei der Hochzeit Statt, wo die Haare der Braut mit einem lanzenähnlichen Inſtrumente (hasta, Ovid. fast. II, 560., hasta caelibaris, Festus, δοράτιον, Plut. Rom. XV.) geordnet oder

8) Man vergleiche überhaupt den ganzen Abſchnitt von S. 113 — 173.

Digitized by Google

geſchmückt wurden, was man ſpäter darauf deutete, daß die erſten Ehen auf gewaltſame Weiſe durch den Raub der Sabinerinnen geſchloſſen ſeien. ſ. Plut. a. a. O. Spanh. ad Call. Pall. p. 552.

Andere Gebräuche, welche auf manche Stellen zu führen ſcheinen, z. B. daß den Sklaven bei der Manumiſſion das Haupt geſchoren wurde (ſ. Juven. V, 171. Ursin. ad Liv. XLV, 44.), laſſen ſich wenigſtens nicht als allgemein darthun; überhaupt aber bezogen ſich die Cärimonien, an denen die Römer in jeder Art ſo reich waren, mehr auf das öffentliche, als auf das Privatleben. — (*W. A. Becker.*)

Haar. (Archäologiſch, Germaniſch). Die alten Bewohner des europäiſchen Nordens, und namentlich die Kelten in Gallien und Britannien[1]), hatten die Sitte, ihr langes, flachsgelbes Haar, welches ſie durch Kalkwaſſer und Seife noch mehr zu bleichen ſuchten[2]), mit Sorgfalt zu nähren und am Hinterkopfe zuſammen zu binden. Daher die Römer, nachdem ſie in das eigentliche Gallien eingedrungen waren, das Land, zum Unterſchiede von der galliſchen Provinz, Gallia Comata benannten[3]). Aus gleichem Grunde hießen bei ihnen einige keltiſche Alpenvölker Capillati[4]). So wie das lange und ſtarke Haar den alten Kelten eine Tracht war, welche männliche Würde und Freiheit bezeichnete, wobei ſich die Vornehmen noch durch einen großen Knebelbart von dem gemeinen Volke unterſchieden: ſo diente es ihren Frauen zum vorzüglichſten Schmucke, und die galliſchen Grabmäler haben merkwürdige Überbleibſel von ſolchem Haarputze geliefert[5]).

Die germaniſchen Völker trugen ebenfalls langes Haar und wandten beſondere Sorgfalt auf die Pflege desſelben[6]). Die braungelbe, hier und da in das Goldblonde und Röthliche fallende Farbe desſelben war ein Merkmal, wodurch die Römer den teutſchen Stamm bezeichneten[7]). Die Sitte, dem Haar durch Kalkwaſſer und auch durch Seife eine hellere röthliche Farbe zu geben, ſcheint erſt in ſpäterer Zeit als Luxus zu den Teutſchen aus Gallien gekommen zu ſeyn, und war auch den Frauen gebräuchlicher, als den Männern[8]). Unter den verſchiedenen Völkerſchaften herrſchten in der Haartracht verſchiedene Moden. Die Sueven ſtrichen ihr Haar zurück von der Stirn gegen den Scheitel und banden es in einen kammartigen Schopf zuſammen, welcher wie Hörner emporſtand, dick wie die Mähne eines Pferdes[9]). So trugen ſich bei ihnen Alte und Junge, nur die Sklaven nicht. Die Häuptlinge ſtutzten das Haar noch höher und ſtattlicher auf, nicht um Wohlgefallen, ſondern um Schrecken zu erregen[10]). Bei andern Teutſchen war eine ähnliche Haartracht nur in den jüngern Jahren gebräuchlich[11]). Unter den Katten ließen die Jünglinge Haar und Bart hangen, als Pfand der Tapferkeit, nur durch den Tod eines Feindes lösbar. Über dem erſten Leichnam, der durch ſie gefallen war, ſchnitten ſie ſich das lange Haar ab und hielten ſich dann erſt des Vaterlandes und ihrer Väter werth[12]). Im Allgemeinen war aber das abgeſchorene Haar ein Zeichen der Unterthänigkeit, unter den Kelten, wie unter den Germanen[13]).

Am entſchiedenſten ſcheint ſich die Ehrentracht des langen Haares unter den Franken erhalten zu haben[14]), und eine Zeit lang war ſie ſogar ein Zeichen der königlichen Würde. Nach Gregorius von Tours und andern fränkiſchen Geſchichtsquellen für die Periode der erſten Dynaſtie erwählten ſich die Franken Könige mit langen Haaren (criniti), und dieſen Beinamen führen ſchon Pharamund und Chlodio. Chlodwig, einer von Fredegundens Stiefſöhnen, wurde von einem Fiſcher, der ſeinen Leichnam fand, an dem langen Haare als königl. Prinz erkannt, und Gundobald, welcher ſich für einen Sohn Chlotars II. ausgab, wollte ſeine rechtmäßige Geburt durch ſein langes Haar erweiſen. Chlotar aber ließ ihm dieſes abſcheren, und machte ihn dadurch aller Anſprüche auf königl. Blut verluſtig. Eine ähnliche ſymboliſche Haarſchur übten die Prinzen Childebert und Chlotar an den Söhnen ihres Bruders Chlodemir, um ſie des Thrones unfähig zu machen[15]).

Es verſteht ſich, daß, ſo lange dieſe eigenthümliche Haartracht ein Zeichen der königl. Würde unter den Franken war, alle Unterthanen kürzeres Haar tragen mußten, vielleicht, nach Maßgabe ihres Standes, der königlichen Länge mehr und weniger nahe kommend. Unter den Karolingern hört dieſe Sitte auf, und wir wiſſen, daß ſchon Karl der Große kurzes Haar trug. Unter ſeinen Nachfolgern iſt ſogar ein König mit dem Beinamen des Kahlen. In der Folge war langes

1) Über Britannien ſ. *Dio Cass.* LXII, 2. *Tacit.* A. XIV, 30. *Caes.* B. G. V, 14. und über Caledonien *Tac.* Agr. 11. *Strabo* IV. p. 200. Auch Oſſian iſt zu vergleichen. 2) S. über die galliſche und germaniſche Seife: *Plin.* XVIII, 51. *Mart.* XIV, 26. 27. VIII, 33. Die römiſche Mode gebrauchte nämlich dieſe Seife zu gleichem Zwecke. 3) *Diod. Sic.* V, 28. *Plin.* IV, 17. XI, 37. *Clem. Alex.* Paedag. III, 3. 4) *Plin.* III, 5. 20. XI, 37. 5) S. *Montfaucon.* V, 192. Suppl. III, 57. 58. 6) Von den ſchönen, goldgelben Haaren der Teutſchen verfertigte in ſpäterer Zeit die römiſche Mode haubenartige Aufſätze und falſche Locken, wie wir aus den ovidiſchen Elegieen wiſſen. *Amor.* I, 14. 45. *Ars amand.* III. 164. Auch Kaiſer Caracalla putzte ſich auf dieſe Weiſe. *Herodian.* IV, 7. Nicht minder ſuchte man durch jene, oben erwähnte Seife die germaniſche Haarfarbe, als eine beliebte Mode, zu erzwingen, und bis nach Afrika verbreitete ſich dieſer Geſchmack. 7) *Lucan.* II, 51. X, 131. *Plin.* II, 50. *Tac.* M. Germ. 4. Agric. 11. *Juven.* XIII, 165. *Sil. Ital.* III, 607. *Claud.* Bell. Get. 419. IV. Cons. Hon. 446. Cons. Stil. III, 18. *Martial.* XIV, 176. Auch die lateiniſchen Benennungen ſchwanken zwiſchen blond und roth: flavus, rutilus, fulvus, auricomus ꝛc. Von einer Ähnlichkeit mit der Blutfarbe ſpricht *Clem. Alex.* l. c. jedoch bei den Kelten.

8) *Plin.* XXVIII, 51. *Prop.* El. II, 18. 26. 9) *Tac.* M. Germ. 38. *Claud.* IV. Cons. Hon. 655. *Sil. Ital.* V, 132 sqq. *Juv.* l. c. 10) *Tacit.* l. c. 11) *Tacit.* l. c. *Seneca* de Ira. III, 26. Epist. 124. *Mart.* de Spectac. III. 12) *Tacit.* M. Germ. 31. Ein gleiches Gelübde erzählt *Gregor. Turon.* V, 15. von einem Sachſenheere. 13) Auch als entehrende Strafe hat ſich das Haarabſcheren lange in einzelnen teutſchen Rechten erhalten. S. *Schilter* s. v. Har abslahen. Vgl. *Haranskara.* 14) Puer crinitus heißt im ſaliſchen Geſetz ein Jüngling von edler Herkunft. 16) S. *Gregor. Turon.* III, c. 18.

Digitized by Google

oder kurzes Haar auch bei den Königen von Frankreich Sache der Mode[16].

Auch im ſkandinaviſchen Norden erhielt ſich das lange Haar als ein volksthümlicher Ehrenſchmuck der Germanen, und Harald Haarfager erinnert durch dieſen Beinamen und das damit in Verbindung ſtehende Gelübde an die uralte Kattenſitte[17].

Von den Angelſachſen in England wird es ebenfalls berichtet, daß ſie langes und ſtarkes Haar als einen vorzüglichen Schmuck betrachteten und pflegten. Die jungen Mädchen vor der Hochzeit trugen das Haar unbedeckt und ungebunden; etwas gekürzt und mit einem Kopfputze darauf, die Verheiratheten. Das Abſcheren des Haars war eine beſchimpfende Strafe, welche z. B. die Ehebrecherinnen traf.

Die däniſchen Soldaten, welche unter Edgar und Ethelred II. auf engländiſchem Grunde und Boden ſtanden, zeichneten ſich durch ſorgfältige und zierliche Haartracht aus. Sie kämmten jeden Tag ihr langes Haar und gewannen dadurch, wie es heißt, die Liebe der eingeborenen Frauen[18].

Daher war das Haarabſchneiden bei den keltiſchen und germaniſchen Völkern, wie überhaupt, wo langes Haar als eine Ehrentracht galt, eine beſchimpfende Strafe. Daß die Teutſchen den Ehebrecherinnen das Haar abſchoren, erzählt ſchon Tacitus[19]. Ein Gleiches befehlen die longobardiſchen Geſetze[20]. In der Folge iſt das Haarabſchneiden eine geringere Strafe, wie z. B. bei den Longobarden und Sachſen für einen kleinen Diebſtahl[21]. Daher der Ausdruck: Gerichtsbarkeit zu Haut und Haar, die kleinere Gerichtsbarkeit bezeichnet, in Gegenſatz der größeren: zu Hals und Hand. (*R.*)

Haar. Sprichwörtliche Redensarten, beſonders um das Kleinſte und Geringſte oder auch das Feinſte und Schärfſte auszudrücken: Fein, wie ein Haar. Ein Haar breit. Ich frage nicht ein Haar danach. Auf ein Haar, bei einem Haar (gemein: bei einer Haare), um ein Haar, z. B. zutreffen. Es iſt kein gutes Haar an ihm. Er hat kein Haar von ſeinem Vater ꝛc. Es hängt an einem Haar (Härchen): es hängt vom geringſten Umſtande ab. Um ein Haar zanken*).

Haare laſſen müſſen, heißt: in einem Streite den Kürzern ziehn oder Schaden leiden.

Haare auf den Zähnen haben: bewandert und feſt in irgend einer Sache ſeyn; zuweilen auch: handfeſt und tapfer ſeyn. Beide Bedeutungen folgen aus der Ehrwürdigkeit und dem kriegeriſchen Anſehn des Bartes.

Bei den Haaren zu Etwas ziehen: mit Mühe und faſt mit Gewalt zu Etwas bewegen. Im Gegenſatz davon ſagt man: Mit einem Härchen könnte man ihn (ſie) dazu ziehen.

Bei den Haaren herbei gezogen: auf eine gezwungene Weiſe herbei geführt, z. B. in einer Erzählung oder einem Schauſpiele.

Einander in die Haare gerathen: handgemein werden. Sich in den Haaren liegen: ſehr uneins und in Hader ſeyn.

Sich über Etwas graue Haare wachſen laſſen: ſich Etwas ſehr zu Herzen nehmen, über Etwas ſehr in Sorgen und Kummer ſeyn.

Es ſoll dir kein Haar gekrümmt werden: es ſoll dir nicht die geringſte Beleidigung widerfahren.

Krauſes Haar, krauſer Sinn.

Mit Haut und Haar: ganz und gar.

Ein Haar in Etwas finden: durch irgend Etwas von einer Sache oder einem Vorhaben abgeſchreckt, oder mit Bedenklichkeit und Widerwillen dagegen erfüllt werden. (Vielleicht hergenommen von dem Ekel, den es erregt, ein Haar in einer Speiſe oder einem Tranke zu finden)**). (*R.*)

Haar (kirchengeſchichtlich), ſ. Tonsur.

Haar (das Gebirge), ſ. Haarstrong.

HAARALAUN, der wollenähnliche Beſchlag oder Überzug, welcher ſich auf den Alaunſteinen zeigt. (*Schmidt.*)

HAARAMETHYST. (Mineralog.). So nennt man eine bei Hohengiersdorf in Schleſien einbrechende Abänderung des Amethyſtes, mit eingewachſenen Blättchen von Eiſenglimmer und nadelförmigen Kryſtallen, die, gegen die Sonne gehalten, roth erſcheint. (*Keferstein.*)

HAARBACH, auch Harbach, kleines Dorf und Hofmark im baierſchen Landgerichte Vilsbiburg, kath. Parochialort von Gaindorf und Holzhauſen, mit 39 Häuſern, 1 Schloſſe und 175 Einw., ¾ St. von Vilsbiburg. (*Eisenmann.*)

HAARBALLEN: ſie finden ſich in den Magen des Rothwildes und der Gemſen, und entſtehen aus abgeleckten Haaren oder andern faſerigen Dingen vorzüglich, wenn von dem Wilde harzige Rinde oder Nadeln der Bäume genoſſen wird. Dem Rothwilde ſind ſie ſchädlich und ziehen ihm ſelbſt den Tod zu. Da daſſelbe, vorzüglich aber die Hirſche in der Zeit, wo ſie ſich verfärben oder die Winterhaare ablegen, ſehr gern die Rinde friſch gefällter Kiefern abſchälen, auch im Winter bei Schnee aus Mangel der Nahrung häufig dazu genöthigt ſind, ſo iſt eine nöthige Vorſichtsmaßregel bei einem ſtarken Wildſtande, nicht viel gefälltes Kiefernholz in dieſer Jahreszeit im Forſte liegen zu laſſen. Ob die Haarballen, welche die Gemſen bei ſich haben — Gemskugeln — dieſen Thieren ebenfalls nachtheilig werden, iſt unbekannt. Ein jetzt noch hin und wieder Statt findender Aberglauben, welcher ſonſt ſehr allgemein war, ſchrieb dieſen Gemskugeln außerordentliche mediciniſche Kräfte bei allen erdenklichen Krankheiten zu, ſo-

---

16) Unter *Hugo Capet* kam z. B. das lange wieder zu Ehren, zum groſſen Ärgerniß der Geiſtlichkeit. 17) Vergl. dieſen Artikel und *Haranskara*. 18) Vergl. Encycl. Perthensis. Art. Hair. 19) Germ. 19. 20) Leg. *Luitpr.* regis Longob. I, 17. 5. 21) Sachſenſpiegel.

*) Daher ſagt man auch von einem ängſtlichen und nach allen Kleinigkeiten ſpürenden Mann, beſonders bei Streitigkeiten und Vergleichen: ein Haarklauber.

**) Schottelius führt noch an: Haare unter Wolle ſchlagen. Was hilft Flickens und Pletzens, wenn Haut und Haar nicht gut iſt. Graue Haare ſtehen wohl auf einem jungen Kopf.

Digitized by Google

gar ſollten ſie gegen Zauberei dienen und feſt machen. Sie wurden aus dieſem Grunde, beſonders die vom 15. Aug. bis 15. Sept. gefundenen, ſehr theuer bezahlt. *(W. Pfeil.)*

HAARBÄNDER. Hierunter kann man Uhrbänder, Stockbänder, Halsbänder, Armbänder und andere Bänder, die aus Haaren (Menſchenhaaren) geflochten ſind, verſtehen, oder auch Seidenbänder, Wollenbänder, und dergl., welche zum Aufbinden und Zuſammenbinden der Kopfhaare dienen. Bänder von letzterer Art hat der Perükenmacher nöthig. *(Poppe.)*

Haarbeizen, ſ. Haarfärbestoffe u. Haartilgungsmittel.

HAARBESEN, oder Kehrbesen, aus Schweinehaaren (langen ſchlechten Borſten), macht der Bürſtenbinder. *(Poppe.)*

Haarbeutel, ſ. Peruke.

Haarbleicherei, ſ. Perukenmacher.

HAARBRATEN, nennen einige Jäger die Zimmer des Roth-, Dam- und Schwarzwildes, wegen des noch daran befindlichen haarigen Schwanzes. Der Ausdruck iſt in der neueren Zeit außer Gebrauch gekommen. *(W. Pfeil.)*

HAARDECKEN u. HAARTÜCHER, ſind grobe, aus Reh-, Kuh-, Kälber- und Pferdehaaren entweder gefilzte oder gewebte Tücher, welche man zu Fußdecken, Papiermacherfilzen und dergl. gebraucht. Die Haare werden gewaſchen, gekratzt und kardätſchet, geſponnen, hernach auch wohl gezwirnt und dann auf einem gewöhnlichen Weberſtuhle in das grobe Gewebe verwandelt, wenn man ſie nicht durch Fachen und Filzen in ein bloßes Filzzeug verwandeln will. *(Poppe.)*

HAARDRUSE, auch wohl kryſtalliniſcher Feldſpath, eine Abart desſelben, beſtehend aus zarten, ſilberweißen, ordentlich ſäulenförmig aufſteigenden Fäden, die den gläſernen Haarröhrchen gleichen. *(Rüder.)*

HAAREN, 1) ein Marktfl. in der gleichn. Landvoigtei des arembergſchen Kreiſes Meppen, der hannoverſchen Landdroſtei Osnabrück. Er liegt an der Ems, wird in Alten- und Neuenhaaren eingetheilt, iſt der Sitz einer Amtsvoigtei, zu welcher die Kirchſpiele Haaren, Rüterbrock und Weſuwe gehören, und einer Hauptreceptur, und enthält 1 kath. Pfarre, 203 Häuſer und 1020 Einw., die ſich meiſtens von Ackerbau und Viehzucht nähren, und ein paar Märkte halten. *(G. Hassel.)* 2) Eine Bauerſchaft des Amts Witlage-Hundeburg in der hannov. Landdroſtei Osnabrück, zur Pfarre Oſterkappeln gehörig, und 114 Häuſer mit 619 Einwohnern zählend. *(G. Hassel.)*

Haarfärberei, ſ. Färbekunst.

HAARFÄRBESTOFFE, (pigmenta comatoria). I. Menſchenhaarſchminken gehörten ſchon zur Morgentoilette einer altrömiſchen Domina, und wurden von eigenen Sklavinnen, den Haarſchminkerinnen (Haarfärberinnen) und Augenbraunmalerinnen, welche die Klaſſe der damaligen Kosmeten, oder Schmink- und Putzmädchen bilden halfen, kunſtreich auf das Haar aufgetragen. Unſere Haarſchminken ſind mehr bei dem abgeſchnittenen anwendbar, das zu Haartouren, Perüken, Flechten, falſchen Zöpfen ꝛc. verarbeitet wird weil ſie noch ſtehendes Eigenhaar bei öfterm Gebrauche leicht ausfallen machen. Übrigens muß alles Menſchenhaar vor dem Färben erſt durch Gerſtenkleienwaſſer entfettet werden. —

1) Schwarzſchminken; die erſte, von Juda und Sion ſtammend, war eine Augenbraunſchminke aus Blei- oder Spießglanz, mit Waſſer zu einem Sälbchen angerieben, welches, wie bei den alten Ägyptierinnen, und noch jetzt bei den arabiſchen Schönen, die ihre Augenlieder mit einem ſchwarzen Streifen bemalen, welcher ſich etwas über die Augenwinkel hinaus erſtreckt, und dem Auge mehr Lebhaftigkeit und Feuer gibt, es ſcheinbar größer und offener macht, bei den altrömiſchen Modedamen Kalliublepharon, Schönauge genannt, mit einem beſondern Griffel oder Pinſel auf Braunen- und Wimperhaar von den Augenbraunmalerinnen aufgelegt wurde. Zu den neuern Schwarzſchminken gehören:

a) der ausgepreßte ſchwarze Saft der aufrecht ſtehenden Mehlblume (Eclipta erecta L.);

b) der Saft der weißen, oder gewöhnlich rothen Blumen der ſineſiſchen Ketmie (Hibiscus rosa sinensis);

c) eine Auflöſung von 1 Quent. weißem Silberſalpeter in 2 Pfd Roſenwaſſer, von der aber kein Tropfen auf die Haut fallen darf, weil dieſe davon ſich ſchwärzt; das damit gefärbte Haar muß an der Luft trocken werden. Die unter dem Namen: Aqua graeca vorkommende Schwarzbeize der Haare beſteht aus einer mit 16mal mehr Waſſer verdünnten Silberſalpeterſolution.

d) Die ſchwarze Haarſchminke der gemeinen Ruſſinnen hat zur Grundlage Ruß von verbrannten Haſelnußkernen.

e) Die der Perſerinnen iſt eine Art Schwarztinte, womit ſie ihr Haar ſo oft waſchen, aber jedes Mal wieder trocken werden laſſen, bis es ſchwarz genug iſt; jene der Türkinnen und Neugriechinnen iſt Bleiglanz.

f) Die tauriſchen Tatarinnen nehmen dazu 25 Stck geſunde Galläpfel, kochen dieſe in Öl, trocknen und pulvern ſie fein; das Pulver davon rühren ſie mit 1 Quent. Weinſtein, eben ſo viel Indigo, und gleichen Theilen Alkannawurzelpulver (Kna) in 2 Pfd Waſſer wohl unter einander, bis ein Teig daraus wird, womit ſie ihr Haar vorſichtig, ohne die Haut mit zu ſchwärzen, einſalben, und während der Nacht mit einem Tuche umwickeln. Am folgenden Morgen wird das gefärbte Haar gewaſchen, und erhält ſo auf mehrere Monate eine glänzende Schwärze. —

2) Zur Umfärbung des Kopfhaares in lichtes Goldgelb, oder Feuerroth, die Modefarbe der Altrömerinnen, gebrauchten ſie eine Ätzſeife aus Gallien oder Holzaſchenlauge, oder eine ausländiſche Goldſalbe ꝛc. Selbſt unſere älteſten teutſchen Ahnenfrauen färbten ihr Haupthaar mit einer gewiſſen Farbe goldgelb.

3) Zu blondes Haar, zuvor in warmem Waſſer

Digitized by Google

gewaſchen, läßt ſich durch 8 Tage langes, täglich 3 bis 4maliges Beſtreichen mit einer Pottaſchenlauge, und Abtrocknen in der Sonne dunkler färben. Auch dunkelt es ſchon, immer der freien Luft ausgeſetzt, von ſelbſt, oder beim täglichen Durchkämmen mit einem Bleikamme. — Zum Blaſſerfärben rother Haare kann man 1 Loth weiße venet. Seife in 16 Loth ſtarkem Wegbreitwaſſer löſen, und damit täglich Morgens und Abends dieſelben waſchen, eine halbe Stunde darauf jedes Mal einpudern, und wieder trocknen laſſen.

4) Um weiße Haare zu bräunen, reinige man ſie erſt, wie oben, von ihrer Fettigkeit, waſche ſie dann einige Male mit friſch bereitetem Kalkwaſſer, und, wenn ſie an der Sonne getrocknet ſind, mit Kupfervitriolauflöſung aus 1 Loth cypr. Vitriol in 1 Pfund heißem Waſſer aufgelöſt, je öfter, deſto dunkler fallen ſie aus. (Vergl. oben Cosmetik.). Im Oriente bräunen ſich Greiſinnen ihr weißes Haupthaar, ſo wie Greiſe ihren grauen Bart mit Hennepulver, (ſ. unter Henne.).

5) Kaſtanienbraune Haare werden lichter durch Einweichen in Lehmwaſſer, und durch Bleichen mit Chlorinkalk ꝛc.

II. Thierhaarfärbemittel:

1) Damit das Ziegenhaar nicht gelb werde, ſondern ſeine Naturfarbe behalte, überzieht man es mit Berlinerblau.

2) Zum Dunkelbraun- und Schwarzfärben des Rauchwerks ꝛc. bedienen ſich die Kürſchner und Pelzhändler der Galläpfel, grünen Wallnußſchalen u. a. Färbeſtoffe, ferner der Wismuth-, Blei-, Spießglanz- und Silberauflöſungen; zum Schwarzfärben der Kaſtor- u. a. Haarhüte kochen die Hutfabrikanten gewöhnlich Blauholz (100 Pfd), Gummi (12 Pfd) und Galläpfel (6 Pfd) einige Stunden lang mit Waſſer, werfen etwa 6 Pfd Grünſpan, nebſt 10 Pfd Eiſenvitriol hinein, und erhalten die Flüſſigkeit in einer Hitze, worin ſie beinahe ſiedet.

3) Weißes Reh- und Ziegenhaar laſſen ſich, einen halben Tag lang in ſcharfem Eſſig oder in Alaunwaſſer gelegen, durch einen Braſilienholzabſud roth, durch eine Löſung von Safran mit gleich viel Alaun, oder durch eine Abkochung der gelben Berberitzen- oder auch Quercitronenrinde ꝛc. mit Alaun ſchöngelb, durch eine Auflöſung von Salmiak und dreimal ſo viel Grünſpan grün, und durch Heidelbeerſaft, mit Lauge angemacht, und mit etwas Indig verſetzt, blau färben.

4) Felle, vornehmlich Marder-, Biber- und Otterfelle ꝛc. können mit ihrem Haar ſchwarz, auch roth und blau gefärbt werden in den obigen und a. Farbebrühen, wenn man ſie erſt mit einem Brei von ungelöſchtem Kalk, Buchenaſche, Alaun und Harn beſtrichen, und, nachdem er eingetrocknet iſt, rein ausgebürſtet hat. (Vergl. Hutfabrik, Kürſchnerei ꝛc.).

(Th. Schreger.)

Haarflechte, ſ. unter Lichen barbatus.

HAARFLECHTEREI. Dieſe Kunſt befindet ſich meiſtens in den Händen des weiblichen Geſchlechts. Durch ein geſchicktes, nach gewiſſen Regeln vorgenommenes Verſchlingen von Haaren, gewöhnlich Menſchenhaaren, verſtehen es manche Frauenzimmer, Ringe, Armbänder, Halsbänder, Uhrbänder, Stockbänder u. dgl. zu verfertigen, die recht hübſch und zierlich ſind. Aus Kälber-, Kuh-, Reh-, ſchlechten Pferde- und ähnlichen gröbern Haaren werden theils von einzelnen Perſonen, theils in öffentlichen Induſtrieanſtalten Fußſocken, Stiefeln, Sohlen u. dgl. geflochten. *(Poppe.)*

HAARFÖRMIG. (Mineralog.). So nennt man diejenige äußere Form der Mineralien, die ſehr dünne, meiſt durch einander gekrümmte und gewickelte, haar- oder fadenähnliche Theile zeigt. Das Haarförmige gehet bei zunehmender Stärke der Theile in das Drahtförmige und Zähnige, bei abnehmender Stärke in das Dichte über, und iſt eine unvollkommne kryſtalliniſche Bildung, erzeugt durch die überwiegende Ausdehnung der Kryſtalle nach einer Richtung. *(Keferstein.)*

HAARGEFÄSSE, (Haarröhrchen, Capillargefäſse), heißen überhaupt Gefäße von dem kleinſten Durchmeſſer, welche verſchieden gefärbte, weiße, rothe oder andere Säfte führen können. Denn ſo wie der Grad der Irritabilität eines Organes wechſelt, ſo wird auch die Leitungsfähigkeit ſeiner Gefäße verändert: daher erklärt ſich die Erſcheinung der Röthe in anders colorirten Theilen bei der Entzündung. Sie ſind die letzten und kleinſten Verzweigungen der Venen und Arterien. Ihren Namen haben ſie wegen ihrer außerordentlichen Feinheit erhalten; denn ſie ſind noch viel feiner als die Haare. Selbſt das bewaffnete Auge entdeckt keine contractive und expanſive Bewegung in den Wendungen dieſer Gefäße. Dem allgemeinen Capillargefäßſyſtem entgegengeſetzt bildet ſich das Capillargefäßſyſtem der Lungen. In jenem wird das rothe Blut in ſchwarzes verwandelt, in dieſem wird dagegen das ſchwarze Blut geröthet. Das Syſtem der Haargefäße iſt überall verbreitet. Kein Punkt innerhalb der Sphäre des Organismus iſt ohne Haarröhrchen. Dieſe machen einen integrirenden Theil des Gewebes aller Organe aus. Der Prozeß der Nutrition, der Abſorption und Exhalation geht in ihnen vor. Da, wohin kein arterielles und kein venöſes Gefäß mehr dringt, ſind Capillargefäße zugegen.

Das Syſtem der Capillargefäße führt in einigen Organen bloß Blut, z. B. in der Milz, in einigen Theilen der Schleimhäute (ſo wie auch in den Augen), in den Muskeln.

In den meiſten Organen führen die Haarröhrchen außer dem Blute noch andere Säfte: das weiße, gelbe Blut von Leeuwenhoeck und Boerhave.

Ein großer Theil von ihnen enthält nur Blutdunſt, und nimmt nur zu beſtimmten Zeiten wahres Blut auf, z. B. in dem Zellengewebe, in den ſeröſen Häuten, in der Haut. Bei Entzündung, bei dem Erröthen, bei Injectionen mit feineren diffuſibeln Maſſen wird eine Menge von Haargefäßen angefüllt, welche ſonſt nie ſichtbar ſind.

In einigen Organen führen die Haargefäße nie Blut, z. B. in den Knorpeln, den Sehnen, den Bän-

Digitized by Google

dern, den Haaren. Feine und glückliche Injectionen, ſo wie chroniſche Entzündung, laſſen auch in ſie Blut eindringen und thuen ſo die Gegenwart von Capillargefäßen in ihnen dar. Bloß vegetirende Organe (Knochen) haben ſehr wenige Haargefäße im Verhältniſſe zu andern. Die Menge der Capillargefäße eines Organes ſteht nicht im Verhältniß ſeiner Maſſe, ſondern der Qualität ſeiner Function. Die Entzündung, die Verſtopfung, Verhärtung, die Schwämme, die Ausſchläge gehören größten Theils den Capillargefäßen an.

Es dringt um ſo mehr Blut in die Capillargefäße eines Organes ein, je mehr potenzirt gerade ſeine Action iſt. Darauf gründet ſich das Geſetz: wo Reizung iſt, da iſt Zufluß der Säfte.

Das Haargefäßſyſtem bildet ein Netz, welches durch alle Theile des Körpers ſich fortſetzt, und durchaus in allen ſeinen Theilen durch die frequenteſte Anaſtomoſe communicirt. In dieß Gewebe endigen ſich die Arterien, aus ihm entſtehen die Exhalationsgefäße, die abſorbirenden Gefäße und die Venen. Die Arterien communiciren entſchieden in demſelben mit den Venen.

Bei lebenden Thieren dringt nie Injectionsmaſſe in die Capillargefäße, ſelbſt kurz nach dem Tode verſchließen ſich dieſe noch der Injectionsmaſſe durch ſpaſtiſche Conſtriction. Auch iſt die Bewegung des Blutes und anderer Säfte in ihnen von dem Impulſe des Herzens beinahe ganz unabhängig, und das Herz hat ungleich weniger Einfluß auf den Kreislauf in den kleinſten, als in den großen Gefäßen. *(D. Brehme.)*

Haargold, Haarsilber, Haarkupfer, ſ. die Hauptartikel Gold, Silber, Kupfer.

HAARKALK. So nennt man den mit Kuhhaaren vermiſchten Kalk, den man dadurch in einen harten Mörtel verwandelt und gewöhnlich zur Bekleidung der Wände benutzet. *(Ruder.)*

Haarkappe, ſ. Polytrichum.

HAARKIES. (Mineralog.). Unter dieſem Namen hatte Werner ein metalliſches haarförmiges Mineral herausgehoben und zu den Schwefelkieſen geſetzt; Klaproth (in ſeinen Beiträgen ꝛc. V. 231.) zeigte: daß der ſächſiſche Haarkies, ſich nicht wie Schwefelkies verhalte, ſondern vor dem Löthrohre leicht zu einem Metallkorne ſchmelze und aus Nickel beſtehe, der zufällig etwas Kobalt und Arſenik enthalten würde. Dieſer Haarkies, oder gediegene Nickel, iſt kupferroth, äußerlich meiſt meſſinggelb, bildet mit Salpeterſäure eine grüne Auflöſung, iſt in Ammoniak unauflöslich und erſcheint als zarte haarförmige Kryſtalle. Er brach früher in Sachſen zu Johann Georgenſtadt auf der Grube Adolphus mit Hornſtein und Kalkſpath auf Gängen in Gneis und iſt jetzt eine mineraliſche Seltenheit, auch ſoll er bei Joachimsthal in Böhmen und auf der Grube grüne Aue in Sayn-Altenkirchſchen vorkommen. Ein äußerlich ganz ähnliches Foſſil, welches ſich aber chemiſch und vor dem Löthrohre ganz anders verhält, kommt bei Zellerfeld und Andreasberg auf dem Harze vor und iſt ein haarförmiger Waſſerkies. *(Keferstein.)*

HAARLEM (Cornelius oder Cornelis von), ſ. Cornelis. Andere Maler von Haarlem ſind von geringerer Bedeutung, wie: Gerard v. H., genannt tot S. Jan, ein Schüler des Albert Duwater, lebte um 1400. Theodor von H., welcher um 1460 zu Löwen lebte. Jakob von H., ein Lehrer des Johann Moſtaert. Peter von H., d. i. Peter Klaaſe, der Vater des berühmten Berghem, welcher zuweilen Nikolaus von H. heißt. *(R.)*

HAARLEM, 1) niederländiſche Stadt in der Provinz Nordholland, mit 19,668 Einw., 1¼ Wegſtunde von der Nordſee, 3¼ Stunde von Amſterdam, 5 von Leyden, Hauptſtadt des gleichnamigen Diſtricts, wechſelsweiſe mit dem Haag der Verſammlungsort der Staten von Holland, und Reſidenz der Deputirten Staten und des Gouvernörs von Nordholland, Sitz eines janſeniſtiſchen, oder wie er ſich nennt, altkatholiſchen Biſchofs, eine ſehr alte Stadt. Ihr Urſprung verliert ſich in der Nacht des Mittelalters, es iſt wenigſtens gewiß, daß ſie ſchon im zwölften Jahrhundert beſtand. Sie war in frühern Zeiten der Wohnſitz der Grafen, und ſchon 1158 eine wohlhabende und mächtige Stadt. Eine Tradition, die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat, aber auf keinem Zeugniſſe gleichzeitiger Schriftſteller beruht, will, daß die Haarlemer 1219 durch Schiffe viel zur Eroberung des ägyptiſchen Damiate, und mittels großer Sägen zur Durchbrechung einer Kette, die den Hafen ſchloß, beigetragen haben ſollten. Vielleicht hat dieſe Erzählung ihren Urſprung in der Eroberung eines Thurms bei jener Stadt, wozu die Holländer unter dem Grafen Wilhelm I. wohl am meiſten beitrugen, und wovon man wahrſcheinlich den Schiffen der damaligen Reſidenz des Grafen die Ehre beimaß. Übrigens ſpielten die Harlemer in den damaligen Kriegen Hollands mit den Weſtfrieſen eine wichtige Rolle. Im J. 1300 verbrannten ſie das Städtchen Amſterdam, welches einem der Mörder des geliebten Grafen Florenz V. gehörte. 1492 wurde ſie von den aufgeſtandenen nordholländiſchen Bauern, unter dem Namen des Käſe- und Brotvolks bekannt eingenommen, aber ſchon im nämlichen Jahre vom Herzog Albrecht von Sachſen, (dem Stifter der albertiniſchen Linie) als Statthalter des Erzherzogs Maximilian, wieder eingenommen, und mit dem Verluſte des Stadtbanns und aller Privilegien geſtraft: auch legte er der Stadt ſchwere Steuern auf. 1572 ſchlug ſich die Stadt zu den muthigen Inſurgenten, welche die Freiheit des Gewiſſens und ihres Vaterlandes gegen Alba vertheidigten. Alba's Sohn, Don Friedrich, rückte mit 30,000 Mann ſpaniſcher Kerntruppen vor Haarlem; doch erſt nach einer Belagerung von ſieben Monaten, welche in patriotiſchem Muthe der Vertheidiger, und hartnäckigem Anhalten der Belagerer, faſt nur in den neueſten Zeiten in Zaragoza und Miſſolunghi ihres Gleichen fand, — dreihundert Frauen, unter Anführung der muthigen Kenau Haſſelaar, halfen bewaffnet mit zur Vertheidigung; — erſt nachdem die Spanier die Zufuhr über den Haarlemer See abgeſchnitten, den Entſatz zu Waſſer und zu Lande

Digitized by Google

geſchlagen hatten, und der fürchterlichſte Hunger in der Stadt wüthete, kapitulirte die Stadt. Der Commandeur Ripperda wollte ſich durchſchlagen, Frauen und Kinder in die Mitte nehmen, wenn nicht die Spanier Gnade verſprochen hätten. Doch ſchnöde brachen ſie dieſe Zuſage! — Die Grauſamkeiten, welche die Spanier in Haarlem verübten, brachten ihnen mehr Schaden als Gewinn, und jetzt erſt war Holland für ſie verloren. Seine Einwohner wehrten ſich von nun an mit dem Muth der Verzweiflung, und ſchlugen die Spanier bei Alkmaar und Leyden zurück. 1577 ergab ſich die Stadt, bei veränderten Umſtänden, dem Prinzen von Oranien, und blieb von da an immer mit dem State der vereinigten Niederlande verbunden. Sie blühte vorzüglich durch Manufacturen von Leinwand, Seide und Band, und die franzöſiſchen Flüchtlinge, von Ludwig XIV. vertrieben, trugen dazu im 17ten Jahrhunderte ſo Vieles bei, daß man im Norden ein neues Quartier unter dem Namen der Neuſtadt anlegen mußte, welches aber niemals ausgebauet, und unter der franzöſiſchen Zwangherrſchaft nebſt einem beträchtlichen Theile der Südweſtſeite größten Theils abgebrochen iſt. Noch in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zählte die Stadt 40 bis 50,000 Einw. Dieſe Zahl nahm aber, bei dem Verfalle der holländiſchen Fabriken, immer mehr ab, und war, im letzten Jahre der franzöſiſchen Regirung, bis zu 17,400 herab geſunken; ſeitdem hat die Bevölkerung ſich aber wieder bis auf 20,000 Individuen gehoben. — Haarlem hat viele Merkwürdigkeiten. Auf dem ſehr alten Rathhauſe, vorhin dem gräflichen Palaſte, ſieht man die Abbildungen der holländiſchen Grafen, 1572 aus einem Karmeliterkloſter dahin gebracht, und die erſten Abdrücke Lorenz Coſter's, eines Einwohners dieſer Stadt, dem die Holländer, Engländer und jetzt auch mehrere Teutſche die Erfindung der Buchdruckerkunſt zuſchreiben, wie denn Rob. Atkyns erzählt, daß ein Erzbiſchof von Canterbury König Heinrich den Sechsten von England (regirte von 1422 bis 1461) überredet habe, zwei Leute nach Haarlem zu ſenden, und ein paar Arbeiter der neu erfundenen Kunſt nach England zu holen. Die erſten Coſterſchen Drucke ſind bei Gelegenheit der Säcularfeier dieſer Erfindung 1423 öffentlich vorgelegt, und für Coſter iſt ein Monument im Haarlemer Holz errichtet: ſchon früher ſtand ſeine Bildſäule auf dem großen Markte. Auf der andern Seite dieſes Marktplatzes, dem Rathhauſe gegenüber, ſteht die ſchöne St. Barons- oder Große Kirche, deren große Orgel, mit Bildwerk des berühmten Bildhauers Xavery geſchmückt, ihres herrlichen Klanges wegen auch außer Holland ſehr berühmt iſt. Den hohen Thurm dieſer Kirche ſieht man weit im Meere. Außerdem haben die Holländiſch-Reformirten noch 3, die Franzöſiſch-Reformirten 1, die Katholiken 8, die Lutheraner, Mennoniten, Remonſtranten jede 1 Kirche und die Juden 1 Synagoge. Die Stadt hat 8 Thore, einige ſchöne Straßen (vorzüglich die Houtſtraet und Kniesſtraet) und hatte im J. 1732 noch 7963 Häuſer (davon iſt wohl $\frac{1}{3}$ abgebrochen). Für die Armen ſorgen die Anſtalten der alten Männer (oude mannenhuis), die Waiſen- und Armenhäuſer der Reformirten, Katholiken, Mennoniten und anderer Gemeinden, und die ſo genannten Hofjes, Häuschen mit einem Garten zum Behufe alter Frauen, welche dabei noch einige Lebensmittel, Torf und eine Kleinigkeit in Gelde bekommen. Das Teyler-Hofje iſt in dieſer Art ein wirklich prächtiges Gebäude mit einem Portal in edlem Stile errichtet. Das vormalige große Armenhaus iſt in eine Kaſerne umgeſchaffen. Obſchon weder Reſidenz- noch Univerſitätsſtadt hat Haarlem verſchiedene wiſſenſchaftliche Einrichtungen, wie die holländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, mit einem naturhiſtoriſchen Kabinet, die ökonomiſche Geſellſchaft, die beiden Teylerſchen Geſellſchaften, aus der Verlaſſenſchaft eines reichen Privatmanns errichtet, wovon die eine für das Fach der Theologie, die zweite für Naturlehre, Dichtkunſt, Geſchichte, Zeichnenkunſt und Numismatik Preisfragen aufgibt: letztere hat auch ein koſtbares Muſeum der Naturgeſchichte, ein phyſikaliſches Kabinet (vorzüglich durch ſeine große Elektriſirmaſchine bekannt), eine auserleſene Bibliothek, beſonders von Klaſſikern, Prachtwerken über Naturgeſchichte, Anatomie, Reiſen, mit Zeichnungen, Kupfern, Münzen u. ſ. w., die zu gewiſſen Tagen für Jedermann offen ſteht. Noch enthält Haarlem 3 poetiſche und 1 phyſikaliſche Geſellſchaften (eine von jenen, Demokrit genannt, iſt bloß frohem Scherze gewidmet), ein vortreffliches Gymnaſium, ein Schullehrerſeminar (das einzige dieſer Art in den nördlichen Provinzen), eine gute Stadtbibliothek, die berühmte Druckerei und Formgießerei der Herren Enſchede, einen botaniſchen Garten, ein anatomiſches Theater u. ſ. w. Haarlem hat im 17ten Jahrhunderte einige ausgezeichnete Gelehrte, mehrere berühmte Maler und Kupferſtecher, und den Erbauer des Amſterdamer Rathhauſes, Jakob van Kampen hervorgebracht. Die Induſtrie iſt tief geſunken, doch beſitzt es noch immer verſchiedene gute Manufakturen, beſonders in Seide, als Strümpfe, Seidenband, ſeidene Schnüre, Florettband und ſeidnes Beuteltuch, welches Letztre ſonſt das geſchätzteſte Europens war, dann in Leinenband, Longetten, Bontjes, Zwirn, Öl, Seife und Salz. Die Zwirnbleichen ſind, wie der Zwirnhandel, der ſonſt ſo bedeutend war, im tiefſem Verfalle, obgleich ſich kein Waſſer, als das der Dinan beſſer zum Bleichen ſchickt. Erhalten haben ſich dagegen Gerſtenbau und Blumenzucht, wenn auch ſchon die Zeit nicht mehr iſt, wo einzelne Tulpen mit 10,000 Gulden und darüber bezahlt werden; doch gehen noch immer Haarlemer Zwiebeln, Pflanzen und Sämereien durch halb Europa. Der größern Blumiſten ſind 17, die meiſtens auf der Südſeite der Stadt wohnen, wo auch das Haarlemer Gehölze mit dem jetzigen königl. Landhauſe, einſt dem Bankier van Hope gehörig und vom Könige Louis für 300,000 Gulden angekauft, ſich findet. Überhaupt hat die Stadt auf dieſer Seite ſehr reizende Umgebungen; die Dünen haben eine ungemeine Breite und Höhe, ſo daß ſie das Anſehen von einer Hügelreihe gewähren. Überall ſieht man reizende Villen, und ſchöne Kunſtſtraßen verbinden Haarlem mit

Digitized by Google

Amſterdam, Leyden und Haag. Der Sparen fließt durch die Stadt und verbindet das Haarlemer Meer mit dem Y. *(van Kampen.)* — 2) Kleines Eiland auf der Nordweſtküſte von Seilan zum Corle Jaffnapatam gehörig. Es liegt im S. von Rotterdam, iſt nicht bewohnt und dient bloß zur Weide. *(G. Hassel.)* — 3) Ein Eiland in der Bucht Geelvink der Inſel Neuguinea unweit des Kap Pinrter. *(G. Hassel.)*

HAARLEMER MEER. Meer bedeutet im Holländiſchen Binnen- oder Landſee. Das Haarlemer Meer oder See nimmt einen bedeutenden Waſſerſpiegel zwiſchen Leyden, Amſterdam und Haarlem ein, der vorher aus dem Haarlemer-, Leydener-, Alten-, Neuen-, Helle-, Spiering und einigen geringern Seen beſtand, ſeitdem zuſammen floß, und ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts dreifach größer geworden iſt. Im Jahr 1740 berechnete man ſeine Oberfläche ſchon auf 19,800 Morgen, und an der Südoſtſeite hat er ſich ſtark den Torfmooren genähert, die nur noch durch einen kleinen Strich Landes davon geſchieden ſind. Es iſt alſo dieſer Landſee für Südholland ein gefährlicher innerer Feind, der an vielen Stellen jährlich immer Grund gewinnt. Um dieſem, die ganze Provinz drohenden Zunehmen zu ſteuern, trug ſchon im 7ten Jahrhundert der Waſſerbaukundige Leeghwater auf Austrocknung des Sees an: dieſes fand aber damals, und noch nachher Schwierigkeiten. Die Sage will, daß zu eben der Zeit die portugieſiſchen Juden zu Amſterdam ſich auf ihre Koſten zur Eindeichung erboten haben ſollen, wenn man ihnen geſtatte, auf dem dadurch eroberten Lande eine Judenſtadt erbauen zu dürfen, welches aber abgelehnt ſei. Vor wenigen Jahren ſchien eine Geſellſchaft begüterter Männer, mit dem Baron van Lynden, van Hemmen an der Spitze, mit Erlaubniß und beſonderer Ermunterung des Königs, ſich dieſem Werke unterziehen zu wollen. Doch die Behörde von Rhynland, worunter das Meer gerechnet wird, machte dagegen ſolche bedeutende Einwendungen, daß dieſe Unternehmung, wie es ſcheint, ins Stocken gerathen iſt. Man fürchtet ſich vorzüglich vor herrſchenden Seuchen, wenn die Austrocknung die Atmoſphäre mit einer Menge jetzt ruhender Waſſertheile, dann in Gas aufgelöſt, beſchwängern möchte. — Das Haarlemer Meer hat durch eine Schleuſe Gemeinſchaft mit dem Meerbuſen Y zwiſchen Amſterdam und Haarlem, wo der Vorbeireiſende beide Waſſermaſſen entdeckt. — Das Meer wird nicht ſtark befahren, es iſt zuweilen ſehr ſtürmiſch. Man findet darin ſehr gute Fiſche, vorzüglich ſtarke Aale. *(van Kampen.)*

HAARMALEREI, HAARSTICKEREI und HAARPOUSSIRKUNST. Unter Haarmalerei verſteht man die Kunſt, mit fein geſchnittenen geſtreuten Haaren Porträte, ſogar für Ringe und Medaillons zu copiren. Der Juwelier Scharf in Coburg erfand dieſe Kunſt im Jahr 1770. Sein Neffe und Schüler Walter ſetzte ſie nach Scharf's Tode mit großer Geſchicklichkeit fort. Derſelbe trieb auch dieſelbe Art der Malerei mit bunter Seide. Die Kunſt mit Haaren zu ſticken und zu pouſſiren, welche im Jahr 1782 die drei Schweſtern von Wyllich in Zelle erfanden, war noch intereſſanter. Vornehmlich in Frankreich fand dieſe Kunſt bald glückliche Nachahmer. So verfertigte im Jahr 1806 die Demoiſelle Deligny zu Moulins die Karte von ganz Frankreich. Sie überreichte ihr Kunſtwerk dem damaligen Kaiſer und der Kaiſerinn, welche es wohlgefällig aufnahmen. Schon im Jahr 1802 hatte der Perückenmacher Michalon zu Paris Napoleons Büſte ſehr täuſchend von Menſchenhaaren gearbeitet. Ähnliche Werke der Haarpouſſirkunſt kamen noch an verſchiedenen andern Arten zum Vorſchein. *(Poppe.)*

Haarmesser, ſ. Messer und Wollmesser.

Haarnase, ſ. Sorex cristatus.

HAARPFLEGE, (diätetiſch). Sie iſt ein wichtiger Theil der Hautpflege (ſ. unten); denn das Haupthaar dient nicht bloß zur Schönheit, und zum Schutz gegen Kälte ꝛc., ſondern auch zum Abſorptions-, zum Se- und Excretionsorgan, oder auch wohl zum Elektricitätsleiter ꝛc. — Seine diätetiſche Mitbeſorgung muß ſogleich bei neugebornen Kindern mit Reinlichkeit beginnen, welche, wie zumal die tief brünetten, zuweilen auf dem Kopfe ſchon ziemlich behaart zur Welt kommen. Beim täglichen Waſchen oder Baden werde der Haartheil ihres Hauptes zugleich mit geſäubert, damit kein Schweiß und Staub ſich dort anhäufe, und zu Schuppen, oder wohl gar zu Kopfgrind eingetrocknet, dem Gedeihen des erſten Haarwuchſes hinderlich ſei. Eine dicke Kopfbedeckung ſtöre die Verflüchtigung des Haut- und Haardunſtes eben ſo wenig, als die Aufnahme von heilſamen Stoffen aus der Atmoſphäre. Im Freien ſei ſie von Zwirngeſtrick ꝛc., und ſchließe nicht zu dicht an, oder bleibe bei milder, windſtiller Witterung, wie zu Hauſe und des Nachts, ganz weg.

Bei unverhülltem Haupte, bei täglichem Waſchen, Reiben, Bürſten und Durchkämmen des Haares bildet ſich kein Kopfausſchlag, weicht nicht ſelten der gutartige; bei je zuweiligem Verſchneiden der Haarſpitzen und des etwa tief in die Augen hangenden Vorderhaares wächſt dicht und ſchnell das Kinderhaar, und krauſt oder lockt ſich entweder von ſelbſt, oder fließt ſchlicht von allen Seiten herab, und kann dann, mit Waſſer leicht angefeuchtet, zumal bei Mädchen, täglich in Zöpfen geflochten werden. Alle Verunreinigung deſſelben mit vielem Fett und Puder erhitzt theils zu ſehr den Kopf, theils unterdrückt ſie die natürliche Ausdünſtung. Das jetzt rund geſchnittene, ungepuderte Haar läßt weder Kopfläuſe, noch Kopfgrind mehr aufkommen. Bei näſſendem Kopfausſchlag ſchneide man das verklebte Haar ab, entferne das Ungeziefer, und bedecke den Kopf leicht vor der Luft, die wunden Hautſtellen aber mit doppelt zuſammen gelegten grünen Kohlblättern, und wechsle damit täglich zweimal, der trockne Schmutz muß zuvor mit Mohnöl erweicht werden.

Mit dem Ab- und Ausſchneiden des Haares ſei man in jeglicher Lebensperiode vorſichtiger, als gewöhnlich. Gleich dem Abſcheren, unterbleibe ſolches bei rauher, ſtürmiſcher Jahreszeit; und kurz vor dem Win-

Digitized by Google

ter ganz; das glatt geſchorne Haupt gewöhne man nur nach und nach an den neuen, ungewohnten Luftreiz, ohne es doch zu warm zu halten. Tägliches Auskämmen der Haare mit eigenen, weiten und engen Kämmen, ſo wie leichtes Dreſſiren und Locken derſelben verdient vor Allem beachtet zu werden. Ihr Aufbrennen geſchehe ſo ſelten, wie möglich, oder werde vielmehr durch leichtes Aufwickeln über Papillotten erſetzt; (ſ. bewährte Haarrecepte. Annab. 1824.).

Jegliches Eigenhaar darf weder bei ſchwitzendem Haupte, wenn es nicht zuvor, gleich dem dunſtenden Haar, mit einem Tuche gut abgetrocknet iſt, noch auch, beſonders im Winter, zu ſehr mit Waſſer, am wenigſten mit eiskaltem, befeuchtet, oder muß doch nach dem Benetzen jedes Mal ſchnell mit Puder gut durchgekämmt und wieder getrocknet werden, wie das beim Baden, Schwitzen ꝛc. etwa durchnäßte Kopfhaar [1]); ſonſt leiden nicht wenig davon die Augen u. a. organiſche Gebilde, oder im letzten Falle folgt Schnupfen, Kopfweh u. ſ. w.

Aus den Haarpomaden müſſen alle ranzigen Fette und ſcharfen Öle wegbleiben. — Ein zu blondes Haar wird durch öfteres Abſcheren und Bloßtragen mit der Zeit dunkler, (vergl. oben Haarfärbestoffe.)

Das Tragen von leichten Perüken iſt mehr ſolchen anzurathen, die ſehr ſchwachen, dünnen Haarwuchs, eine Glatze, oder einen ganzen Kahlkopf haben, das Netz darin muß eher weiter, als enger geſtrickt, und das Haar (wohl zu merken, von geſunden Menſchen, wenn das abgeſchnittene eigene dazu nicht ausreicht), möglichſt fein darauf dreſſirt ſeyn. Daſſelbe gilt von den Haartouren, einem Erſatzmittel des Vorderhaars für Frauenzimmer, am beſten aus ihrem abgeſchnittenen Haar, oder aus dem jetzt beliebten Seidenhaar in Lokkenform, das aber vor aller Näſſe geſchützt ſeyn will. Dem bisherigen Modekopfputz der reichen, vollen und dicken Locken, bei unſern Damen, mit einer einfachen Flechte, oder ein paar glatten Haarſchleifen ꝛc. am Hinterkopfe, läßt ſich, wenn er nicht übertrieben wird, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit im Allgemeinen keineswegs abſprechen [2]). Aber noch bequemer für unſer Geſchlecht iſt der jetzt mehr allgemeine, leichter zu ſäubernde, und den Haarwuchs verſtärkende ſchwediſche Haarſchnitt, mit oder ohne Backenbart, wie es ſonſt beim weiblichen der à la Titus war. Außer daß letzterer runde, oder ovale Geſichter vorzüglich gut kleidete, ihre liebliche Form ungemein begünſtigte, und am beſten die Schönheit des Nackens entwickelte, hielt er auch den Kopf rein, beförderte den Haarwuchs; das Haar ließ ſich ſelbſt leichter ſäubern, und, um es fein und geſchmeidig zu machen, vollkommener vor Schlafengehen netzen und einölen. Noch tragen hier und da die Bäuerinnen ihr Haar mehr oder weniger kurz verſchnitten, und befinden ſich wohl dabei [3]). Bei den Samogiten, einem polenſchen Volksſtamme, iſt es Sitte, daß ledige Mädchen der Braut an ihrem Hochzeitabende, während ſie tanzt, das Kopfhaar abſchneiden.

Schwangere Frauen mögen ſich ihr Haar, um nicht zu viel über ſich greifen zu dürfen, von Andern in Ordnung bringen laſſen, ſollten nicht zu lange unter Kämmen und Brenneiſen ꝛc. in einer äußerſt gezwungenen Stellung ihre Toilette machen. Nichtauskämmen, Nichtwaſchen des Haares in der Schwangerſchaft hindert die Kopfausdünſtung im Kindbette. Die ganze Wochenzeit über muß das Haar fleißig, aber vorſichtig durchgekämmt und rein gehalten werden, ſonſt macht ſeine Verfilzung und Unordnung, der fettige Schweiß, der ſich in ihm anſammelt, der Schmutz, die Federn ꝛc., welche ſich darin einniſten, die unangenehmſten Beſchwerden. Durch Aufbrennen, Wickeln, Friſiren, Pomadiſiren ꝛc. leidet, zumal während der Kindbettzeit, der noch geſchwächte Kopf nicht wenig, und Kopfweh, Schwindel, Ohr- und Zahnſchmerzen ꝛc. ſind oft unausbleibliche Folgen davon.

Das verfilzte Haar Kranker und Reconvaleſcenten darf weder mit Einem Mal entwirrt, noch abgeſchnitten werden. — Dieß gilt auch von den Weichſelzöpfen, einer eigenen, in den Weichſelgegenden ꝛc. heimiſchen Haarkrankheit; (ſ. unten Weichselzopf.)

Gegen die Erſcheinung langer, oft ſehr dichter Haare auf der obern Mundlippe, oder am Kinn, auf den Armen, Handrücken, im Nacken, Buſen, in den Naſenlöchern, Ohren und an andern ungewöhnlichen Stellen des weiblichen Körpers verwahrt eine zweckmäßige Hautcultur, (ſ. unten); zu warme Bekleidung der Arme, Hände ꝛc. befördert den Haarwuchs auf dieſen, und das Ausrauſen der Haare überhaupt verſtärkt nur noch mehr ihr Wuchern. — Das Haarwegbeizen (ſ. unten Haartilgungsmittel,) muß Ärzten überlaſſen bleiben, welche

1) Beim Baden und Untertauchen kann man ſein Haupthaar gegen Naßwerden durch wachstaffetne, gut anſchließende Badekappen verwahren. 2) ſ. Allgem. Modenzeitung ꝛc. 1825. Nr. 88 und 93. 3) Eigenes und falſches Haar hat man längſt auf mannichfaltige Weiſe getragen, und immer die neueſte Mode auch hier für die ſchönſte gehalten. Zu der Zeit, wo die größten Perüken auf hohen und gelehrten Häuptern am ſtattlichſten prangten, nahm ſich der Kanzler von Ludwig dieſes Kopfſchmuckes in ſeinem Perükenrecht (ſ. Deſſen gelehrte Anzeigen. B. I. S. 429) beſonders an. — Viele junge Herren unſerer Zeit tragen ihr Haar eben ſo, wie ihre Urältervāter, und noch frühere Vorfahren: ſchlicht geſcheitelt und gelockt, wie Peter Bayle und Claud. Salmaſius; oder kraus, wie Joh. Reuchlin, oder bürſtenförmig, wie Sebaſt. Caſtellio, oder auch bis auf 1 Zoll abgeſchnitten, wie Juſtus Lipſius und Scaliger. Fliegendes Hinterhaar, Tituskōpfchen, Locken, Löckchen, Flechten, Zöpfe, glatt anliegende Haarpartien, geſcheitelte Vorder-, aufgeſteckte Hinterhaare, durch kleine oder größere Kämme feſtgehaltene Zöpfe, Chignons ꝛc. bezeugen den veränderlichen Geſchmack der Damen, und die modiſche Wahl zur Form ihres Kopfes. Sonſt wickelten wir unſer Hinterhaar in ſteife, mit Puder überladene Zöpfe, ſodann in leichte, dünne Zöpfchen ein, oder wir verſteckten es in bald größere, bald kleinere Haarbeutel von eckiger oder runder Form, jetzt tragen wir es frei und ungebunden, der Natur und Geſundheit gemäß. — Jüdiſche Frauen müſſen ihr Haar unter einem Häubchen ganz verſteckt tragen. — (Über Haartrachten ſ. d. Zeitſchr. Curioſitäten ꝛc. 1823. IX. 6., S. 517. Allgem. Modenzeitung. 1823. Nr. 95.). — Patriotiſche teutſche Mädchen, die (1813) zu dem letzten Befreiungskriege nichts opfern konnten, ließen ſich ihr langes ſchönes Haar abſchneiden, um mit dem Preiſe deſſelben ihre Schuld an das teutſche Vaterland zu löſen. —

Digitized by Google

auch die unſchädlichſten Mittel, den Kopfhaarwuchs zu befördern (ſ. unten,) wählen und verordnen ſollten. — Doppelte, oder übel gerichtete Augenwimperhaare bedürfen ebenfalls der ärztlichen Kunſthilfe (vergl. mein kosmetiſches Taſchenbuch für Damen. S. 133 ꝛc.).

Gleich der Kopfhaarpflege darf auch die Bartpflege bei Männern nicht vernachläſſiget werden. Dieſe beſteht in dem zeitgemäßen Reinraſiren mit guten Meſſern oder Scheren, welche man ſich, wie alles übrige Barbiergeräthe, am beſten ſelbſt im gehörigen Stande erhält, und in dem fleißigen Säubern (auch wohl Wichſen oder Verſchneiden) des mehr oder weniger lang gewachſenen Bartes; (vergl. Buck a. a. O.) ꝛc.

(*Th. Schreger.*)

Haaspinsel, ſ. Pinsel.

Haarpomaden, ſ. Pomaden.

Haarpudel, ſ. Scolopax galinula.

HAARPUDER (pulvis comatorius); die erſten Spuren dieſer trocknen Haarſchminke finden ſich in der altrömiſchen Kosmetik. Die galanten Römerinnen ließen ihr Kopfhaar, um ihm das damals beliebte, ins Feuerroth ſchimmernde Goldgelb zu geben, von eigenen Haarſchminkerinnen, die zu den Kosmeten gehörten, mit einem gelben Staubmehl, oder ſogar mit Goldſtaub beſtreuen. — Jetzt noch pudern ſich die Südſeeinſulanerinnen ihre Haare mit gelbem Kurkumaſtaube, die Kaffern und Buſchmanen mit rother Ockererde ein. — Auch in Europa war noch im vorigen Jahrhunderte die urſprünglich wohl franzöſiſche Sitte beider Geſchlechter, eigenes und fremdes Haar mit dem feinſten Weizenſtärkmehl mehr oder weniger ſtark weiß gepudert zu tragen, faſt allgemein, bis an die Stelle des weißen Haarpuders, zuerſt in England, der ſtahlgraue und andere farbige traten. Seitdem iſt alles Haarpudern wenigſtens unter uns aus der Mode gekommen, wodurch nicht nur im Ganzen viel feines Stärkmehl erſpart*), und zu nützlichern Zwecken verwendet werden konnte, ſondern auch der Kopf freier ausdünſten, ſomit unſere Geſundheit überhaupt gewinnen, und Kopfausſchläge ꝛc. ſeltener werden mußten.

Jetzt ſchränkt ſich der Gebrauch des Haarpuders höchſtens noch auf die Bühnentoilette, und die Carneval's-Maskeraden ꝛc. und hier und da auf Perüken oder Haartouren ein. Zu wohlriechendem Haarpuder kann man: a) mit 9 Pfd weißen, lockeren, trocknen, ganz feinen und geruchloſen weißen Puders ½ Pfd florent. Violenwurzel, 2 Loth Benzoë, ½ Pfd trockne rothe Roſenblätter, 1½ Loth gelbes Sandelholz, 1 Quent. Würznelke, und eben ſo viel Zimmet, Alles fein gepulvert, auf das genaueſte vermengen, oder:

b) ein Pfd Puder mit 1 Quent. irgend eines wohlriechenden Öls zuſammenreiben, oder:

c) man ſtoße 8 Loth florent. Veilchenwurzel, 5 Loth Weihrauchrinde, 2 Loth Benzoë, eben ſo viel trockne Roſenblätter und Calmuswurzel, 1 Loth Saſſafras- und Zimmetrinde, 1 Loth Coriander, 1½ Loth trockne Pomeranzenſchalen, 1 Loth Citronenſchalen, 3 Quent. Würznelken ſehr fein zu einem Pulver, ſchlage dieſes durch ein Haarſieb, und hebe es in einem wohl verſtopften Glaſe auf, um damit andere Puder, auch Wäſche und Kleidungsſtücke zu parfümiren.

2) Farbige Haarpuder: a) Blonder wird aus 1 Pfd weißem Puder, und eben ſo viel ganz trocknem, ſchön dunkelgelbem, ganz feinem Ocker bereitet. Oder man röſtet 1 Theil feines Stärkmehl in einer Pfanne über Feuer braun, und ſetzt ſo viel weißen Puder zu, bis die verlangte Farbe da iſt.

b) Grauer Puder beſteht aus weißem, mit ein wenig ganz feinem Lindenholzkohlenpulver auf das innigſte vermengtem Stärkmehl; (vergl. Tromsdorff's Kalopiſtria. Erf. 1804. 8. — Mein kosmetiſches Taſchenbuch. Nürnb. 1811. N. I. 8. S. 280).

Verwerflich iſt der Gebrauch des reinen weißen Puders zum Streupulver beim Wundwerden, weil er, eintrocknend, eine Kruſte bildet, und dadurch Schmerzen verurſacht. Eher dient er trocken zur Stillung kleiner Blutungen, und in einem wäſſrigen Abſud zu Klyſtieren: bei Durchfällen, Ruhren, mangelndem Darmſchleime.

(*Th. Schreger.*)

HAARREIBER, ein von Kuhhaaren gemachtes Stück Filz, deſſen ſich die Kartenmacher bedienen: es iſt an einem Handgriffe befeſtigt, mit welchem der benetzte Hinterbogen auf die Form gedrückt wird, damit er die Farbe gut annehme.

(*Rüder.*)

Haarröhrchen, ſ. Haargefässe.

HAARSALZ (Halotrichum). So nennt man den vitrioliſchen Beſchlag oder Überzug, der ſich hie und da in Gruben findet und die Geſtalt von langen ſilberblauen Haaren oder Fäden hat, an der Luft und in der Wärme ſich in eine Kreide verwandelt. Seine Beſtandtheile ſind Vitriolſäure, Alaunerde, etwas Eiſen und Kalkerde. Außer den Gruben erzeugt es ſich auch auf gebranntem Alaunſchiefer. (*Schmidt.*) — Werner in ſeinem Mineralſyſteme begreift darunter mehrere haarförmige Salze, beſonders den natürlichen Alaun von Freyenwalde unweit Berlin, die Salzausbleichungen in der Grube Stam Aſſar bei Schwarzenberg, auf den veſuviſchen Laven ꝛc.

(*Keferstein.*)

Haarschlächtig, ſ. Pferd u. Pferdekrankheiten.

Haarschminken, ſ. Haarfärbestoffe.

Haarschnur, ſ. Haarseil.

Haarschwamm, ſ. Racodium rupestre.

HAARSEIL (Haarſchnur), Teton, Setaceum, von seta, Borſte, weil in früheren Zeiten Borſten zum Offenhalten einer Wunde gebraucht wurden, iſt eine

---

*) Um das Haar eines Kopfes vollſtändig zu pudern, bedarf es im Durchſchnitt 5 Quent., und zum täglichen Zweimalpudern 2½ Loth Puder. Angenommen nun, daß der preußiſche Stat 12 Millionen Einwohner zählt, (Durchreiſende, die doch auch Puder verbrauchten, nicht mitgerechnet), und daß von jenen 12 Millionen bloß 8 Millionen Eigenhaar und Perüken, täglich mit Puder beſtreuen ließen, ſo wurden, auch nur 1 Loth im Durchſchnitt auf den Kopf gerechnet, hiezu täglich 250,000, und in einem Jahre 91 Mill., und 250,000 Pfund Puder conſumirt, wozu im Durchſchnitt 2 Mill. 281,250 Berliner Scheffel (à ½ Dresdner) Weizen erforderlich ſind. Hierbei iſt der ins Ausland exportirte Haarpuder, als Luxus- und Modeartikel, nicht mit angeſchlagen.

Digitized by Google

Art von Fontanell, welches dieſen Namen deßwegen führt, weil in älteren Zeiten die Chirurgen ſich bei ſeiner Verfertigung wirklich der Haare von Thieren bedienten. Gegenwärtig bereitet man es aus einem langen ſchmalen Leinwandſtreif (ungefähr ½ Elle lang und 1 Zoll breit), an welchem man zu beiden Seiten die Longitudinalfäden einzeln auszieht, bis auf einige wenige, welche man in der Mitte zur Erhaltung des Zuſammenhangs der Querfäden zurückläßt. An dem oberen und unteren Ende zieht man auch einige Querfäden aus, um die Schnur durch das Öhr der Haarſeilnadel dann deſto leichter ziehen zu können. In Ermangelung dieſes künſtlichen Haarſeils, zu deſſen Bereitung immer einige Zeit erfordert wird, nimmt man auch wohl einige wollene oder ſeidene Fäden, deren Anzahl nach der Abſicht des Gebrauchs beſtimmt wird. Man hat hier zugleich den Vortheil, die Zahl der Fäden nach Willkür zu vermindern.

Man zieht das Haarſeil gewöhnlich mit einer beſonderen Art von Nadel, die von verſchiedener Breite iſt. Gewöhnlich iſt ſie gekrümmt, doch ſind die geraden bequemer. Von der Spitze bis zu ihrem breiteſten Theile iſt ſie zweiſchneidig, und hinten iſt ein Öhr in derſelben angebracht, wodurch ein Stück Faden oder Seide ganz von der Breite der Nadel gezogen wird.

Man faltet die Haut an dem Theile, wo man das Haarſeil anlegen will, empor und ſtößt die Nadel durch, und zieht alsdann den Faden, der in ein mildes Öl getaucht iſt, ebenfalls durch. Das Inſtrument darf weder zu tief, noch zu hoch in der Nähe des Randes durchgeſtoßen werden. Im erſtern Falle könnten die Muskeln und die Theile, die man zu vermeiden hat, verwundet werden; in dem zweiten Fall würde der Zwiſchenraum zwiſchen den zwei Wunden zu ſchmal ſeyn und das Haarſeil könnte ihn theilen.

Wenn keine Haarſeilnadel bei der Hand iſt, ſo kann die Hautfalte mit einer Lanzette durchſtochen, und der Faden alsdann mit einer Sonde eingebracht werden. Ein Haarſeil kann faſt an allen Theilen der Oberfläche des Körpers gezogen werden, wenn die Umſtände es erfordern, aber eine der Öffnungen der Wunde ſollte immer etwas niederer, als die andere ſeyn, damit der Eiter leicht ausfließen kann. Das Haarſeil bleibt einige Tage lang nach der Operation, bis es durch die Eiterung locker wird, unberührt. Alsdann wird der nächſte Theil an der Wunde eingeölt, oder mit einem Cerat oder der Digeſtivſalbe überzogen, und unter dem fleiſchigen Zwiſchenraum zwiſchen den zwei Wunden fortgezogen, und das, was hervorragt, abgeſchnitten. Auf dieſe Art verfährt man des Tages einmal oder zweimal, je nachdem die Menge des Eiters es erfordert. So oft als nöthig iſt, ſetzt man an das alte Haarſeil ein neues an. Man muß daſſelbe immer außerhalb der Wunde gut bedeckt halten, damit kein Eiter darüber herfließt, der es ſteif und hart machen könnte, wo es alsdann Schmerz und Blutung beim Durchziehen durch die Wunde verurſachen könnte. Sollte ſich nicht genug Ausfluß zeigen, ſo kann man der Digeſtivſalbe etwas Kantharidenpulver zuſetzen.

Man bedient ſich des Haarſeils:

1) Zur Erregung eines künſtlichen Geſchwürs. Am gewöhnlichſten legt man es im Nacken.
2) Man wendet das Haarſeil nach Bell mit Vortheil zur Eröffnung großer Abſceſſe an. Am beſten nimmt man hier zum Haarſeil einzeln zuſammen gelegte Fäden von Baumwolle, deren Zahl man, ſo wie der Ausfluß des Eiters ſich vermindert, auch verringert.
3) Zur Operation der Hydrocele nach Pott.

(Dr. Brehme.)

Haarsiebe, ſ. Sieb.

HAARSTEINE (Mineralog.), nennt man diejenigen Bergkryſtalle, die mit nadelförmigen Kryſtallen von Rutil, Strahlſtein ꝛc. durchwachſen ſind. *(Keferstein.)*

Haarstern, ſ. Komet.

Haarstrang, ſ. Hardt.

HAARSTRANG, vielleicht richtiger Hardſtrang, ein waldiger mineralreicher Bergrücken, der im preuß. Regirungsbezirke Arensberg belegen iſt, ſtrichweiſe 900 Fuß hoch ſich über das Meer erhebt, Hellweg und Sauerland von einander ſcheidet und zum Syſteme des Teutoburgerwaldes gehört. Er iſt meiſtens mit gutem Laubwalde beſtanden; ſeine Umgebungen, wo ſie an den Hellweg ſtoßen, fruchtbar. *(Krug u. Mützele.)*

Haarth, ſ. Hardt.

HAARTILGUNGSMITTEL (Haarbeizen), ſind jene in die Haut- und Haarwurzelgebilde zerſtörend eingreifenden Haut- und Haarbeizen, die theils zum temporellen Wegätzen des Oberlippen- und Nackenhaars, ſo wie überhaupt der an ungewöhnlichen Stellen zumal des weiblichen Körpers wuchernden Haare, theils zum Enthaaren der todten Thierhäute in der Gärberei angewendet werden. — Jene, wohin das ſogenannte Rusma der Türken, ein Sälbchen aus Auripigment (Operment), ungelöſchtem Kalke und Honig, gehört, darf nur ein Sachkundiger mit einem Malerpinſel leicht und vorſichtig auf die behaarten Partien punktweiſe auftragen. Oder man kann mit weniger Gefahr verſüßten Salzgeiſt auf Löſchpapier dort fleißig überſchlagen. Noch gelinder wirkt hier das aus abgeſchnittnen Weinreben, deren eines Ende man ins Feuer legt, durch die Hitze aus dem andern Ende hervorquellende Rebenwaſſer, ſo friſch und heiß, wie möglich, auf die vorher abgeſchornen Hautſtellen geſtrichen, ſo wie auf Warzen mit langen Haaren ꝛc. Auch ſchon ſchafwollne Bekleidung hindert, ja zerſtört den Haarwuchs an ſonſt unbehaarten Hautſtellen. Eine wahre Tortur aber bleibt das ſonſt übliche Ausreißen der Haare mittels aufgelegter noch heißer Pechpflaſter. —

Die Enthaarungsmittel der Gärber beſtehen vorzüglich in Kalkbeizen ꝛc. (ſ. d. Art. Kalk). Um Haare zu Filzſchuhen zu beizen, ſoll man ſie, nach Desfoſſe, mit einer Lauge aus 250 Theilen ſpaniſcher Soda und 125 Theilen 19 bis 20gradigen gebrannten Kalkes bürſten. *(Th. Schreger.)*

Digitized by Google

HAARTMAN (Joh. Johanson), geb. zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, bekam ſchon ſehr frühzeitig große Neigung und Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften, lernte deßhalb 4 Jahre in einer Apotheke und ſtudirte dann zu Upſala unter Linnee und andern berühmten Lehrern, die Medicin; hierauf promovirte er und ſchrieb ſeine Diſſertation: idea pharmacopoeae reformatae. Upsal. 1754. 4. Nach vollendeten Studien wurde er Amtsphyſikus zu Åbo-Lehn, dann Aſſeſſor des Medicinalweſens und endlich im J. 1764 Ritter des Waſaordens und ordentlicher Profeſſor der Medicin zu Åbo, als welcher er im J. 1787 ſtarb. Er war es, der zuerſt die Einimpfung der Pocken in Schweden anempfahl und ausübte. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Tydelig Unterrätelſe om de mäſt gängbare Sjukdomans. Åbo 1765. 8., und Sciagraphia morborum (in 8 Diſſertationen). Åbo. 1779. 4., eine neue, ſcharfſinnige Syſtematik der Krankheiten enthaltend. Außerdem erſchienen von ihm mehrere Diſſertationen und die Schriften der ſchwediſchen Akademien der Wiſſenſchaften hat er mit manchem ſchätzbaren Beitrage vermehrt. Im J. 1785 wurde zu Åbo eine neue Profeſſur der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt gegründet, und er ſchenkte zur Sicherung und Vermehrung des Gehalts des Profeſſors einen Fond von 8000 Rthlr. Sein Leben wurde von A. J. Hagſtröm. Stockholm 1790. 8. beſchrieben. (*Huschke.*)

Haartücher, Haarteppiche, Haarsocken u. dgl., ſ. Haar, Haardecken u. Haarflechterei.

HAARVITRIOL (Mineralog.). Die haarförmigen natürlichen Vitriole führte man in ältern Mineralſyſtemen zuweilen als eigenthümliche Gattung auf. (*Keferstein.*)

HAARWUCHS BEFÖRDERNDE MITTEL, gibt es in großer Menge, nur daß man allein damit ſelten oder nie ſeinen Zweck erreicht, oder wohl gar, zumal mit dergleichen noch ſo laut angeprieſenen Geheimmitteln, mehr Schaden, als Nutzen ſtiftet. — Folgende Waſchwaſſer und Salben haben in den frühern und mittlern Lebensperioden, bei noch geſundem Haarboden, und ſonſtigem Wohlſeyn die Erfahrung für ſich:

1) Ein Abſud aus einer Hand voll Queckenwurzel in 2 Pfd Braunbier, mit Roſengeiſt verſetzt, womit das Kopfhaar fleißig warm angefeuchtet wird;

2) ein Aufguß von einem Maß Brunnenwaſſer auf etwa eine gute Hand voll Schmiedehammerſchlag, worein, eine Zeit lang geſtanden, und jedes Mal gut umgeſchüttelt, eine Bürſte mit kurzen Haaren getaucht wird, um damit die Glatze des Tags mehrere Male naß zu bürſten; ſtatt deſſen auch das gewöhnliche Löſchwaſſer der Schmiede u. a. Eiſenarbeiter dient, oder

3) man reibe mit einer friſch aufgeſchnittenen Zwiebel die Glatze mehrere Tage hinter einander, bis ſie roth und ſchmerzhaft wird, und ſich etwa junge Härchen zeigen; wo nicht, ſo laſſe man unter Vermeidung von Kaffee, Thee, Wein, Gewürzen ꝛc., Abends vor Schlafengehen, 1 Gr. Kalkſchwefelleber mit einigen Gr. Zucker innerlich nehmen, worauf der Kopf ſtark ſchwitzt, und die Härchen zum Vorſchein kommen ſollen. —

4) Unter den Haarpomaden thun folgende hier gute Dienſte:

a) Die Borsdorfer Äpfelpomade, zu deren Selbſtbereitung man 2 Loth weißes Wachs und 1 Loth Schweineſchmalz über Feuer zergehen läßt, und darunter mit etwas Provenceröl, 6 Loth friſches Rindsmark, und 2 Loth Saft von Borsdorfer Äpfeln miſcht, die deßhalb zerſchnitten, mit Roſenwaſſer angeſtoßen, und ausgepreßt werden; oder:

b) man kocht zu demſelben Zwecke eine Hand voll geſtoßenen Kümmelſamens und ½ Pfd friſchen, klein geſchnittenen Specks, mit 1 Pfd Franzbranntwein in einem gut verſchloſſenen Gefäße eine Zeit lang gelinde über Feuer, nimmt das durch nachmaliges Erkalten geronnene Fett oben ab, und reibt es mit 1 Quent. Eieröl zuſammen. Mit dieſer Pomade wird der kahle Schädel drei bis vier Mal des Tags eingerieben. Auch kann man

c) mit 1 Pfd rein ausgelaſſenen Rindermarks, 2 Loth Weidenrindenpulver gut zuſammen reiben, und bis zur Salbenconſiſtenz ſtarkes Wegbreitwaſſer zuſetzen, das Ganze aber mit etwas Bergamotöl parfümiren.

d) Man bringe 1 Pfd friſches Rindsmark nebſt 1 Loth zerſchnittener friſcher Lorberblätter, eben ſo viel geſtoßene Muskatblühten, Würznelken und 2 Loth Cardamomen in eine geräumige Glasflaſche, überbinde dieſe mit durchſtochener Schweinsblaſe, und ſetze ſie in einer Schüſſel mit Waſſer (Waſſerbad) ſechs Stunden lang über Feuer. Hierauf gieße man die weiche Pomade auf reine, über einen Durchſchlag ausgebreitete Leinwand, und drücke den Rückſtand gut durch, ehe er ganz erkaltet. Alle Abende werden damit die Haare und die kahlen Stellen des Kopfs eingeſalbt. Oder endlich

e) laſſe man ½ Pfd friſches Schweineſchmalz in genug Roſenwaſſer 2 Tage lang einweichen, bis das Waſſer klar abläuft, ihn langſam in einem Tiegel über Glühkohlen ſchmelzen, durch ein Beuteltuch rein abklären, dann in einem Terpentinmörſer zu Schaum ſchlagen, und endlich einen Theelöffel voll eigener Haaraſche hinzu miſchen. Mit dieſer Pomade wird alle Wochen 2 bis 3 Mal vor Schlafengehen der haarloſe Theil des Hauptes leicht beſtrichen, bis ein Jucken ſich einſtellt, zum Beweis, daß die Haare durchſtechen wollen, und mit dieſem Einſalben ſo lange fortgefahren, bis das Haar zu kleinen Bürſten heranwächſt. Zuletzt ölt man es alle Wochen ein Mal mit feinem Mandelöl ein, und wiſcht dieß wieder mit einem feinen Tuche ab. Dabei trägt man leinene Nachtmützen, keine wollenen, die den Haarwuchs vielmehr hindern, ja zerſtören; (vergl. Trommsdorff's Kalopiſtria. Erf. 1804. kl. 8. — Mein kosmetiſches Taſchenbuch für Damen. Nürnb. 1811. kl. 8.

Digitized by Google

S. 208 bis 215). Übrigens bleibt das beſte, den Haarwuchs fördernde Mittel: Reinlichkeit und jedesmaliges Trocknen des ſchweißfeuchten Haares. *(Th. Schreger.)*

HAARWURM, bei den Schafen eine Krankheit, die ſich an den Vorderklauen entwickelt, wo ſich eine zähe, wurmähnliche Feuchtigkeit ſammelt. Mehr darüber unter Schaf und Schafkrankheiten. *(Schilling.)*

HAARZANGE heißt ein chirurgiſches Inſtrument, womit die einwärts gerichteten Wimpern ausgezogen werden, damit ſie den Augapfel nicht reizen. *(Dr. Brehme.)*

HAARZEOLITH (Mineralog.) iſt der Trivialname für haarförmigen Zeolith, beſonders der Gattung Meſotyp. *(Keferstein.)*

HAAS (Damian Ferdinand), ein Juriſt zu Wittich im Trierſchen, am 25. April 1726 geboren, ſtudirte zu Trier und Göttingen, zuletzt dann zu Gießen, wo er auch am 17. November 1750 beider Rechte Licentiat wurde. Hierauf begab er ſich nach Wetzlar, erlangte dort 1755 die Advocatur und 1763 eine Stelle als Kammergerichts-Procurator, wobei er Vorleſungen über die Cameralpraxis hielt. Späterhin ernannte ihn der Kurfürſt von Mainz zum Hofrath und endlich der Fürſt-Biſchof von Augsburg zum geheimen Rathe. Er hat ſich ausgezeichnet als Statsrechts-Schriftſteller und als Sachwalter in den wichtigſten damaligen Reichs-Kammergerichtsprozeſſen. Seine oft heftige Schreibart zog ihm freilich mancherlei Unannehmlichkeiten zu, ſo daß er am 13. Februar 1784 ſogar auf eine Zeit lang als Procurator ſuspendirt wurde. Er ſtarb am 5. April 1805. Seine Schriften, meiſtens Diſſert. und Programme, ſtehen in Meuſels gel. Deutſchland.*) *(Ad. Martin.)*

HAAS (Ildefons), Benedictiner zu Ettenheimmünſter im Breisgau und Bibliothekar ſeines Kloſters, geſtorben den 30. März 1791, rühmlich bekannt durch mehrere (in der Lotterſchen Officin zu Augsburg) herausgekommene Kompoſitionen, und durch die reichhaltigen geographiſchen Beiträge, die er dem Fürſtabt Gerbert zu St. Blaſien zu ſeiner Geſchichte des Schwarzwaldes lieferte.†) *(Baur.)*

HAAS (Johann Gottfried), ein fleißiger Schulmann, welcher eine große Anzahl von Sprachlehren, Wörterbüchern und andern Schriften zum Beſten der Jugend herausgegeben hat. Er war 1737 zu Griesebach bei Zſchopau geboren und ſtarb als Konrektor zu Schneeberg den 17. April 1815. Unter ſeinen Schriften finden ſich griechiſche, lateiniſche und franzöſiſche Lexika und Grammatiken, hebräiſche Elementarbücher, arithmetiſche und algebraiſche Anweiſungen u. d. m. Am verbreitetſten ſind: der Griechiſche Speccius, oder kleine Überſetzungen aus dem Teutſchen ins Griechiſche. Leipzig 1801. 8v. 3te Aufl. von J. H. Ph. Seidenſticker. 1811. 8v. und das Lateiniſch-Teutſche und Teutſch-Lateiniſche Handwörterbuch. Ronneburg und Leipzig 1804. II. 8. Zweite wohlfeilere Ausgabe: Altenburg 1808. 8v.*) *(R.)*

HAAS (Johann Sebastian), der Verfaſſer einer Steganographie oder Geheimſchreibekunſt, welche in der Geſchichte der literariſchen Kurioſitäten Erwähnung verdient. Er war 1641 zu Bern geboren, ward Pagenhofmeiſter in Caſſel und ſpäterhin Bibliothekar und Hofarchivarius daſelbſt. Auf dem Nimwegenſchen Friedenskongreß vertrat er die Stelle eines Geſandtſchaftsſecretärs und ſtarb zu Caſſel 1697. Er ließ auf eigene Koſten in Caſſel 1693 in 4o drucken: Stéganographie nouvelle, ou cet Art fort imparfait jusqu' ici a été mis dans une plus grande perfection. Dediée a S. A. S. Msgr. le Landgrave de Hesse. Um ſein Geheimniß nicht zu verrathen, ließ er leeren Raum für weſentliche Wörter und Zeichen, den er mit der Feder ausfüllte. Solche Exemplare ſind daher ſehr ſelten.†) *(R.)*

HAAS (Karl Franz Lubert), Profeſſor der Geſchichte zu Marburg, geboren den 12. Auguſt 1722 zu Caſſel, wo ſein aus der Schweiz abſtammender Vater Lehnſecretär war. Er bildete ſich auf der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt, zu Rinteln und Marburg, und befriedigte, neben dem Studium der alten Sprachen und der Theologie, ſeine Liebe zu hiſtoriſchen Forſchungen. Seit 1748 hielt er in Marburg Vorleſungen, wurde 1754 außerordentlicher und 1755 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte, 1778 zugleich Bibliothekar der Hochſchule, und ſtarb den 29. October 1789. Was er, mit ſorgfältiger Benutzung handſchriftlicher Quellen, beſonders zur Erläuterung der heſſenſchen Geſchichte ſchrieb, hat einen bleibenden Werth; außer einigen Diſſertationen, Programmen und Abhandlungen in Zeitſchriften: Lebensbeſchreibung des berühmten D. Heinr. Horchens aus Heſſen. Caſſel 1760. 8. Opuscula historica. Marb. 1770. 4. Anmerkungen über die heſſenſche Geſchichte, vom Landgraf Heinrich I. bis auf das Jahr 1434. Frankf. a. M. 1771. 8. Verſuch einer heſſenſchen Kirchengeſchichte, der alten und mittleren Zeiten, bis gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts. Marb. 1782. 8. Vermiſchte Beiträge zur Geſchichte und Literatur. Ebend. 1784. 8.*) *(Baur.)*

HAAS (Nicolaus) war am 25. November 1665 zu Wunſiedel geboren, und hatte den Senator und Handelsmann Adam zum Vater, beſuchte die Schulen zu Gera und Heilsbronn, ging im October 1682 auf die Univerſität zu Altdorf, zu Oſtern 1683 nach Leipzig, wo er 1685 Magiſter ward, und ſich den 7. März mit einer Diſputation de Astrologia judiciaria habilitirte. Am 24. März 1686 trat er die Pfarre zu Machern an, den

---

*) Vergl. Weidlich's biogr. Nachr. Bd. I. S. 240. Bd. IV. Nachtr. S. 711. Bd. V. Nachtr. S. 105. — Pütter's Literat. des Staatsr. Bd. II. S. 48. — Koppe's Lexik. der juriſtiſchen Schriftſteller, Bd. I. S. 237 — 246. — Meuſel's gel. Teutſchl. 5te Ausg. Bd. III. S. 4. Bd. XIV. S. 1.

†) Allg. Litztg. 1791. Intbl. No. 146. Meuſel's Lexik. d. verſt. Schriftſt. 5. Bd.

*) S. Meuſel's gelehrtes Teutſchland, wo das Verzeichniß ſeiner Schriften gegeben iſt.

†) Strieder's heſſ. Gelehrtengeſch. Adelung's Nachträge zum Jöcher.

*) Neues gel. Europa, 20. Th. 953 — 968. Strieder's heſſ. Gel. Geſch., 5. Bd., 192 — 202. 7. Bd., 522. 9. Bd., 386. *J. M. Curtii* memor. Haasii. Marb. 1789. 4. Meuſel's Lex. d. verſt. Schriftſt. 5. Bd.

Digitized by Google

8. Mai 1691 die zu Bloßwitz, 1701 das Diakonat zu Oſchatz, 1702 wurde er Paſtor ſecundarius zu Budiſſin, 1703 Primarius und Inſpektor der Schule, und ſtarb am 25. Julius 1715. Im Jahre 1708 errichtete er einen Witwenfiscus für Prieſter- und Schullehrer-Witwen. Seine 38 Schriften, meiſtens Predigten, bezeichnen ihn als einen geſchickten Theologen jener Zeit; auch war er Verfaſſer des Liedes: Ich hab' mein Herz zu dir gericht't. Seine kleinen theologiſchen Schriften gab ſein Sohn zu Budiſſin 1728. 8. heraus, und ſein Bildniß, das man auch in 4. hat, ſtehet vor ſeinem Buche: der treue Seelenhirt, Leipz. 1696. 8., das öfters aufgelegt wurde. S. Frenckels Diptycha Ossitiensia, S. 369. Otto Lex. II. S. 1. (*Rotermund.*)

HAAS (Wilhelm), als erfindungsreicher Mechaniker und geſchmackvoller Schriftſchneider berühmt und um ſein Vaterland durch viele gemeinnützige Dienſte verdient, ſtammte aus einer nürnbergſchen Familie, und ward den 23. Auguſt 1741 zu Baſel geboren, wo ſein Vater ſich anſäſſig gemacht hatte. Er erlernte von dieſem die Anfangsgründe ſeiner Kunſt, benutzte aber außerdem auch die Univerſität ſeiner Geburtsſtadt, um ſich in den Wiſſenſchaften, und namentlich in den mathematiſchen unter dem berühmten Bernoulli, auszubilden. Nach dem Tode ſeines Vaters 1764 ſetzte er deſſen Gewerbe mit dem glücklichſten Erfolge fort, und beſchäftigte ſich mit vielen Verſuchen zur Verſchönerung der Schriften und zur Verbeſſerung der Preſſen. Er war der Erſte in Deutſchland und der Schweiz, welcher mit Glück franzöſiſche Typen in Baſkerville's Geſchmack ſchnitt, die zunächſt in der Thurneyſen'ſchen Ausgabe des Voltaire gebraucht wurden. Die von ihm genannte Buchdruckerpreſſe, die er 1772 errichtete, verdankt ihre Erfindung der Münzpreſſe und beſteht aus einem von Eiſen gegoſſenen, auf einem feſten Steinklotz aufgeſchraubten Bogen, in welchem ſich die Spindel in einer metallenen Schraubenmutter bewegt. Auf der Spindel aber ſteckt, ſtatt des einfachen Bengels, ein Balancier im Gleichgewicht, an deſſen beiden Enden Schwunggewichte angebracht ſind, durch welche die Bewegung erleichtert und die Wirkungskraft bedeutend vergrößert wird.[1]) Eine andre Erfindung, welche die Buchdruckerkunſt Haas verdankt, iſt die ſyſtematiſche Zuſammenſetzung der Stücklinien und Zwiſchenſpäne.[2]) Noch wichtiger und beſprochener iſt ſeine dritte typographiſche Erfindung, geographiſche Karten mit beweglichen Typen ſetzen zu laſſen, Typometrie genannt. Preuſcher in Karlsruhe bot Haas die erſte Idee zu dieſer Erfindung dar, aber ohne die praktiſche Einſicht des Letztern wäre ſie nie zur Ausführung gekommen. Von einer andern Seite hat bekanntlich auch der Leipziger Breitkopf auf den Ruhm, dieſes typometriſche Verfahren erfunden und früher als Haas ausgeübt zu haben, Anſpruch gemacht. So viel iſt indeſſen gewiß, daß weder Preuſcher noch Haas vor ihren eigenen Verſuchen irgend eine Kunde von Breitkopf's Bemühungen hatten.[3]) Die Karten, welche Haas und ſein Sohn nach der Methode dieſer Erfindung lieferten, ſind von 1776 bis 1799 folgende: Kanton Baſel (der erſte größere Verſuch), Sicilien, zwei von Frankreich, zu dem Compte rendu von Necker in der Thurneyſen'ſchen Ausgabe, Neutralitätslinie zwiſchen Frankreich und Preußen, Theilung von Polen, Moreau's Marſch nach Baiern und deſſelben Rückzug, Italien nach dem Frieden von Campo Formio, Helvetien nach der neuen Eintheilung, Kanton Baſel mit dem Frickthale.

1789 übergab Haas die Schriftgießerei ſeinem Sohne, welcher damit eine Buchdruckerei verband. Von jetzt an gewannen ſeine Thätigkeit und Geſchicklichkeit ein größeres Feld im Dienſte ſeiner Vaterſtadt. Schon in der Jugend dem Kriegsweſen vertraut geworden, und ſpäterhin bei der Organiſation des neuen Artillerieweſens angeſtellt, wandte er ſeine mathematiſchen Kenntniſſe und ſeine praktiſchen Talente zur Verbeſſerung des Geſchützes an, welches faſt ganz umgegoſſen wurde. In der Folge leitete er als Gehilfe des Statsbaudirektors den Bau der Landfeſten am Rhein, und ſeine hydrotechniſchen Studien benutzte er zur Umgeſtaltung der Brunneneinrichtung ſeiner Stadt. In allen dieſen Verhältniſſen verfuhr Haas mit patriotiſcher Uneigennützigkeit, ohne jedoch dadurch dem Neide zu entgehen, und alte Vorurtheile und kleinliche Rückſichten traten oft der Ausführung ſeiner Plane entgegen. Beſonders traurige Erfahrungen dieſer Art machte er bei den Vorſchlägen und Entwürfen, die er zur Verbeſſerung des Ackerbaues und des Forſtweſens durchſetzen wollte. Mißmuthig darüber, ſtand er im Begriff, ſich dem Dienſte ſeiner Vaterſtadt ganz zu entziehen, als dieſe ihn dadurch feſt hielt, daß ſie ihn, den Sohn eines Ausländers, mit allen bürgerlichen Rechten beſchenkte. Bald darauf machte er eine Reiſe nach Berlin und Schleſien, vorzüglich, um Kenntniſſe und Erfahrungen im Forſtweſen zu ſammeln. Nicht lange nach ſeiner Rückkehr brach die Revolution in der Schweiz aus, an welcher Haas, als ein Freund des Umſchaffens und Verbeſſerns einen ſehr lebhaften und von ſeiner Gegenpartei vielfach verſchrieenen Antheil nahm. Er ſchmeichelte ſich, wie Viele, mit der Hoffnung, den Kanton Baſel unabhängig und ſelbſtſtändig zu erhalten, und als die Baſeler Nationalverſammlung zuſammen kam, um eine ſolche Urkunde zu entwerfen, war Haas unter ihren Mitgliedern. Auch nachdem die Kantone zu einer Republik verknüpft worden waren, blieb er in dieſer politiſchen Laufbahn und wurde als Abgeſandter bei der Legislatur von Helvetien beſtellt. Das Direktorium ernannte ihn in der Folge zum Generalinſpektor der Artillerie, in welcher Eigenſchaft er 1799 unter Maſſena dem Feldzuge in der öſtlichen Schweiz beiwohnte. Der

1) S. Beſchreibung und Abriß einer neuen Buchdruckerpreſſe, erfunden in Baſel 1772 und zum Nutzen der Buchdruckerkunſt herausgegeben von Wilhelm Haas, dem Vater. Gedruckt bei Wilhelm Haas, dem Sohne. 1790. 4. 2) Erklärung einer neuerfundenen Einrichtung der Stücklinien und Zwiſchenſpäne ꝛc. Herausgegeben von W. Haas. Baſel 1772. 4.

3) S. Preuſcher's Grundriß der typometriſchen Geſchichte. Baſel 1778. 8. Breitkopf's Schreiben in Büſching's wöchentl. Nachrichten. 1776. Vgl. den Artikel Breitkopf.

Digitized by Google

Rückzug ſeiner Landsleute machte in ihm den Wunſch rege, eine Artillerieſchule zu errichten, und die Regirung bot ſeinem Entwurfe die Hand und machte ihn zum Direktor dieſer Anſtalt. So wurde die Schule in dem Kloſter St. Urban im Kanton Luzern errichtet, wo der Tod den unermüdlich thätigen Greis mitten in ſeinen Arbeiten abforderte, den 8. Junius 1800. Er wurde in dem bernſchen Dorfe Roggwill begraben, um im Luzernſchen dem Fanatismus der Katholiken keine Veranlaſſung zu Ausſchweifungen zu geben, wenn ein proteſtantiſcher Leichnam auf ihren Kirchhöfen beſtattet würde.

Haas's Verdienſte ſind in ſeinem Vaterlande erſt nach ſeinem Tode würdig anerkannt worden. Im Auslande war er früher ſchon geehrt als ein Mann von ſeltenem Erfindungsgeiſte, allfertiger Geſchicklichkeit und vielſeitigen Kenntniſſen und Erfahrungen. Sein Charakter war ohne Makel; denn, wenn auch einige politiſche Verirrungen ihm zu Schulden kommen, ſo theilte er dieſe doch mit vielen der edelſten und größten Männer ſeiner Zeit, welche freilich ſpäterhin wohl zu einer Enttäuſchung gelangten, zu welcher ihn der Tod nicht gelangen ließ. Er war einer der Stifter der helvetiſchen militäriſchen Geſellſchaft, und Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft, die ſich in Olten verſammelte, der Baſeler ökonomiſchen Geſellſchaft und ſeit 1790 der Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften in Berlin.

Seine kleinen ökonomiſchen und forſtwiſſenſchaftlichen Schriften ſind theils einzeln, theils in den Abhandlungen der ökonomiſchen Geſellſchaft von Baſel gedruckt. 4) *(R.)*

HAASE (Jakob van), ein Maler aus Antwerpen, welcher zu Rom gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts arbeitete und für Schlachtſtücke ſehr geſucht war. Indeſſen war ſeine Genremalerei ein wenig outrirt und, nach dem Urtheile der Italiener, zu hart. Noch unbedeutender ſind ſeine hiſtoriſchen Arbeiten in der Kirche St. Maria della Pietà in Campo Santo zu Rom, wo er begraben liegt und der Fiamingho ihm ein Denkmal verfertigt hat.*) *(R.)*

HAASE (Johann Gottlob), geboren zu Leipzig den 14. December 1739. Sein Vater, von Profeſſion ein Branntweinbrenner, ließ ihn daſelbſt die Schule beſuchen, wo er fleißig war und vorzüglich die alten Sprachen als Lieblingsſtudium trieb; nachdem er hierin die nöthigen Vorkenntniſſe erlangt hatte, beſchloß er, ſich dem Studium der Arzneikunde zu widmen, und beſuchte in dieſer Abſicht die akademiſchen Vorleſungen ſeiner Vaterſtadt. Wegen ſeines auch hier fortdauernden Fleißes und Eifers machte er ſich hauptſächlich bei den Profeſſoren Ludwig und Pohl beliebt, die ihn bei ſeinen geringen Vermögensumſtänden öfters auf mancherlei Weiſe unterſtützten, und der Letztere machte ihn zu ſeinem Amanuenſis. Unter den mediciniſchen Wiſſenſchaften war die Anatomie ſein Lieblingsfach, ſo daß er den Beobachtungen und Unterſuchungen in derſelben ganze Nächte widmete. Zur Erlangung des Baccalaureats ſchrieb er eine Diſſertation de jecore fetus. Lips. 1764. 4., ſchrieb dann als Magiſter im Jahr 1765 Zootomiae specimen und wurde im Jahr 1767 Doktor, wobei er ſeine Diſſertat. de Fabrica cartilaginum herausgab und vertheidigte. Während dieſer Zeit war er Profector, las dabei mit Beifall Collegia und verfertigte vortreffliche Präparate für das anatomiſche Theater. Im Jahre 1774 wurde er außerordentlicher und 1784 ordentlicher Profeſſor der Anatomie und Chirurgie, und ſtarb als Decemvir der Univerſität und Collegiat des großen Fürſtencollegiums den 10. November 1801 im 62ſten Jahre. Außer obigen Diſſertationen und einer Menge anderer Programme ſchrieb er noch: de vasis cutis et intestinorum absorbentibus plexibusque lymphaticis pelvis hum. C. tabb. aen. Lips. 1786. fol. Cerebri nervorumque corp. hum. anatome repetita. C. tabb. II. aen. 1781. 8. Seine Schriften zeugen ſämmtlich von Scharfſinn und genauen und mühſamen Unterſuchungen, die vorzüglich das Gehirn, die Nerven und Ganglien betreffen. Auch widerlegte er durch Verſuche und ſicher ſtehende Gründe Johnſtone's und Scarpa's Theorie von der Function der Ganglien und ihren Einfluß auf unwillkürliche Muskelbewegung. *(Huschke.)*

HAASE (Karl August). Dieſer Rechtsgelehrte iſt am 1. Januar 1792 zu Freiberg geboren, ſtudirte zu Leipzig und erlangte dort (1814) die philoſophiſche Magiſter- und die juriſtiſche Doktorwürde. Er fing hierauf an als Privatdocent Vorleſungen über einzelne Theile des Rechts zu halten; allein der Tod nahm ihn in der Blühte der Jahre, am 6. Januar 1817, aus ſeiner literariſchen Wirkſamkeit, die viel hoffen ließ. Seine Schriften ſind: D. de opere locato et conducto Romanorum. (Commentat. grammat et historica.) Lips. 1814. 4. D. inaug. de opere locato et conducto. (Commentat. jur. civ.) ib. eod. 4. Über Edictalladungen und Edictalprozeß außerhalb des Concurſes, mit Hinſicht auf particuläres, vorzüglich Sächſiſches und Preußiſches Recht. Leipz. 1817. 8.*) *(Ad. Martin.)*

HAASE (Salomon), Rechnenmeiſter zu Frankfurt am Main, geboren den 3. Mai 1714 zu Worms, wo ſein Vater Handelsjude war. Der Sohn wählte die Rechnenkunſt zu ſeiner Hauptbeſchäftigung, ließ ſich bei verſchiedenen Fabriken brauchen, war Univerſitäts-Rechnenmeiſter in Marburg, dann in Gießen, lebte ſeit 1764 in Frankfurt, und ſtarb daſelbſt den 5. Januar 1790. Man hat von ihm mehrere arithmetiſche Schriften, die öfters gedruckt wurden: Selbſtlehrende Rechnenkunſt. Frf. 1760, 1766, 1773. 8. Praktiſcher Rechnenſchüler. Eb. 1765, 1781. 8. Vollſtändiger Münzmeiſter. Eb. 1765. 4. Einfacher und doppelter Buchhalter. Eb. 1767. 4. u. a. m.†) *(Baur.)*

---

4) S. Intelligenzblatt zur allg. Lit. Zeit. 1800. S. 1050 ff. Lutz Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aarau 1812.

*) S. *Passeri* und *Titi.* Füßli's Künſtlerlexik. Auch ein Maler von Brüſſel heißt van Haaſe, welcher mehrere Kirchen ſeiner Vaterſtadt mit ſeinen hiſtoriſchen Bildern geſchmückt hat. Er lebte um 1760. S. Voy. de *Descamps.*

*) Vergl. Meuſel's gel. Teutſchl., 5. Ausg. Bd. XVIII. S. 4. Erſch's Literat. der Jurispr. 2. Ausg. S. 599.

†) Strieder's heſſ. Gel. Geſch., 5. Bd. 205. 15. Bd. 341.

HAASENTHAL, Dorf in dem meiningenſchen Fürſtenthume Saalfeld, Amt Gräfenthal, hat 29 Häuſer, 211 Einwohner, 1 Mühle und 1 Pechhütte, die jährlich 70 Zntr. liefert. Es iſt nach Spechtsbrunn eingepfarrt. Bei dem jährlichen Kirchweihfeſte muß der Pfarrer von Spechtsbrunn den Gottesdienſt in einer Scheune nach der andern halten. Übrigens nähren ſich die Einwohner hauptſächlich vom Holzſchlagen und Holzverkaufen, vom Kohlenbrennen und von der Verfertigung von Schiefertafeln und Griffeln aus ihren Schieferbrüchen. *(G. Hassel.)*

HAASHECHT, ſchönes Dorf auf der Landſtraße zwiſchen Gouda und Schoonhoven, Diſtrikt Rotterdam, Provinz Südholland des Königreichs der Niederlande, mit lebhaftem Verkehr, Ziegelbrennerei, Hanfhandel, Pferdemarkt und 1250 Einwohnern. Der Name ſoll von einer übereilten Gerichtspflege, wodurch ein Unſchuldiger das Leben und nachher der Ort ſeine Gerichtsbarkeit verlor, herrühren. *(van Kampen.)*

HAASLACH, Dorf im großhrz. badenſchen Bezirksamte Oberkirch, mit 297 Einwohnern, durch guten Getreidebau, vortrefflichen Weinbau und altfränkiſches Herkommen berühmt, einſt ein Beſtandtheil der alten Herrſchaft Ulmburg. S. Ulmburg. *(Leger.)*

Haavamal, Havamal. Ein Theil de Edda. S. Edda.

Haavella, ſ. Anas hiemalis.

HAAY, eins der britiſchen kleinen Eilande, welches an der Weſtküſte von Scotland, nahe an der Küſte von Harris belegen iſt, und zu den nördlichen Hebriden der Grafſchaft Roß gehört. Es hat nur einige Familien zu Bewohnern, die nach Harris eingepfarrt ſind. *(G. Hassel.)*

HABACH, Dorf im Salzburger Kreiſe des Landes ob der Ens, zum Landgerichte Mitterſill im Gebirgslande Pinzgau gehörig, unfern des Habacher-Kas, des größten und flachſten Gletſchers im Pinzgau; wird vom Haberbache durchſchnitten und hat zwei Mauthmühlen und eine Sägemühle.*) *(Rumy.)*

HABAKUK (חֲבַקּוּק LXX. *Ἀμβακούμ*), der achte der zwölf kleinen Propheten. Von ſeiner Perſon haben wir weiter keine bibliſche Nachricht, als die fabelhafte, in dem apokryphiſchen Zuſatze zum Daniel, der ſo genannten Hiſtorie vom Bel und Drachen zu Babel, wo erzählt wird, daß er, als er eben den Schnittern ein Gericht auf das Feld bringen wollte, von einem Engel beim Schopf ergriffen und nach Chaldäa zur Löwengrube, in welcher Daniel ſaß, geführt wurde, um dieſem Propheten Nahrung zu bringen. Nachrichten von ſeinem Leben wären dazu nützlich, die Zeit, in welcher er geweiſſagt, und die Zeitverhältniſſe, auf welche er in ſeinen Weiſſagungen Rückſicht genommen, zu beſtimmen; da wir aber gänzlich von allen Nachrichten entblößt ſind: ſo bleibt uns nichts weiter übrig, als die geſchichtlichen Grundlagen ſeiner Weiſſagungen auf dem Wege der Auslegung zu finden.

Der Prophet ſchaut im Geiſte die von den furchtbaren, raub- und eroberungsſüchtigen Chaldäern in ſeinem Vaterlande verübten Gräuel, die Unterdrückung aller Gerechtigkeit, die Störung alles Friedens, und kündigt dieſes Strafgericht, als etwas Unerhörtes und Unglaubliches an (Kap. I.). Hiernach ſchrieb er offenbar im Anfange der chaldäiſchen Periode, kurz vor der Invaſion Nebukadnezars, durch welche Jojakim demſelben zinsbar gemacht wurde (2 Kön. XXIV, 1.). Die Chaldäer konnten damals, als er dieſes Kapitel ſchrieb, noch nicht Paläſtina betreten haben; ſonſt hätte er nicht ſagen können: „Ein Werk thu' ich in euern Tagen, nicht glaubet ihr's, wird es erzählet; denn ſieh'! ich wecke die Chaldäer u. ſ. w." (V. 5. 6.) Er fürchtet noch nicht den Untergang ſeines Volkes, ſondern kündigt nur deſſen Strafe an (V. 12.). Im zweiten Kapitel weiſſagt er hierauf die Demüthigung des ſtolzen Chaldäers, der ſo viele Nationen geplündert, ſo viel Mord und Gewaltthat geübt habe; (V. 5. ff.) er gibt dieſe Verheißung den Gläubigen zum Troſt (V. 4.). Auch dieſes Kapitel ſetzt keine andere politiſche Lage der Dinge voraus; es iſt die Lichtſeite des Vorigen, die Verheißung, welche nach Art der Propheten auf die Drohung folgt. Das dritte Kapitel beginnt von Neuem, enthält aber ungefähr daſſelbe, und bezieht ſich auf dieſelben Verhältniſſe. Der Spruch der Drohung, welcher dem Propheten früher (Kap. I.) geworden, macht ihn beben; er ergibt ſich in den Rathſchluß Gottes, flehet aber um Barmherzigkeit (V. 2.), und hoffnungsvoll ſchaut er die furchtbare Erſcheinung des Rache und Hilfe bringenden, die Frevler (Chaldäer) zerſchmetternden Gottes (V. 3 — 15.). Nochmals ergreift ihn Schrecken wegen der zu erwartenden Tage der Drangſal (V. 16. 17.); aber der Hinblick auf Gott ſtimmt ihn wieder freudig (V. 18. 19.). Alſo auch dieſes Kapitel gehört in die Zeit, wo ein Seher mit dem Blicke der Erleuchtung den nahen Einbruch der Chaldäer ſchauen konnte. Nach unſerer Anſicht iſt es ganz falſch, wenn Andere Kap. II. in die Zeit des Jojachim ſetzen, wo Jeruſalem von Nebukadnezar belagert und zur Übergabe gezwungen, und der König ſammt einem großen Theile des Volkes weggeführt wurde (2 Kön. XXIV, 14 ff.). Von dem Allen iſt ja gar Nichts angedeutet; und was von dem zu beſtrafenden Übermuthe der Chaldäer geſagt wird, ſetzt gar nicht voraus, daß die Israeliten denſelben ſchon damals erfahren hatten. Eben ſo willkürlich iſt es, Kap. III. in die Zeit der letzten Belagerung Jeruſalems zu ſetzen. Nach V. 16. zog der Verwüſter erſt heran, und der Prophet fürchtet bloß die Verheerung des Landes, nicht die Zerſtörung der Stadt, noch weniger den Untergang des States (V. 17.). Hiernach iſt es unumſtößlich gewiß, daß Habakuk im Anfange der Regirung Jojakims (ungef. 610 J. vor Chr.) geweiſſagt hat. Andere ſetzen ihn in die Zeit des Manaſſe, etliche und dreißig oder noch mehr Jahre früher; aber ihre Gründe ſind ſehr ſchwach, und der einzige Gegengrund reicht hin, daß es unzweckmäßig geweſen wäre, ſo früh ſchon von den Chaldäern zu weiſſagen. Etwas für unſere Zeitbeſtimmung beweiſet auch die Sage im

*) Darf nicht verwechſelt werden mit dem kleinen Dorfe Habach im Salzburger Kreiſe, zum Landgerichte Salzburg im flachen Lande, an der Eiſenſtraße, und mit dem Weiler Habach im Herzogthume Salzburg, im Innkreiſe, Parzelle des Hausruckviertels, zum Landgerichte Grieskirchen gehörig.

Digitized by Google

apokryphiſchen Zuſatze zum Daniel, wonach Habakuk noch im babyloniſchen Exſil gelebt haben ſoll. Hätte er unter Manaſſe geweiſſagt, ſo hätte er das Exſil wohl nur als ein neunzigjähriger Greis erleben können; trat er aber im Anfange der Regirung Jojakims auf: ſo brauchte er nur ein Alter von etlichen und funfzig Jahren zu erreichen, um die Zerſtörung Jeruſalems und das Exſil zu erleben. Er war der jüngere Zeitgenoſſe Jeremia's, der viel früher als er lebte, nämlich ſchon im 13ten Jahre des Joſia, im J. 629 v. Chr., auftrat.

Habakuks Vortrag iſt ausgezeichnet ſchön, und er reihet ſich an die beſten Muſter der prophetiſchen Schreibart. Er iſt eigenthümlich, reich und kräftig in Gedanken und Bildern. Das dritte Kapitel iſt lyriſcher Art, und darf als das Schönſte angeſehen werden, was die hebräiſche Literatur in dieſer Dichtungsart aufzuweiſen hat: der Schwung der Gedanken iſt kühn und regellos, und doch iſt das Ganze weit klarer, als Manches der Art bei den hebräiſchen Dichtern zu ſeyn pflegt.

Die vorzüglichſten exegetiſchen Hilfsmittel zu dieſem Propheten: *Abarbanelis* rabb. comment. lat. Helmst. 1790. 8. *Kofod* Comment. crit. atque exeget. Gött. et Lips. 1792. 8. *Tingstadii* animadverss. Upsal. 1795. 4. *Rosenmüller* Schol. in V. T. Part. VII. Vol. III. Überſetzung mit Anmerkk. von S. F. G. Wahl (Hannov. 1790. 8.), von G. C. Horſt (Gotha 1798. 8.), von K. M. Juſti (Leipz. 1821. 8.). Erläuterungen des dritten Kapitels von Guil. Ad. Schröder (Grön. 1781. 4.), von Ch. F. Schnurrer (Tüb. 1786. 4. in deſſen Diſſertat. p. 342.), von Mörner. Upſal. 1791. 4. Zur Einleitung: J. C. Friedrich hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über Habakuks Zeitalter und Schriften in Eichhorns Allg. Biblioth. der bibl. Lit. X, 379 ff. *A. C. Ranitz* introductio in Habacuci Vaticinia. Lips. 1808. (*de Wette.*)

HABAN, HABANER HOF. So heißt ein Theil des Marktfleckens Großſchützen oder Nagy Levárd, im Transmontaner Comitatsbezirke der Preßburger Geſpanſchaft, der von Habanern oder Nachkommen der ſo genannten Wiedertäufer, die ſich aber jetzt zur römiſch-katholiſchen Kirche bekennen, bewohnt wird. Die Habaner, die zu Anfange des 17ten Jahrhunderts nach Ungarn kamen, und ſich vorzüglich hier und in der Umgebung, ferner zu Trentſchin, St. Johann, Sobotiſcht, Dejthe u. ſ. w. niedergelaſſen haben, waren keines Weges wirkliche Anabaptiſten oder Wiedertäufer, ſondern mährenſche Brüder oder Huſſiten, und mußten ſich aus Mähren und Böhmen, um Verfolgungen zu entgehen, nach Ungarn flüchten. In Ungarn wurden ſie, unter der Regirung der Königinn Maria Thereſia, in den Sechziger Jahren des 17ten Jahrh. genöthigt, ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bekennen. Dieſe Menſchen zeichneten ſich von jeher durch große Induſtrie, einen ſittſamen Lebenswandel und häusliche Reinlichkeit und Nettigkeit aus. Die Meiſten unter ihnen trieben ehemals, und Viele treiben noch jetzt das Töpfer-, Meſſer- und Klingenſchmiedehandwerk. Sie verfertigten vormals ein ſehr gutes, noch jetzt ſtark geſuchtes Töpfergeſchirr, welchem man den ſonderbaren Namen „Wiedertäuferiſch Geſchirr" gab. Von ihnen wurden auch die ſo genannten Habanerdächer, die ſehr dauerhaft, und feuerfeſt ſind, weil ſie aus Stroh und Lehm verfertigt werden, erfunden. Dieſe Habanerdächer, welche zuerſt Adam Landgraf im J. 1772 durch eine eigene Abhandlung bekannt gemacht, und den Landwirthen empfohlen hat, ſind jetzt in Ungarn und andern Provinzen des öſtreichſchen Kaiſerſtats ſtark im Gebrauch, was ſie auch in der That verdienen. Denn ſie dauern länger als andere Gattungen von Stroh-, Rohr-, Schindel- und Ziegeldächern. Es ſchaden ihnen kein Sturm, kein Ungewitter und keine Feuersbrunſt, während die Sturmwinde die Stroh- und Rohrdächer verwirren, zerreißen und oft ganz abtragen*). (*Rumy.*)

HABBACH, kraineriſch Ablach, Abla, Herrſchaft und Dorf im Illyriſchen, Laibacher Kreiſe, zwiſchen Stein und Laibach (2 Stunden von Laibach), am Fluſſe Peiſcheid. (*Rumy.*)

HABBEMA (Joh. Meindert). ſ. den Artikel ſeines Lehrers Ruysdael.

HABCHEREN oder HABKERENTHAL. Ein hohes Bergthal des berneriſchen Oberlandes im Amte Interlaken. Obgleich nur 3 Stunden von Unterſeen entfernt, wo der Weg der Schweizerreiſenden nach Lauterbrunn und Hasli gewöhnlich durchgeht, iſt er doch wenig bekannt und wird faſt gar nicht beſucht, daher auch die im Ganzen wohlhabenden Einwohner noch weit mehr den alterthümlichen Sitten treu geblieben ſind, als in vielen andern Gegenden. Die Kirche liegt 3360 Fuß über dem Meer. Das Thal ſteigt äußerſt ſteil an, iſt aber ſtark bevölkert, und gehörte ſeit dem Anfange des 14ten Jahrh. dem Kloſter Interlaken, mit welchem er an Bern kam. Eine Merkwürdigkeit iſt das viele Bergöl, welches mehrere kleine Bäche führen. Auch findet man in dem Kalkgebirge Ammonshörner. (*Escher.*)

HABDERRAHMAN oder JALALADDIN ABDORRAHMAN, der Sohn des Abizenad, geb. im J. 849 zu Aſſiut in Ägypten, ſchrieb eine dreifache Abhandlung über die Eigenſchaften und Heilkräfte der Thiere, Pflanzen und Steine, die von dem Maroniten Abraham Eſchellenſis aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzt und zu Paris im J. 1647. 8. gedruckt wurde, eine andere Ausgabe mit Anmerkungen von J. Eliot erſchien Leyden 1699. (*Huschke.*)

HABE. (Sprachbedeutung). Dieſes teutſche Wurzelwort hat drei Hauptbedeutungen, 1) der Theil, woran man ein Ding hält (Handhabe); 2) die Haltung oder Feſtigkeit (jetzt ungebräuchlich. Beiſpiele im Theuerdank, Kap. 40 u. 69.); 3) das Beſitzthum oder zeitliches Vermögen. Das Sprichwort fügt Hab' und Gut zuſammen, vielleicht mit dem Unterſchiede, daß Habe

---

*) S. über die Habaner Dächer: Beſchreibung des Habaner Strohdachs, von Adam Landgraf. Wien 1772. 8. Zweite Ausgabe. Wien 1801. 8., mit drei erläuternden Kupfertafeln. Rumy's populäres Lehrbuch der Ökonomie. 2r Theil. (Wien, bei Schaumburg 1803). S. 499 ff.

Digitized by Google

das bewegliche, Gut das unbewegliche Vermögen bezeichnen ſoll. Aus dem alten teutſchen Sprachgebrauche hat ſich für bewegliches Vermögen, namentlich im rechtswiſſenſchaftlichen Sinne, fahrende Habe erhalten, als Gegenſatz der liegenden Grundſtücke. In den Monſeeenſiſchen Gloſſen findet ſich varanter ſcaz, ſpäterhin farendes gut, farende habe und farnus, farnûs, Fahrniß. Das Letzte heißt in engerer Bedeutung oft auch nur Hausrath*). *(R.)*

HABE, FAHRENDE (teutſchrechtlich), werden im Sachſenſpiegel an ſehr vielen Stellen, auch in ſpätern Landrechten, z. B. der nürnbergſchen Reformation von 1595. Tit. XI. Geſ. 4., in der heſſenſchen Gerichtsordn. von 1497. Kap. 33. ſo wie in manchen Statsrechten der Schweiz die beweglichen Sachen genannt. S. dieſen Art. ingleichen, da der Unterſchied von unbeweglichen Sachen (liegenden Gütern), beſonders in den Lehren vom Eigenthum, der Verjährung, dem Pfandrechte, der Veräußerung der Mündelgüter, und, was die früher als am Ende des 18ten Jahrh. entſtandenen Legislationen betrifft, vom Erbrechte, vorzüglich der ſtatuariſchen Portion der Ehegatten — hervortritt, die hierauf ſich beziehenden Art. — einsweilen zu vergleichen Mittermaier Grundſ. des teutſchen Priv. §. 132. 138. 138a. 335. 340. 342. 357. 2te Ausg. 1826. Haſſe gibt es ein Eigenthum an beweglichen Sachen (?) in der Zeitſchrift für geſchichtl. Rechtswiſſ. Bd. I. Hft. 1. 1815. S. 18 fg. Eichhorn Einleit. in das teutſch. Priv. §. 153. 170. fg. 295. fg. 311. 2te Ausg. 1825. Hommel's Pertinenz- und Erbſonderungsregiſter Ausg. v. Winkler 1805. Fahrniß bedeutet zuweilen nur gewiſſe Arten beweglicher Sachen, die man ſich den übrigen entgegen geſetzt denkt: S. *Pufendorf* obs. T. I. c. 47. §. 12. sq. T. III. c. 174., eben ſo Hausrath, womit aber auch bisweilen alle beweglichen Sachen bezeichnet werden. S. von Zangen Rechtserört. Bd. II. S. 174. Effecten, Kapitalvermögen und Mobilien ſind Ausdrücke, deren Sinn nicht allgemein, ſondern nur durch den Gegenſatz, worin ſie zu andern Dingen geſtellt, oder ſonſt durch den Zuſammenhang und andre individuelle Momente, Sprachgebrauch des Teſtator, Ortsherkommen u. ſ. w. beſtimmt werden kann. *(Emminghaus.)*

HABEAS CORPUS. Dieſe engländiſche Verfaſſung hatte in dem langen Laufe der Zeiten, der ſeit der Ertheilung der Magna charta oder ſeit 1215 verfloſſen war, ſich ſo ziemlich ausgebildet, aber bei Allem dem fehlte doch noch ein Geſetz, das dem Briten Sicherheit der Perſon gegen Willkürlichkeiten, von welcher Seite ſie auch kommen mochten, verſchaffte. Lange hatte man darnach geſtrebt, allein immer war man noch nicht dahin gekommen, ein feſtes Geſetz darüber zu entwerfen. Endlich gelang es 1679 unter der Regirung von Charles II. der proteſtantiſch-patriotiſchen Partei im Parliamente die Habeas Corpus Akte durchzuſetzen, die ſeitdem als ein Palladion der britiſchen Freiheit mit Rechte betrachtet wird. Sie führt den Namen von den Eingangsworten. Vermöge derſelben hat jeder Brite, der in Verhaft genommen wird, das Recht, die Urſache ſeiner Verhaftung ſofort zu erfahren, und innerhalb 24 Stunden ein vorläufiges Verhör und nach demſelben, wenn es kein Hauptverbrechen betrifft, unverzügliche Loslaſſung zu verlangen, doch muß er einen Bürgen ſtellen, der dafür haftet, daß der Angeklagte ſich vor ſeinem Richter ſtellen und die Sache im ordentlichen Laufe des Rechts ausmachen werde. Dieſe Bürgſchaft wird in Gelde beſtellt, und der ordentliche Richter ſetzt die Summe der Bürgſchaft nach dem Befunde der Umſtände feſt, wo freilich nur ein Tarif der Billigkeit eintreten kann. Eine ähnliche Einrichtung hat in der Maße kein andres Land, und der Brite kann auf ein ſolches Vorrecht ſtolz ſeyn. Nur in den Fällen, wo dem Reiche, es ſei von Außen oder Innen, Gefahr droht, ſteht es dem Könige und Parliamente frei, die Akte auf eine gewiſſe Zeit außer Wirkſamkeit zu ſetzen oder zu ſuspendiren, und Perſonen, auf welche Verdacht haftet, ohne Rückſicht dieſes Vorrechts einzuziehen und in Haft zu behalten. In neuern Zeiten geſchah ſolches in den Jahren 1797 u. 1799. *(Hassel.)*

HABELSCHWERDT, böhmiſch BYSTRZICE, Kreisſtadt in der Grafſchaft Glatz, Regir. Bez. Breslau; 50° 14′ 45″ Br. 34° 21′ 15″ L., in einer ſehr angenehmen Gegend, auf einer Anhöhe, an deren Fuße die Weiſtritz in die Neiße fällt. Sie iſt 2 Meilen von Glatz, Mittelwalde, Neurode, 4 von Wünſchelburg, ½ Meile von der böhmenſchen und 3 Meilen von der mährenſchen Gränze entfernt, mit einem Wallgraben und doppelter Mauer umgeben, hat 3 Thore und im Jahre 1822 8 öffentliche und 322 Privathäuſer, 5 Fabriken, Mühlen und Magazinen, 39 Ställe und Scheuern. In einer Entfernung von 1 bis 2 Meilen iſt ſie gegen Morgen, Mittag und Abend mit hohen Gebirgen eingeſchloſſen. Die katholiſche Stadtpfarrkirche zu St. Michael hat 2 Thürme und 4 Glocken; außer dieſer iſt noch vor der Stadt eine kleine Kapelle und die Hospitalkirche. Die evangeliſche Gemeinde iſt klein, hält ihren Gottesdienſt auf dem Rathhauſe und wird jährlich zweimal von dem Prediger aus Glatz beſucht. Das Hospital enthält gewöhnlich 13 Hospitaliten und beſitzt 4200 fl. Kapital, eine Ackerwirthſchaft und 78 Scheffel jährliches Zinsgetreide. Die Stadt hat hohe und niedere Jagd, auch freie Fiſcherei in der Neiße und Weiſtritz, und der Kämmerei gehören die Dörfer Alt- und Neuweiſtritz, Krotenpfuhl, Brand und Friedrichsgrund, ſo wie Antheile von Altwoltersdorf und Niederlangenau, ferner 1 Mühle, 1 Ziegelei, 1 Leinwandmangel, 2 große und 2 kleine Waldungen. Es iſt hier ein Steueramt, und die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1822 1969, worunter 1925 Katholiken, 35 Evangeliſche und 9 Juden. Die Nahrung der Einwohner beruhet auf Ackerbau und Bierbrauerei, wozu 113 Stellen berechtigt ſind, auf Gärberei, Tuch-, Strumpf- und Wollenzeugweberei, Stein-

*) Schiller, Haltaus und Scherz in den Gloſſarien. Das Mittelalterlatein machte aus Habe: Averium, Averia. Das Adjectiv iſt häbig.

Digitized by Google

ſchleiferei und Wachsbleichen. Jahrmärkte hat die Stadt 4. (*Krug u. Mützell.*)

HABELSCHWERDTER KREIS. Er beſteht aus den frühern Diſtricten Habelſchwerdt und Landeck, der ſouveränen Grafſchaft Glatz, enthält an Flächeninhalt —Quadratmeilen 14^{14}, preuß. Morgen 313,441, Feuerſtellen 7387, Einwohner 37,980, worunter 173 Evangeliſche und 9 Juden, 4 ſtädtiſche Gemeinden: Habelſchwerdt, Landeck, Mittelwalde und Wilhelmsthal, 95 ländliche Gemeinden und Ortſchaften, mit 16 katholiſchen, 18 lutherſchen Mutter- und 10 katholiſchen Tochterkirchen. Dieſer Kreis gränzt mit dem Frankenſteiner, Glatzer, Münſterberger und Neißer Kreiſe, ſo wie mit dem Königreich Böhmen und der Gränzzug mit letzterm geht preußiſcher Seits über Schönau, Heidelberg, Leuthen, Karpenſtein, Alt- und Neugeesdorf, Bielendorf, Neubielendorf, Mutiusgrund, Neukamnitz, Thanndorf, Alt- und Neuneisbach, Schreibendorf, Bobiſchau, Steinbach, Rothflöſſel, Geenzendorf, Freiwalde, Marienthal, Peuker, Stuhlſeifen, Langenbrücken und Kaiſerswalde. (*Krug u. Mützell.*)

HABEN, (Avoir), in der Buchhalterei ein Ausdruck, der dem Sollen entgegen geſetzt iſt. Die Kaufleute pflegen das erſtere Wort mit großen Buchſtaben auf dem Anfange jeder Seite des Hauptbuchs demjenigen zur rechten Hand zuzuſchreiben, mit dem ſie Geſchäfte machen, wogegen auf der linken Seite desſelben das Wort Soll das Debet bedeutet und mithin dem Credit entgegen geſetzt iſt. (*Rüder.*)

Habenae, ſ. Pferd u. Zaum u. Zügel.

HABENARIA. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen, und der erſten Ordnung der 20ſten Linnéſchen Klaſſe. Ihr Charakter beſteht in fünf, mit Gewölbchen verſehenen Kelchblättchen, welche rachenförmig aus einander klaffen, und in einem geſpornten (gehörnten) Lippchen. Die Befruchtungsſäule iſt häufig auf beiden Seiten mit fehlgeſchlagenen Staubfäden beſetzt. Die Stiele der Pollenmaſſen verlaufen einzeln in eine eigenthümliche Drüſe; ihre Käppchen ſind getrennt. Dagegen ſind bei der Gattung Orchis, zu welcher früher die meiſten Habenarien gezählt wurden, die Stiele der Pollenmaſſen unter einem ungetheilten Käppchen vereinigt. Die Gattung Habenaria iſt zuerſt von Willdenow aufgeſtellt (Spec. plant. Tom. IV. p. 44), neuerlich aber durch Robert Brown (Prodromus flor. Nov. Holland. p. 312) genauer charakteriſirt, und umfaßt gegenwärtig 59 Arten, welche man am paſſendſten nach der Theilung des Lippchens ordnet.

I. Ungetheiltes Lippchen: 1) H. hyperborea *R. Br.* mit lanzettförmigem, glattrandigem, beinahe abgeſtumpftem Lippchen, und ablangen Kelchblättchen, der Fruchtknoten iſt von gleicher Länge mit dem pfriemenförmigen Horn (Sporn) und den Brakteen. Wächſt auf Island und in Grönland. Die Blumen ſind grünlich. 2) H. herbiola *R. Br.* mit ablangem, ſtumpfem, an ſeiner Baſis zweigezähntem Lippchen, mit einem Fruchtknoten, der das fadenförmige Horn an Länge übertrifft, und mit Brakteen, welche länger, als die Blume ſind. Wächſt in Nordamerika. Die Blumen ſind grünlich. 3) H. alata *Hook.* mit lanzettförmigem, an der Baſis zweigezähntem Lippchen, der Fruchtknoten iſt geflügelt und länger als das zuſammengedrückte, beinahe keulenförmige Horn, die Kelchblättchen ſind ungleich und lanzettförmig, die Brakteen von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächſt in Weſtindien. 4) H. dilatata *Hook.* (*Hook.* Exotic. Flora. Vol. II. tab. 95.) mit eiförmig-lanzettförmigem, glattrandigem Lippchen, die oberen Kelchblättchen ſind mit Gewölbchen verſehen, der Fruchtknoten iſt länger, als das einwärts gekrümmte Horn, die Brakteen und Blumen ſind von gleicher Länge, letztere bilden eine cylindriſche Ähre, und ſind von gelbgrünlicher Farbe. Dieſe Art wächſt in Nordamerika. 5) H. virescens *Spr.* mit lanzettförmigem, gekerbtem Lippchen, und zuſammenſtoßenden ſtumpfen Kelchblättchen, das Zwillingshorn iſt ſtumpf, die Brakteen ſind länger, als die Blumen. Wächſt in Pennſylvanien. Die Blume iſt grünlich. 6) H. huronensis *Spr.* mit lanzettförmigem, lang zugeſpitztem, einwärts gekrümmtem Lippchen, und zuſammenſtoßenden, pfriemenförmigen Kelchblättchen, der Fruchtknoten iſt länger, als das einwärts gekrümmte fadenförmige Horn, die offen ſtehenden Brakteen ſind länger, als die Blume. Auf den Inſeln der großen nordamerikaniſchen Seen. Blume grünlich. 7) H. integra *Spr.* mit ablangem, glattrandigem Lippchen, welches länger iſt, als die inneren Kelchblättchen, mit pfriemenförmigem Horn, welches den Fruchtknoten an Länge übertrifft, die Brakteen ſind kürzer, als die Blume. Wächſt im State New-York von Nordamerika. Die Blumen ſind pomeranzengelb. 8) H. nivea *Spr.* mit linienförmig-ablangem, glattrandigem Lippchen, welches länger iſt, als die inneren Kelchblättchen, die Kelchblättchen ſtehen offen, das fadenförmige Horn iſt länger, als der Fruchtknoten, die Brakteen ſind abgekürzt, die Ähre iſt dicht und eiförmig, die Blätter ſind linienförmig-pfriemenförmig. Wächſt in Florida. Die Blumen ſind glänzend weiß. 9) H. clavellata *Spr.* mit eiförmigem, glattrandigem Lippchen, mit zuſammenſtoßenden Kelchblättchen, das keulenförmige Horn iſt von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Brakteen ſind abgekürzt, der Stiel iſt einblättrig. In Carolina. 10) H. obsoleta *Spr.* mit lanzettförmigem, glattrandigem Lippchen, und aufrecht ſtehenden Kelchblättchen, mit ſtumpfem Zwillingshorn, geſtieltem Fruchtknoten, ſehr kurzen Brakteen, und nacktem Schaft. Nordamerika. 11) H. obtusata *Spr.* mit linienförmigem, glattrandigem, verlängertem Lippchen, Fruchtknoten und Horn ſind von gleicher Länge, das einzige aus der Wurzel hervorkommende Blatt iſt umgekehrt eiförmig. Dieſe Art, welche von Purſh von der Hudſonbai gefunden und unter dem Namen Orchis obtusata beſchrieben iſt, iſt noch zweifelhaft. 12) H. spectabilis *Spr.* mit ablangem, fein gekerbtem Lippchen, welches länger iſt als die zuſammenſtoßenden Kelchblättchen, das Horn und der beinahe keulenförmige Fruchtknoten ſind von gleicher Länge, die Blume iſt

Digitized by Google

kürzer als die Brakteen, der wenigblumige, winkelige Schaft gleicht den aufrecht ſtehenden Blättern an Länge. Wächſt in Nordamerika. 13) H. citrina *Thouars.* mit keilförmigem, abgebiſſenem Lippchen, die unteren Kelchblättchen ſind einförmig und offen ſtehend, die oberen zuſammenſtoßend, das Horn iſt ſehr kurz und dünn, die Fruchtknoten ſind bei weitem länger, als die Brakteen, und an ihrer Spitze drüſig-haarig. Wächſt auf den Mascarenhas. 14) H. purpurea *Thouars.* Das ſpathelförmige Lippchen iſt mit einer ſtachlicht-ſtumpfen Spitze verſehen, die Kelchblättchen ſtehen offen, die beiden unteren von ihnen ſind die größten, die Befruchtungsſäule iſt an der Baſis mit armförmigen Anhängen verſehen, das Horn iſt abgekürzt und einwärts gekrümmt, die Brakteen ſind ſehr kurz, die Blühtenähre iſt ſchlaff. Wächſt auf Madagaskar. 15) H. Amphorchis *Spr.* mit rückwärts übergebogenem, umgekehrt eiförmigem, gekerbtem Lippchen, die Kelchblättchen ſind nach unten gebogen und ſtehen offen, der feinhaarige Fruchtknoten iſt länger, als das ziemlich ſtumpfe Horn und die eiförmigen Brakteen, das einzige Blatt, welches aus der Wurzel kommt, iſt lanzettförmig und dreinervig. Auf den Mascarenhas. 16) H. orbiculata *Hook.* (a. a. O. t. 145.) mit linienförmig-lanzettförmigem Lippchen, die oberen Kelchblättchen ſtoßen zuſammen, die ſeitlichen ſind zurückgeſchlagen, das Horn iſt bei weitem länger, als der Fruchtknoten, die beiden Wurzelblätter ſind beinahe kreisrund. Wächſt in Nordamerika. Die Blumen ſind grünlich. 17) H. bracteata *R. Br.* mit linienförmigem, ſchwach ausgerandetem, an der Spitze faſt zweizähnigem Lippchen, zuſammenſtoßenden Kelchblättchen, ſehr kurzem Zwillingshorn, und offen ſtehenden Brakteen, welche viel länger, als die Blume ſind. Wächſt in Nordamerika. 18) H. tridentata *Hook.* (a. a. O. t. 81.) mit eiförmigem, ſtumpf dreigezähntem Lippchen, mit ſtumpfen zuſammenſtoßenden Kelchblättchen, das fadenförmige, einwärts gekrümmte Horn iſt länger, als der Fruchtknoten und die Brakteen. Wächſt in Nordamerika. 19) H. platyphylla *Spr.* mit lanzettförmigem, dreigezähntem Lippchen, und eiförmigen, offen ſtehenden Kelchblättchen, das keulenförmige Horn und der Fruchtknoten ſind von gleicher Länge, die Blätter nervig. Wächſt in Oſtindien. 20) H. ciliaris *R. Br.* das lanzettförmige, gefranzte Lippchen iſt länger als die unteren, offen ſtehenden ſtumpfen Kelchblättchen, das fadenförmige Horn länger, als der Fruchtknoten. Wächſt in Nordamerika. Die Blumen ſind ſcharlachroth. 21) H. cristata *R. Br.* mit ablangem, gefranztem Lippchen, und abgerundeten Kelchblättchen, von denen die ſeitlichen gezähnt ſind, der Fruchtknoten iſt länger, als das Horn. Wächſt in Virginien und Carolina. 22) H. Blephariglottis *Hook.* (a. a. O. t. 87.) Das lanzettförmige gefranzte Lippchen iſt von gleicher Länge mit dem oberſten, aufrecht ſtehenden Kelchblättchen, die unteren Kelchblättchen ſind abwärts gebogen, das fadenförmige, herabhangende Horn und die Brakteen ſind kürzer, als der Fruchtknoten. Wächſt in Nordamerika. Die Farbe der Blumen iſt glänzend weiß, die Wurzel büſchelförmig. 23) H. aphylla *R. Br.* mit fadenförmigem Lippchen, und glockenförmigen Kelchblättchen, die Blumen bilden eine Blühtentraube, Blätter hat dieſe Art nicht. Wächſt in Arabien. 24) H. uniflora *Don.* mit ſehr großem, kreisrundem Lippchen, ovalen, ſtumpfen Kelchblättchen, verlängertem Horn und einblumigem Stiele. Wächſt in Nepal.

II. Dreilappiges Lippchen. 25) H. triflora *Don.* mit umgekehrt herzförmigem, dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen ſind ſehr breit und abgerundet, der mittlere Lappen iſt linienförmig, die Kelchblättchen ſind breit eiförmig und zugeſpitzt, das pfriemenförmige, gerade Horn iſt länger, als der Fruchtknoten, der Stiel dreiblumig. Wächſt in Nepal. Die Blumen ſind groß, und purpurroth. 26) H. geniculata *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Seitenlappen ſind geſägt und halbrund, der Mittellappen iſt linienförmig-ablang und glattrandig, die äußeren Kelchblättchen ſind oval, ſtumpf und concav, die inneren kürzer, als jene, linienförmig-ſichelförmig, das keulenförmige Horn iſt in der Mitte gekniet. Wächſt in Nepal. Die Blumen ſind weiß. 27) H. goodyeroides *Don.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen ſind faſt gleich, ſtumpf und glattrandig, das Horn iſt ſehr kurz, und ſackförmig, die lanzettförmigen Brakteen ſind länger, als die etwas übergebogenen Blumen, die Blühtenähre iſt verlängert und vielblumig. Wächſt in Nepal. Die Blumen ſind weißlich. 28) H. hirtella *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen ſind gleich und glattrandig, die feinhaarigen Kelchblättchen ſtoßen faſt zuſammen, der beinahe zottighaarige Fruchtknoten iſt länger, als das pfriemenförmige Horn, die Wurzel kriechend. Wächſt auf Jamaika. 29) H. graminea *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen ſind glattrandig, der mittlere von ihnen iſt der längſte, die rachenförmigen Kelchblättchen ſind ungleich, der Fruchtknoten iſt länger, als das ziemlich ſtumpfe Horn und die Brakteen, die Blätter ſind linienförmig-lanzettförmig. Wächſt auf Madagaskar und den Mascarenhas. 30) H. mascarenensis *Spr.* wie die vorige Art, aber das fadenförmige Horn iſt mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge, die Brakteen ſind abgekürzt, die ablangen, zugeſpitzten Wurzelblätter roſenartig zuſammengeſtellt, und der Schaft iſt ſchuppig. Auf den Mascarenhas. 31) H. chlorantha *Spr.* mit dreilappigem Lippchen, die Lappen ſind abgekürzt, gleich und glattrandig, die Kelchblättchen offen ſtehend, und ungleich, das ſackförmige Horn iſt abgekürzt, die Brakteen und Blumen ſind gleich lang, die Blätter ablang und den Stiel umfaſſend. Wächſt auf den Mascarenhas.

III. Dreifach geſpaltenes oder dreifach tiefgetheiltes Lippchen.

A. Mit ungetheilten Fetzen: 32) H. viridiflora *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind linienförmig, und glattrandig, die ſeitlichen offen ſtehend, der mittlere iſt ſtumpf und abwärts gebogen, das Horn iſt länger, als der geſtielte Fruchtknoten. Wächſt in Oſtindien. 33) H. cubitalis *R. Br.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind fadenförmig, der mittlere iſt eiförmig, der Fruchtknoten länger, als das

Digitized by Google

fadenförmige Horn, die Blühtenähre verlängert. Wächſt auf Zeylon. 34) H. flava *R. Br.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig, der mittlere iſt größer als die ſeitlichen, das fadenförmige Horn von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Brakteen ſind länger, als die Blumen, dieſe bilden eine lange und dichte Ähre. Wächſt in Virginien. 35) H. cordata *R. Br.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, die Fetzen ſind lanzettförmig und glattrandig, die Kelchblättchen ſtoßen zuſammen, das Zwillingshorn iſt ſehr kurz und ſtumpf, die Blumen ſind einſeitig, der Stiel iſt zweiblätterig, die Blätter ſind alternirend, herzförmig und den Stiel umfaſſend. Wächſt in Portugal. 36) H. gracilis *Colebr.* mss. (*Hook.* a. a. O. t. 135.) mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenfetzen ſind linienförmig, der mittlere iſt ablang und jenen an Länge gleich, die Kelchblättchen ſind lanzettförmig und offen ſtehend, der Fruchtknoten und die Brakteen ſind gleich lang, und länger als das fadenförmige Horn, die Wurzel iſt zaſerig. Wächſt in Oſtindien. 37) H. marginata *Colebr.* mss. (*Hook.* a. a. O. t. 136.) mit dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind linienförmig-lanzettförmig, lang zugeſpitzt und länger, als der mittlere ſtumpfe, das keulenförmige Horn iſt mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge, die Zwillingsanthere iſt auf beiden Seiten mit Anhängen verſehen, die Blätter ſind elliptiſch, nervig, am Rande durchſcheinend, die Wurzel iſt knollig. Wächſt in Oſtindien. 38) H. ochroleuca *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig, die ſeitlichen lanzettförmig und mit einer borſtigen Spitze verſehen, der mittlere iſt länger als jene, fadenförmig und zuſammen gedrückt, das keulenförmige Horn, und der Fruchtknoten ſind von gleicher Länge. Wächſt in Neuholland. 39) H. elongata *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig, der mittlere iſt kürzer, als die beiden ſeitlichen, das Horn iſt doppelt ſo lang, als der Fruchtknoten. Wächſt in Neuholland. 40) H. praealta *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig, lanzettförmig, ziemlich ſtumpf und von gleicher Länge, die Kelchblattchen ſtumpf und offen ſtehend, das keulenförmige, einwärts gekrümmte Horn iſt faſt länger, als der Fruchtknoten, der Stiel wird hoch, die Blätter ſind lang und lanzettförmig. Wächſt auf den Maſcarenhas. 41) H. sigillum *Thouars.* mit dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind linienförmig-ablang und ſtumpf, der mittlere hat eine breitere Baſis, und wird dann plötzlich linienförmig, die Befruchtungsſäule iſt auf beiden Seiten mit Anhängen verſehen, die oberen Kelchblättchen ſind breiter, die ſeitlichen ausgeſchnitten, das faſt keulenförmige Horn iſt einwärts gekrümmt, die Brakteen ſind ſehr kurz. Auf den Maſcarenhas. Die Blumen ſind weiß. 42) H. macroceras *W.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenſetzen ſind borſtenförmig, das pfriemenförmige Horn iſt ſehr lang, die Befruchtungsſäule auf beiden Seiten mit armförmigen Anhängen verſehen, die Blätter ſind eiförmig. In den Alpengegenden Jamaika's. 43) H. brachyceras *W.* mit dreigetheiltem Lippchen, und borſtenförmigen Seitenfetzen, das linienförmige zuſammengedrückte Horn iſt von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Befruchtungsſäule auf beiden Seiten mit armförmigen Anhängen verſehen, die Blätter ſind lanzettförmig, die Wurzel iſt knollig. Auf Jamaika und St. Domingo. 44) H. montevidensis *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig, die ſeitlichen linienförmig-fadenförmig, die Befruchtungsſäule iſt auf beiden Seiten mit Anhängen verſehen, die Kelchblättchen ſind rachenförmig, die unteren abwärts gebogen, die beiden oberen eiförmig, zugeſpitzt, und mit krummer Spitze verſehen, das Horn iſt lang und keulenförmig, die Wurzel zaſerig. Wächſt in Monte Video. 45) H. arachnoides *Thouars.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind glattrandig und linienförmig, der mittlere verlängert, die Befruchtungsſäule auf beiden Seiten mit Anhängen verſehen, das oberſte Kelchblättchen iſt eiförmig, die unteren ſind keilförmig, die ſeitlichen linienförmig und zweifach getheilt, das keulenförmige Horn iſt beinahe von gleicher Länge mit dem Fruchknoten. Wächſt auf Madagaskar. Die Blumen ſind gelblich-weiß. 46) H. trifida *Kunth.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, linienförmigen Fetzen, die ſeitlichen Kelchblättchen ſind die längſten und dreigeſpalten, das verlängerte Horn iſt keulenförmig und faſt ausgerandet, der Stiel iſt beinahe einblumig, die Blume geſtielt, die Wurzel knollig. Wächſt in Neugranada. 47) H. angustifolia *Kunth.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, die Fetzen ſind linienförmig und offen ſtehend, die ſeitlichen Kelchblättchen zweigeſpalten, das Horn herabhangend und verlängert, im Übrigen, wie H. trifida *Kunth.* Wächſt auch in Neugranada. 48) H. latifolia *Kunth.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind linienförmig und ausgebreitet, die ſeitlichen Kelchblättchen zweigeſpalten, die Befruchtungsſäule iſt auf beiden Seiten mit drei Zähnen verſehen, das Horn länger, als der Fruchtknoten, die Blumen ſtehen in einer Ähre beiſammen, die Wurzel iſt zaſerig. Wächſt in Neugranada, vielleicht auch in Carolina. 49) H. repens *Nutt.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Seitenfetzen ſind borſtenförmig, die ſeitlichen Kelchblättchen zweigeſpalten, das Horn und der Fruchtknoten gleich lang, der Stiel an der Baſis wurzelnd. In Carolina und Georgien. 50) H. rotundifolia *Spr.* mit dreigeſpaltenem Lippchen, der mittlere Fetzen iſt zweigeſpalten, der Fruchtknoten länger als das Horn, die Blätter ſind beinahe rund. Wächſt an der Hudſonbai. 51) H. fissa *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind keilförmig und gezähnt, der mittlere iſt zweilappig, das aufſteigende, keulenförmige Horn iſt länger, als der Fruchtknoten, die Blumen ſtehen in einer dichten Ähre. Wächſt in Nordamerika.

B) Mit eingeſchnittenen, vielgeſpaltenen Fetzen: 52) H. incisa *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die keilförmigen Fetzen ſind eingeſchnitten-gezähnt, der mittlere ausgerandet, die ſeitlichen Kelchblättchen ſind ſtumpf, und beinahe gezähnt, das pfriemenförmige aufſteigende Horn iſt mit dem Fruchtknoten von gleicher Länge. Wächſt in Nordamerika. 53) H. Susannae *R. Br.* mit

Digitized by Google

dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind ausgebreitet, und geſägt-gefranzt, der mittlere iſt linienförmig, das oberſte Kelchblättchen iſt groß und eiförmig, das ſehr lange Horn fadenförmig. Wächſt in Amboina, im ſüdlichen China, und in Nepal. Die Blumen ſind weiß. 54) H. radiata *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind ausgebreitet und gefranzt, der mittlere iſt lanzettförmig, die oberen Kelchblättchen ſtehen aufrecht und offen, und ſind lanzettförmig, das pfriemenförmige Horn iſt beinahe von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten, die Blätter ſind linienförmig. Wächſt in Japan. 55) H. pectinata *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind ausgeſperrt, und halbgefiedert, die durch die Theilung entſtehenden kleineren Fetzen ſind haarförmig, der mittlere Fetzen iſt linienförmig und ungetheilt, die Zwillingsanthere iſt mit ſachförmigen Anhängen verſehen. Wächſt in Nepal. Die Blumen ſind weiß. 56) H. gigantea *Don.* mit dreigetheiltem Lippchen, die ſeitlichen Fetzen ſind ausgebreitet und oft geſpalten, der mittlere lanzettförmig und ungetheilt, die Kelchblättchen ſind elliptiſch, zugeſpitzt, und offen ſtehend, das Horn iſt ſehr lang, die Brakteen ſind kürzer, als die Blume. Wächſt auf dem Himalayagebirge. Die Blumen ſind glänzend weiß. 57) H. fimbriata *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, alle Fetzen ſind eingeſchnitten-gefranzt und keilförmig, die Kelchblättchen ſind oval und offen ſtehend, das hin- und hergebogene Horn und die Brakteen ſind länger, als der Fruchtknoten. Wächſt in Nordamerika. Die Blumen ſind purpurroth. 58) H. lacera *R. Br.* mit dreigetheiltem Lippchen, die lanzettförmigen Fetzen ſind wiederum fingerförmig zerfetzt, die Fetzchen ſind fadenförmig, das Horn und der Fruchtknoten ſind von gleicher Länge, die Blüthenähre iſt ablang. Wächſt in Carolina. 59) H. psychodes *Spr.* mit dreigetheiltem Lippchen, die Fetzen ſind haarförmig-vielgeſpalten, die Kelchblättchen ſind ſtumpf, das keulenförmige aufſteigende Horn iſt von gleicher Länge mit dem Fruchtknoten. Wächſt in Nordamerika. Die Blumen ſind goldgelb. — S. *Linnaei* Syst. veget. cur. *Spreng.* Vol. III. p. 688 — 693. (*Sprengel.*)

HABENDORF, Alt- u. Neu-, zwei Dörfer, die im böhmenſchen Kreiſe Bunzlau, in der Herrſchaft Reichenberg und nahe bei dieſer Stadt belegen ſind. Sie zählen beide gegen 1500 Einw. und ſind beſonders durch ihre trefflichen Garn- und Zwirnbleichen, die durch Dampfmaſchinen betrieben werden, berühmt: auch findet man hier eine Glashütte. (*Hassel.*)

HABERFELDT (Johann Friedrich), ein verdienter lutherſcher Theologe, war am 14. Sept. 1770 geboren, hatte zu Leipzig ſich der Theologie gewidmet, aber dabei fleißig die Klaſſiker ſtudirt, wurde 1789 Pfarrer zu Neukirch im damaligen Kurſachſen und zeichnete ſich ſowohl durch einen raſtloſen Amtseifer als erbaulichen Kanzelvortrag aus. 1806 wurde er als Superintendent nach Eckartsberga befördert und 1807 erhielt er den Ruf nach Eiſenach als Generalſuperintendent, erſter Stadtprediger und Conſiſtorialrath, als welcher er am 6. April 1816 geſtorben iſt. Das erſte Werk, wodurch er ſich in der Schriftſtellerwelt verſuchte, war die Fortſetzung des Nitſche'ſchen Werks: Vorleſungen, über die klaſſiſchen Dichter der Römer. Th. III. Leipz. 1800 und Th. IV. 1802, die mit Beifalle aufgenommen wurden: noch haben wir von ihm, außer ein paar Programmen, Baruch oder über die Doxologieen der heil. Schrift. Leipz. 1806 und 2 Bände Predigten. Er war ein freundlicher geſelliger Mann: 1806 hatte er bei dem Durchzuge der Franzoſen außerordentlich gelitten. (*G. Hassel* aus eingezogenen Nachr.)

HABERING, eine Ortſchaft der Suſuer auf der Sierra Leonaküſte in Afrika. (*Hassel.*)

HABERKORN, eines der älteſten adeligen Geſchlechter in Franken, deſſen Stammhaus Zellingen hieß. Schon 1235 wohnte es dem Turnier in Würzburg bei, im 16ten Jahrh. aber, da es beſonders im Bauernkrieg harte Einbuße erlitt, zog es ſich nach der Wetterau, nach Heſſen, der Lauſitz und Schleſien. Ein Abkömmling dieſes Geſchlechts iſt der bekannte Theolog Peter Haberkorn, der am 9. Mai 1604 in Butzbach geboren war, wo ſein Vater das Schreinerhandwerk trieb. Er beſuchte das Gymnaſium zu Ulm und die Hochſchulen zu Marburg, Leipzig und Straßburg. Zu Marburg erhielt er 1632 das ordentliche Lehramt der Phyſik, kam ſchon im folgenden Jahre als Hofprediger nach Darmſtadt, wurde 1643 Superintendent zu Gießen und 1650 zugleich bei Erneuerung der Univerſität, Profeſſor der Theologie und der hebräiſchen Sprache. Sein Tod erfolgte am 5. April 1676. Er war ein ſtrenger Lutheraner, wohnte mehreren Religionsgeſprächen bei, ſchlug ſich auf die Seite der Gegner des Calixtus, und ſchrieb gegen dieſelben: Syntagma dissertatt. theolog. quibus tremendum S. S. Trinitatis mysterium ex vet. Test. demonstratur. Giess. 1650. Syntagma II. Ib. 1652. 8. Auch gegen die Römiſch-Katholiſchen zog er oft zu Felde, ſchrieb eine: Gründliche Widerlegung der Bäbſtiſchen Meſſe, in 3 Theilen. Gießen 1653. 8. und ſehr viele Diſſertationen und Programme. Mehrere ſeiner Söhne und Nachkommen haben anſehnliche geiſtliche Ämter bekleidet, und ſich zum Theil als Schriftſteller bekannt gemacht*). (*Baur.*)

HABERKORN (Joh. Christ.), geb. zu Camenz den 22. Febr. 1670, ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft zu Leipzig und Jena, und promovirte in Leyden (de medico physico. 1693. 4.); wurde nach ſeiner Rückkehr in ſeiner Vaterſtadt Rathsmitglied, ſpäter Land- und Amtsphyſikus in der Lauſitz und ſtarb den 24. Februar 1728 zu Dresden. Wir beſitzen von ihm: Wahlgemeinte Vorſorge bei jetzigen beſorglichen Zeiten. Budiſſin 1714. 8. Gedanken von den Vieh- und Nervenkrankheiten. 1717. 8. (*Huschke.*)

*) Genaue Nachricht von Vielen derſelben findet man in Strieder's heſſ. Gel. Geſch. 5. Bd. 205 — 225. Vergl. das Regiſter zum 18. Bde. Von Peter insbeſondere ſ. *Wittens* memor. Theol. Dec. XV. p. 1893. Heſſ. Hebopfer, 1. Bd., 252. Vergl. 52. St. 188. *Roll*, bibl. nobil. Theol. 490.

Digitized by Google

HABERKORN von HABERSFELD (Joseph), ein katholiſcher Theolog, war zu Königswarth in Böhmen 1734 geboren, anfangs Weltprieſter auf einer Pfarre im katholiſchen Schleſien, wurde dann Doktor der Philoſophie und der freien Künſte zu Breslau, erhielt 1774 die Profeſſur der Ökonomie und Äſthetik, 1784 die der dogmatiſchen Theologie daſelbſt, nahm aber 1786 die einträgliche Pfarrei Wartenberg in Schleſien an, und ſtarb den 26. Mai 1803. Seine Schriften beſtehen meiſtens aus geiſtlichen Werken und andern Andachtsſchriften: ſeine Predigten auf alle Sonntage des Jahrs oder ſein großes Predigerwerk hat 5 Bände und iſt ſeit 1776, wo die beiden erſten Bände desſelben zu Breslau erſchienen, zum öftern aufgelegt, auch hat ſein Werk: Die Landwirthſchaft mit ihren Fehlern und Verbeſſerungen. Breslau 1780, eine neue Auflage erhalten. Seine übrigen Schriften ſ. in Meuſels gel. Teutſchland II. S. 6. Nachtr. I. S. 235. II. 114. *(H.)*

HÄBERLIN, 1) Franz Dominicus, wurde am 31. Januar 1720 zu Grimmelfingen, einem Dorfe unweit Ulm, geboren, wo ſein Vater Prediger war. Nach erhaltenem Privatunterrichte beſuchte er die öffentliche Schule zu Ulm ſeit 1735, ſo wie 4 Jahre ſpäter die Univerſität Göttingen, wo er ſich zunächſt dem Studium der Theologie widmete, bald aber, von beſonderer Vorliebe für die Geſchichte getrieben, dieſer alle ſeine Kräfte zuwandte, indem er die Schätze der dortigen Bibliothek mit größtem Eifer benutzte. Nachdem er am 17. September 1742. die Magiſterwürde erlangt hatte, fing er an Vorleſungen zu halten, gab ſolches jedoch ſchon im folgenden Jahre wieder auf, um die Leitung eines Herrn von Forſtner während der akademiſchen Studien desſelben zu übernehmen. Als dieſer Göttingen verließ, blieb Häberlin zurück und wurde am 16. Septbr. 1745 zum Beiſitzer der philoſophiſchen Fakultät ernannt. Er begann von Neuem Vorleſungen zu halten, und erwarb ſich einen ſtets wachſenden Beifall; dieß veranlaßte den Herzog von Braunſchweig, ihn als außerordentlichen Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtädt zu berufen. Dort langte er um Oſtern des Jahres 1746 an, und erhielt im nächſten Jahre ſchon eine ordentliche Profeſſur, ſo wie bedeutende Gehaltszulage. Am 20. Julius eben dieſes Jahres hatte er ſich mit Katharina Margaretha, einer gebornen Fiſcher, verheirathet, die er jedoch nach einigen Jahren durch den Tod verlor, worauf er ſpäterhin ſich zum zweiten Male verehelichte. — Übrigens begnügte er ſich nicht mit der Bearbeitung der Geſchichte, ſondern wendete ſich mit gleichem Eifer auch zur Jurisprudenz, ward am 18. Oktober 1748 Doktor der Rechte und 1751 Profeſſor des Statsrechts, ſo wie auch Aſſeſſor der Juriſtenfakultät, in welcher er 1763 die oberſte Stelle einnahm. Das Ablehnen eines Rufes nach Gießen (1771) veranlaßte die Verwandlung des früher ſchon ihm ertheilten Hofrathstitels in den eines geheimen Juſtizraths. Er ſtarb am 20. April 1787 und hinterließ aus ſeiner erſten Ehe zwei, aus der zweiten Ehe drei Söhne, wovon Karl Friedrich in der Folge den Lehrſtuhl ſeines Vaters erhielt. Als akademiſcher Lehrer war Franz Dominik in der frühern Epoche beliebt, in der ſpätern fühlte man, daß er nicht mit ſeiner Zeit fortgegangen war, und ſeine Hörſäle ſtanden leer, ob er gleich der einzige Hiſtoriker zu Helmſtädt war; als Schriftſteller verdient er als Sammler Lob, er verſtand es indeß noch nicht, ſeinen hiſtoriſchen Gemälden Leben zu geben, ſein Stil iſt unerträglich weitſchweifig; in ſeinem Hauptwerke haben ſtatsrechtliche Eigenthümlichkeiten der Verfaſſung und das äußerliche Leben der Kaiſer und Fürſten mehrern Werth, als das Volk und deſſen geſellſchaftlicher Zuſtand! Indeß kann man immer als einen treuen Erzähler auf ihn ſich verlaſſen! Unter ſeinen vielen Werken, die Meuſel im Lex. verſtorb. Teutſch. V. S. 13 — 19, aufführt, dürften noch immer einen gewiſſen Werth behaupten: 1) allgemeine Weltgeſchichte, ein Auszug aus dem großen engliſchen Werke, bloß das teutſche Reich betr. in 12 Bänden, Halle 1767 bis 1773, wozu Profeſſor Hauſen die erſten 12 Bogen angefertigt hatte, und als Fortſetzung, 2) neueſte teutſche Reichsgeſchichte in 21 Bänden, von deren letztem Bande ihm jedoch nur die erſten 140 Seiten gehören. Halle 1774 bis 1786. Dieß iſt eigentlich ſein Hauptwerk, nach welchem wir ſeinen ſchriftſtelleriſchen Werth abmeſſen müſſen: ſeine übrigen Schriften beſtehen theils in Lehrbüchern, wie der Entwurf einer pragmatiſchen teutſchen Reichsgeſchichte. Helmſt. 1763, ſeine Statsverfaſſung des teutſchen Reichs von Max I. bis Karl VI. Helmſtädt 1763, und der Entwurf der politiſchen Hiſtorie des 18ten Jahrhunderts. Hannov. 1746 und 1748, theils in einer Menge von Programmen, Diſſertationen, und Abhandlungen hiſtoriſchen und publiciſtiſchen Inhalts, theils aus vermiſchten Aufſätzen, die zu Helmſtädt von 1774 bis 1778 in mehreren Heften erſchienen ſind. Wir finden ſein Leben vorzüglich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutſchen des 18ten Jahrhunderts, S. 358 u. ſ.; dann in Weidlich's zuverläſſigen Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I, S. 268 — 286, in deſſen biogr. Nachr. von jetzt lebenden Rechtsgel., I, S. 249 — 257, in Weyermann's Nachr. von Ulmer Gelehrten, S. 269 — 279, in Hirſching's Handbuche, in Saxii onomost. lit. VIII. p. 22. u. A.; ſein Bildniß hat J. J. Haid in ſchwarz. Kunſt geſtochen. *(Ad. Martin.)*

2) Karl Friedrich, der Sohn des bekannten publiciſtiſchen Schriftſtellers, war zu Helmſtädt am 5. Auguſt 1756 *) geboren. Er ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt die Rechte, bildete ſich dann als Juſtizkanzleiaſſeſſor zu Wolfenbüttel noch mehr in der Jurisprudenz aus, nachdem er am 10. April 1778 in Helmſtädt die juriſtiſche Doktorwürde erlangt hatte. Schon im Jahre 1780 wurde er zu einer ordentlichen Profeſſur in Erlangen vorgeſchlagen, allein erſt 1782 wirklich dahin berufen, welchen Antrag er auch annahm, indem er fünfter ordentlicher Profeſſor wurde. Bald darauf rückte er in die vierte Stelle ein und eröffnete ſeine ſchriftſtelleriſche Lauf-

*) Hugo (Lit. Geſch. 2. Ausg. §. 427) hat, wahrſcheinlich verleitet durch die in Weidlich's biogr. Nachr. (Bd. III, S. 107) enthaltene, ſpäterhin aber berichtigte Notiz, ſtatt 1756 das Jahr 1754 angegeben.

Digitized by Google

bahn mit einer Literatur des teutſchen Statsrechts. Vier Jahre nachher kehrte er auf einen deßhalb ihm gemachten Antrag als Profeſſor des Statsrechts und mit dem Titel als Braunſchweig-Lüneburgſcher Hofrath nach Helmſtädt zurück. Im Jahre 1799 erhielt er den Titel als Geheimer Juſtizrath, wurde vom Herzog von Braunſchweig zu mehrern Sendungen gebraucht, namentlich auch als deſſen Geſchäftsträger bei der Reichsdeputation in Raſtadt, und rechtfertigte in jeder Beziehung das Zutrauen ſeines Fürſten, der ihn im Jahre 1806 zum Propſt des Kloſters Marienberg vor Helmſtädt ernannte. Nach Errichtung des Königreichs Weſtphalen wurde Häberlin Reichsſtand und Mitglied der Geſetzcommiſſion; allein von einer heftigen Krankheit ergriffen, mußte er ſich bei der erſten Reichstagſitzung von Caſſel nach Helmſtädt zurückziehen, wo er am 16. Auguſt 1808 im Kreiſe ſeiner Familie ſtarb. Häberlin war einer der gründlichſten Publiciſten ſeiner an wackeren Männern dieſes Fachs ſo reichen Zeit, ein tiefer hiſtoriſcher Forſcher, und ein feſter freimüthiger Mann, der mit edler Offenheit die Rechte des Fürſten und des Volks vertheidigte: als akademiſcher Lehrer zeichnete er ſich durch einen äußerſt gefälligen Vortrag aus, aber er beſaß eine ſchwache Bruſt und zog daher ein kleines Auditorium einem zahlreichen vor, weil er ſich darin gemüthlicher bewegen konnte. Über ſeinen Charakter iſt nur eine Stimme: er galt für den biederſten, uneigennützigſten Mann, und war ein vertrauter Freund Henke's und ſelbſt des edlen Sonderlings Beireis. In der weſtphalenſchen Ständeverſammlung hat er nur ein Mal, aber mit Kraft und Würde geſprochen. Unter ſeinen Schriften, die in Meuſel's gel. Teutſchl. oder vielmehr deſſen Nachträgen verzeichnet ſind, führen wir an: 1) Handbuch des teutſchen Statsrechts nach Pütters Syſtem. 3 Bände. Berlin 1794 — 1797, nachgedruckt Hamburg 1794, eigentlich das letztere gewiegte Werk, was wir über das ein Jahrzehend ſpäter entſchlaſene teutſche Reich beſitzen, vom Philoſophen dem Publiciſten diktirt; 2) das teutſche Statsarchiv. Helmſt. 1796 bis 1803, würdig den Schlözerſchen Statsanzeigen als Zeitſchrift zur Seite ſtehend, doch faſt allein das Gebiet des Statsrechts und der Statiſtik umfaſſend. 3) Pragmatiſche Geſchichte der neuſten kaiſerl. Wahlkapitulationen, Leipz. 1792 und 1793. Außerdem mehrere geſchätzte Diſſertationen und Vertheidigungsſchriften, worunter vorzüglich die in der Berlepſch'ſchen Rechtsſache zu ihrer Zeit Aufſehen erregte; Einiges hat er fortgeſetzt, wie Scheidemantels Repertorium des teutſchen Stats- und Lehnrechts, wozu er die beiden letzten Theile geliefert hat, Manches angelegt, wie die Vorleſungen über teutſche Reichsgeſchichte, die leider nur bis auf Heinrich VI. gehen, die Materialien und Beiträge zur Geſchichte, dem Rechte und der Literatur u. a. Vgl. Fikenſcher's gel. Geſch. der Univ. Erlangen, I, S. 251; v. Fahnenberg's Lit. des Kammergerichts, S. 165; Weidlich's biogr. Nachr. III, 107. IV. Nachtr. 116. V. Nachtr. 326; Koppe's Lexik. der juriſt. Schr. I, 250. S. Bild vor Krünitz Enc. Th. LXIX.

3) Johann Friedrich, Sohn von Franz Dominik und Bruder des Vorigen, geb. zu Helmſtädt am 10. Jan. 1753, wurde außerordentlicher Profeſſor der Rechte auf der daſigen Univerſität 1777, ſtarb am 13. Junius 1790 und hinterließ nur Diſſertationen und kleine Aufſätze.

(*Ad. Martin.*)

HÄBERLIN (Georg Heinrich), ein gelehrter Theolog, geboren zu Stutgart den 30. September 1644, bildete ſich in den Seminarien zu Maulbronn, Babenhauſen und im theologiſchen Stift in Tübingen, wo er Repetent wurde. Zuerſt Diakon zu Leonberg, dann zu Canſtat und ſeit 1673 zu Stutgart, kam er 1681 als Profeſſor der Theologie und Superattendent des theologiſchen Stifts nach Tübingen, wurde 1692 Conſiſtorialrath und Stiftsprediger zu Stutgart, auch Abt zu Alpirſpach, und ſtarb den 20. Auguſt 1699. Als gelehrter Vertheidiger des orthodoxen Syſtems ſeiner Kirche ſtand er in hohem Anſehen, und viele Provinzen und Reichsſtädte bedienten ſich in theologiſchen Angelegenheiten ſeines gediegenen Rathes. Gründlich widerlegte er, von ſeinem Fürſten aufgefordert, den Ambroſius Sehmann von Kaminiez, den Vertheidiger der böhmianiſchen Sekte, Johann Jakob Zimmermann, den Biſchof Boſſuet, der den Frieden zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten vermitteln wollte, und den Jeſuiten Dezius, in der Schrift: Dezius suo gladio jugulatus. Als würdiger Zeitgenoſſe Speners, machte er ſich durch ſeine, eine rührende Erbauung bewirkenden, bibliſch-praktiſchen Vorträge verdient; vergl. ſeine Predigten über die ſonn-, feſt- und feiertäglichen Epiſteln, 2 Jahrgänge, Tüb. 1685 — 1687. 4. unter dem Titel: Postilla versicularis. Einen ehrenvollen Ruf des Königs von Schweden zum erſten Lehramte der Theologie auf der Hochſchule zu Dorpat, mit dem Verſprechen der biſchöflichen Würde zu Riga, lehnte er ab.*) — Sein Sohn, ebenfalls Georg Heinrich, geboren zu Stutgart 1680, ſtarb daſelbſt 1727 als Regirungsrath. Er ſchrieb: Rerum in supremo ducatus würt. appellationum, quod Tubingae est, tribunali per 46 annos judicatarum continua recensio.**)

(*Baur.*)

HABERMANN (Johann), oder Avenarius, war am Laurentiustage 1516 zu Eger von bürgerlichen Ältern geboren, beſuchte die dortige Schule, wurde 1540 in das Comthurhaus des ritterlichen Kreuzordens mit dem rothen Stern aufgenommen, und empfing ſeine erſte Weihe von dem bambergſchen Biſchof Wigand. Von 1542 bis 1546 ſtand er als Prediger zu Elſterberg, dann war er Landdiakonus und Paſtor zu Jößnitz bei Plauen, 1550 zu Schönfels bei Zwickau, 1552 zu Lichtenſtein im Schönburgſchen und 1555 zu Lößnitz. 1558 erhielt er zu Wittenberg die Magiſterwürde, kam 1560 nach Freiberg als Mittagsprediger an den Dom, wobei er zugleich hebräiſche Vorleſungen in der Schule hielt. 1564 ward er Pfarrer zu Falkenau in Böhmen,

*) *Fischlini* memor. theol. Würt. T. II, 312. *Weismanni* introd. in memor. eccl. P. II, 953. Bök's Geſch. d. Univ. Tüb. 129. Eiſenbach's Geſch. d. Univ. Tüb. 154.

**) Moſer's erläutertes Würtemb.

Digitized by Google

1571 Profeſſor zu Jena, 1574 Doktor der Theologie daſelbſt und 1575 ordentlicher Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Wittenberg, wo er auch gleich in die theologiſche Facultät trat. 1576 erhielt er die Stiftsſuperintendentur zu Zeiz und das Paſtorat an der Michaeliskirche. 1581 war er einer der kurfürſtlichen Commiſſarien, welche den Profeſſoren in Wittenberg das Concordienbuch zur Unterſchrift vorlegten. Sein Lebensende erfolgte zu Zeiz, den 5. Sept. 1590. Er war ein ausgezeichnet großer Hebräer und hat ein liber radicum s. Lexicon Ebraicum, Wittenb. 1568. ebendaſ. 1589. fol.; eine hebräiſche Grammatik, Wittenb. 1562, 1570, 1575, 1585, 1587, 1597. 8., eine Poſtille, eine evangeliſche Harmonie, ein Gebetbuch u. ſ. w. geſchrieben. Man muß ihn nicht mit dem Superintendenten in Plauen gleiches Namens, (ſ. Ranfft's Leben kurſ. Theolog. welche die Doktorwürde hatten I. 43.) verwechſeln. S. Dietmann ſächſ. Prieſterſch. Bd. 5. S. 93 folgg. Erdmann Wittenberg. Theol. S. 44. (*Rotermund.*)

HABERMANN (Kaspar), wurde im Jahre 1635 zu Jevern geboren, war Profeſſor der Rechte zu Roſtock und ſtarb am 3. Junius 1676. Gedruckt ſind von ihm: 1) D. de contrahenda emtione venditione. Rostoch. 1670. 4. — 2) D. de ratificatione, ib. 1673. 4. — 3) D. de operis novi nunciatione, ib. 1674. 4.*) (*Ad. Martin.*)

HABERN, Herrſchaft und Marktfl. von 1050 Einwohnern in Böhmen, Haslauer (ſpr. Tſchaslauer) Kreis, an der Wiener Hauptſtraße. In der Nähe iſt der Geſundbrunnen zu Roßwalda. (*Rumy.*)

HABERNICKEL (Eberhard), ein Rechtsgelehrter, war geboren am 16. Februar 1730 zu Gimborn in Weſtphalen, ſtudirte ſeit 1750 zu Halle, und alsdann ſeit 1752 in Göttingen, wo er (1759) Doktor der Rechte und Privatdocent wurde, und vorzüglich Vorträge über das römiſche Recht hielt, worüber er ein eignes Syſtem aufgeſtellt hatte. Da er indeß keine Profeſſur erhalten konnte, ſo ging er von der Theorie zur Praxis über, und ſtarb als Advocat zu Göttingen im Februar 1789. Sein vornehmſtes Werk: die Elementa juris Romani. Gotting. 1757. 4. erſchien in 2 Auflagen, wovon die zweite, ſehr veränderte Ausgabe unter dem Titel: Institutiones juris Romani. Ib. 1764. 8., die dritte aber 1776. 8. ausgegeben iſt. Dann haben wir von ihm noch eine Vertheidigung der Pandektenmethode. Leipzig 1758. 8. und ſeine Inauguraldiſſertation: de methodo juris privati, quo per Germaniam utimur. Gotting. 1759. 4.†) (*Ad. Martin.*)

HABERSHAM, eine Grafſchaft im nordamerikaniſchen State Georgia, welche vom Tugalu bewäſſert wird und außerdem die Quellen des Schattahuſchi hat. Übrigens ſieht es in derſelben noch ziemlich wüſte aus: 1820 hatte ſie erſt 3145 Einw., worunter 277 Sklaven, und noch hatte ſich keine ordentliche Ortſchaft gebildet: das Gerichtshaus ſtand iſolirt. (*G. Hassel.*)

HABERT. Dieſer Name begegnet uns ſeit dem Anfange des 16ten Jahrh. häufig in der Geſchichte der franzöſiſchen Literatur, jedoch iſt Keiner von denen, die ihn tragen, in irgend einem Betracht über die Mittelmäßigkeit der Leiſtungen und des Rufes hervorragend. Die zuerſt Aufgeführten gehören einer aus Berri ſtammenden Familie an.

François Habert, mit dem Beinamen le Banny de Lieſſe, war zu Iſſoudun um 1520 geboren und gewann ſehr jung eine lebhafte Neigung zur Poeſie, der er gegen den Willen ſeines Vaters, welcher ihn zur Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt hatte, auf den Schulen zu Paris und Toulouſe nachhing. Durch den Tod ſeines Vaters aller Mittel zur Fortſetzung ſeiner Laufbahn beraubt, diente er mehreren großen Herren als Schreiber, bis einer derſelben, der Herzog von Nevers, ihn dem Hofe vorſtellte. Er fand hier eine günſtige Aufnahme, und der König Heinrich II., für den er des Ovidius Metamorphoſen überſetzen mußte, belohnte ihn für dieſe Arbeit mit einem Gnadengehalt, den er jedoch nicht lange genoß. Sein Tod wird gewöhnlich in das Jahr 1561 geſetzt; nach Andern ſtarb er erſt 1574.

Einige franzöſiſche Kunſtrichter preiſen die Kraft und Anmuth der Poeſie Habert's und ſtellen ihn gleich unter Marot; dagegen behauptet der Abbé Goujet, er gehöre zu denjenigen, deren Werke mit Recht in Vergeſſenheit verſunken wären. Die Zahl von Habert's Schriften iſt ſehr groß, und er hat ſich in vielen Dichtungsarten verſucht[1]). Außer den Metamorphoſen des Ovid überſetzte er die Diſtichen des Cato, die horaziſchen Satiren u. a. in franzöſiſche Verſe. Unter ſeinen Originalwerken ſind die genannteſten: La Jeunesse du Banny de Liesse. Paris 1541. 8. La suite du Banny de Liesse. Eben daſ. 1541. 8. (Epiſteln, Rondeaux, Epigramme ꝛc.). Epitres cupidiniques. Ebend. 1541. 8. Le Temple de Chasteté, avec plusieurs épigrammes etc. Eben daſelbſt 1549. 8. Epitres héroides très-salutaires pour servir d'exemple à toute ame fidèle etc. Ebend. 1551. 8. L'excellence de poésie, contenant épitres, ballades, dixains, épitaphes et épigrammes. Lyon 1556. 12o. Les divins oracles de Zoroastre, interprétés en rime françoise, avec un commentaire moral en poésie françoise et latine. Dazu das Luſtſpiel Le Monarque. Paris 1558. 8. (Sehr ſelten)[2]).

Pierre Habert, ein Bruder des Vorigen, lebte als Schreibemeiſter in Paris, bis er durch die Empfehlung einiger hohen Gönner an den Hof kam, und daſelbſt zu Ehren und Titeln gelangte. Er nannte ſich Con-

---

*) Vergl. *Witte* diar. biograph. Anno 1676. Jöcher Gel. Lexic. Bd. II. S. 1300.

†) Vergl. *G. H. Ayrer* Pr. de vario et mutabili methodi jur. civ. gustu. Gott. 1759. Pütter's Geſchichte der Univerſität Göttingen. Bd. I. S. 200 u. f. Weidlich's biograph. Nachrichten Th. I. S. 246. Th. V. S. 107. Meuſel's Lexikon verſtorbener teutſcher Schriftſteller. Bd. V. S. 9.

1) S. ein Verzeichniß von Habert's Schriften in den Mémoires de *Niceron*. XXXIII. und in *Goujet's* Biblioth. franç. XIV. 2) S. Annales poét. T. V. Biogr. univ.

seiller du roi, secrétaire de sa chambre, bailli et garde du sceau de l'artillerie, und ſtarb um 1590. Sein Hauptwerk führt den Titel: Le Miroir de vertu et chemin de bien vivre, contenant plusieurs belles histoires, par quatrains et distiques moraux; avec le style de composer toutes sortes de lettres; plus, l'instruction et secrèt de l'art de l'écriture. Paris 1559. 1569. 1574. 1587. 12o.

Seine beiden Kinder, Suſanne und Iſaak, waren auch Schriftſteller. Jedoch hat jene, die als Nonne 1633 ſtarb, nur Handſchriftliches hinterlaſſen. Iſaak, der ältere, Vater des Biſchofs von Babres, hat außer einer Sammlung vermiſchter Poeſien (Oeuvres poétiques. Paris 1582. 4.) ein durch Gelehrſamkeit ausgezeichnetes Gedicht in 3 Büchern: Météores, Paris 1585 herausgegeben.

Iſaak Habert, des Vorigen Sohn, wurde zu Paris geboren und machte ſeine Studien in der Sorbonne, wo er den Doktorgrad erreichte. Dem geiſtlichen Stande hingegeben, machte er eine glänzende Laufbahn, beſonders ſeitdem er in den janſeniſtiſchen Streitigkeiten die Partei von Port Royal aufgegeben hatte, und als einer der eifrigſten Redner gegen Janſenius hervorgetreten war. Er gab dieſem gegen vierzig Ketzereien Schuld, und reizte dadurch den berühmten Arnauld zu der Schrift: Apologie, worin dargethan werden ſollte, daß Janſenius ſich treu zu der Lehre des heiligen Auguſtinus gehalten hätte. Auch noch zu einigen andern Schriften lieferte dieſer Streit den Stoff und die Veranlaſſung, und man ſchreibt dem Habert die Abfaſſung des berüchtigten Briefes von 1651 an den Papſt Innocenz X. zu, welcher, von fünf und achtzig Biſchöfen unterzeichnet, um Entſcheidung bat. Habert, im Beſitze eines Kanonikats zu Paris, und Prediger des Königs, empfahl ſich durch ſeine antijanſeniſtiſchen Beſtrebungen dem Kardinal Richelieu auf das vortheilhafteſte und erhielt 1645 das Biſthum von Babres, dem er drei und zwanzig Jahre lang mit dem Ruhme frommer Thätigkeit vorſtand; und auch von Seiten der Gelehrſamkeit war er unter ſeiner Partei ausgezeichnet. Er ſtarb zu Pont de Salars bei Rhodez 1668. Außer ſeinen Reden und Streitſchriften hinterließ er: Liber pontificalis, graece et latine cum notis. Paris 1643. fol. — De Consensu hierarchiae et monarchiae. Par. 1640. — De Cathedra seu primatu S. Petri. Ebend. 1645. Défense de la théologie des pères grecs sur la grace. Ebend. 1646. — In b. Pauli apostoli Epistolas tres episcopales Expositio perpetua. Ebend. 1656. Ferner mehrere lateiniſche Gedichte, darunter die zum Lobe König Ludwigs XIII., mit dem Titel: Pietas Regia [3]).

Philippe Habert, geboren zu Paris gegen 1605, war eins der erſten Mitglieder der franzöſiſchen Akademie, deren Entwurf er mit einigen andern Schöngeiſtern des Hauſes Conrart aufſetzte, und dem Kardinal Richelieu überreichte. Er war Soldat, ohne darum den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten jemals abwendig zu werden. Nachdem der Marſchal de la Meilleraye ihn zum Artilleriecommiſſär ernannt hatte, zeichnete er ſich an mehreren Orten aus und blieb bei der Belagerung von Emmerich 1637 in der Blühte ſeines Lebens. Er iſt Verfaſſer eines glänzenden Gedichts: Le Temple de la Mort. Paris 1637. 8., welches noch jetzt als Muſterdichtung in mehreren Anthologien zu finden iſt. Er ſoll drei Jahre lang daran gefeilt haben, obgleich das Ganze nur aus ungefähr 300 Verſen beſteht [4]).

Auch ſein jüngerer Bruder, Germain Habert, war ein Schöngeiſt und Mitglied der neuen Akademie. Die ihm aufgetragene Kritik über den Cid des Corneille verfehlte den Beifall des Kardinals und wurde daher unterdrückt, worauf Sirmond und Chapelain dazu befehligt wurden. Habert gehörte dem geiſtlichen Stande an und wird gewöhnlich als Abbé de Cerisy aufgeführt. Er ſtarb 1655, oder, nach Andern, 1654. Man beſitzt von ihm ein zur Zeit ſeiner Erſcheinung ſehr überſchätztes Gedicht: La Métamorphose des yeux de Philis en astres. Paris 1639. 8., und einige kleine Schriften ohne Bedeutung.

Louis Habert, Doktor der Sorbonne, geboren 1635 zu Blois und geſtorben in der genannten Anſtalt 1718, war den größten Theil ſeines Lebens hindurch in die janſeniſtiſchen Händel verwickelt und deßwegen mannichfachen Verfolgungen ausgeſetzt. Zuerſt Kanonikus in Luçon, dann Großvikar zu Auxerre, hierauf zwanzig Jahre lang Direktor und Lehrer der Seminare von Verdun und von Chalons, zog er ſich, als er zu altern anfing, in die Sorbonne zurück. Aber, des gemäßigten Janſenismus anrüchig und deßwegen beiden Parteien nicht genehm, wurde er 1714 in Folge der Bulle Unigenitus verbannt. Nach Ludwigs XIV. Tode kehrte er jedoch in dieſe Anſtalt zurück, und wurde 1716 zum erſten Mitgliede des Ausſchuſſes erwählt, welcher ein neues Corpus Doctrinae verfaſſen ſollte. Er hinterließ mehrere theologiſche Schriften, und namentlich Lehrbücher. Sein Hauptwerk iſt: Theologia dogmatica et moralis ad usum seminarii Catalaunensis. Lyon 1709. IV. 8. Ein 7ter Band 1712. Zur Vertheidigung dieſer Theologie gegen die Anklagen des Janſenismus: Défense de la théologie du Séminaire de Châlons. Auch Fenelon [5]) hat, jedoch in anderm Bezuge, den moraliſchen Theil des Buches ſcharf getadelt [6]).

Von einem reformirten Prämonſtratenſer Habert mit unbekanntem Taufnamen, der in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh. lebte, wird ein handſchriftliches Werk

3) Biogr. univ.

4) Ebend. 5) In der Instruction pastorale du Ier Mars 1711. 6) Der Vollſtändigkeit wegen machen wir hier noch namhaft:

Pierre Habert, Herr von Orgemont, Arzt des Herzogs von Orleans und Gouvernör der Bäder von Auteuil, gegen Ende des 16ten und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrh. Außer einem Buche über die genannten mineraliſchen Waſſer (Des vertus et propriétés des eaux minérales d'Auteuil. Paris 1628. 8.) hat er einige Schriften über die Jagd verfaßt.

Nicolas Habert, Benediktiner der Abtei Mouzon, wo er 1698 ſtarb, iſt Verfaſſer einer lateiniſchen Chronik ſeiner Abtei, die zu Charleville 1628 in 8. gedruckt iſt.

Digitized by Google

über die Geſchichte der beiden erſten fränkiſchen Dynaſtien angeführt, welches in der Revolution verloren gegangen ſeyn ſoll. Mabillon hatte es für werth gehalten, herausgegeben zu werden, und daher wird der Verluſt desſelben um ſo mehr beklagt[7]). (*R.*)

HABESCH, HABESSINIEN (geographiſch). Mangeſta-Itjopja oder Geez nennen die Eingebornen das Land, welches die Europäer durch den Namen Habeſſinien bezeichnen, eben ſo das Land Agazi, oder das Land Ag-azian, Medra-Agasgan, das Land der Freien, und erkennen den arabiſchen Namen Habaſcha nicht an, woraus Habeſch, Abaſſin, Abeſſinien, Habeſſinien und Habiſſinien gebildet ſind. Nach Burkhardt wird das Land auch Nekkaß genannt.

Das Reich Habeſſinien, jetzt klein gegen ehemals, liegt zwiſchen dem zehnten bis ſechszehnten Grade nördlicher Breite, und von dem 53° bis zum 58° öſtl. L. Im Oſten ſtößt es an das rothe Meer, doch beſitzen wilde Horden einen Theil der Küſte, im Norden hauſen Stämme der Shangalla, im Weſten reicht es an Sennaar, und im Südweſten und Süden umlagern es die Gallahorden. Da dieſe Stämme rings umher das Reich befeinden und jährlich ihre Angriffe erneuern, ſo laſſen ſich die Gränzen nicht beſtimmt angeben und ebenfalls nicht die Größe.

Das ganze Land, auch Alberegrun, das hohe Äthiopien, genannt, iſt ein Hochland, von allen Seiten ſteigt man, durch Gebirgspäſſe, zu großen Ebenen empor. Das Tiefland iſt im Oſten, Norden und Weſten glühender Sand, im Süden zum Theil Sumpf. Verläßt man dieſe niedrigen Gegenden, ſo klimmt man, über Hügel, zum Fuß der höheren Berge hinauf, die aus Granit beſtehen. Dieſe Gebirge erſteigt man durch Schluchten, Thäler und ausgeriſſene Betten von Gießbächen, die zur Regenzeit eine Alles mit unwiderſtehlicher Kraft fortreißende Waſſerfluth anfüllt. Höher hinauf findet man Kalk, die Ebenen ſind Sand und weiter hinauf ſtößt man auf Sandſteingebirge. Der Reiſende trifft auf ſeinem beſchwerlichen Wege, der für Kameele nur in den niedrigeren Gegenden brauchbar iſt, bedeutende Flüſſe, die zum Theil große Waſſerfälle bilden. Die Gebirge ſtreichen von Nordweſt nach Südoſt, erheben ſich immer mehr nach Süden und erreichen die höchſte Höhe weſtlich vom Takazze, in der Provinz Samen. Nur einzelne Theile dieſer Gebirge ſind uns namentlich bekannt: ſo heißt der nördliche Theil der erſten öſtlichen Kette Aſſauli, gegen Süden ſtößt daran der Taranta, und ein ſüdöſtlicher Arm, der nach Enderta zieht, Senaſé, unrichtig Senaé oder Senaa genannt; dieß Gebirge ſoll eben ſo hoch als der Taranta, der Paß über dasſelbe aber weniger beſchwerlich ſeyn. Iſt man durch die weſtlich von dieſen Gebirgen liegenden Ebenen gegangen, ſo gelangt man, im Norden, zu dem Gebirge Geſhen, weiter gegen Süden bekommt dieſe Kette den Namen Devra Tiamo oder Damo, Haramat und Atbara. Noch mehr gegen Mittag ſtoßen dieſe an die Hochgebirge von Salo, Bora und Laſta. Weiter noch gegen Abend iſt das hohe Gebirge, das, jenſeits des Takazze, Samen durchzieht, wo der hohe Begeda und der Amba Hai ſich auszeichnen. Meſſungen fehlen; ſind Bruce's Barometerbeobachtungen richtig: ſo war er, an den Nilquellen, in einer Höhe von 9900 Fuß über der Meeresfläche: Pearce fand, am 17. October, in Samen die Schluchten im Hochgebirge voll von Schnee und Eis, auf dem Gipfel des Amba Hai ſchneite es den 18. September, und im December war auf den Gebirgen vor Schnee kaum fort zu kommen. Auch im März ſah Salt die Berge in Samen mit Schnee bedeckt.

Die auf und in den Bergen liegenden Ebenen und Thäler haben theils einen ſandigen, theils ſchwarzen, fetten Boden. In Tigre iſt das terraſſenförmig über einander aufſteigende Land überall von Bergen und Felſen begränzt, die horizontal geſchichtet und vertikal von Spalten durchriſſen ſind, wodurch ſie das Anſehen großer, ruinenähnlicher Felsblöcke erhalten. Oft ſind es große Felsmauern, bald ſind ſie thurmähnlich, oder haben andere wunderbare Geſtalten. An ihrem Fuße liegen gewaltige Maſſen umher, die oft ganze Strecken überſchüttet haben, und die Päſſe und Flußbetten ausfüllen. Viele von jenen Felſen, gewöhnlich Sandſtein, ſteigen ſenkrecht empor, häufig nur durch ungehauene Stufen oder durch Leitern zugänglich; oben ſind ſie flach, aber, meiſten Theils voll von Wald und Kornfeldern, man trifft Quellen, Flüſſe u. ſ. w., nicht ſelten ſind ſie von großem Umfang. Im Lande nennt man ſolche Felſen Amba's; unter ihnen werden am häufigſten erwähnt, Amba Geſhen, der als Statsgefängniß diente, Amba Gideon, der Fielenfels, des Statthalters von Samen Wohnort, Amba Dorho u. ſ. w.

Gegen Süden ſteigen die Berge bald ſteil empor, in Salowa, Bora und Laſta, zwiſchen dem zwölften und dreizehnten Grade, und ziehen weiter nach Oſten, mit ſeltſam zerriſſenen und thurmartigen Gipfeln emporſtarrend. Südlich vom hohen Laſtagebirge breiten ſich große Hochebenen aus; dann erhebt ſich in Amhara das Gebirge Amba Geſhen; Shoa und Efah ſind gegen Mittag durch das Gebirge von Chakka begränzt.

In dieſen Gebirgen findet man die Quellen des Fluſſes, den man für den öſtlichen Hauptquellſtrom des Nils hält, Bahar al Azrek oder Azergue, der Blaue Strom genannt, im Lande auch Abey oder Alawey, Aleawi. Die Quellen ſelbſt ſind im Gebiet der Agows, im Diſtrikt Toncua, unweit des Dorfes Geeſch, 10° 59′ 25″ nördl. Br., 36° 55′ 30″ öſtl. L. von Greenwich, auf einer grasreichen Alpenhöhe, man nennt ſie die Augen, weſtlich von den Bergen Litchambra und Aformoſcha. Vereint ſtrömen die Gewäſſer in die Ebenen von Goutto hinab, nehmen mehrere Flüſſe auf, eilen über zwei Katarakte immer tiefer hinunter, und nach einem Laufe von drei Tagereiſen fallen ſie in den See von Tzana, ſchon über zweihundert Fuß breit. Gegen Südoſten tritt dann der Fluß aus dieſem See, beſchreibt einen großen Bogen und wendet ſich dann nach Weſten,

7) Biogr. univ.

Digitized by Google

Gojam und zum Theil Damot einſchließend, und bildet den, gegen vierzig Fuß hohen Waſſerfall von Alota. Je weiter er ſtrömt, deſto bedeutendere Flüſſe eilen ihm zu, der Muga, Gammela, Moshillo, Bushilo, Boha, und andere. Von Schoa an wendet er ſich nach Weſten, den Yabous aufnehmend, dann, in nördlicher Richtung ſtrömend, nähert er ſich ſeinen Quellen wieder, bis auf zwanzig Meilen, und iſt reich an Krokodilen. So weit nur haben Reiſende ſeinen Lauf verfolgt, man iſt daher nicht ſicher, ob der hier geſchilderte Strom wirklich der obere Lauf des in Sennaar Bahr el Azrek genannten Fluſſes iſt, und ob dieſer vielleicht nicht anderswo entſpringt.

Von dieſem weſtlichen Abhange Habeſſiniens ſtrömen auch der Dender, der Rahb oder Rabad und der Takazze, auch Tekeſel und Atbara genannt, zum Nil. Der letzte kommt aus Laſta, wo er aus drei Quellen entſteht; bei Mukkine iſt er ſchon dreißig Fuß breit, von da an behält er ſeine Richtung gegen Norden, die Ufer werden felſig und er ſtürzt über Felsbänke, die ihn quer durchſetzen. Zwiſchen dieſen Waſſerfällen haben ſich tiefe Strombecken gebildet, die, von den Felſen herab geſehen, den Anblick bedeutender Seen gewähren, ſie wimmeln von Hippopotamen und großen, grünen Krokodilen. Ihm ſtrömen zu, der Arequa, Warre oder Coror, Mareb, Angrab und Gangue.

Gegen Oſten entſtrömen Habeſſinien der Sabaleto, der Ancona, der Meli, man kennt aber ihren Lauf nur am obern Theile, vielleicht bilden ſie vereint den Anazo oder Hanazo. Südlicher iſt der Hawaſh, der im Adaiel ſich im Sande verliert.

Unter den Seen iſt der am häufigſten genannte der oben erwähnte Dembea oder See von Tzanu, auch Wed oder Dara genannt, drei Tagereiſen von Gondar, ein Alpenſee, in einem fruchtbaren Thale, neun geogr. Meilen lang, zwei bis ſieben breit. In ihn fallen, von allen Seiten, viele Flüſſe.

Nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Landes herrſcht im Klima große Mannichfaltigkeit. Rings umher, am Fuß der Gebirge, findet man glühende Hitze und Dürre, je höher man ſteigt, deſto kühler wird es, und auf den Hochebenen und Amba's athmet man reine Alpenluft, da hingegen in den eingeſchloſſenen Thälern die Hitze erſtickend iſt. Nach Bruce, der im Innern des Landes ſich aufhielt, ſtand das Fahrenheitſche Thermometer, wenn es am tiefſten lag, auf 54 Grad, gemeiniglich hielt es ſich zwiſchen 60 und 80 Grad. Die Nächte ſind in manchen Zeiten ſo kühl, daß man das Feuer ſucht. In Maſſowah, am Meere, ſtand, nach Salt, der Wärmemeſſer immer zwiſchen 96 und 99 Grad, im Arkiko, um Mittag, auf 110 Grad.

Daß in Samen Schnee fällt und eine Zeit lang liegen bleibt, iſt vorher angegeben, auch am Dembeaſee fallen bisweilen Flocken, auf dem Amba Gideon und anderen Felſen trifft man mitunter Eis, eben ſo in der Provinz Wogara, auf den hohen Bergen. Sonſt herrſcht, auch in den hochliegenden Gegenden, eine angenehme Milde. Das Jahr theilt man in drei Theile: die Zeit der Regen und Überſchwemmung, Kramt, die Zeit der Reife, Tzadai, und die Ernte oder der größten Hitze und Trockniß, Hagai. Im April beginnen gewöhnlich die Regen und dauern bis in den October, doch mit Unterbrechungen. Meiſten Theils ſind dann mehrere Stunden des Morgens ſehr ſchön, nach Mittag verdunkelt ſich der Himmel, und unter fürchterlichen Blitzen und Donnerſchlägen ſtürzt nun der Regen ſtromweiſe herab, einige Stunden hindurch, die Luft wird alsdann ſchnell abgekühlt. Waſſerhoſen, Wirbelwinde, Sendo, Schlange, genannt, ſollen in dieſer Zeit nicht ſelten ſeyn, und in den Regenmonaten toben oft heftige Stürme.

Nach den neueren Reiſenden trifft man in dem ſandigen Küſtendiſtrikt faſt nichts als Mimoſen, Gira genannt, gegen vierzig Fuß hoch, oft von großen Schlingpflanzen umwunden, und hin und wieder an den Flußbetten, die meiſten Theils zur heißen Zeit trocken ſind, einen cederartigen Baum, mit herabhangenden Zweigen. Bei den Dörfern wird Djoari gebaut, und die hier herumziehenden Herden beſtehen aus Kameelen, Eſeln, Schafen und Ziegen. Haſen, Rebhühner, Perlhühner, Wölfe, findet man in Menge.

So wie man höher kommt, wo Quellen und natürliche Ciſternen den ermüdeten, lechzenden Wanderer erquicken, nimmt auch die Vegetation zu: man zieht durch Wälder, die aus Bäumen beſtehen, die den Mango's in Indien ähnlich ſind, es fangen die Tamarinden an, und man trifft Sykomoren und eine Art Asklepias. Antelopen gibt es in großer Fülle, Affen von verſchiedener Art, die in den höher liegenden Wäldern ſelten vorkommen (doch ſah ſie Salt auch am Atbara), und Kaninchen. Elephanten trifft man hier, die in dem ſandigen Diſtrikt und in dem Hochlande nicht leben. Oberhalb Tubbo, am Tarantapaß, wird es ſo ſteil, daß keine Kameele weiter fortkommen können; bei dieſen Stellen ändert ſich auch die Vegetation, Alles iſt dicht mit Colquall, einer baumartigen Euphorbie, bewachſen, die gegen vierzig Fuß hoch wird; weiter hinauf ſteht die beerentragende Ceder Bruce's, und Wälder von derſelben bedecken die Gipfel der Berge. Antelopenarten leben in dieſen Gegenden, und große Hyänen wagen ſich, bei Nacht, ſelbſt in die Städte und Dörfer. Auf den Hochebenen gedeihet vorzüglich der Mais, man findet die herrlichſten Weideplätze, wo Rindvieh, Pferde und Schafe Nahrung die Fülle treffen, als Raubthiere ſtreifen Schakale und Hyänen umher. Die tieferen Stellen vorzüglich ſind mit Geſträuch und Darubäumen bedeckt. Faſt überall iſt hier Reichthum an Quellen, man ſtößt ſogar auf ſumpfige Strecken, und der Colquall, mit ſeinem armleuchterförmigen Bau, zeigt ſich allenthalben. In der Nähe der alten Kirchen trifft man Dattelpalmen, die wahrſcheinlich, wie die Orangen, Citronen und Bananen, für welche man auch nur arabiſche Namen hat, durch Portugieſen hieher verpflanzt wurden. Granaten gedeihen vorzüglich am Weſtabhange, wo man auch Baumwollenpflanzungen in Menge findet. Kaffee wächſt wild in den Gebirgen gegen Abend.

Digitized by Google

Unter den Rindern zeichnen ſich, in Walkayt und in den von Gallaſtämmen bewohnten Ländern, die Sanga's aus, mit ihren vier Fuß hohen Hörnern. Außer den genannten Raubthieren leben hier noch der Löwe und mehrere Arten von Leoparden. Das Rhinozeros mit zwei Hörnern und der Giraffe finden ſich in einigen Gegenden; eben ſo das Zebra und Quagge.

Die Flüſſe führen Gold, in einigen Provinzen gewinnt man es in Gruben, oder wäſcht es aus dem Sande. Das meiſte Salz, das in Habeſſinien verbraucht wird, holt man von der Salzebene, die Tigre im Südoſten von Dankali trennt.

Pearce, ein Engländer, der lange in dieſen Gegenden lebte, ſagt: Habeſſinien wird von Stämmen aller Religionen und von allen Farben bewohnt; man findet ſchwarze Leute, dunkle, kupferfarbige, und in einigen Gegenden, z. B. in Tigre, ſind die Einwohner faſt weiß. Die von hellerer Farbe tättowiren ſich und reiben die eingeſtochenen Figuren mit Kohlenpulver. Nach der Lage des Landes zeigt ſich auch Verſchiedenheit in der Farbe der Haut: hell ſind die Bewohner der Hochebenen, faſt ſchwarz ſind beinahe alle, die im Tieflande leben, beſonders in der Nähe von Sümpfen.

Im Allgemeinen haben ſie einen ſchlanken, anſehnlichen Wuchs, ſchöne Augen, eine wohlgebildete Naſe, weiße Zähne, langes Haar, der Bart iſt dünn; ſelbſt von den dunkelfarbigſten gilt dieſe Schilderung, ſie ſind nicht den Negern ähnlich. Stark und gewandt erklettern ſie die Berge mit großer Leichtigkeit, und tragen ſchwere Laſten ſingend über Berg und Thal. An Geiſt und Anlagen fehlt es ihnen nicht, nur werden dieſe ſelten ausgebildet. Ihrer Gelehrigkeit und Anſtelligkeit wegen, ſchätzt man im Orient die Sklaven aus Habeſſinien vor allen, und bezahlt ſie ſehr theuer. Obgleich Chriſten, haben doch die wenigſten eine Ahnung vom Chriſtenthum, und durch die unaufhörlichen Fehden, Bedrückungen und Verfolgungen, ſind ſie jetzt hinterliſtig und betriegeriſch geworden, und gelten als Meiſter in der Verſtellungskunſt. Die Bewohner der weſtlichen Provinzen ſollen jetzt unterrichteter und milder ſeyn, als die Leute in Tigre, die als roh und reizbar geſchildert werden, leicht auffahrend und zu Mordthaten geneigt ſind.

Juden leben in mehreren Gegenden Habeſſiniens, beſonders weſtlich vom Takazze, man nennt ſie Falasjan, Ausgewanderte, ihr Hauptgeſchäft iſt Häuſerbau und Dachdecken.

Die Agaus, Agows oder Agowi, von Takazze, theils öſtlich von Bora, in Gualiou und Waag, theils in Avergale, ſind ſtärker, aber weniger lebendig, als die eigentlichen Habeſſinier und reden eine ganz verſchiedene Sprache. Sie ſind Chriſten. Andere Agows leben an den Nilquellen, in einer fruchtbaren Gegend. Ihre jungen Leute gehen nackt, die Weiber tragen ein Hemd: zur Regenzeit verfertigen ſich Alt und Jung Kleidungsſtücke aus Häuten, die ſie ſehr gut zu gärben und zu bereiten verſtehen. Sie ſind alle von mittlerer Größe und hager. Sie verehren eine Art Schlangen, täglich ſetzen ſie dieſen Nahrung vor, und aus der geringeren oder ſtärkeren Eßluſt derſelben, ſchließen ſie auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Auch ein Negerſtamm, die Dobaneger, ſollen ſich in Habeſſinien angeſiedelt haben, ſie ſind wegen ihrer Raubſucht verrufen.

Die Wohnungen in Habeſch beſtehen aus Holz, Lehm, Stroh oder Rohr, haben in einigen Gegenden flache, in anderen kuppelförmige Dächer, viele Leute leben in natürlichen, oder künſtlichen Höhlen. Die Kleidung iſt einfach: die Unbemittelten tragen Beinkleider von Baumwollenzeuge, und werfen ein Tuch über die Schultern: die Reicheren haben ein Hemd von weißem indiſchen Zeuge, Arm- und Halsbänder von Silber und ihr Oberkleid iſt dem Haik der Muhamedaner ähnlich.

Die Hauptnahrung iſt Milch, Brot und Weizen oder Teff, das täglich, in Geſtalt großer, flacher Kuchen gebacken wird, Fleiſch von Rindern oder Schafen (Kälber und Lämmer werden nicht gegeſſen) oder Geflügel, Butter und Honig. Zur Würze dienen Salz und Pfeffer. Ein Leckerbiſſen für die Habeſſinier iſt rohes Ochſenfleiſch, dazu wird, wenn die Gäſte am Tiſche ſitzen, ein Ochſe niedergeworfen, ihm der Kopf vom Rumpfe geſchnitten, die Haut, mit der größten Schnelligkeit, von einer Seite abgeſtreift; dann ſchneidet man große Stücke ab, die während daß die Muskeln noch zittern, den Schmauſenden gebracht und raſch verzehrt werden. Solche Stücke heißen Brinde. Bruce erzählt, die Habeſſinier pflegten ſelbſt von lebenden Thieren ſolche Leckerbiſſen auszuſchneiden, und die Wunde heile bald. Daß ſo etwas geſchieht, beſtätigt Salt, aber man thut es nur zur Zeit der Noth, auf Kriegszügen, und ſchlachtet das Thier bald nachher, wenn man eine ſichere Stelle erreicht hat.

Die Habeſſinier heirathen früh, Jünglinge im vierzehnten, Mädchen im zehnten Jahre. Obgleich Habeſch ein chriſtliches Land iſt, ſo iſt die Polygamie doch ſehr gewöhnlich, und viele Ehen werden ohne Einſegnung des Prieſters geſchloſſen. Die meiſten mühſamen Geſchäfte, in und außer dem Hauſe, fallen den Weibern zu. Die Regenzeit bringt gewöhnlich Krankheiten, ſo wie manche Übel durch die heißen Tage und die kühlen Nächte herbeigeführt werden: alle ſchreibt man dem Einfluſſe eines böſen Geiſtes zu, daher man ſeltſame Mittel anwendet, dieſen zu beſchwören und zu bannen.

In Hinſicht der Kultur ſind die Provinzen ſehr verſchieden, einige ſind gut angebaut und bringen reichen Ertrag, andere hingegen werden nachläſſig beſtellt und bewäſſert. In vielen Diſtrikten gebraucht man Pflüge, die roh aus einem Baumzweige, oder einer Wurzel verfertigt ſind und bisweilen eine Pflugſchar von Eiſen haben. Zwei Ochſen ziehen den Pflug. Man ſäet Hirſe, Gerſte, Weizen, Teff, Mais, Seſane und ein Öl gebendes Gewächs, Nook. Auch baut man Gartengewächſe.

Handwerke, Manufakturen und Fabriken findet man wenige und in einem unvollkommenen Zuſtande. Man gärbt Häute und verfertigt Pergament. In mehreren

Digitized by Google

Gegenden webt man aus Baumwolle mancherlei Zeuge, und wirkt aus den Haaren der Ziegen und Schafe Teppiche. Eiſen und Kupfer werden im ganzen Lande verarbeitet, die feinſten Ketten erhält man aber von den Gallas; Meſſer werden in Adowa geſchmiedet, Speere und Raſirmeſſer in Antalow. Einige Geſchicklichkeit zeigen auch die Hornarbeiter, die aus den großen Ochſenhörnern Trinkgeſchirre bereiten und ſie auf mancherlei Art ausſchmücken.

Ein ſo großes und ergiebiges Land könnte bedeutenden Handel treiben, dieſem ſtellen ſich aber jetzt manche Schwierigkeiten entgegen. Es beſitzt keinen Hafen am rothen Meere, dem es leicht und ſicher ſeine Erzeugniſſe zuführen könnte, kein ſchiffbarer Fluß erleichtert die Verbindung, keine gebahnte Straße. Rings umlagern feindſelige Horden, wie vorher bemerkt iſt, das Bergland, die, wenn ſie nicht rauben, hohe Abgaben erpreſſen; im Innern ſtören fortwährende Kriege und Unruhen den Verkehr.

Märkte, wo die Bewohner verſchiedener Ortſchaften ihre Produkte gegen einander austauſchen, werden wöchentlich auf freiem Felde gehalten. Geld ſieht man faſt nicht, man nimmt ſtatt desſelben Stücke Steinſalz, Korallen, grobes, baumwollenes Tuch u. ſ. w. Der Hauptplatz für den Handel mit dem Auslande iſt Maſſowah, im Lande ſelbſt iſt der Stapelplatz für das Land öſtlich und weſtlich vom Takazze Adowa. Nach jenem Hafen bringen Karawanen die Handelsartikel Habeſſiniens und einiger weſtlichen Länder, und holen dafür indiſche und europäiſche Sachen. Nach Adowa kommen Karawanen aus Fur, Fundſcha und mehreren Staten. — Zur Ausfuhr hat man Elfenbein, Gold, Sklaven, Gewebe von Baumwolle, Teppiche, Rinder, Honig, Zibeth und Rhinoceroshörner. Eingeführt werden Blei und Zinn, Kupfer, Gold- und Silberblättchen, perſiſche wohlfeile Teppiche, Sammet, breite franzöſiſche Tücher, Leder von allerhand Farben aus Ägypten, Seide, Baumwolle, Feuergewehre, Pulver, Glaswaaren, indiſche Güter aller Art, Gewürze, beſonders Pfeffer und Gewürznelken, vielerlei Wohlgerüche.

Bei den unaufhörlichen inneren Unruhen läßt ſich wenig über die Verfaſſung ſagen. Nach den neueſten Angaben ſoll Habeſſinien unter fünf Herrſcher getheilt ſeyn, deren Reſidenzen Gondar, Seaman, Gojum, Begember und Axum ſind. Sie ſelbſt aber ſind ſehr ohnmächtig, die Statthalter der einzelnen Provinzen haben alle Gewalt an ſich geriſſen. Ehemals war Habeſch eine uneingeſchränkte Monarchie, der König hieß Negus oder Neguſa, Nagaſt, Zaitiopija, Herr der Herrſcher Äthiopiens, jetzt ſcheint der Ras von Tigre der mächtigſte unter den Gebietern zu ſeyn.

Ras iſt der Titel der bedeutenderen Herrſcher oder Statthalter, weniger Mächtige heißen Schum und Kantiba. Stirbt ein Ras, ſo entſcheidet jetzt meiſten Theils die Gewalt der Waffen, wer ſein Nachfolger ſeyn ſoll. Einem ſolchen Herrſcher naht man ſich nur mit Ehrerbietung, er iſt unumſchränkter Herr über ſeine Unterthanen, ihr Leben und ihr Beſitzthum ſind ganz in ſeinen Händen. Einen großen Theil des Morgens verwendet er, ihre Klagen zu hören und die Streitigkeiten zu ſchlichten.

Das Land Habeſſinien kann man in drei Theile zerlegen, deren Gränzen die Natur ſelbſt beſtimmt hat. Die hohe Bergkette von Samen, die ſich von Waldubla bis zum ſüdlichen Ende von Laſta erſtreckt, und der Takazze, der den Fuß derſelben im Nordoſten beſpült, beſtimmen die Gränzen zwiſchen 1) Tigre und 2) Amhara. Südlich davon, jetzt ganz durch eingedrungene Gallaſtämme getrennt, liegt ein hohes Bergland, 3) die beiden Provinzen Shoa und Efat. (*Bruce's* travels to discover the source of the Nile. 1768 — 1773. 6 Vol. 4to. Lond. An account of a Voyage to Abyssinia etc. by H. Salt. Lond. 1814. 4to. Bericht von Pearce in den Nouv. Ann. des Voy. T. XII. — C. Ritter, die Erdkunde, 1. Th., 2. Aufl. Berlin 1822. F. A. Ukert, Erdbeſchreibung der Nordhälfte von Afrika. Weimar 1824.) (*Ukert.*)

Habessinien, hiſtoriſch, ſ. Äthiopien u. Äthiopes.

Habessinien, über Sprache und Literatur, ſ. Äthiopische Sprache, Schrift und Literatur.

HABHDALAH (Habhdolo), eine Cärimonie der Juden, welche ſie am Ende des Sabbaths vorzunehmen pflegen, zur Scheidung dieſes Feiertages von dem folgenden Werkeltage. Das Wort הבדיל heißt bekanntlich Scheidung und Unterſchied, und die Juden leiten die Cärimonie und ihre Benennung aus 1 B. Moſ. 1, 4. und 2 B. 10, 10. ab, in welchen Stellen von der Scheidung des Lichts und der Finſterniß, des Heiligen und Unheiligen, des Reinen und Unreinen die Rede iſt. Die Cärimonie wird ſowohl in der Synagoge, wie zu Hauſe verrichtet. Sie beſteht aus vier Stücken, die in den Buchſtaben des Wortes יבנה (Jibneh) enthalten ſind, nämlich: י (יין Jain) Wein, ב (בשמים Besamim) Gewürz, נ (נר Ner) Licht und ה (הבדלה Habhdalah) Unterſchied oder Scheidung. Nach dem Abendgebete und dem Erſcheinen des erſten Sterns am Himmel wird eine Wachskerze angezündet, der Vorſinger ſchenkt einen Becher ſo voll mit Wein, daß etwas davon auf die Erde läuft, nimmt dann ein Gewürzbüchschen, woran er riecht und die Andern riechen läßt, und zum Schluſſe hält er beide Hände gegen das Licht, biegt ſie ein und beſieht dann die Nägel. Die Cärimonie, verſchieden gedeutet, wird von verſchiedenen Sprüchen und Gebeten begleitet. Nach dem Segensſpruche, mit welchem eigentlich der Sabbath ſchließt, trinkt der Vorſinger ein wenig aus dem Becher, ſchüttet wieder einige Tropfen auf die Erde oder auf den Tiſch, und löſcht mit dieſem Abguſſe die Wachskerze aus. Auch andre abergläubiſche Gebräuche wurden ehemals mit dieſer Feier in Verbindung geſetzt. Im Hauſe wird die Cärimonie durch eine heilige Mahlzeit beſchloſſen.*) (R)

HABIA (Ornithologie). Unter dieſem Namen hat d'Azara in Paraguai ſechs Gattungen von Vögeln ent-

*) Nach der Frankfurter Encyklopädie.

Digitized by Google

deckt, die er in ſeinen Apuntiamentos por la Historia natural de los paraxos del Paraguay beſchrieben hat. Vieillot hat ihnen den lateiniſchen Namen Saltator gegeben, und noch einige Gattungen dazu gefügt, welche, nach den alten Benennungen, den Tanagra's und Coracias angehörten. S. Saltator, Tanagra und Coracias. (*R.*)

HABIBI, ein berühmter arabiſcher Dichter, der im Anfange des 16ten Jahrhunderts unter Bajazeth II. blühete; in ſeiner Poeſie iſt der Einfluß der perſiſchen Dichtkunſt ſichtbar und erklärt ſich nicht nur aus dem allgemeinen Charakter der türkiſchen Poeſie, welche ſich der perſiſchen, als ihrem Muſter, meiſt genau anſchließt, ſondern auch aus dem beſondern Umſtande, daß Habibi erſt aus Perſien nach Konſtantinopel gekommen war. Beſonders geſchätzt wird ein Gedicht in Strophen von ſechs Zeilen, wovon die erſte, wie ſie durch Chabert*) ins Teutſche überſetzt iſt, hier ſtehen mag, weil ſie einen Beweis gibt, daß der Verfaſſer den gefundenen Beifall wohl verdiente:

Ich ſah das holde Mädchen munter und lächelnd
Mit kampferweißer Hand ambraduftende Netze ſchlingen;
Ein ohnmächtiges Weſen, kraftlos und ſterbend,
Mit einer Kette am Halſe, ſchmachtete im Netze gefangen.
„Wer iſt der Unglückliche, welche Kette feſſelt ihn?“
Die Netze ſind meine Locken, ſprach ſie, — ihr Gefangner iſt dein Herz!

(*A. G. Hoffmann.*)

HABICHHORST (Andreas Daniel), ein Sohn des Commandanten Daniel, zu Bützow am 17. März 1634 geboren, ſtudirte zu Roſtock, wurde 1654 Rektor zu Lychen in der Mark, 1655 Rektor zu Strelitz und Diakonus, legte dieſe Ämter Verdrießlichkeit wegen nieder und ſetzte 1655 ſein Studiren in Roſtock fort, ward daſelbſt 1658 Magiſter und gekrönter Poet, dann Privatdocent, machte 1664 eine gelehrte Reiſe, kam 1665 zurück und las wieder Collegia, wurde 1671 Licent. der Theologie zu Greifswald, 1672 ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit zu Roſtock, 1679 Doktor der Theol. und hielt fünf Dispp. Antipontificias, weßhalb ihn der Herzog Chriſtian Ludwig von Mecklenburg Schwerin, welcher die katholiſche Religion angenommen hatte, nun auf einige Zeit ſuspendirte. 1686 reiſte er nach Wien, bekam Audienz bei dem Kaiſer Leopold, überreichte ihm ſeine Centuria Anagrammatum und unterhielt ſich mit dem Kaiſer in lateiniſcher Sprache. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er noch im Jahre 1686 eine ordentliche Profeſſur der Theologie, ward auch in der Folge Aſſeſſor des Conſiſtorium, und ſtarb den 31. Auguſt 1704 als Senior der Univerſität und der theologiſchen Fakultät. Vergl. Rostoch. liter. S. 2. Krey, Andenken an Roſtock. Gel. St. 4. S. 13. (*Rotermund.*)

Habicht, (Ornitholog.) ſ. Accipiter u. Falco palumbarius.

HABICHT (Symbol. und Mythol.). Die alten Ägypter verehrten den Habicht als einen heiligen Vogel, deſſen ſelbſt unvorſätzlicher Mord mit dem Tode beſtraft wurde. Die Griechen nennen dieſen ägyptiſchen Habicht *ἱέραξ*, d. h. der heilige Vogel, und von dem Dienſte desſelben heißt eine Stadt in Oberägypten Hierakonpolis, auf der Weſtſeite des Nil unweit Latopolis, und eben ſo eine andere im ſüdlichſten Lande auf der Oſtſeite des Fluſſes, Eilethyia gegenüber.[1]) Nach Einigen war der Habicht dem Horos heilig, nach Andern dem Oſiris. Die geſtorbenen Habichte brachte man, wie Herodotos erzählt, alle nach Butos, wo ſie begraben wurden. Über den Vogel ſelbſt, welchen die Griechen *ἱέραξ* nennen, herrſchen verſchiedene Meinungen, und ſtatt des Habichts wollen Einige den Sperber, Andere den Geier darin erkennen.[2])

Von nicht minder heiliger Bedeutung iſt der Habicht in der altperſiſchen Mythologie. Der Foroſch der Zendbücher iſt wahrſcheinlich der Habicht, und nicht der Adler. Er heißt der Dollmetſch des Himmels, welcher nach Dioboros auch den ägyptiſchen Prieſtern das Geſetz gebracht hat[3]), der himmliſche Rabe, der an Schnelligkeit und Scharfblick alle andern Vögel übertrifft. Auf dieſe Weiſe iſt die Hieroglyphik der Perſer und Ägypter dieſelbe. Nach Plutarchos und Euſebios iſt der Habichtskopf den Ägyptern ein Bild der Gottheit[4]), und daher die Habichtsſchwingen an den Häuptern der Götter; ſelbſt die perſiſche Mitra iſt eine habichtsförmige Kopfbedeckung.[5]) Auch in den Mithrasmyſterien hießen nach der Ordensſprache die Väter Habichte und Adler, wenn den ſpätern Nachrichten darüber zu trauen iſt.[6])

Als Vögel von Vorbedeutung erſcheinen die Habichte bei den Perſern, Griechen und Römern. Ein merkwürdiges Beiſpiel dazu liefert ſchon Herodotos (III. 76.). (*R.*)

HABICHT (Melchior), Antiſtes und Pfarrer von St. Johann zu Schafhauſen, wo er 1738 geboren war, und in früheren Jahren am Collegium humanitatis das Lehramt der griechiſchen Sprache bekleidete. Von 1772 — 1796 war er Pfarrer zu Lohe im Kanton Schafhauſen, darauf Pfarrer an der Münſterkirche ſeiner Vaterſtadt, und 1803 Antiſtes. Dieſes Amt legte er 1812 nieder, und den 21. Junius 1817 ſtarb er, allgemein geſchätzt wegen ſeiner aufgeklärten Einſichten, ſeines Eiſers für praktiſches Chriſtenthum und ſeiner Humanität. Ein viel geleſenes und noch immer leſenswerthes, von feiner Welt- und Menſchenkenntniß und warmem Gefühl für Religion zeugendes Buch, ſind ſeine: Geſpräche, worin verſchiedene gemeine Vorurtheile gegen das thätige Chriſtenthum beleuchtet und widerlegt werden. Schafh. 2 Th. 1777; 1783. 8. Außer einigen Gelegenheitsſchriften und einzelnen Kaſualreden, ließ er auch ſechs Predigten über die Wichtigkeit der Vermahnung Jeſu, Luk. 13, 23—30. Schafh. 1775. 8. drucken.†)

(*Baur.*)

---

*) Laliſi, oder Biographien von vorzüglichen türkiſchen Dichtern. Zürich, 1800. S. 130.

1) S. dieſen Artikel. 2) S. *Herodot.* II. 65. 67. 3) *Diod. Sic.* I, 87. 4) *Plut.* de Isid. et Osir. 51. *Euseb.* Praep. evang I. 10. 5) S. zur Verdeutlichung *Visconti's* Iconogr. greçque. Pl. LI. 7. Weitläufig handelt hierüber von Hammer in der Amalthea, Heft II. S. 119. 6) S. Creuzer's Symbol. I. S. 756.

†) Meuſel's gel. Teutſchl. Wachler's theol. Nachr. 1812. Jun. 223.

HABICHTSFANG, Vorrichtung zum Fangen der Habichte oder Falken. Sie iſt verſchieden theils nach der Örtlichkeit der Gegend, theils nach der Gattung der Falken, welche man zu fangen beabſichtigt, theils nachdem man bloß dieſe ſchädlichen Raubvögel wegfangen will, oder ob man ſie zur Beize zu gebrauchen denkt, da im letztern Falle für die Erhaltung des Vogels mehr Sorge getragen werden muß. Man kann ſie eintheilen 1) in Stoßgarne, 2) in Schlaggarne, 3) in Habichtskörbe. Unter die Stoßgarne gehört

a) die Habichtsrinne. Es wird dieſelbe entweder mit Einem oder mit Vier Netzen geſtellt, welche aus dreidrähtigem feſten Zwirne oder aus ganz feinem Bindfaden mit Vier Zoll weiten Maſchen geſtrickt werden. Wenn der Fang nur aus Einem Netze beſtehen ſoll, ſo fängt man mit einer Maſche zu ſtricken an, und nimmt zu, ſo oft man herum geſtrickt hat, bis man 20 Maſchen bekommt. Alsdann wird auf der einen Seite ab- und auf der andern zugenommen, bis man eine Länge von Vier Klaftern erhalten hat. Hierauf wird wieder ſo lange abgenommen, bis man zuletzt wieder nur eine Maſche erhält, wo dann das Garn fertig iſt. In gleicher Art wie dieß einfache, werden auch die Vier einzelnen Netzen bei der andern Art der Stellung geſtrickt, nur daß alle Vier wenig mehr in der Länge zuſammen betragen, als jenes. Um das einfache Netz zu ſtellen, werden Vier 6½ Fuß hohe und 1½ Zoll dicke Stäbe einen Fuß tief in die Erde geſtoßen, ſo, daß ſie ein Viereck bilden, um welches das Garn ſo gezogen werden kann, daß keine Öffnung bleibt. Dieß wird dann an, in die Stäbe geſchnittene, Kerbe, ſo loſe gehängt, daß der Habicht, wenn er gezogen kommt, um nach der im innern offnen Raume angefeſſelten Taube zu ſtoßen, es abwirft und ſich darin verwickelt. Wenn man Vier Netze hat, ſo wird Eines in gleicher Art an jede Seite des Vierecks gehangen. Man ſtellt dieſen Fang auf größern Waldblößen oder auf Feldern zwiſchen Gehölz liegend auf.

b) Auf diejenigen Raubvögel, welche nicht ſchräg, ſondern gerade herab aus der Höhe ſtoßen, wie der Wanderfalke, Falco peregrinus, und Blaufuß, Falco Lanarius (*Gmel. Linné*), ſtellt man den eigentlichen Habichtsfang. Man ſtößt zu dem Ende 4 zwei bis drei Zoll dicke, 7 — 8 Fuß hohe Pfähle in einem Vierecke in die Erde, ſo, daß jede Seite 5 — 6 Fuß enthält. Über dieſelben hängt man in eingeſchnittene Kerbe ein Netz, ſo daß der Vogel, welcher auf die darunter angefeſſelte Taube von oben herab ſtößt, ſich darin verwickelt, indem es herab fällt. Man kann auch dieſen Fang zugleich mit der Rinne verbinden.

2) Die Schlaggarne. Das Gebräuchlichſte iſt der Bömſch, welcher ſowohl auf dem Lande als im Waſſer für ſolche Raubvögel, welche von Fiſchen leben, gebraucht wird, wo er dann Land- oder Waſſerbömſch heißt. Vorzüglich wird der Landbömſch zum Fangen der Weihen, Buſſarde, Raben, Krähen und ſolcher Vögel angewendet, welche ihren Raub weniger im raſchen Stoße erhaſchen, als einen Köder im Sitzen aufzunehmen verſuchen. Es läßt ſich dieſer Fangapparat am beſten mit einem Schwanhalſe, an deſſen Bügeln Netze befeſtigt ſind die bei dem Losſchlagen den Vogel überdecken, vergleichen. Es werden dazu zwei ſchlank gewachſene, 6 — 7 Fuß lange, 1½ Zoll dicke Stöcke von einer biegſamen Holzart, als Weiden oder Haſeln in einen Halbkreis gebogen und mit einer ſchwachen Leine befeſtigt. Beide werden ſo zuſammen gebunden, daß man ſie, einen Kreis bildend, aus einander legen kann, ſie aber bei dem Fangen auch wieder ſchnell zuſammen ſchlagen. Beide Bügel werden mit zwei Netzen überſtrickt, welche etwas Buſen haben müſſen, ſo daß wenn ſie zuſammen ſchlagen, der Vogel darunter gefangen wird. Zur Stellung ſchlägt man einen 14 Zoll langen, 3 Zoll dicken, viereckigen Pfahl ein, worin man ein 4 Zoll langes, 1 Zoll breites Loch macht. In dasſelbe wird mit einem hölzernen Nagel eine 10 bis 12 Zoll lange, 3 Zoll breite Zunge, die hinten ſo eingeſchnitten iſt, daß ſie hinein paßt, befeſtigt, welche nach vorn zugeſpitzt iſt und ſich leicht im Loche auf und ab bewegen muß. Auf der Zunge wird vorn eben ſo wie oben am Pfahle ein Kerb eingeſchnitten, um das Stellholz, welches das Aufwärtsſchlagen der Zunge verhindert, befeſtigen zu können. Wenn man den Bömſch ſtellen will, legt man die mit Netzen beſtrickten Bügel um den Stellpfahl aus einander, ſteckt einen 9 Fuß langen, etwa 3 Zoll dicken, elaſtiſchen Stock, am beſten von einer jungen Eiche, 5 Fuß vom Netze feſt in die Erde, bindet an ſeine Spitze gut gezwirnte Leinen und zieht mit dieſen den Stock ſo herab, daß, die eine Leine an die Zunge gebunden, derſelbe gebogen wird und die Stellung hält. Zwei andere Leinen, gleichfalls an die Spitze des Stocks befeſtigt, werden ſo an die aus einander geſchlagenen Bügel befeſtigt, daß, wenn der an die Zunge befeſtigte Köder berührt wird, und dadurch die Stellung zurück ſchlägt, durch den ſich wieder gerade biegenden Stock das Netz zuſammen ſchlägt. Es vertritt folglich dieſer Stock die Stelle der Feder bei dem Schwanhalſe. — Der Waſſerbömſch wird auf gleiche Art in ſtilles Waſſer, 10 bis 15 Zoll tief gelegt, und zum Köder bedient man ſich eines lebenden Fiſches, dem man eine Schnur durch die Rückenfloße zieht und ihn damit an den Stellpfahl ſo befeſtigt, daß er ſich etwa 6 Zoll tief innerhalb des Raumes, den die auf dem Grunde liegenden Bügel umſchließen, bewegen kann. — Alle dieſe Fangapparate kommen, da ſie mühſam ſind und viel Zeit zur Verfertigung, Stellung und Abwartung koſten, mit der noch immer ſich vervollkommnenden Schießkunſt, und der Erkennung, wie nützlich viele ſo genannte Raubvögel ſind, ſtets mehr und mehr außer Gebrauch.

Um die Beizvögel zu fangen, deren Flügelfedern nicht beſchädigt werden dürfen und die deßhalb gleich bei dem Fange behutſam aus dem Netze ausgelöſet werden müſſen, bedient man ſich eines von dem Jäger zuzuziehenden Schlaggarnes. Es werden in der Nähe des Aufenthalts zur Beize tauglicher Falken zwei Pfähle ein-

Digitized by Google

geſchlagen. An den einen wird eine Taube ſo gefeſſelt, daß ſie noch flattern kann, an den andern iſt ein, über einen Reifen von etwa 6 Fuß Durchmeſſer gezogenes Netz, dergeſtalt befeſtigt, daß es durch eine gegen 100 Ellen lange Leine von einem in der Ferne verborgenen Jäger herab gezogen und der Vogel damit bedeckt werden kann, wenn dieſer nach der Taube ſtößt und ſie kröpft. Doch darf das Zuziehen erſt dann geſchehen, wenn man ſicher iſt, daß derſelbe ſich nicht ſogleich wieder erhebt, welches gewöhnlich bei dem erſten Herabſtoßen der Fall iſt.

3) Die Habichtskörbe, von denen es mehrere Arten gibt, ſind das beſte und gewöhnlichſte Mittel, ſich dieſer Raubvögel zu bemächtigen, da ihre Stellung ſehr einfach und ſicher iſt. Sie werden in der Nähe der Gehölze, im Felde um Faſanerien in die Feldhecken geſtellt, und ſelbſt Adler darin gefangen: nur auf die ſchräg ſtoßenden Sperber verdient die Rinne den Vorzug. Es beſteht der einfachſte und vorzüglichſte Habichtskorb aus einem 4 Fuß hohen, 3 Fuß in das Gevierte haltenden Korbe, welcher einen hölzernen Boden, vier hölzerne Eckpfähle und mit Draht ausgeflochtene Seitenwände hat, in deren einer ein Thürchen die Taube als Köder hinein läßt. In der Höhe eines Fußes kommt quer hindurch ein Drahtbalken, um für dieſe einen ſichern Raum zu bilden; der obere Theil des Korbes bleibt offen. Über denſelben wird ein Netz gezogen, welches bei der Stellung ſich ganz zurück ſchieben läßt, aber durch eine Leine, woran ein Stein hängt, ſogleich wieder herüber gezogen wird, ſobald die Stellung losſchlägt. Zu dieſer wird eine Leine an das Netz gebunden, welche dieß zurück und den Korb offen erhält, indem ſie auf der entgegen geſetzten Seite, als derjenigen, an welcher das Gewicht hängt, an ein Stellholz befeſtigt wird, welches in Verbindung mit einem quer durch den Korb laufenden, mit Seitenſproſſen verſehenen, ſchwachen Balken ſteht, ſo daß es losſchlägt, ſobald der Vogel ihn berührt, um nach der Taube zu ſtoßen, wo dann das Gewicht das Netz herüber zieht. Umſtändlich ſind dieſe Fänge beſchrieben und mit Kupfern erläutert in Winkel's und Bechſtein's Handbuche für Jäger u. a. *(W. Pfeil.)*

Habichtsinseln, ſ. Azoren.

Habichtskorb, ſ. Habichtsfang.

Habichtskraut, ſ. Hieraceum.

Habichtsrinnen, ſ. Habichtsfang.

HABICHTSWALD, ein Gebirge in dem niederheſſenſchen Kreiſe Caſſel auf der N. W. Seite der Hauptſtadt und ein Theil des Berggiebels, welcher eines der ſchönſten Thäler Heſſens umſchließt. Durch die Fulda wird es von den Sandbergen am jenſeitigen Ufer, zu welchen es ſeiner ganzen Bildung nach gehört, unterbrochen. Das Ganze beſteht aus einer Kette durch ſchmale Thäler von einander geſchiedner Berge, deren Kuppen verſchiedene Namen führen: ſo der Karlsberg, das Habichtsſpiel, der Ziegenberg, der große Steinhaufen, das hohe Gras; alle ſcheinen Auswürfe des Urgebirgs und bei einer vulkaniſchen Exploſion das Daſeyn empfangen zu haben. Dieſe Kette nimmt einen Umfang von vier geogr. Meilen ein; ſie beſteht größten Theils aus einer zuſammen hangenden, mit Eichen, Buchen und andern weichen Holzarten beſtandenen Waldung. Die Steinarten ſind meiſtens vulkaniſch: ſchwarze Wacke, Baſalt, Tuff, Tarras und einzelne, in jene eingeſchobne Gebilde, aber die nutzbarſte iſt die Braunkohle, die in 3 Gruben, dem Erb-, mittlern und Ahnoberger Stollen bearbeitet wird. Die Braunkohle liegt in dieſen Gruben flötzweiſe und iſt 8 bis 10 Fuß mächtig; die aus dem Erbſtollen wird für die beſte gehalten. Jetzt zieht man aus den 3 Gruben gegen 10,000 Scheffel, 1810 gaben ſie mit den Ahlberger Gruben einen Ertrag von 59,869 Maß, die größten Theils zu Caſſel verbraucht werden. (Nach Raspe's Beſchr. des Habichtswaldes: *G. Hassel.*)

HABICOT [HABIGOT] Nicolaus, geboren zu Bonny im Departement Loiret in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, ſtudirte zu Paris die Chirurgie, welche er zuerſt in ſeiner Geburtsſtadt ausübte, worauf er ſpäter bei der Armee und zuletzt am Hôtel-dieu zu Paris angeſtellt wurde. Er ſtarb den 17. Januar 1624. Seine Gewandtheit in chirurgiſchen Operationen, vorzüglich aber ſeine anatomiſchen Kenntniſſe machten ihn berühmt. Sein früheſtes Werk (problèmes sur la nature, préservation et cure de la maladie pestilentielle. Paris 1607. 4.) iſt ohne Werth und, obgleich er die Peſt in Paris drei Mal ſah, nämlich im J. 1580, 1596 und 1606, doch bloße Theorie. Sein Hauptwerk iſt: Semaine ou pratique anatomique. Paris 1610. 4. (und dann in mehrern Auflagen, holländ. von *Kasp. Nolleus.* Haag 1629. 8.) Da es damals ſo ſehr ſchwer hielt, Leichen zu den anatomiſchen Vorleſungen aufzutreiben, ſo mußten die Anatomen ihre Vorleſungen oft an Einem Cadaver vollenden; deßhalb ſchrieb Habicot dieß Buch, theilte die Anatomie in 16 Vorleſungen, deren er jeden Tag zwei hielt, ſo daß er die ganze Anatomie in 8 Tagen beendigte, und daher obiger Titel; es enthält wenig Irrthümer und handelt vorzüglich die Muskeln ſehr genau und manche ganz berichtigt ab. Eine andere Schrift: paradoxe myologique. Paris 1610. 8. hat das Zwerchfell zum Gegenſtande, das er für zwei Muskeln hält. Merkwürdig iſt auch ſeine: Gigantostéologie. Paris 1613. 8.; man hatte nämlich im Jahre 1613 beim Schloſſe Chaumont in der Dauphiné ein 30 Fuß langes und 12 Fuß breites Grab entdeckt, mit einem Leichenſteine, worauf: Teutobocchus rex ſtand. Hierdurch entſtand obiges Werk, das er dem König Ludwig XIII. dedicirte und was eine große Menge Streitſchriften, vorzüglich zwiſchen ihm und Riolan, verurſachte. Eine intereſſante Schrift iſt auch: question chir., dans laquelle il est démontré, que le chirurgien doit assurément pratiquer la bronchotomie. Paris 1620. 8. Seine problèmes medicinaux et chirurgicaux. Paris 1617. 8., zwölf an der Zahl, haben alle nicht viel Werth. *(Huschke.)*

HABIHA, ein kleines Eiland des mittelländiſchen Meeres an der Küſte von Algier und zwar im Oſten der Bai von Tlemſan; es hat ſüßes Waſſer. *(H.)*

Digitized by Google

HABINGTON (William),[1]) der Sohn des Thomas Habington,[2]) welcher in die Verſchwörung des Babington verwickelt, aber begnadigt worden war, lebte von 1605 bis 1654. Sein Vater befand ſich bei ſeiner Geburt als Verbannter zu Hendlip in Worceſterſhire, und von ſeiner Mutter will man wiſſen, daß ſie die Entdeckerinn der Pulververſchwörung geweſen ſei. Seine Erziehung und Bildung empfing Habington zu St. Omer und nachher in Paris; aber der Plan ſeiner Familie, ihn in jenem berühmten Seminar zum Jeſuiten zu machen, ſcheiterte an dem Eigenwillen des Jünglings. Von ſeinem übrigen Leben iſt nichts bekannt als ſeine Liebe und Heirath. Caſtara iſt der poetiſche Name ſeiner Gebieterinn, einer Tochter der Lord Powis, welche Lucy hieß. Seine lyriſchen Liebesergüſſe ſind nicht feurig und tief, aber gemüthlich und keuſch bis zum Platoniſchen. Seine Geſchichte Eduards IV. iſt reichhaltig und anziehend, aber ihr Stil entfernt ſich durch geſuchten Prunk von der Würde der geſchichtlichen Erzählung. Noch hat man von ihm: Observations on History, London 1641. 8. und eine Tragikomödie: The Queen of Arragon. London 1640. fol.[3]) *Habington's* History of the Life and Reign of Eduard IV., geſchrieben und bekannt gemacht auf Antrieb des Königs Karl I., erſchien zuerſt: London 1640. fol. und findet ſich auch im erſten Bande der Compleat History of England. — Die Gedichte führen den Titel: Castara. London 1635. 8. Ebend. 1640. 8.[4]) (*R.*)

HABIT. (Vergl. Kloster und Mönch.) Die gewöhnliche Bedeutung dieſes Wortes iſt der lange Rock der Mönche. Zuweilen heißt es aber auch das Kloſter ſelbſt. (*R.*)

HABITANS, les, ein Kirchſpiel auf der Südweſtküſte der franzöſiſchen weſtindiſchen Inſel Guadeloupe, welches ſeinen Namen von dem durchſtrömenden Küſtenfluſſe Habitans hat. Es enthält die große Ortſchaft les vieux Habitans, die 1788 mit ihren einzelnen Plantagen 588 Weiße, 68 freie Farbige und 2,226 Sklaven zählte, und 142 Zukkerſiedereien und 2 Mühlen beſaß. (*G. Hassel.*)

Habitant u. Habitatio, in der Kaufmannsſprache, ſ. a. Ende dieſes Bandes.

HABITATIO heißt in der Botanik der Wohnort einer Pflanze, wo ſie freiwillig wuchs, in der Entomologie der Ort, wo das Inſekt ſich entwickelt. Die Naturforſcher haben ihre beſondern Klimate, wornach ſie die Erde eintheilen und die Wohnörter der Vegetabilien und Animalien beſtimmen: 1) das indiſche Klima, welches die geſammten Tropenländer einſchließt; 2) das ägyptiſche, das ſich dem der Tropenländer anſchließt und Ägypten und Arabiſtan begreiſt; 3) das Auſtral- oder ſüdliche Klima, welches ſich von der Gränze Äthiopiens bis zum Kap erſtreckt und wohin ſie auch das außer den Wendekreiſen belegene Südamerika und die Auſtralländer rechnen; 4) das mittelländiſche, wohin ſie die Länder am Mittelmeere legen; 5) das Nord- oder Borealklima; dazu gehört der ganze Norden Europa's, bis nach Lappland herauf; 6) das des Orients, wohin Sibirien, die Tatarei oder Hochaſien und ein Theil von Syrien gehören; 7) das des Weſtens, das Nordamerika, aber auch Schina und Japan umfaßt, und 8) das der Alpen, welches die Alpenländer aller Zonen befaßt. (*Schönherr.*)

HABITATIO (röm. Recht), auch usus habitandi caussa, ususfructus habitationis, teutſch Inſitz, Beſtellung einer Wohnung, iſt die perſönliche Servitut, eines fremden Hauſes als Wohnſitzes ſich zu bedienen, welche auch auf Benutzung der für dieſes Haus beſtimmten Nebendinge, Hof, Stall und Keller, in der Regel mit geht, nicht aber auf ſelbſtſtändige, mit dem Hauſe nur zuſammen belegene Gebäude oder Grundſtücke l. 41 pr. D. VIII. 2. I. Sie entſteht a) durch Vertrag, wozu jedoch nach der theoretiſch richtigen Meinung (ſ. Archiv f. civil. Praxis, Band VII. n. 17.) und jedenfalls nach dem Gerichtsbrauche entweder gerichtliche Überweiſung traditio, damit das perſönliche Recht (jus ad rem) ein dingliches (jus in re) werde, noch kommen muß, ausgenommen, wenn der, welcher ſie erwirbt, ſeither Hauseigenthümer war, wo ſogar umgewandt es für den Erwerber des Hauſes der zu Begründung des Eigenthums ſonſt nöthigen Räumung nicht bedarf: c. 28. C. VIII. 54. *Schorch* Respons. Erford. n. 341. — b) durch Vermächtniß, in welchem Falle der Erwerb mit dem vom Erben bewirkten Erbſchaftsantritt ipso jure geſchieht. — Durch Verjährung kann ſie nicht entſtehen l. 44. §. 5. D. XLI. 3. — II. Wenn über die Rechte des habitans Streit entſteht, ſo gibt der vor der Begründung faktiſch beſtandene, oder etwa ſeither ausgeübte Umfang den Maßſtab l. 9. D. VIII. 1. *Reinhardt* ad Christinaeum. Vol. IV. obs. 68. Muſäus's Beiträge zum teutſchen Recht, Frankf. a. M. 1801. S. 216 fg. Seine Pflichten beſtehen in Erhaltung des Hauſes im tüchtigen Zuſtande, und Abtragung der Laſten. — III. Beendigt wird die habitatio a) durch Entſagung, welche, falls der Habitator das ganze Haus gebraucht, aus der Bewilligung des Verkaufs zu ſchließen iſt. l. 4. §. 12. D. XLIV. 4. — b) durch Gewinnung des Eigenthums am Hauſe, und zwar ſo, daß ſpätere Veräußerung ein Wiederaufleben des Inſitzes nicht hervorbringt. l. 17. D. VII. 4. l. 30. D. VIII. 2. — c) durch Untergang des Hauſes; auf der Brandſtätte haftet er nicht fort. S. Schmidt's Abhandl. prakt. Rechtsmater. Bd. II. Leipz. 1795. S. 56 fg. — d) durch Tod des Berechtigten. Daß, wenn der Inſitz durch Schenkung entſtanden, auch der Tod des Verleihers Aufhebung wirke, darf man nach l. 27. 32. D. XXXIX. 5. nur dann annehmen, wenn bloße mitleidige Unterſtützung im Sinne des Beſtellers lag, auch die Umſtände ſonſt

---

*) Einige ſchreiben Habingdon und geben ihm den Vornamen John. Wenigſtens wird der Verfaſſer der History of Eduard IV. in dem erſten Bande der Compleat History of England ſo genannt. Deßwegen frägt Bouterwek: Sollten der Geſchichtſchreiber und der Dichter Habingdon vielleicht zwei Perſonen ſeyn? 2) Dieſer Thomas Habington war ein fleißiger Geſchichtsforſcher, welcher viele bedeutende Sammlungen in Handſchrift hinterlaſſen hat, z. B. faſt alle Materialien zu der von dem Dr. Nash herausgegebenen Geſchichte der Grafſchaft Worceſter. 3) Auch in *Dodsley's* Old Plays. 4) *Cibber's* Lives. II, 11. Biogr. univ. *Wood's* Athen. Oxon.

Digitized by Google

nicht widerſtreiten. Noch bemerkt l. 10 pr. D. VII. 3., die habitatio endige weder durch *non usus*, noch durch **Verſchenken** abſeiten des Habitator (daß er ſie **vermiethen** kann, iſt erſt von Juſtinian entſchieden c 13. C. III. 33.), noch durch *capitis deminutio*, und für Letzteres gibt l. 10. D. IV. 5. den Grund an: quia in facto potius, quam in jure consistit, womit darauf hingedeutet wird, daß es eine unpaſſende Anwendung eines poſitiv rechtlichen Inſtituts ſeyn würde, wenn man mit Beziehung auf ſolche nicht etwa eine ſtatsbürgerliche Gerechtſame, ſondern eine Bewilligung, wobei die Betheiligten ein **früher**, als alles poſitive Recht **beſtandenes** naturrechtliches Verhältniß, den Selbſterhaltungstrieb, im Auge hatten, für erloſchen achten wolle. S. l. 3. D. IV. 5., l. 15. D. XLVIII. 22., l. 1. §. 3. D. XLI. 2., l. 27. §. 2. D II. 14., l. 41. D. XV. 1., l. 48. §. 1. D. XLI. 1. *Hommel* Rhaps. obs. 537. Auf ähnliche Weiſe muß man ſich wohl den Ideengang bei den zwei oben neben die cap. demin. geſtellten Fällen denken, wenigſtens glaubten die Römer, die Verjährung, ingleichen die donatio ſei nicht juris gentium, d. h. kein im allgemeinen Vernunftrecht, das alle Völker anerkennen müßten, gegründetes Inſtitut. pr. I. II. 6. l. 15. D. XLVIII. 22., §. 28. I. IV. 6., l. 22. D. XXXIX. 5. Siehe jedoch überhaupt **Thibaut** über Habitatio und Partus ancillae in den civiliſt. Abhandl. 1814. n. 2. S. 17 — 36. (*Emminghaus.*)

HABITZHEIM, ein ſchönes großes Dorf in dem Landrathsbezirke Breuberg der heſſenſchen Provinz Starkenburg. Es liegt an den Vorhöhen des Odenwaldes, gehört dem Fürſten von Löwenſtein Wertheim Roſenberg als ſtandesherrlicher Ort und hat ein Schloß mit der herrlichen Gartenanlage Karlsau, 1 Pfarre, 146 Häuſer, und 1811. 709, jetzt gegen 1,200 Einwohner, die ſich ſonſt ganz von Ackerbau und Viehzucht nähren. An wenigen Orten im Großherzogthume ſieht man beſſer bebaute Felder; der hieſige Ackerbau kann zum Vorbilde dienen. Das Schloß erhebt ſich auf den Grundmauern des alten Stammhauſes der Familie von Habitzheim, die in den tiefbewegten Zeiten des 30jährigen Krieges erloſch. (*Pauli.*)

HABLIZIA M. B. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen, und der 2ten Ordnung der 5ten Linnéſchen Klaſſe. Der Charakter der Gattung iſt folgender: Ein fünfblätteriger, radförmiger Kelch; keine Corolle; getrennte Staubfäden; zweifächerige Antheren; eine dreilappige Narbe; ein einziges Samenkorn in einem Fruchtſchlauche. Die einzige Art, welche dieſe Gattung ausmacht, H. tamnoides, entdeckte Marſchall von Bieberſtein in den Schluchten des waldigen Berges Metſchucha, nahe beim Badeorte Conſtantinogorsk in Kaukaſien. Sie hat eine dicke fleiſchige Wurzel, welche auf dieſelbe Art jährlich ſchuppige Sproſſen treibt, wie der Spargel und Hopfen. Aus dieſer Wurzel kommen einige einfache, ſchwache, dunkelrothe, unten ſchuppige, tief gefurchte Stiele, welche an den nahe ſtehenden Pflanzen empor klettern. Die Blätter gleichen denen des Tamus communis, und ſind alternirend, herzförmig, zugeſpitzt und etwas ſcharf anzufühlen. Die Blühten bilden eine lange, blattreiche Rispe.*) Dieſe Gattung hat Marſch. v. Bieberſt. ſo benannt nach Karl Hablizl, ſ. den folgenden Artikel. (*Sprengel.*)

HABLIZL (Karl), ein Preuße von Geburt, aber in Rußland erzogen, war als Student einer der Begleiter Sam. Gottl. Gmelin's auf deſſen Reiſen durch das ſüdliche Rußland, die Umgebungen des kaspiſchen Meeres und einen Theil von Perſien, in den Jahren 1769 bis 1773. Im Jahre 1773 verließ Hablizl aber die Geſellſchaft Gmelin's, indem ihm dieſer auftrug, von Engelli am kaspiſchen Meere aus eine Reiſe nach der perſiſchen Landſchaft Ghilan anzutreten. Hablizl war alſo weder bei der Gefangennehmung Gmelin's durch den Chan oder Usbek der Chaitaken, noch bei deſſen in der Gefangenſchaft 1774 erfolgendem Tode zugegen. Nachdem er Ghilan glücklich durchreiſt hatte und nach Aſtrachan zurückgekehrt war, ernannte ihn die ruſſiſche Regierung zum Aufſeher der daſigen kaiſerlichen Gärten, und endlich im Jahre 1783 zum Collegienrath, Ökonomiedirektor und Vicegouvernör von Taurien. Wann er geſtorben, iſt nicht bekannt. Er iſt Verfaſſer der Bemerkungen auf einer Reiſe durch die perſiſche Landſchaft Ghilan, welche im 4ten Bande der Gmelin'ſchen Reiſe als zweiter Anhang ſtehen; mehrerer kleiner Aufſätze über ökonomiſche und naturhiſtoriſche Gegenſtände in **Pallas's** nordiſchen Beiträgen, Thl. I — V, und einer Beſchreibung von Taurien in naturhiſtoriſcher Hinſicht (der erſten, welche herauskam). Dieß letzte verdienſtvolle Werk gab Hablizl im Jahre 1785 in ruſſiſcher Sprache heraus, eine franzöſiſche Überſetzung davon erſchien in Haag 1788, unter dem Titel: Description physique de la contrée de la Tauride, relativement aux trois règnes de la nature; eine teutſche durch L. **Guckenberger**, Hannover 1789, in 8v. (*Sprengel.*)

HABOR (hebr. חָבוֹר, 2 Kön. 17, 6. 18, 11. 1 Chron. 5, 26.) oder Chabor, Chabur, (arab. خابور), bei den Griechen Chaboras (*Χαβώρας* Ptolem.) und Aboras (*Ἀβώρας*, *Ἀβόῤῥας* (Strabo, Ammian.), [1]) im Hebräiſchen und Syriſchen auch Chebar (כְּבָר, Ezech. 1, 3., 3, 15. 23., 10, 15. 22., ܟܒܪ, ܟܒܘܪ), ein Fluß in Meſopotamien, welcher unterhalb des maſiſchen Gebirges in der Nähe von Râs-el-Ain aus vielen Quellen, denen Plinius (hist. nat. 31, 3. §. 22) einen angenehmen Geruch zuſchreibt, entſpringt, anfangs Obermeſopotamien parallel mit dem Euphrat und Tigris durchſcheidet, dann aber plötzlich ſich gen Weſten wendet und bei Cercuſium in den Euphrat ergießt. Ammian beſchreibt ſeine Ufer als fruchtbar und blühend (XIV, 3.), und wie bedeutend er ſeyn müſſe, zeigt der Umſtand, daß Julian mit ſeinem Heere auf einer Schiffbrücke über ihn gehen mußte.[2]) Schon die aſſyriſchen Könige führten jüdiſche Colonien aus den eroberten 10 Stämmen an die Ufer dieſes Fluſ-

---

*) Vergl. *Marsch. a Bieberstein*, Flora taurico-caucasica. Tom. III. (Supplem.) p. 170. und *Sprengelii* Syst. veget. Volum. I. p. 824.

1) *Cellar.* Not. orb. ant. T. II. p. 608. 2) *Ammian.* XXIII, 5.

Digitized by Google

ſes ins Land Goſen (Gauzanitis, ſ. 2 Kön. 1 Chron. a. a. O.), und Nebukadnezar wählte die Gegend von Neuem zum Sitze einer Colonie, in welcher der Prophet Ezechiel lebte und lehrte (Ezech. a. a. O.). In der Nachricht der Chronik (a. a. O.), über die erſte Colonie findet ſich übrigens eine Verwirrung des Textes, die wir kurz beleuchten müſſen, da ſie zu ganz falſchen hiſtoriſch-geographiſchen Reſultaten führen mußte und geführt hat. Während es nämlich 2 Kön. 17, 6. ganz deutlich und paſſend heißt: „und er ließ ſie wohnen in Halach (Chalcitis) und am Hebor, dem Strome von Goſen, und in den Städten Mediens," lautet die Nachricht der Chronik: „er führte ſie nach Halach, und dem Habor, und Hara (d. i. das mediſche Bergland) und den Strom von Goſen," ſo daß alſo der Strom von Goſen und der Habor etwas Verſchiedenes zu ſeyn ſchienen. Wirklich haben mehrere Ausleger und Geographen ihn für einen andern Chaboras (nämlich einen Berg in Medien) annehmen wollen: [3]) aber wer mit dem Charakter der Chronik bekannt iſt, wird die Identität jener Nachricht anerkennen und nicht zweifeln, daß die Trennung der Orte „Habor" und „Fluß Goſens" durch das dazwiſchen geſtellte „Hara" bloß ein aus Unkunde der Geographie begangenes Verſehen dieſes ſpäteren Schriftſtellers ſei, dergleichen ſich bei ihm mehrere finden.

Außer dem Chabur in Meſopotamien gibt es noch einen gleichnamigen Fluß, der Hjaſemitiſche Khabur (الخابور الحسنيه) genannt, welcher im Gebiete von Moſul von Oſten her in den Tigris ſtrömt,[4]) und ebenfalls öfter mit dem bibliſchen Chabores für einerlei gehalten worden iſt, auch ſo, daß man den Chabor (חָבוֹר) und Chebar (כְּבָר) unterſchied, und den einen derſelben für den Chaboras jenſeit des Tigris erklärte:[5]) allein der Unterſchied liegt höchſt wahrſcheinlich bloß in den Formen, von welchen die eine der arabiſchen, die andere der ſyriſchen ähnlich iſt, und der Chaboras jenſeit des Tigris durfte an keiner bibliſchen Stelle verſtanden ſeyn. Da ſich nicht gewiß ſagen läßt, welche von dieſen Formen die urſprüngliche iſt, ſo läßt ſich noch keine ſichere Etymologie geben: חבור würde der verbindende (Fluß) heißen, כבר die Länge, der lange (Fluß). (*Gesenius.*)

HABRON wird von dem Plinius als ein griechiſchiſcher Maler zweiten Ranges aufgeführt. Derſelbe macht von ihm die Bilder der Freundſchaft und der Eintracht namhaft und erwähnt auch eines Sohnes deſſelben, Neſſos, als eines Künſtlers von geringerer Bedeutung.*) (*R.*)

3) S. Roſenmüller's bibl. Alterthumskunde I. S. 296. vergl. mit *Ker Porter* Travels I. p. 267. 4) S. Jakuti in Schultens's ind. geogr. ad vit. Saladini, v. Chaboras. 5) Wahl's Aſien, S. 708, 709, 718. Roſenmüller's Alterthumskunde a. a. O. Jahn's Archäol. I, 1. S. 17.

*) *Plin.* Hist. nat. XXXV, 11. Unter dem Namen des Habron (ἁβρών) war auch, wie derſelbe Plinius erzählt, ein berühmtes Bild des Apelles vorhanden, welches zu ſeiner Zeit noch in Samos bewundert wurde.

HABRONEM MALACHIT (Mineralog.). Als 5tes Geſchlecht der Malachit-Ordnung, ſtellt Mohs den Habronem (von ἁβρός, hart, ſchön und νῆμα, der Faden) Malachit auf, welcher in zwei Arten, nämlich den prismatiſchen (das Phosphorkupfer) und den hemiprismatiſchen (den Malachit) zerfällt. (*Keferstein.*)

HABSAL (oder Hapsal), eine kleine, im Jahre 1279 erbaute Kreisſtadt in dem vormaligen Herzogthume und der jetzigen ruſſiſchen Statthalterſchaft Ehſtland, mit einem kleinen Hafen an der weſtlichen Küſte der Oſtſee. Sie iſt die Kreisſtadt des Habſalſchen oder des vormaligen Wiekſchen Kreiſes. Dieſer Bezirk wurde ſonſt in die Land- und Strandwiek eingetheilt, und begreift jetzt außer Habſal den Flecken Leal, die Inſeln Nuckö, Worms und Dagen, nebſt noch einigen kleineren in ſich. Habſal ſelbſt liegt 10 Meilen von Reval, hat 160 Häuſer und etwa 800 Einwohner, welche meiſtens Teutſche ſind und theils von Handwerken, theils vom Handel leben, der hier einen Gegenſtand von jährlichen 90 — 100,000 Rubeln ausmacht. Der Hafen, den 10 — 12 Schiffe beſuchen, verſandet von Jahr zu Jahr mehr. Bedeutende Fabriken und Manufakturen hat die Stadt nicht, ihre Bürger nähren ſich aber gut. Viele unter ihnen treiben auch etwas Ackerbau, die Ärmeren Fiſcherei. Die Stadt hat eine Lutherſche Kirche, in welcher abwechſelnd Teutſch, Ehſtniſch und Schwediſch gepredigt wird, das Letztere für die daſelbſt und auf mehreren da herum liegenden Inſeln wohnenden Schweden. — Ehemals war Habſal eine mächtige Stadt und hatte ein feſtes Schloß, wovon die Ruinen in ſtarken Mauern zum Theil noch jetzt auf dem dabei liegenden Berge zu ſehen ſind. Unter ihren vormaligen Biſchöfen prägte ſie ihre eigenen Münzen. Der Biſchof Hermann ſoll ihr erſter Erbauer geweſen ſeyn. An der weſtlichen Seite ſind noch einige Überbleibſel von Steinen, welche vermuthen laſſen, daß ſie ehedem mit Mauern iſt umgeben geweſen; jetzt iſt ſie ein offener Ort. Im Jahre 1559 kam ſie an Dänemark, bald darauf an den Herzog Magnus von Holſtein, als den Biſchof von Öſel und der Wiek, und 1574 wieder an Dänemark; dann 1645 an Schweden, und endlich 1710 an Rußland. Der gleichnamige Kreis, den man auch die Wiek nennt (von einer großen Bucht oder Einwiek, den die See macht), iſt anſehnlich, aber unregelmäßig und wegen der dazu gehörigen Inſeln ſehr zerſtreut und weitläufig. Daher erſtreckt er ſich ungefähr vom 58. Gr. 16 Min. bis zum 59. Gr. 17 Min. der Breite, und vom 39. Gr. 36 Min. bis zum 42. Gr. 17 Min. der Länge. Der Flächeninhalt beträgt 2182 Quadratwerſte, wozu noch etwa 700 Quadratwerſte auf die Inſeln kommen. Er iſt meiſtens eben, aber mit vielen Moräſten durchſchnitten, der Boden abwechſelnd, im Ganzen nicht ſehr fruchtbar, daher die Ernte vom 4ten bis auf das 8te, ſelten bis über das 10te Korn geht. An Waldungen fehlt es nicht, und an Wieſen iſt ſogar Überfluß. Der Kreis enthält mit Einſchluß der Pfarreien 114 Höfe und über 46,000 Einwohner. Viehzucht, Ackerbau und Flachsbau ſind die vornehmſten Beſchäftigungen derſelben, die Strandbauern

Digitized by Google

leben jedoch mehr vom Fiſchfange, der in manchen Jahren überaus ergiebig iſt. (*J. C. Petri.*)

HABSBURG, ein um das Jahr 1020 erbautes Schloß auf dem nicht ſehr hohen, aber ſteilen Wülpelsberge im Bezirk Brugg des ſchweizeriſchen Cantons Aargau, von welchem das gräfliche Geſchlecht, welches mit Kaiſer Rudolf I. den teutſchen Thron beſtieg, ſeinen Namen hat. Der anfänglich ſehr beſchränkte Umfang muß nachher, wie die Spuren zeigen, weiter ausgedehnt werden ſeyn. Jetzt iſt nur ein ſehr feſter Thurm übrig, von bedeutender Höhe, der von einem Feuerwächter bewohnt wird. Nach einem im Jahre 1804 verfertigten Modell von dieſem Überbleibſel wurde daſſelbe zu Laxenburg nachgeahmt. Die Ausſicht von dem Thurme über einen großen Theil der Aargau und Solothurn, und über den Schwarzwald, iſt ſehr ausgedehnt. Kaiſer Rudolfs I. Vorfahren bewohnten dieſes Schloß beſtändig: ſeit der Erwerbung von Öſtreich aber hielten ſich ſeine Nachkommen ſelten mehr in Helvetien auf, und wenn es noch geſchah, ſo war das bedeutendere Schloß bei Baden im Aargau (der Stein zu Baden) ihre Wohnung, oder auch das aus Gütern, die in der Blutrache Kaiſer Albrechts I. erobert wurden, geſtiftete Kloſter Königsfeld. Im vierzehnten Jahrhunderte belehnten die Herzoge von Öſtreich die Edlen von Wildegg mit dieſem Stammſchloſſe, und hierauf diejenigen von Wolen, von denen es im Jahre 1415, als die Eidgenoſſen den Öſtreichern das Aargau entriſſen, der Stadt Bern übergeben wurde. Dieſe belehnte damit die Segeſſer von Brunegg, von denen es 1469 dem Kloſter Königsfelden verkauft wurde, bei deſſen Säculariſation zur Zeit der Reformation es wieder an Bern zurück fiel. Seit der Statsumwälzung im Jahr 1798 gehört es zum Canton Aargau. — Im J. 1815 beſuchte Kaiſer Franz II. dieſe Stammburg ſeiner Vorältern von mütterlicher Seite. — Von dieſem Schloſſe kommt auch der Name Grafſchaft Habsburg, womit die alten habsburgſchen Beſitzungen im Aargau bezeichnet werden, die aber nie eine eigne Grafſchaft ausmachten, ſondern zu der Grafſchaft Rore gehörten. (S. den Art. Habsburg, Grafen von). — Den Namen Habsburg hat man auf mancherlei Weiſe zu erklären geſucht: bald von einem Habichte, der ſich auf dieſe Stelle ſoll niedergelaſſen haben, weßwegen die Grafen zuerſt dieſen Vogel als Schildhalter gehabt hätten: bald von Hapt, Haupit und Habis, welches man durch Haupt erklärte; bald von Habe oder Haben zu Bezeichnung eines eignen Gutes; damit ſtimmt dann in der Bedeutung die wahrſcheinlichſte Etymologie überein, die das Wort von terra avialica ableitet. Von einer andern Etymologie von dem aventiſchen Berge zu Rom, ſ. Habsburg, Neu-. Von dieſem Schloſſe hat auch ein benachbartes kleines Dorf ſeinen Namen. (*Escher.*)

HABSBURG, Neu-, ein zerſtörtes Schloß im Canton Luzern auf dem Hügel Ramenflüe, an derjenigen Bucht des Vierwaldſtätterſees, die bis Küsnacht reicht. Eine grundloſe Sage läßt daſſelbe von Flüchtlingen aus dem Geſchlechte der römiſchen Petro-Leone oder Frangipani erbaut werden, und macht es zur eigentlichen Stammburg des habsburgſchen Geſchlechtes: den Namen Habsburg ſollen ihm die Erbauer von dem aventiniſchen Berge zu Rom gegeben haben. (S. Habsburg, Grafen von). Das Schloß iſt aber ſpätern Urſprungs als das Schloß Habsburg im Aargau, und war eine Beſitzung der dortigen Grafen, die vielleicht durch deſſelben Erbauung feſten Fuß in der Nähe der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden faſſen wollten. Es wurde im J. 1352 von den Eidgenoſſen in dem Kriege gegen Öſtreich nach einer zehntägigen Belagerung erobert und zerſtört. — Die Gerichte über die zu der Burg gehörigen Dörfer kaufte Luzern 1406 von den Edlen von Hünenberg, an welche ſie von den Öſtreichern verpfändet waren. Die daraus gebildete Landvogtei hieß Habsburg, ſo wie der jetzige Gerichtskreis, der zu dem Amte Luzern gehört. (*Escher.*)

HABSBURG (Grafen von), Genealogie und Geſchichte des Geſchlechtes. Je höher die Macht und der Glanz dieſer Häuſer geſtiegen iſt, deſto größer war der Reiz zu Verfertigung fabelhafter Genealogien. Nur als Beiſpiel, wohin ſich die grundloſen Träumereien, oder abſichtliche Erdichtungen verſteigern können, wird hier angeführt, daß dem Hauſe ein trojaniſcher Urſprung gegeben wurde, indem man es theils von dem Geſchlechte Frangipani oder Petro-Leone zu Rom (das aber jüdiſchen Urſprungs iſt); theils von den Merovingern, und beide wieder aus trojaniſchem Geblüte und dann von Gam ableitete [1]). Kaum bedürfen dergleichen Fabeln heut' zu Tage mehr einer Widerlegung, obgleich mehrere der berühmteſten Kaiſer aus dieſem Hauſe es bewieſen, wie vielen Gefallen ſie daran fanden. Der wahrſcheinliche Urſprung von den alten elſaſſiſchen Herzogen wurde zuerſt zwar nicht erwieſen, ſondern errathen durch Lazius (de Migrationibus Gentium, L. VIII.), Gebwyler (vita S. Odiliae.), Guilliman (Habspurgiaca I, 3.), und Buzelinus (germania Topo-chrono-stemmatograph. s. et prof.). Lazius und Buzelinus ſind bekannt als Verfertiger von Genealogien, die ohne urkundliche Grundlagen aus bloßen Vermuthungen abgeleitet ſind. Guilliman läßt die habsburgſchen Landgrafen des obern Elſaſſes aus Helvetien ins Elſaß kommen, und nennt ihre Vorältern Grafen von Altenburg. Dagegen erinnert Schöpflin (Alsatia illustrata T. 2. 462) richtig, daß die geographiſchen, von Bürgern abgeleiteten Namen der Grafſchaften, erſt im eilften Jahrhundert anfangen, da ſie vorher bloß mit dem Taufnamen der Beſitzer bezeichnet waren. Hingegen tadelt er Guilliman ohne Grund darüber, daß er Altenburg in die Gegend der alten Vindoniſſa (Windiſch, oberhalb des Zuſammenfluſſes der Reuß und Aare) verlege, und ſucht daſſelbe im Klekgau jenſeits des Rheines. Denn allerdings findet ſich in der Gegend von Vindoniſſa eine Burg dieſes Namens, welche zu den Stammgütern der Habsburger gerechnet wird (ſ. Leu's Lexikon. Altenburg.).

1) S. *Jo. Ludwig Schonleben*, Diss. de prima origine Domus Habspurgo-Austriacae. Laubaci 1680. fol.

Digitized by Google

Gründlicher verfolgte dann Vignier[2]), die vor ihm aufgefundene Spur, und zeigte wahrſcheinliche Grade der Abſtammung der Lothringer und Habsburger von Ethiko, Herzog des Elſaſſes im ſiebenten Jahrh. Aber indem er Leudeſius, Major Domus in Neuſtrien unter Theoderich III. als Ethiko's Vater, und den Major Domus Erchinoaldus als ſeinen Großvater aufſtellte, verlor er ſich wieder in unhaltbare, und völlig unwahrſcheinliche Vermuthungen. Eben ſo unrichtig behauptete dann le Cointe (Annales Ecclesiast. Francorum), daß Herzog Leutharius II. von Alemannien unter Sigebert II. der Vater von Ethiko geweſen, ſo gewiß es auch iſt, daß Ethiko alemanniſchen Urſprungs war. Mit weit mehr Wahrſcheinlichkeit könnte man Schöpflins Vermuthung folgen, der ſie aber ſelbſt als bloße Vermuthung gibt, daß Ethiko von den alten Guelfen abſtamme. Sein Vater Luithericus oder Leutericus wird zwar in Urkunden genannt, aber ohne alle nähere Bezeichnung. Wahrſcheinlich war er einer der großen Güterbeſitzer, Dynaſten, am Rheine: wenigſtens hatte ſein Sohn der Herzog Ethiko II. ſehr ausgedehnte Beſitzungen im Elſaß, Breisgau und der Ortenau, wie die Urkunden einiger von ihm geſtifteter Klöſter beweiſen. Er macht daher die Gränze der genealogiſchen Wahrſcheinlichkeit, über welche hinauf Alles dunkel und nur die Unrichtigkeit der meiſten aufgeſtellten Vermuthungen erweislich wird. Von ihm gehen daher auch die Begründer der wahren habsburgſchen Genealogie aus. Dieſe ſind der hannoverſche Hiſtoriograph und Bibliothekar Johann Georg Eccard, der Pater Marquard Herrgott zu St. Blaſien und Johann Daniel Schöpflin, Profeſſor zu Straßburg[3]).

Der Pagus Alsaticus, als deſſen Herzog Ethiko erſcheint, kam mit dem übrigen Alemannien durch die Schlacht bei Tolbiacum (496) unter fränkiſche Hoheit, und gehörte folglich zu Auſtraſien. Bis ins ſiebente Jahrhundert bildete er einen Theil des Herzogthums Alemannien, das im Anfange des ſechsten Jahrhunderts errichtet, dann aber durch König Pipin oder doch im Anfange von Carls des Großen Regirung, wegen der unaufhörlichen Empörungen dieſer allzu mächtigen Herzoge gleich andern aufgehoben wurde. Damals aber erſtreckte ſich dieſer Pagus ſüdlich tief in Helvetien hinein bis an die Aare. Im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts erſcheint nun der Pagus getrennt von Alemannien unter eigenen Herzogen. Wahrſcheinlich jetzt ſchon, um die alemanniſchen Herzoge zu ſchwächen. Vor Ethiko werden in den Urkunden **Gundonius** und ſein Nachfolger **Bonifacius**, beide ungewiſſen Geſchlechtes, als Herzoge des Elſaſſes genannt. Auf dieſe folgt **Ethiko**, wahrſcheinlich im Jahre 666. [Der Name erſcheint verſchiedentlich in den Urkunden und Geſchichtſchreibern: Edith, Etich, Edichin, Athicus, Atticus, Adalricus, Athelricus, Ethico, Ethicus, und mit der bei den Franken häufigen Aſpiration Chadichus][4]).

Sein Geburtsjahr ſetzt Schöpflin um 626, das Todesjahr um 690, und beweiſet unwiderſprechlich die Unrichtigkeit von Herrgott's und Andrer Behauptung, daß er zugleich Herzog in Alemannien geweſen. Er wird als hart und grauſam in jüngern Jahren, als milder endlich im Alter geſchildert, womit die Legende von ſeiner Tochter, der heil. Odilia, übereinſtimmt, welche blind geboren auf Befehl des Vaters ſollte ausgeſetzt werden, von der Mutter Berswinda aber gerettet und in einem Kloſter Burgunds erzogen wurde, worauf ſie durch ein Wunder in der Taufe ſoll ſehend geworden ſeyn. Einen ungenannten Bruder, der ſich für ſie verwandte, ſoll der Vater umgebracht haben. Nachher ſtiftete er, um ſein Verbrechen nach den Zeitbegriffen abzubüßen, bei ſeiner Burg Hohenburg das gleichnamige Frauenkloſter, für Odilia, von welcher dann auch der Berg ſeinen Namen erhielt[5]).

Einen geringeren Grad der Wahrſcheinlichkeit als der Stammvater haben die einzelnen Glieder des Geſchlechtes bis um die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Daher finden ſich auch bedeutende Abweichungen in den Geſchlechtsregiſtern, welche Eccard, Herrgott und Schöpflin, meiſt nach Urkunden aufgeſtellt haben. Doch hat das Syſtem des Letztern, der außer den Quellen, welche ſeinen Vorgängern zu Gebote ſtanden, noch eine große Menge andrer Urkunden benutzte, am meiſten für ſich. Zwei Söhne, welche Ethiko hinterließ, **Adelbertus** oder Adalardus, und **Ethiko II.**, erſcheinen beide mit dem Namen Herzog; aber Schöpflin beweiſet wieder, daß Herrgott ſie unrichtig Herzoge in Alemannien nennt. Man darf indeſſen daraus keine Erblichkeit dieſes Amtes folgern, obgleich nach alemanniſcher Sitte der Sohn bei Verleihung desſelben nicht leicht übergangen wurde. Ein dritter Sohn **Hugo I.**, welcher vor dem Vater ſtarb, iſt der Stammvater eines gräflichen Geſchlechtes in Elſaß, das um die Mitte des achten Jahrhunderts verſchwindet. Nach Herrgott wäre Ethiko II., der älteſte Sohn aber nur kurze Zeit Herzog geweſen, und auf ihn Adelbert gefolgt. Schöpflin hingegen zeigt, daß Ethiko II. wohl den Titel, aber nicht das Amt beſeſſen habe, und jünger als Hugo geweſen, der jenen Titel nie erhielt, weil er vor dem Vater ſtarb. Von Ethiko II. wird das Geſchlecht der Herzoge von Lothringen, von dem älteſten Adelbert aber werden die Habsburger und die Zäringer abgeleitet.

Adelbert wurde von Theoderich III. noch bei Lebzeiten Ethiko's I. zum Grafen des untern Elſaſſes

2) **Hieronymus Vignier**, geb. 1606 zu Blois, reformirter Prediger daſelbſt, nachher Katholik, ſtarb zu Paris 1661 als Père de l'Oratoire. 1649 gab er zu Paris heraus: La véritable origine des très illustres maisons d'Alsace, de Lorraine, d'Autriche, de Bade et de quantité d'autres. 3) Origines sereniss. ac potentiss. Familiae Habsburgo-Austriacae, ex Monumentis veteribus etc. demonstratae a *J. G. Eccardo*. Lips. 1721. fol. — Genealogia diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae. Opera et studio *Marquardi Herrgott*. 2 Tom. 3 Vol. fol. Viennae 1737. — Alsatia illustrata. Auctor *J. D. Schoepflinus*, Colmariae 1751. 2 Tom. fol.

4) Wie **Chlodwich** und **Ludwig**. **Schöpflin** beweiſt daher, daß der Herzog Chaticus, welchen *Bobolenus* in Vita S. Germani anführt, eben dieſer Ethiko ſei. 5) Kaiſer **Maximilian I.** ſetzte einen groſſen Werth darauf, daß ſeine Abſtammung von dem Vater dieſer Heiligen könne gezeigt werden.

Digitized by Google

oder Nordgaues ernannt[6]), und folgte nach des Vaters Tode als Herzog des Elſaſſes. Er erſcheint als Stifter einiger Klöſter und ſtarb zwiſchen 720 und 723, indem er nebſt fünf Töchtern drei Söhne hinterließ, Luitfridus I., Maſo und Eberhardus. Jedem der beiden letztern wird ein einziger Sohn zugeſchrieben, mit welchen ihre Deſcendenz verſchwindet. Luitfridus I. (auch Liutfridus, Leudofredus, Leudefridus), folgte dem Vater Adelbert als Herzog und ſtarb um die Mitte des achten Jahrhunderts. Mit ihm hört die herzogliche Würde im Elſaſſe auf und ſeine Nachkommen werden immer Grafen genannt. Das Land aber ſelbſt behielt noch den Namen eines Herzogthums. Die Aufhebung dieſes Amtes fällt alſo ungefähr in die gleiche Zeit mit der Abſchaffung der alemanniſchen Herzoge und gehörte zu dem allgemeinen Syſtem der Carolinger, die Großen zu ſchwächen[7]). Deſto mehr erhoben ſich aber dann die Grafen, beſonders diejenigen, welche zu Verwaltung der Rechtspflege über einen größern Gau geſetzt waren, und wieder andre Grafen unter ſich hatten, von denen ſie ſich aber erſt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts durch den Namen Landgrafen zu unterſcheiden anfangen. Zu jenen höhern Grafen gehörten auch mehrere der Nachkommen Luitfrids I., die als Grafen des obern Elſaſſes erſcheinen, ohne daß bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts das Amt erblich, oder alle, die den Namen Grafen führen, dasſelbe wirklich beſeſſen hätten[8]). Man muß daher in dieſer Grafſchaft des alten Sundgaues, woraus die ſpätere Landgrafſchaft der obern Elſaſſer entſtand, zwei Perioden unterſcheiden, die auch für die Geſchichte der Habsburger wichtig ſind. In der erſten, die bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts geht, iſt dieſelbe noch nicht erblich und die Grafen ſind nach ihrer erſten Beſtimmung noch Beamte des Königs. Daher wechſeln Grafen aus verſchiedenen Geſchlechtern. Allein als die kaiſerliche Macht gegen Ende des eilften Jahrhunderts ſank, ſo uſurpirten Luitfrids Nachkommen, die damals im Beſitze der Grafſchaft und durch große Stammgüter mächtig waren, dieſelbe als erbliches Lehen, und ſie blieb ihnen bis zum weſtphalenſchen Frieden. In dieſer zweiten Periode war aber ihre Ausdehnung weit beſchränkter als unter den Carolingern. Was früher in Helvetien und im Jura dazu gehört hatte, war im J. 888 bei Entſtehung des hochburgundſchen Königreichs abgeriſſen worden, und wurde nie mehr damit vereinigt. Dagegen ſtanden dieſe Grafen, die ſich von 1186 an Landgrafen, zuweilen aber auch noch Grafen des Elſaſſes nennen, ſeit 916 bis zum Untergange der Hohenſtaufen 1268 neuerdings unter Herzogen, indem unter Conrad I. nach dem Falle der Kammerboten, Berchtold und Erchanger das alte alemanniſche oder jetzt ſchwabenſche Herzogthum hergeſtellt, und auch das Elſaß in ſeiner gegen Süden zwar beſchränktern Ausdehnung wieder damit verbunden wurde. Aber wie überall, ſo uſurpirten auch dieſe Grafen Lehen und Kammergüter, und vermiſchten ſie ſo mit Stammgütern und andern ſpäter erworbenen Allodien, daß es oft unmöglich iſt, die Natur jeder Beſitzung auszumitteln.

Auf Luitfridus I., den letzten Herzog aus Ethiko's Stamme, laſſen die Urkunden ſeinen einzigen Sohn Luitfridus II. als Grafen des Elſaſſes folgen, der ums J. 800 ſtarb, mit Hinterlaſſung von zwei Söhnen, den Grafen Leutardus und Hugo II. Der Sohn des erſtern iſt der berühmte Gerhard von Roſſillon, Graf von Paris. Hugo hingegen (+ 837) pflanzte das Geſchlecht im Elſaſſe fort. Von ſeinen drei Söhnen Luitfridus III., Adalardus und Hugo ſtarb der letzte als Knabe, Adalardus wahrſcheinlich kinderlos. Ihre Schweſter, Ermengardis, war die Gemahlinn Kaiſer Lothars I., und die Annales Bertiniani (beim Jahre 862) erwähnen, daß Luitfridus von ſeinem Neffen König Lothar an Kaiſer Ludwig II. nach Italien geſandt worden. Luitfridus III. ſtarb 864. Der ältere ſeiner Söhne Hugo III., von deſſen großer Macht ſich unzweifelhafte Spuren zeigen, ſtarb kinderlos ums Jahr 880. Der jüngere, Luitfridus IV. folgte ihm in den ſämmtlichen Beſitzungen. Sein Todesjahr iſt ungewiß. Zwei ſeiner Söhne Hunfridus, der älteſte, im Nordgaue mächtig, und Hugo IV., der jüngſte, werden beide nur ein einziges Mal in Urkunden erwähnt[9]). Der zweite Sohn Luitfridus V., Graf des Sundgaues, wurde 925, als er das Land gegen einen Einfall der Ungern vertheidigte, in die Flucht geſchlagen. Sein Todesjahr iſt ungewiß. Ihm folgte als Graf des Sundgaues ſein älterer Sohn Luitfridus VI., welcher noch im Jahre 977 in einer Urkunde erſcheint, dieſes Jahr aber wahrſcheinlich nicht lange überlebte. Eben ſo iſt auch das Todesjahr ſeines Sohnes Luitfridus VII., Grafen im Sundgau und Nordgau, ungewiß. 999 erſcheint er zum letzten Male in Urkunden; und da mit ihm der Name Luitfridus verſchwindet: ſo vermuthet Schöpflin, daß er der einzige männliche Nachkomme von Luitfridus VI. geweſen. Dieß wird auch dadurch wahrſcheinlich, daß nach dem Jahre 1000 die Enkel ſeines Oheims Guntram als Beſitzer der Güter und wahrſcheinlich auch der Grafſchaft im Elſaſſe erſcheinen. Dagegen hatte Luitfridus V. wahrſcheinlich einen zweiten Sohn Guntram den Reichen, von

---

6) Der Eckenbach oder der benachbarte Landgraben zwiſchen Schlettſtadt und Gemar theilte das obere vom untern Elſaß, oder das Sundgau vom Nordgau, eben ſo wie die Baſeler von der Straßburger Diöceſe. Nach den Carolingern aber erſcheint der Name Sundgau in beſchränkterer Bedeutung und begreift nur einen Theil des oberen Elſaſſes bis zu dem Flüßchen Thur bei Thann und Sennheim. 7) Unter den Carolingern findet ſich nach Luitfrid nur noch ein einziger Herzog des Elſaſſes, Hugo, ein natürlicher Sohn König Lothars, des Sohns von Kaiſer Lothar I. Vom Jahre 867 an erſcheint er 17 Jahre lang als Herzog. 8) Der Name Comes wurde allmälig auch als bloßer Titel gebraucht, den beſonders diejenigen führten, die aus einem herzogl. Geſchlechte ſtammten.

9) Von Hunfridus leitet Herrgott Guntram den Reichen ab, mit welchem die ſichere Geſchlechtsfolge der Habsburger beginnt. Schöpflin hingegen macht es wahrſcheinlich, daß er ein Sohn Luitfrids V. war.

Digitized by Google

welchem das habsburgſche Geſchlecht nun mit Gewißheit kann hergeleitet werden, während die ganze frühere Periode keineswegs darauf, ſondern nur auf große Wahrſcheinlichkeit Anſpruch machen darf. Hier beginnen nämlich die Acta Fundationis Monasterii Murensis [10]), die in Verbindung mit den Urkunden ein helleres Licht verbreiten. Zwar hat Herrgott das Alter und das Anſehen derſelben angegriffen und ihren Urſprung ans Ende des dreizehnten Jahrhunderts geſetzt. Kopp vertheidigte ſie aber in den Vindiciis, wo er den Verfaſſer der Acta ins zwölfte Jahrhundert ſetzt, und zwiſchen ihm und dem Verfaſſer [11] einer ſpäteren als der voranſtehenden Genealogie unterſcheidet.

Guntram der Reiche, der mit zweihundert Mann der Schlacht bei Merſeburg gegen die Ungern ſoll beigewohnt haben, hatte wahrſcheinlich durch Theilnahme an der Empörung Herzog Ludolfs von Schwaben und Elſaß gegen ſeinen Vater Kaiſer Otto I. (953 u. 954), ſich die kaiſerliche Acht und den Verluſt ſeiner Beſitzungen im Elſaſſe und Breisgau zugezogen, und war auf die Altenburg bei Windiſch geflohen [12]). Seine elſaßſchen und breisgau'ſchen Güter kamen durch Schenkung der Ottonen an das Kloſter zu Payerne und an Einſideln. Aber der größere Theil der Stammgüter und Lehen, auch die Grafſchaft des Sundgaues blieb den Luitfriden, die keinen Theil an der Empörung ſcheinen genommen zu haben, und nach deren Erlöſchen um 1000 ihre Beſitzungen an Guntrams Enkel müſſen gefallen ſeyn. Durch Liſt und Gewalt unterwarf ſich Guntram die freien Güterbeſitzer zu Wolen an der Reuß und legte ihnen Dienſte und Pflichten auf. Auf gleiche Weiſe dehnte ſein Sohn Kanzelinus oder Lanzelinus das kleine Erbgut über die Ortſchaft Muri aus, und zwang theils die freien Einwohner zur Knechtſchaft, theils vertrieb er ſie mit Gewalt von dem Ihrigen. Sein Beiſpiel wurde von manchen ſeiner Nachkommen befolgt. Allgemein wird angenommen, daß Kanzelinus eben der Lantoldus ſei, von welchem auch die Zäringer abgeleitet werden. Kanzelinus wohnte auf der Altenburg und ſtarb wahrſcheinlich i. J. 990. Über die Namen zweier ſeiner Söhne Radeboto und Rudolf I. waltet kein Zweifel. Weniger gewiß, aber wahrſcheinlich iſt Biſchof Wernherus von Straßburg ſein Sohn, der noch einen Bruder Lanzelinus erwähnt. Iſt die Gleichheit des erſten Kanzelinus und des Lantholdus erwieſen, ſo müſſen nach Urkunden des Kloſters Einſidlen noch Bircetilo oder Bertholdus, von welchem die Zäringer abſtammen, und ein unbekannter Graf Gebhardus beigefügt werden. Von Radeboto und Rudolf, dem Stifter des Kloſters Othmarsheim im Elſaß, meldet die Geſchichte, daß ſie die übrigen väterlichen Güter getheilt, aber über den Beſitz von Muri ſich geſtritten haben, weßwegen Rudolf die Gegend mit Feuer und Schwert verheert, Radeboto aber dennoch im Beſitze blieb. Dieſer, vermählt mit Idda, der Schweſter Herzog Theoderichs von Lothringen, erbaute um 1020 auf dem Wülpelsberge in dem alten Stammgute im Eigen, nicht fern von der Altenburg, das feſtere aber kleine Schloß Habsburg [13]). Bekannt iſt die Erzählung, daß er mit dem Gelde, welches ihm Biſchof Wernher, der das Kirchengut für Bereicherung ſeines Stammes mißbrauchte, zu dem Baue gegeben, der Burg viele Dienſtmannen aus dem umwohnenden Adel erworben. Als nun Wernher die Burg zu beſehen kam, und den Umfang für ſo viel aufgewandtes Geld allzu enge fand, mahnte Radeboto in der Nacht ſeine Getreuen. Bei Tages Anbruch erblickte Wernher das vermeinte feindliche Heer, billigte dann aber des Bruders Klugheit, welcher ihm dieſe lebenden Mauern als die feſteſte Schutzwehre der Größe eines Hauſes vorſtellte. Eben dieſer Wernher, auch als Erbauer der Stiftskirche zu Straßburg bekannt, erſcheint als Stifter des Kloſters Muri in Verbindung mit Radeboto's Gemahlinn Idda, welche ihr Witthum, das von Kanzelinus in dortiger Gegend geraubte Gut, deſſen rechtmäßige Beſitzer, wie erzählt wird, nicht mehr zu finden waren, zu Erbauung eines Kloſters weihete. Von daher blieben die Beſitzer der Habsburg Schirmvögte des Kloſters Muri. Wernher ſtarb 1028 oder 1024 zu Conſtantinopel, wohin Kaiſer Conrad II. ihn ſoll geſandt haben, um ſich des gewaltthätigen aber mächtigen Mannes zu entledigen, über deſſen Beraubungen unaufhörlich von den elſaß'ſchen Klöſtern geklagt wurde. Er übergab vor ſeiner Abreiſe die Verwaltung Habsburgs und der übrigen Güter ſeinem Bruder Lanzelin, da Radeboto, der in einer Urkunde Graf im Klekgau genannt wird, im Jahre 1027 ſtarb. Dieſer hin-

10) Muri im Aargau. Die beſte Ausgabe dieſer Acta iſt von dem Abt Fridalin Kopp von Muri: Vindiciae Actorum Murensium, Muri 1750. 11) Zwei andre in dieſem Streite erſchienene wichtige Schriften ſind: Anonymus Murensis denudatus. Auctore *P. Rusteno Heer.* Friburgi Brisgoviae 1755. 4. gegen Kopp. Hingegen für ihn: Vindiciae Vindiciarum Koppianarum etc. adornatae a *Jo. Bapt. Wieland.* Muri 1760. 4. Das letztere Werk iſt aber verſtümmelt; denn da Wieland (Conventual zu Muri) zu beweiſen ſuchte, daß die Habsburger ſchon im zwölften Jahrhundert erloſchen, und die ſpätern von den Grafen v. Thierſtein abſtammen: ſo wurde von Wien und Rom her die Unterdrückung des Werkes verlangt. Haller hat die weggelaſſenen Stellen bekannt gemacht in der ſchweiz. Biblioth. Bd. 2. S. 488 fg. 12) Da dieſe Burg mit der dazu gehörigen Landſchaft Eigen im burgundſchen Königreiche lag, ſo hatte das über Guntram geſprochene Urtheil auf den Beſitz derſelben keinen Einfluß. Ob er ſie aber ſchon vorher beſeſſen, und ob ſie wirkliches Stammgut des Geſchlechtes geweſen, iſt höchſt ungewiß, und weit wahrſcheinlicher, daß er ſie, vielleicht durch eine Heirath, erworben. In den St. Gallenſchen Chroniken wird nämlich nach der Mitte des neunten Jahrhunderts ein Verwandter des gelehrten Abtes Hartmut von St. Gallen erwähnt, Namens Landalo, als Beſitzer von Vindoniſſa und Altenburg und vieler andrer Güter. Er wurde Biſchof zu Darwis (Treviſo) und ſtarb 882 zu Roſchach, nachdem er dem Kloſter St. Gallen große Schenkungen gemacht. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß die vermeintlich uralten Stammgüter der Habsburger im Aargau erſt im zehnten Jahrhundert durch Guntram erworben wurden; vorausgeſetzt, daß dieſer Guntram der Reiche wirklich jener im Elſaß geächtete Graf geweſen, was ſehr wahrſcheinlich, aber nicht erwieſen iſt.

13) Unter mancherlei Etymologien des Namens hat am meiſten für ſich diejenige, welche ihn von terra aviatica ableitet; da v oft in b verwandelt wurde. Die Gegend hieß im Eigen.

Digitized by Google

terließ nebſt einer Tochter Richenza, die an Graf Ulrich zu Lenzburg vermählt wurde, drei Söhne Otto I., Adelbertus I. (oder Albertus I.) und Wernher II. Von dem Letzten ſtammen die folgenden ab. Otto wurde 1046 von einem Edelmann ermordet und zu Straßburg begraben. Adelbertus ſtarb bei Hüningen; zu Muri begraben. Beide heißen Grafen ohne weitere Bezeichnung: aber der jüngſte Bruder Wernher II. erſcheint zuerſt mit dem Namen Graf von Habsburg in einer Urkunde[14]), wodurch die Kardinäle zu Rom in Abweſenheit des Papſtes die Einrichtung Wernhers beſtätigen, daß jeder Älteſte des Hauſes von dem Abte zu Muri mit der Schirmvogtei ſolle belehnt werden. Um dieſe Zeit fing man nämlich auch in Teutſchland an, die etwas frühere italieniſche Sitte nachzuahmen, nach welcher die Edelleute ſich von ihren Schlöſſern oder andern Beſitzungen benannten. Die Genealogie erhielt dadurch ein helleres Licht; aber indem der gräfliche Titel auch in Geſchlechtern forterbte, die kein gräfliches Amt mehr beſaßen, und dann allmälig der Name Grafſchaft auch in geographiſcher Bedeutung gebraucht wurde, erhielt manche Gegend von ihren Beſitzern den Namen Grafſchaft, die früher nicht als ſolche erſcheint. So entſtand auch der Name der Grafſchaft Habsburg, obgleich die habsburgſchen Beſitzungen in Helvetien nie eine Grafſchaft im ältern Sinne bildeten. In dem Ausdrucke Graf zu Habsburg zeigt ſich noch das frühere Verhältniß. Die habsburgſchen Beſitzungen gehörten zu der Grafſchaft des niedern Aargaus, die oft von der Mallſtatt Rore[15]) benennt wird. Das alte Grafengeſchlecht, welches von Lenzburg ſeinen Namen erhielt und 1172 erloſch, verwaltete dieſelbe. Wernher II. erſcheint in dem Kriege zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf als eifriger Anhänger des Letztern. Dieß und die Sorge für Erhebung des Kloſters Muri, das er 1064 weihen ließ, hat ihm von den dortigen Mönchen den Zunamen des Frommen verſchafft. Von ſeinen zwei Söhnen Otto II. und Adelbert II. wurde der erſtere in ſeinem Hauſe ermordet im J. 1111. Wahrſcheinlich war er auch Graf im Elſaſſe, in welcher Würde ihm ſein Bruder Adelbert ſcheint gefolgt zu ſeyn, der im J. 1140 ſtarb, ohne daß ſeine Deſcendenz erwähnt würde. Otto II. hingegen hinterließ Wernher III., der ums Jahr 1163 ſtarb und deſſen Sohn erweislich Adelbert III. war[16]). Dieſer hat den Zunamen des Reichen, und wird als menſchenfreundlich, mild und wohlthätig gegen Unglückliche, zugleich aber als tapferer, großherziger Krieger geſchildert. Beweiſe davon gab er in zwei Kreuzzügen nach Paläſtina (1187 bis 1191 und 1196 bis 1198), und in den Kämpfen für Berchtold V. von Zäringen gegen den Unabhängigkeitsſinn der Großen im burgundſchen Helvetien. Das Städtchen und die Burg Waldshut nahe am Zuſammenfluſſe der Aare und des Rheins ſind von ihm angelegt. Er vermehrte die habsburgſchen Beſitzungen mit einigen Ortſchaften im jetzigen Kanton Zürich, die ihm ſeine Gemahlinn Idda von Pfullendorf zubrachte. Auch erhielt er von Kaiſer Friedrich I. die Grafſchaft im Zürichgau. Adelbert iſt auch der erſte, der ſich Landgraf im Elſaß nennt[17]): doch kommt auch nachher noch einige Male bloß der Name Graf vor, und die Habsburger zogen den Namen Grafen von Habsburg, wodurch Allodialbeſitzthum bezeichnet wurde, meiſt dem Namen Landgrafen im Elſaß vor. Denn dieſe Landgrafſchaft hatte niemals fürſtliche, ſondern immer nur gräfliche Würde, und erſt als die Öſtreicher im funfzehnten Jahrhundert aus ihren Landgrafſchaften im Elſaß und Breisgau, aus dem Schwarzwald und den vier Waldſtädten am Rheine ein Fürſtenthum bildeten, deſſen Regirung zu Enſisheim im Elſaß ihren Sitz hatte, wurde auch die Landgrafſchaft im Elſaß zuweilen Fürſtenthum genannt. Daher ging auch durch die Annahme des Titels Landgraf im Verhältniſſe der Habsburger zum obern Elſaſſe keine Veränderung vor. Regalien beſaßen ſie anfänglich ſo wenig als andre königliche Beamte, ſondern nur die richterliche Gewalt, zumal da ſie bis zum Untergang der Hohenſtaufen unter den Herzogen von Schwaben ſtanden. Der Übergang zu den neueren Verhältniſſen geſchah auch hier nur durch allmälige Uſurpationen, die dann durch Erwerbung der Reichsvogtei und des Reichsvikariats über das obere Elſaß im vierzehnten Jahrhundert noch beſonders erleichtert wurden.

Mit Adelbert III. erhält nun die habsburgſche Genealogie unbezweifelte Gewißheit durch eine Urkunde Kaiſer Rudolfs I. vom Jahre 1259, worin er ſeinen Vater, Großvater und Ältervater (eben dieſen Adelbert) nennt. Adelbert III. ſtarb 1199 und es folgte ſein einziger ihm unähnlicher Sohn, der übermüthige und gewaltthätige Rudolf II. als Graf von Habsburg und Landgraf im Elſaß. Durch ihn machte die habsburgſche Macht nicht geringe Fortſchritte, wozu der Kampf um

14) Die Jahrzahl der Urkunde fehlt: Kopp ſetzt ſie 1094; Heer weniger richtig 1095, da Wernher höchſt wahrſcheinlich 1096 ſtarb. 15) Rore wird von Einigen im jetzigen Dorfe Rohr, von Andern auf dem Platze geſucht, wo jetzt das Rathhaus zu Aarau ſteht. 16) Eine etwas verwirrte Stelle der Genealogie bei den Actis Murensibus hat hier die Vermuthung erzeugt, daß mit Wernher III. der habsburgſche Mannsſtamm erloſchen, und die folgenden Habsburger von den Grafen von Honberg oder Thierſtein im Frickthal (die ſich nachher in die nach dieſen beiden Schlöſſern benannten Linien theilten), abſtammen, in welches Haus Idda, eine Schweſter Otto's II. ſoll vermählt geweſen ſeyn. Man hat dieſe Behauptung, welche die ganze Genealogie der Habsburger umzuſtürzen drohte, auf mancherlei Weiſe zu widerlegen geſucht, (ſ. Schöpflin in der Alsatia illustrata. Tom. 2. S. 470) den ſicherſten Beweisgrund aber lange überſehen, der in einer Urkunde liegt, die Joh. Heinr. Hottinger in dem Speculum Helvetico-Tigurinum 1665 (Seite 234) bekannt gemacht hat, in welcher Adelbert ausdrücklich Sohn des Grafen W. (Wernher) von Habsburg genannt wird. Sie iſt vom Jahre 1153. Zurlauben hat zuerſt ihre Wichtigkeit für die habsburgſche Genealogie dargethan in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions. Tom. 35. p. 677. Damit ſtimmt dann auch die Genealogie einer andern alten Handſchrift, Gesta Murensia, überein, worin jene Idda nicht als Schweſter, ſondern als Gemahlinn Otto's II., und geborne Gräfinn von Thierſtein erſcheint. 17) Die Urkunde iſt vom J. 1186. Er nennt darin Luitfridus, Rampertus und Otpertus ſeine Vorfahren und Voraltern. Wohin aber die beiden letztern in der Genealogie zu ordnen ſeien, iſt völlig dunkel.

Digitized by Google

die Kaiſerkrone zwiſchen Otto IV. und [illegible] Schwaben und das Erlöſchen des lenzburgiſchen [illegible] (1172) ihm Gelegenheit darbot. [illegible] der hochfahrende Landgraf die Hoheit der ſchwäbiſchen Herzoge und nahm Partei für Otto. Dieſe [illegible] veranlaßten nähere Berührungen Habsburgs mit den drei Reichsländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Nach alter Sitte in ſtürmiſchen Zeiten wählten die Unterwaldner den Grafen Rudolf, der in ihrem Lande einige Höfe erworben hatte, zum Schirmherren auf gewiſſe Jahre. Denn ſeit dem Erlöſchen der Lenzburger, von denen mehrere die Rechte jener Reichsländer, beſonders in den Streitigkeiten zwiſchen Schwyz und Einſidlen um die Gränzen, treu geſchützt hatten, ſchien von den Habsburgern gleicher Schutz zu hoffen. Noch kannten dieſe Länder ſelbſt die Kraft nicht, die in ihnen lag, und die ſie nachher im Kampfe für Recht und Eigenthum ſo ruhmvoll entwickelten. Darum wählten oft alle drei, oft zwei oder einer aus ihnen einen benachbarten Großen zum Schirmherren. Doch bei den Habsburgern herrſchte ein andrer Geiſt als bei den Lenzburgern. Nicht Ertheilung von Schutz und dafür kleine Vortheile und allenfalls Hilfe in eigner Noth, ſondern Herrſchaft ſuchten die Habsburger, und was ſpäter Kaiſer Albrecht, Rudolfs Urenkel, mit ſo unglücklichem Erfolge unternahm, das verſuchte dieſer ſchon hundert Jahre früher. Als nämlich Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben durch den Wittelsbacher allgemein als König anerkannt wurde, forderte er 1209 auch von den drei Ländern Huldigung. In einfachem und hellerem Sinne hatten dieſe, die päpſtlichen Bannſtrahlen verachtend, zu jeder Zeit Treue am ſchwabenſchen Kaiſerhauſe bewährt. Auch Philipp hatten ſie Hilfe geleiſtet: deſto weniger verzieh ihnen Otto ihre Antwort, „ſie ſeien frei für ſich „ſelbſt, haben auch bisher ſich ſelbſt ohne des Reiches „Hilfe ſchirmen müſſen; ſie wollen ihm aber ſonſt Liebe „und Dienſt thun." Er willigte in Graf Rudolfs Begehren, ernannte ihn, allem Herkommen zuwider, in des Reichs Namen zum Landvoigt über die drei Länder, und belehnte ihn mit allen dortigen Rechten und Einkünften des Reiches. Eine drohende Aufforderung, dem Voigte ſich zu unterwerfen, das Verſprechen ihn im Nothfalle zu unterſtützen, und die Ermahnung an die benachbarten Städte und Herren, ihm beizuſtehen, ſchreckte die drei Länder, die nirgends auf Hilfe hoffen konnten. Sie verglichen ſich mit Rudolf, der ihnen eidlich nach Sitte der von ihnen ſelbſt gewählten frühern Schirmherren verſprach, ſie bei ihren Freiheiten und Rechten zu ſchirmen. Die Eingriffe, die er aber bald that, waren ihnen eine warnende Lehre, die zu König Albrechts Zeiten noch nicht vergeſſen war[18]). Auch mit des Reichs Eigen-

[illegible] Den Ausbruch des Kampfes mit den [illegible] die ſtreitige Königswahl zwiſchen [illegible] Friedrich von Öſtreich und der [illegible] am Morgarten 1315 [illegible] Widerſtandes gegen [illegible] erklärte Ludwig [illegible] gen in den [illegible] Vogteien [illegible] welche ſie [illegible] nun [illegible] Verpfändung [illegible], das wurde [illegible] und an, daß [illegible] kauft worden [illegible] oder König [illegible] ſchädigt worden, [illegible] die Freiheit der [illegible] Hauſe nicht aus. [illegible] rungen. Als der [illegible] Friedrichs I. Sohn im [illegible] hielt Rudolf die Grafſchaft [illegible] voigtei über das Stift [illegible] Glaris, zwar mit großen [illegible] und womit auch der Beſitz der [illegible] verbunden war. 1207 erſcheint er [illegible] fenburg. Die Kaſtvogtei über das [illegible] Elſaß, welchem auch der Münſter [illegible] ſchiedene Rechte über die Stadt ſelbſt [illegible] er geerbt, und ſie konnte für die [illegible] der Habsburger ſehr vortheilhaft werden. [illegible] den Zunamen Placidus erhalten, iſt ſchwer zu ſagen; er heißt auch oft der Ältere zum Unterſchiede von ſeinem zweiten Sohne, der indeſſen auch zuweilen der Ältere heißt in Beziehung auf Kaiſer Rudolf. Sein älterer Sohn Adelbertus (oder Albertus) IV. erſcheint noch bei Lebzeiten des Vaters (ſchon 1213) mit dem Namen Landgraf des Elſaſſes und Graf von Habsburg, und wir ſehen hier die Sitte entſtehen, daß auch die Söhne gräflicher Familien die gleichen Titel noch vor dem Tode der Väter führen. Den urſprünglich aus Demuth entſtandenen, aber damals ſchon in ganz veränderter Bedeutung gebrauchten Eingang zu den Titeln, von Gottes Gnaden (Dei gratia), legen ſich Rudolf und ſein Sohn Albertus auch bei, in einer Urkunde vom J. 1227. Außer den ſchon genannten Söhnen Albertus IV. und Rudolf III. hinterließ Rudolf II. († 1232) von ſeiner Gemahlinn Agnes von Staufen noch zwei Töchter Hedwig und Gertrud, welche an zwei Brüder, Grafen von Froburg, vermählt waren: ein dritter Sohn Wernher ſtarb wahrſcheinlich vor dem Vater. Die beiden Brüder Albertus IV. der Weiſe und Rudolf der Schweigende (Taciturnus), theilten die väterliche Erbſchaft. Jener behielt Habsburg mit den meiſten im Aargau erworbenen Gütern, die Grafſchaft im Aargau, und die Allodien im Elſaß. Rudolf hingegen erſcheint als Be-

18) Seine Anmaßungen beweiſet auch eine Urkunde (Herrgott Bd. 2. Nr. 273.), wodurch er als Voigt die Streitigkeiten zwiſchen Schwyz und Einſidlen entſcheidet und die Gränzen beſtimmt den 12. Jun. 1217. Hier ſagt er: „Wan auch ich von „rechter Erbſchaft rechter Voget (Voigt) und Schirmer der vorge„nannten Lüten von Schwyz bin." Auf dieſe willkürlich von Rudolf in ſeinen Spruch geſetzten Worte gründet der ſchmeichelnde Herrgott (Bd. I. S. 23) die Behauptung, die Schwyzer haben Rudolf als ihren erblichen Schirmherren und Voigt anerkannt.

Digitized by Google

ſitzer von Laufenburg, Waldshut, Neu-Habsburg am Vierwaldſtätterſee, und der Beſitzungen im Klekgau. Allein ein wirkliches Theilungsinſtrument iſt nicht vorhanden und die Urkunde vom Jahre 1239 (bei Herrgott) bezieht ſich nur auf einige ſtreitige Erbſtücke. Doch zeigt ſich daraus, daß die Gegend von Muri auch mit unter Rudolfs Vogtei ſtand. Die Landgrafſchaft im Elſaß blieb zwar beiden Brüdern gemeinſchaftlich, wurde dann aber nur auf die Nachkommenſchaft Alberts vererbt. Einige von Rudolfs Enkeln erſcheinen hingegen als Landgrafen in Burgund. Hier theilt ſich nämlich der habsburgſche Mannsſtamm in zwei Äſte, von denen der ältere im J. 1740 mit Kaiſer Carl VI., der jüngere oder habsburg-laufenburgſche hingegen zum Theil ſchon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts erloſch, zum Theil aber unter verändertem Namen noch fortdauert.

I. Der ältere oder Hauptſtamm des habsburgſchen Hauſes. Albertus IV. legte durch ſeine Vermählung mit Hedwig, Graf Ulrichs von Kyburg Tochter und Schweſter des letzten Grafen Hartmann des Ältern, aus dem echten kyburgſchen Hauſe den Grund zu den großen Erwerbungen ſeines Geſchlechtes aus dem kyburgſchen Erbe. Wichtige Thaten werden von ihm nicht erwähnt. Im J. 1239 unternahm er eine Wallfahrt nach Paläſtina, ſtarb aber wahrſcheinlich 1240 zu Askalon. Er hinterließ drei Söhne Rudolf IV., Albertus V. (der als Domherr zu Baſel und Straßburg ſtarb) und Hartmann (von dem keine Deſcendenz erwähnt wird), nebſt zwei Töchtern.

Rudolf IV. erhebt das habsburgſche Haus, das unter Guntram und Kanzelin von ſo unbedeutenden Anfängen ausgegangen war, durch Glück und Klugheit zu einem der mächtigſten im öſtlichen Helvetien und gibt ihm dann als Kaiſer Rudolf I. einen Glanz und eine Macht, welche auch die kühnſten Hoffnungen überſtieg. Dieſes Glück des Hauſes außerhalb Helvetien gehört in den Artikel Öſtreich, ſeine Schickſale hingegen in dem Stammlande bis zur endlichen Vertreibung aus demſelben ſollen hier folgen.

Rudolf IV. folgte im zwei und zwanzigſten Jahre dem Vater im Beſitze der durch die Theilung ſehr geſchmälerten Stammlande, und des gräflichen Amtes über einen Theil des Aargaues, des landgräflichen im oberen Elſaß. Das geringe Erbgut ſuchte er ſchnell mit Gewalt zu vermehren durch Befehdung des väterlichen Oheims zu Laufenburg und des mütterlichen, Graf Hartmanns des Ältern zu Kyburg. Beides mißlang; aber im Unmuthe über das Betragen dieſes ſeines einzigen Erben, vergabte Hartmann 1244 ſeine weitläufige Grafſchaft Kyburg, Baden im Aargau, die Kaſtvogtei über Schännis und die Burg Wandelberg im Gaſter an das Domſtift zu Straßburg als unveräußerliches Eigenthum. Die ſichere Ausſicht auf die ſein Beſitzthum weit übertreffende Erbſchaft ſchien unwiederbringlich verloren, obgleich er ſich mit Hartmann wieder ausſöhnte; denn dieſer hatte in der Vergabung ſelbſt dem Rechte entſagt, dieſelbe zu widerrufen. Allein was Hartmanns und Anderer Fürbitten bei dem Biſchofe, was die Dienſte ſelbſt, die er demſelben in ſeinem Kriege gegen die Stadt Straßburg leiſtete, nicht vermochten, die Vernichtung der Vergabungsurkunde, das erzwang Rudolf, indem er ſeine Waffen gegen den Biſchof wandte und als Hauptmann der Stadt Straßburg ihm unerſetzlichen Schaden that. Denn Rudolf erkannte beſſer als die meiſten des damaligen Adels die Kraft, die in den Bürgerſchaften lag, und indem er ſich an ihre Spitze ſtellte, ſiegte er über Große, deren Macht ſeine eigenthümliche nicht gleich kam. So brach er als Hauptmann der Zürcher die Macht der gewaltigen Freiherren von Regensberg, welche die von den Zürchern angebotene Hauptmannſchaft verſchmäht hatten, und in Verbindung mit den Grafen von Tokenburg und Andern die kyburgſche Erbſchaft Rudolf ſtreitig zu machen ſuchten. Denn als mit Graf Hartmann dem Ältern im J. 1264 der kyburgſche Mannsſtamm unterging, ſetzte Rudolf ſich ſchnell in Beſitz der weitläufigen Erbſchaft, die er mit Glück behauptete und vermehrte. Schon vorher hatte das Land Schwyz ihn zum Schirmvogt erwählt, wozu wohl auch beitrug, daß er mit ſeinem Oheim Rudolf zu Laufenburg damals in Feindſchaft lebte, welchen, weil er Papſt Innocenz IV. anhing, die dem Kaiſer Friedrich II. getreuen Landleute nicht als Vogt dulden wollten. Um 1271 erwarb er auch das Schloß und Gebiet von Lenzburg, womit 1173 beim Untergang des lenzburgſchen Hauſes Kaiſer Friedrich I. ſeinen Sohn den Pfalzgrafen Otto belehnt hatte, von dem ſie durch weibliche Succeſſion an das Haus Meran, von dieſem an Chalons, und durch die Erbtochter des letztern Hauſes, Eliſabeth, an ihren Gemahl Hartmann den jüngern von Kyburg gekommen war. Da Rudolf, nebſt Gottfried von Habsburg zu Laufenburg und Hugo von Werdenberg Vogt von Hartmanns minderjähriger Tochter Anna war, ſo zwang er ſie bei ihrer Vermählung mit Eberhard von Laufenburg zur Abtretung von Lenzburg, worauf er durch ſeine Mutter Hedwig alte Anſprüche haben mochte. So erhob Rudolf ſein Haus zum mächtigſten im öſtlichen Helvetien, noch ehe er im J. 1273 von den Kurfürſten zum Könige der Teutſchen erwählt wurde. Wie er in Teutſchland die neue Würde zu Vergrößerung des eignen Hauſes benutzte, gehört dem Artikel Öſtreich an. In Helvetien ſtrebte er auch als König die habsburgſchen Beſitzungen auszudehnen, um beſonders für ſeinen jüngſten und liebſten Sohn Hartmann (der aber noch vor des Vaters Tode im Rheine ertrank), ein bedeutendes Fürſtenthum, vielleicht die Herſtellung des alten burgundſchen Königreiches zu erwerben. Mit geborgtem Gelde, wofür er oft nach ſchon eingeriſſenem Mißbrauche die Rechte des Reiches verpfändete, gewann er Städte, Edelleute und Klöſter, daß ſie ihm Beſitzungen verkauften, Reichslehen abtraten oder doch dem habsburgſchen Hauſe dafür huldigten. Die Verſchwendung und Erſchöpfung vieler weltlicher und geiſtlicher Herren begünſtigte ſeine Abſichten, und das kaiſerliche Anſehen unterſtützte die eigennützigen Beſtrebungen, gegen welche auch die laufenburgſche Linie durch die Verwandtſchaft nicht geſchützt wurde. Der Abt von St. Gallen mußte ihm

Digitized by Google

die Herrſchaft Grüningen, derjenige von Murbach, ſeine Rechte über Luzern nebſt vielen Gütern und Rechten zu Stanz, Parnen, Küsnacht u. ſ. w., Eberhard von Laufenburg die Stadt Freyburg im Üchtland verkaufen. Bei ſeinem Tode erſtreckte ſich das habsburgſche Gebiet in Helvetien über die Stammlande im Aargau, mit Ausnahme der laufenburgſchen Beſitzungen; ferner über Zug, Lenzburg, Zofingen, Aarau, Baden, Kyburg, Winterthur, Grüningen, Luzern, Freyburg und einzelne, an vielen Orten zerſtreute Rechte und Güter. Obgleich er ſich den reichsfreien Städten und Ländern günſtig bezeigt hatte, ſo erregten dieſe Vergrößerungen doch um ſo mehr Beſorgniſſe, da ſein Erſtgeborner, Herzog Albrecht, als herrſchſüchtig und Feind aller geſetzlichen Schranken bekannt war. Der Sturz Kaiſer Adolfs von Naſſau 1298 beförderte ſeine Abſichten in Helvetien, und was Rudolf mit Liſt angefangen, ſetzte Albrecht unter dem Vorwande, Adolfs Anhänger zu beſtrafen, mit Gewalt fort. Das Kloſter St. Gallen mußte ihn als Kaſtvogt anerkennen; eben ſo Einſidlen und Seckingen, ihn und ſeine Nachkommen für ewige Zeiten; letztres mußte ihm Glaris als Erblehen überlaſſen: den Grafen von Tokenburg zwang er zu Abtretung der Herrſchaft Embrach; dem Kloſter Wettingen und dem Stifte zu Luzern entriß er wichtige Rechte und Einkünfte in den Waldſtätten. Viele noch reichsfreie Edelleute wurden aus Furcht Vaſallen des habsburgſchen Hauſes. Die Reichsvogteien, welche in der Hand mächtiger Herren immer für die Freiheit gefährlich waren, ſollten das Ganze verbinden und allmälig in öſtreichſche Vogteien übergehen. Daher übergab Kaiſer Albrecht ſeinen Söhnen als erbliches Lehen die Reichsvogtei über Urſeren und über einen Theil von Rhätien; er ſelbſt behielt die über das Haslilaand und von da bis ins Aargau. So reifte der große Plan, die in Helvetien zerſtreuten habsburgſchen Beſitzungen durch Liſt und Gewalt, Verſprechungen und Drohungen, Tauſch und Kauf allmälig in ein großes Fürſtenthum zu vereinigen. Dazu gehörte dann auch der Antrag, welchen er den reichsfreien Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, die früher bald einzeln, bald mehrere zuſammen auf beſtimmte Jahre Grafen von Lenzburg, dann auch von Habsburg zu Schirmherren gewählt hatten, machen ließ, die Grafen von Habsburg zu ewigen Schirmherren anzunehmen. Der Antrag wurde verworfen, und als Albrecht unter dem Namen von Reichsvögten Werkzeuge ſeines Despotismus in die Länder ſetzte, bewirkte er die Entſtehung des Schweizerbundes. Die gleichzeitige Ermordung Albrechts 1308 durch die Mitverſchwornen ſeines Neffen Herzogs Johann, welche, wie einige Spuren zeigen, die nicht beabſichtigte Wirkung einer großen Verbindung vieler Edelleute gegen Albrechts Gewaltthätigkeit war, gab nicht nur den drei Ländern Zeit, ihren Bund zu befeſtigen, ſondern wurde auch durch die blutdürſtige Rache der Königinn Agnes die Urſache der Schwächung des Adels im öſtlichen Helvetien. Agnes beraubte dadurch ihr Haus manches Vaſallen, deſſen Nachkommen in den erſt 1499 endigenden Kriegen mit den Eidgenoſſen vielleicht gute Dienſte hätte leiſten können. Den Ausbruch des Kampfes mit den drei Ländern bewirkte die ſtreitige Königswahl zwiſchen Ludwig von Baiern und Friedrich von Öſtreich und der erſte Freiheitskampf, die Schlacht am Morgarten 1315 bewies die Möglichkeit glücklichen Widerſtandes gegen die habsburgſche Macht. Damals ſchon erklärte Ludwig dieſes Haus aller ſeiner Rechte und Beſitzungen in den drei Ländern verluſtig und entzog auch die Vogteien über Urſeren und Hasliland den Vaſallen, an welche ſie die Habsburger verpfändet hatten. Hier beginnt nun das Sinken des Hauſes Habsburg in Helvetien, das durch den hartnäckigen Kampf ſich ſelbſt erſchöpft und ſeine Anhänger zu Grunde richtet. Zwar ſchien es neue Kraft zu erlangen, als ihm 1330 Kaiſer Ludwig die Reichsſtädte Zürich, St. Gallen, Schafhauſen und Rheinfelden verpfändete: aber der Widerſtand der beiden erſtern Städte und die Verwendung der drei Länder für Zürich, des Biſchofs von Conſtanz für St. Gallen, vereitelte den Anſchlag, und die Habsburger erhielten ſtatt derſelben außerhalb Helvetien, Breiſach und Neuenburg im Breisgau. — Der Eintritt von Luzern in den Bund der drei Länder 1332, wozu die Stadt berechtigt war, entzog zwar den Habsburgern noch keines der dem Kloſter Murbach abgenommenen Rechte über dieſe Stadt, ja dieſelben wurden in dem Bundesbriefe ausdrücklich vorbehalten: aber ſie wurden dadurch verhindert, die von der Stadt unter den Äbten erworbenen Rechte zu unterdrücken. Nachtheiliger noch war es für die Habsburger, als Zürich 1351 in den ewigen Bund der vier Waldſtätte trat. Nicht nur erhielt derſelbe größeres Anſehen und Kraft durch den Beitritt dieſer wohl befeſtigten und durch eine zahlreiche, in den Waffen geübte Bürgerſchaft bedeutenden Stadt, ſondern der Bund ging damit aus dem Gebirge hervor und näherte ſich ſo dem Herzen der habsburgſchen Staten. Daher wagten ſie nun auch den Feind im eignen Lande anzugreifen. Ein den dortigen Einwohnern erwünſchter Kriegszug nach Glaris 1352, bewirkte die freiwillige Anſchließung des Landes an den Bund: und eben ſo willkommen war dem äußern Amte Zug im gleichen Jahre das eidgenöſſiſche Heer, welches dieſe Stadt zur Übergabe und zum Eintritte in den Bund nöthigte. Zwar wurden in Glaris die Rechte ihrer Herren, in Zug ausdrücklich die öſtreichſchen vorbehalten. Aber obgleich dieß in Friedenszeiten beobachtet wurde, ſo verloren die Öſtreicher doch vortheilhafte Angriffspunkte, und jeder Gewinn, welchen der Bund machte, war für ſeinen Erbfeind ein Verluſt. So auch als Bern 1353 das ewige Bündniß mit den drei Ländern ſchloß, worin ſehr deutlich Öſtreich als der gemeinſame Feind bezeichnet wird. Um weitere Verluſte zu verhüten, ſchloſſen die Herzoge, da das Kriegsglück ihnen immer ungünſtig blieb, 1357 einen Waffenſtillſtand, der von Peter von Thorberg ſeinen Namen hat, den Eidgenoſſen verbot, in Zukunft habsburgſche Orte in ihren Bund aufzunehmen, und zu verſchiedenen Malen verlängert bis 1385 ihre helvetiſchen Beſitzungen gegen Angriffe der Eidgenoſſen ſicherte. Aber als 1386 der lange verhaltene Groll in einen neuen Krieg ausbrach,

Digitized by Google

wurde die öſtreichſche Macht in Helvetien beſonders durch die beiden Schlachten bei Sempach 1386 und Näfels 1388 tief erſchüttert. In dem Frieden 1389 mußte Öſtreich theils eigne, theils Beſitzungen ſeiner Vaſallen, deren Einwohner Burgrechte mit den Eidgenoſſen geſchloſſen, oder die von ihnen erobert waren, abtreten. Den Bernern blieben die eroberten Städte und Herrſchaften Nidau und Büren, Unterſeen und das obere Sibenthal. Den Solothurnern Buchegk. Den Luzernern das Amt Rotenburg, Sempach, Entlibuch, und einige Dörfer. Den Schwyzern ein Theil des unteren March, die Vogtei und das Gericht über Einſidlen; nur die Kaſtvogtei des Kloſters behielt Öſtreich noch. Den Glarnern blieb Bilensbach, Niederurnen und Bilten. Zwar hatte auch dieſer Friede nur den Namen eines Stillſtandes für beſtimmte Jahre, und wurde dann von Zeit zu Zeit verlängert: aber daß Öſtreich die Aufkündigung desſelben nicht wünſchen konnte, lag am Tage; denn das Übergewicht der Eidgenoſſen war ſchon zu entſchieden, und je mehr die öſtreichſchen Angehörigen durch den Krieg gelitten hatten, deſto reger wurde hier und dort der Wunſch, ſich an die Eidgenoſſen anzuſchließen. Die Erſchöpfung der Finanzen durch Krieg und übermäßigen Aufwand zwang zugleich die Herzoge, manche wichtige Beſitzung entweder an eidgenöſſiſche Orte oder auch an Andre zu verpfänden, aus deren Händen ſie dann nach und nach an die Eidgenoſſen übergingen. Zwar entriſſen die Öſtreicher 1396 den Grafen von Werdenberg das Rheinthal, hierauf 1404 das Schloß Werdenberg, und erwarben von einem andern Zweige dieſes Hauſes im gleichen Jahre die Grafſchaft Sargans durch Verpfändung, um in dieſen oberen, ans Tyrol gränzenden Gegenden den Verluſt in den untern Gegenden zu erſetzen. Allein gleich nachher wurde ihre Macht neuerdings erſchüttert, als Herzog Friedrich den Abt von St. Gallen gegen die durch harte Tyrannei zum Widerſtande gezwungenen Appenzeller unterſtützte. Nicht nur ſchlugen ſie des Herzogs Angriffe zurück, ſondern ihre ſiegreichen Waffen verbreiteten ſich weit durch Thurgau hinunter in den jetzigen Canton Zürich gegen die öſtreichſchen Vaſallen und auf der andern Seite tief in Tyrol hinein. Da ſie überall das Volk zur Freiheit riefen, ſo drohte der öſtreichſchen Macht in dieſen Gegenden gänzlicher Untergang. Aber weil den Appenzellern Mäßigung fehlte, und die Eidgenoſſen den Waffenſtillſtand getreu beobachteten, gelangte der Herzog wieder zu ſeinen Beſitzungen. Doch ſah er ſich nun genöthigt, Gaſter und Sargans an Graf Friedrich von Tokenburg zu verpfänden, und als er durch unbeſonnene Verbindung mit Papſt Johannes XXIII. ſich im J. 1415 den Bann der Kirchenverſammlung zu Conſtanz, und die Acht Kaiſer Sigismunds zuzog, ging der Kern der habsburgſchen Güter in Helvetien verloren. Auf wiederholte, zuerſt abgelehnte, dann mit Bedrohung der Acht und des Bannes verbundene Aufforderungen ergriffen die Eidgenoſſen die Waffen gegen den Geächteten: zuerſt Bern, dann Zürich, bald die übrigen Orte. Die alten habsburgſchen Erbgüter, und die Grafſchaften Lenzburg und Baden, oder überhaupt das ganze untere Aargau wurde erobert, und als unablösliche Reichspfandſchaften durch den Kaiſer gegen feſtgeſetzte Summen den Eidgenoſſen überlaſſen. Auch Schafhauſen[19]) gelangte damals aus öſtreichſcher Herrſchaft wieder zur Reichsfreiheit, und in dem endlichen Vergleiche, welchen Herzog Friedrich 1418 mit dem Kaiſer ſchloß, that er ausdrücklich Verzicht auf Alles, was die Eidgenoſſen im Beſitze haben, oder was der Kaiſer zu des Reiches Handen genommen. Dadurch wurden alle frühern und ſpätern Erwerbungen der Eidgenoſſen bis zu dieſem Jahre förmlich bekräftigt. Bald kam auch die große Grafſchaft Kyburg in eidgenöſſiſche Hände, die ſchon 1386 von Herzog Leopold an die Grafen von Tokenburg verpfändet, dann durch Heirath an die Grafen von Montfort-Bregenz übergegangen, und 1415 als Reichspfandſchaft war erklärt worden. Kaiſer Sigismund geſtattete Zürich 1424 die Löſung, nachdem er ſchon bedeutende Summen darauf empfangen hatte. Auch die Kaſtvogtei über Einſidlen ging an Schwyz über. So blieb ſchon damals dem Hauſe Habsburg von den alten habsburgſchen Stammgütern im Umfange der Schweiz nichts mehr übrig, von dem kyburgſchen Erbe nur Freyburg im Üchtland, Winterthur und das Thurgau, deſſen Landgericht und Wildbann nebſt der Vogtei zu Frauenfeld, ſeit 1415 aber an die Stadt Conſtanz verpfändet war; endlich von ſpätern Erwerbungen Neu-Rapperſchweil, und das Frickthal mit Lauſenburg, Rheinfelden, Waldshut und Seckingen. Zwar ſchien das Erlöſchen des Hauſes Tokenburg 1436, der aus den Anſprüchen auf die Erbſchaft entſtandene innere Krieg der Eidgenoſſen, und die Erhebung Friedrichs III. aus dem öſtreichſchen Hauſe auf den Kaiſerthron zu der Hoffnung zu berechtigen, den eidgenöſſiſchen Bund zertrennen, und das Verlorne wenigſtens zum Theile wieder an ſich reißen zu können. Aber nur ein Theil der Grafſchaft Sargans wurde damals von Öſtreich gewonnen, den Eidgenoſſen hingegen nichts abgenommen, und ſelbſt die von den Zürchern in dem Bündniſſe mit Öſtreich abgetretene Grafſchaft Kyburg ihnen wieder als Bezahlung der großen Schulden überlaſſen, nachdem Zürich mit den Eidgenoſſen ausgeſöhnt war. Kurz vorher beraubte ſich Öſtreich ſelbſt, der Stadt Freyburg, ſeiner letzten Beſitzung im weſtlichen Helvetien und des letzten Stützpunktes ſeines Einfluſſes in jenen Gegenden. Die Stadt hatte ſich durch ihre Anhänglichkeit an Öſtreich in große Schulden vertieſt, und da der Oberherr nicht nur zu Erleichterung nichts beitrug, ſondern im J. 1450 ein Beſuch Herzog Albrechts die Laſt noch vermehrte: ſo entſtand bei vielen Einwohnern Abneigung gegen Öſtreich. Die Parteiung wurde bald ſehr heftig: öſtreichiſch-, ſavoyiſch- und berneriſch-Geſinnte kämpften mit einander, und die Gewaltthätigkeiten des öſtreichſchen Statthalters von Hallwyl, Verbannungen und Hinrichtungen fachten die Leidenſchaften immer heftiger an. Auch die Landleute

19) Auch die Dieſſenhofen erwarb die Reichsfreiheit: allein 1442 kehrte es, geſchreckt durch Kaiſer Friedrich III. unter öſtreichſche Herrſchaft zurück.

Digitized by Google

nahmen Theil an den Unruhen, und da endlich Hallwyl die Unmöglichkeit einſah, ſeine Gewalt länger zu behaupten, borgte er von den Einwohnern ſo viel Silbergeſchirr, als er erhalten konnte, unter dem Vorwande feierlichen Empfanges des erwarteten Herzogs, und verließ dann mit dem entwendeten Gute die Stadt, als ob er dem Herzog entgegen reiſe. Nachdem er den Raub in Sicherheit gebracht, kündigte er den betrogenen Vorſtehern an, daß der Herzog allen ſeinen Rechten über Freyburg entſage. Die zerrüttete Stadt trat dann 1452 unter ſavoyſche Hoheit, von welcher ſie die Eidgenoſſen während des burgundſchen Krieges befreiten. Daß aber auch die Überreſte der habsburgſchen Beſitzungen im öſtlichen Helvetien wegen der fortdauernden feindſeligen Stimmung, die beſonders durch den Übermuth öſtreichſcher Beamten genährt wurde, höchſt unſicher ſeien, zeigte ſich 1458, in welchem Jahre die durch öſtreichſche Bedrückungen erbitterte Stadt Rapperſchweil, ſich den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden näherte. Als hierauf wegen der von Herzog Sigmund beim Papſte ausgewirkten Bannbulle gegen die Eidgenoſſen im J. 1460 ein neuer Krieg ausbrach, ſchwor die Stadt förmlich zu den drei Ländern, und die öſtreichſchen Rechte gingen an dieſe und Glaris über. Der auf funfzehn Jahre geſchloſſene Waffenſtillſtand ſicherte den Eidgenoſſen den ruhigen Beſitz der in dieſem Kriege gemachten Eroberungen. Dadurch verlor Öſtreich nicht nur Rapperſchweil, ſondern auch Walenſtatt, und ſeinen Antheil am Sarganſerlande, ferner ſeine Rechte über das Thurgau und die Stadt Dieſſenhofen. Da nun Winterthur ringsum von den Eidgenoſſen umgeben, und der Verluſt dieſer Stadt in einem neuen Kriege nicht zu verhüten war, ſo verkaufte Herzog Sigmund dieſelbe, nachdem ſie ihre Treue wiederholt erprobt hatte, im J. 1467 an Zürich. Noch größerer Verluſt drohete dem habsburgſchen Hauſe, als durch die blinde Wuth des öſtreichſchen Adels und den unbändigen Sinn des ſchweizeriſchen Volkes im J. 1468 wider den Willen Herzog Sigmunds und der meiſten eidgenöſſiſchen Regirungen ein neuer Krieg erregt wurde. Schon ſchien der Verluſt von Waldshut und des ganzen Schwarzwaldes unvermeidlich, als die Eidgenoſſen den Frieden zu Waldshut im Auguſt 1468 bewilligten, nach welchem Öſtreich mit 10,000 Gulden ſich von der Abtretung loskaufte: doch mit dem Anhange, wenn dieſe Summe nicht in Zeit von zehn Monaten bezahlt würde, ſo ſolle Waldshut und der Schwarzwald ohne Zögerung an die Eidgenoſſen abgetreten werden. Allein eben dieſes war einer der Gründe, warum Herzog Sigmund bei Karl dem Kühnen von Burgund Hilfe ſuchte, und ihm die Grafſchaft Pfirt (welche 1324 beim Erlöſchen des Mannsſtammes dieſer Grafen durch Heirath an die Habsburger gekommen war), ſeine Lande im Elſaß, Sundgau, Breisgau, den Schwarzwald, Rheinfelden, Laufenburg, Seckingen und Waldshut verpfändete. Wider alles Erwarten wurde durch dieſe Verpfändung, an welcher Sigmunds Haß gegen die Eidgenoſſen großen Antheil hatte, die Ausſöhnung Öſtreichs mit ihnen eingeleitet. Denn als durch die Beleidigungen des burgundſchen Vogtes Hagenbach und durch die Intriguen Ludwigs XI. von Frankreich das gute Verhältniß zwiſchen Burgund und den Eidgenoſſen geſtört wurde, und zu gleicher Zeit auch das öſtreichſche Haus mit dem Herzoge von Burgund in Streit gerieth, kam endlich unter franzöſiſcher Vermittelung im J. 1474 die „Ewige Richtung zwiſchen Herzog Sigmund und den acht Orten der Eidgenoßſchaft und ihren Zugewandten und Zugehörigen" zu Stande, wodurch der Herzog für ewige Zeiten auf Alles Verzicht leiſtete, was die Eidgenoſſen bis dahin erobert oder auf andre Weiſe erworben hatten, und Alles für verglichen und aufgehoben erklärt wurde, was ſich zwiſchen den Eidgenoſſen und dem Herzoge oder ſeinen Vorfahren Feindliches ereignet hatte. So wurde das habsburgſche Haus, welches im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ganz Helvetien zu verſchlingen drohte, im Laufe von anderthalbhundert Jahren, während es auswärts ſo große Erwerbungen machte, aus dieſem Lande ſo verdrängt, daß ihm endlich in ſeinem ganzen Umkreiſe nur das Frickthal mit Laufenburg und Rheinfelden übrig blieb. Dieſe auf dem ſchweizeriſchen Ufer des Rheines gelegene Landſchaft behielt Öſtreich bis zum Frieden von Luneville 1801., wo es dieſelbe an Frankreich abtreten mußte, von welchem ſie der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft überlaſſen wurde.

II. Der jüngere Stamm des Hauſes Habsburg, oder die Grafen von Habsburg zu Laufenburg. Weder der Stifter dieſes Stammes, Rudolf III. von Habsburg, Oheim Kaiſer Rudolfs, noch ſeine Nachkommen haben ſich Grafen von Laufenburg genannt;[20]) ſie erſcheinen unter den Namen Grafen von Habsburg, von Kyburg, von Rapperſchweil (ſ. nachher). Laufenburg kam im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an die Habsburger: ſchon im J. 1207 war Graf Rudolf II. im Beſitze der Burg und der Stadt auf beiden Seiten des Rheines. Die Herrſchaft Laufenburg war ein Lehn des Stiftes Seckingen, eben ſo wie die Vogtei über die Stadt Seckingen, mit welcher Rudolf III. von der Äbtiſſinn belehnt wurde. Auch den Stein zu Rheinfelden beſaßen die Laufenburger: aber es iſt ungewiß, ob ſie dieſe Burg vor oder kurz nach Kaiſer Friedrichs II. Tode erworben. Die Stadt Rheinfelden hingegen behauptete ihre Reichsfreiheit, bis ſie 1330 durch Kaiſer Ludwig an Öſtreich verpfändet wurde. Rudolf III. erſcheint wieder als Vogt von Schwyz und Unterwalden ob dem Wald. Allein da er in dem Kampfe zwiſchen Kaiſer Friedrich II. und Papſt Innocens IV. des Letztern Partei ergriff, verlor er dieſe Vogtei, weil die Länder, dem Banne trotzend, treu an dem Kaiſer blieben. Aus gleichem Grunde verlor er die Gewalt über Luzern, die ihm die Kaſtvogtei des Kloſters Murbach gewährte. Noch mehr litt das Haus durch die Feindſchaft Graf Rudolfs IV., der in wildem Übermuthe der Jugend die Vergrößerung ſeiner Herrſchaft verſuchte, welche er nachher mit größerer Klugheit, beſonders als Kaiſer ſo

20) In einer einzigen Urkunde vom J. 1258 kommt der Name *Comes de Laufenberche* vor: ſonſt immer nur *Domini Laufenburgae*.

glücklich erreichte. Streitigkeiten über die Theilung ſeines Vaters und Oheims dienten dem Jünglinge zum Vorwande, den Letztern zu befehden; und wenn er auch durch ſeinen Vetter Gottfried von Laufenburg beſtraft wurde, der ihm 1242 das Städtchen Brugg verbrannte: ſo ſank doch der Wohlſtand des Hauſes durch die Fehde. — Fünf, oder nach Andern ſechs Söhne, gebar dem Grafen Rudolf von Habsburg zu Laufenburg ſeine Gemahlinn Gertrud von Regensberg: in welcher Ordnung ſie aber auf einander folgen, iſt ungewiß.[21]) 1. Werner, † 1253 kinderlos. 2. Gottfried I., † wahrſcheinlich 1271, welcher das Geſchlecht zu Laufenburg fortpflanzte. 3. Rudolf, Biſchof von Conſtanz, † 1293. 4. Otto, deſſen Todesjahr nicht erwähnt wird. 5. Eberhard, der Stammvater der zweiten Grafen von Kyburg, † 1284. 6. Hartmann, ungewiß.

Gottfried erſcheint nicht nur als Haupt des Hauſes nach dem Tode des Vaters, ſondern wir finden ihn auch als Vormund oder Verwalter der kyburgſchen Beſitzungen im burgundſchen Helvetien für den minderjährigen Graf Hartmann den Jüngern von Kyburg. Als ſolcher führte er eine Fehde mit dem aufſtrebenden Bern. Wohl war dieß auch die Veranlaſſung zu der Vermählung ſeines Bruders Eberhard mit Anna, Hartmanns einziger Tochter und Erbinn ſeiner Beſitzungen. Daher theilt ſich das Haus nun in zwei Zweige: A. die Grafen von Habsburg zu Laufenburg, B. die Grafen von Kyburg.

A. Die Grafen von Habsburg zu Laufenburg. Wie ſchon der Stammvater Graf Rudolf I. durch ſeinen Vetter, den nachherigen Kaiſer, war verfolgt worden, ſo richtete nun auch der Herzog Albrecht ſeine herrſchſüchtigen Anſchläge gegen den gleichnamigen Enkel, Sohn Grafen Gottfrieds, und ſuchte ihn zu zwingen, die Herzoge von Öſtreich als Lehensherren aller ſeiner Beſitzungen zu anerkennen. Ihm widerſetzte ſich der thätige Gegner der öſtreichſchen Plane, der Biſchof Rudolf von Conſtanz, Vormund ſeines Neffen, und ſchloß ein Bündniß mit den Städten Conſtanz und Zürich, mit dem vom Kaiſer Rudolf ſo heftig verfolgten Abt Wilhelm von St. Gallen und mehrern benachbarten Grafen in Schwaben, welche ſich gegen die Öſtreicher zu vertheidigen ſuchten. Auch für die Söhne ſeines Bruders Eberhard, die Grafen von Kyburg, ſorgte der Biſchof durch ein Bündniß mit Graf Amadeus von Savoyen. Dadurch wurde für jetzt noch die Unabhängigkeit des laufenburgſchen Hauſes gerettet. Zur gleichen Zeit ſchloß die Gräfinn Eliſabeth von Rapperſchweil, damals noch Witwe Graf Ludwigs von Honberg, ein Bündniß auf drei Jahre mit Zürich, und vielleicht beförderte die gemeinſchaftliche Gefahr die bald nachher erfolgte Vermählung dieſer Erbinn von Rapperſchweil mit Graf Rudolf II. von Habsburg zu Laufenburg. Denn ſo wie der Oheim Eberhard durch die Heirath mit der Erbtochter von Kyburg dem geſunkenen Wohlſtande des Hauſes aufzuhelfen gedachte, ſo ſuchte eben dasſelbe Graf Rudolf I. durch die Vermählung mit jener Eliſabeth, der Schweſter des letzten Grafen Rudolfs von Rapperſchweil. Der Mannsſtamm von Rapperſchweil war 1284 erloſchen, und Eliſabeth theilte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts die ererbten Beſitzungen unter die Söhne ihrer beiden Gatten, Ludwigs von Honberg und Rudolfs von Habsburg. Graf Werner von Honberg erhielt, was auf dem linken Ufer des oberen Zürichſees liegt, die alte Stammburg Rapperſchweil, die March und das Wäggithal: Graf Johannes I. von Habsburg, Rudolfs († 1314) einziger Sohn, die Burg und Stadt Neu-Rapperſchweil, und was auf dem rechten Ufer des Sees dazu gehörte. Die Vereinigung der ganzen Erbſchaft bereitete Johannes durch eine Erbverbrüderung mit Graf Werner und deſſen gleichbenanntem Sohne vor, wodurch beim Erlöſchen der Honberger (1330) nicht nur Neu-Rapperſchweil, ſondern auch die honbergſchen Güter im Fricthal und Sißgau ihm zufielen. Doch zwangen ihn die gewaltthätig um ſich greifenden Öſtreicher, den größten Theil dieſer Erbſchaft von ihnen zu Lehen zu nehmen. Nur ſieben Jahre überlebte Johannes dieſe Erwerbung. Denn als er die durch die Bruniſche Statsveränderung (1336) von Zürich vertriebenen Regirungsglieder aufnahm und mit ihnen feindliche Anſchläge gegen dieſe Stadt machte, zugleich aber auch zwiſchen ihm und Graf Diethelm von Tokenburg über Grynau ſich Fehde erhob, wurde er 1337 von den Zürchern bei dieſem Schloſſe erſchlagen. Mit ſeinen drei Söhnen, Johannes II. († 1380), Rudolf III. († 1383) und Gottfried II. († 1375) wurde von den Zürchern unter Vermittlung Kaiſer Ludwigs und Herzog Albrechts von Öſtreich Friede geſchloſſen. Aber nicht gewarnt durch des Vaters Schickſal, nahm Johannes II. Theil an der Verſchwörung der verbannten Räthe und ihrer Helfer, ſich durch einen nächtlichen Mordanſchlag der Gewalt über Zürich zu bemächtigen. Die Mordnacht (1350) brachte den Verſchwornen den Untergang, und Graf Johannes wurde in der Stadt gefangen genommen. Beinahe drei Jahre lag er im Gefängniſſe, indeſſen die Zürcher Schloß und Stadt Neu-Rapperſchweil verbrannten, die Burg Alt-Rapperſchweil zerſtörten und die rapperſchweilſchen Unterthanen zur Huldigung zwangen. Herzog Albrecht von Öſtreich als ſein Lehensherr[22]) ergriff um ſo lieber den Vorwand zum Kriege gegen Zürich, da die Stadt 1351 dem Bunde der Eidgenoſſen beitrat. Durch den Frieden der Eidgenoſſen mit Öſtreich 1352 wurde Johannes endlich aus dem harten Gefängniſſe befreit: aber er und ſeine Brüder verarmten, wie ſo manches andre Geſchlecht, in den Kriegen der Öſtreicher, die dann ihre Beſitzungen an ſich riſſen. — Zwei Jahre nach ſeiner Befreiung (1354) theilte Johannes mit ſeinen Brüdern die väterlichen Beſitzungen. Er behielt Neu-Rapperſchweil mit einigen andern Herrſchaften.

21) Wir folgen der von Herrgott angenommenen, aber nicht urkundlich bewieſenen Ordnung.

22) Johannes I. hatte Alt-Rapperſchweil von Öſtreich zu Lehen genommen. Doch ging ein Gerücht, dieſer Lehenbrief ſei erſt jetzt errichtet worden, um Öſtreich einen Vorwand zum Kriege zu geben.

Digitized by Google

Rudolf fiel Laufenburg, einige Pfandſchaften an der Aare, und Honburg zu. Gottfried erhielt Alt-Rapperſchweil mit der March und Wäggithal. Der Zoll zu Fluelen blieb gemeinſchaftlich: auch das Klekgau blieb Rudolf und Gottfried gemein, bis 1365 Rudolf den Antheil ſeines Bruders an ſich kaufte. Nach jener Theilung verkaufte Johannes Neu-Rapperſchweil an Öſtreich, aus Noth und aus Haß gegen die Eidgenoſſen. Eben daſſelbe that 1358 Gottfried mit Alt-Rapperſchweil und was dazu gehörte. Das Haus war ſo geſunken, daß Rudolf als Diener der Stammvettern von Habsburg, als öſtreichſcher Vogt in den Oberen Landen erſcheint. — Nach Johannes III., dem Ältern, der 1395 kinderlos ſtarb, dem einzigen Sohne Johannes II., blieb von dem laufenburgſchen Zweige in Teutſchland nur noch Johannes IV., der Jüngere, ein Sohn Rudolfs. Auch dieſer war öſtreichſcher Rath und Vogt. Er verkaufte 1386 die Burg und Stadt Laufenburg mit einigen andern Beſitzungen an Öſtreich, und erhielt ſie wieder als Mannslehen. Doch behielt er die Grafſchaft im Klekgau, die Herrſchaft Krenkingen und das dem Grafen Johannes II. für den Verkauf von Neu-Rapperſchweil verpfändete Rotenberg im Sundgau, und vererbte ſie, als 1408 mit ihm der laufenburgſche Zweig erloſch, durch ſeine Tochter Urſula, Gemahlinn Graf Hermanns von Sulz, auf dieſes Geſchlecht. Das Klekgau blieb den Grafen von Sulz, und ging bei ihrem Erlöſchen 1687 durch die älteſte Tochter des letzten Grafen an die Fürſten von Schwarzenberg über.

Noch ſoll aber in England der Mannsſtamm der Laufenburger in dem Geſchlechte der Fielding fortdauern, welches von dem erſten Gottfried durch einen gleichnamigen Sohn nicht ohne Wahrſcheinlichkeit abgeleitet wird. Die Armuth, in welche ſein Vater durch die Gewaltthätigkeiten des nachherigen Kaiſers Rudolf geſtürzt worden, ſoll ihn nach England getrieben haben, wo er König Heinrich III. im Kriege diente. Der Name Fielding wird von Rheinfelden abgeleitet. (S. Johann. v. Müller Geſch. Schweiz. Eidg., Buch 1, Kap. 16, Not. 335.)

B. Die Grafen von Habsburg von der jüngern laufenburgſchen Linie, oder die zweiten Grafen von Kyburg. Die kyburgſchen Stammgüter, mehr als verdoppelt durch lanzburgſches und zäringenſches Erbe, waren beim Tode Graf Ulrichs von Kyburg 1229 unter ſeine beiden Söhne, Hartmann den Älteren, und Werner, ſo getheilt worden, daß dieſer das zäringenſche Erbe im burgundſchen Helvetien erhielt. Die Städte Thun und Burgdorf gehörten zu demſelben. Mit der Landgrafſchaft in Burgundien auf der rechten Seite der Aare [23]) belehnten die Brüder die Grafen von Buchegk. Werner, der meiſt zu Burgdorf lebte, hinterließ einen einzigen Sohn, Hartmann den Jüngeren († 1263), deſſen Tochter Anna mit ihrer Hand dieſe kyburgſchen Erbgüter dem Grafen Eberhard von Habsburg von der laufenburgſchen Linie zubrachte. Auch gegen ihn zeigte ſich Kaiſer Rudolf feindlich: doch der Zuneigung ſeiner Bürger von Thun und Burgdorf gewiß, die er durch Achtung und Vermehrung ihrer Freiheiten gewann, behauptete er ſich im Beſitze des im oberen Aargau Erworbenen. Die Rechte über Freyburg hingegen verkaufte er 1277 dem Kaiſer, der ihn ſchon zur Abtretung von Lanzburg gezwungen hatte. Aus Geldmangel hatte Eberhard den Leuten zu Art und Steinen im Lande Schwyz alle ſeine Rechte über ſie, die er von dem Vater geerbt, verkauft. Von da an ſchloſſen ſie ſich an die freien Landleute von Schwyz an. Grafen von Kyburg hießen erſt ſeine Enkel; er ſelbſt nannte ſich Graf von Habsburg und war auch Landgraf im Zürichgau. Er ſtarb 1284 und hinterließ zwei Söhne, als deren Vormund der Biſchof Rudolf von Conſtanz erſcheint. Aber nur der Name des Älteren, Hartmanns I., iſt bekannt. Vielleicht hieß der Jüngere Eberhard, und daher mag es gekommen ſeyn, daß dieſe Brüder mit Hartmanns I. Söhnen, Hartmann II. und Eberhard II., von Herrgott und Andern verwechſelt wurden. Hartmann I. ſtarb 1301, und für ſeine unmündigen Söhne führte die Verwaltung Ulrich von Thorberg. Durch die Feindſchaft der Öſtreicher wurde gutes Einverſtändniß mit Bern befördert, und 1301 ſchloß Thorberg für die Kyburger ein zehnjähriges Bündniß mit dieſer Stadt. Schon der Vater Hartmann I. war eines der wichtigſten Glieder des Bundes geweſen, zu dem die Städte Bern und Solothurn und die äußeren Grafen von Savoyen gehörten, und welchem ein anderer gegenüber ſtand, an deſſen Spitze die Öſtreicher, die ſavoyſche Linie in der Waadt, die Grafen von Greyers und die Stadt Freyburg ſtanden. Aber als die Brüder zur Volljährigkeit gelangt waren, brach gefährliche Feindſchaft unter ihnen aus. Eberhard, dem geiſtlichen Stande gewidmet, Propſt zu Amſoltingen, mochte den Bruder um den Beſitz der Herrſchaft beneiden; deßwegen wandte er ſich, den Grundſätzen des Hauſes ungetreu, zu den Öſtreichern, indeß Hartmann die Freundſchaft der Berner feſthielt. Aber im J. 1317 wurde er durch Eberhard an die Öſtreicher verrathen und gefangen nach Freyburg geführt. Um ſeine Freiheit wieder zu erhalten, mußte Hartmann 1318 mit ſeinem Bruder den Öſtreichern Hilfe gegen Schwyz verſprechen. [24]) Schon vorher 1314 hatte Herzog Leopold von Öſtreich die Brüder dadurch zu gewinnen geſucht, daß er ſie mit der Landgrafſchaft in Burgundien belehnte, nachdem er Grafen Heinrich von Buchegk genöthigt hatte, dieſelbe ihm zu übergeben. Dagegen mußten ſie die öſtreichſche Hoheit zu Wangen und Herzogenbuchſee erkennen. Der Groll der Brüder ſtieg indeſſen, als Eberhard nach Hartmanns Befreiung in Bologna den Studien oblag, und die ihm ausgeſetzten Summen nicht richtig floſſen. Als er zurück kam, um das väterliche Erbgut zu fordern, wurde er von Hartmann gefangen auf das Schloß Rochefort im Welſchneuenburgſchen geführt, das

23) Sie erſtreckte ſich von Thun bis Aarwangen; die Landgrafen hielten an beſtimmten Dingſtätten Gericht.

24) Die Urkunde iſt bei Herrgott.

Digitized by Google

Hartmanns Schwiegervater, dem Grafen von Neuenburg gehörte. [25]) Dieß gab Herzog Leopold von Öſtreich neuen Anlaß, Einfluß auf das Haus auszuüben. Er entſchied den Erbſtreit zum Vortheil Hartmanns. Aber als dieſer auf dem Schloſſe zu Thun, wo ſich der zahlreiche kyburgſche Adel zur Feier der Verſöhnung eingefunden hatte, durch übermüthigen Spott den Bruder und deſſen Freunde reizte, ſo wurde er in dem dadurch erregten Kampfe erſchlagen, 1322. Die Gefahr, womit die aufgeregten Bürger Thuns Eberhard drohten, beſiegte er, indem er eilends durch Abtretung einiger Beſitzungen und der Lehenshoheit über Thun das Bürgerrecht und damit Schutz von Bern erkaufte. Allein ſtatt daß dadurch die alte Freundſchaft zwiſchen Bern und Kyburg ſchien befeſtigt zu werden, gab das Bürgerrecht Anlaß zur Entfernung. Dem ſtolzen und mächtigen Manne wurde es bald drückend, dem Aufgebote einer Stadt gehorchen, ſie als Lehensherr ehren, ihr eine jährliche Abgabe zahlen und zugeben zu müſſen, daß Thun in alle Fehden für Bern ziehen mußte. Mehr geehrt fand er ſich durch Uri, Schwyz und Unterwalden, mit denen er 1327 ein Bündniß auf ſechzehn Jahre ſchloß. Vier Jahre nachher (1331) nahm er das Bürgerrecht zu Freyburg an, das unter öſtreichſcher Herrſchaft ſtand, und bald brach zwiſchen ihm und Bern der lange verhaltene Groll in offene Fehde aus, als Eberhard ſeinen Vaſallen, den Herren von Wippingen, gegen Bern Hilfe leiſtete. In dieſer Fehde wurde ſein ſchönes Schloß Landshut und manche Burg ſeiner Dienſtmannen zerſtört. Der Landsfriede vom J. 1333 hatte zwar dieſe Fehde geſtillt, aber 1339 erſcheint Eberhard in dem großen Bunde des Adels gegen Bern, der durch die Schlacht bei Laupen gebrochen wurde. Mit dem Namen Graf von Kyburg verband er den des Landgrafen von Burgundien, gab aber dieſes Lehen an Öſtreich 1346 zurück, worauf ſein Sohn Hartmann III. damit belehnt wurde. Er ſtarb um das Jahr 1363 und hinterließ vier Söhne: Hartmann III., Grafen von Kyburg und Landgrafen in Burgundien, Graf Berchtold I. von Kyburg, Eberhard, Propſt zu Solothurn, und Johannes, Propſt zu Straßburg. Durch Krieg und andern Aufwand war das Haus tief in Schulden geſunken: daher verkauften die Brüder 1363 Burgdorf, Thun und Oltigen an die Öſtreicher, nahmen dieſe Orte dann aber wieder von ihnen zu Lehen, und verpflichteten ſich dabei, ihnen mit aller Mannſchaft zu dienen. Hartmanns III. Verwaltung konnte die Lage nicht verbeſſern: denn indem er, ſchon zum Glücksritter herabſinkend, während der Stürme der Republik Florenz Krieger dorthin führte, war der Aufwand größer als der Gewinn. Schon 1366 verkaufte er der Stadt Thun das Recht des Blutbannes und verpfändete 1375 ſeine meiſten Rechte über Thun den Bernern. Es half dem Hauſe nicht auf, daß er 1375, als der letzte Graf von Nidau, Rudolf, der Bruder von Hartmanns Gemahlinn, beim Einfalle Ingelram's von Coucy erſchoſſen wurde, Nidau, Büren und einen Theil der Herrſchaft Aarberg erbte. Denn als Hartmann 1377 ſtarb, verkaufte ſein älteſter Sohn Rudolf noch im gleichen Jahre einige Ortſchaften an einen Bürger von Solothurn, und 1379 Nidau und Büren an Herzog Leopold von Öſtreich, ſeinen Theil von Aarberg aber an die Berner. Mit dem erhaltenen Gelde erwarb er zwar von dem Grafen von Thierſtein die Burg und Herrſchaft Bipp in der Nähe von Solothurn, ſuchte dann aber gleich dem Vater vergeblich ſein Glück in den italieniſchen Kriegen. Aus Verzweiflung nun Alles wagend, ſuchte er durch einen verrätheriſchen Anſchlag nicht nur des Verſchleuderten ſich wieder zu bemächtigen, ſondern noch Größeres zu gewinnen. In der Nacht des 10. Novembers 1382 ſollte die Reichsſtadt Solothurn von ihm und andern Verſchworenen durch Hilfe eines Verräthers in der Stadt eingenommen und geplündert, hierauf von Rudolf beſetzt, die an Bern verkauften aarbergſchen Beſitzungen eingenommen und Thun wieder unterworfen werden. Der Anſchlag mißlang; aber es entſtand daraus ein Krieg mit Bern und Solothurn, an welchem dann auch die Eidgenoſſen Theil nahmen und durch den die kyburgſche Macht gänzlich gebrochen wurde. Rudolf, welchem Herzog Leopold nach dem mißglückten Unternehmen nicht öffentlich Hilfe leiſtete, ſtarb 1383, und obgleich die Belagerung Burgdorfs mißlang, ſo ſahen ſich doch ſeine Brüder, Ego, Hartmann IV. und Berchtold II. mit ihrem Oheim Berchtold I. 1384 genöthigt, den Frieden durch den Verkauf von Burgdorf an die Berner und gänzliche Abtretung von Thun zu erkaufen. Damals blieb ihnen nebſt wenigen andern Beſitzungen noch Landshut und das landgräfliche Amt in Burgundien. Bipp mußten ſie an die Öſtreicher verpfänden. Hartmann IV. und Berchtold II. ſtarben als Ritter des teutſchen Ordens. Berchtold I. und Ego ſuchten 1406 in der Erwerbung des Bürgerrechtes zu Bern und Solothurn die letzte Zuflucht: ſie übergaben die Landgrafſchaft in Burgundien der Stadt Bern, nachdem ſie allmälig alle ihre Beſitzungen verpfändet und verkauft hatten. Landshut und Neubechburg blieben ihnen allein noch übrig. Als auch dieſe Überbleibſel verkauft waren, zog Graf Ego nach Champagne, wo ſeine Gemahlinn aus dem Geſchlechte von Rappoltſtein einige Güter beſaß. Mit ihm geht 1415 der kyburgſche Stamm der Habsburger unter, verarmt durch die gleichen Urſachen, wie manches andre große Geſchlecht, das die Zeiten verkennend ſich in fruchtloſem Kampfe gegen die kräftig emporwachſenden Städte erſchöpfte, oder der Väter Sitte verlaſſend im Aufwande es andern Geſchlechtern gleich thun wollte, die, vom Zufalle begünſtigt oder durch große Männer gehoben, ſich zu fürſtlicher Stufe empor geſchwungen hatten. (*Escher.*)

25) Hieraus erklären ſich die abweichenden Nachrichten der Geſchichtſchreiber, von denen die Einen den Hartmann, die Andern den Eberhard als den Gefangenen erwähnen, aber die erſtere Treuloſigkeit im Jahre 1317 nicht anführen, die doch aus den Urkunden bei Herrgott ſich erweiſen läßt. Auch Müller (Buch 2. Kap. 1. Not. 178) überſah die erſtere Unthat.

Digitized by Google

Erſte Stammtafel des Hauſes Habsburg.

Ungewiſſe Zeit.

I. Luithericus, unbekannt.

II. Ethiko I., † um 690, Herzog des Elſaſſes, 666.

III.
1. Adelbertus, Herzog des Elſaſſes, † 720 — 723.
2. ? Von dem Vater umgebracht.
3. Odilia, † um 720, Äbtiſſinn zu Hohenburg.
4. Hugo, † vor 720. Sein Geſchlecht erliſcht um die Mitte des 8. Jahrh.
5. Ethiko II., Herzog, Stammvater der Herzoge von Lothringen.

IV.
1. Luitfridus I., Herzog des Elſaſſes, † um 750.
2. Eugenia, Äbtiſſinn zu Hohenburg.
3. Attala, Äbtiſſinn zu St. Stephan.
4. Maſo, Stifter v. Masmünſter. Die Deſcendenz erliſcht mit ſeinem Sohne.
5. Gundelindis, Äbtiſſinn z. Niedermünſter.
6. Eberhardus, Graf, ſtiftet mit Luitfridus d. Kloſter Murbach, hinterl. keinen Sohn.
7. Luitgardis u. Savina.

V. Luitfridus II., Graf des Elſaſſes, † um 800.

VI.
1. Leutardus, Graf. † um 830. Sein Sohn iſt Gerhard v. Roſillon, Graf von Paris.
2. Baſilla, Äbtiſſinn von St. Stephan.
3. Hugo II., Graf. † 837.

VII.
1. Ermengardis, Gemahlinn Kaiſer Lothars I.
2. Luitfridus III., Graf, † 864.
3. Adelardus, Graf, † um 876, kinderlos.
4. Hugo, † minderjährig.
5. Adelheid.

VIII.
1. Hugo III., Graf, † um 880, kinderlos.
2. Luitfridus IV., Graf, † ?

IX.
1. Hunfridus, Graf im Nordgau, † ?
2. Luitfridus V., Graf des Sundgaues, † ?
3. Hugo, Graf; zu Egisheim. † ?

X.
1. Luitfridus VI., Graf des Sundgaues, † um 977.
2. Guntram, Graf; wahrſcheinlich Guntram, der Reiche, Stammvater der Habsburger, † ? S. Tafel 2.

XI.
1. Luitfridus VII., Graf im Sundgau und Nordgau, † um 1000, wahrſcheinlich ohne Deſcendenz.

(Escher.)

Digitized by Google

Zweite Stammtafel des Hauſes Habsburg.

Sichere Zeit.

I. Guntram der Reiche. S. Tafel 1.

II. Kanzelinus (Lantoldus ?), Graf; † 990.

III. 1. Wernherus, Biſchof zu Straßburg, † 1028 od. 1029. — 2. Radeboto, Graf im Klekgau, † 1027. — 3. Rudolf I., † ? — 4. Lanzelinus, † ? — 5. ? Birctilo oder Bertholdus, Graf im Brisgau, Stammvater der Zäringer. — 6. ? Gebehardus, Graf.

IV. 1. Otto I., Graf. † 1046. — 2. Adelbertus I., Graf. † ? — 3. Wernherus II., Graf von Habsburg, † 1096. — 4. Richenza, Gemahlinn Graf Ulrichs zu Lanzburg.

V. 1. Otto II., Graf im Elſaſſe, † 1111. — 2. Adelbertus II., Graf im Elſaſſe, † 1140, wahrſcheinlich kinderlos. — 3. Idda, Gemahlinn eines Grafen zu Thierſtein, (ungewiß, vielleicht nicht Schweſter, ſondern Gemahlinn Otto's II.)

VI. 1. Wernherus III., Graf v. Habsburg, † um 1163. — 2. Adelheid, an einen Edlen von Hünenberg vermählt.

VII. 1. Adelbertus III., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elſaß, † 1199. — 2. Gertrud, Gemahlinn des Grafen Theoderich von Mümpelgard. — 3. Richenza, Gemahlinn des Grafen Ludwig von Pfirt.

VIII. 1. Rudolf II., Graf zu Habsburg, Landgraf im Elſaß, † 1233. — 2. ? Gemahlinn eines Grafen von Leiningen.

IX. 1. Adelbertus IV., Graf zu Habsburg u. Landgraf im Elſaß, † 1240. Gemahlinn Heiltwig v. Kyburg. — 2. Rudolf III., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elſaß, Stammvater der laufenburgſchen und 2ten kyburgſchen Linie. † 1249. S. Tafel 3. — 3. Wernherus. † ? — 4. Heiltwig, Gemahlinn Graf Hermanns von Froburg. — 5. Gertrud, Gemahlinn Graf Ludwigs v. Froburg.

X. 1. Rudolf IV., Graf zu Habsburg und Landgraf im Elſaß; Kaiſer. † 1291. — 2. Adelbertus V., Domherr zu Baſel und Straßburg. — 3. Hartmann. † ? — 4. Eliſabeth, Gemahlinn d. Burggrafen v. Nürnberg. — 5. Kunigunde, Gemahlinn eines Edl. v. Küſſenberg u. in 2ter Ehe eines Edl. von Ochſenſtein. — 6. ? Kloſterfrau.

(*Escher.*)

Digitized by Google

Dritte Stammtafel des Hauſes Habsburg.

Die Grafen von Habsburg zu Laufenburg.

I. . . . . Rudolf I. (III.), Graf von Habsburg. † 1249. S. Tafel 2.

II. 1. Werner, † 1253, kinderlos. — 2. Gottfried I., † wahrſcheinlich 1271. — 3. Rudolf, † 1293, Biſchof z. Conſtanz. — 4. Otto, † ? — 5. Eberhard, Stammvater der Kyburger, † 1284. S. Tafel IV. — 6. ? Hartmann.

III. 1. Rudolf II., Gemahlinn Eliſabetha von Rapperſchweil. † 1314. — 2. Gottfried, Stammvater des Hauſes Fielding in England.

IV. Johannes I., Graf von Habsburg, Landgraf im Klekgau, Graf von Rapperſchweil; † 1337. Gemahlinn: Agnes, Tochter Simons, Landgrafen in Nieder-Elſaß.

V. 1. Johannes II., Graf von Habsburg und von Rapperſchweil; † 1380. — 2. Rudolf III., Graf von Habsburg und Graf im Klekgau; † 1383. — 3. Gottfried II., Graf von Rapperſchweil; † 1375. — 4. Agnes, Stiftsdame zu Serbingen.

VI. Johannes III., Graf von Habsburg; † 1395, kinderlos. — Johannes IV., Graf von Habsburg; † 1408. Der Letzte.

1. Urſula, Gemahlinn Graf Hermanns von Sulz. — 2. Agnes, unbekannt.

(*Escher.*)

Vierte Stammtafel des Hauſes Habsburg.

Die zweiten Grafen von Kyburg.

I. . . Eberhard I., Graf von Habsburg, Landgraf im Zürichgau. S. Tafel 3. Gemahlinn Anna von Kyburg. † 1284.

II. 1. Hartmann I., Graf von Habsburg; † 1301. — 2. ? — 3. Margarethe, Gemahlinn Graf Dietrichs zu Cleve.

III. 1. Hartmann II., Graf von Kyburg; † 1322. — 2. Eberhard II., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † um 1363. Gemahlinn Berchta von Buchegk.

IV. 1. Hartmann III., Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1377. Gemahlinn Anna von Nydau. — 2. Berchtold I., Graf von Kyburg; † ? kinderlos. — 3. Eberhard, Propſt zu Solothurn. — 4. Johannes, Propſt zu Straßburg.

V. 1. Rudolf, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien; † 1383, kinderlos. — 2. Hartmann, 3. Berchtold, Ritter des teutſchen Ordens. — 4. Ego, Graf von Kyburg und Landgraf in Burgundien. † 1415. Der Letzte.

(*Escher.*)

Digitized by Google

HABSBURG, Marschälle, Truchsessen, Schenken von. Gleich andern großen Geſchlechtern ahmten auch die Grafen zu Habsburg das fürſtliche Gepränge nach durch Ertheilung ſolcher Hofämter, und je mehr ſich das Haus erhob, deſto mehr wurden von den ihrer alten Unabhängigkeit vergeſſenden Edelleuten dieſe Ämter und die damit verbundenen Lehen geſucht. Daher finden ſich Marſchälle, Truchſeſſen, Schenken von Habsburg aus den Geſchlechtern von Hallwyl (ſ. dieſen Artikel), von Schnabelburg, von Wart, von Wädiſchwyl u. ſ. w. Oft werden dieſelben auch ohne ihre Geſchlechtsnamen genannt, woraus man keineswegs auf eine Verwandtſchaft mit dem habsburgſchen, ſondern auf bloßes Lehensverhältniß und auf Hofdienſte ſchließen darf. S. *Herrgott* Genealogia gentis Habsburgicae. Tom. I. p. 81. *(Escher.)*

HABSHEIM, großes Dorf in dem Bez. Altkirch des franz. Depart. Oberrhein, hat 1538 Einw., Marktgerechtigkeit, indem vom 28. October an ein achttägiger Markt gehalten wird, und ſtarken Weinbau: das hieſige Gewächs gehört zu den beſſern Weinen des Oberrheins. *(G. Hassel.)*

HABSTHAL, ein hohenzollern-ſigmaringenſches Pfarrdorf von 200 Einw., mit einem aufgehobenen Dominikanernonnenkloſter, welches 1259 von Graf Rudolf von Habsburg geſtiftet wurde und 1805 an Sigmaringen kam, das eine bürgerliche Mädchenſchule darin einrichtete. *(Memminger.)*

HABSUCHT. Die beiden Begriffe, welche das Wort verbindet, führen von ſelbſt auf den Sinn. Haben deutet auf Beſitz, und Sucht bezeichnet immer ein fehlerhaftes Übermaß, ſei es in der Befriedigung einer Leidenſchaft, oder in einem geſtörten körperlichen Zuſtande. Habſucht iſt daher das Übermaß im Begehren und Streben nach Eigenthum aus Überſchätzung des Beſitzes. Denn an ſich iſt das Streben, Etwas als Eigenthum betrachten zu können, und Wohlgefallen daran und an ſeiner Vermehrung zu finden, keineswegs tadelhaft. Es liegt in der Natur des Menſchen und dem Triebe nach Vervollkommnung des Zuſtandes; iſt Mittel zu vielſeitiger Ausbildung, zu erweitertem Wirkungskreiſe und ſelbſt zur Zufriedenheit. Sobald jedoch entweder der Gegenſtand oder der Grad dieſes Strebens in keinem Verhältniß zu dem wahren Werth deſſelben ſteht, oder ſobald dabei die gleichen Rechte, die auch Andre daran haben, vorzüglich aber die Rechtmäßigkeit der Mittel überſehen wird, wird es zur Untugend. Den Habſüchtigen leitet bloß der Trieb haben, und immer mehr haben, und wär's möglich, Alles haben zu wollen. Wenn dem Eigennützigen nur an der Befriedigung ſeiner Wünſche oder ſeiner vermeinten Bedürfniſſe liegt, wenn der Gewinnſüchtige alle mögliche, oft ſelbſt unedle Mittel aufbietet, wenn er namentlich im Handel dem kleinſten Vortheil alle beſſere Gefühle aufopfert: ſo läßt der Habſüchtige wenigſtens keine Gelegenheit aus dem Auge, wo er ſeine Habe vermehren, ſeine Vorräthe, ſelbſt ihm wenig brauchbare, aufhäufen kann. Das Gemeinſame dieſer Fehler iſt Ausartung des Gewerbtriebs.

Gewöhnlich iſt die Habſucht mit einer Beſchränktheit des Verſtandes und einer Kleinlichkeit, oft ſelbſt ſchon moraliſcher Verderbniß des Charakters verbunden, und geht beſonders im letzten Fall oft in Verletzung der Pflichten der Gerechtigkeit und Billigkeit über. Sie macht ſich kein Bedenken, bei Erbſchaften oder Theilungen ſich immer vorzudrängen; ſie hat es dabei häufig mit dem Geiz gemein, daß ſie ſich durch das Haben befriedigt fühlt, ohne oft ſelbſt zu wiſſen, was mit dem Erworbnen anzufangen ſei. Doch entſteht ſie auch häufig aus dem Hang zum Verſchwenden. Denn weil die Verſchwender Viel haben müſſen, um Viel verthun zu können, ſo wird die Begier immer unerſättlicher. (Aviditas). Als Leidenſchaft wird ſie auch dadurch gefährlich, weil es Andern ſo leicht gelingen kann, den zu allen ſeinen Zwecken zu mißbrauchen, welcher der Verſuchung ſich zu bereichern nicht widerſtehen kann; oder auch weil großer Beſitz alle Pforten öffnet, und oft jede andre Macht zu erſetzen erſcheint.

In Kindern iſt das Verlangen, alles, was ſie ſehen, haben zu wollen, anfangs bloß die Folge der mangelnden Vorſtellung von dem, was Eigenthum iſt, und von den Rechten andrer Menſchen. Aber dennoch iſt der Trieb zu bewachen, und durch frühe Aufklärung der Begriffe und zeitige Gewöhnung, fremdes Eigenthum zu achten, bei Zeiten zu mäßigen. Sonſt kommt die Selbſtſucht (Solipsismus) empor, und erſtickt alle edleren und zarteren Gefühle. *(A. H. Niemeyer.)*

HABUCHTHUND, auch **HAPPUCHTHUND** und **HAPPIHUND**, kommt in den bojoariſchen Geſetzen vor, nach welchen deſſen Entwendung mit 3 Schillingen gebüßet werden mußte. Schon der Name Habuchthund zeigt ſeine Beſtimmung an. Es war ein raſcher Windhund, welcher auf der Beize gebraucht wurde, um die gebeizten größern Thiere, als Rehe, Kraniche ꝛc. zu fangen, wenn ſie vom Habicht im Laufe gehindert oder im Fluge zur Erde gebracht waren. Das Wort Habucht, Happucht, kommt in den ältern Geſetzen oft vor: ſo Ganshapuch, Habicht, womit wilde Gänſe gebeizt wurden, Anothhapuch, Antenhabicht u. a. *(W. Pfeil.)*

HÄBUDES, bei Ptolemäos Ebudä, eine Inſelküſte, die auf der Weſtſeite der Britannia zwiſchen Scotland und Ireland ſich herunter erſtreckte und mit den heutigen Hebriden identiſch iſt. Plinius zählt ihrer 30 auf, Solinus nur 5. Vgl. Hebrides Inseln. *(G. Hassel.)*

HABUR, Stadt im Bezirke Tulla des arabiſchen Stats Jemen, wo vorzüglicher Wein gebaut wird. Nach Niebuhr. *(G. Hassel.)*

HABYB oder **HABIB** (Ali ben Mohammed), ein Araber aus dem 9ten Jahrh., der eine Zeit lang als Schwärmer und religiöſer Betrüger ſein Weſen trieb. Ali und ſein Geſchlecht waren im 7ten Jahrh. untergegangen, aber unter den Moslemim, beſonders der Schiiten, erhielt ſich die Tradition, daß noch Sproſſen jenes Heiligen ſich gerettet, daß der zwölfte von ihnen in einer Höhle verborgen wohne, einſt aber wiederkehren werde, um die

Digitized by Google

Gewalt des Dejal zu vernichten und alle Menſchen unter den Islam zu vereinigen. Auf dieſe Sage geſtützt, erſchien auf Einmal jener Habyb, deſſen Herkunft wir nicht einmal kennen, und gab ſich für den verborgenen Aliden aus: er wurde das Haupt und der Schöpfer einer Sekte, die einen ungemeinen Zulauf bekam und ihn bald in den Stand ſetzte, den Khalifen die Spitze bieten zu können. Er ſchlug ſeinen Sitz im Jahre der Hedſchra 256 oder 870 unſrer Ära zu Baſſra auf und ſetzte dieſen Platz beſonders durch die Erbauung der Feſte Moktarah in ſolchen Vertheidigungsſtand, daß er darin der ganzen Macht des Khalif Al Motamed Trotz bieten konnte. 14 Jahre lang hielt er ſich darin, bis endlich der Prinz Muaffak, Bruder des Khalifen, 883 Moktarah und kurze Zeit darauf auch Baſſra eroberte, Habyb gefangen nahm und ſogleich hinrichten ließ: ſein Kopf wurde auf einer Lanze durch die vornehmſten Städte und Provinzen getragen und zuletzt über einem Thore von Bagdad aufgeſteckt. Mit Habyb erloſch die von ihm gebildete Sekte, die ſo vielen Lärmen gemacht hatte. Er ſelbſt war ein feiner Kopf, der Scheinheiligkeit mit einem ſeltnen Muthe verband; ſeine Anhänger hingen mit dem größten Eifer an dem heiligen Mann, der ganz wie Mohammed handelte und eben ſo beredt war. Nur fehlte ihm das Glück, was jenen begleitete, und die Zeiten hatten ſich anders geſtaltet*). Vergl. Khabith und Zendsch. *(H.)*

HACAN, oder HAÇAN, auch HACHEM. S. die unter dieſer Orthographie hier und da aufgeführten Namen in Hakem und Hassan. *(R.)*

HACCIUS (Georg), oder wie ſein teutſcher Name Hacke, ein lutherſcher Theolog, Sohn des Predigers Wilhelm Haccius zu Utleben im Schwarzburgſchen, wo er am 30. Auguſt 1626 geboren war. Wie ſein Vater, widmete er ſich der Theologie, ſtudirte zu Jena, und nahm dann eine Hofmeiſterſtelle in Weſtphalen an, wodurch er in dieſe Gegend verſetzt und 1648 Conrector zu Minden wurde. Doch vertauſchte er dieſe Stelle 1661 mit dem Paſtorate an der Marienkirche, wurde 1663 Licentiat der Theologie zu Rinteln und zeichnete ſich durch einen ſchönen und erbaulichen Vortrag ſo aus, daß ihn die Hamburger 1669 zum Prediger an die Maria Magdalenenkirche beriefen und ihm 1680 die einträgliche Pfarrei zu St. Michael geben. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt, der 1683 durch Hamburg kam, erhob ihn zum Conſiſtorialrath zu Minden und beſchenkte ihn mit einer goldnen Medaille; indeß ſcheint er jene erſtre Stelle nicht angetreten oder abgelehnt zu haben, indem er zu Hamburg am 12. April 1684 ſtarb. Seine Schriften, die Jöcher II. S. 1303 aufführt, beſtehen in Kanzel=, Leichen=, Einweihungs= und andern Predigten, in einer Poſtille, einem geiſtlichen Baumgarten und andern Andachtsſchriften, die ihr Zeitalter nicht überlebt haben. *(G. Hassel.)*

HACH, Dörfchen bei Auggen im großherz. badenſchen Bezirksamte Müllheim, dadurch merkwürdig, daß daſelbſt ſchon im J. 789 der Weinbau getrieben wurde, wie aus urkundlicher Nachricht entnommen wird†). *(Leger.)*

HACHA, Rio de la, d. i. Beilfluß, 1) der Fluß an der Nordküſte des ſüdamerikaniſchen Continents, Coſta oder Tierra firma, der unter 504° 48′ L. über Ferro, weſtlich von Punta de la Cruz ins weſtindiſche Meer mündet. Er entſpringt bei Bobillo 10° 30′ nördl. Br. am nordweſtlichen Abhange der Serra de Peija, einem Theile der Andenkette von Santa Marta, unweit der Quelle der ſüdweſtlich dem Magdalenenſtrome zufließenden Zezare und vollendet, meiſtens durch ſtark bewaldete Niederungen, einen Lauf von 16 geogr. Meilen faſt gerade nach Norden; er iſt über 7 Meilen weit für flache Fahrzeuge ſchiffbar; ſeine Ausflüſſe aber, die einen ſumpfigen Delta=Werder umgeben, ſind ſehr ſeicht und wegen der ſtarken Gegenſtrömung des Meeres bei dem in dieſer Gegend vorherrſchenden Nordwinde gefährlich zu beſchiffen. Er wird daher, ungeachtet ſeines Reichthums an koſtbaren Hölzern ꝛc. nur wenig benutzt. 2) Die Stadt. An der Weſtſeite des Ausfluſſes dieſes Rio de la Hacha liegt die Ciudade de la Hacha, von der Stadtkirche auf einigen Karten Nueſtra Señora de los Remedios (unſerer Frauen zum Heilmittel) genannt, unter welchem Namen aber der Ort in Weſtindien ganz unbekannt iſt. Sie hat ſchon durch Karl V. den Rang einer Hauptſtadt (ciudade) empfangen, iſt aber ein ſchlecht gebaueter Ort von höchſtens 120 Häuſern, 1823 mit kaum 1500 Einwohnern, worunter etwa 700 Schwarze und Farbige. Sie hat ein kleines, ſicheres Hafenbaſſin, welches in das hier die Küſte umlagernde Klippenriff eingeht, ziemlich ſicher und 10—12 Klafter tief iſt und durch ein Fort beſchützt wird. Der Landungsplatz iſt auch zum Ausbeſſern der Schiffe bequem. Die Stadt iſt ein Einfuhrhafen mit einer Zollbehörde. Es haben ſich hier, außer den Einheimiſchen, einige britiſche Kaufleute niedergelaſſen. Hauptausfuhrartikel iſt Färbeholz, namentlich Gelb= und Rothholz, und zwar letzteres von der Sorte, die in Hamburg St. Martaholz heißt: 10—20 Mark Banko koſtet die Quantität von 100 Pfund. Es wird mit andern geſchätzten Hölzern in den Niederungen des Rio ſtromaufwärts gefällt und auf Maulthieren zu Markte gebracht. Im Junius 1824 lagen daſelbſt 18 fremde Schiffe, worunter 4 aus Jamaika. Von Kingſton, dem Haupthafen dieſer britiſch=weſtindiſchen Inſel liegt die Stadt de la Hacha, 112 Meilen im Südoſten; Maracaibo, wohin eine Maulthierpfad führt, liegt 16 Meilen Land einwärts, und Santa Marta weſtwärts faſt eben ſo weit; der Weg dahin längs der Küſte wird durch 8 Flußmündungen unterbrochen. Mit dem Innern ſteht die Stadt de la Hacha, ſchlechthin Hacha genannt, nur über Maracaibo in Verbindung und mit Santa Marta, Cartagena, Puerto Caballo, Caracas und andern colombiſchen Häfen wird eine ziemlich lebhafte Küſtenfahrt unterhalten.

*) Nach *Elmacini* hist. Sarac. und Ockley's Geſch. der Saracenen.

†) Fecht's Geſch. der großh. bad. Landſchaften. II. Heft, S. 92.

Digitized by Google

In der Nähe der Stadt baut man Mais, Baumwolle, Zucker und etwas Indigo. Das Klima iſt heiß, feucht und ſehr ungeſund; Fremde und Einheimiſche leiden häufig an gaſtriſchen Fiebern. Die mittlere Temperatur iſt + 18 — 19° R. und im April und Mai ſteigt die Hitze gewöhnlich auf + 26 — 28°. — 3) Der Bezirk, wovon dieſe Stadt der Hauptort iſt, bildet mit den Bezirken Santa Marta und Cartagena einen Kreis des columbiſchen Departements Magdalena. Der Bezirk Rio de la Hacha, größten Theils noch Wildniß, aber wegen der ſtarken Bewäſſerung mit ſehr fruchtbarem Boden, erſtreckt ſich von der Stadt 8 Meilen ſüdweſtlich an der Küſte hin bis zum Kuppenberg el Palanque am Cabo S. Agoſtino und 15 Meilen nordöſtlich von der Stadt bis zur Punta de las Gallinas, ſchließt alſo Cabo de Vela und die ganze Nordoſtküſte der zungenförmigen Halbinſel ein, welche ſich vor den Meerbuſen von Maracaibo nach Nordoſten hin zieht. Die Südweſtküſte dieſer Halbinſel gehört zur Intendanz Maracaibo (Departamento Sulia), woran der Bezirk Rio de la Hacha auch im Süden gränzt. In den kleinen Buchten und Flußmündungen, nordöſtlich von den Mündungen des Hauptſtromes liegen die Landungsplätze: Marvelo, Orino, Calabaza, el Toco, Tocuraca, Rincon del Carpintero, el Portete und nahe an Punta de las Gallinas die Bahia honda, eine tiefe, zu einem trefflichen Kriegshafen geeignete Bucht. In dieſen und andern Küſtenpunkte und an den Ufern der Flüſſe leben ungefähr 7000 Menſchen, meiſtens Schwarze und Mulatten, worunter auch Flüchtlinge aus Cuba, Jamaika ꝛc., die ſich als ſehr brauchbare Schleichhändler zeigen. Im Gebirge, in den Urwäldern und Wildniſſen und an einzelnen Stellen bis an die Küſte hin, ſtreifen wilde Guajiros, ein zahlreicher tapferer Indianerſtamm, der unbezwungen und unbekehrt geblieben iſt und durch Überfälle den Anſiedelern und Holzhauern gefährlich wird. Ihre Krieger ſind ſämmtlich beritten und durch den Verkehr mit der Küſte mit engländiſchen Flinten verſehen. Sie wagen in ihren Canoes Fahrten ins Meer und ſie allein treiben noch, als geſchickte Taucher, Perlenfiſcherei auf dem Klippenriff am Strande. Durch dieſe Perlenauſternbänke angelockt, ſtiftete der ſpaniſche Eroberer Rodrigo Baſtidas ſchon im Jahre 1527 die Stadt de la Hacha und jene Bänke lieferten bis zum Jahre 1530 für mehr als 300,000 Piaſter ſchöner, großer Perlen vom reinſten Waſſer. Weil aber die indianiſchen Taucher von den Spaniern und beſonders nachmals von den Teutſchen, welche das Augsburger Handelshaus Welſer, Eigenthümer der ganzen Küſte, unter Ambroſius Alſinger hinſandte, aufs grauſamſte gemißhandelt wurden, ſo gerieth die Perlenfiſcherei gänzlich in Verfall. Im Jahre 1823 hat eine britiſche Aktiengeſellſchaft das Recht, Perlenauſtern fiſchen zu laſſen, von der colombiſchen Regirung gepachtet. Bis zum Ausbruche der Revolution in Südamerika bildete Rio de la Hacha eine Provinz des ſpaniſchen Vicekönigreichs Neugranada, welche zur Intendanz Santa Marta gehörte. Unter den Kaufleuten in Santa Marta, wie unter denen in der Stadt de la Hacha herrſchte große Eiferſucht gegen das in jeder Rückſicht mehr begünſtigte, reiche Cartagena und als ſich nun dieſe Handelsſtadt im Auguſt 1810 für unabhängig erklärte und jene beiden Provinzen aufforderte, ſich ihrem Gebiete als Föderativſtaten anzuſchließen, folgte Hacha dem Beiſpiele der Provinz Santa Marta, erklärte ſich ſtandhaft für die ſpaniſche Regirung und nahm an der blutigen Fehde, welche von 1813 bis 1815 zwiſchen den Royaliſten und Republikanern in dieſer Gegend geführt ward, lebhaften Antheil. Die Spanier unter Morillo benutzten beide Küſtenſtädte mit großem Erfolge als Waffenplätze gegen die Inſurgenten und erſt im Julius des Jahres 1821 unterwarfen ſich Stadt und Bezirk de la Hacha der republikaniſchen Regirung, welche durch Bolivar's Siege feſt gegründet war. Doch noch im Anfange des Jahrs 1823 führten einige royaliſtiſche Parteigänger eine Horde Guajirosindianer von Rio de la Hacha nach der von dem republikaniſchen Oberſten Rieux ſchlecht vertheidigten Stadt Santa Marta, beſetzten das Fort, plünderten die Stadt und behaupteten ſich, bis der columbiſche General Montilla von Cartagena her anrückte und ſie um die Mitte des Februars vertrieb. Jene Indianer ſcheinen ſich ſeitdem ruhig zu verhalten, aber ſie ſcheinen der Regirung der Republik, welche ſie jedoch mit Bekehrungsverſuchen verſchont, nicht unterworfen zu ſeyn. Das columbiſche Zollgeſetz von 18. Julius 1824 beſtätigte dem Hafen de la Hacha das Recht des Handels mit dem Auslande; von hamburgſchen und andern teutſchen Schiffen wird er ſelten beſucht. (*C. Röding.*)

Hache, Pierre Jos., ſ. Haitze.

HACHEL (die), Mehrheit: d i e H a c h e l n, heißen in einigen Gegenden die dünnen Stacheln, welche die Getreideähre umgeben, alſo gleichbedeutend mit A c h e l n und S t a c h e l n. An andern Orten nennt man ſie A g e n und G r a n n e n. Die Wurzel iſt das veraltete H a c h e, H a k e (Haken), welches überhaupt etwas Spitziges bezeichnet und vielleicht mit dem Griechiſchen ἀκὴ verwandt iſt. Daher kommt auch die Benennung der H ä c h e l oder H e c h e l, als eines aus ſcharfen Drahtſpitzen beſtehenden Werkzeuges, und des H a c h e l k r a u t e s, d. h. des ſtacheligen Hauhechels (Ononis spinosa L.) (*R.*)

Hachen Ben Haschem, ſ. Hakem.

HACHENBERG (Paul), Geſchichtforſcher, zu Steinfurt 1652 geboren, war Erzieher des gemüthskranken Kurfürſten Karl von der Pfalz, des letzten Regenten ſeines Hauſes, bekleidete darauf das Lehramt der Geſchichte und Beredſamkeit zu Heidelberg, und ſtarb daſelbſt im December 1681 mit dem Charakter eines kurfürſtlichen geheimen Raths. Mit großem Fleiß und Beleſenheit lieferte er ſchätzbare Beiträge zur Aufklärung einer ſehr dunkeln hiſtoriſchen Periode, in ſeinem Hauptwerke: Germania media, in qua mores, ritus, leges, sacrae profanaeque ceremoniae a Trajano ad Maximilianum I. recensentur. Heidelb. 1675; Jen. 1686; und ex edit. W. Türkii. Halae 1709. 4. Für die Specialgeſchichte von Werth iſt ſein (jetzt ſeltenes) Gedicht: Tubantus redivivus, seu illustr. comitum in Benthem genealogia. Steinf. 1663. 8. Mehrere Diſ-

ſertationen und eine Abhandlung de rebus ad Labadiam pertinentibus im Museum Turic. Vol. I. T. I. n. VI.*) (*Baur.*)

HACHENBURG, 1) Stadt im gleichn. Amte des Herzogthums Naſſau. Sie liegt auf dem Weſterwalde zwiſchen dem Horterbache und dem Nieſter, hoch und angenehm; auf dem höchſten Punkte erhebt ſich das Schloß, einſt der Sitz der alten Grafen von Hachenburg, die eine Nebenlinie der Burggrafen von Kirchberg ausmachten, und gewährt eine der reizendſten Umſichten. Außerdem hat die Stadt 1 Kirche, 310 Häuſer, 8 Loh-, 1 Mahlmühle, 1 Ziegelei und 1428 Einw., die 3 Tabaksfabriken, Rothgärbereien und Leinweberei unterhalten, auch 7 Märkte haben, und Krämerei treiben. Es iſt jetzt der Sitz des Amts. (*Pauli.*) 2) Ein naſſau'ſches Amt am Weſterwalde, das außer der vormaligen Grafſchaft Sayn-Hachenburg auch noch andre Parzellen begreift. Es gränzt im Weſten und Norden mit der preuß. Provinz Niederrhein, im Oſten mit dem Amte Marienberg, im Süden mit dem Amte Selters, iſt rauh, gebirgig, von einem Theile des Weſterwaldes bedeckt und vom kleinen Fluſſe Nieſter bewäſſert, und hat nach dem Naſſauer Statshandbuche 51,386 Morgen, wovon 120 Wohnplätze, 454 Gartenland, 20,649 Ackerland, 6667 Wieſen, 3572 Weiden, 19,689 Wald und 715 unbeſteuerte Grundſtücke ausmachen. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1825 auf 10,232 in 2510 Familien: 1821, wo erſt 9764 gezählt waren, waren darunter 7022 Evangeliſche, 2539 Katholiken und 203 Juden. An Wohnplätzen ſind regiſtrirt 1 Stadt, 53 Dörfer, und 37 Höfe, worin 1673 Wohnhäuſer und 3421 Nebengebäude ſtanden: an Vieh 1821 135 Pferde, 3 Eſel und Mauleſel, 8319 Rindvieh, 3195 Schafe, 822 Schweine, 303 Ziegen und 837 Bienenſtöcke. Das Steuerſimplum betrug 4954 Gulden 39 Kreuzer. Das Amt iſt in 42 Gemeindebezirke eingetheilt. (*Pauli.*)

HACHENBURG (die Grafen von), ein altes wetterau'ſches Dynaſtengeſchlecht, das im Mittelalter erloſch und ſeine Beſitzung, die Grafſchaft Sayn Hachenburg, die auf der wetterau'ſchen Grafenbank Sitz und Stimme hatte, an die Burggrafen von Kirchberg vererbte. Dieß uralte Geſchlecht erloſch 1799 mit Johann Auguſt im Mannsſtamme; und die Grafſchaft Sayn Hachenburg kam an des letztern Burggrafen Bruders Enkelinn, Gemahlinn des regirenden Fürſten von Naſſau-Weilburg als rechtmäßige Erbinn, wodurch ſie ein Beſtandtheil der weilburgſchen Länder wurde. (*H.*)

HACHETTE (Jeanne), eine franzöſiſche Heroine, die ſich 1472 bei der Belagerung ihrer Vaterſtadt durch die Burgunder hervor that, indem ſie auf die Mauern ſprang, einem burgundſchen Soldaten die aufgepflanzte Standarte entriß und ſie in die Kirche der Jakobiner trug. Um ihretwillen ſoll Louis XI. dem ſchönen Geſchlechte zu Beauvais durch ein Patent von 1473 den Vorgang vor den Männern bei der Proceſſion, die jährlich am Tage der heiligen Agadrema bis zur Revolution Statt fand, und jetzt wohl wieder hervorgeſucht ſeyn wird, zugeſtanden haben. Indeß nennen die Schriftſteller den Namen dieſes Mädchens verſchieden: Comines Jeanne ourquet, Mathieu Jeanne Fouquet, Andere Jeanne Laine und erſt in einem Trauerſpiele Rouſſets, das ſich handſchriftlich auf der königl. Bibliothek zu Paris findet, kommt ſie als Jeanne Hachette vor, ein Name, den die meiſten franz. Hiſtoriker jetzt adoptirt haben. Nach der Biogr. univ. XIX. p. 284. (*G. Hassel.*)

HACHIA, im Mittelalterlatein: die beſchimpfende Strafe des Hunde- und Satteltragens, über welche unter dem Artikel Harmiscara gehandelt werden wird. Neufranzöſiſch: la Hachée. Vgl. *Du Cange* s. v. Harmiscara. (*R.*)

HACHINBUAYA, d. h. Hainbuche, altteutſches Wort (carpinus betulus). (*W. Pfeil.*)

HACHIREN, 1) in der Technologie, bei den Emailleuren, Vergoldern und Schwertfegern den Grund aufkratzen oder kerben, das heißt, die Arbeit, die vergoldet, emaillirt oder verſilbert werden ſoll, vorher mit einem Meſſer oder eingreifenden Stahle ritzen und rauh machen, damit das einzutragende Gold, Silber oder Email beſſer hafte. (*H*) 2) in der Zeichnenkunſt, die Züge der Feder oder des Grabſtichels dergeſtalt anbringen, daß einer quer über dem andern zu ſtehen komme, um Etwas zu ſchattiren. (*H.*)

HACHURE, 1) in der Zeichnenkunſt, die Kreuzſchattirung; 2) in der Heraldik, die Schraffirung, wodurch die Tinktur angezeigt wird. (*H.*)

HACK und MACK, und zuſammen gezogen Hackemack, ein ſprichwörtlicher Ausdruck, mit welchem die gemeine Sprache theils einen Haufen des ſchlechteſten Pöbels, theils einen Zuſammenwurf werthloſer oder doch unordentlicher Dinge bezeichnet. Daher heißt Hack und Mack auch zuweilen: unordentlich durch einander. An manchen Orten — Adelung führt Lübeck an — ſagt man Hack und Pack, im Meklenburgſchen Hüsk und Schlüsk. Da nun Hüsk dort ein Schweinchen bedeutet, ſo hat man daraus gefolgert, Hack habe dieſelbe Bedeutung, (das gemeine: Hackſch) und Mack heiße dann (von Mage) etwas Verwandtes oder Ähnliches. Alſo: Schwein und Familie. Im Schwedenſchen iſt dagegen Hack die niedrigſte Karte; und wenn die Bedeutung dieſes erſten Wortes überhaupt feſt ſtände: ſo wäre das folgende leicht als bloßer Reimſchluß zu erklären. Man könnte bei Hack leicht an das unordentliche Durcheinanderfallen des Gehackten (wie auf dem Wurſtklotz) denken, um ſo mehr, da es gebräuchlich iſt, zu ſagen, durch einander wie Häckerling. Der Begriff des Unordentlichen liegt ferner auch in Hacken, wenn es einen ſtammelnden Vortrag oder überhaupt eine mühſelig durchgeführte Leiſtung bezeichnet. Das engländiſche to hack iſt dem verächtlichen Sinne noch näher, daher ſogar in neutraler Bedeutung: zu Jedermann's Gebrauch ſeyn (von öffentlichen Dirnen), und das Hauptwort hack,

*) Sein Leben in der Vorrede von Jung's histor. Benthem. Hanov. 1773. 4. p. I—VII. *Königii* bibl. vet. et nov. *Freytagii* adpar. lit. T. III. 477. *Saxii* onomast. T. V. 102. 602. Wundt Magaz. f. d. pfälz. Geſch. 3. Bd. 209.

Digitized by Google

ein Pferd zu Jedermanns Gebrauch, welches nicht nothwendig als Abkürzung für Hackney (haquené) zu nehmen iſt*). (*R.*)

HÄCK (Robert van). Von dem Leben dieſes Künſtlers iſt wenig bekannt. Er war 1609 zu Antwerpen geboren, ſein Todesjahr wird nicht angeführt, und auch ſeine Lehrer nennt man nicht. Seine Bilder, meiſt kriegeriſche Scenen mit ſehr kleinen Figuren darſtellend, erregen Bewunderung durch die außerordentliche Genauigkeit und Schärfe ihrer Ausführung und die Schönheit ihres Kolorits, und auch als Porträtmaler wird Häck ausgezeichnet**). (*R.*)

HACKBORD, oder HACKEBORD, eine Verzierung hinten am Spiegel des Schiffes, welche nicht ſelten mit bunten Figuren ausgeſchmückt iſt und ganz von der Laune, oder dem Geſchmacke des Baumeiſters abhängt, aber nicht wenig zur Schönheit der Figur des Schiffes beiträgt. Die engländiſche Benennung iſt the taffarel of a ship, die Franzoſen nennen es le Couronnement. (*Braubach.*)

HACKBRETT, oder HACKEBRETT, auch CYMBAL genannt, iſt ein heut' zu Tage gänzlich außer Übung gekommenes, nur etwa beim gemeinen Volke hier und da, z. B. bei Tanzmuſiken, noch vorkommendes, kruſtiſches Saiteninſtrument, beſtehend aus einem flachen Reſonanzboden, über welchen Metallſaiten geſpannt, und (zwei bis dreichörig) in eine Tonleiter geſtimmt werden. Das Spiel des Inſtrumentes beſteht darin, daß man daſſelbe vor ſich hinſtellt, und mit einem leichten Klöppel in jeder Hand die Saiten anſchlägt. Nicht unwahrſcheinlich gab zuerſt das Hackebrett die Idee zur Erfindung der Claviere und Pianoforte, welche, wie man ſieht, im Weſentlichen nichts Anderes ſind, als ſehr verbeſſerte Hackebrette mit Dämpfungen, Pedalen u. ſ. w. verſehen, und mit Claviaturhämmern ſtatt mit Klöppeln angeſchlagen. Auch der Name Clavicymbalum (ein mit Claves oder Taſten verſehenes Cymbal oder Hackebrett), ſcheint ſolche Abſtammung zu beweiſen. (*Gfr. Weber.*)

HACKE (die), 1) in der Ökonomie, ein Inſtrument von verſchiedener Geſtalt, je nachdem es in den Wein-, Obſt- und Grabegärten gebraucht wird. Man nennt es auch an manchen Orten die Haue. Die Hacke oder Haue, womit man die Weinberge behackt, iſt vorn 4 — 5 Zoll breit, und nebſt dem Öhr, in welches der Stiel kommt, 2 — 6 Zoll lang. Die Bickel oder Bick iſt wohl einen guten Fuß lang, ohne das Öhr und vorn zugeſpitzt, und wird im ſteinigen Boden gebraucht. Die Reuthaue iſt vorn 3 — 4 Zoll breit und einen guten Fuß lang, gleichfalls mit einem Öhr; ſie wird zum Ausrotten der Wurzeln gebraucht. Der Karſt iſt eine Hacke mit 2 Zinken, jeder 6 Zoll lang und 1 Zoll breit; ſie müſſen ſtark ſeyn, daß ſie ſich beim Zwängen der Erdſchollen nicht leicht biegen. Die Karſte ſind ſehr gut in den Obſtgärten, beſonders den Raſen vor Winters umzuhacken, um die Winterfeuchtigkeit eindringen zu machen.

Noch hat man verſchiedene große und kleine, ſchmälere und breitere Hacken und Häckchen, die man beim Behacken der Pflanzen zu gebrauchen pflegt. In den Baumſchulen, um die Erde zwiſchen den jungen Obſtbäumen aufzulockern, und das Unkraut zu gäten, braucht man ſtatt der Hacke lieber eine Gabel mit 3 Zinken, wie eine Miſtgabel, nur dürfen die Zinken nicht ſo lang, wie an dieſer, aber ſtämmiger ſeyn. Mit einer Hacke, ſie ſei von welcher Beſchaffenheit ſie wolle, und noch mehr mit einem Grabſcheite, ſticht man viele Wurzeln an den jungen Stämmchen entzwei oder macht ſie wohl ganz locker. Dieſes iſt nicht der Fall mit dieſem zinkigen Inſtrument, und doch macht es die Erde locker, daß das Unkraut ausgeleſen, und die Erde hinreichend aufgelockert werden kann. 2) Bei dem Bergbau, ſ. Haue. (*Schilling.*)

HACKEBORN, Dorf des vormaligen magdeburgſchen Holzkreiſes, 1ſten Diſtrikts, 1 Meile von Egeln, welches Markgraf Gero 964 ſeinem Kloſter Gernrode ſchenkte, ſcheint das Stammhaus der Dynaſten dieſes Namens zu ſeyn, die auch Eisleben, Wippra, Helfta, Allſtädt, dann einen beträchtlichen Antheil an Querfurt beſaßen. Die heil. Gertrudis (19. November), eine geborne von Hackeborn, war von 1251 — 1291 Äbtiſſinn des 1219 geſtifteten Ciſterzienſer Nonnenkloſters Helfta, und Verfaſſerinn der Schrift: Insinuationes divinae pietatis. Sie ſtarb den 17. Nov. 1311. Ihre Schweſter Mechthildis war Nonne in dem Kloſter zu Eisleben, und beſchrieb ihre Geſchichten und Offenbarungen unter dem Titel: Spiritualis gratiae libri V. Ludwig von H. ſcheint mit der Prinzeſſinn Eliſabeth, Tochter Herzog Boleslaus des Kahlen von Liegnitz die Herrſchaft Priebus in Schleſien erheirathet zu haben (um 1268). Albrecht von H., Herr zu Priebus und Triebel, ſchenkte 1350 dem Hospital zu Sorau das Dorf Leuthen. Albrecht, Friedrich und Hanns, Gebrüder, Inhaber der Feſte Hackeborn, bei Großſärchen, im Triebelſchen, lebten mit allen ihren Nachbarn in immerwährender Fehde. Albin und Ludwig verkauften 1378 Beyernaumburg bei Sangerhauſen, um 8000 breite Groſchen an die Landgrafen Friedrich, Balthaſar und Wilhelm. Im J. 1413 verkauften die von H. Schloß, Stadt und Herrſchaft Priebus an den Herzog Johann I. von Sagan, weil aber die Zahlung der bedungenen Kaufſumme unter mancherlei Vorwand verweigert wurde, erfolgten neue Fehden, die endlich 1427 geſöhnet wurden. In dem J. 1418 wird einer Propſtinn Mechethildis von Quedlinburg, aus dem Hauſe H. gedacht. Friedrich von H. hatte im J. 1429 das Schloß Roynungen in Böhmen (vielleicht Ronnow, im bunzlauer Kreiſe) inne. In dem Huſſitenkriege waren die von H. immer auf Seite der Katholiſchen, wodurch die Sage, daß einer von ihnen die Stadt Budiſſin den Huſſiten verrathen helfen, ſehr unwahrſcheinlich wird. In ſpätern Zeiten ſoll die Familie in den Adel-

*) Vergl. übrigens das S. 4 im erſten Bande dieſer zweiten Section auf der zweiten Spalte von Hrn. Grotefend über den Ausdruck Hack und Mark Mitgetheilte. (*R.*)

**) Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte rc. B. III. S. 30.

ſtand herabgeſunken ſeyn, doch können wir nicht ſagen, ob die von H., welche noch im vorigen Jahrh. die Güter Bahrendorf und Süldorf, im erſten Diſtrikt des Holzkreiſes beſaßen, und aus welchen Wolf Chriſtoph 1719 als königl. preuß. Generallieutenant das Zeitliche verließ, ob ferner die Patricier dieſes Namens in Staßfurt von den alten Dynaſten, oder von ihren Lehnmännern abſtammen. Die Dynaſten führten einen achtſtraligen Stern im Wappen. — Einer der Soolbrunnen zu Halle heißt der Hackeborn, und es wäre wohl unmöglich, daß die Familie von ihm zuerſt den Namen empfangen hätte. *(v. Stramberg.)*

HACKELBERG. Die Sage vom wilden Jäger, wüthenden Heere, oder von dem durch ſeine nächtlichen Luftjagden berühmten Geſpenſte Hackelberg iſt bekannt. Der Aberglaube ließ ſie folgender Geſtalt entſtehen: Hanns von Hackelberg, geboren 1521 zu Wolfenbüttel und geſtorben 1581 zu Wülperode unweit Homburg, wo er in dem Garten des Mulenſchenkrugs auf ſeinem Leichenſteine in voller Jagdrüſtung abgebildet iſt, war Oberjägermeiſter am braunſchw. Hofe. Als leidenſchaftlicher Jäger durchſtreifte er ununterbrochen die Forſten, ſchonte auch wohl nicht immer die Felder und Saten der Bauern, bis er an einer, durch ein ſtarkes wildes Schwein erhaltenen Wunde ſtarb. Auf dem Todbette forderte ihn ſein Beichtvater auf, den harten Jägerſinn vom Irdiſchen nach dem Himmliſchen zu wenden, worauf er erwiederte: „Was Gott mir dort oben zugedacht „hat, will ich gern einem Andern überlaſſen, wenn mir „nur die Jagd bleibt.“ Deßhalb wurde er nun auf der Stelle verdammt, ewig des Nachts in den Lüften zu jagen, wo er von einer großen Eule: der Tut-Urſel begleitet wird, welche ſeinem Zuge voraus eilt. Gewöhnlich ſoll dieſer über dem Hackel, einem Gehölze bei Halberſtadt, von der wüſten Dornburg nach der gleichfalls wüſten Dorfſtelle Ammendorf gehen. — Der Urſprung dieſer Sage iſt jedoch offenbar älter: denn ſchon unſre Vorfahren vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume fabelten von nächtlichen Luftjägern, die ſie die Striebhelden nannten und unter die böſen Geiſter zählten, wie wir aus den vorgeſchriebenen Beichtfragen wiſſen, da die chriſtliche Geiſtlichkeit ſorgfältig bemüht war, dieſes Überbleibſel des Heidenthums auszurotten. *(W. Pfeil.)*

HACKELMANN (Leopold), ein Rechtsgelehrter, wurde 1563 zu Stade im Herzogthum Bremen geboren, wo ſein Vater ein angeſehener Kaufmann war. Nachdem er ſich auf der dortigen und der lüneburgſchen Schule vorbereitet hatte, bezog er im Jahr 1584 die Univerſität Helmſtädt, von wo er erſt nach Leipzig und dann nach Jena ſich begab. Hier erlangte er am 23. September 1591 die juriſtiſche Doktorwürde und verband ſich an demſelben Tage mit Margaretha verwitweten Schneidewein, gebornen Benſold. Bald darauf wurde ihm die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, ſo wie 1594 eine außerordentliche Profeſſur der Pandekten ertheilet, endlich erhielt er nach Daniel Eulenbeck's Tode (1596) deſſen Stelle, als ordentlicher Profeſſor und Beiſitzer des Hofgerichts. Dennoch folgte er im J. 1598 einem Ruf nach Magdeburg, als Rath des Erzbiſchofs. Vergebens wünſchte der Kurfürſt von Sachſen ihn im J. 1604 als Hofrath nach Dresden zu ziehen. Das magdeburgſche Domkapitel verweigerte ſeine Entlaſſung und erſt 1612 nach Wirth's Tode ſetzte der Kurfürſt es durch, daß er an deſſen Stelle ordentlicher Profeſſor zu Leipzig und Beiſitzer des dortigen Oberhofgerichts wurde. Als 1613 der Herzog Johann Philipp von S. Altenburg zum Rektor der Univerſität ernannt wurde, übergab derſelbe Hackelmann das Prorektorat. Um eben dieſe Zeit ſtarb ſeine vorhin erwähnte Gattinn und 1614 verehelichte er ſich zum zweiten Male mit Eliſabeth, der Witwe des Profeſſors der Medicin, Georg Feig. Die Ehrenſtellen, welche er bekleidete, wurden am 17. Junius 1618 noch um zwei vermehrt, indem er zum Domherrn von Merſeburg und Decemvir der Univerſität Leipzig hinauf rückte. Allein ſchon im folgenden Jahre lähmte ein Schlagfluß ſeine rechte Seite und er ſtarb bald darauf am 11. November 1619. Er war als Lehrer und Fakultiſt eben ſo ausgezeichnet, wie als Praktiker: für das Erzſtift Magdeburg hatte er beſonders einige wichtige Sachen ausgeführt. Unter ſeinen Schriften bemerken wir nur die quaestiones illustres ex jure civili, pontificio, feudali et saxonico. Jenae 1594. 4. Ed. 2. Francofurt. 1602. Ed. III. Magdeb. 1613, die noch jetzt Auktorität haben. Sonſt haben wir von ihm bloß Diſſertationen, manche nicht ohne Bedeutung, auch hat er *Schneidewins* epitome in usus feudorum. Hannover 1595 und Magdeburg 1613 neu auflegen laſſen und mit Verbeſſerungen verſehen*). *(Ad. Martin.)*

HACKEMANN (Johann Gottlieb v.), ein Rechtsgelehrter, der am 6. Mai 1706 zu Helmſtädt geboren wurde, wo ſein Vater, Auguſt von Hackemann, Profeſſor der Moral war. In Erfurt und nachher in Weimar bereitete er ſich zum Studiren vor; beſuchte auch in dieſer Abſicht ſeit 1731 die Univerſität Halle, und ſeit 1734 Helmſtädt. Hier erlangte er am 12. November 1737 eine außerordentliche Profeſſur der Rechte, und ſpäterhin 1740 zu Halle die juriſtiſche Doktorwürde. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Profeſſor der Inſtitutionen zu Frankfurt an der Oder an, welche Stelle er 1744 mit der Profeſſur der Pandekten und dieſe 1752 mit der des Codex vertauſchte. Zugleich wurde er Senior der dortigen Juriſtenfakultät. Er ſtarb am 30. Julius 1784. Sein Vortrag war nicht gefällig, daher er auch keinen großen Beifall hatte: er nützte auch mehr in der Fakultät, wo er höchſt gediegne Arbeiten lieferte, als durch ſeine Schriften, die bloß in Diſſertationen und Programmen beſtehen, und in Meuſel's verſt. Deutſchl. V. 10 u. 11., in Weidlich's verſchiednen Werken und Hymmer's Beiträgen zur juriſt. Lit. in den preuß. Staten. Samml. 5. S. 238. verzeichnet ſind. *(Ad. Martin.)*

---

*) Über ihn parentatio in ejus honorem a *B. Walther*, abgedruckt in *Witte* Mem. Ictorum. Decas I, 67.; *P. Freher* theatr. p. 1026.; *Zeumer* vitae prof. Jenens. classis II. p. 71. *Jöcher* und Andere.

Digitized by Google

HACKENBROICH, Pfarrdorf des preußiſchen Reg. Bez. Düſſeldorf, auf dem linken Rheinufer, bei Dormagen und hart an der Gränze des Reg. Bez. Cöln gelegen, ſo daß einige Zubehörungen des Kirchſpiels bereits in den Reg. Bez. und Landkreis Cöln, Bürgermeiſterei Worringen, gehören, iſt als der Hauptort der Herrſchaft H. merkwürdig. Es war dieſelbe einer der gräflichen Sitze des Erzſtiftes Cöln, d. h. auf dem Landtage nahm der Beſitzer, der Graf von Salm-Rufferſcheid-Dyk, ſeinen Platz auf der Grafenbank. Nach dem Regulativ vor 1669 gehörte das herrſchaftliche Gut, 530 Morgen, zu den vollkommen ſteuerfreien Sitzen. *(von Stramberg.)*

HACKENLANDES. Iſt ein ſehr alter Ausdruck und bezeichnet den ſehr unſichern Maßſtab der Größe der Land- und Bauerngüter. Er iſt nur noch in Liefland gebräuchlich, wo er einen Umfang von Ländereien bedeutet, der keinen feſten, beſtimmten Maßſtab hat, und gewöhnlich den Bauern für eine Abgabe von 60 Rubel und einige Frohndienſte überlaſſen wird. *(Schilling.)*

HACKER (Joachim Bernhard Nikolaus), Pfarrer zu Zſcheyla bei Meißen, geboren den 11. November 1760 zu Dresden, wo ſein Vater, Joh. Georg Nikolaus, beinahe 48 Jahre lang ein ſehr beliebter Prediger war. Der Sohn ſtudirte zu Grimma und Wittenberg, wo beſonders Reinhard ſich um ſeine Bildung verdient machte. Nachdem er mehrere Jahre zu Dresden als Hauslehrer gelebt hatte, wurde er 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Haſeloff, 1796 zu Straacha bei Wittenberg, 1805 zu Brück und 1812 zu Zſcheyla, wo er am 4. October 1817 ſtarb. Eine hohe Achtung gegen das Chriſtenthum und den Stifter desſelben, in Wort und That, war das leitende Princip ſeines Lebens, und machte ihn auch zu einem geſchätzten, moraliſchen und aſcetiſchen Schriftſteller. Man hat von ihm: Thanatologie, oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber; ein unterhaltendes Leſebuch für Kranke und Sterbende. Leipzig 1795 — 1799. 4 Th.; 2te Aufl. 1819. 8. Jeſus, der Weiſe von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe für alle ſeine wahren Verehrer. Eb. 2 Th. 1800. 8. Der Schulmeiſter Anton. Eb. 2 Abth. 1809. 8. Der Unſichtbare, oder Menſchenſchickſale und Vorſehung. Eb. 2 Th. 1811. 8. Meine Vorbereitung zum Tode, nebſt der Jugendgeſchichte des Verfaſſers, nach deſſen Tode herausgeg. von J. G. Trautſchold. Eb. 1818. 8. Anordnung, Compoſition und Diction ſind in dieſen Schriften nicht ohne Tadel, aber ſie enthalten doch auch für nachdenkende Verehrer des Chriſtenthums viele ſchätzbare Belehrungen und für Leidende viele Tröſtungen. Hacker ließ auch Geiſtliche Geſänge. Pirna 1783. 8. und andere Gedichte drucken, die keinen beſondern Werth haben*). *(Baur.)*

*) Leipziger Lit. Zeit. 1818. No. 104. Allgem. Anzeiger der Teutſchen 1819. No. 125. Bengel's Archiv. 3. Bd. 1. St. 289. Richter's Lex. d. Liederdichter. Hall. Lit. Ztg. 1819. Ergänz. Bl. No. 6.

HACKER (Joh. Georg August), erſter evangeliſcher Hofprediger in Dresden, wo er den 24. Januar 1762 geboren war. Sein Vater war ein Bäcker, der den talentvollen Sohn die Kreuzſchule beſuchen und zu Wittenberg die Theologie ſtudiren ließ. Wie J. B. N. Hacker, ſein Vetter, dankte auch er das Meiſte dem Unterrichte Reinhards, mit dem er ſpäter in den angenehmſten amtlichen und freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte. Schon 1784 wurde er Prediger und Katechet bei dem Zucht- u. Arbeitshauſe zu Torgau, kam 1790 als Subſtitut des Garniſonpredigers nach Dresden, und ſeinen empfehlenden Leiſtungen, wie Reinhard's Verwendung, hatte er es zu danken, daß er 1796 als zweiter, ja noch vor Ende dieſes Jahres als erſter Hofprediger angeſtellt wurde. Obgleich von Reinhards ausgezeichnetem Predigertalente überſtrahlt, wußte er dennoch als Prediger und Seelſorger ſich allgemeine Liebe und Achtung zu erwerben und zu bewahren, bis er den 21. Februar 1823 ſtarb. Ohne auf den Ruhm eines vorzüglichen Gelehrten Anſpruch zu machen, beſaß er dennoch gründliche Kenntniſſe, und reichte ſeinen Zuhörern gern geſunde, kräftige Nahrung. Viele Beweiſe davon enthalten ſeine mit Beifall aufgenommenen Schriften: Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen. Freiberg 1801. 2 Th.; 1810. 8. Ausführliche Predigtentwürfe über gewöhnliche ſonntägliche und über freie Texte. Leipz. 6 Samml. 1804 — 1813. 8. Andeutungen zu einer fruchtbaren Benutzung der Abſchnitte heil. Schrift, welche 1810 und 1811 beim evangeliſchen Gottesdienſt in den königl. ſächſ. Landen erklärt werden ſollen. Ebend. 2 Bde. 1810. 8. Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden. Ebend. 6 Bändchen. 1806 — 1813; n. Aufl. 1817. 8. Religiöſe Amtsreden in Auszügen und vollſtändig. Ebend. 6 Samml. 1816 — 1821. 8. Kommunionbuch für Perſonen aus den gebildeten Ständen. Stuttg. 1812; 1822. 8. Einzelne Predigten und a. m. Was er für die Kanzel ſchrieb, empfiehlt ſich durch logiſche Ordnung, eine natürliche und leichte Behandlung ſehr erheblicher und anziehender Gegenſtände und einen herzlichen Vortrag. Zu der Leipziger Literaturzeitung lieferte er viele Recenſionen, auch übernahm er 1813 die Herausgabe des letzten Jahrganges der Reinhardſchen Predigten und deſſen Überſetzung der Pſalmen, und aus den ungedruckten Predigten desſelben gab er einen Jahrgang Evangelienpredigten heraus.*) *(Baur.)*

HÄCKERLING, HECKERLING, HÄCKSEL, HEXEL, SIEDE wird das klein geſchnittene Stroh genannt, welches zum Viehfutter kurz geſchnitten wird. Das Häckerlingſchneiden iſt für jede Landwirthſchaft vom größten Vortheile; 1) weil man ſo alles Geſtröh zur Fütterung nutzen kann, und das Vieh durch die Ver-

*) Zum Andenken Hackers von (ſeinem Amtsnachfolger und Schwager) S. G. Friſch. Dresd. 1823. 8. (mit Hackers Bildniſſe). J. A. Schmidt's neuer Nekrolog der Teutſchen. 1 Jahrg. 1 Heft. 207 — 223. In der Abendzeitung und dem literar. Merkur wurde Hackers Verluſt in Gedichten beklagt.

Digitized by Google

miſchung der verſchiedenen Futterarten gezwungen wird, auch diejenigen Futterkräuter, welche es ſonſt nicht freſſen würde, obgleich dieſelben eben ſo nahrhaft wie andere ſind, mit zu freſſen; 2) frißt ihn auch das Vieh leicht und gern, ſo wie es ihn auch leicht kauet und verdauet; 3) kann das Vieh das Futterkorn, in der Vermiſchung mit Häckerling in kleinen Portionen gegeben, viel kauen und mit den Zähnen zermalmen, welches von der größten Wichtigkeit für die thieriſche Ökonomie iſt; 4) kann man damit viel haushalten, da nichts von dem Viehe in die Streu getreten wird; 5) iſt es nothwendig, daß den Pferden Häckerling unter den Hafer gemiſcht werde, damit ſie ſich nicht überfreſſen und verſchlagen; 6) kann man auch, wenn etwas Körnerſchrot darauf geſtreut wird, das Rindvieh damit wohlfeiler und kräftiger ſatt füttern.

Wenn man beim Häckerlingſchneiden unten in die Bank langes Stroh, darauf Heu oder Grummet, und dann auf dieſes wieder Stroh legt, und Beides ſchneidet, ſo erhält man einen kraftvollern Häckerling. Das Schneiden desſelben iſt das Geſchäft der Knechte, welches ſie vorzüglich in den langen Winterabenden verrichten. Der Häckerling zum Pferde- und Rindviehfutter darf nicht länger als höchſtens ½ Zoll geſchnitten werden; für Schafe muß er noch kürzer ſeyn. — Das Stroh, welches zu Häckerling geſchnitten werden ſoll, muß beſonders gut und rein ſeyn. Der Häckerling muß an einem trocknen und nicht dumpfigen Orte aufgehoben werden.

Roggenſtroh wird gewöhnlich für die Pferde geſchnitten; ſollte aber dieß verdorben oder ſonſt Mangel daran ſeyn, ſo wählt man auch Gerſtenſtroh; Haferſtroh aber nur in der allergrößten Noth. Das Stroh ſei von Unkraut ſo rein als möglich, beſonders kein Radenſtroh darunter befindlich. Wenn der Häckerling mit Hafer vermiſcht wird, ſo nimmt man dem Maße nach doppelt ſo viel von jenem; wird aber Roggen gefüttert, ſo muß vier Mal ſo viel Häckerling genommen werden. Den Zugpferden miſcht man ſtatt des Hafers zuweilen auch Wickenfutter unter, und zwar läßt man in dieſem Falle zwei Bund langes Stroh mit einem Bund Wicken unter einander ſchneiden. — Den Ochſen und Kühen läßt man auch Gerſtenſtroh unter das andere ſchneiden; zuweilen werden auch Kleien darunter gemiſcht und dieſes naß verfüttert.

In allen gut eingerichteten Landwirthſchaften iſt die Häckerlingsfütterung wegen des großen einleuchtenden Nutzens eingeführt. — Die Arbeit und Koſten, die durch das Häckerlingſchneiden verurſacht werden, ſind keineswegs von Erheblichkeit, weil die Nachtheile der ſo genannten Rauhfütterung jenes weit überwiegen. Man hat nämlich durch mehrere Erfahrungen gefunden, daß ein Landwirth, welcher ſein Stroh ungeſchnitten füttert, weit weniger Vieh zu halten im Stande iſt, als wenn er das Stroh zu Häckerling ſchneiden läßt; dieſes beträgt ſo viel, daß in jenem Falle nur 30, in dieſem hingegen 50 Stück Kühe von derſelben Menge Futter erhalten werden können. Eine Mannsperſon kann auf der gewöhnlichen Häckerlingsbank täglich wenigſtens 36 Scheffel Häckerling ſchneiden. Für eine melkende Kuh, welche Häckerlingfutter bekommt, werden täglich nicht mehr als ¾ Scheffel Häckerling, bei Vorausſetzung eines guten Anmengſels, erfordert. Wenn ein Arbeiter täglich 36 Scheffel Häckerling ſchneiden kann, ſo iſt offenbar, daß damit 48 Stück Kühe unterhalten werden können. In einer Melkerei von 100 Stück Kühen würden alſo täglich nur zwei Futterſchneider nöthig ſeyn. (*Schilling.*)

HÄCKERLING STREUEN, ein Gebrauch, der in ganz Niederſachſen und in andern Gegenden Teutſchlands in älteren Zeiten üblich war und jetzt noch wohl trotz der ſtrengſten Verbote Statt findet. Haftete nämlich ein Makel auf der Ehre einer Braut, die als Jungfrau zur Kirche ging, ſo war es gebräuchlich, daß am Abende vor der Hochzeit vor der Hausthüre der Braut Häckerling hingeworfen, auch wohl der Weg, der zu dem Tempel führte, damit beworfen wurde. Hier und da bedient man ſich ſtatt des Häckerlings der Spreu. An einigen Orten aber ſtreuet man Häckerling einer verlaſſenen Geliebten an dem Tage, wo der untreue Liebhaber Hochzeit hält, oder umgekehrt dem Manne, dem ein Mädchen untreu geworden iſt. Die Geſetze haben dieſe alte Sitte verpönt, und verſtatten dem Bräutigam einer auf dieſe Art beſchimpften Braut ſowohl, als dem Vater einer beſchimpften Tochter die Injurienklage gegen den Thäter. (*Rüder.*)

HÄCKERLINGSBANK, HÄCKSELBANK, FUTTERBANK, FUTTERLADE, SIEDKASTEN, heißt das hölzerne Gerüſte, worauf das zum Viehfutter beſtimmte Stroh, Klee u. ſ. w. zu Häckerling geſchnitten wird. Die gewöhnliche Häckerlingsbank beſteht aus einem hölzernen Geſtelle in Geſtalt einer länglich ſchmalen Lade, welche oben und auf beiden ſchmalen Seiten offen iſt, um nicht allein das Stroh von oben in die Lade zu legen, ſondern auch zum Schneiden des Häckerlings vorn gegen die Futterklinge vorzuſtoßen. An dieſem vorderen Ende ſind die Bretter, woraus die Lade zuſammengeſetzt iſt, mit Eiſen beſchlagen, und daſelbſt iſt auch die Futterklinge vermittels eines Gelenkes mit einem Fußtritt vereinigt. Dieſer iſt unter der Lade angebracht, und mit ihm wird die Futterklinge bei dem Schneiden des Häckerlings in Bewegung gebracht, das Stroh aber mit der linken Hand aus dem Kaſten ſo weit vorgeſtoßen, als der Häckerling lang werden ſoll.

Die eben beſchriebene Häckerlingsbank iſt eine teutſche Erfindung, und erſt ſeit dem 7jährigen Kriege den Franzoſen und Engländern bekannt geworden. Von Letzteren wurden nach der Zeit immer mehrere Verbeſſerungen an derſelben nach und nach angebracht; ſo daß jetzt die von Leſter in London erfundene Patent-Häckerlingsmaſchine, mit der Verbeſſerung, welche der Schmied Haak in Roſtock angebracht hat, für die beſte gehalten wird. Eine Abbildung der Leſterſchen Häckerlingsmaſchine findet man im I. Bde der 2ten Lieferung des Magazins aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen ꝛc., und in André's ökonomiſchen Neuigkeiten und Verhandlungen, 1819, 1s Heft,

Digitized by Google

wird nicht allein eine Abbildung und Beſchreibung dieſer Maſchine gegeben, ſondern auch deren Anwendung und Gebrauch von dem Herrn von Boddien zu Aurich in Oſtfriesland angezeigt. Zugleich wird aber auch in genannter Zeitſchrift von dem Bergmeiſter und Eiſenhüttenverwalter auf der Graf Sala'ſchen Eiſengießerei in Blansko, Herrn Teubner, eine Häckerlingsſchneidemaſchine aus Gußeiſen bekannt gemacht, welche nicht nur wohlfeiler als die Leſter-Haak'ſche, ſondern auch weit vortheilhafter ſeyn ſoll. Dieſe große Maſchine hat im Weſentlichen die völlige Einrichtung der gewöhnlichen Häckſel-, Futter- oder Schneidelade oder Bank. Vorn, wo die Klinge ſitzt, iſt ein großes Schwungrad, welches das Ganze bewirkt. An demſelben ſitzt nicht nur das Meſſer oder die Klinge, ſondern an dem inneren Ende der Welle desſelben findet ſich eine Kurbel, durch welche mittels eines Geſtänges und deſſen Hebers das eingelegte Stroh fortgerückt und zugleich zuſammengedrückt wird. — In ihrem Gebrauch gehören zwei Perſonen, welche durch ſie in einem Tage 4 Schock Schüttenſtroh zerſchneiden, welches ungefähr das Tagewerk vier guter Häckſelſchneider iſt. — Bei dieſer Maſchine können auch Leute gebraucht werden, welche bei der Häckſelbank faſt gar nicht, oder doch nur ſchlecht zu gebrauchen ſind. Ferner: durch dieſe Maſchine erhält man Häckerling von völlig Einerlei — und zwar beliebiger — Länge. — Durch das ſtärkere Zuſammenpreſſen des Strohes mittels gekammter oder beleiſteter Walzen wird das Stroh gleichſam weich gemacht, ſo daß der Häckſel davon ganz weich anzufühlen iſt: und daher kommt es auch, daß ihn das Vieh ſo gern frißt. *(Schilling.)*

HÄCKERLINGSBODEN, HÄCKERLINGSKAMMER, nennt man denjenigen Boden oder die Kammer, wo der Häckerling aufbewahrt wird. — Dieſer Ort muß trocken und luſtig ſeyn, und der Häckerling daſelbſt nicht zu dick auf einander liegen, weil er ſonſt leicht verdirbt und einen üblen Geruch anzieht. Mit Steinen darf der Häckerlingsbehälter auch nicht belegt ſeyn, weil der Häckerling hier leicht feucht, ſtinkend und ſchimmlig wird. Am beſten iſt es, ihn zu dielen. *(Schilling.)*

HÄCKERLINGSMÜHLE heißt eine Maſchine, worauf, wie auf der Häckerlingsbank, der Häckerling geſchnitten, die Maſchine ſelbſt aber von einem Waſſerrade in Bewegung geſetzt wird. Herr Paſtor Mayer liefert im 2ten Theile ſeiner landwirthſchaftlichen Reiſe die Beſchreibung und Abbildung einer ſolchen Maſchine, die ein kleines Wäſſerchen nebſt einer Schrotmühle treibt. Eine andere erfand der Graf von Bork und beſchreibt ſie in ſeiner ſtargard'ſchen Wirthſchaft. Auch in Beyer's Schauplatz der Mühlenbaukunſt findet man die Angaben zur Einrichtung einer Häckerlingsmühle. *(Schilling.)*

HACKERT (Johann), ein holländiſcher Maler, welcher nicht mit den teutſchen Künſtlern desſelben Namens verwechſelt werden darf, war um 1635 zu Amſterdam geboren und gilt für einen der erſten, welche Schweizerlandſchaften nach Naturſtudien geliefert haben. Er brachte den größten Theil ſeines Lebens in der Schweiz und namentlich in Zürich zu, wo ſich auch mehrere ſeiner beſten Gemälde und Handzeichnungen erhalten haben. Er hat mit beſonderer Vorliebe wilde Gebirgsanſichten, Höhlen, Klüfte und beſchneiete Felſen in ſeinen Gemälden dargeſtellt, in denen leider der graue und bräunliche Ton zu vorherrſchend iſt. Auch vermißt man in den meiſten den eigenthümlichen Charakter der Schweizernatur. Die Figuren und Thiere hat in vielen ſeiner Landſchaften Adrian van der Velde gemacht. Seine radirten Blätter ſind in Waaterlo's Geſchmack *). *(R.)*

HACKERT (Philipp oder vollſtändiger Jakob Philipp). Dieſer berühmte Landſchaftsmaler ſtammt aus einer preußiſchen Künſtlerfamilie ab. Sein Großvater, welcher in Königsberg geboren war, und ſein Vater mit denſelben Vornamen, welcher 1768 ſtarb, malten Porträte, und der Letztere ſtand in dem Dienſte des Markgraſen Heinrich von Schwedt und nachher des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt. Philipp war der älteſte von fünf Brüdern, deren Namen der ſeinige in der Geſchichte der Kunſt verdunkelt hat. Karl Ludwig, geboren 1740, Landſchaftsmaler in Öl und Gouache, lebte meiſten Theils in der Schweiz und endete durch einen Selbſtmord 1800. [1]) Johann Gottlieb, geb. 1744, Landſchaftsmaler von vortrefflichen Anlagen, arbeitete mit ſeinem berühmten Bruder in Paris und Rom, ging 1772 nach England und ſtarb dort ſchon im folgenden Jahre. Wilhelm, geb. 1748, Hiſtorien- und Porträtmaler, arbeitete eine Zeit lang unter Mengs und ſtarb 1780 als Lehrer der Zeichnenkunſt in Petersburg. Georg Abraham, geb. 1755, Kupferſtecher und Kunſthändler, war ein Schüler Philipps, bei dem er in Rom und Neapel lebte, bis die Stürme der Revolution ſie trennten. Er ſtarb zu Florenz 1805 und unter ſeinen Blättern zeichnen ſich die nach Gemälden und Zeichnungen ſeines Bruders geſtochenen aus.

Jakob Philipp Hackert war den 15. September 1737 zu Prenzlau geboren. Von ſeinen Ältern zum geiſtlichen Stande beſtimmt und dazu auf der Schule ſeiner Vaterſtadt tüchtig vorbereitet, gab er doch von ſeinen früheſten Jahren an ſo entſchiedene Proben eines ungewöhnlichen Kunſttalents, daß ſein Vater von ſeinem erſten Plane abſtand und ihn, nachdem er ihn ſelbſt in die Elemente des Zeichnens und Malens eingeweihet hatte, zu einem ſeiner Brüder, einem Dekorationsmaler, nach Berlin ſchickte, wo der lehrbegierige Knabe ſpäterhin in dem Unterricht des damaligen Direktors der Akademie le Sueur, reiche Nahrung fand. Dieſer beſtimmte ihn auch, ſich ausſchließlich der Landſchaftsmalerei zu widmen. Dem gemäß bereitete er ſich durch Kopien nach Claude Lorrain, Swanefeld, Moucheron und andern Meiſtern dieſer Gattung zu eigenen Studien nach der Natur vor. Daneben wirkte der Umgang mit Sulzer und einigen andern gelehrten Kunſtfreunden

*) Vgl. Bartſch IV. 289 ff. Füßli's Künſtlerlex.

1) Seine mit Link herausgegebenen kolorirten Blätter von Anſichten aus Savoyens Eisthälern und von dem Genferſee werden noch jetzt geſucht.

einflußreich auf ſeine höhere Ausbildung, und dem genannten Gönner verdankte er auch die erſte Verſetzung nach einer dem Landſchaftsmaler günſtigern Gegend. Er war nämlich durch denſelben dem Baron Olthoff in Stralſund empfohlen worden, welcher ihn nach Rügen und Stockholm führte, und deſſen Haus für den jungen Künſtler eine Schule guter Sitte und Geſellſchaft wurde. Ein Neffe des Barons war Hackert's Schüler geworden, und als Begleiter deſſelben kam er 1765 nach Paris, wo eine neue Periode ſeines Künſtlerlebens beginnt. Er erwarb ſich hier theils durch ſein Talent, theils durch ſeine anziehende Perſönlichkeit Gunſt und Beſchäftigung, ſo daß er in Kurzem nicht allein ſeine eigene Exiſtenz hinreichend geſichert hatte, ſondern auch noch für den Unterhalt ſeines Zöglings ſorgen konnte, deſſen Oheim in unglückliche Umſtände gerathen war. Auch ließ er ſeinen Bruder Johann Gottlieb aus Berlin zu ſich kommen und malte mit dieſem beſonders viel in Gouache, welche Manier damals in Paris ſehr beliebt war. Seine Studien nach der Natur ſetzte er auf kleinen Ausflügen durch die Normandie und Picardie fort, und ſobald er die Mittel erſchwungen hatte, eine größere Reiſe unternehmen zu können, eilte er mit ſeinem Bruder nach dem Lande der ſchönen Natur und Kunſt, Italien, und beide langten im December 1768 in Rom an. Hier wetteiferten die Meiſterwerke der Kunſt mit dem maleriſchen Reichthume der Natur, ſeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung und ſodann ſeine Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen. Mehrere Monate brachten die Brüder in Tivoli zu, durchſtreiften von da die benachbarten Berge, und füllten ihre Mappen mit Zeichnungen und Studien, deren Vorarbeitung ihnen leicht von der Hand ging und ſich einträglich bezahlt machte. Reifenſtein, ſeit Winkelmann's Tode der Führer aller Fremden von Stande und Namen, wurde damals ihr Freund und beförderte in vieler Hinſicht die Annehmlichkeit und den Erfolg ihres erſten Aufenthalts in Rom. Im Frühling 1770 reiſte das Brüderpaar nach Neapel, wo beſonders der engländiſche Geſandte Lord Hamilton und deſſen berühmtere Gemahlinn ſie in ihre Gunſt ſchloſſen und ihnen mehrere Aufträge zu Zeichnungen und Gemälden ertheilten. Kurz nachdem ſie wieder in Rom eingetroffen waren, hatte der ruſſiſche General Schuwaloff von ſeiner Kaiſerinn den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu laſſen, welche ſo genau als möglich die von den Ruſſen über die Türken erfochtene Seeſchlacht bei Tſchesme (5. Jul. 1770) und die hierauf erfolgte Verbrennung der türkiſchen Flotte vorſtellen ſollten. Hackert übernahm dieſe Arbeit, die er nach ſeinem eigenen Plane auf ſechs Darſtellungen vertheilte, mit dem Beding, daß man ihm alle zu einer ſo fremdartigen Aufgabe gehörigen Details mittheilte. Dieſer Forderung entſprach der Sieger von Tſchesme, Graf Orlow, welcher damals mit einem Theile ſeiner Flotte nach Livorno kam, auf das großartigſte, indem er als Modell für den Maler, eine ruſſiſche Fregatte vor dem Hafen dieſer Stadt in die Luft ſprengen ließ. Das Aufſehen, welches dieſes ungeheure, viele Monate vorher in allen Zeitungen angekündigte Modell erregte, trug nicht wenig dazu bei, Hackert's Namen mit ungemeiner Geſchwindigkeit zu verbreiten, und die Seeſchlacht von Tſchesme legte den Grund nicht allein zu ſeinem Ruhme, ſondern auch zu ſeinem Glücke, wenn wir dahin ſeine Wohlhabenheit und ſeine nachherigen glänzenden Verhältniſſe an dem neapolitaniſchen Hofe rechnen wollen.

Nachdem der Künſtler dieſe große Arbeit vollendet und ſeinen brüderlichen Gehilfen und Begleiter, welcher mit beſtellten Gemälden nach London gegangen war, durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte, ſuchte er ſich durch Reiſen und Naturſtudien zu zerſtreuen und zu ſtärken. Er beſuchte 1774 Neapel wieder, wo der Ausbruch des Veſuvs ſeine Mappen mit neuen Skizzen bereicherte, und ſpäterhin durchſtreifte er die Gebirge des mittlern Italiens, von den neapolitaniſchen Gränzen der Abruzzen über die Apenninen bis nach Ravenna. Auf dieſer Reiſe zeichnete er eine Anſicht von Ceſena, dem Geburtsorte des Papſtes Pius VI., die er nachher für dieſen in Öl ausführte und ſich dadurch deſſen Gunſt erwarb. Inzwiſchen war Hackert's jüngſter Bruder, Georg Abraham, welcher bei Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt erlernt hatte, zu ihm nach Rom gekommen, und ließ es ſich angelegen ſeyn, ihm den Verluſt Johann Gottliebs zu erſetzen. Eine mit zwei Engländern 1777 unternommene Reiſe nach Sicilien war beſonders fruchtbar für Hackert's Naturſtudien, und das folgende Jahr führte ihn in entgegengeſetzter Richtung durch Ober-Italien bis in die Schweiz. Unterdeſſen hatte ſich ſein Ruf immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremde beſuchten ihn; und obgleich er um dieſe Zeit die Preiſe ſeiner Gemälde beträchtlich erhöhet hatte: ſo waren doch immer für Holland, England, Teutſchland, Polen und Rußland, öfter auf ſechs bis ſieben Jahre Vorausbeſtellungen vorhanden. Auch fehlte es ihm nicht an Einladungen von hohen Häuptern, wie z. B. die Kaiſerinn Katharina ihn unter glänzenden Verſprechungen nach Rußland ziehen wollte, und ihm durch den Großfürſten und die Großfürſtinn, welche 1781 Italien bereiſten, ihren Antrag auf das Dringendſte wiederholen ließ.

Im Frühlinge 1782 trat Hackert eine maleriſche Reiſe nach Neapel an, und wurde während ſeines dortigen Aufenthaltes durch den ruſſiſchen Geſandten, Grafen Raſumowsky, dem Könige Ferdinand vorgeſtellt, welcher ſogleich ein beſonderes Wohlgefallen an den Arbeiten und der Perſönlichkeit des Künſtlers fand, und ihn bald nachher unter den ehrenvollſten und vortheilhafteſten Bedingungen in ſeine Dienſte nahm. Hackert gewann allmälig die Neigung und das Vertrauen ſeines neuen Herrn in einem hohen Grade, und machte ſich demſelben, beſonders auf ſeinen Jagdzügen, unentbehrlich. Er und ſein Bruder genoſſen einer anſehnlichen Penſion und erhielten außerdem eine herrliche Wohnung in dem Palaſte Francavilla auf der Chiaja, und es verging nicht leicht eine Woche, in welcher ſie ſich nicht irgend einer Auszeichnung ihres königlichen Freun-

Digitized by Google

des hätten rühmen können. Dagegen erwieſen ſie ſich aber auch dieſem in vielen Angelegenheiten ſelbſt über die Sphäre ihrer Kunſt hinaus als tüchtige und treue Diener, unter andern in der Anlegung einer Papiermühle und in der Verbeſſerung der Druckerei. In dieſen glücklichen Verhältniſſen lebten ſie theils in Neapel, theils auf den Luſtſchlöſſern des Königs, theils auch in maleriſchen Ausflügen an den Küſten Kalabriens und Siciliens umherſtreifend, bis zum Ausbruche der Revolution, welche die königliche Familie nach Sicilien verlegte. Hackert, von den Franzoſen für einen Royaliſten, von den Royaliſten für einen Republikaner gehalten, rettete ſich nach manchen Gefahren, Mühſeligkeiten und Verluſten nach Livorno. Hierauf ließ er ſich in Florenz nieder, wo ſein Bruder einen Kupferſtichhandel unternahm. Er ſelbſt kaufte ſich in der Nähe der Stadt ein kleines Gut, auf welchem er den Reſt ſeiner Tage verlebte. Sein Bruder ging ihm 1805 in dem Tode voran, und er folgte ihm im April 1807. Mehrere Monate vorher hatte ein Schlagfluß ſeine Thätigkeit gelähmt.

Goethe charakteriſirt Hackert mit folgenden Worten:

„Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glückes Schmiede ſind. Sein angeborenes Talent entwickelte ſich bald und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachten ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung Jedermann dienen und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im Mindeſten biegſam zu ſeyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit welcher er ſeine Kunſt ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andere, indem ſein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und Jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talents gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen läſtig zu fallen. Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer, Gönner, Führer und Mitſchüler. Sein Äußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtande. Man hätte wohl in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Courtoiſie beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomat ſich immer auch gegen die hochgeſtellten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Gleichen vorzuſtellen hat. Auch konnte Hackert nicht vergeſſen, daß er ein Preuße war und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann."

Hackert's künſtleriſche Würdigung iſt in der Goethe'ſchen Darſtellung gewiß überſpannt, ſo wie auf der andern Seite die neuere Kunſtkritik ihn zu tief herabzieht. Betrachten wir das, was er geleiſtet, in Zuſammenhange mit ſeinem Zeitalter, ſo gebührt ihm unſtreitig die Anerkennung, die Proſpektmalerei durch Zurückführung auf treue und detaillirte Naturſtudien zu einer Vollkommenheit erhoben zu haben, welche alle gleichzeitigen Leiſtungen hinter ſich läßt und den nachfolgenden in vielen Beziehungen als Vorbild gedient hat. Die Zahl ſeiner Gemälde in Öl und Gouache, und ſeiner Zeichnungen in Sepia iſt ſehr groß; und obgleich der Werth derſelben ungleich iſt: ſo zeigt ſich doch nirgends in ihnen eine Spur des Herabſinkens ſeiner leichten und behaglichen Fertigkeit zu handwerksmäßiger Arbeit. Alle ſeine Werke zeugen von Luſt und Liebe, und ſelbſt den ungünſtigſten Vorwürfen, die er zuweilen auf Beſtellung machen mußte, verſtand er irgend einige freundliche oder doch charakteriſtiſche Züge abzugewinnen. Sein Pinſel und Griffel haben die Natur von den Küſten der Oſtſee bis zu denen von Sicilien in unzählbaren Studien, Skizzen und ausgeführten Werken nachgebildet, und faſt immer mit charakteriſtiſcher Treue, Sicherheit und Leichtigkeit. Die glänzendſte Periode ſeiner künſtleriſchen Laufbahn bezeichnen ſeine römiſchen und neapolitaniſchen Proſpekte, und wo er ſich in dieſen ohne Zuſätze und Veränderungen darauf beſchränkt, die Natur zu kopiren, da iſt er Meiſter in der Auffaſſung und Anordnung der Landſchaft. Weniger glücklich zeigt er ſich in eigenen Erfindungen; und obgleich alle ſeine Kompoſitionen aus Naturſtudien beſtehen: ſo fehlt ihm doch das Talent, die Natur aus ihren Fragmenten natürlich zuſammen zu ſtellen. Das läßt ſich auch ſchon oft aus den Vorgründen bemerken, die er ſeinen Proſpekten zuweilen nach eigenen Ideen hinzu fügt.

Was ſein Kolorit betrifft, ſo fehlt es demſelben nicht an Lebendigkeit und Friſche, aber wohl oft an Harmonie, beſonders in der Verbindung der Vordergründe, die gewöhnlich zu ſtark und grell gegen die Fernen abſtechen, mit den Hintergründen. Einige ſeiner Aquarellmalereien ſind frei von dieſem Vorwurfe und überhaupt zu ſeinen trefflichſten Arbeiten zu zählen. Übrigens führte er den Pinſel mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine ſo zweckmäßige Methode, daß es ihm dadurch möglich ward, ſo viele und doch ſo fleißig ausgeführte Arbeiten zu liefern. Seine Lüfte ſind leicht, ſeine Fernen oft von vorſchwebender Durchſichtigkeit, ſein Baumſchlag beweglich und nach der Blätterverſchiedenheit deutlich behandelt, an den Felſen iſt oft die Steinart angedeutet, und die Pflanzen der Vordergründe ſind oft bis in die botaniſchen Details ausgemalt.

Nicht bloß im Malen, ſondern auch im Reſtauriren hatte er beſondere Einſicht. Davon zeugt ſein Send-

Digitized by Google

ſchreiben an den Ritter Hamilton Sull' uso della Vernice nella pittura [2]). Andre ſchriftſtelleriſche Fragmente von ſeiner Hand finden ſich in dem Goethe'ſchen Buche aufbewahrt.

Außer den Blättern, welche Georg Abraham Hackert nach Zeichnungen und Gemälden ſeines Bruders geſtochen hat, gibt es eine Unzahl von beſſern und ſchlechtern Nachbildungen derſelben durch die Radirnadel und den Grabſtichel. Wir nennen die Blätter von Eichler, Lorieux, Lacroix, Dunker, Volpato, Gmelin ꝛc. [3]) Er ſelbſt hat mehrere kleine Landſchaften radirt [4]). (*R.*)

Hackesia, ſ. Astrantia und Hacquet.

HACKET (John), ſtammte von einem alten ſchottiſchen Geſchlechte ab, und war zu Weſtmünſter 1592 geboren, ſtudirte zu Cambridge, wo ihn der Biſchof in ſein Haus nahm, ward darauf Kaplan bei König Jakob I. und Prediger zu St. Andrews Holbrun, und 1631 Archidiakonus zu Bedford. Als das Parliament nach Jakobs Tode die Biſchöfe abſchaffen wollte, brachte er es durch ſeine Vorſtellungen bei dem Unterhauſe dahin, daß die Biſchöfe in ihren Würden blieben, er ſelbſt aber wurde in Verhaft genommen und flüchtete ſich nach wieder erhaltener Freiheit auf das Land, bis Karl II. wieder an die Regirung kam; darauf erhielt er das Bisthum Lickfield und Coventry, und ſtarb im Jahre 1670, nachdem er dem Trinity College zu Cambridge 1200 Pfund, und der dortigen Bibliothek ſeine Bücher, die man 1500 Pfund ſchätzte, vermacht hatte. Er war ein guter Theolog und Philolog, hielt es zwar nicht mit den Remonſtranten, that ihnen aber auch kein Leid, und wünſchte eine Vereinigung der chriſtlichen Kirchen, ob er gleich keine Möglichkeit dazu ſah. Er ſtarb am 28ſten October 1670. Man hat von ihm das Leben des Erzbiſchofs William, unter dem Titel: Scrinia reserata, or a memorial of John William, Arch-Bishop of Yorck. Lond. 1693. fol., auch eine Sammlung Predigten, welchen ein gewiſſer Plume Hacket's Leben beifügte. (*Rotermund.*)

HACKHOPFEN nennt man denjenigen Hopfen, welcher im Jahre zwei Mal behackt und ein Mal gedüngt wird, im Gegenſatze des Grashopfens. (*Schilling.*)

HACKING, 1) Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes unter der Ens an dem Flüßchen Wien, der teutſchen Ordenscommende in Wien gehörig, mit einer Sohlen- und Kalblederfabrik und einem ſchönen Wäldchen von weißen Maulbeerbäumen, welches die Kaiſerinn Maria Thereſia zur Beförderung der inländiſchen Seidenraupenzucht angelegt hat. — 2) Dorf im Lande ob der Ens, in dem Hausruckviertel, am Fluſſe Aſchach, welches zum Werbbezirk Aſchach, zur Herrſchaft Erlach und zum Stift Lindach gehört und nach Hartkirchen eingepfarrt iſt. (*Rumy.*)

2) überſetzt von Riedel (Dresden 1801. 4.). 3) Eine große Auswahl derſelben liefert der Winckler'ſche Katalog. 4) Philipp Hackert. Biographiſche Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Goethe. Tübingen 1811. 8.

HACKINSACK, Hauptort der Neujerſey Grafſchaft Bergen an dem gleichnamigen Küſtenfluſſe, der aus Neuyork her ſtrömt, ſich in die Newarkbai ergießt und bis an die Baien des Orts große Fahrzeuge trägt. Er beſitzt ein Rathhaus, worauf die Grafſchaftsgerichte gehalten werden, 1 Gefängniß, 2 Kirchen, worin noch holländiſch gepredigt wird, 1 Akademie, und 1,918 Einw., die von den Holländern zum Theil fortſtammen und Krämerei treiben. (*G. Hassel.*)

HACKMANN (Jakob), der Sohn eines Schreibe- und Rechnenmeiſters, war zu Otterndorf im Lande Hadeln im Jahre 1610 geboren, beſuchte das dortige Lyceum und einige andere Schulen, zog 1634 auf die Univerſität Wittenberg, ſtudirte neben der Theologie die ſpaniſche, griechiſche, hebräiſche, chaldäiſche und arabiſche Sprache, und erhielt im März 1637 die Magiſterwürde. Im Begriff, Adjunkt der dortigen philoſophiſchen Fakultät zu werden, bekam er einen Ruf zum Predigtamte im Holſteinſchen und zugleich einen andern, den er auch annahm, nach Altenwalde im Herzogthume Bremen. Dieſes Amt hatte er nur wenige Jahre verwaltet, ſo verlangte man ihn 1641 als Prediger nach Amſterdam, und gleich darauf auch als Hauptpaſtor an die Nikolauskirche in Stade; er zog die letzte Stelle vor. Als ein eifriger Verfechter der Orthodoxie, bekam er mit ſeinem Collegen M. Gerhard Ramm über deſſen 1654 gedruckte Predigt, Jesus Episcopus, vielen Streit*); er predigte nicht allein dawider, ſondern ſetzte auch 40 Anmerkungen auf, die er unter dem Namen Carneadis Cyrenaei Antitragus, 1655 der Welt vorlegte, und da er von der theologiſchen Fakultät zu Jena, auch von zwei andern Gegnern ſcharf beurtheilt wurde, vertheidigte er ſich in einer Schrift, Correctio Caco-Censoris. Eben ſo bekam er auch mit dem Generalſuperintendent und Licent. Mich. Havemann und mit dem Mag. Johann Fiſcher Streit. Er erlebte in Stade 1645 die Einnahme der Stadt durch die ſchwedenſchen Truppen, 1657 durch die dänemarkſchen, und 1659 den großen Brand dieſer Stadt. Im Jahr 1658 ward er Senior des Miniſteriums, 1669 königlich ſchwedenſcher Conſiſtorialrath, ſtand bis in das 61ſte Jahr im Predigtamte, und ſtarb den 30. Sept. 1698. Unter ſeinen Schriften, die man in meinem gelehrten Hannover, Bd II. S. 209 f. findet, iſt ſein Stada Tabeerae s. igne castigata, d. i. Denkmal der großen Stade'ſchen Feuersbrunſt, Stade 1661. 4. 14 Bog., wegen der hiſtoriſchen Anmerkungen noch jetzt brauchbar. (*Rotermund.*)

HACKNEY, eins der Dörfer, die in der britiſchen Grafſchaft Middleſex um London her liegen, und durch an beiden Seiten bebauete Straßen dergeſtalt mit der ungeheuern Metropolis verbunden iſt, daß es jetzt nur eine Vorſtadt auszumachen ſcheint. Zu ſeiner Pfarrkirche gehören 5 Weiler; außerdem hat es im Weiler Clapton das Irrenhaus Broke House, den St. Johns palace, einſt ein Sitz der Johanniterritter, mehrere Bet-

*) S. Pratje's Relig. Geſch. der Herzogth. Bremen und Verden, III. Abſchnitt, 2te Hälfte, S. 26 folgg.

Digitized by Google

häuſer für Diſſenters, eine Freiſchule, eine Armenſchule, 17 Armenhäuſer, die Temple-Mühlen, 2812 Häuſer, zum Theil von reichen Privatleuten und Kaufleuten bewohnt, und 1810. 16,771 Einwohner, welche die Fabrikatur von London theilen. Von dieſem Orte nennt man die engländiſchen Fiacker gewöhnlich Hackneys. Neuerlichſt hat man hier die Überbleibſel einer Römerſtraße entdeckt. (*G. Hassel.*)

HACKSPAN (Theodoricus oder Dietrich), geb. 1607 zu Weimar, bildete ſich zu Jena und Helmſtadt, wo Georg Calixtus am meiſten auf ihn wirkte. Er beſchäftigte ſich neben dem Studium des A. und N. Teſt. auch mit den orientaliſchen Sprachen und wurde Profeſſor der letztern an der Univerſität zu Altorf, erhielt aber auch zugleich eine theologiſche Lehrſtelle und ſtarb am 19. Januar 1659. Er zeichnet ſich unter den Exegeten der lutherſchen Kirche jener Zeit rühmlich aus, theils durch ſeine gediegenen und umfaſſenden Kenntniſſe in den alten Sprachen, theils durch ein ſehr richtiges und geſundes Urtheil, weßhalb man ihn einem Salomon Glaſſius nicht nur gleich ſetzte, ſondern ſelbſt vorzog[1]. Die Lehre und das Beiſpiel des großen Calixt mögen ihn hauptſächlich zu ſeinen unbefangenen Anſichten geführt haben, wodurch er, wie ſich einer ſeiner Beurtheiler richtig ausdrückt[2], glaucomate nullo objecto in ipsum sacrae orationis tenorem inquirere posset rectius oculata, quod ajunt, ἐρευνήσει, tantoque felicius, quo majori acumine ingenii et judicii ἀκριβείᾳ, quae rara est cum memoria insigni conjunctio, polleret et a praeceptoribus etiam, si quando opus esset, dissentire, religioni haud sibi duceret. Richard Simon hat, wie ſchon Buddeus[3] richtig bemerkt, viel zu flüchtig über Hackſpan abgeurtheilt und ohne ſeine großen Verdienſte anzuerkennen[4], was uns aber nicht wundern darf, da er ja überhaupt den proteſtantiſchen Theologen viel zu wenig Gerechtigkeit widerfahren läßt[5]. Weil nämlich Hackſpan, von ſicheren philoſophiſchen Principien ausgehend, immer auf die Denkgeſetze und die Beſtimmungen der Grammatik hinweiſet, ſo behauptet Simon, er bringe faſt gar nichts Neues vor, was ſich aber ſchon durch eine oberflächliche Anſicht ſeiner Schriften widerlegt. Eben ſo unbedeutend iſt ein anderer Vorwurf, nämlich der, daß Hackſpan bei Erklärung neuteſtamentlicher Stellen durch Vergleichung und Benutzung des Hebräiſchen nicht immer glücklich ſei; denn die von Simon in Anſpruch genommenen Deutungen laſſen ſich unſers Erachtens recht wohl vertheidigen; und wenn die Combination auch dann und wann minder treffend war: ſo ſind doch die Stellen, wo das Gegentheil Statt findet, ungleich zahlreicher. Daß jenes parteiiſche Urtheil ſelbſt in Frankreich nicht allgemein ſei, kann uns ſchon das Diction. universel (T. VIII. p. 204.) lehren, welches die Behauptung ohne Tadel oder Widerſpruch anführt, daß Hackſpan unter ſeinen Zeitgenoſſen die hebräiſche Sprache am meiſten inne gehabt habe[6]. Bei einer ſchwächlichen Conſtitution, vielem häuslichen Unglück und äußeren Widerwärtigkeiten, hat er doch ſehr viele, zum Theil noch jetzt ſehr geſchätzte Werke herausgegeben. Dahin gehören vor Allem ſeine Notae philologico-theologicae in varia et difficilia scripturae loca. 3 Partes. (Altdorf. 1664. 8.) Die beiden erſten Theile erſtrecken ſich über ſchwere Stellen des A. T. und der dritte über die 4 Evangelien, weil der Verfaſſer an der Vollendung durch den Tod gehindert wurde. Dieſe ſchätzbaren Anmerkungen ſind auch in den 3ten Bd. der Supplementa Criticorum sacrorum aufgenommen. Nach Calixtus freiſinniger Weiſe ſcheut ſich Hackſpan nicht, von dem Herkömmlichen abzuweichen, und gerade hierin liegt wohl der Grund, warum er Manchem, der mehr an dem Alten feſthielt, nicht ganz gefiel. Die Vocalpunkte und die Accente im hebräiſchen Texte erklärt er für eine Erfindung neuerer Zeit, und behauptet ſogar, daß die Juden aus polemiſchem Intereſſe ſich Änderungen erlaubt hätten[7], eine Meinung, welche durchaus unhaltbar iſt. Er beſchränkt ſich nicht auf Angabe und Durchführung ſeiner eignen Erklärung, ſondern beleuchtet recht ſcharfſinnig die Deutungen Anderer, tritt auch, nach Sitte jener Zeit, nicht ſelten zugleich als Polemiker gegen andere Religionsparteien, als die Reformirten und Katholiken, beſonders auch gegen die Socinianer auf. Seine Miscellanea sacra in 2 Büchern (Altdorf. 1660. 8.), die erſt nach ſeinem Tode edirt wurden, behandeln wichtige und ſchwierige Stellen der Bibel mit großer Ausführlichkeit, doch auch Sätze der Hermeneutik, und zeigen von echter Gelehrſamkeit und von einem richtigen exegetiſchen Takte. Angefügt iſt eine leſenswerthe Exercitatio de Cabbala Judaica, und gibt eben, ſo wie das Specimen theologiae Thalmudicae, einen ſchönen Beweis von Kenntniß der rabbiniſchen Sprache und Literatur[8]. Zu den exegetiſchen Arbeiten gehören auch noch die Lucubrationes Franckenthalenses in difficillima utriusque Test. loca (Altorf. 1685. 8.) und die Observationes arabico-syriacae in quaedam loca veteris et novi Testamenti. Die arabiſche Literatur zu fördern, ſind ſeine, freilich unbedeutenden, Institutiones arabicae beſtimmt, und können durch die beigefügten Fides et leges Mahomedis auch nicht größern Werth erhalten. Zuletzt iſt noch zu erwähnen eine Sylloge

1) *Gust. Georg. Zeltner* vit. theologg. Altdorphinorum. p. 315 ff. 2) Zeltner a. a. O., S. 315. 3) Isagoge historico-theologica, p. 1700. 4) Histoire critique des principaux Commentateurs du N. T., p. 721 — 2. 5) Man vergl. z. B. nur das, was er p. 719 ff. über Salomon Glaſſius ſagt.

6) Ähnlich ſpricht ſich ſchon Fabricius in der Histor. bibliothecae *Fabricianae*, P. V. p. 323, über ihn aus. 7) Man ſehe z. B. ſeine Anmerk. zu Pſ. 2, 12.

8) Als Beleg ſeiner Kenntniß der rabbiniſchen Sprache verdankt man ihm die Herausgabe des rabbiniſchen Manuſcriptes: Sepher Nizzachon Rabbi *Lippmanni*, prim. edit. etc. Norimb. *Endter*, 1644, 69 Bogen in 4., welches Manuſcript, wie erzählt wird, H. einem Juden in Altorf mit Hilfe einiger Studenten hinterliſtiger Weiſe entwendet und auf das ſchnellſte ſoll haben abſchreiben laſſen. Ferner: De usu libror. Rabbinicor. — Nach ſeinem Tode erſchien aus Dürr's Manuſcripte: Th. H. Manuale theol., h. e. termini, distinctiones et divisiones in schol. Theologg. occurr. Alt. 1664. 1742. 4. (*R.*)

Digitized by Google

disputt. theol. et philologg. (Altorf. 1663. 4.), ganz im Geiſte der früher erwähnten Schriften.

(*A. G. Hoffmann.*)

HACKWALD — auch HAUBERGE genannt — iſt Niederwald, welcher nach der Abholzung einige Zeit zum Getreidebaue benutzt wird, indem man zwiſchen den abgeholzten Stöcken den Boden umhackt und beſäet. Es iſt die Hackwaldwirthſchaft in Franken und Schwaben gebräuchlich, vorzüglich in der Gegend von Siegen, wo ſehr beträchtliche Flächen von ihr eingenommen werden. Ihr Urſprung verliert ſich in die Vorzeit, denn ſchon eine naſſau'ſche Verordnung von 1562 regelt die Behandlung der Hauberge. Sie iſt in der neuern Zeit vielfach beſchrieben und auch zur größern Ausdehnung empfohlen, um ſtark bevölkerten waldreichen Gegenden das Mittel zu geben, die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen, wenn der Boden die Umwandlung des Waldes in bleibendes Ackerland nicht geſtattet; ſie kann aber wohl nur unter gewiſſen Umſtänden als empfehlenswerth betrachtet werden.

Die Hackwaldwirthſchaft iſt wahrſcheinlich im Siegenſchen entſtanden. Dieſer Landſtrich, reich an Bergbau und Hütten, hatte eine ſehr ſtarke Holzkonſumtion, welche die Umwandlung der Hochwälder in Niederwald herbeiführte, indem der Bedarf an Kohlen nicht mehr erlaubte, das Holz ganz auswachſen zu laſſen. Die gebirgige Gegend machte die Ausdehnung des Ackerbaues durch Rodung des Waldes zu Ackerland, ſo weit, daß er der anwachſenden Bevölkerung genügt hätte, unthunlich. Man kam daher auf die Idee, den Boden zwiſchen den abgetriebenen Mutterſtücken umzuhacken, und ihn einige Jahre mit Roggen oder Buchweizen zu beſäen, bis die wieder hervortreibenden Wurzel- und Stammausſchläge ſo groß wurden, daß ſie die Getreidebenutzung hinderten, wo dann der Schlag liegen blieb und als Wald behandelt wurde. Da man das ſchwache Reißholz nicht benutzen konnte und die düngende Kraft der Aſche bemerkte, ſo wurde das ſchlechtere, wenig Werth habende Holz, wie auch zum Theil noch jetzt geſchiehet, auf Haufen gebracht, angezündet und zugleich dadurch der abgeſchälte, getrocknete Raſen mit verbrannt, und die Aſche dann mit einem eiſernen Haken — Hainkratze — über den Schlag verbreitet. Hierauf erfolgt die Getreideſaat, gewöhnlich das erſte Jahr mit Buchweizen, das folgende mit Roggen.

Die Hauberge ſind Privateigenthum. Vor der Haubergsordnung von 1567 bewirthſchaftete jeder Eigenthümer ſein Stück in gleicher Art nach Willkür. Da jedoch alle Stücke ſehr unter einander lagen, ſo wurde es unmöglich, die jungen Schläge gehörig gegen das Vieh, das Getreide gegen Verdämmung durch das anſtoßende alte Holz zu ſchützen, weßhalb die Haubergsordnung erlaſſen wurde, wodurch nicht bloß die Zuſammenlegung aller Schläge erfolgte, ſondern auch die Haubergswirthſchaft zweckmäßiger geregelt wurde. Der ganze, einem Dorfe gehörige Hackwald wurde als ein Ganzes zuſammen gelegt, wovon jährlich ein beſtimmter Theil, $\frac{1}{17}$ — $\frac{1}{20}$ der Fläche, in einem Schlage oder in mehreren, abgeholzt wurde. Von dieſem Schlage bekam ein jeder Intereſſent nach Maßgabe der ihm früher gehörigen Fläche einen gewiſſen Antheil. Um die Vertheilung bewirken zu können, theilte man jeden Schlag in eine gewiſſe Anzahl Stammjähne, — deren Zahl niemals über 16, gewöhnlich weniger iſt. Dieſe Stammjähne waren anfangs wahrſcheinlich Antheile der Intereſſenten, ſo daß jeder Theilhaber einer Stammjahn erhielt. Da jedoch in der Folge durch Erbtheilung und Verkauf auch dieſe Stammjähne wieder mehrere Beſitzer erhielten, ſo wurde jeder wieder in gewiſſe Theile getheilt, die man entweder mit einem beſtimmten Fruchtmaße oder einer Geldmünze bezeichnet. Wenn z. B. ein Jahresſchlag in 4 Stammjähne getheilt iſt, und jeder Stammjahn in 12 Albus, ſo hat ein Einwohner des Dorfes, welcher für 3 Albus Haubergsgerechtigkeit kauft, das Nutzungsrecht von $\frac{1}{16}$ der Fläche eines Jahresſchlags. Es kann auf dieſe Art wohl das Nutzungsrecht getheilt werden; in Hinſicht der Wirthſchaftsführung aber ſind die Hauberge als untheilbares, mehreren Mitgliedern einer Kommune gehörendes, Privateigenthum zu betrachten.

Wo man den Wald mit Vortheil als Niederwald behandeln kann, der Ackerbau wegen gebirgiger Beſchaffenheit der Gegend und Armuth des Bodens nicht mehr durch Rodung zu immerwährendem Acker auszudehnen iſt, hinreichende Bevölkerung die Mittel darbietet, den Boden mit der Hacke zur Getreideſaat zu bereiten, da iſt der Hackwald gewiß eine vortheilhafte Art der Wirthſchaft. Unter andern Verhältniſſen ihn aber einführen zu wollen, wie z. B. für Würtemberg der Vorſchlag gemacht wurde, dürfte dagegen nicht vortheilhaft ſeyn, indem man mehr Frucht und mehr Holz erziehen wird, wenn man die Waldfläche lieber verkleinert, indem man die fruchtbarſten, zu Acker ſich eignenden Stellen umwühlt und rodet, den bleibenden Wald aber als regelmäßigen Hoch-, Mittel- oder Niederwald behandelt, da es ſelten nützlich iſt, ganz geſchloſſene Holzbeſtände in den Haubergen zu erziehen, wovon die am beſten bewirthſchafteten Siegener Hauberge den Beweis führen.

(*W. Pfeil.*)

HACQUET (Belsazar*)), ein Naturforſcher und Geograph. Er war zu le Conquet in der Bretagne 1739 geboren, war aber ſchon, man weiß nicht wie, nach Öſtreich gekommen, und diente ſchon im ſiebenjährigen Kriege als Wundarzt in der Armee. In der Folge verließ er gegen die Abſichten des berühmten Swieten, der ihn für den Generalſtab zu behalten wünſchte, dieſe Laufbahn, wurde Profeſſor der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunſt am Lyceum zu Laibach, dann 1788 Profeſſor der Naturgeſchichte zu Lemberg, eine Stelle, die er 1810 aufgab, um den Reſt ſeines Lebens in literariſcher Muße zu Wien, wo ihm die Schätze der dortigen

*) Nicht Balthaſar, wie die vaterl. Blätter 1815. S. 53 berichtigen. Auch ſteht der Taufname richtiger auf dem Kupferſtiche von Hale Berlin 1797. Nach dem Nekrolog in der A. L. Z. Ergänz. Bl. 2. S. 69 ſoll er zu Metz geboren ſeyn, welches indeß Ridini beſtreitet.

Digitized by Google

Bibliothek und Kunſtanſtalten offen ſtanden, zuzubringen. Mehrere gelehrte Geſellſchaften eilten, ihn in ihren Schooß aufzunehmen: er war auch beſtändiger Secretär der k. k. Societät der Agrikultur und Künſte, und beſchloß ſein thätiges Leben am 10. Januar 1815 zu Wien. Hacquet hat faſt alle öſtreichſchen Staten mit der größten Aufmerkſamkeit durchreiſet. Während ſeiner Reiſen, welchen er 3 Monate des Jahres widmete, und durchaus zu Fuß machte, ſtieß er häufig auf Schwierigkeiten und hatte zuweilen unerwartete Gefahren zu beſtehen. Die Bewohner von Kärnthen ſahen in ihm einen Ketzer, und zeigten ihn als ſolchen der Behörde an. Indeß hinderte ihn nichts, ſeine den Wiſſenſchaften geweiheten Reiſen nach einem gewiſſen vorgeſteckten Plane, den beſonders Maria Thereſia und Joſeph II. durch Geldunterſtützungen förderten, fortzuſetzen. Das, was ihm ein vorzügliches Verdienſt um die Monarchie, der er angehörte, erwarb, war die einheimiſche Erzeugung der Flintenſteine, die man bis dahin mit großen Koſten für das Heer aus Frankreich ziehen mußte, und deren Mechanism er zuerſt den Öſtreichern kennen lehrte. Er war als biederer, großherziger Mann hoch geachtet; ſeine Thätigkeit war ohne Beiſpiel, ſein Urtheil unbefangen und frei, meiſtens auf Thatſachen ſich gründend: und er würde gewiß den erſten Naturforſchern an die Seite zu ſtellen ſeyn, wenn er nicht als Anatom ſich zu feſt an die Außenſeite der Natur, ihre materiellen Kräfte gehalten, und darüber die geiſtigen ſo ſehr verkannte und aus der Acht ließ, daß er nicht zu jenen Anſichten gelangen konnte, die ſich dem Auge des tiefer blickenden oder philoſophiſchen Naturforſchers durch den Nebel der ſpekulirenden Vernunſt darbieten. Ein Bonnet war er nicht. Seine vornehmſten Schriften ſind: 1) Oryctographia carniolica, oder phyſikaliſche Geographie von Kärnthen, Iſtrien und einem Theil der benachbarten Länder, Leipzig, 4 Bände in 4. mit Karten und Figuren, 1776, 1781, 1785 und 1789; 2) phyſikaliſch-politiſche Reiſe auf die dinariſchen, juliſchen, kärnthner, rhätiſchen und noriſchen Alpen, gemacht in den Jahren 1781 und 1783, 4 Bände in 8. mit Figuren und Karten, Leipzig, 1785, 1787; 3) Reiſe durch die noriſchen Alpen in Bezug auf Phyſik, gemacht vom Jahr 1781 bis zum Jahr 1786, 2 Bände in 8. Nürnberg, 1791. 4) Neueſte phyſikaliſch-politiſche Reiſen in den Jahren 1794 und 1795 durch die daciſchen und ſarmatiſchen oder nördlichen Karpathen. Nürnberg. gr. 8. 4 Theile, 1796 mit 6 Kupfern. 5) Mineralogiſche und botaniſche Reiſe auf den Berg Terglon in Kärnthen und auf den Berg Glockner in Tyrol, gemacht im Jahr 1779 und 1781, ein Octavband mit Figuren. Wien 1784. 6) Plantae Alpinae Carniolicae. Wien 1782. 4. 7) Über Verſteinerungen von Schmalthieren, die ſich in ausgebrannten feuerſpeienden Bergen finden. Nürnb. 1790. 8. 8) Beſchreibung der Flintenſteine. Weimar 1780. 8. Dieſem fleißigen Schriftſteller, der außerdem noch eine Menge Abhandlungen in Zeitſchriften geliefert hat, zu Ehren hat Necker eine Pflanzengattung Hacquesia aufgeſtellt, welche aber von der Gattung Astrantia nicht generiſch verſchieden und daher eingegangen iſt. Sein Nekrolog von Ribini in den vaterl. Bl. 1815. S. 53 und A. L. Z. Ergänz. Bl. 9. S. 69.

(Sprengel u. Brehme.)

HACSAVA (ſpr. Hatschawa), ſlowakiſches Pfarrdorf in Oberungarn dieſſeits der Theiß, Gömörer Geſpanſchaft, Kleinhonter Comitats-Bezirk, an dem Fluſſe Rima, mit 34 Häuſern, 46 Familien und 300 luther. Einwohnern. Die Einwohner zeichnen ſich durch Thätigkeit aus: die meiſten von ihnen ſind Drechsler, die hölzerne Scheiben, Teller, Mörſer und andere Hausgeräthe, vorzüglich aber die in Ungarn auf Reiſen ſehr gewöhnlichen hölzernen Weinflaſchen, die den Namen Veres Gyurko (ſpr. Djurko) führen, in Menge drechſeln. Es befindet ſich hier eine Sägemühle. Das Ortsgebiet iſt bergig und die Äcker und Wieſen liegen den Rücken der Hügel hinan. In den hieſigen Bergen gräbt man von Zeit zu Zeit Granaten und Topaſen aus. (Ungriſches Magazin von Windiſch, IVs Heft. S. 252 ff.). Das Dorf gehört mehreren Herrſchaften, den größten Theil beſitzt aber die gräfliche Familie Vass (ſpr. Waſch) *).

(Rumy.)

HACZFELD, HATZFELDS ZSOMBOLY (ſpr. Schombolj), Marktfl. in Oberungarn jenſeits der Theiß, Torontaler Geſpanſchaft, Török-Kaniſchaer Comitatsbezirk, der adeligen Familie Csekonics (ſpr. Tſchekonitſch) gehörig, mit einer kathol. Pfarre und Kirche und einer herrſchaftlichen Bibliothek. Der fruchtbare, aus Thon und Humus gemiſchte Ackerboden erzeugt vorzüglich guten Weizen, der auf den Wochenmärkten zu Török-Becse abgeſetzt wird.

(Rumy.)

HADAD (הֲדַד), 1) Name einer ſyriſchen Gottheit, wovon oben u. d. W. Adad, I. 356. Er findet ſich deßhalb auch in den Eigennamen ſyriſcher Könige, Ben Hadad (Sohn d. i. Verehrer des Hadad) und Hadad-Eſer, u. m. a. Joſephus nennt auch die Könige, welche in der Schrift Ben-Hadad genannt werden, bloß Hadad, und Nikolaus Damaſcenus (in Joſ. Archäol. VII, 6.) erwähnt eines ſyriſchen Königs dieſes Namens zur Zeit Davids. 2) Ein Edomiter von königl. Stamm, der bei dem von Joab in Edom angerichteten Blutbade als Kind entkommen, in Ägypten erzogen, mit der Schweſter Pharao's vermählt und von Pharao ſehr begünſtigt war, unter Salomo aber zurückkehrte, und ſich unabhängig zu machen ſuchte (1. Kön. 11, 14 — 21.), ohne daß dieſes jedoch von Erfolg geweſen zu ſeyn ſcheint, da wir unter Joſaphat keine Könige, ſondern nur Statthalter daſelbſt finden (1. Kön. 22, 48.). Auch ſonſt kommt Hadad von idumäiſchen Fürſten vor (1. Chr. 1, 50.).

(Gesenius.)

HADAD-ESER (הֲדַדְעֶזֶר d. i. dem Gott Hadad hilft, ſ. Hadad, vgl. Aſarja, dem Jehova hilft, Hasdrubal, dem Baal hilft), König von Arem Zoba, d. i.

*) Der Name Hacſava bezeichnet etymologiſch einen eingedämmten Waſſerkanal für Mühlen und Eiſenhämmer, und dieſen Namen erhielt der Ort wahrſcheinlich wegen der benachbarten Eiſenhämmer.

Digitized by Google

nicht, wie ſeit Michaelis faſt allgemein angenommen wurde, Neſibis in Meſopotamien, ſondern ein Landſtrich zwiſchen Damaskus und Haleb, der ſich bis an den Euphrat erſtreckte*). David ſchlug ihn, der ausgezogen war, ſeine Hand gegen den Euphrat zu wenden (2 Sam. 8, 3.), nebſt den verbündeten Damascenern, und eroberte unter andern viel Erz. (2 Sam. 8, 3—12. 1. Chron. 19, 3—10.). Eben ſo glücklich war ein ſpäterer Krieg Davids gegen die Ammoniter, welchen Hadadeſer ſeinen Feldherrn mit Miethstruppen aus Meſopotamien geſchickt hatte (2. Sam. 10, 16 ff.). An mehreren Stellen ſteht ſtatt Hadad-Eſer im Texte Hadar-Eſer הדרעזר, welches aber offenbare Corruption iſt, wie ſchon die Bedeutung des Namens zeigt. (*Gesenius.*)

HADAD-RIMMON (הֲדַד־רִמּוֹן), Name einer Ortſchaft in der Ebene Megiddo im nördlichen Paläſtina, wo der König Joſias in einer Schlacht blieb. Nur Zach. 12, 11. vgl. 2. Kön. 25, 29. Hieronymus zu Zach. a. a. O. gibt als ſpäteren Namen des Ortes Marimianopolis an, welcher Ort nach dem Itin. Hieros. 17 römiſche Meilen von Cäſarea, und 10 von Jesreel lag†). (*Gesenius.*)

HADAMAR, 1) Stadt und Amtsſitz an der Els in dem Herzogthume Naſſau. Sie liegt höchſt angenehm, und iſt mit verfallnen Mauern umgeben, im Innern altfränkiſch gebauet, mit 1 Schloſſe der längſt erloſchenen naſſau-hadamarſchen Linie, worin das Pädagogium, das 7 Lehrer hat und viele treffliche Männer gezogen hat, ſeinen Sitz hat; außerdem ſind 1 evangel., 1 kathol. Kirche, letztere ſehr geräumig und aus dem 16ten Jahrh. originirend, 330 Häuſer und 1600 Einw. vorhanden. Dieſe unterhalten 1 Buchdruckerei, 3 Tabaksfabriken, 1 großen Eiſenhammer, 1 Papiermühle, Leinen- und Strumpfweberei und andre Gewerbe, treiben auch Krämerei und halten Märkte. Der Urſprung des Orts verliert ſich in die Nacht der Vorzeit: es wurde Reſidenz einer naſſau'ſchen katholiſchen Linie 1606 und blieb es bis zu deren Ausſterben 1711. (*Pauli.*) 2) Das Amt, welches einen Theil des vormaligen Fürſtenthums Hadamar, aber auch andre Parzelen begreiſt. Es liegt auf dem Weſterwalde, wird von den Ämtern Weilburg, Runkel, Limburg und Mendt umgeben, von der Els durchfloſſen, und hat einen wellenförmigen, nicht eben fruchtbaren Boden, doch gute Viehzucht und Obſtbau. Nach dem Statshandbuche hält es 41,669 Morgen, wovon 195 Wohnplätze, 161 Gärten, 22,395 Äcker, 5276 Wieſen, 3609 Weiden, 26 Triften, 9713 Wald und 294 ſteuerfrei. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1825 auf 14,339 in 3350 Familien, 1821 auf 13,072 in 3082 Familien, worunter 221 Evangeliſche, 12,678 Katholiken, 7 Mennoniten und 160 Juden; die Zahl der Wohnplätze auf 1 Stadt, 28 Dörfer und 47 einzelne Höfe, worin 2526 Wohnhäuſer, 30 Kirchen und 3956 Nebengebäude ſtanden. An Vieh ſind 1821 gezählt: 683 Pferde, 22 Eſel und Mauleſel, 7660 Rindvieh, 9025 Schafe, 1383 Schweine, 431 Ziegen und 445 Bienenkörbe. Das Steuerſimplum beträgt 8869 Gulden 13 Kreuzer. Das Amt zerfällt in 28 Gemeindebezirke. (*Pauli.*)

HADAREM, ein Stamm der Dankoli in dem Küſtenlande von Habeſch, der in den die Salzebene begränzenden Bergen wohnt und 200 Krieger in das Feld ſtellen kann. (*H.*)

HADARNIEL, bei den Talmudiſten, ein Engel des Firmaments von ungeheurer Größe. Er gehört zu denen, die über das Feuer geſetzt ſind, und bei jedem Worte, das er ſpricht, fahren zwölf tauſend Blitze aus ſeinem Munde. Als er den Moſes erblickte, der auf Gottes Befehl durch das Firmament wandelte, um das Geſetz zu empfangen, redete Hadarniel ihn mit ungeſtümen Worten an: Was haſt du an dem Orte der oberen Heiligen zu ſuchen? Da erſchrak Moſes ſo ſehr, daß die Thränen ihm aus den Augen floſſen und er von der Wolke, die ihn trug, herabfallen wollte. Aber Gott erbarmte ſich ſeiner und ſprach zu dem Hadarniel: Von dem Tage an, da ich euch erſchaffen habe, ſeid ihr zänkiſch geweſen. Als ich im Anfange den Menſchen erſchaffen wollte, habt ihr euch beklagt und geſprochen: Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt? Deßwegen habe ich mich über euch erzürnet und euch haufenweiſe verbannt. Und nun zanket ihr mit demjenigen, der meinem Hauſe getreu iſt, und hier her kommt, um das Geſetz für meine auserwählten Kinder zu empfangen, und wenn dieſes Geſetz nicht wäre, ſo hättet ihr keine Wohnung in dem Firmament. Da beruhigte ſich Hadarniel und ging als Botſchafter vor dem Moſes her, wie ein Jünger vor ſeinem Meiſter. Gebückt ſchritt er vor ihm her, bis er zum Feuer des Engels Sandalſon gekommen war. Da ſprach er: Gehe zurück, denn ich kann mich wegen des Feuers des Sandalſon hier nicht aufhalten, daß er mich nicht verbrenne*). (*R*)

HADDINGTON, ein Grafentitel, der dem Hauſe Hamilton in Scotland gehört. Von den Hamiltons, die dieſen Titel vorzugsweiſe geführt, zeichnen wir nur aus: 1) Thomas, den älteſten Sohn Thomas Hamiltons von Priſtfield, war 1563 geboren, und widmete ſich den Rechten ſeines Vaterlandes mit ſolchem Erfolge, daß er zu ſeiner Zeit für den ſcharfſinnigſten Richter und beſten Juriſten in Scotland galt. Er bekleidete ſeit 1592 die oberſte Richterſtelle bei dem court of Session, wurde 1616 deſſen Präſident, 1626 Geheimerath und ſtarb 1637. 2) Die Lady, eine Tochter des Grafen Gaspard Coligny, Urenkelinn des berühmten Admirals, eine der liebenswürdigſten Frauen ihrer Zeit, merkwürdig durch ihre weiblichen Talente, ihren Witz und ihre

*) S. *Michaelis* de Syria Sobaea, in deſſen Commentt. in Soc. Scientiar. Gotting. per annos 1763—68 praelectis. Bremae 1769. 4. S. 67 ff., und dagegen Roſenmüller bibl. Alterthumskunde II. S. 144. 250, wo die ältere Meinung von *Hyde* ad *Peritsol* itin. mundi cap. 8. not. 5. und Anb. mit überwiegenden Gründen vertheidigt wird.

†) ſ. Reland's Paläſtina. S. 891. 892.

*) Parascha Mischpatim im großen *Jalkut Rubeni.* 107. 2. 3. Pesikta rabbetha. 35. 2—4. Eiſenmenger's entdecktes Judenthum. I. S. 308 ff. Majer's mythol. Lexikon.

Schickſale, heirathete den dritten Grafen Haddington, nach deſſen Tode 1651 ſie ſich zum zweiten Male mit Gaspard Champagne, Grafen von Suze, einem Hugue- notten verband, aber ſchon 1653 ſcheiden ließ, nun katholiſch wurde und 1673 ſtarb. *(G. Hassel.)*

HADDINGTON (John Ramsay), ein Bruder Georgs, des erſten Lord Ramſay, lebte am Hofe Königs James V. von Scotland (I. von England). Er machte ſich um denſelben hoch verdient, indem er bei dem Überfalle des Grafen Gowrie und deſſen Bruders Alexander Ruthven 1600 den König rettete, ihn von Ruthven, mit dem er rang, losmachte und Gowrie niederſtieß. Der König vergaß ihm dieſen Dienſt nie, erhob ihn zum Viscount Haddington, überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen und blieb bis an ſeinen Tod 1625 ſein Gönner. Nach Wilh. Harris in den histor. account of the life and writings of James I. etc. Lond. 1754. 8. *(G. Hassel.)*

HADDINGTON, 1) auch EAST LOTHIAN, eine Seeprovinz und der öſtliche Theil der vormaligen Shire Lothian, die von 14° 37′ bis 15° 20′ öſtl. Länge und 55° 44′ bis 56° 4′ nördl. Br. reicht, im N. W. an den Frith of Forth, im N. O. an das teutſche Meer, im S. O. und S. an Berwick, im W. an Edinburgh ſtößt, und nur 13^{96} QMeilen groß, mithin eine der kleinſten ſcotiſchen Grafſchaften iſt. Die gewellete, im S., wo ſich das Lammermoor mit dem 1615′ hohen Spartlehill erhebt, gebirgige Oberfläche hat nur einen dürren und ſandigen Boden, der jedoch leicht Verbeſſerungen annimmt, und iſt auch zum Theil ganz gut angebauet; die Flüſſe Biel und Tyne bewäſſern ihn, und am Frith öffnen ſich in kleinen Baien gute Hafen. Der Ackerbau, der mit vieler Umſicht betrieben wird, liefert vorzüglich Weizen, Garten- und Hülſenfrüchte und Flachs: man bauet Turnipſe und andre Futterkräuter, brennt am Meere Tang, und unterhält eine bedeutende Hornvieh- und Schafzucht, welche Thiere beſonders auf dem Lammermoore eine ihnen ſehr zuſagende Weide finden. Die Dörfer am Strande nähren ſich zum Theile von der Fiſcherei, die auf Häringe, Hummern und Auſtern geht. Das Land gehört hier, wie überall in Scotland, den Baronen, aber die Pächter, die für ihre Produkte einen leichten Abſatz im nahen Edinburgh finden, ſind wohlhabend, der Kunſtfleiß iſt unbedeutend, man unterhält einige Tuchweberei und Papiermühlen. Die Volksmenge belief ſich bei dem Cenſus von 1821 auf 35,127 Köpfe, worunter 16,828 männlichen, 18,299 weiblichen Geſchlechts; der Familien waren 7934. 1811 waren erſt 31,164 gezählt. Überall hört man das Broad Scots. Die Grafſchaft, die in 24 Kirchſpielen 5882 Häuſer enthält, ſendet 1 Deputirten zum Parliament und zahlt jährlich an Grundſteuern ein Averſionalquantum von 168,000 Pfd St.; die übrigen königl. Gefälle mögen 200,000 Pfd betragen. Keine der ſcotiſchen Grafſchaften zählt ſo viele ſchöne Landſitze (nach Playfair und dem Edinb. Gaz). 2) Ein Burgflecken und der Hauptort der vorgenannten Grafſchaft, der mit Dunbar, Nothberwick, Jedburgh und Laudes ein gemeinſchaftliches Parliamentsglied ſtellt. Er liegt am reißenden Tyne, beſteht aus 4 Straßen, die ſich in rechten Winkeln durchkreuzen, hat 1 alte gothiſche Kirche, 1 Stadt- und 1 Grafſchaftshaus, wo die Gerichte gehalten werden, 1 Grammatikalſchule, 1 Vorſtadt Nungate, die mit der Stadt durch eine Brücke von 3 Bogen zuſammen hängt, 680 Häuſer und 4910 Einw., die 4 Jahr- und 1 Wochenmarkt halten. Die vormalige ſtarke Tuchweberei hat abgenommen, dagegen findet man 1 weitläuftige Brantweinbrennerei. Von der ¼ Meilen entfernt geweſenen Abtei Haddington iſt jede Spur verſchwunden, auch ſieht man nichts weiter von den Feſtungswerken, die ſie im Mittelalter umgaben. In der Vorſtadt Nungate iſt der berühmte John Knox geboren. *(G. Hassel.)*

HADDO, eine kleine Stadt oder Ortſchaft in der ſcotiſchen Grafſchaft Aberdeen, wovon der älteſte Sohn des Grafen Aberdeen den Titel Lord Haddo führt. *(G. Hassel.)*

HADDON (Walter), ein gelehrter Engländer des 16ten Jahrh., welcher ſich beſonders durch ſeine ciceronianiſche Latinität berühmt gemacht*), war 1516 von einer guten Familie aus der Grafſchaft Buckingham geboren und bekleidete verſchiedene Profeſſuren an der Univerſität Cambridge, zuerſt des bürgerlichen Rechts, dann der Rhetorik. Sein Eifer für die Reformation empfahl ihn dem König Eduard VI., und dieſer beförderte ihn bis zum Präſidenten des Magdalenencollegiums von Oxford. Aber Maria's Thronbeſteigung vermochte ihn, dieſen Poſten unabberufen aufzugeben. Eliſabeth eröffnete ihm wieder glänzende Ausſichten. An den Hof gezogen, bekleidete er mehrere hohe Ehrenſtellen und wurde 1566 als Abgeſandter nach Brügge geſchickt, um dort den unterbrochenen Verkehr zwiſchen England und den Niederlanden wieder anzuknüpfen. Er ſtarb 1572, verehrt wegen ſeiner Frömmigkeit und Gelehrſamkeit. Haddon hat ſich weſentliche Verdienſte um die Belebung des Studiums der klaſſiſchen Sprachen in ſeinem Vaterlande erworben. Als Schriftſteller gehört er mehr ſeiner Zeit, als der Ewigkeit an. Wir nennen ſeine kleineren vermiſchten Aufſätze: Lucubrationes. Lond. 1567. 4. Poemata, ebend. 1576. 8. Als theologiſcher Auctor hat er Theil an der von John Fox 1571 herausgegebenen Überſetzung der engliſchen Kirchengeſetze in das Lateiniſche, Reformatio Legum Eccles. Auch lieferte er die Streitſchrift: Admonitio ad Elizabetham, Reg. Angl. (contra Osorium). Lond. 1563**). *(R.)*

HADELICH (Siegmund Lebrecht), ein fleißiger Sprachforſcher und außerdem vielſeitig beſchäftigter Lehrer der Kameralwiſſenſchaften und Schriftſteller über naturgeſchichtliche, phyſikaliſche, ökonomiſche, politiſche und moraliſche Gegenſtände, war 1734 zu Frohndorf in Kurſachſen geboren und begab ſich nach Vollendung ſeiner Studien nach Erfurt, wo er erſt die hebräiſche Sprache,

*) Königinn Eliſabeth ſoll bei einem Streite über den Vorzug der Latinität des Buchanan und des Haddon geſagt haben: *Buchananum* omnibus antepono, *Haddonum* nemini postpono. **) Biogr. Brit. und Biogr. univ.

nachher als ordentlicher Profeſſor die Kameralwiſſenſchaften lehrte. Daneben bekleidete er auch die Stelle eines Oberbürgermeiſters und ſtarb 1783. Seine kleineren und größern Abhandlungen in lateiniſcher und teutſcher Sprache finden ſich zerſtreut in den Erfurter Gelehrten Nachrichten, in den Erfurter, Hamburger, Wiener, Braunſchweiger und andern Wochenblättern, in Beckmann's Beiträgen zur Ökonomie, oder ſind als akademiſche Programme gedruckt. Wir nennen davon, der Kurioſität halber, folgende: America dudum ante Columbi tempora veteribus Rabbinis nota. Rabbini e tenebris Talmudicis vocantes. De Solano in Prophetis passim obvio. De acaciis earumque usu apud Ebraeos. De tormento militari Erfordiensi, quod insigne est antiquitatis monumentum etc.*) (*R.*)

HADELN, ein Beſtandtheil des Königreichs Hannover und zwar gegenwärtig der Landdroſtei Stade. Das Ländchen gränzt im Norden an die Elbe, im Oſten ans Amt Neuhaus, im Süden ans Amt Bederkeſa, im Weſten an das Kloſteramt Neuenwalde, Land Wurſten und Ritzebüttel. Es enthält 6 QM. und 14,960 Einwohner. Der Medemfluß durchſtrömt das Land und fließt unterhalb Otterndorf in die Elbe. Der Boden iſt größten Theils Marſch, im Süden findet man Moor. Hadeln beſteht aus 3 Ständen, dem Hochlande mit 5 Kirchſpielen, dem Siedlande mit 4 Kirchſpielen und dem Weichbilde Otterndorf. — Das Hochland enthält die Kirchſpiele Altenbruch, Ludwigwerth (wo von 1590 bis 1644 die Feſtung Franzenburg beſtand Nordlede, Neuenkirchen, Oſterbruch, Weſter- und Oſterende, Otterndorf. Im Siedlande ſind die Kirchſpiele Flienworth, Weſterende und Oſterende, Odisheim, Steinau und Wanna. Den dritten Stand macht die Stadt Otterndorf (400 Häuſ., 1760 Einw.) aus, ein volkreicher Ort, der gute Nahrung von der Schifffahrt hat. Bekannt durch ausgezeichnete Männer, die derſelben vorſtanden, iſt die gelehrte Schule zu Otterndorf. — Das Land Hadeln, welches in ſehr frühen Nachrichten genannt wird, war ein Wohnſitz der chaukiſchen Sachſen. Der Name rührt von dem Worte h a h l e n, zuwachſen, her und bezieht ſich auf die Art und Weiſe, wie der Boden dem Meere abgewonnen ward. Karl der Große bezwang die Einwohner dieſer Gegend, durch einen Zug, den er ſelbſt in ihr Land unternahm. Hadeln gehörte ſpäter zur Grafſchaft Leſum, der Erzbiſchof Adalbert gab das Land den Grafen von Stade zu Lehn; Kaiſer Lothar vererbte Hadeln an das Welfiſche Haus; bei Heinrich des Löwen Fall huldigten die Einwohner, geſchreckt durch das Benehmen des Erzbiſchofs Siegfried von Bremen wider die Ditmarſen, lieber dem Bruder desſelben, dem Herzoge Bernhard, Stammvater der Häuſer Anhalt und Lauenburg, und ſeitdem blieb das Land bis 1689 unter den Herzogen von Lauenburg. Die Hamburger ſuchten im 13ten Jahrh. Verträge und Bündniſſe mit den Hadelern einzugehen; ſie erhielten von Herzog Johann II. dem Blinden († 1321) die Erlaubniß zu Neuenwerk einen Thurm zu erbauen. Unter Erich IV. († 1412) ward Ritzebüttel, ein Lehn des Geſchlechts der Leggen von Hadeln getrennt und kam an Hamburg. Erich V. verpfändete das ganze Land Hadeln 1414 an Hamburg und erſt 1480 ward es von Johann IV. gegen Erlegung von 3000 Goldgulden wieder eingelöſet. Im Jahre 1524 bemächtigte der Erzbiſchof Johann Rode ſich auf kurze Zeit des Landes. Um dieſe Zeit verbreitete ſich die Reformation nach Hadeln. Franz I. ließ 1583 das Landrecht ſammeln und gab demſelben geſetzliche Kraft. Dieſer Fürſt vermachte Hadeln ſeinem Sohne, dem Erzbiſchofe Heinrich; nach deſſen Tode (1585) ward es aber wieder von Bremen getrennt und blieb bei den Herzogen von Lüneburg. Als dieſe 1689 mit Julius Franz ausſtarben, verlangten deſſen Töchter, die Pfalzgräfinn von Neuburg und die Markgräfinn von Baden als Allodialerbinnen den Beſitz des Landes; gleiche Anſprüche aber machten Kurſachſen, Lüneburg und Brandenburg. Es ward darauf eine kaiſerliche Sequeſtration verfügt und erſt 1731 aufgehoben, da Hadeln an Kurbraunſchweig abgetreten ward. Das Land wurde während der lauenburgſchen Herrſchaft ſtets als abgeſonderte Provinz, ſowohl in geiſtlichen wie weltlichen Sachen betrachtet. Die alte Gerichtsverfaſſung iſt am 20. December 1813 wieder hergeſtellt und das Land am 5. Auguſt 1816 der Provinzialregierung in Stade (jetzt der Landdroſtei) untergeben. Die weltlichen Gerichte ſind Ober- oder Untergerichte; erſtere beſtehen aus dem ſo genannten Landgerichte, dem Vicegerichte, dem Ober-Stadt- und Ober-Stadt-Appellationsgerichte, dem Extraordinär- oder Obergerichte und dem Executionsgerichte; letztere ſind die Kirchſpielgerichte und das Gericht der Stadt Otterndorf. An der Spitze aller Gerichte ſtand bis auf neuere Zeiten ein Grefe. Zur Handhabung der peinlichen Gerichtsbarkeit iſt in jedem Stande ein beſonderes Criminalgericht angeordnet. — Das Gut Wellingsbüttel, früher den Kuhlen, gegenwärtig den von Klenck (nicht zu verwechſeln mit den Klenken) gehörig, hat Patrimonialgerichtsbarkeit. Früher gab es mehrere adelige Geſchlechter im Lande, wie das der Iling, Lüding, beim Graben und von der Medem. Sie wurden kurz vor der Reformation vertrieben und ihre Güter einigen Landſaſſen zu Theil; daß die Kuhlen blieben, hatten ſie den Wohlthaten zu danken, welche ſie in einigen Nothfällen der Landſchaft erwieſen hatten. Die Grundeigenthümer ſind alle freie Erberen. Hadeln bildete eine eigene Landſchaft, deren Rechte darin beſtehen, daß keine Steuern ohne Bewilligung erhoben werden können, wie ihr denn auch das Recht zuſteht, die Pfarren und Schulſtellen zu beſetzen und die Rechte eines Conſiſtoriums (welches 1588 gegründet ward), zu üben**). (*v. Kobbe.*)

HADER (der), Mehrheit: die Hadern, ein oberteutſches Wort, welches alte, zerriſſene Lumpen bezeichnet, die ſo abgenutzt ſind, daß ihr Gewebe loſe gewor-

*) S. Meuſel's gelehrtes Teutſchland. B. 1.

**) Die Literatur über Hadeln ſ. in Kobbe bremenſcher Geſchichte I, 183.

den und ihre Fäden zerriſſen ſind. Man nennt ſolche Hadern auch Haderlumpen und die Lumpenſammler oder Haderer: Haderlumpenmänner. Das Meſſer, womit ſolche Lumpen geſchnitten werden, um ſie zur Papierfabrikation vorzubereiten, und welches Ähnlichkeit mit einer Häckerlingsſchneide hat, heißt Hadermeſſer, die ganze Maſchine Haderlade, und der ſie in Bewegung ſetzt: Haderſchneider. Auch größere Lappen werden zuweilen Hadern genannt, z. B. ein Fußhader, Schuhhader (ein Lappen, um ſich Fuß oder Schuh daran abzuwiſchen), Küchenhader, Wiſchhader (Handtuch).

Über die Etymologie dieſes Wortes hat Gottſched in ſeiner Sprachkunſt eine ſeltſame Meinung an den Tag gelegt. Er ſagt, es ſei aus dem Geſchrei der Lumpenſammler entſtanden: Hat ir Lumpen? (habt ihr L.). Daher man zum Spott geſagt ein Haderlump, und endlich allein ein Hader und die Hadern. Stoſch leitet es ab von dem niederſächſiſchen ſich häddern, verhäddern, d. h. verwirren, verwickeln, z. B. vom Garn gebräuchlich, deſſen Fäden ſich in einander gewirrt haben. Damit ſtimmt die gemeine Ausſprache Hader, die nicht bloß niederſächſiſch iſt, überein. Ferner nennt man in Oberſachſen eine Art Suppe Haderſuppe, in welche man Eier ſo hinein laufen läßt, daß ſie ſich, Weißes und Gelbes, gleichſam wie verhäddert zertheilen. Eine dritte Ableitung iſt die von dem alten Hadeln, welches nach Fulda eine und dieſelbe Wurzel mit Hat, Haz, Haß und mit Huzen und Hudeln haben ſoll. Mag nun aber auch der urſprüngliche Begriff von Hadeln der des Zerreißens ſeyn, wie andre Sprachforſcher behaupten: ſo ſcheint doch Hadel, Hader und Hadder bald zu einer Bedeutung des Verwirrens zuſammen zu fließen. Daher nennt man die Büſchel der Hirſe und einiger Grasarten, die das Anſehn verwirrter Fäden haben, Hadeln, und die durch ſolche Büſchel ausgezeichnete Grasart, (gramen paniculatum, Bromus L.) Hadelgras.

Dem Begriffe des Zerreißens und Verwirrens verwandt iſt der Hader, d. h. ein heftiger Zank, der, obgleich er nur um eine Kleinigkeit ausgebrochen iſt, doch in Rauferei und Schlägerei auszubrechen droht oder wirklich ausbricht*). Den Begriff des Kleinen und Unbedeutenden legt wenigſtens der Sprachgebrauch hinein, wonach Hadergericht ein Untergericht bedeutet, welches nur geringe Streitigkeiten ſchlichtet. Dahin gehört auch das Haderbuch, worin z. B. in Nürnberg, Prozeſſe über unerhebliche Gegenſtände verzeichnet wurden. Dieß führt dann den verächtlichen Sinn herbei, in welchem es in der Zuſammenſetzung Haderlehre, Haderſchrift ꝛc. gebraucht wird, und noch mehr in Hadergern, Haderkatze, Haderbalg ꝛc. So ſagt auch Hagedorn:

Sie wollen nun als Helden fechten,
Und nicht wie kleine Had'rer rechten.

*) In verſchiedenen Zeiten verſchiedene Begriffe des Worts. Namentlich hat die lutherſche Bibelüberſetzung Hader in weiterer und ſtärkerer Bedeutung.

Nach Friſch bedeutete Hadern vormals vorzüglich das Zanken um Ehrenſtellen, und Haderleute hießen die, welche, um ein Amt zankend, Andre verdrängen wollten. Ob Haderer, als Benennung der hervorſtehenden Hauer des Ebers aus Hauer verderbt, oder ebenfalls mit Hader (im Begriffe des Zerreißens) verwandt ſei, mag hier unentſchieden bleiben. *(R.)*

Hadern oder Lumpen, ſ. Papier.

HADERSDORF, Dorf im Viertel unter dem Wiener Walde des Landes ob der Ens, weſtlich von Wien, hinter Maria Brunn, der Hauptort einer freiherrlich von Loudon'ſchen Herrſchaft mit einem Schloſſe, einem großen Park und der Grabſtätte des berühmten öſtreichiſchen Helden. Dieſes Dorf hat eine äußerſt romantiſche Lage. Es beſteht, außer dem herrſchaftlichen Schloſſe, aus einem Wirthshauſe, einer Mühle und 24 Häuſern, worunter ſich einige hübſche Landhäuſer und Gärten befinden. Die Einwohner nähren ſich vom Feldbau und von der Viehzucht. Das Schloß gleicht in ſeiner Bauart einer alten Feſtung, in deren Inneres man über eine Aufzugbrücke gelangt: es iſt mit einem breiten Waſſergraben umgeben. Der Park iſt im franzöſiſchen Geſchmack, aber der daran ſtoßende Thiergarten dehnt ſich in eine reizende Gegend aus, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wieſen abwechſeln. Mitten auf einer Wieſe erhebt ſich ein kleines Sommergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt Loudon's war. Sein Bildniß aus carrariſchem Marmor hat zur Unterſchrift: Meditatio mortis optima philosophia. An der äußerſten Spitze des Parkes iſt ein eigener eingeſchloſſener Platz, das türkiſche Gärtchen genannt. In der Mitte deſſelben erhebt ſich Loudon's Grabmahl. Es iſt ein längliches Viereck von Sandſtein, mit Tropäen, Kriegs-Armaturen und Basreliefs geſchmückt, welche ſich auf die ausgezeichnetſten Unternehmungen des Helden beziehen, von der Hand des Profeſſors Franz Zauner. Auf der Vorderſeite iſt die Inſchrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum
Boberim. Neissam. Vistritiam
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum
Clarus Triumphis
Simplex. Verecundus
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückſeite ſteht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

(Rumy.)

*) S. über Hadersdorf: Wiens Umgebungen von Seidel, Wien 1826. S. 245 ff. Wiens Umgebungen von Weidmann.

HADERSDORF, großes Dorf *) im Viertel Untermanhartsbergs des Landes unter der Ens, bei Poysbrunn, nahe am Kampfluß, 106 Wiener Klafter über dem Meere, nicht zu verwechſeln mit Hadersdorf im Viertel unter dem Wiener Walde, zur Herrſchaft Walterskirchen gehörig, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre (im Decanat an der Hochleiter) und 104 Häuſern. Das Patronat iſt landesfürſtlich. Das Landgericht übt die Herrſchaft Walterskirchen aus, welche auch die Ortsobrigkeit beſitzt. Gehört zum Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Einwohner treiben Weinbau und erheblichen Weinhandel. (*Rumy.*)

HÁDERSDORF, ungarnſch Hadusfalva (ſpr. Haduſchfalwa), ſlawiſch Hadussowce (ſpr. Haduſchwowze), ein ſlavakiſches Dorf im Oberungarn dießſeits der Theiß, Zipſer Geſpanſchaft, im obern Proceß oder Bezirk, im ſo genannten Sitz der X Lanzenträger (Sedes X Lanceatorum), theils dem ungarnſchen Studienfond, theils mehreren Gutsbeſitzern gehörig, in einer Ebene bei Tamasfalva (Thomsdorf), 3 Stunden von Leutſchau, mit einer katholiſchen Filialgemeinde von Lotharfalva, deſſen Einwohner ſich vom Feldbau nähren. (*Rumy.*)

HADERSFELD, Dorf im Viertel ob dem Wiener Walde an der Donau, zur fürſtlich Liechtenſteinſchen Herrſchaft Judenau gehörig. Das fürſtl. Schloß liegt auf einem Berge, von deſſen 400 Toiſen hoher Spitze man eine der entzückendſten Anſichten über die Umgebungen, die maleriſch ſich krümmende Donau, das fruchtbare Murchfeld u. ſ. w. genießt: auf dieſer Spitze erhebt ſich ein Obelisk. Auch hat der Fleck mehrere Sehenswürdigkeiten, die erſt ſeitdem entſtanden ſind, nachdem die Herrſchaft, die vormals der Familie Stettern gehörte, Liechtenſteiniſch geworden iſt. (*Rumy.*)

HADERSLEBEN, 1) ein königl. dänemarkſches Amt in dem Herzogthume Schleswig. Es bildet deſſen nördlichſten Theil, hat in O. das baltiſche, in S. die Ämter Apenrade und Lygan, nebſt der Lohharde, im W. das teutſche Meer, im N. die Koldinger- und Schottburger-Aue nebſt den jütiſchen Ämtern Ribe und Koldingen zu Gränzen, und iſt nicht völlig geſchloſſen, indem mehrere Parzelen des Amts Ribe in ſeinem Umfang: im teutſchen Meere gehört der nördliche Theil des Eilands Romöe zum Amte. Der Flächeninhalt wird zu 32^{05} Q.M. von Rhode, der indeß die Ribe'ſchen Enclaven mitzurechnen ſcheint, auf 45 Q.Meilen angegeben, die Volksmenge beläuft ſich gegenwärtig mit der Stadt auf etwa 45,000 Köpfe: im J. 1769 machte ſie auf dem Lande 30,825, 1803 36,964 Köpfe aus. Es ſind durchaus Dänen, die auch die däniſche Sprache reden und bloß in der Amtsſtadt findet man Teutſche; ſie befinden ſich meiſtens im Mittelſtande, die Männer bearbeiten den Boden, treiben Viehzucht und Fiſcherei und hauſiren mit Spitzen, die ihre Weiber knüppeln, dabei Wodmal zum eigenen Gebrauche weben, ſtricken und ſpinnen; überhaupt iſt der Landmann fleißig, welches er indeß auch ſeyn muß, da ſein Boden nicht durchaus gut iſt. Das Land erhebt ſich im O. gegen das baltiſche Meer und wechſelt hier mit Hügeln und Thälern ab: dieß iſt der beſte Theil, der mancherlei Abwechſelung und gute Kornfelder und Wieſen darbietet. Nach W. zu fällt das Land immer mehr in Ebenen und Flächen ab: ſchon der mittlere Theil, die Gram- und Frößharde haben viele Heiden und Moor, noch mehr der weſtliche Theil oder die Kaislund- und Hviddingharde, doch zieht ſich längs der Küſte eine unbedeichte und daher der Fluth häufig ausgeſetzte Marſch hin. Die Torfmoore gewähren hinreichende Feuerung, ſo daß man die freilich ſehr verwüſteten Wälder ganz zu andern Zwecken ſchonen kann. Die beiden vornehmſten Flüſſe ſind die Nips- und Schottsburger Aue, die beide dem teutſchen Meere ihr Waſſer zollen und fiſchreich, aber nur in den Mündungen fahrbar ſind; der größte See iſt der Heilsſee in der Thyſtrupharde; im O. treten 3 Föhrden, die Haderslebener, die Koldinger und Gianner, etwa 2 bis 1 Meilen tief in das Land. Die durch den O. dringende Hügelkette oder vielmehr Landrücken erhebt ſich nicht über 400 bis 500', doch ſoll eine Spitze, der Grönningshövet, 620' hoch ſeyn. Der Ackerbau beſteht in einer Art von Dreifelderwirthſchaft und wird meiſtens mit Pferden, nur ſtrichweiſe mit Ochſen getrieben: Rocken iſt die Hauptfrucht der beſſern Striche, Buchweizen die der Geeſt. Auf der Oſtſeite fällt eine gute Pferderaſſe, auch zieht man ſchönes Rindvieh und Schweine, die Schafe tragen nur grobe Wolle, doch in den neuern Zeiten auch hier Verbeſſerung durch andere Raſſen. Das Amt enthält 1 Stadt, welche aber beſondere Gerichtsbarkeit hat, 1 Marktflecken und 254 Dörfer, die 60 Kirchſpiele bilden, wovon 35 zur Propſtei Hadersleben gehören, 25 aber dem Sprengel des Biſchofs von Ribe zugeſchrieben ſind. In Hinſicht der politiſchen Eintheilung wird es in 7 Harden und 1 Vogtei eingetheilt: die Harden Hadersleben, Thyſtrup, Gram, Fröß, Kaislund, Hvidding und Norderrangſtrub und die Vogtei Boltersleben. Jede Harde hat ihren Hardesvogt und Reitvogt: das Amt bilden 1 Amtmann, 2 Amtsverwalter und 2 Hausvogte; in Hinſicht der finanziellen Eintheilung wird es in den Oſter- und Weſtertheil abgetheilt. Zum Landausſchuſſe ſtellt das Amt 21 Reiter, eben ſo viele Pferde und 200 Infanteriſten,

Fünfter Ausflug. Wien 1826. S. 213 ff. Dr. Rumy's Erläuterung von Kunike's 264 Donauanſichten von dem Urſprunge des Stroms bis zu ſeinem Ausfluß in's ſchwarze Meer, in pittoreske, topographiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht. Wien 1826. Fol. S. 18. — Daß Hadersdorf ſchon im 12ten Jahrhunderte exiſtirte, weiß man urkundlich. Die Familie der Ritter Hederichesdorf, die es damals beſaß, ſcheint aber ſchon im 13ten Jahrhunderte ausgeſtorben zu ſeyn, denn in ſpäterer Zeit hatten mehrere adelige Geſchlechter Hadersdorf von den Landesfürſten zu Lehen gehabt. Das Schloß zu Hadersdorf war damals ein kleines Jagdhaus. Ferdinand I. verkaufte im Jahre 1530 Hadersdorf an den Waldmeiſter Nikolaus Pitby. Im Jahre 1677 brachte die Kaiſerinn Eleonore, Witwe Leopolds I. Hadersdorf an ſich. Im Jahre 1778 gelangte Johann Baptiſt von Lichtenſtern in Hadersdorf Beſitz und von dieſem erkaufte es 1779 der Freiherr Gideon von Loudon. Nach deſſen Tode ging es 1790 an ſeine Witwe, und, als dieſe ſtarb, an ſeinen Neffen über.

*) Nach Cruſius im Poſtlexikon, und nach dem niederöſtreichſchen Landſchematismus von Stirinins 1822, nach Blumenbach's Landeskunde von Öſtreich unter der Ens aber ein Marktflecken.

Digitized by Google

an Rekruten jährlich 30 Mann (größten Theils nach Niemann's Handbuche der ſchleswig-holſtein. Landeskunde S. 1 — 32, vergl. mit Guals und Cron und Gudme). 2) Die Harde, eine der Abtheilungen, worein das Amt politiſch zerfällt: ſie liegt im Oſtertheile, zwiſchen der Hadersleben und Gienaer Bucht und enthält die Stadt und 10 Kirchſpiele: Althadersleben, Moltrup, Aastrup, Wonsbäk, Starup, Grarup, Ösbye (mit dem Eilande Aarde), Halk, Wilstrup und Holtrup mit etwa 9,000 Einwohnern. 3) Die Stadt, die nördlichſte in Schleswig, unter 55° 15′ 30″ N. Br. und 27° 10′ Ö. L. Sie liegt am nördlichen Ufer der Haderslebener Föhrde, iſt ganz offen, und wird durch ein ſchmales Waſſer in Neu- und Althadersleben getheilt. In beiden findet man 1 anſehnlichen Markt, 22 Straßen, 2 Kirchen, 1 lateiniſche Stadtſchule, 1 deutſche und 1 däniſche Filialſchule, 1 Hospital für 36 Präbendarien, gegen 320 H. und 3100 Einw. (1803 390 Häuſer und 2685 Einw.), die ſich von Ackerbau, Handwerken, Brauerei und Brennerei nähren. 1798 fanden ſich 20 Kaufleute und Krämer und 152 Handwerksmeiſter. Schiffe wurden 1795 nur 11 mit 67 Commerzlaſten und 26 Mann gehalten; auch 2 Kram-, 2 Fiſch-, 2 Hornviehmärkte und Pferdemärkte von Faſtnacht bis Oſtern jeden Montag. Überhaupt iſt der Ort ganz ländlich. Doch hat ſie 1 Druckerei und auch Garniſon. Ihre Majeſtät übt die Gerichtsbarkeit über Stadt und deren Feldmark aus; aber der daneben liegende Schloßgrund gehört unter das Amt. *(G. Hassel.)*

HADERWASSER (hebr. Me Meriba מֵי מְרִיבָה). So hieß ein Brunnen in der Wüſte Zin (צִן) unweit Kadeſch im Süden Paläſtina's und Oſten von Idumäa, nach der bibliſchen Relation 4 Moſ. 20, 1—13 durch ein Wunder entſtanden, indem die Israeliten dort aus Waſſermangel gegen Moſe haderten, dieſer aber auf Befehl Gottes den Felſen 2 Mal mit ſeinem Stabe ſchlug, und Waſſer hervorſprang. Zu genauerer Bezeichnung wird der Brunnen auch „das Haderwaſſer von Kadeſch" genannt 5 Moſ. 32, 51. Ez. 47, 19, auch auf die Begebenheit häufig angeſpielt (Pſ. 81, 8. 106, 32.) — Eine ganz ähnliche wird indeſſen als zu andrer Zeit und an einem andern Orte, nämlich in den erſten Jahren des Auszugs und in der Wüſte Sin (סִין), nahe am Sinai vorgefallen, 2 Moſ. 17, 1 — 13 erzählt, ſo daß die Vermuthung von Vater und de Wette Wahrſcheinlichkeit hat, daß beides nur verſchiedene Geſtaltungen derſelben Sage ſind, zumal die Namen Zin und Sin leicht verwechſelt werden konnten. Das letztere Waſſer wird Massa (Verſuchung) und Meriba (Zank) genannt. Jetzt zeigen die Mönche des Sinai in einem Thal el Ledscha 1 Viertelſtunde vom Kloſter Erbaia einen Granitblock mit etwa 20 (aber größten Theils künſtlichen) Öffnungen, welchen ſie für den Wunderfelſen Moſes ausgeben, der übrigens jetzt gar kein Waſſer hat *). *(Gesenius.)*

Hades (ᾅδης), ſ. Pluto und Unterwelt.

*) S. Burkhardt's Reiſen in Syrien, Paläſtina u. ſ. w. Th. 2. S. 925. Note des teutſchen Überſ.

HADESSITEN (الحدثية), iſt eine der zahlreichen ketzeriſchen Secten der Muhamedaner und führt dieſen Namen von ihrem Stifter Fasl Alhadeſſi *). *(A. G. Hoffmann.)*

HADEWIG (Joh. Heinrich), ein lutherſcher Prediger zu Lübbecke im Stiſte Minden, welcher von 1623 bis 1671 lebte, hat eine große Anzahl geiſtlicher Gedichte in verſchiedenen Sammlungen herausgegeben, wie z. B. Chriſtliche Weihnachtsfreude; Geiſtliche Donner- und Wetterglocke; der blutige Jeſus u. ſ. w. Sie ſind mit ſeinen Predigten, deren er auch mehrere durch den Druck bekannt gemacht hat, verſchollen. Als literariſches Curioſum verdient ſeine teutſche Verskunſt ſchon durch ihren ſeltſamen Titel eine Erwähnung. Dieſer iſt: מלאכת השיר בלא, das iſt wohlgegründete teutſche Verskunſt oder eine nützliche und ausführliche Anleitung, wie in unſrer teutſchen Mutterſprache ein teutſches Gedicht zierlich und ohne Fehler könne geſchrieben und verfertigt werden; in gewiſſen Regeln und allerhand Gedichten alſo deutlich vorgeſtellt, daß ein Liebhaber der teutſchen Poeſie zu einer gründlichen Wiſſenſchaft in derſelben ohne ſonderliche Mühe gelangen kann rc. Bremen 1660. 8. †). *(R.)*

HADGE HAJIL, eine afrikaniſche Ortſchaft in dem Reiche Fezzan, oſtwärts von Murſuk, mit etwa 300 armen Fezzanern: es iſt Hornemanns Sidi Beſchir und in der Nähe liegt dieſer berühmte Reiſende begraben, auch findet man die Trümmer des alten Caſtells Guſſer Hamadi. *(H.)*

HADHÁZ oder HATHÁZ (ſpr. Hathás), ein privilegirter Hajducken-Flecken oder Stadt in der Szabolcſer Geſpanſchaft Oberungarns jenſeits der Theiß, 2 Meilen von der königl. Freiſtadt Debreczin, auf einem ſehr ſandigen, jedoch nicht unfruchtbaren Boden, mit 1 reformirten Pfarre, 1 kathol. Filialkirche und Poſtſtation zwiſchen Nyiregyház, Nagy Kálló und Debreczin. Die wohlhabenden Einwohner, 3700 an der Zahl, treiben ſehr einträglichen Feldbau, Viehzucht, Krämerei, welche Märkte unterhalten, leiden aber Holzmangel. *(Rumy.)*

HADHER NADHER oder HADHIR NADHIR, (حَاضِرْ نَاظِرْ) nach perſiſcher Ausſprache haſir naſir, heißt wörtlich gegenwärtig und ſehend und gehört zu den in der moslemiſchen Religionslehre oft gebrauchten Formeln, um die Unermeßlichkeit und Allwiſſenheit Gottes, der Nichts entgehen kann, zu bezeichnen. Der Islam legt auf die verſchiedenen Namen, welche man dem höchſten Weſen gibt, einen hohen Werth, und nach Angabe der Araber ſind ihrer nicht weniger als 99, meiſtens Bezeichnungen gewiſſer Ortſchaften [1]). Der Koran ſelbſt bedient ſich zahlreicher

*) Encyklop. überſ. des Orients S. 410 nach dem Dürr des Anſariten.

†) S. Jöcher.

1) Man findet ſie z. B. von Marracci zuſammengeſtellt in ſeiner Ausgabe des Koran S. 414 in der refutatio von Sur. 17, 109. und Joh. Heinr. Hottinger liefert in der Historia orientalis

Wendungen, um die Größe und Allwiſſenheit Gottes zu bezeichnen [2]); jedoch hat er, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht triegt, den Ausdruck hadher nadher ſelbſt nirgends gebraucht, auch ſucht man ihn vergebens in den Verzeichniſſen der Namen Gottes, welche Marracci und Hottinger [3]) geliefert haben, und aus bloßen Überſetzungen, welche z. B. Toderini [4]) davon gegeben hat, läßt ſich natürlich nichts Sicheres ſchließen. Nichts deſto weniger hat es ſeine Richtigkeit, daß dieſe Formel zu den Bezeichnungen der Gottheit gehört. Denn bei Anfertigung der Liſten von den Namen Gottes hielt man ſich wohl nicht immer genau an den Buchſtaben, ſondern erlaubte ſich, wie eine Vergleichung der beiden eben erwähnten außer allem Zweifel ſetzt [5]), ein anderes, aber freilich ſynonymes Wort zu wählen. Als einen ſolchen parallelen Ausdruck betrachte ich in dem Koran ſelbſt z. B. die beiden mit einander verbundenen Worte vase' alim (وَاسِعٌ عَلِيمٌ) d. i. amplus et sciens (Sur. 2, 116. 269.). In den mehrmals namhaft gemachten Verzeichniſſen bei Marracci und Hottinger fehlt es an Synonymen des hadher nadher nicht; ſo iſt unter andern das gegenwärtig wohl durch وَلِيٌّ gegeben. Der Koran bedient ſich der Hinweiſung auf Gottes Allwiſſenheit ſehr gern, hauptſächlich da, wo er Pflichten einſchärft und zu ihrer Erfüllung ermuntert, oder wo er vor Fehlern und Laſtern warnt [6]). Die Commentatoren machen mit Recht auf die Wichtigkeit des Glaubens an Gottes Allwiſſenheit aufmerkſam und betrachten ihn als ein kräftiges Hilfsmittel der Tugend [7]). Man wird allerdings nicht läugnen können, daß ein ſolches Motiv leicht zu dem beſchränkten und egoiſtiſchen Verfahren verleiten kann, der Tugend nur aus Hoffnung auf Belohnung nachzujagen, und das Laſter lediglich aus knechtiſcher Furcht vor der Strafe zu meiden. Allein dieß wird man dem moslemiſchen Religionsſtifter nicht zur Laſt legen dürfen, denn er begegnet ſich darin mit den Moraliſten des A. T.; ſelbſt der herrliche Ausſpruch des alten Tobi (Tob. 4, 5—6) geht von dieſer Anſicht aus. Muhammed hatte ſeine Nation und ihren Charakter richtig aufgefaßt und glaubte, gewiß nicht ohne Grund, die hartnäckigen Gemüther durch die Hindeutung auf Gottes Allgegenwart und Allwiſſenheit am eheſten beugen zu können. Daneben bemühte er ſich, auch edlere Geſinnung zu erwecken und zu nähren. — Der echt religiöſe Beweggrund zum Guthandeln, den das Chriſtenthum aufſtellt, nämlich die Liebe zu Gott, blieb ihm zwar fremd; allein es finden ſich doch zahlreiche Ermunterungen zur Dankbarkeit gegen die gütige Gottheit.

Da die Erklärer über ſolche Stellen des Koran, wo es von Gott heißt: er hört, was ihr ſprechet, er ſieht die Thaten der Menſchen u. ſ. w., ſich beſonders ausführlicher Erläuterungen befliſſen, ſo ſammelte Dſchemaleddin ebn alkhateb almocdeſſi (†698 d. Hedſch.) das Merkwürdigſte davon in ein großes Werk von mehr als 50 Bänden [8]). *(A. G. Hoffmann.)*

S. 387 ff. nach einer arab. Handſchrift ein ähnliches, das aber nicht nur in der Reihenfolge der Epitheta, ſondern auch in der Beſtimmung derſelben von dem erſtern in mehreren Stücken abweicht. Vergl. auch *Reland*, de relig. muhammed. p. 8., wo aber die lat. Überſetzung durch einen Druckfehler nur von 90 Namen Gottes redet, jedoch der arabiſche Text das Richtige enthält.
2) Dahin gehören unter andern عَلِيمٌ wiſſend (Sur. 2, 274 u. 283 ed. Marracc.), welches auch gern mit سَامِعٌ hörend (Sur. 2, 128. 138) verbunden wird; ferner خَبِيرٌ erkennend und بَصِيرٌ ſehend (Sur. 2, 110. 172. 5, 9. 57, 10.), auch wohl حَكِيمٌ weiſe (Sur. 2, 130. 261. 3, 6. 57, 2.) und andere Synonyma.
3) S. Anmerk. 1. 4) Literatur der Türken. Aus dem Italien. von Hausleutner. 1 Th. S. 26—27.) 5) Vergl. das, was unter Anmerk. 1 darüber bemerkt iſt. 6) Man ſehe z. B. Sur. 5, 8—9. 57. 4. 68, 8. ed. *Marr.* 7) Einiges dieſer Art findet man bei d'Herbelot in der oriental. Biblioth. u. d. W. Hadher nadher.
8) S. d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Tahrir.

HADI (هَادٍ oder هَادِي) bezeichnet ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach einen „Anführer und Leiter" und wird z. B. auch von dem wilden Stiere gebraucht, der an der Spitze der Herde geht, und ſie gleichſam anführt, oder von dem Stiere, der zum Behuf des Ausdreſchens des Getreides von den Morgenländern in die Mitte der Tenne geſtellt wird und von andern mit dem Austreten des Korns beſchäftigten Stieren rings umgeben iſt. Derſelbe Name wird aber auch mehreren Perſonen beigelegt, theils in Beziehung auf ihr Amt und Geſchäft, theils aber auch, weil man ſie irgend eines Verdienſtes wegen einer ſolchen Auszeichnung werth hält. Daher heißt Muhammed als Lehrer und Prophet bei Perſern und Türken hadü sübül (هادي سبل) d. i.: dux viarum und Gott ſelbſt aus gleichem Grunde hadissebil (هادي السبيل) oder hadit-terik (هادي الطريق) d. i. der Führer des (rechten Weges [*]). Mehrere Männer empfingen dieſes Wort als Beinamen [†]). *(A. G. Hoffmann.)*

Hadi al nedschm, ſ. Hadin-nedschm.

Hadi el nedschm, ſ. Hadin-nedschm.

HADID, in der bibliſchen Geographie, eine Stadt in Juda, zum Stamme Benjamin gehörig. Esra (2, 33.) und Nehemiah (11, 34.) nennen ſie unter den Städten, welche nach der babyloniſchen Gefangenſchaft wieder von den Juden bezogen wurden. *(R.)*

HADIDI (حديدي) d. i. der Eiſerne, ein türkiſcher Dichter aus Karadſchik bei Adrianopel, benannt

*) *Meninski* Lex. Turcico-Pers.-Arabicum und *Richardson* dictionary Persian Arabic and English unt. d. W. هادي.
†) d'Herbelot orient. Bibl. teutſch. überſ. 2r Bd. S. 608.

Digitized by Google

von dem Schmiedehandwerke, welches er, wie ſein Vater trieb, um ſich damit ſeinen Unterhalt zu verdienen. Trotz ſeiner mannichfachen Kenntniſſe und ſeines dichteriſchen Rufes bewarb er ſich niemals um eine ſeinen Talenten und ſeiner Bildung angemeſſene Ehrenſtelle, weil er es unter ſeiner Würde hielt, ſich durch Kriecherei oder durch Geſchenke eine Laufbahn zu eröffnen, welche für ihn geeigneter geweſen wäre, als ſeine niedrige und mühſame Beſchäftigung. Im wahren Selbſtgefühl ſagte er:

Es iſt beſſer, glühendes Eiſen mit der Hand biegen,
Als die Hand vor dem Miniſter auf die Bruſt legen.

Der Name Hadidi iſt weder ſein Geſchlechts- noch Geburtsname, ſondern ein bloßer Beiname (Machlas), den er nach einer gewöhnlichen Sitte der morgenländiſchen Dichter und Gelehrten ſich ſelber beigelegt hat. Eine Probe ſeiner Poeſien findet man in Chabert's Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzüglichen türk. Dichtern. S. 132. Er lebte in der glänzendſten Periode des türkiſchen Reichs unter Sultan Suleiman II, welcher neben ſeinen großen Eroberungen die Wiſſenſchaften mit vieler Großmuth pflegte. (*A. G. Hoffmann.*)

HADIE, ein Kaſaban in dem Bezirke Kusma des arabiſchen Staats Jemen, der auf einer Anhöhe liegt und einer ſo friſchen und geſunden Luft genießt, daß ſich daſelbſt gewöhnlich die Franken von Beit el Fakih aufhalten: auch werden anſehnliche Geſchäfte in Kaffee gemacht. Nach Niebuhr. (*G. Hassel.*)

HADIK (Andreas), Graf von, Zeitgenoſſe und Freund des großen öſtreichſchen Helden Loudon, wurde im J. 1710 zu Futak in der Bátſcher Geſpanſchaft in Ungarn geboren. Sein Vater war ungarnſcher Rittmeiſter. Er widmete ſich Anfangs den Rechten, aber ſehr bald vertauſchte er die Feder und das Verböczy'ſche Tripartitum mit dem Degen. Schon im J. 1738 wohnte er in dem k. k. Heere dem Feldzuge wider die Türken bei und war bei der ſiegreichen ruſſiſchen Armee in Beſſarabien und bei der Einnahme von Oczakow (Otſchakow) und Bender. Im J. 1744 wurde er Oberſter bei einem Huſarenregimente. Im folgenden Jahre zeichnete er ſich durch einen Angriff aus, welchen er auf die franzöſiſchen Verſchanzungen bei Erbſtatt unternahm. Nicht lange darauf zerſtreute er einen großen franzöſiſchen Convoi, welcher nach Bergopzoom beſtimmt war. Zur Belohnung für dieſe und andere tapfere Thaten wurde er zum Generalmajor befördert, erhielt ein ungarnſches Huſarenregiment und 1756 die Würde eines Feldmarſchalllieutenants. Im ſiebenjährigen Kriege zeigte Hadik ſeine kriegeriſchen Talente noch weit glänzender. So nahm er Theil im Jahre 1757 an der Schlacht bei Görlitz, wo ein ganzes preußiſches Corps aufgerieben wurde und der berühmte preußiſche General Winterfeld auf dem Platze blieb. Von da ging er mit 1500 Ungern und Kroaten in das Brandenburgſche, überrumpelte am 16ten October Berlin, und nachdem er 310,000 Thlr. Brandſchatzung erhoben, 800 von der Beſatzung niedergemacht, über 400 derſelben gefangen bekommen und 6 Kriegszeichen erbeutet hatte, kehrte er glücklich zu der Hauptarmee zurück. — Im J. 1758 wurde Hadik durch das Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens geehrt, eroberte am 5ten September desſelben J. Pirna mit der Feſtung Sonnenſtein und wurde am 19ten December General der Cavallerie. Im J. 1769 belohnte ihn ſeine Königinn mit der ſchönen Herrſchaft Futak*) und i. J. 1771 am 26ſten Mai ertheilte ſie ihm das Prädikat von Futak. Nun kam er als Commandirender nach Siebenbürgen, darauf nach Galizien und erwarb ſich in beiden Ländern ſo viele Verdienſte, daß er im J. 1774 von der Königinn Maria Thereſia zum Hofkriegsraths-Präſidenten erhoben wurde, welche Stelle er bekleidete, bis ihm Kaiſer Joſeph II. im J. 1789 das Commando gegen die Türken übergab. Aber ſeine Geſundheit wurde durch die Kriegsſtrapazen geſchwächt, er wurde krank und mußte ſeine Stelle niederlegen. Als der große Joſeph II. ſtarb, ſtand Hadik an deſſen Sterbebette und folgte bald darauf, im J. 1790, ſeinem Kaiſer in die Wohnungen der Ruhe. Er wurde zu Futak begraben†). Hadik war für den kleinen Krieg geſchaffen, und immer wird ſein Name in dem öſtreichſchen Heere mit Achtung genannt werden: als Feldherr würde er dagegen ſelbſt in jüngern Jahren ſich nicht ausgezeichnet haben. Was Ziethen den Preußen war, war Hadik den Öſtreichern. (*Rumy.*)

HADITH, oder nach perſiſch-türkiſcher Ausſprache Hadiss (حَدِيث), bezeichnet im Allgemeinen jegliches Ereigniß, eine Neuigkeit, dann Erzählung, daher auch ſo viel als Tradition, wird aber von den Bekennern des Islams beſonders gern von den Traditionen gebraucht, die ſich auf ihren Propheten beziehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieſe Traditionen auf die Handlungen und Reden Muhameds gleiche Rückſicht nehmen; auffallender iſt es, daß ſie auch das in ſich begreifen, worüber Muhamed ſchwieg und was er zu thun unterließ. Um ſie von andern zu unterſcheiden, wird die nähere Beſtimmung des Propheten öfters hinzu gefügt, alſo ahadith arrassul (أَحَادِيث ٱلرَّسُول). Anfangs hielt man die Aufzeichnung ſolcher Traditionen für unnöthig, ja Einige verwarfen das Aufſchreiben z. B. Ibni Abbas, weil das Gedächtniß dann im Vertrauen auf die Schrift die Thatſachen und Ausſprüche nicht ſo treu bewahre und durch zufällige Zuſätze der Wahrheit leicht Eintrag geſchehe.[1]) Eine ſolche Veränderung glaubten ſie dagegen bei der mündlichen Überlieferung nicht befürchten zu dürfen, wovon ihnen freilich die Erfahrung bald genug das Gegentheil zeigte. Denn nachdem die erſten Jünger und Nachfolger des Propheten hingeſchieden waren, und man alſo die bisherige Gewähr für die Reinheit des Glaubens zu entbehren anfing, als der Islam immer mehr Bekenner fand und ſich weit

*) Dieſe große Herrſchaft wurde von ſeinen Nachkommen an den Grafen Breuswik verpfändet.

†) S. Magyar Plutarkus (Ungarnſcher Plutarch) von Kölesy und Melzer. 1r Band. Peſt 1815. 8.

1) Encykl. Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients S. 128.

über Arabiens Gränzen hinaus in viele Länder verbreitet hatte, da konnten Verſchiedenheit der Anſicht über Religionswahrheiten, Zweifel an der Richtigkeit dieſer oder jener Überlieferung, und in ihrem Gefolge Uneinigkeit, Zank und Streit nicht ausbleiben. Die Entſcheidungen der Gelehrten (Fetwa's) wurden immer zahlreicher, ſelbſt die Hilfe der Großen und Mächtigen nahm man in Anſpruch; doch die Einheit ſuchte man vergebens. Hatten ſich die Freunde mündlicher Überlieferung auf Muhamed's Beiſpiel berufen, der dem Sawal-Hasri die begehrte Erlaubniß zum Aufſchreiben derſelben verweigert habe [2]): ſo ſahe man dennoch ein, daß ihnen nicht länger gewillfahret werden könne, und die richtigeren Grundſätze fanden an mehreren Ausſprüchen Muhamed's, welche durch die Tradition ſelbſt aufbewahrt worden waren, einen Haltepunkt. Dahin gehört z. B. das Wort des arabiſchen Propheten: „Die Wiſſenſchaft iſt das Wild der Jagd, die Schrift iſt das Netz und der Herr hat ſich Eurer durch die Schreibkunſt erbarmet [3]). Sehr bald wurde die Kenntniß der Überlieferungen zu einer eignen Wiſſenſchaft; es entſtand die Überlieferungskunde (علم الحديث). Sie zerfällt in 2 Theile, nämlich 1) in die Erzählung der Überlieferung, welche die Traditionen ſelbſt angibt, von ihrem Zuſammenhange unter einander handelt und den Grad ihrer Glaubwürdigkeit in Beziehung auf ihre Quellen unterſucht, und 2) in die Überlieferungsgrundlehre (علم اصول الحديث), oder wie man, das Geſchäft dieſes Zweiges der Wiſſenſchaft beſſer bezeichnend, auch ſagt, Überlieferungskritik (علم دراية الحديث). Denn dieſe letztere Wiſſenſchaft hat den Sinn der überlieferten Worte nach den Regeln der Sprachgeſetze zu unterſuchen, ſetzt alſo Kenntniß der Philologie nothwendig voraus, vergleicht dann aber auch die einzelnen Überlieferungen mit dem Zuſtande und der Lage des Propheten, um über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derſelben ein entſcheidendes Urtheil fällen zu können, und verlangt daher gründliche Erforſchung der Geſchichte und Lehre Muhameds [4]). Beide Zweige ſind von den moslemiſchen Gelehrten bearbeitet; da indeß Kritik, auch die hiſtoriſche, nicht Jedermanns Sache, mehr ein unſchätzbares Geſchenk der Natur iſt, als daß ſie ſich durch Unterricht und Übung erwerben ließe, ſo iſt der erſtre Theil dieſer für den moslemiſchen Theologen und Juriſten höchſt nothwendigen Wiſſenſchaft unſeres Erachtens von Mehrern weit glücklicher behandelt, als der letztere.

Sammlung der Überlieferungen war ein Lieblingsgeſchäft im erſten Jahrhundert der Hedſchra, und Mancher unternahm große und beſchwerliche Reiſen, um eine einzige Überlieferung zu hören [5]). Zuletzt war eine ganze Schar von Imam's oder Geſetzgelehrten mit der Aufbewahrung der Hadith beſchäftigt, als Abdolmalek ben Dſcherich, Malek ben Ins und Andere [6]). Wer zuerſt darüber geſchrieben habe, darüber ſind die Hiſtoriker und Bibliographen nicht einerlei Meinung; Einige behaupten es vom Ibn Dſcherich, Andere vom Malek und noch Andere von Er-rabil ben Saleh aus Baſſora [7]). Außer der Überlieferung ſelbſt ſuchte man auch — und dadurch wurde der Kritik vorgearbeitet — die Zeugniſſe ihrer Gewährsmänner durch die folgenden Jahrhunderte von Geſchlecht zu Geſchlecht zu erhalten.

Die Anzahl der Überlieferer iſt faſt unzählbar, indeß haben doch ſchon in den erſten Jahrhunderten des Islam ſechs Sammlungen allen übrigen den Rang abgelaufen und werden als bewährte und kanoniſche Werke betrachtet; nämlich die des Bochara, Malek, Ebu David, Tarmeſi, Niſſai und Moslim. Später wurde ihnen ein ſiebentes, nämlich die Sammlung des Sejuti, zugeſellt [8]). Im Ganzen und Weſentlichen ſtimmen alle dieſe und ähnliche Sammlungen mit einander überein, weichen jedoch darin von einander ab, daß ſie theils mehr, theils weniger Überlieferungen enthalten, ſie verſchieden eintheilen und auch wohl über dieſelbe Handlung, denſelben Ausſpruch oder denſelben Theil der Lebensweiſe des Propheten ſich etwas anderer Worte bedienen.

Was die Methode der Bearbeiter dieſes Faches betrifft, ſo iſt dieſe ſehr mannichfaltig. Bald beſchränken ſie ſich darauf, die Überlieferungen bloß zuſammen zu ſtellen, und unbekümmert um Kritik berufen ſie ſich auf irgend einen Gewährsmann; zu dieſer Klaſſe gehört Abdollah ben Muſa Al-abaſſi, ferner Ebu David Et-tailaſſi und Achmed ben Hanbal, deren Auctorität Ebubekr iſt [9]). Viel zweckmäßiger war das Verfahren einer zweiten Klaſſe, welche ſich der Sachordnung befliß, und ihre Werke nach den Materien in Abſchnitte zerlegte. Auf dieſe Weiſe war der reiche Stoff, welcher immer mehr angewachſen war, leichter zu überſehen. Da indeß eine und dieſelbe Überlieferung zuweilen auf mehrere Gegenſtände Bezug hatte, ſo war freilich die kleine Inconvenienz unvermeidlich, daß hier und da eine Wiederholung eintrat. Nach dieſer nützlichen Methode arbeitete zuerſt Malek ſein berühmtes Werk Motha (موطا); und da man ſich von der größern Brauchbarkeit der Sammlungen überzeugte, welche ſo bearbeitet wurden: ſo folgten die ſpäteren Sammler bis auf die Zeiten Bochara's und Moslim's dieſem Muſter [10]). Nachmals verließ man indeß dieſe Methode wieder und zog es vor, die Quelle der Überlieferung als Eintheilungsgrund zu gebrauchen. Dieſem Principe folgen z. B. die Sammlungen des Achmed ben Mohammed Er-remani, dann Ebu Meßud Ibrahim ben Mohammed, ferner Ben Abdu Dimiſchti und Ebi Abdollah Al-hamidi [11]). Noch andere Gelehrte haben Compendien der Überlieferungen entworfen

2) Encykl. Überſ. a. a. O. 3) Encykl. Überſ., S. 130. 4) Encykl. Überſicht, S. 620 ff. 5) Hadſchi Khalfa in der Encykl. Überſicht, S. 623. 6) Hadſchi Khalfa a. a. O.

7) Hadſchi Khalfa a. a. O. 8) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146. 9) Hadſchi Khalfa in der Encykl. Überſ., S. 624. 10) Hadſchi Khalfa a. a. O. S. 625. 11) Hadſchi Khalfa a. a. O.

Digitized by Google

oder Commentare über den Text derſelben gefertigt, ſo daß ihre Anmerkungen lediglich die Sprache betreffen, nicht aber auch den Inhalt. Dahin gehören Ebu Obeid Alkaſſem, Ben Selam, Ebu Mohammed Abdollah ben Moslem, Ben Kotaiba und Andere. Manche dagegen benutzten die Überlieferung, um Lehren und Ermahnungen daran zu knüpfen, z. B. Ebu Suleiman ben Mohammed Alkhatai in ſeinem Werke ilm assonan (علم السنن)[12].

Es war natürlich, daß die ſpäteren Schriftſteller in dieſem Zweige der Literatur von den älteren abhängig wurden und dieſe als ihre Quellen betrachteten, während man ſonſt auf die erſten Verbreiter einer Überlieferung, ja, wo möglich, bis auf die unmittelbaren Jünger Muhamed's zurückging. Die 6 kanoniſchen Werke, welche oben namhaft gemacht wurden, galten ſchon als ſichere und zuverläſſige Grundlagen und man fing an, ſich lediglich auf ſie zu berufen. Zur Erleichterung ihres Gebrauchs wurde es Sitte, ihre Namen durch eine Abbreviatur anzudeuten, ſo daß Ch den Bochara, Th Malek's Motha, D den David, T den Tarmeſi, Ss den Nißaji und M den Moslim bezeichnet. An dieſe Werke ſchließt ſich unter andern an Ebul-haſſan Serni ben Moawije[13].

Die Methode der Überlieferer war übrigens auch nach den Orten verſchieden, wo ſie lebten und ſich bildeten. Obſchon anfangs viele Städte und Länder im Beſitz von Männern waren, welche ſich in dieſer Wiſſenſchaft Ruhm erworben hatten, als Baſſora, Damask, Kairo, Kufa und in der Provinz Irak, ſo ſtellte man doch die Verfahrungsweiſe der Überlieferer aus dem Theile Arabiens, welcher Hedſchas heißt, vor Allem hoch, weil man durch ſie die Zuverläſſigkeit der Überlieferung am meiſten geſichert glaubte. Der Imam Malek ben Ins aus Medina gilt als das Haupt dieſer Methode; ihr huldigten auch Schafii Ibn Weheb, und ſpäter Ahmed ben Hanbal. Der berühmteſte Sammler, Bachara, hat die Überlieferungen zu Folge dieſes an verſchiedenen Orten abweichenden Verfahrens in hedſchas'ſche, ſyriſche und irak'ſche eingetheilt[14].

Ein wahrer Überlieferungsgelehrter zu ſeyn im vollen Sinne des Wortes, iſt keinesweges leicht. Das Geringſte, was man von ihm fordert, iſt nach Hadſchi Khalfa's Angabe[15], daß er alle Auctoritäten, Urſachen und Quellen der Überlieferungen kenne, eine große Anzahl derſelben auswendig wiſſe, außer den Werken der ſechs kanoniſchen Überlieferer die des Imam Ahmed ben Hanbal, des Bihaki und Ali Ettaberani ſtudirt, auch ſelber Etwas über die Hadith geſchrieben habe. Da es eine heilige Beſchäftigung iſt, ſo pflegt ein frommer Moslem keine einzige Überlieferung niederzuſchreiben, ohne ſich vorher durch die geſetzmäßige Waſchung gereinigt und ohne ein Gebet von zwei Rik'at verrichtet zu haben[16]. Die moslemiſche Literatur hat ſogar eigene Schriften aufzuweiſen, in welchen die von den Überlieferern beobachteten Gebräuche geſchildert werden; z. B. das Adab al Mohaddethin (آداب المحدثين) von Abdalgani[17]. Für dieſe Beſchwerlichkeit ſeiner Arbeit wird er reichlich durch das Anſehen entſchädigt, das er genießt, darf ſich auch wohl nach einer herrſchenden Meinung ein langes Leben verſprechen[18]. Ja Muhamed ſoll verſichert haben, Gott werde den von der Furcht vor dem jüngſten Tage befreien, wer aus ſeinem Volke 40 Überlieferungen bewahre. In Folge dieſer Vorausſetzung haben die Überlieferer ſich bemüht, wenigſtens dieſe Anzahl zuſammen zu bringen und nach ihrer Weiſe auszulegen[19].

Von den einzelnen Überlieferern ſelbſt kann hier nicht ausführlich Bericht erſtattet werden, ſondern es iſt über ſie und ihre Werke in den ſie betreffenden Specialartikeln das Wichtigſte erwähnt, worauf hier ein für alle Mal verwieſen ſeyn ſoll. Mehreres dahin Gehörende findet man auch unter den Artikeln Sunna und Sonan. Nach den kanoniſchen Werken hebt Hadſchi Khalfa noch folgende als die beſten hervor: das Kefaiat des Khatib Ebibeker ben Thabet, dann die Bücher des Hakim Ebi Abdallah und des Ibn Eſſaleh[20]. Nach und nach erkaltete der Eifer, ſo daß ſich mit Bochara und Moslim ihre Blühtenzeit ſchließt und ſie immer mehr in Verfall geräth.

Als beſondere Zweige der Überlieferungskunde zählt Hadſchi Khalfa folgende Wiſſenſchaften auf: 1) die Exegetik der Überlieferung (علم شرح الحديث); daran ſchließt ſich 2) die geheime Auslegung der Worte des Propheten (علم تاويل اقوال النبي), es gibt darüber Abhandlungen vom Mewlana Schemſeddin Alfanari und vom Scheich Sadreddin aus Konia; ferner 3) die Überlieferungsätiologie (علم اسباب ورود الحديث) oder die Kunde von der Zeit und dem Orte, wo eine Überlieferung entſtand, und von den Urſachen, welche ſie veranlaßten; 4) die Kunde der aufhebenden und aufgehobenen Überlieferungen (علم ناسخ الحديث ومنسوخه) oder die Bekanntſchaft mit denjenigen Traditionen über den Propheten, welche mit einander im Widerſpruch zu ſeyn ſcheinen, wovon aber die eine durch die andere aufgehoben iſt; hiermit hängt innig zuſammen 5) die Vereinigungskunde der Überlieferungen (علم تلفيق الحديث) oder die Wiſſenſchaft, ſcheinbar einander widerſprechende Traditionen, wovon weder die eine noch die andere aufgehoben iſt, in Einklang zu bringen; 6) die Apologetik der Überlieferungen (علم دفع طعن عن الحديث)

12) Hadſchi Khalfa a. a. O., S. 625. 13) Hadſchi Khalfa a. a. O., S. 626. 14) Hadſchi Khalfa a. a. O., S. 626—27. 15) Encykl. Überſ., S. 628.

16) So machte es wenigſtens Bochara nach ſeinem eigenen Geſtändniß; vergl. Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 148.; ſ. auch den Artikel Bukhara in Encycl. 13. Th. S. 418. Anmerk. *) 17) D'Herbelot orient. Bibl. I. S. 16. 18) Daß die meiſten Überlieferer dieſes Glück gehabt haben, erzählt Tadſcheddin Eſ-ſebeki; ſ. Encykl. Überſ., S. 628. 19) Encykl. Überſ., S. 640. 20) Encykl. Überſicht, S. 629.

Digitized by Google

oder Lehre der Vertheidigung derſelben gegen den Spott und die Polemik der Ungläubigen; 7) die Kunde des Fremdartigen der Überlieferung (علم غرايب الحديث) oder die Kenntniß von den dunkeln, ſchwer verſtändlichen Stellen in den Überlieferungen, auch wohl der nicht rein arabiſchen Ausdrücke, welche hier und da darin gebraucht ſind [21]); 8) die Kenntniß aller Feinheiten der Überlieferung (علم رموز دقايق الحديث) iſt von wenig Belang, da ſie ſich nur mit Spitzfindigkeiten und geſuchten Erklärungen beſchäftigt; dasſelbe gilt 9) von der Prophetenarzneikunde (علم طبّ نبوة) oder der Kenntniß von der Heilkraft, welche dem Propheten allein zu Theil geworden. Dagegen iſt 10) die Literargeſchichte der Überlieferer (علم احوال رواة الحديث) offenbar von großem Intereſſe; da ſie ſich mit den Lebensumſtänden der Überlieferungserzähler, aber auch mit ihrer Beurtheilung beſchäftigen, oder ſich auf eine bloße trockene Nomenclatur derſelben beſchränken kann: ſo erhält ſie verſchiedene Namen, je nachdem das Eine oder das Andere hervorſticht. So heißt ſie Wiſſenſchaft der Überlieferungsmänner (علم رجال الحديث) oder Namenkunde der Überlieferer (علم أسماء رجال الحديث) oder auch Wiſſenſchaft der Bewährten (علم ثقات). Bloß bibliographiſchen Inhalts ſind unter andern die Geſchichten des Ibn Dſcherir, ferner des Morudſch aſ-ſahab (مروج الذهب), worin außer den Namen der einzelnen Gelehrten nur ihre Geburts- und Sterbejahre angeführt ſind; Andere z. B. Hakem in ſeiner Geſchichte von Niſchabur und Ebubekr Al-khatib in ſeiner Geſchichte von Bagdad, trennen die bibliographiſchen Notizen von den biographiſchen Angaben. Nützlicher iſt es aber, Beides zu vereinigen, weßhalb mehrere Hiſtoriker dieſes vorziehen, als Abulfaradſch ben El-dſchuſi, dann Ebiſchſchame in ſeinem Werke: die zwei Gärten, Hafis Schemſeddin Eſ-ſehebi, gewiſſer Maßen auch der Scheich Amadeddin, obſchon er mehr von dem Propheten, als von den Überlieferern redet. Das vorzüglichſte Werk in dieſer Wiſſenſchaft verdankt man dem Imam Hafis Ebi Hatem Mohammed ben Hasban Albeßi [22]). In Bochara's Sammlung ſind 134 Überlieferer einzeln angeführt [23]).

Die Sammler der Überlieferungen ſind ſehr oft ſchwer zu verſtehen und ſetzen vielfältige Kenntniſſe voraus; moslemiſche Schriftſteller, ſogar vom erſten Range, geſtehen dieß ein. So urtheilt z. B. Ibn Khaledun über Bochara's Sammler [24]), und führt auch einen Ausſpruch an, wornach ein Mann die Erklärung des Bochara kaum unternehmen möge, ſondern dieß das Werk der vereinten Kräfte aller moslemiſchen Gelehrten ſeyn müſſe. Bochara will ſeinen Sammler aus 600,000 Überlieferungen ausgezogen und 16 Jahre damit zugebracht haben; und wenn dieſe ungeheure Maſſe bei ihm auf 7275 zuſammen ſchmolz, wie Ibn Salah und nach ihm Hadſchi Khalfa berichtet, auch die Wiener Handſchrift (No. 278 nach von Hammer's [25]) Angabe) am Ende ausdrücklich ſagt [26]): ſo kommt dieß daher, daß er keine Überlieferung aufnahm, von deren Wahrheit er ſich nicht durch vollſtändige Beweisführung überzeugt hatte [27]). Aber ſelbſt dieſe ſehr verminderte Anzahl läßt ſich noch gewaltig reduciren und auf ein paar Tauſend zuſammen ſchmelzen, da immer noch ſehr viele Wiederholungen, zuweilen mit wenigem oder faſt gar keinem Unterſchiede, darin angetroffen werden. Dieß läßt ſich ſchon aus den Proben ſehen, welche Joſeph von Hammer in den Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 149 — 188 und S. 277 — 316 daraus mitgetheilt hat [28]). Unter jenen, welche nach Abſonderung der Wiederholungen noch übrig bleiben, ſind wiederum mehr als die Hälfte nicht Reden und Ermahnungen des Propheten, ſondern umſtändliche Berichte von ſeiner Art zu ſchlafen und zu wachen, zu eſſen und zu faſten, zu gehen und zu ſtehen, zu ſitzen und zu knieen [29]). Einiges der Art hat der Verfaſſer der Encyklopädiſchen Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients (S. 629 ff.) aus dem Enmuſedſch des Tarßußi beigebracht. Vieles aus dem Leben des Propheten iſt in der Tradition enthalten, was einer Region angehört, die man der gebildeten Welt wohl nicht durch eine Überſetzung enthüllen darf.

Nach Hadſchi Khalfa war der Imam Nowi der Erſte, welcher die Traditionen im Bochara ſonderte und aufzählte; ihm folgte der Imam Hafis ben Hadſcher, welcher in Allem eine Summe von 7397 Überlieferungen, alſo 122 mehr, als Hadſchi Khalfa und die Wiener Handſchrift annimmt, herausbrachte, die jedoch im Grunde nach Abrechnung der Wiederholungen, wie jener große Bibliograph ſelbſt hinzu ſetzt, nicht mehr als 2602 Überlieferungen ausmachen. Rechnet man hierzu noch die dazu gehörigen Texte (المتون المتعلقة), an der Zahl 159: ſo ſind es in Allem 2761 reine Überlieferungen. Nimmt man nun zu jener Anzahl von 7397 noch die Anhängſel (التعاليق), welche freilich meiſt Wiederholungen ſind und ſich auf 1341 belaufen, ſo wie die Folgerungen (المتابعات) und Ermahnungen, welche ſich an mehrere Erzählungen anſchließen: ſo erhält man die Geſammtſumme von 9082 Überlieferungen. Hierin ſind aber die Zuſätze der Jünger und Gefährten des Propheten nicht mit begriffen [30]).

Aus dieſer kurzen Analyſe des trefflichen Bochara läßt ſich für die Überlieferungen überhaupt Manches ab-

21) Letzteres verſteht wenigſtens der berühmte Imam Ebu Soleiman Mahammed ben Mohammed Al-chatai mit darunter: vergl. Encykl. Überſ., S. 641. 22) Encykl. Überſ., S. 640 — 646. 23) Hadſchi Khalfa in Fundgruben, 1. Th. S. 148. 24) Encykl. Überſicht, S. 627, und Fundgruben des Orients, I. Bd., S. 146.

25) Fundgruben des Orients, 2. Th. S. 411. 26) Fundgruben a. a. O., S. 147 — 48. 27) A. a. O., S. 148. 28) Man vergl. z. B. No. 216 und No. 461; No. 233 u. No. 314; No. 284 und No. 451; No. 378 und No. 461; No. 388 u. No. 459. 29) Fundgruben des Orients, 1. Bd. S. 148 — 9. 30) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146 — 148.

Digitized by Google

nehmen, da die Moslemen den wahrhaften Sammler (جامع الصّحيح), wie er ſein Werk betitelt hat, nicht nur als das vortrefflichſte Buch in dieſem Zweige der Literatur anſehen, ſondern ihm den Platz unmittelbar nach dem Koran anweiſen. Reicher an reiner Tradition iſt kein andres Werk, und der nach ihm berühmteſte Bearbeiter der Überlieferungen, Moslim, legt ſelber das Geſtändniß ab, daß Niemand dem Bochara in der Überlieferung gleich komme [31]).

Wegen der großen und zahlreichen Schwierigkeiten, welche der Erklärung der Überlieferungen in den Weg treten, ſind die namhafteſten Sammlungen derſelben ſehr oft commentirt worden. So zählt uns z. B. Hadſchi Khalfa nicht weniger als 77 Bücher auf, welche theils eigentliche Commentare über den Bochara ſind, theils das Verſtändniß desſelben erleichtern ſollen [32]).

Durch den Druck iſt zur Zeit keine der Sammlungen im Originaltexte bekannt gemacht, ſo daß zur gründlichen Kenntniß des Islams und ſeines Stifters eine wichtige Quelle noch immer nicht gehörig und vollſtändig benutzt werden konnte. Joſeph von Hammer iſt in unſerm Vaterlande der Einzige, der bei verſchiedenen Gelegenheiten, als in der Encyklopädiſchen Überſicht des Orients hier und da, beſonders aber in den Fundgruben des Orients im 1ſten Bande, wo er 700 Überlieferungen überſetzte, und neuerdings im 34ſten Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, wo er den Werth ſeiner Anzeige des Miſchkat durch die Überſetzung von 100 Nummern der Tradition erhöht, ſehr inſtructive Auszüge aus dieſem reichen Borne islamitiſcher Theologie und Rechtslehre gegeben hat. Vor ihm waren bei europäiſchen Schriftſtellern nur wenige Stellen der Hadith benutzt, ſelbſt der große Umfang derſelben und der darin wehende Geiſt war wenig erforſcht. Der große Umſchwung, den die engliſchen Preſſen in Oſtindien für die morgenländiſchen Studien erwarten laſſen und zum Theil ſchon bewirkt haben, wird wahrſcheinlich auch hier das, was den beſchränkten Kräften Europa's nicht gelingen will, nämlich eine vollſtändige Ausgabe wenigſtens eines der kanoniſchen Sammler, vor Allem des Bochara, und zwar in der Urſprache bewerkſtelligen. Ein ſchöner Anfang, der auch für dieſen wichtigen Zweig orientaliſcher Gelehrſamkeit noch Wichtigeres für die Zukunft verheißt, iſt von dem engländiſchen Artillerie-Kapitän A. N. Mathews gemacht worden. Er hat zwar keines der 6 kanoniſchen Werke edirt oder überſetzt, ſondern nur einen ſehr geſchätzten Commentar des arabiſchen Werkes Maſſabih d. i. die Lampen (ſ. dieſen Artikel), welches Huſſein ben Meſud von Karabagh geſammelt hat, nämlich das Miſchkat al Maſſabih, d. i. die Niſche der Lampen (ſ. den Art. Miſchkat), verfaßt von Welieddin Ebu Abdallah Mahmud, ins Engländiſche übertragen unter dem Titel: Mishcat-ul-Masabih or a collection of the most authentic traditions regarding the actions and sayings of Muhammed; exhibiting the origin of the manners and customs, the civil, religious and military policy of the Muslemans. Translated from the original arabic by Capt. A. N. Mathews, Bengal artillery. Calcutta. 1809. 2 ſtarke Bände in 4. Nichts deſto weniger iſt der daraus zu ſchöpfende Gewinn nicht unbedeutend; denn dieſes Werk zeichnet ſich durch die Auswahl und Anordnung der Überlieferungen nach dem Grade ihrer Verdächtigkeit oder Echtheit ſehr vortheilhaft aus. Dieſer Umſtand iſt natürlich von großem Gewichte; denn bei der ungeheuern Maſſe von Überlieferungen ſind viele verdächtig, andere völlig untergeſchoben und irrig, was vernünftige Moslemen ſelbſt zugeſtehen. Über dieſe unechten Traditionen gibt es beſondere Schriften, z. B. von Ebu Mohammed Kaſem Annahui und von Hebatallah ben Salama [33]). Die wichtigſten europäiſchen Bibliotheken, welche im Beſitz orientaliſcher Handſchriften ſind, haben auch mehrere Codices, welche ſich auf die Traditionen der Moslemen beziehen. Sehr viele führen die Namen Sonan, Sahih, Sahihin und ſind daher von d'Herbelot unter dieſen Artikeln in ſeiner orientaliſchen Bibliothek aufgeführt worden; viele andere findet man bei demſelben Schriftſteller unter Khetab. Eine ähnliche Überſicht ſoll auch bei uns unter den erwähnten Artikeln folgen.

Da Athûr, oder Atſar, beſonders aber mit dem Artikel el-athâr (الأثار), eigentlich Zeichen, Spuren, daher auch Denkwürdigkeiten, Traditionen, von der moslemiſchen Überlieferung gebraucht wird [34]), ſo ſind mehrere Schriften über die Hadith mit dieſem Namen bezeichnet. Auffallend könnte es ſcheinen, daß auch arba'un oder erbo'un (أربعون), welches im Arabiſchen die Zahl 40 bedeutet, als Büchertitel von vielen Sammlungen moslemiſcher Überlieferung gebraucht wird [35]); allein dieſer Name verliert dadurch das Auffallende, daß er nur bei ſolchen Büchern angewandt wird, welche 40 Traditionen enthalten, und der Ausdruck demnach nur elliptiſch iſt. Nach einem Ausſpruche Muhammed's iſt dem Verfaſſer einer Sammlung von dieſem beſchränkten Umfange mit den ausgezeichnetſten Geſetzeslehrern im Paradieſe ein gleiches Loos beſchieden [36]); daher haben Viele ihren Fleiß über dieſe Zahl hinaus für unnöthig gehalten, aber auch im Titel des Buches ſogleich ihren beſchränkten Zweck angedeutet. Daß auch ſie die verſchiedenartigſten Gegenſtände behan-

31) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 147. 32) Fundgruben des Orients, 1. Th. S. 146.

33) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Naſſekh.

34) *Golii* Lexic. Arab. unter أَثَرٌ; vergl. auch *Camus* ed. Calcutt. T. I. p. 449, wo die ganz gleichbedeutende Pluralform othur oder otsur أثور durch نقل الحديث, d. i. Erzählung der Überlieferung, erklärt iſt. 35) D'Herbel. orient. Bibl. unter d. W. Arbain. Vergl. *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English, p. 70. 36) Hadſchi Khalfa in der Enc. überſ., S. 640. Vergl. D'Herbel. a. a. O.

Digitized by Google

delt haben werden, welche anders hier in Betracht kommen konnten, iſt von ſelbſt zu erwarten. Einige haben ſolche Traditionen, welche ſich auf einen Gegenſtand beziehen, zuſammen geſtellt; Andere haben ohne ſolche Auswahl die 40 Denkwürdigkeiten aufbewahrt, wie ſie ihnen der Zufall gerade zugeführt haben mag. Unter dieſen Sammlern ſind vorzüglich zu erwähnen Mobarek El-meruzi[37]), Mohammed ben Aslem El-tuſi[38]), Ibn Soſian[39]), Mohammed ben Hoſein El-Adſchari[40]), Darcathani[41]), Saleſi El-isfahani[42]), Muhammed ben Hoſein Aſſalemi[43]), Malini[44]), Ebu Sthman Sabuni aus Niſabur[45]), Anſari[46]), Albihaki[47]), Navavi[48]), Sojuthi[49]) u. ſ. w. Viele derſelben, z. B. Navavi und Sojuthi, haben wieder ihre Commentatoren gefunden[50]). Noch in den neuern Zeiten hat man ſolche Sammlungen veranſtaltet; ſo bewahrt die ältere herzogliche Bibliothek zu Gotha eine im J. 1052 der Hedſchra vollendete Handſchrift, in welcher ſich neben andern Sammlungen dieſer Art auch eine im Jahr 1202 unſrer Ära zu Mekka entſtandene befindet, der ein Commentar in türkiſcher Sprache, wahrſcheinlich noch viel ſpäteren Urſprungs, beigegeben iſt[51]). Daß man übrigens auch ſolche Sammlungen veranſtaltete, um gewiſſe Anſichten durch ſie in Umlauf zu ſetzen, lehrt das Beiſpiel des Abulkaſem ben Hamza Sehemi, welcher 40 vorgebliche Traditionen des Muhammed in ein Ganzes brachte, um die Anſprüche der Abbaſiden auf das Khalifat zu begründen, und ſie zu empfehlen[52]).

Die Lehrer der Tradition werden mit dem Ehrennamen Mohaddeth oder Muheddes (مُحَدِّث) belegt[53]). Der Sultan Nureddin Zenki, welcher ein großer Freund der ſunnitiſchen Anſicht war[54]), hat zuerſt ein eignes Concilium geſtiftet, worin die Tradition gelehrt werden ſollte[55]).

Die Traditionen müſſen auswendig gelernt werden, und wer ihrer recht viele weiß, bekommt den ehrenden Beinamen Hafedh oder Hafis (حَافِظ), mit dem Artikel al Hafedh, d. i. Bewahrer, memoriae tenens. Daher finden wir dieſes Wort als Name mehrerer moslemiſcher Gelehrten. Wer ein glückliches Gedächtniß beſitzt, kann ſich dieſen Titel freilich leicht verdienen; im Allgemeinen aber ſind Völker, welche ſich wenig aufs Schreiben einlaſſen, leichter im Stande, Viel zu behalten. Da ein großer Theil der moslemiſchen Nationen das Schreiben nicht allzu fleißig treibt, beſonders aber die Beduinen Arabiens gewöhnlich nicht darauf zu kommen: ſo gibt es ſehr viele Individuen unter ihnen, die ſich hierin auszeichnen und von denen ſich daſſelbe behaupten ließe, was jener Bewohner der arabiſchen Wüſte antwortete, als man ihn wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniß der Tradition bewunderte. Ich behalte deßhalb ſo viele Überlieferungen, ſagte er, weil ich dem Sande der Wüſte ähnlich bin, der alle herab fallenden Tropfen des Regens in ſich zieht, und keinen einzigen verloren gehen läßt[56]). Als einen von der Natur mit einem vorzüglichen Gedächtniſſe beſchenkten Mann nennt man Abdallah Alhafedh. Er konnte, wie man ſagt, ungemein viele Überlieferungen an den Fingern herzählen, und leitete dieſe Fähigkeit von dem fleißigen, mit großer Andacht geſchehenen Trinken des Waſſers aus dem Brunnen Zemzem zu Mecca (ſ. den Art. Mecca) her[57]). Ein anderer berühmter Erhalter der Traditionen oder Hafedh war Abul-Donja Abdallah ben Muhammed[58]). Wer nicht mit ſolchem Gedächtniſſe von der Natur beſchenkt iſt, darf ihm durch Aufſchreiben der Traditionen zu Hilfe kommen; man beruft ſich dabei auf Ausſprüche des Propheten. Er ſoll nämlich einem über Schwäche des Gedächtniſſes klagenden Araber als Troſt die Lehre gegeben haben: Hilf dir mit deiner Rechten! Bei einer andern Gelegenheit läßt man ihn ſagen: Binde das Wiſſen durch die Schrift feſt[59]). Eine ähnliche Auszeichnung wie Hafedh, nur noch höherer Art, iſt der Name Ombat almohaddethin (عُمْدَةُ ٱلْمُحَدِّثِين), d. i. Stütze oder Säule der Überlieferer[60]).

Die intereſſante Frage, was als Quelle dieſer Überlieferungen anzuſehen ſei? beantwortet D'Herbelot[61]) offenbar ganz unrichtig dahin, daß die moslemiſche Überlieferung großen Theils aus dem Talmud entnommen ſei. Höchſtens hätte dieſe Hypotheſe von denjenigen Überlieferungen ſich mit einigem Scheine vortragen laſſen, welche die altteſtamentliche Geſchichte und Geographie oder die hebräiſchen Alterthümer berühren; allein dieſe ſind gerade die unwichtigeren und eine unbedeutende Anzahl gegen den ganzen gewaltigen Reich-

37) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Mobarek. 38) A. a. O. unter d. W. Aslem. 39) A. a. O. unter d. W. Arbain. 40) A. a. O. unter d. W. Agiari. 41) D'Herbel. unter dem Worte; vgl. *Abulf.* Annal. II. p. 588. 42) D'Herbel. a. a. O. Art. Saleſi. 43) Ebend. Art. Niſchaburi und Salemi. 44) Ebend. unter d. W. Malini. 45) Ebend. unt. d. W. Sabuni. 46) Ebend. Art. Arbain. 47) Ebend. unter d. W. Baiheki. 48) Ebend. unter d. W. Navai. 49) Ebend. unter d. W. Sojuthi. 50) So beſitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha über Navavi allein 3 handſchriftliche Commentare (Cod. 74 — 76); ſ. *Mölleri* Catalog. librorum in bibl. Goth. Part. I. p. 14 — 15. 51) *J. H. Mölleri* Catal. libr. oet., p. 38 — 39. 52) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Sehemi. 53) S. D'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Naual und *Golius* lex. Arab. unter حدث. Firuſabadi gebraucht dieſes Wort gewöhnlich, wenn er den Namen eines ſolchen Mannes anführt, der ſich durch Sammlung der Traditionen ausgezeichnet hatte, ſ. z. B. unter ربع und أثر. 54) *Abulfed.* Annal. T. IV. p. 14; vergl. p. 643. not. 12. *Barhebr.* chron. Syriac. p. 372, 15. text. Syr. 55) D'Herbelot a. a. O. unt. d. Art. Habith.

56) D'Herbelot's orient. Bibl. unter d. W. Habith. 57) D'Herbel. orient. Bibl. unt. den Art. Abballa u. Habith. 58) D'Herbel. a. a. O. unt. d. W. Abul Donja. 59) D'Herbelot a. a. O. unt. d. W. Habith. 60) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Ketab Ahena. 61) Orient. Bibl. unt. d. W. Habith, 2. Bd. S. 609.

Digitized by Google

thum moſlemiſcher Tradition, und es möchte ſelbſt von ihnen ſchwerlich Jemand den Beweis zu führen im Stande ſeyn, daß ſie den jüdiſchen Talmud zur unmittelbaren Quelle hätten. Sie haben gewiß mit den Lehren und der Geſchichte des Korans einen und denſelben Urſprung (vergl. die Art. Islam und Koran). Verſchieden hiervon iſt aber eine zweite, hier noch zu beantwortende Frage, nämlich dieſe: auf weſſen Auctorität ſtützen ſich denn die islamitiſchen Überlieferungsſammler in letzter Inſtanz? Natürlich können nur Zeitgenoſſen des Propheten und unter dieſen wieder ſolche, welche demſelben nahe ſtanden und daher Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten, ſeine Ausſprüche zu hören und ſeine Handlungs- und Lebensweiſe mit eigenen Augen zu ſehen, kurz, die Freunde und Vertrauten des Muhammed, ſeine erſten Anhänger, die ſo genannten Helfer (ſ. den Art. Anſarier und Muhammed) und Gefährten (ſ. den Art. Sahabah) desſelben als Gewährsmänner gelten. Doch ſind einige Perſonen vorzugsweiſe eines beſondern Anſehens gewürdigt worden, nämlich vor Allen Ajeſchah, nach dem Tode der Chadidſcha, die liebſte Gattinn Muhammeds, welche ihn lange überlebte und über viele Dinge von den Anhängern des Islams befragt wurde, ferner Ebu Hureire, Muhammeds beſtändiger Begleiter und Diener [62]), Abdallah Ibn Abbas, ein Verwandter desſelben und wegen ſeiner Kenntniß der Tradition der Lehrer genannt [63]), Abdallah ben Omar ben El-aß, deſſen Nachrichten jedoch Bochara nicht allzu große Sicherheit beilegt [64]), Dſchaber ben Abdallah El-anßari [65]), und Ans ben Malek, einer der letzten Genoſſen Muhameds [66]). Mit dieſem gelangen wir an das Ende des erſten Jahrhunderts der Hedſchra, nach deſſen Schluß der Eifer für die Überlieferung erkaltete [67]). Was nach dieſer Zeit ſich mit dieſem Zweige des Wiſſens beſchäftigte, mußte auf die Überlieferer des erſten Jahrhunderts zurück gehen, ſo daß die ſo genannten Nachfolger (ſ. die Art. Muhammed und Tabeun), welche ohnehin den ältern Lehrern im Anſehen nicht gleich kommen, nicht mehr als ſichere Quellen für die Überlieferung angeſehen werden können. Sonſt aber war man in dieſer Zeit mit dem Sammeln beſchäftigt und arbeitete dadurch denen vor, welche ſich nachmals darum die größeſten Verdienſte erwarben, einem Bochara, Moslim und Andern.

Eine zweite Frage, welche noch kürzlich erledigt werden muß, betrifft das Verhältniß, in welchem Hadith und Sunna zu einander gedacht werden müſſen. Der Etymologie nach nämlich ſind beide Worte nicht einerlei, indem die Grundbedeutung des erſtern Wortes in dem Neuen, Friſchen, in dem Erzählen einer Neuigkeit, eine Begebenheit liegt, der Stamm des zweiten aber, das Verbum sanna (سن) ein Bilden im phyſiſchen und tropiſchen Sinne, daher auch vorſchreiben, Lebensregeln geben bezeichnet. Es iſt demnach Hadith mehr die Angabe und Relation der Überlieferungen, Sunna dagegen die durch mündliche Tradition erhaltenen geſetzlichen Beſtimmungen [68]). Da aber beide Begriffe einander ſehr nahe liegen, ſo ſind ſie im Sprachgebrauch nicht ſelten mit einander verwechſelt worden und werden oft ganz gleichbedeutend genommen [69]). Daraus erklärt ſich auch der Name Sonan, die Pluralform von Sunna, als Bezeichnung vieler Sammlungen der Hadith (ſ. die Art. Sunna und Sonan).

Die mündliche Überlieferung nimmt in der Reihe der Quellen für die islamitiſche Geſetzgebung die zweite Stelle ein; die aus ihr abgeleiteten Gebote und Verbote gelten dem Moslem eben ſo gut, als die Ausſprüche des Koran als das unmittelbare Reſultat göttlicher Eingebung und Offenbarung [70]). Koran und Sunna enthalten Gottes und des Propheten Wort. Auf beide ſtützen ſich erſt die beiden andern Quellen der Theologie und Rechtskunde, nämlich die Entſcheidungen der rechtgläubigen Imams (ſ. den Art. Idſchmaa) und die Analogien, welche aus Koran, Sunna und jenen Entſcheidungen abgeleitet ſind (ſ. den Art. Kias). Dieſe große Wichtigkeit der Überlieferung nach moslemiſcher Anſicht kann man ſchon aus folgenden Ausſprüchen Muhammeds abnehmen. Er ſagte, wie Alhakim nach Ebuhureire erzählt, einſt zu den Seinen: „Ich habe euch zwei Dinge hinterlaſſen, bei deren Beſitz ihr unmöglich in Irrthum geführt werden könnt: die Schrift Gottes und meine Sunna. Beides wird bei Euch bleiben bis an den Tag des Gerichts.“ Und ein anderes Mal, wie Ed-dilemi angibt, ſprach er: „Welch' eine vortreffliche Hilfe des Glaubens iſt die Sunna!“ [71]).

62) Wenigſtens halten die meiſten Moslemen ſeine Angaben für richtig, obſchon mehrere wegen der ungeheuern Maſſe ſeiner Überlieferungen ihn in den Verdacht des abſichtlichen Truges gebracht haben. Vergl. *Abulfed.* Annal. T. I. p. 374. 63) *Abulf.* Annal. I. p. 416. Vergl. D'Herbelot's orient. Bibl. unter Abbas und Rabbani. 64) D'Herbel. orient. Bibl. unt. d. W. Malek. Vergl. über Ibn Omer überhaupt auch D'Herb. a. a. O. unter dem Worte Amru ben al As. 65) S. über ihn Ibn Koteiba's liber notitiarum Cod. Goth. (N. 316) p. 181. 66) S. Ibn Koteiba a. a. O. 67) Hadſchi Khalfa in der Encykl. Überſicht, S. 624.

68) So ſagt Firuſabadi im *Camus* (ed. Calcutt.) T. I. p. 201: الحديث الجديد والخبر d. i. Hadith heißt das Neue und die Erzählung und vom Stammwort حدث erklärt er a. a. O. نَقِيضُ قَدُمَ es iſt der Gegenſatz von قَدُمَ alt ſeyn. Ganz anders ſpricht er ſich über سُنَّة aus (T. II. pag. 1766.); es bedeute, ſagt er unter andern, ſo viel als الصورة . . والسيرة d. i. ratio vitaeque modus, und fährt dann fort, was hier beſonders her gehört, von Gott gebraucht bedeute es حكمه وامره ونهيه d. i. ſeine Urtheile, ſeine Befehle und ſeine Verbote. 69) So auch *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Paris 1788. 8. T. I. p. 5. Vgl. in teutſch. Überſ. v. Beck. 1r Th. S. 17. 70) Fundgruben des Orients. 1r Thl. S. 144—45. 71) Encyklop. Überſ.

Digitized by Google

Außerdem verdient die Überlieferung auch deßhalb unſre Aufmerkſamkeit, weil die in ihr erhaltenen Reden Muhammeds ohne allen Vergleich höher ſtehen und von einem umfaſſenderen Geiſte zeigen, als diejenigen, welche der Koran darbietet. Faſt überall ſtößt man auf edlere religiöſe und moraliſche Grundſätze, als im Koran, und ſonder Zweifel enthält die moslemiſche Überlieferung die trefflichſten und geiſtreichſten Sittenſprüche, welche der Orient überhaupt kennt.

Die Überlieferungen werden in verſchiedene Klaſſen zerlegt. Man theilt ſie zunächſt nach ihrem Urſprunge in zwei Arten, welche man echt menſchliche und himmliſche nennen könnte. Denn die erſtern ſind von Muhammed, als ſolchem, ausgegangen und werden el hadissün nebewi (الحديث النبوي) d. i. Überlieferungen des Propheten genannt; die andern aber ſollen durch Offenbarungen des Engels Gabriel an Muhammed veranlaßt ſeyn und heißen daher hadissil kudüss (حديث القدس), d. i. heilige Überlieferung[72]). Bei einer zweiten Eintheilung der Überlieferungen geht man von dem Grade ihrer Glaubwürdigkeit und ihres Anſehens aus und zerlegt ſie darnach in folgende vier Klaſſen. Obenan ſtehn die allgemein und öffentlich anerkannten, ſie heißen Hadiss mütewatire (حديث متواترة), d. i. wörtlich die ununterbrochene, alſo eine durch eine ununterbrochene Zeugenreihe hinlänglich begründete Überlieferung[73]). Die zu dieſer Abtheilung gehörenden ſind in den 3 erſten Jahrhunderten der moslemiſchen Ära bekannt, als richtig anerkannt und aufgezeichnet worden. Die zweite Klaſſe begreift die zwar öffentlich, aber nicht von Allen anerkannten, die Hadiss meschhure (حديث مشهورة), d. i. die bekannte, verbreitete Überlieferung[74]). Sie ſind, wie die der erſten Klaſſe, im erſten Jahrhundert der Hedſchra bekannt geweſen, unterſcheiden ſich aber dadurch von ihnen, daß ſie erſt in den beiden folgenden Jahrhunderten aufgezeichnet und angenommen wurden. Eine dritte Klaſſe bilden die geheimen, durch mündliche Tradition erhaltenen Erzählungen und Ausſprüche. Ihr Name deutet auf ihre geringe Verbreitung hin; denn ſie heißen Khaber wahhid (خبر واحد), d. i. vereinzelte Nachricht, Erzählung eines ungewiſſen Urſprungs[75]). Da ſie ſchon von Muhammeds Zeitgenoſſen Wenigen bekannt geworden waren, ſo kamen ſie in der folgenden Zeit zu keiner allgemeinen und öffentlichen Anerkennung, ſondern traten immer mehr in den Hintergrund zurück. Endlich die letzte Klaſſe enthält diejenigen, welche ſich nicht, wie die bisher erwähnten, durch giltige Gewährsmänner bis auf den Propheten zurück führen laſſen; man nennt ſie Hadiss mürsel (حديث مرسل) geringgeachtete Überlieferung. Das hierher Gehörige wurde im erſten Jahrhundert nach Muhammed ſelten und in den beiden folgenden Jahrhunderten auch nicht beſonders häufig aufgezeichnet und iſt daher ſehr wenig gekannt[76]). Will man endlich die Überlieferungen nach ihrem Inhalte rubriciren, ſo zerfallen ſie erſtlich in die Ausſprüche, Rathſchläge und bloß mündlich gegebenen Geſetze Muhammeds und werden mit kawl (قول), d. i. Ausſpruch benannt. Dann aber zweitens faßt man die Überlieferungen über ſeine Handlungen, ſeine Werke und Gewohnheiten und bezeichnet dieſes Alles mit dem Worte fil (فعل), d. i. Handlung. Nach Mouradgea d'Ohſſon[77]) wird sünneth auch in dieſer ſpeciellen Bedeutung angewandt. Endlich drittens die Traditionen über Muhammeds Stillſchweigen bei verſchiedenen Handlungen der Menſchen, wodurch ſie von ſeiner Seite, ohne es gerade auszuſprechen, nach dem Grundſatze: qui tacet, consentit, gebilligt ſind und daher geſetzmäßig und mit ſeiner Lehre übereinſtimmend angeſehen werden. Man bezeichnet dieſe Art der Überlieferung mit dem Worte takrir (تقرير), was hier wohl ſo viel als Beſtätigung oder Billigung (nämlich ſtillſchweigende des Propheten) heißen ſoll[78]).

Die Pflichten, welche der Islam durch ſeine verſchiedenen Quellen vorſchreibt, ſind nicht alle gleich wichtig, ſondern ſind ſehr von einander verſchieden nach dem Grade ihrer Verbindlichkeit, welche ſie auflegen. Unumgänglich nothwendig ſind nur die im Koran vorgeſchriebenen Pflichten, minder ſtreng verbindlich ſind dagegen die durch die anderen Quellen der islamitiſchen Geſetzgebung, alſo auch die durch die Hadith auferlegten. Nennt man die erſtern fars (فرض), d. i. (göttlicher) Befehl oder nothwendige Pflicht[79]), deren Unterlaſſung als eine Todſünde betrachtet wird, ſo heißen die andern wadschib (واجب), d. i. gebührende, die man billig beobachten ſollte. Einen dritten Grad bilden die frommen Handlungen, welche bloß nach dem Beiſpiele des Propheten und der erſten Imams verrichtet werden; man nennt ſie Sunneth (سنة), d. i. nachzuahmende. Sie zerfallen wieder in mehrere

S. 635 u. S. 637. 72) *Golii* Lex. arabic. latinum. *Meninskii* lex. Turcico-Arabico-Persicum und *Richardson* dictionary Persian, Arabic and English unt. d. W. حديث. 73) Vgl. *Meninskii* lex. unt. d. W. متواتر. 74) Beck in ſeiner Überſetzung des claſſiſchen Tableau général de l'empire othoman von *Muradgea d'Ohsson* (1r Th. S. 18) nennt dieſe Klaſſe „mündliche Geſetze, die nicht ſo öffentlich anerkannt werden," allein ſeine Übertragung iſt falſch und willkürlich; denn das Original hat les lois orales d'une notoriété publique und nur dieſes liegt im Worte meschhure. 75) Vergl. *Meninskii* lex. unt. d. W. وحد, welches er durch solitaria et ab aliis separata (fera) und incognitae tribus aut originis (vir) erklärt.

76) *Mouradgea d'Ohsson* tableau général de l'empire othoman. Introduction. §. 1. 77) a. a. O. Introduction. §. 1. 78) *Meninskii* lexic. unt. d. W. تقرير. 79) *Meninskii* lexic. und *Richardson* Dictionary unter d. W. فرض.

Digitized by Google

Unterabtheilungen; ein Mehreres darüber ſ. im Artikel Sunneth[80].

Die orientaliſchen Chriſten haben den moslemiſchen Traditionen, wie es ſcheint, zu Folge einer wunderlichen Rivaliſation mit den Muhammedanern, etwas Analoges entgegen geſtellt. Beſonders hat aber die Sitte, vierzig Überlieferungen zuſammen zu ſtellen, ihren Beifall gefunden. Daher findet ſich ein Buch unter dem Titel Arbeun Khabar (أربعون خبر), d. i. 40 Erzählungen, worin ein Anonymus die Lebensbeſchreibungen von 40 Vätern, die zum Theil in einer ägyptiſchen Wüſte hauſten, mittheilt[81]). *(A. G. Hoffmann.)*

HADLEY (John), ein geſchickter Optiker und Aſtronom des 18ten Jahrhunderts, Vicepräſident der königl. Societät zu London, in deren Denkſchriften mehrere werthvolle, vorzüglich optiſche Inſtrumente betreffende Aufſätze von ihm enthalten ſind. Am meiſten iſt ſein Name bekannt geworden durch den nach ihm benannten Spiegeloctanten, welchen die Engländer Hadley's Quadrant nennen *). Die erſte Beſchreibung dieſes trefflichen Inſtruments legte H. im Jahre 1731 der königl. Societät vor; es verfloſſen aber wenigſtens 20 Jahre, ehe daſſelbe in Gebrauch kam. Am früheſten ſcheint Hooke die Idee eines Reflexionswinkelmeſſers aufgefaßt zu haben (ſ. deſſen posthumous works, p. 503), ohne jedoch ſeinen Zweck ganz zu erreichen, weil er nur eine einfache Reflexion anwandte. Späterhin nahm Newton die Sache wieder auf, und theilte ſeinem Freunde Halley einen Aufſatz mit, welcher die Beſchreibung eines Inſtrumentes enthielt, das im Weſentlichen mit dem nachher von Hadley angegebenen übereinkommt. Halley machte aber Newtons Schrift nie bekannt, ſie wurde erſt nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden. Vielleicht hatte nun Hadley, der auch mit Newton befreundet war, von dieſem gehört, daß ſich durch eine doppelte Reflexion erreichen laſſe, was Hooke beabſichtigte, und ſo mag er auf die Conſtruction ſeines Octanten gekommen ſeyn, ohne von Newton's Schrift Etwas zu wiſſen. Halley hat ihn wenigſtens nie eines Plagiats beſchuldigt. Auch Godfrey in Pennſylvanien kam auf eine ähnliche Combination von Spiegeln und wird daher von einigen ſeiner Landsleute für den Erfinder des Spiegeloctanten gehalten. Leicht kann es ſeyn, daß jeder der genannten Männer unabhängig von den Übrigen die Erfindung gemacht hat. — Über Hadley's Lebensumſtände laſſen ſich keine weitern Nachrichten auffinden; wir müſſen uns daher begnügen, dieſen Artikel mit der Angabe ſeiner vorzüglichſten, in den philos. Transactions enthaltenen Aufſätze zu beſchließen: 1) An account of a catadioptrik telescope — with the description of a machine contriv'd for the applying it to use Year 1723 (Nr. 376). 2) Observations on the satellites of Jupiter and Saturn (Nr. 378). 3) The description of a new instrument for taking angles. Year 1731 (Nr. 420). 4) An account of observations made on board the Chathom Yacht ..... for the trial of an instrument for taking angles. Year 1732 (Nr. 425). 5) A spirit level to be fixed to a quadrant for taking a meridional attitude at sea, when the Horizont is not visible. Year 1733 (Nr. 430). 6) On the combination of transparent lers's with reflecting planes (Nr. 440). †) *(Gartz.)*

HADMERSLEBEN, Stadt an der Bude im Kreiſe Wanzleben des preuß. Reg. Bez. Magdeburg. Sie beſteht aus der ummauerten, mit 2 Thoren verſehenen und in 2 Viertel getheilten Stadt, und aus dem gleichnamigen Dorfe, welches gleichſam die Vorſtadt bildet, aber zum platten Lande gerechnet wird. In ihrer Mauer hat ſie 3 gottesdienſtliche und 10 andre öffentliche Gebäude, 143 Privatwohnhäuſer, 196 Ställe, Scheuern und Schuppen und 801 Einw., worunter 722 Evangeliſche, 42 Katholiken und 37 Juden. Die Nahrung der Einwohner beruhet auf Ackerbau, Viehzucht, Garn- und Leinwandhandel. *(Krug u. Mützell.)*

HADIN-NEDSCHM (حَادِي ٱلنَّجْم), bedeutet wörtlich Treiber des Geſtirns und iſt Bezeichnung eines Firſternes erſter Größe im Stier. Er bildet mit 4 andern kleinern Sternen, welche rechts von ihm liegen, faſt die Gruppe eines liegenden lateiniſchen V, oder wie es die arabiſche Aſtronomie bezeichnet, des arabiſchen Buchſtaben dal (د)[1]), am Kopfe jenes Sternbildes; dieſe Sterne heißen bei uns die Regenſterne oder Hyaden (ſ. dieſen Art.). Das Wort nedschm mit dem Artikel ſteht hier nicht in ſeiner urſprünglichen und allgemeinen Bedeutung, ſondern wird in specie und vorzugsweiſe von dem Siebengeſtirn oder den Plejaden gebraucht[2]), in ſofern behauptet wird, daß der Regen, der bei ihrem heliaciſchen Aufgange fällt, einen großen Überfluß bringe[3]). Dieſer Stern heißt nun der Treiber des Siebengeſtirnes, in ſofern er kurz nach demſelben aufgeht, ihm alſo nachfolgt, wie ein Kameeltreiber ſeinen Thieren. Aus derſelben Urſache erklären ſich auch ſeine anderen Namen, als Tabit el nedschm (تابع النجم) und das Synonymum Tali el nedschm (تالي النجم) Nachfolger der

80) Vgl. Ibn Eſir in der Encyklop. Überſicht S. 622 und v. Hammer Statsverfaſſung und Statsverwaltung des osmaniſchen Reichs. 1r Th. S. 14—16. 81) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. Art. Arbain Khabar.

*) Eine Beſchreibung deſſelben wird in dem Art. Spiegel-Sextant gegeben werden.

†) *Hutton's* math. and philos. dict. vol. II. p. 311. Bohnenberger's Anl. zur geogr. Ortsbeſtimmung. S. 57. Biogr. univ. S. XIX. Philos. Transact. a. a. O.

1) ſ. *Ed. Pococke* Specimen hist. Arabum. p. 130. 2) *Firusabadi* im *Camus.* T. II. p. 1698. ed. Calcutt. ſagt أَلنَّجْمُ . . أَلثُّرَيَّا d. i. en-nedschm bedeutet . . . die Plejaden. So im Griechiſchen τὸ ἄστρον für den Sirius. 3) Vgl. Ideler's Unterſuchungen über den Urſprung und die Bedeutung der Sternnamen S. 137 und deſſen Fragmente zur Erläuterung der arabiſchen Sternnamen in den Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 248 ff.

Digitized by Google

Plejaden oder ſchlechthin El-tabi (التابع) der Nachfolgende, und der gewöhnlichſte Name deſſelben Aldebaran (ſ. den Art.) oder Eldebaran (الدبران). Denn ſchon Kazwini in ſeinem trefflichen encyklopädiſchen Werke[4]) ſagt ausdrücklich, daß dieſer Stern den Namen Debarân führe, weil er hinter den Plejaden ſtehe (لاستدباره الثريا). Dieſer Name iſt abgeleitet von dabar (دبر) hinten ſeyn, nachfolgen[5]). Unſere Aſtronomen nennen ihn das Stierauge, weil er wirklich das ſüdliche Auge des Stiers bildet; eben ſo nennt ihn Kazwini[6]) und Naſſir Eddin[7]) ain el thaur (عين الثور) d. i. Auge des Stiers. Außerdem findet ſich auch der Name el-midschdah (المجدح) für dieſen Stern[8]), nur iſt die Bedeutung des Wortes nicht ganz klar[9]). Endlich finden wir auch noch die Benennung großes, fettes Kameel im Gegenſatz der herum liegenden Sterne, welche Kalass (قلاص) d. i. junge Kameele heißen[10]). Nach einer andern Vorſtellung wird Eldebaran als Treiber der jungen Kameele d. i. der herum liegenden Sterne, namentlich der Plejaden, betrachtet, weßhalb ein Dichter, davon ſein Bild entnehmend, ſich ſo ausdrückt:

Ibn Auf genüget in ſeinem unterthänigen Dienſte,
Wie der Plejaden Kameelchen genüget ihr Treiber[11]).

Die beiden, am Ohre des Stieres nahe bei einander ſtehenden Sterne heißen El-kelbein (الكلبين) d. i. die beiden Hunde, und zwar die Hunde des Eldebaran[12]).

4) Die ganze Stelle ſ. in den Fundgr. d. Orients. 2r Th. S. 249. 5) *Ed. Pococke spec. hist. Arab.* p. 129. Naſſir eddin el Tuſi bei Hyde in Commentar über Ulug Bek'h's Sternverzeichniß S. 40. Vgl. auch Fundgruben des Orients. 2r Th. S. 249. 6) Pococke a. a. O. S. 130. 7) Bei Hyde und in den Fundgruben a. a. O. 8) *Pococke* specimen histor. Arab. p. 129. und *Camus* ed. Calc. T. I. p. 279. Letztrer legt jedoch denſelben Namen auch einem kleinen Sterne zwiſchen den Plejaden und dem Debaran bei. 9) Das Wort bedeutet nämlich nach Golius (col. 476) ein Inſtrument, womit man Arznei und andre Dinge durch einander rührt; damit ſtimmt auch Firuſabadi im Camus (ed. Calc. T. I. p. 279) überein. Nun ſetzt zwar Golius hinzu: Ita autem dictum volunt (Eldebaran), quod postremo oritur et *quasi commoto coelo* (mit Anſpielung auf die Grundbedeutung der Radix (جدح) commovendo miscuit) emergit; allein das Gezwungene in dieſer Erklärung liegt vor Augen. 10) Fundgr. d. Or., 1r Th. S. 12. *Pococke* im spec. histor. Arab. p. 129 — 30 nach Kazwini. Derſelbe gibt dabei das Wort الفنيق als Bezeichnung des Eldebaran an, wofür wohl أخيف zu leſen iſt. Denn dieſes bedeutet nach Golius, womit auch Firuſabadi (*Camus* ed. Calc. T. II. p. 1161) übereinſtimmt, camelus ampliore ubere, wozu denn die jungen Kameele recht gut paſſen. Da mir de Sacy's Ausgabe des Specimen hist. Arab. zufällig nicht zur Hand iſt, ſo weiß ich nicht, ob dieſe oder eine andre Verbeſſerung von jenem ausgezeichneten Arabiſten bereits vorgeſchlagen iſt, denn ونبيق iſt kein arabiſches Wort. 11) Fundgruben des Orients Th. 2. S. 237. 12) Ideler's Unterſuchungen S. 137. vgl. Fundgruben 2 Th. S. 249.

Eldebarân hat ein röthliches Licht, wie ſchon Kazwini bemerkt[13]), und bezeichnet die 4te Mondſtation, wie das kurz vor ihm aufgehende Siebengeſtirn die dritte. Dieſe vierte führt daher von ihm den Namen Debarân[14]). Die Araber halten dieſen Stern für ein böſes Zeichen und haben daher das Sprichwort: böſer als Hadi elnedſchm. Dieſe Annahme geht wahrſcheinlich von ſeiner rothen Farbe aus, weßhalb man auch vom Antares, dem vorzüglichſten Sterne im Skorpion, dieſelbe Vorſtellung hatte[15]). Wenn bei ſeinem heliaciſchen Aufgange Regen fällt, ſo behaupten die Araber, es bedeute ein unfruchtbares Jahr[16]). Die alten Araber, welche dem Sterndienſt ergeben waren[17]), verehrten auch den Eldebaran[18]). (*A. G. Hoffmann.*)

HADLEIGH, ein Marktflecken am Bret in der engländiſchen Grafſchaft Suffolk, iſt gut gebauet und hat 1 Kirche, 12 Armenhäuſer, 456 Häuſ. und 2592 Einw., die 1 Wochenmarkt halten und ſich von der Garnſpinnerei für die norwicher Weber nähren; die ſonſtige Manufaktur in Trauerflor und Flaggentuche iſt verſchwunden. Hier ſollen einſt die Könige von Oſtengland reſidirt haben und Guthram, der Däne, geboren ſeyn, der Prediger Rowland Taylor ſtarb hier am 9. Febr. 1555 für ſeinen Glauben. (*G. Hassel.*)

Hadock, ſ. Gadus.

HADORAM (הדורם), ein Volk des ſüdlichen Arabiens vom joktanitiſchen Stamme, 1. Moſ. 10, 27. 1. Chron. 1, 21., deſſen weitere Beſtimmung und Nachweiſung Michaelis[1]) mit Unrecht aufgab. Faſt ohne Zweifel ſind die Ἀδραμῖται des Ptolemäos[2]) an der Südküſte zwiſchen den Homeriten und Sachaliten (11 — 14' Gr. der Breite, 82° — 90° der Länge) zu verſtehen, und einerlei mit den Atramitae des Plinius[3]) die er zu den an Weihrauch reichen Sabäern rechnet. Der ſamaritaniſche Codex 1. Moſ. a. a. O. lieſt Adoram (אדורם). (*Gesenius.*)

HADORPH (Johann), ein berühmter ſchwedenſcher Antiquar, ward den 6. Mai 1630 zu Hadorp, einem Dorfe nicht weit von der Stadt Linköping in Öſtergöthland geboren, und ſtarb 1693. In ſeiner Jugend ſtudirte er zu Upſala, und wurde im Jahre 1660 zum Secretär dieſer Univerſität gewählt. Seine gründliche Kenntniß der ſchwedenſchen Alterthümer machte ihn bald darauf dem Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie bekannt, der ihm 1666, nach des Antiquars Lorenz Burri Abgang, deſſen Stelle verſchaffte. Doch wurde ihm, mit ſeinem guten Willen, zuerſt Nicolaus Verdius und nachher deſſen Stiefſohn Reenhielm als Mitarbeiter beigeſellt, bis dieſer im Jahr 1679 wei-

13) Fundgr. a. a. O. S. 249. 14) Ideler in den Fundgr. 2 Th. S. 249 15) Ideler nach Kazwini in den Fundgruben 2 Th. S. 249 u. 50. 16) Fundgruben a. a. O. 17) Fundgruben des Orients 1 Th. S. 3 — 4. Geſenius Commentar zum Jeſaia 3 Th. S. 330 ff. 18) *Pococke* specimen hist. Arabum. p. 4. vgl. p. 130.

1) Spicileg. Geogr. Hebr. externae II, 162. 2) VI, 7. 3) VI, 28. S. 32. XII, 14. S. 30.

Digitized by Google

ter befördert wurde, da Hadorph endlich die Stelle allein bekam. 1669 ward er zum Secretär des königl. Archivs ernannt, und als König Karl XI. in den Jahren 1670 und 1673 mehrere Provinzen ſeines Reichs beſuchte, hatte Hadorph die Ehre ihn zu begleiten, um ihm die merkwürdigſten Denkmähler des Alterthums zu zeigen. Dieſe Reiſe gereichte ihm ſelbſt zum größten Nutzen, indem ſie ſeine Kenntniſſe bedeutend vermehrte. Unter andern fiel ihm während derſelben ein altes ſchwedenſches Gedicht eines Ungenannten, der zu des Königs Albrecht von Mekelnburg Zeiten gelebt, in die Hände, das Leben Alexanders des Großen enthaltend, welches er 1672 drucken ließ. Das folgende Jahr ging er nach Kopenhagen, wo er mit dem däniſchen Antiquar Thomas Bartholinus Freundſchaft ſtiftete. Nach ſeiner Rückkehr nach Stockholm ließ er zwei alte ſchwedenſche Reimchroniken, unter dem Titel: Twå gambla Swenske Rümkröniker uthgångne of Joh. Hadorphio. Stockkolm 1674. in 4to drucken, und zwei Jahre ſpäter (1676) ſuchte er die Wahrheit dieſer Chroniken durch eine Menge Urkunden unter dem Titel: then andra Delen til Rymkrönikorne hörande etc. in 4to zu beſtätigen. Um die nämliche Zeit, nämlich 1675, gab er auch die Geſchichte Olofs des Heiligen, Königs von Norwegen, unter dem Titel: St. Olovs Saga på Swenske Rym etc. in 8vo, und im folgenden Jahre then gambla Skåne-Laghen und Dahle-Laghen, oder alte Geſetze der Schonen und Dalen in Folio heraus. Da er 1676 die volle Beſoldung als Reichsarchivar erhielt und ſich alſo ganz dem Dienſte des Königs widmen mußte, legte er ſeine Stelle als Secretär der Hochſchule zu Upſala nieder. Es ward ihm zu gleicher Zeit von Karl XI. ein Gnadenbrief gereicht, worin der König allen Unterthanen befahl, ihm auf ſeinen Reiſen zur Aufſuchung der Alterthümer behilflich zu ſeyn. Nach der Zeit machte er faſt alle Jahre eine Reiſe in dieſe oder jene Landſchaft des Reichs, unterſuchte beſonders der alten Könige Schlöſſer und Höfe und kam zuletzt auf den Gedanken, es könne aus den Überbleibſeln derſelben bewieſen werden, daß die Art zu befeſtigen, deren ſich die alten Schweden und Gothen bedient, dem Feſtungsbaue der Römer, den Vegetius und Lipſius beſchrieben, nicht nachſtehe. Im J. 1680 ließ Hadorph 23 Runendenkmähler, mit einer ſchwedenſchen Überſetzung, drucken, welche dem König ſo wohl gefielen, daß er, ähnliche Unternehmungen zu fördern, neue Runenſtaben gießen ließ. Durch ſeinen Rath und ſeine Empfehlung bei des Königs Miniſtern munterte der Reichsarchivar auch andere Gelehrte zur Nachfolge ſeines Beiſpiels auf; ſo entſtanden die Observationes de tribus coronis, die Scheffer ſeinem Buche de antiquis verisque regni suecici insignibus anhängen ließ, ferner der Anti-Cluverius und die Dissertatio de Hyperboreis. Im J. 1687 gab er Biörköarätten (die Stadtgeſetze nämlich Stockholms) gedruckt heraus, und ließ zugleich die vornehmſten Abſchiede und Hofrechte von der Zeit des Königs Magnus Ladulås (Scheunenſchloß) bis auf Guſtav I. Waſa abdrucken. Zu gleicher Zeit ließ er Östgötha-Laghen und Westgötha-Laghen (die Geſetze der Landſchaften Öſter- und Weſtergöthland), nebſt einem alten hiſtoriſchen Bericht, von den Einwohnern des Gothenreichs (Götharike) und ihren Kriegszügen in Druck erſcheinen. Das folgende Jahr ließ er die Municipalgeſetze der Stadt Wisby auf der Inſel Gottland, mit einer neuen ſchwedenſchen Überſetzung, und 1689 die Seerechte Wisby's, mit der Überſetzung Michaelis Agricola, Biſchofs von Åbo, der zur Reformationszeit gelebt, auflegen. Durch alle dieſe Arbeiten, die geeignet waren, auf die ältere ſchwedenſche Geſchichte neues Licht zu verbreiten, hat ſich Hadorph um ſein Vaterland verdient gemacht. Hauptquelle ſeines Lebens und Wirkens iſt: Dal in specimine biographico de antiquariis Sueciae. (*von Eckendal.*)

HADOT (Marie Adélaide Richard, verwitwete Barthélemy), gehört zu den fruchtbarſten, aber auch mittelmäßigſten Romanſchreiberinnen Frankreichs und verdient bloß wegen der Maſſe ihrer Produktionen hier erwähnt zu werden. Sie war Erzieherinn in Paris und ſtarb daſelbſt den 19. Februar 1821 in einem Alter von zwei und funfzig Jahren. Ihre gedruckten Schriften füllen über 100 Bände und beſtehen, außer den Romanen, auch aus Theaterſtücken, beſonders Molodramen, welche auf den kleinen Bühnen der Hauptſtadt gegeben worden ſind. Dazu hinterließ ſie noch Materialien zu vielen Bänden in Manuſcript†). (*R.*)

HADRACH (חַדְרָךְ), eine Gegend von Syrien, welche nur Zach. 9, 1. in Verbindung mit Damaskus genannt wird:

> Ausgeſprochen iſt Jehova's Wort gegen das Land
> Hadrach und Damaskus, ſeinen Ruheſitz.

Die Rabbinen nahmen das Wort, wie manche andere, die ſie nicht verſtanden, für einen Namen des Meſſias. Aber ſchon R. Joſe, aus Damaskus, erklärte in einer gelehrten Diſputation gegen R. Juda, Sohn des Elai (lebte unter Hadrian): „Wie magſt du ſo die „Schrift verdrehen? Ich rufe Himmel und Erde zu „Zeugen an, ſiehe, ich bin in Damaskus geboren, (dort) „iſt ein Ort, der Hadrach heißt*)." Dazu ſtimmt eine Nachricht des Joſeph Abaſſi, eines Arabers aus der Gegend jenſeit des Jordan, der 1768 in Göttingen war, und Joh. Dav. Michaelis auf Befragen ſagte: ſo heiße eine jetzt kleine, ehemals größere Stadt in der Wüſte öſtlich von Damaskus, die Hauptſtadt eines gleichnamigen Landes, aus welchem viele vornehme Familien ihr Geſchlecht ableiteten, und von welchem man ſich viel Fabelhaftes erzählte**). Obgleich Niemand, der mit eingebornen Arabern zu thun gehabt hat, auf deren Ausſagen ein großes Gewicht legen wird, ſo möchte ich doch dieſe nicht bezweifeln, wenigſtens das Urtheil aufſchieben, bis die Gegend zwiſchen dem Libanon und Euphrat genauer bekannt ſeyn wird, als es bis jetzt der Fall iſt.

(*Gesenius.*)

†) Ein Verzeichniß ihrer Schriften gibt Mehul im Annuaire nécrologique von 1821.

*) ſ. Jarchi zu Zachar. a. a. O. **) S. *Michaelis* Supplemm. ad Lexic. hebr. S. 576.

HADRAMAUT حضرموت (das iſt Vorhof des Todes, nach der Erklärung eines arabiſchen Lexikographen, nicht ſowohl wegen der Ungeſundheit des Landes und der benachbarten Giftwinde, noch wegen der Todesgefahr derer, welche Weihrauch ſammelten, als wegen der nordöſtlich anſtoßenden großen Wüſte, worauf auch der Name der zu Hadramaut gehörigen Landſchaft Mahrah Bab al Bawadiy, die Pforte der Wüſte, zielt). Eine große ſüdarabiſche Provinz, die nach Weſten an Jemen, nach Südoſt an das Weltmeer, nach Nordoſt und Oſt an die große Wüſte und an Oman gränzt, und welche die alten griechiſchen Erdbeſchreiber zum ſo genannten glücklichen Arabien rechneten; ſo wie ſie noch jetzt unter Jemen im weiteren Sinne begriffen wird. In der Geneſis heißt dieß Land Chatsar mavet חצר מות, wovon aber Hadramaut keine Verſtümmelung iſt[1]). Von einem Sohne Joditan's, des Stammvaters der Südaraber (1. Moſ. 10. V. 26.); bei Eratoſthenes und Strabo Chatramotitis, wo jede Stadt, wie noch jetzt, ihrem Häuptling gehorchte, und wo alle gebärende vornehme Weiber ſich Hoffnung machen konnten, ihren Sprößling zur Herrſchaft zu bringen, weil nicht der Sohn, ſondern der nächſte vom Adel aus den Kindern des Landes zum Nachfolger des Herrſchers genommen wurde[2]). In dieſem heißen und dürren Küſtenlande, deſſen Berge aber mit ſchönen Weiden beſetzt und bewohnt ſind, war immer der Hauptſitz der Myrrhen und Spezereien, auch des ſüdarabiſchen Handels, von Jemen bis Maskat und Hindoſtan, wohin noch jetzt die gewerbtreibenden Hadramauter (die im Auslande nur Beiſchläferinnen nehmen und immer wieder kehren) reiſen und ihre Shawls, Teppiche und Leinwand zu Markte bringen, ſo wie ſie auch Jambna's oder große Meſſer verfertigen, welche die Araber in ihrem Gürtel tragen. Auch führen ſie noch den ſüdarabiſchen Binnenhandel mit ihren Kameelen. Sie ſind fromme Sunniten von der Schaffäiſchen Lehre, und reden einen eigenen, von dem der Jemen's verſchiedenen Dialekt. Leider haben wenig neuere Reiſende dieſes Land beſuchen können, ungeachtet der von einem Hadramauter in Mecca gerühmten Wohlfeilheit und Sicherheit des Landes[3]). Bisher war das Land immer unruhig wegen der vielen Fehden der auf den Bergen wohnenden Häuptlinge, die ihre eigenen Soldaten halten; auch hatten die Wahabiter einige Küſtenſtädte, nicht aber das Innere des Landes beſetzt. Einige Nachrichten über die Produkte und die Städte dieſes Landes kann man bei Seetzen (Zach. a. a. O.) und Niebuhr[4]) finden. Die Städte ſollen alle von den Hamjariten d. h. von der älteſten Zeit herrühren, welches durch die Übereinſtimmung der alten moſaiſchen Geſchlechtsnamen der Chuſchiten mit einigen Ortsnamen dieſer Gegend beſtätigt wird[5]). Abulfeda, der den Ort Hadramaut zu Jemen im engern Sinne rechnet[6]), nennt hier nur zwei Städte Tariam (jetzt Terim) und Schebam, die Hauptſtadt, wo auch noch jetzt einer der mächtigſten Schechs wohnt (bei D'anville unter 67° der Länge und 16° der Breite), vermuthlich der Urſitz Seba's des Sohnes Kaema's (1. Moſ. 10, 25.). Der dabei gelegene Berg zeichnet ſich, nach dem Zeugniß arabiſcher und perſiſcher Geographen, durch Steinbrüche von Karneol, Onyx und Achat aus[7]). Zu Hadramaut im weiteren Sinne des Wortes gehören die kleineren Landſchaften Mahrah, nordöſtlich an Oman und die große Wüſte ſtoßend, und Schehr شحر (nicht Schedſcher oder Sedſchâr, wie in Zachs monatl. Correſp. B. 20. S. 320 aus einer unbekannten arab. Geographie und auf einigen Karten ſteht) eine Landſchaft, welche zwiſchen Mahrah und Hadramaut (im engeren Sinn) an der Küſte liegt, vermuthlich auch noch ſüdlich unter Hadramaut weg den Küſtenſtrich bis zur Gränze Jemens begreift: urſprünglich von den Stämmen Mahrah's, die einen eigenen Dialekt reden, bewohnt. Mahrah, die alte Pforte der Wüſte, iſt zwar dermalen ganz unbekannt[8]). Man weiß aber aus Abulfeda und anderen orientaliſchen Erdbeſchreibern, daß es hier viel Kameele oder Dromedare und Myrrhen, aber wenig Palmen gibt. Auf der Gränze von Schehr aber noch zu Mahrah gehörig liegt die Stadt Merbath مرباط nicht Marbat, eine bequeme Hafenſtadt (unter 71° der L. und 17° der Br.), wo man ſchon vor Alters, wie noch jetzt, den Weihrauch aufkaufte, und wo nach einem unbekannten arabiſchen Geographen[9]) die Männer ihre Schweſtern heirathen, und Weiber und Verwandtinnen den Fremden Preis geben. Hier lag in der Nachbarſchaft das Grabmahl des alten Patriarchen Hud, (ſo Abulfeda und Edriſi) das iſt Eber's, des Vaters Joditan's oder Kachtan's (1. Moſ. 10. V. 25.), deſſen auch im 46ſten Kap. des Korans gedacht wird, und den einer Sage nach die unter Abu Beckr zuerſt hieher dringenden Mohammedaner noch in ſeinem Grabe mit einem Schwerte an der Seite fanden. Auch Niebuhr (der dieſes Grab unweit Keſchin ſetzt) hörte, daß die eifrigen Hadramauter ſich hier noch verſammeln, um das Andenken ihrer alten Propheten (darunter Noah's und Abraham's) zu feiern, und bemerkt dabei, daß es in dieſer Gegend noch einen Ort Kachtan gibt. Von der Landſchaft Schehr, die nach einer von Seetzen mitgetheilten Nachricht (Zach's monatliche Correſp. a. a. O.) 900 arabiſche Meilen lang und 25 breit (?) und faſt durchgängig ſandig iſt (die Einwohner leben nur von Fiſchen und Datteln), konnte Niebuhr nichts erfahren; daher er auch die kleine Hafenſtadt Schâhr wiewohl unrichtig zu Jafa, einem Gränz-

1) Vgl. Ritter's Erdkunde. Th. II. S. 198. 2) *Strabon.* lib. XVI. 3) S. Zach's monatl. Correſp. B. 28. S. 245, vorher 242 u. 241. 4) Beſchr. von Arabien. S. 285 u. f. w. 5) Niebuhr's Arab. S. 293.

6) p. 42 meiner *Abulf.* Arab. descr. 7) S. *Abulf.* Arab. desc. a. a. O. S. 37. 8) Vgl. die vollſtänd. Erdbeſchr. von Gaspari und Haſſel Abth. IV. B. II. S. 470. 9) Zach's monatl. Correſp. B. 20. S. 309.

diſtrikt Jemens rechnet, man muß aber dem ausdrücklichen Zeugniß Abulfeda's zu Folge, die durch ihren Weihrauch (Oliban) berühmte, in der Nachbarſchaft von Merbath (unter 71° der L. und 17° der Br.) gelegene Weltſeeſtadt Chafar (Dafar, gleichnamig der untergegangenen alten Hamjaritenſtadt in der Gegend von Jerim) zur Landſchaft Schehr rechnen, von welcher Stadt Niebuhr glaubt, daß ſie Sephara des Moſes ſei[10]). Sie hatte keinen bequemen Ankerplatz, daher die zu ihr fahrenden fremden Schiffe in Merbath blieben. Abulfeda's Nachricht, daß hier der Kokosbaum (bei den Arabern Nardſchil) und die Betelpflanze (Tenbul), ſo wie andere indiſche Pflanzen einheimiſch wären, wird durch den Ebn Batutah[11]) beſtätigt, der auch Bananen bei Saphar fand (ſo nennt er dieſen Ort), und unter andern bemerkt, daß man hier aus den Fibern der Kokospalmen Stricke zum Nähen der Schiffe bereitet, welche Vorzüge vor den Schiffen hätten, die mit eiſernen Nägeln gezimmert wären. (Arrian, der ſchon den Kokosbaum auf einer der hier an der Küſte liegenden unbekannten Inſeln angibt, erwähnt auch des Gebrauchs der Blätter dieſes Baumes für die Schambedeckung). Nach Ebn Batutah iſt der größte Theil der hieſigen Einwohner mit der Elephantiaſis behaftet, auch herrſche hier wegen der Menge von Fiſchen ein übler Geruch. (*Rommel.*)

HADRANUM (*Ἄδρανον*), eine Stadt in Sicilia, welche ihren Namen von dem Nationalgotte Hadranus hatte, deſſen alter Tempel hier, auf einem Hügel am weſtlichen Abhange des Ätna auf dem öſtlichen Ufer des Symäthus ſtand. Dionyſius der Ältere gründete bei demſelben die Stadt, deren Name ſich bis heute in Aderno erhalten hat. Auch das Flüßchen, welches ſich bei dieſer Stadt, von Norden herab fließend, in den Symäthus ergießt, hieß Hadranum und heißt jetzt Adriano, jedoch gewöhnlicher Gabella*). (*W. Müller.*)

HADRES, großes Dorf des Landes unter der Ens, im Viertel unter dem Manhartsberge, am Pulkabach, zur Herrſchaft Kadolz gehörig, mit Marktgerechtigkeit, 222 Häuſern, einer eigenen kathol. Pfarre (im Decanat an der Pulka), deren Patronat landesfürſtlich iſt. Gehört in den Werbbezirk des Infanterieregiments Erzherzog Karl Nr. 3. Das Landgericht übt die Herrſchaft Kadolz aus, welche auch die Ortsobrigkeit beſitzt. Die Grundherrſchaften ſind: Kadolz, Mailberg und die Pfarre Hadres. (*Rumy.*)

HADRIA (*ἡ Ἀδρία*), eine Stadt in Picenum, welche, obgleich ſie gegen 5 Milliarien von der See entfernt lag, dennoch als Seeſtadt aufgeführt wird, und von welcher bekanntlich einige Schriftſteller den Namen des Hadriaticum Mare ableiten. S. Hadr. Mare. Nach Plinius ſollen die Liburner ihre erſten Bewohner geweſen ſeyn. Die Römer führten ſehr frühzeitig eine Kolonie hierher, und die Stadt erhielt ſich, durch ihre Lage an der Küſtenſtraße, in Wohlſtand, begünſtigt auch durch den Kaiſer Hadrianus, welcher ſein Geſchlecht aus Hadria herleitete. Im Mittelalter verfiel ſie, aber ihr Name hat ſich in dem kleinen Atri aufbewahrt. Hadria lag zwiſchen zwei Flüſſen, welche ſich hier in das adriatiſche Meer mündeten, dem Vomanus im Norden und dem Matrinus im Süden. An dem letztern befand ſich wahrſcheinlich der Hafen der Stadt, denn der Vomanus iſt zu klein, um Seeſchiffe zu tragen†). (*W. Müller.*)

Hadriametum, ſ. Adriametum.

HADRIAN oder ADRIAN, eigentlich ADRIANI (Giambattista), aus einer adeligen Familie, zu Florenz im Jahre 1513, nicht 1511 geb., war ein Sohn des Marcellus (nicht Marcus) Virgilius, Profeſſors der Beredſamkeit und Secretärs der Akademie; als die kaiſerlichen und päpſtlichen Truppen 1530 Florenz zugleich angriffen, mußte er mit vielen ſeiner Landsleute Kriegsdienſte nehmen. Bei dieſer Gelegenheit zeichnete er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Tapferkeit aus. Nach wieder hergeſtellter Ruhe ſetzte er ſeine Studien in Florenz und Padua fort, wurde auf der letzten Univerſität außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1549 aber ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit zu Florenz, wo er auch 1579 ſein irdiſches Leben beſchloß*). Außer mehrern ſchönen gedruckten lateiniſchen Reden, Elegien, Oden und Epigrammen, hat man von ihm: Istoria de' suoi Tempi divise in libri ventidue, di nuovo mandata in luce. Con li Sommarii e tavola delle cose più notabili. In Firenze, nella Stamperia dei Giunti 1583. Fol. mit ſeinem Bildniß in Holz geſchnitten, et in Venezia 1587, 3 partes in 4. libri XXII., welche ſein Sohn Marcellus nach ſeinem Tode herausgab. Es iſt eine mit vieler Beurtheilungskraft, Wahrheit und Genauigkeit geſchriebene Fortſetzung des Guicciardini, oder wie er ſelbſt pag. 3. Edit. in Fol. ſagt, des Varchi, nicht aber, wie es in der Bibl. Hamburg. hist. Centur. V. S. 292 heißt, des Nardi. Sie fängt mit dem Jahre 1536 an und gehet bis zu Ende des Jahres 1573 alſo bis zum Tode Cosmus I. Herzogs zu Florenz. (*Rotermund.*)

Hadrianopolis, ſ. Adrianopolis.

Hadrianus, ſ. Adrianus nebſt allen Zuſammenſetzungen mit Hadrian.

Hadrias, ſ. Hadriaticum mare.

HADRIATICUM MARE[1]), *ὁ Ἀδρίας (κόλπος)* und außerdem bei den Griechen und Römern noch unter verſchiedenen Benennungen vorkommend, wie *ὁ Ἀδριατικὸς μυχός, ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος* oder *θάλαττα, Ἀδριανὴ θάλαττα*, Adria, Hadria, Adrianum, Hadrianum, Adriaticum, Hadriacum mare (sinus, aequor) etc. Die Gränzbeſtimmung des Meeres, welches unter dieſem Namen in den alten Schrift-

10) S. 290 a. a. O. Vergl. m. *Abulf.* Arab. desc. p. 30.
11) Bei Seetzen, Zach's monatl. Correſp. 1819. B. 20. S. 508.
*) S. *Diod.* XIV, 37. *Ael.* nat. anim. XI, 20. *Steph. Byz.*

†) S. *Plin.* III, 14. *Sil. Ital.* VIII, 438. *Strabon.* V. p. 369. *Ael. Spart.* Vit. Hadr. c. V.
*) S. *Ant. Landi* Hist. de la litérature d'Italie, Tom. IV. S. 262. *Mich. Poccianti*us de script. Florent.
1) Vgl. adriat. Meer im erſten Bande, S. 437.

Digitized by Google

ſtellern erſcheint, iſt ſehr ſchwankend. Nach der weiteſten Ausdehnung iſt es gleichbedeutend mit der bei den Römern üblichen Benennung des Meeres, welches die ganze Oſtſeite Italiens bis nach Sicilien umfaßt, Mare Superum. Die engere Bedeutung beſchränkt es aber auf den nördlichen Theil dieſes Meeres, ungefähr in dem Umfange des adriatiſchen Meeres in der neuen Benennung. Die Meerenge von Hydruntum trennt alsdann das Mare Hadriaticum von dem Mare Jonium. Nun iſt aber noch zu bemerken, daß auch das Mare Superum zuweilen das Mare Jonium ausſchließt und ſomit ſynonym mit Hadriaticum Mare, auch in der engen Bedeutung, iſt. Wenn Skylax und Thukydides das Mare Hadriaticum als gleichbedeutend mit dem *Ἰώνιος κόλπος* anführen, ſo muß dieſe alte Benennung des ioniſchen Buſens nicht mit dem ioniſchen Meere verwechſelt werden. Joniſcher Buſen heißt bei den Griechen, ehe die Benennung *Ἀδρίας* herrſchend wird, eben dieſes Meer, wahrſcheinlich, weil die ioniſchen Griechen aus Kleinaſien es zuerſt beſuchten und ihre Landsleute mit demſelben bekannt gemacht hatten. Joniſches Meer hingegen heißt beim Herodotos und Thukydides das ganze Mare ſuperum bis an die Küſten des Peloponneſes. Als nun aber die Benennung *Ἀδρίας* oder Hadriaticum Mare die gewöhnliche wurde für das Meer von dem Paſſe bei Hydruntum bis zum tergeſtiniſchen Meerbuſen, ſo ſchränkte ſich der Umfang des ioniſchen Meeres auf den ſüdlichen Theil des Mare ſuperum, von Hydruntum bis an die Küſten des Peloponneſes und Siciliens ein: und ſo iſt die römiſche Benennung Ionium mare zu verſtehen. Nahm man aber Mare Hadriaticum in der weiteſten Bedeutung, ſo war der ioniſche Buſen nur ein Theil desſelben[2]).

Was den Urſprung des Namens betrifft, ſo iſt die wahrſcheinlichſte Herleitung die von dem Worte *ὁ Ἀδρίας*, mit welchem Herodotos den Küſtenſtrich an den Mündungen des Padus bezeichnet[3]). Auf der Weſtſeite dieſer Landſchaft Adrias lag das Städtchen Atria, jetzt Adria, zwiſchen den Mündungen des Po und der Etſch, und dabei die Paludes Atrianorum und viele alte künſtliche Kanäle. Die eine Etſchmündung, nahe bei Atria, welche Ptolemäos Atrianos benennt, heißt bei Stephanos Hadrias, und ſo zeigen alle dieſe Namen auf eine weit ausgedehnte Bedeutung von Adrias an dieſer Küſte hin. Dazu kommt, daß, nach Livius und Plinius, eine tusciſche Völkerſchaft, alſo gebildete und gewiß Schifffahrt und Handel treibende Menſchen, die älteſten Bewohner dieſes Küſtenſtriches waren, welche vielleicht Adrianer hießen[4]). So brauchen wir alſo das Meer nicht von der Stadt Atria zu benennen, welche darauf wohl nicht viel mehr Anſprüche haben kann, als das ſüdlichere Hadria in Picenum, ſondern von der Landſchaft Adrias. Jenes Hadria kann, vermöge ſeiner Lage, fünf Milliarien von der Seeküſte[5]), und ohne Berührung mit einem großen ſchiffbaren Fluſſe, nie eine meerbeherrſchende Stadt geweſen ſeyn. Und wie ſollte es alſo ein Meer benannt haben? — Mit der hier angenommenen Herleitung des Namens des Mare Hadriaticum ſtimmen auch einige oben angeführte Benennungsarten desſelben, beſonders bei Polybios, welcher *ὁ Ἀδρίας* als Hauptwort ſtets ohne Verbindung mit *κόλπος* gebraucht. Sein Epitheton iſt *Ἀδριατικός*, und zuweilen ſagt er: *ὁ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλπος* und *ἡ κατὰ τὸν Ἀδρίαν θάλαττα*, einmal ſogar: *οἱ κατὰ τὸν Ἀδρίαν κόλποι*[6]). (*W. Müller.*)

HADSCHAR (Hadsiar) هَجَر, ſo heißt die ganze oſtarabiſche, nach Oſten an den perſiſchen Meerbuſen, nach Norden an das Gebiet von Basra, nach Weſten an Nadſched und Jamamah, nach Süden an Oman gränzende Provinz, von der die Küſtengegend und Inſelgruppe von Bahhrain nur ein Theil iſt (S. dieſen Artikel oben Th. VII. S. 131 bei Bahrein Bahhrain). Man nennt auch dieſe Provinz El-Haſſa oder Lachſa richtiger Al-Ahhſa الأحسا (nicht Heſſe) von der Stadt gleiches Namens, deren ſandiger, vom Waſſer durchdrungener Boden mit dieſem Worte bezeichnet wird[1]). Dieſe im Alterthum durch das Handelsvolk der Gerrhäer, in neueſter Zeit durch die von den Briten beſiegten und zurückgedrängten arabiſchen Korſaren, zu allen Zeiten durch die Perlenfiſcherei berühmte Gegend hat ſo viel Datteln, daß man bei den Arabern ſprichwörtlich ſagt: Datteln nach Hadſchar bringen. Die darin wohnenden Beduinen, welche im Bund mit den Wahabiten ſtehen, und von denen die Beni Chaled und Muſſilim auf dem feſten Land, Dſchiwaſſem auf den Inſeln die mächtigſten ſind (die Montefidi wohnen nördlicher nach dem Euphrat zu) ſind Sunniten oder Rechtgläubige, die Städtebewohner, ſo wie die Einwohner von Bahhrain Schiiten (Abtrünnige, oder Aliten, wie die Perſer ihre Nachbaren). Das ganze Land, ehemals eine türkiſche Provinz, jetzt unter zertheilter Herrſchaft der eingebornen Stämme, iſt in Gefahr von den Briten beſetzt zu werden, deren Siege über die Dſchiwaſſem und andern Inſelbewohner, ſo wie ihre Handelsſtationen an der Küſte eine merkwürdige Erſcheinung unſerer Zeit iſt[2]). Unter den Städten ſind zu bemerken Katif القطيف an einem Buſen des Meeres, wo nach Abulfeda die bis an die Stadtmauern dringende Seeflut die Anlandung der Schiffe ſo ſehr begünſtigte[3]), ſchwerlich, wie Mannert glaubt, das (weiter ſüdlich zu ſuchende) Gerrha der Alten, wenn auch Abulfeda die Lage von

2) Leitende Stellen in dieſer Verwirrung ſind: *Herod.* VI, 137. VII, 20. *Thucyd.* I, 24. *Scyl.* p. 5 u. 11. *Strabo* II, p. 185. *Eustath.* ad *Dion. Perieg.* v. 92. über die verſchiedene Bedeutung von Mare Sup. ſ. *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 5. 20. *Pomp. Mel.* II, 4. 3) *Herod.* I, 163. V, 9. Vgl. Mannert's Geogr. von Italia. I. S. 9 ff. 4) *Liv.* V, 33. *Plin.* III, 16.

5) *Plin.* hat irrig ſieben angegeben. Vgl. Hadria. 6) S. Mannert a. a. O.

1) Vergl. meine *Abulf.* Arab. descr. p. 91. und Niebuhrs Arab. S. 339. 2) S. Ritter's Erdkunde Th. II. S. 156. 157. 166. 167. 3) S. Abulf. nach meinem Commentar S. 90.

Digitized by Google

Katif zu weit nördlich (nämlich 6 Tagereiſen von Basra) ſetzen ſollte [4]). Öſtlich von Katif eine halbe Tagereiſe davon lag nach Abulfeda eine Stadt Tarut (an Weintrauben reich) der Waſſerflut ſo ausgeſetzt, daß ſie bis zur Zeit der Ebbe eine Inſel wurde, wie noch zur Zeit Niebuhrs [5]), dann aber wieder gangbar bis nach Katif [6]). Zwei Tagereiſen ſüdweſtlich von Katif lag Ahhſa (wovon die Provinz auch ihren Namen erhalten hat), der Hauptſitz der kurz nach Muhammed aufgetretenen Karamatah [7]). Dieſe Stadt hieß auch Hadſchar, wie die Provinz [8]), iſt aber verſchieden von dem kleinen auf Niebuhrs Karte des perſiſchen Meerbuſens (S. 310 der Beſchr. Arab.) weiter ſüdlich angegebenen Hafen Adſiar, den Einige für Gerrha halten [9]). Der alte Hafen Catara findet ſich in dem neben Adſiar liegenden Hafen Gattar, der Bahhraininſel gegenüber wieder. Hier herrſchte zur Zeit Niebuhrs der Stamm der Muſſillim, der auch weiter ſüdöſtlich an dieſer Küſte die Hafen von Huâle, Juſoſie und Farâha beſaß, und daſelbſt an das kleine Gebiet der Beni As ſtieß. Ob die im Weſten der Inſel Charedſi خارج (nicht Scharadſche) gelegene gerühmte Hafenſtadt Ras al Khyma (nach Andern Ras-El-Khraim), des Algier des Schechs der furchtbaren Dſchwaſſem, deren Arſenale 1809 von den Briten zerſtört wurden, noch zur Provinz Hadſchar gehört [10]) iſt zweifelhaft. Nach Niebuhr gehört aber in dieſer nördlichen Gegend noch die einige Tagereiſen unter Basra gelegene Hafenſtadt Rounit mit 10,000 Einwohnern und 800 Schiffen dazu, in deren perſiſchem Namen Grân (Krain قرين) er eine Ähnlichkeit mit Gerrha findet, obgleich die Lage dieſes Orts weiter ſüdlich geſucht werden muß. Merkwürdig iſt aber das Stillſchweigen der neueren Reiſeberichte über die Stadt Kathemah كاظمة, welche nach Abulfeda zwiſchen Basra und Katif in gerader Linie, zwei Tagereiſen von jener, von dieſer vier Tagereiſen entfernt lag (eine ſo genaue Beſtimmung, daß man dadurch ſeine Angabe von der Lage Katifs beſtätigt findet), ein berühmter Standort der Araber wegen der grasreichen Plätze und der in der Nähe der Meeresflut gelegenen Brunnen. Er rechnet ſie bald zu Bahhrain, bald zur Wüſte von Basra [11]). Dieſe ganze Gegend, zu der weder Niebuhr noch Seetzen kamen, verdiente die genauere Unterſuchung eines Engländers, unter dem Schutz der daſigen Handelsſtationen ſeiner Nation [12]).

(Rommel.)

HADSCHAR oder HADJAR-ALASSOVAD *), d. h. der ſchwarze Stein. So benennen die Muhammedaner einen wunderbaren Stein von ſchwarzer Farbe, welcher an einem Pfeiler der Halle des Tempels zu Mekka befeſtigt iſt, in dem ſüdöſtlichen Winkel der Kaaba. Er hat mancherlei Schickſale und Veränderungen erlitten. Nach Khandemirs Bericht, im Leben des Muhamed, wurde er ſeit den älteſten Zeiten im Tempel zu Mekka verehrt. Damals waren die Dſchorhamiden die Wächter des Tempels, und als die Banu Modar (Söhne Modar) die Stadt Mekka erobert hatten, flüchtete Amru Ben Hareth, das Oberhaupt der Dſchorhamiden, mit dem Steine und verbarg ihn in dem Brunnen Zempem. Hier lag er lange Zeit, bis Abdalmothleb, Muhamed's Großvater, durch eine Offenbarung unterrichtet, ihn herauszog und wieder im Tempel aufſtellen ließ. Als unter dem Kalifat des Moktader die Karmathen oder Karmothianer Mekka plünderten, nahmen ſie den Stein weg und erſt nach mehr als zwanzig Jahren wurde er zurück gebracht. Ein kleines Stück davon ließen die Kaliſen in einen Thorpfoſten ihres Palaſtes zu Bagdad einmauern, wodurch alle Hinein- und Herausgehende ſich verbunden hielten, ihn zu küſſen.

Die Muhammedaner küſſen den Hadjar Al Aſſovad bei ihren Wallfahrten mehrere hundert Male und ſchreiben ihm viele wunderbare Kräfte zu. Er ſoll ein mageres Kameel, das ihn trägt, fett machen, zuweilen ſo leicht ſeyn, daß er auf dem Waſſer ſchwimmt, und zuweilen ſo ſchwer, daß mehrere Ochſen und Pferde nicht im Stande ſind, ihn von der Stelle zu bewegen. Seine ſchwarze Farbe ſoll von den Sünden der Menſchen herrühren. Denn früher war er weiß und fiel mit dem Adam aus dem Paradieſe auf die Erde **). ***(R.)***

Hadschi, ſ. am Ende dieſes Bandes.

Hadschi, Emir al, ſ. am Ende dieſes Bandes.

HADSCHI HAMSA, ein osmaniſcher Kaſaban im Sandſchak Tſchurum des Paſchalik Siwas, groß und mit Bädern, Hafen- und Kaufmannsbuden angefüllt. ***(G. Hassel.)***

Hadschibei oder Gadschibei, ſ. Odessa.

HADSCHREK, einer der 15 Sandſchaks, worein der Paſchalik Tſchaldir oder das osmaniſche Georgien abgetheilt iſt. Er hat von einem Kaſaban und Schloſſe den Namen. ***(Hassel.)***

Hadusfalva, ſ. Hadersdorf.

HADY MUZA, der vierte Khalif der Abaſſiden, der Sohn Al Modil und der ältere Bruder des großen Harun, folgte dem Vater 785, und wurde von den Arabern als Khalif anerkannt. Aber er glich ſeinem großen Vorfahrer nicht, und wurde von einem kleinlichen Geiſte beherrſcht, der ihn eiferſüchtig auf die hervorſtechenden Talente ſeines Bruders und ſeiner Verwandten machte. Im Begriff, ſich dieſe von der Seite

4) S. Mannert's Bemerkungen hierüber im V. Th. ſeiner Geogr. S. 148. 149. 5) S. 341. a. a. O. 6) S. Abulf. a. a. O. p. 92. eine Notiz, die Ritter a. a. O. S. 160 irrig auf Kathema bezieht. 7) S. Sale zum Koran discours préliminaire. p. 184. 8) *Abulf.* a. a. O. p. 92. Vergl. auch meine Bemerk. in den geogr. Ephem. B. 14. S. 27. 9) Ritter's Erdk. Th. II. S. 160. 10) S. vollſtändige Erdbeſchr. von Gaspari und Haſſel Abth. IV. B. II. S. 478. 11) S. Abulf. a. a. O. S. 96. 12) Vergl. history of Seyd Said, Sultan of Maskat, together with an account of the Persian Golf particularly of the Wahabees By *Shaik Mansur*, a native of Rome. Translated from the origin. Italian. Lond. 1819.

*) Bei *Herbelot* Bibl. Orient. Hagiar Alassovad. Andre ſchreiben Hadschr ul esswed. **) *Herbelot* l. c. Majer's Mythol. Lexikon.

Digitized by Google

zu ſchaffen, ließ ihm ſeine Mutter Khaizeran Giſt beibringen, und er ſtarb nach einer 15monatlichen Regirung 786, ohne Etwas für die anwachſende Größe des Reichs gethan zu haben. Doch hatte er das Glück, daß der Alide Huſſein ben Ali, welcher ſich in Arabiſtan gegen die Abaſſiden erhoben hat, durch ſein Haar unterdrückt und getödtet wurde. Ihm folgte auf dem ruhigen Throne Harun al Raſchid. Nach Ockley und Marigny. *(H.)*

HAFAIVA, HAFAIVE, eins der kleinen Eilande, welches zu der Gruppe Kotu des Tongaarchipels gerechnet wird. Es liegt neben der Hauptinſel Kotu, iſt von einem Korallenriffe eingeſchloſſen, aber mit ſtarker Vegetation bekleidet, gut angebauet und bewohnt. *(G. Hassel.)*

HAFAR, ein Kaſaban im Lande des arabiſchen Stamms Beni Kiab der iranſchen Provinz Khuſiſtan: er liegt an einem Arme des Karun. *(G. Hassel.)*

HAFEDHAH, HAFEDAH, eine Gottheit der alten Araber, und namentlich der Aditen, eines Stammes, welcher das Land Hadramaut in Jemen bewohnte. Es werden überhaupt vier Götzen der alten Araber namhaft gemacht: Haſedah, welcher die Reiſenden ſchützt und ſegnet; Sakiah, der Regengeber; Razekah, welcher über die Bedürfniſſe des Lebens ſchaltet; und Salemah, der die Kranken heilt und die Geſunden erhält. Der Patriarch Heber, der Hud des Korans, ſoll dieſe Götzen geſtürzt haben. Im Koran heißt es: „An den Stamm Ad haben wir den Hud geſchickt, der ihm ſagen mußte: O meine Brüder, dient nur Gott allein; es iſt ſonſt kein Gott außer ihm. Was ihr euch eingebildet habt, ſind falſche Götzen. Bekehret euch zu eurem Schöpfer, ſo wird er eure von dreijähriger Dürre ausgeſogenen Felder durch einen Regen befeuchten." Aber die Aditen gehorchten und glaubten dem Propheten nicht, der ſich mit wenigen Gläubigen in die Gegend zurückzog, wo hernach Mekka erbauet wurde. Unter Anrufung des Haſedah wanderten ſie nach der Provinz Hegiaz, und dort ſtellte ſich, während Einige ſich zu der neuen Lehre hin gezogen fühlten, ein eifriger Anhänger des Haſedah an die Spitze der Betenden und rief: Herr, gib den Aditen einen Regen, wie dir gefällig iſt! Da zeigten ſich drei Wolken am Himmel, eine weiße, eine rothe und eine ſchwarze, und zugleich hörte man eine Stimme, welche rief: Wähle! Der Adit glaubte, die ſchwarze Wolke ſei die wäſſerigſte und wählte dieſelbe. So kehrten die abgöttiſchen Pilger wohlgemuth in ihre Heimath zurück. Die ſchwarze Wolke kam, aber aus ihr hervor ſtürmte ein kalter und heftiger Wind, welcher in ſieben Tagen und Nächten das ganze Volk ſammt ſeinen Götzen ſpurlos vertilgte †). *(R.)*

HÄFELI (Johann Kaspar), der Vater, gebürtig von Zürich, einer der vorzüglichſten teutſchen Kanzelredner neuerer Zeit. Er wurde den 1ſten Mai 1754 in dem thurgau'ſchen Dorfe Baſadingen geboren, wo ſein Vater, Johann Kaspar, Prediger war. Seine Ältern verlor er in zarter Jugend, wurde dann zu Winterthur von mütterlichen Verwandten erzogen, und erhielt auf dem Gymnaſium zu Zürich ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Hier zeichnete er ſich durch Aufmerkſamkeit, Beſtimmtheit und Klarheit ſeiner Antworten und ſchriftlichen Arbeiten, angeſtrengten Privatfleiß und dadurch erworbene gründliche Kenntniſſe bald rühmlich aus. Denn ſchon damals bewies er in Allem ein auf's Tiefe und Gründliche gerichtetes Forſchen, das ihn auch durch's ganze Leben charakteriſirte, und ihm alle Oberflächlichkeit verhaßt und verächtlich machte. Eine gewiſſe Verſchloſſenheit und ein düſterer Sinn, vielleicht zum Theil auch durch den Eindruck bewirkt, den der Verluſt der Ältern auf den tief fühlenden Knaben gemacht hatte, begünſtigte jene Richtung ſeiner Studien. Mit ſeinen Mitſchülern hatte er daher wenig Umgang. Im Jahre 1773 wurde er ordinirt, und hierauf ſeinem betagten mütterlichen Großvater, Kaspar Freudweiler, Pfarrer des zürcheriſchen Dorfes Ellſau, als Vikar zugegeben. Etwas mehr als drei Jahre beſorgte er die Pfarrgeſchäfte mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wurde in der Umgegend als Prediger rühmlichſt bekannt. Seine Verbindung mit einer treuen Lebensgefährtinn, Regula Trachsler von Zürich, führte ihn im Frühjahre 1777 nach Zürich zurück, wo er ſich 7 Jahre mit dem Unterrichte von Jünglingen beſchäftigte, die zum Theil in ſeinem Hauſe Koſt und Wohnung hatten. Zu letztern gehörte auch der ſelige Profeſſor Georg Müller von Schafhauſen. Während ſeiner Studienjahre war er mit dem frommen und geiſtreichen Pfenninger in Zürich, Lavaters eifrigem Anbeter, und dadurch mit Lavater ſelbſt bekannt geworden, wodurch zwar einsweilen ſeine theologiſchen Anſichten eine dem Geiſte dieſer Männer entſprechende Richtung erhielt, ohne daß jedoch ſein Sinn für eignes, tieferes Forſchen geſchwächt worden wäre, welcher ihn vor ſklaviſchem Nachbeten und andern Verirrungen bewahrte, und nachher zu weit freiern Anſichten führte. Auf Lavater's Empfehlung erhielt er im J. 1784 einen Ruf nach Wörlitz als Hofkapellan des Fürſten von Deſſau und als Vorleſer ſeiner Gemahlinn, bei denen Lavater Alles galt. Es iſt kein Zweifel, daß die Entfernung aus den bisherigen Umgebungen ſeiner theologiſchen Selbſtſtändigkeit, die er nun immer mehr zeigte, ſehr beförderlich war. Bis zum September 1792 blieb er in dieſem Verhältniſſe, und begleitete die Fürſtinn auf ihren Reiſen: dann wurde er nach ſeinem Wunſche, damit ſeine beiden Kinder die Schule zu Deſſau beſuchen könnten, dahin als Conſiſtorialrath verſetzt, mit dem Auftrage, abwechſelnd Sonntags zu predigen. So kurz ſein Aufenthalt daſelbſt war, ſo wirkte er doch als Prediger und durch die Stiftung der anhalt-deſſau'ſchen Paſtoralgeſellſchaft ſehr wohlthätig, ſo daß die Burgerſchaft höherer und niederer Stände zu Deſſau, als Häfeli im März 1793 von der Gemeinde zu St. Ansgarii in Bremen zum dritten Prediger berufen wurde, den Fürſten dringend bat, dem Lande dieſen Mann zu erhalten. Die Antwort des Fürſten lautete: „Es ſoll Mich ſehr freuen, wenn der Conſiſtorialrath H. hierauf Rück-

†) *Herbelot* Bibl. orient. Vgl. Ad, Aditen, I, 355 f.

Digitized by Google

ſicht nehmen will und kann, und werde Ich das Meinige hierzu möglichſt beizutragen ſuchen.“ Indeſſen nahm H. den Ruf nach Bremen an, wo er ſich anfänglich in den neuen Verhältniſſen nicht recht gefiel, bis der glückliche Erfolg ſeines Predigtamtes ihn allmälig in eine frohere Stimmung verſetzte. Ganz ausgezeichnet als Prediger, wovon nachher die Rede ſeyn wird, wirkte er auch in andern Beziehungen höchſt wohlthätig zu Bremen. In Verbindung mit Ewald, der 1796 nach Bremen berufen wurde, errichtete er aus Beiträgen der Einwohner eine Bürgerſchule als Privat-Inſtitut, die zwar nach mehrern Jahren wieder einging, aber den Nutzen hatte, daß die öffentliche Schule dem Bedürfniſſe gemäßer eingerichtet wurde. Die Verleihung der theologiſchen Doctorwürde durch die Fakultät zu Marburg, den 23. Jan. 1798, war eine verdiente Anerkennung ſeines Werthes. Vier Jahre nachher, 23. Apr. 1802, wählte ihn der Senat zum Profeſſor der Theologie am Gymnaſium zu Bremen, und als im J. 1804 der Paſtor Primarius an der Kirche St. Ansgarii ſtarb, wurde er von der Gemeinde zur zweiten Predigerſtelle gewählt. Allein noch in demſelben Jahre erhielt er vom Fürſten von Anhalt-Bernburg einen Ruf als Superintendent, den er auch annahm. Im Mai 1805 trat er dieſe Stelle an, und bekleidete dieſelbe mit großem Ruhme bis zu ſeinem allzu frühen Hinſcheiden im 57ſten Altersjahre, den 4. Apr. 1811. Verſuche, den ausgezeichneten Mann ſeinem Vaterlande wieder zu gewinnen, waren mißlungen, und die Stelle eines Profeſſors der didaktiſchen Theologie an der Akademie zu Bern, die ihm 1808 angetragen wurde, lehnte er eben ſo wohl ab, als eine vorgeſchlagene Hofpredigerſtelle zu Berlin oder Potsdam, zwiſchen welchen er ſelbſt wählen ſollte. Häfeli hinterließ eine Witwe, die ihm im nächſten Jahre folgte, einen Sohn und eine Tochter. — Als gelehrter Theologe erhob ſich Häfeli zu einer nicht geringen Stufe durch gründliche, in allen Verhältniſſen fortgeſetzte und in ſchönem Gleichgewichte gehaltene philologiſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Studien. Seine tiefe Kenntniß der Kirchengeſchichte beweiſen die Vorleſungen, die er zu Bremen über dieſe Wiſſenſchaft hielt [1]). In der Philoſophie vertraut mit allen, auch den neueſten Syſtemen, unterwarf er ſich keinem, und hier ſo wenig als in der Theologie gab es für ihn ein Stilleſtehen, oder ein Verwerfen oder Annehmen irgend einer neuen Anſicht, ehe er ſie ſorgfältig geprüft hatte. Aber je mehr dadurch der ſeinem ganzen Weſen natürliche Geiſt des Prüfens geſchärft wurde: deſto mehr gewann auch ſeine Selbſtſtändigkeit. Beweiſe davon gab er ſchon zu Deſſau, noch ſtärkere dann zu Bremen. Das religiöſe Gefühl ſelbſt, das im Umgange mit Lavater und Pfenninger viele Nahrung gefunden hatte [2]), blieb immer gleich innig: aber es wurde immer mehr geläutert und reiner durch die Fortſchritte in wiſſenſchaftlicher Bildung. Häfeli's hellere Anſichten in ſpätern Jahren beweiſen beſonders die Recenſionen theologiſcher Schriften, welche er vom Jahre 1801 bis 1804 für die Marburger theologiſchen Annalen verfertigte [3]), und man muß die frühere Periode ſeines theologiſchen Lebens, die auch noch einen Theil ſeines Aufenthaltes zu Deſſau umfaßt, wohl von der ſpätern unterſcheiden. Deßwegen mußte ſich auch das Verhältniß zwiſchen ihm und Lavater allmälig ganz umgeſtalten, je mehr Letzterer in gründlichen Kenntniſſen gelehrter Theologie zurück blieb. — Vorzüglich glänzt Häfeli als Kanzelredner. Schon in jüngern Jahren entwickelte ſich ſein ausgezeichnetes Talent, und erregte zu Zürich, weil gerade damals Lavater, als Redner mit Recht ſo berühmt, krank war, den Wunſch, Häfeli von der Reiſe nach Deſſau abzuhalten. Je mehr dann der Schatz ſeiner Kenntniſſe anwuchs, je tiefer er in's Innerſte des menſchlichen Herzens blickte, durch die mancherlei Berührungen, in die er kam, und beſonders durch die Wachſamkeit, womit er die leiſeſten Regungen ſeines eignen Herzens beobachtete, und je klarer und reiner, aber eben dadurch auch, bei gleicher Innigkeit, kräftiger und ſicherer ſein ſittliches und religiöſes Gefühl wurde: deſto gehaltreicher und ergreifender wurden ſeine Predigten. Eine beſondere Stärke beſaß er in moraliſchen Ermahnungen, Warnungen, Ermunterungen, Strafen oder den ſo genannten Nutzanwendungen. Der Eindruck war um ſo ſtärker, da Alles als augenblicklicher Erguß ungeheuchelter Empfindung und eines ergriffenen Gemüthes erſchien, und nirgends eine Spur mühſamer Vorbereitung ſich zeigen konnte. Denn der allmälig geſammelte Reichthum von Ideen gab ihm endlich eine ſolche Sicherheit, daß er auch vor einem an treffliche Prediger gewöhnten, und ſie zu beurtheilen fähigen Auditorium, wie dasjenige zu Bremen, oft nur nach kurzen Entwürfen, zuweilen auch ohne irgend Etwas ſchriftlich aufgeſetzt zu haben, nach bloßer Meditation, und doch immer mit großem Erfolge predigte. Unſtreitig wurde der Eindruck, welchen er machte, durch ſein ganzes Äußeres ſehr befördert. Häfeli's College zu Bremen, Stolz aus Zürich, ſchildert dieß trefflich in der Vorrede zu den nachgelaſſenen Schriften: „Seine ganze Geſtalt, ſein kräftiger Körperbau, ſein auffallend markirtes und dabei wohl proportionirtes, blaſſes Geſicht, ſein unter den Stirnknochen tief liegendes Auge, ſein durchdringender Blick, der ſein choleriſch-melancholiſches Temperament ſchon dem dunkeln phyſiognomiſchen Gefühle empfindbar machte, ſeine gewaltige, ſelbſt die größte Kirche füllende Stimme, ſeine ſcharfe Articulation jedes Wortes, ſeine ſchöne Diction, ſein edler Anſtand, ſeine ausdrucksvolle Geberdenſprache, die gehaltene Kraft und die durch ſein ganzes Äußeres ſich ankündigende Würde ſeiner Rede hatte etwas Impoſantes für Reiche wie für Arme, für Gelehrte wie für Ungelehrte. Alle fühlten ſich ergriffen durch die Macht ſeiner Beredſamkeit u. ſ. w.“ Häfeli war von der Natur zum Redner beſtimmt, und das angeborene Talent zeigte ſich im höchſten Glanze,

1) Man findet ſie im zweiten und dritten Bande von Häfeli's nachgelaſſenen Schriften, herausgegeben von Stolz. Winterthur 1813. 3 Bde in 8. 2) Pfenninger gedenkt Häfeli's einige Male in den bekannten Zirkelbriefen.

3) Ein Theil derſelben iſt im dritten Bande ſeiner nachgelaſſenen Schriften wieder abgedruckt.

Digitized by Google

weil es durch die trefflichſte, meiſt durch ſich ſelbſt gewonnene Ausbildung unterſtützt wurde. Denn auch die äſthetiſche Bildung vernachläſſigte er neben den ernſtern Studien keineswegs. Es iſt höchſt merkwürdig, ja es ſcheint ſogar ein Widerſpruch, daß der tiefſinnige, verſchloſſene und zur Hypochondrie geneigte Jüngling, der mit eiſernem Fleiße ſeinen Studien oblag, zu gleicher Zeit alles verſchlang, was im Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften einige Bedeutung hatte, und dabei vom Scherzhaften eben ſo ſehr als vom Ernſten angezogen wurde, ja ſelbſt das Mittelmäßigſte nicht verſchmähete. Was auf Viele ſo verderblich wirkt, unmäßiges Romanenleſen, war für Häfeli in ſeiner Jugend ein Gegengift gegen das Finſtere und Herbe ſeines Charakters. Später bedurfte er deſſen nicht mehr; denn ſo wie bei Andern eine ſolche Anlage mit zunehmenden Jahren immer nachtheiliger wirkt, ſo hatte hingegen Häfeli eine ſolche Gewalt über ſich ſelbſt errungen, daß er nach und nach mittheilender und umgänglicher wurde, ſo daß, wer ihn erſt in Teutſchland kennen lernte, nur die Kraft und Tiefe, aber keineswegs mehr die urſprüngliche Bitterkeit des Charakters erkennen konnte. Seine Einbildungskraft hatte übrigens durch das Leſen jener Schriften einen reichen Schatz von Bildern gewonnen, die er auch als Prediger trefflich benutzte; und obgleich er ſich allmälig nur auf das Vorzüglichere aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften beſchränkte: ſo blieben ihm doch einige Romane als Jugend-Erinnerung Zeit Lebens werth, wie z. B. Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, die er von Zeit zu Zeit wieder las. — Als Menſch wird Häfeli dadurch deſto achtungswürdiger, daß jene Kraft des Charakters, jene Überlegenheit der Kenntniſſe und Talente ihn nicht zum Stolze verleitete: im Bewußtſeyn ſeines Werthes duldete er zwar keine Zurückſetzung; aber vorherrſchend blieb immer ein reines ſittliches Gefühl, das ihn abhielt, Andern ſein Übergewicht auf drückende Weiſe fühlen zu laſſen. — Was Häfeli im Drucke erſcheinen ließ, iſt von keinem großen Umfange [4]): aber der Gehalt ſeiner ſpätern Schriften (außer den oben angeführten Recenſionen meiſtens Predigten), und beſonders die nachgelaſſenen Schriften ſichern ihm den Namen eines vorzüglichen, wenn ſchon nicht fruchtbaren, Schriftſtellers. Denn ſo ſchnell er auch Etwas zu entwerfen im Stande war, ſo langſam arbeitete er es aus, und arbeitete es oft mehrere Male ganz um, ehe er einiger Maßen damit zufrieden war. Das reifſte Werk ſeines Geiſtes ſind wohl die drei Predigten über die Reformation. 1790. — Ein ſprechend ähnliches Bild vom Jahre 1778 findet ſich in Lavater's franzöſ. Phyſiognomik (Tom. 3. p. 110), und es verlohnt ſich der Mühe, Lavater's Bemerkungen darüber an dieſer Stelle, und in der teutſchen Phyſiognomik (Th. 3. S. 38) und endlich in der kleineren von Armbruſter heraus gegebenen Phyſiognomik (Th. 3. S. 232) zu vergleichen.

(*Escher.*)

4) Das Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in der Vorrede zum erſten Theile der nachgelaſſenen Schriften.

HÄFELI, Johann Kaspar, der Sohn des Vorigen; geb. zu Zürich 1779. In dem durch vorzügliche Talente und ausgebreitete Kenntniſſe zu großen Hoffnungen berechtigenden Jünglinge ſchien der treffliche Vater verjüngt. Seine Bildung erhielt er neben der Leitung des Vaters zuerſt auf dem Gymnaſium zu Bremen, dann auf den Univerſitäten Helmſtädt und Göttingen. Im J. 1803 kam er in ſein Vaterland zurück, wo er im Frühjahr 1804 als erſter Lehrer an die Stadtſchule zu Frauenfeld im Thurgau berufen und 3 Jahre ſpäter auch zum Actuarius des dortigen Kirchenrathes gewählt wurde. Die Klarheit, Beſtimmtheit und Gründlichkeit ſeines Unterrichtes bleibt bei ſeinen Schülern in dankbarem Andenken. In dieſer Zeit gab er heraus: Ebene und körperliche Elementar-Geometrie. Zürich und Leipzig. 1806. Später erſchienen von ihm, Griffe aus meinem Gedankentopf, die den tiefen Denker beweiſen; hingegen wurde ihm unrichtig Antheil an der Schrift, Über Schwärmerei, zugeſchrieben. Eine vorzügliche metriſche Überſetzung des 104ten Pſalms beweiſet ſeine gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache, ſo wie ſeinen gebildeten Geſchmack und ſein dichteriſches Talent. — Den 16. Oktober 1809 erhielt er vom Herzoge von Anhalt-Bernburg einen ehrenvollen Ruf als Kapellan an der Schloßkirche zu Bernburg und Pfarrer des Filialdorfes Dröbel. Allein bald entwickelte ſich eine Anlage zur Lungenſchwindſucht, die ihn endlich im Junius 1811, da durch das Hinſcheiden des Vaters auch das Band gelöſet war, wodurch er an Bernburg gefeſſelt wurde, nöthigte, ſeine Entlaſſung zu begehren. Mit dem rühmlichſten Zeugniſſe erhielt er dieſelbe. Allein die Hoffnung, im Vaterlande die Herſtellung ſeiner Geſundheit zu finden, ging nicht in Erfüllung. Er verwaltete zwar nach ſeiner Rückkunft in die Schweiz im Junius 1811 wieder einige Zeit das Actuariat des thurgau'ſchen Kirchenrathes; allein den 31. Oktober 1812 machte das unheilbare Übel ſeinem ſchönen Leben ein zu frühes Ende.

(*Escher.*)

HAFEN, SEEHAFEN, FLUSSHAFEN. Einleitung. Ein Ort zum ſicheren Aufenthalte, zu einem Bergeplatze der Schiffe, zu ihrer Beladung und Entladung, Bemannung und Entmannung, Ausrüſtung und Abrüſtung beſtimmt, iſt zur Förderung der Schifffahrt im Frieden und im Kriege unentbehrlich. Er wird am Meere und an Landſeen, ſo wie an Flüſſen gebraucht, und unterſcheidet ſich hauptſächlich ein Mal als Seehafen und Strom- oder Flußhafen, dann wieder in beiden Arten als Kriegs-, als Handlungs- und als Fiſcherhafen, durch nothwendig größere und kleinere Waſſertiefe, und mehr und weniger bedeutenden Umfang und Maſſe der ihn beſtimmenden Theile. Die Handlungshäfen ſind manchmal bloß ſolche, die zum Ein- und Ausladen der Waaren als Ladungshäfen, und andere, die nur als Niederlagshäfen gebraucht werden. Ein gemiſchter Hafen iſt derjenige, der für Kriegs- und Handlungsſchiffe zugleich beſtimmt iſt.

Ein Hafen muß, um der oben angezeigten Beſtimmung vollkommen zu entſprechen, eine Rhede ſeyn, die zur

Digitized by Google

Schiffahrt und zum Handel bequem eingerichtet, von allen Seiten gegen den Einfall der Sturmwinde, gegen Räuber und Staatsfeinde, und von der Waſſerſeite her noch beſonders gegen das Eindringen aufgeregter Wellen geſchützt iſt, von dieſer Seite auch zugleich durch eine Einfahrt, die *Mündung* und *Hafenmund* heißt, mit der See oder mit dem Strome in Verbindung ſteht. Eine *Rhede* aber iſt ein Ort, der unfern vom Geſtade, über einem guten Ankergrunde eine der Art und Größe der Schiffe, die ſich hier vor Anker legen ſollen, angemeſſene Waſſertiefe hat. Ein *Hafen entſteht* alſo, wenn eine Rhede von allen Seiten mit hohen *Dämmen*, die man *Hafenwände*, *Hafenhäfter* und *Molen* nennt [1]), mit Uferbefeſtigungen oder *Kaien*, und mit andern Gebäuden zur Bewirkung der eben bezeichneten Sicherheit und Bequemlichkeit umfangen, und mit einem zweckmäßigen Hafenmunde von der See oder dem Strome her verſehen wird. Dieſe Art Häfen pflegt man dann beſonders *künſtliche Häfen* zu nennen. Wenn hingegen die Natur ſelbſt ſo beſchaffene Waſſerbecken, Buſen oder Baie durch Erdzungen oder Inſeln gebildet, und allerſeits mit Hügeln, welche die Winde abhalten, umgeben hat, oder ſo geſchützte große Strommündungen, die weit in das Land hinein mit ſchweren Schiffen befahren werden können, erzeugt hat: ſo ſind und heißen dieſe *natürliche Häfen*. Die meiſten beſtehenden Häfen ſind aber ſolche, welche die Natur nur zum Theile gebildet hat, die Kunſt alſo oft mehr oft weniger zuſetzen mußte, um einen möglich vollkommenen Hafen zu Stande zu bringen. Beiſpiele von allen dieſen Arten liefern die Beſchreibungen der merkwürdigſten Häfen der Alten und Neueren, auf die im hiſtoriſchen Theile dieſes Artikels verwieſen wird.

Die *baulichen Mittel*, welche bei Anlage, Ausführung und Unterhaltung der Häfen überhaupt angewendet werden, ſind in Bezug auf die vier Hauptelemente aller architektoniſchen Werke, auf Zweckmäßigkeit, Feſtigkeit, Schönheit und vernünftige Ökonomie in folgenden XIV Abſchnitten zur allgemeinen Überſicht gebracht. Der XV. Abſchnitt enthält den hiſtoriſchen Theil oder die Hinweiſung auf Vorbilder und Erfahrung.

I. *Wahl der Lage.* Ehe ein Hafenbau unternommen wird, hat man in der Gegend, wo der politiſche Zuſtand des Staates, in Bezug auf Schiffahrt, auf Handel und Krieg, die Anlage eines Hafens bedingt, einen Ort aufzuſuchen, und nach *Grundſätzen* zu wählen, die unmittelbar aus den voranſtehenden allgemeinen Begriffen und aus den eben angezeigten Hauptelementen alles Bauweſens abzuleiten ſind. Durch ſolche Grundſätze, welche dieſer erſte Abſchnitt kurz zuſammenfaßt, hat man ſich in der Art beſtimmen zu laſſen, daß man den Ort vorzieht, wo die meiſten der in dieſen Grundſätzen ausgeſprochenen Vortheile ſich vereinigen, oder die von ihnen bezeichneten Nachtheile auf dem kürzeſten Wege entfernt werden können.

Man hat alſo erſtlich und vor Allem darauf zu ſehen, daß der Ort dem oben aufgeſtellten *Begriffe eines natürlichen Hafens* am nächſten komme.

Küſten, die eine ſolche Richtung haben, daß ſie den Ort vor heftigen Stürmen und vor ſtarken Brandungen ſchützen, ſind ſchon eine Annäherung zu einem natürlichen Hafen.

Ein *guter Ankergrund* an einem Küſtenlande iſt ein wichtiger Beſtimmungsgrund zur Anlage eines Hafens. Dieſer aber iſt ein ſolcher, in welchem die Anker gern und feſt haften, und während eines Sturmes nicht geſchlappt werden. Die beſten Ankergründe ſind: Thon, Leimen, Kreide, Sand, ſteifer Schlamm, und auch feiner Schlamm, wenn er durch viele darin wachſende Kräuter befeſtigt iſt, wie der Grund in den Baien des *mittelländiſchen Meeres*, und vortrefflich ſind die Ankergründe, beſonders für *Rheden*, wenn ſie ſich zugleich meerwärts erheben. Viel Seetang, eine Art von Meergras, zeigt gewöhnlich einen ſchlechten Ankergrund an; weil meiſten Theils Klippen darunter liegen, worauf es zu wachſen pflegt: auf Felſen aber können die Schiffe nicht Anker werfen, wenn nicht einige Fuß hoch Sand darüber liegt. — Das *Waſſer* an einem ſolchen Orte muß aber auch für die ſchwerſten Schiffe, die hier geborgen werden ſollen, tief genug ſeyn, damit ſie nie der Gefahr zu ſtranden ausgeſetzt werden, ſondern zu jeder Stunde, und auch beim Sturme ohne Gefahr einlaufen können.

Ferner ſoll der Ort frei von *Sandbänken* und *Klippen* ſeyn. *Klippen* hingegen, welche mit in die Umfaſſung des Hafens gezogen (ſ. unten VIII. Abſchn.), oder außerhalb des Hafens zur Beſchützung desſelben gegen feindliche Überfälle benutzt werden können (ſ. XI. Abſchn.), beſtimmen zur Wahl des Ortes.

Der Ort ſoll *hinlänglich groß* ſeyn, damit der Hafen eine bedeutende Weite zur bequemen Aufnahme einer großen Anzahl Schiffe erhalten kann. Solche Orte, wo *Meeresſtröme* die künftige Mündung des Hafens umbrauſen müſſen, ſollen ſo viel wie möglich vermieden werden. Hingegen nahe dem Orte, wo der Hafen angelegt werden ſoll, eine *hinlänglich große Rhede*, welche leicht zu einer geſchützten Rhede gemacht werden kann (ſ. X. Abſchn.), ſoll zur Wahl des Ortes beſtimmen.

Ein *Fluß* in der Gegend, der leicht durch einen Kanal mit dem Hafen in Verbindung geſetzt werden kann, oder ſich gar ſelbſt ſchon in dem Orte, der zum Hafen beſtimmt werden ſoll, ausmündet, iſt ein weiterer Beſtimmungsgrund, den Hafen an dieſer Stelle anzulegen: denn durch ihn allein wird nicht nur der Werth des Hafens erhöht, indem er deſſen Verbindung mit dem innern Lande befördert, den Handel blühend, und den Kriegsſtand mächtig macht; ſondern er kann auch zur Verbeſſerung und Unterhaltung des Hafens mit großem

1) Einige Neueren machen in dieſen Benennungen einen Unterſchied, indem ſie nur jene *Dämme*, welche außerhalb der Hafenumfaſſung *zum Schutze der Mündung* oder *zum Schutze der Rhede* angelegt werden, *Molen* und *Meerdämme*, diejenigen aber, welche die *Hafenumfaſſung* ſelbſt bilden, *Hafenwände* und *Hafendämme* genannt wiſſen wollen. Daß aber dieſe bei Seehäfen eben ſo gut *Molen* oder *Meerdämme* ſeyn müſſen und ſind, wie jene, wird Jedermann leicht einſehen.

Digitized by Google

Vortheile angewendet werden: doch darf er nicht zu viel Erde, Sand und Schlamm mit ſich führen, wodurch er dem Hafen gerade zu ſchädlich würde (ſ. II. Abſchn.). Daher ſoll auch ein Ort, in welchen ſich ein ſolcher unreiner Landſtrom ausmündet, und wenn dieſes auch ſelbſt in einer nicht zu großen Entfernung oberhalb des Ortes in einem vorbei ſtreichenden Meeresſtrom erfolgte, in ſo weit es andere Umſtände zulaſſen, vermieden werden (ſ. II. Abſchn.).

Die umliegende Landgegend ſoll aber reich an Erzeugniſſen ſeyn, welche zum Schiffbaue, zur Unterhaltung und Ausbeſſerung aller Arten von Schiffen erforderlich ſind.

Endlich ſoll man ſich's zum unabänderlichen Grundſatze machen: unbequeme und fehlerhafte Hafenanlagen gänzlich zu verlaſſen, und dafür günſtige aufzuſuchen: denn man kann wohl mit erſtaulichem Aufwande manche Fehler auf eine Zeit lang verbeſſern, allein mit der Zeit werden ſie wieder ſo ſchlimm wie zuvor.

Noch gehört hierher die Bemerkung, daß in Meeren, deren Waſſer nicht ſehr ſalzig iſt, ein Schiff nicht länger, als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden kann, da es hingegen in anderen ſalzreichen Meeren 30 bis 45 Jahre die See hält, wenn die Ausbeſſerungen gehörig geſchehen. Daher ſind die Häfen am Ocean und am Kanale den Häfen an der Oſtſee und den Flußhäfen vorzuziehen.

II. Waſſertiefe. Urſachen ihrer Zerſtörung. Mittel zu ihrer Erhaltung und Wiederherſtellung. Hafenräumer. Stau- und Spülſchleuſen. Spülbuſen. Das Waſſer muß für die ſchwerſten Schiffe tief genug ſeyn, damit ſie zu jeder Stunde ohne Gefahr einlaufen können, und im Hafen ſelbſt flott liegen bleiben. Für die großen Kriegsſchiffe und für die größten Handlungsſchiffe, wie die Oſtindienfahrer, ſind bei vollkommener Ladung 25 bis 30 Fuß Tiefe nöthig. Die kleineren Handlungsſchiffe erfordern wenigſtens 10 bis 16 Fuß Waſſer (ſ. übrigens Schiff). Weil aber zu tiefes Waſſer eben ſo nachtheilig iſt, wie eine ſeichte Rhede, indem die Anker in großer Tiefe nicht gut haften: ſo muß man ſich bei ſolchen Häfen, wo die Flut ſtark iſt, wie am großen Weltmeere, mit einer Waſſertiefe von 12 Fuß für die Ebbe begnügen. Vor der Anlage eines Hafens muß alſo das Waſſer abgelothet werden. Findet ſich die gehörige Tiefe über dem guten Ankergrunde vor, ſo hat man an Orten, wo die Waſſerhöhe durch Ebbe und Flut nicht ſehr verändert wird, wie z. B. im mittelländiſchen Meere, keine weitern Rückſichten mehr in Beziehung auf die Tiefe zu nehmen, als auf eine künftig mögliche Verſandung.

Die verſchiedenen Urſachen und Umſtände, welche die Zerſtörung der Hafentiefe durch Verſandung oder Verſchlammung herbei führen können, ſind nebſt den Mitteln gegen dieſelbe zu wirken, hauptſächlich folgende: Wenn ſich ein Fluß in den Hafenraum ausmündet, welcher, wie die Flüſſe an den Küſten des mittelländiſchen Meeres, entweder Sand oder Erde oder Schlamm mit ſich führet: ſo wird er den Hafen unfehlbar nach und nach ausfüllen, und durch ſo bewirkte Untiefe unbrauchbar machen. Man muß ihn daher ableiten, und ihm ſeine neue Mündung möglichſt weit von dem Hafen entfernt und unterhalb deſſelben anweiſen, weil ſonſt der Meeresſtrom die Theile, die der Fluß ausſchüttet, dem Hafen zuführen, deſſen Mündung verſtopfen, und zuletzt auch den H. ſelbſt zuſanden würde. Wenn daher ein Meeresſtrom vor dem Hafen vorbei ſtreicht, in den ſich oberhalb des H. ein ſolcher unreiner Landſtrom ergießt, ſo hat man außer andern Unfällen auch die eben angezeigte nachtheilige Folge für den H. zu erwarten. Man kann ihm aber durch daſſelbe Mittel, das auch den Meeresſtrom ſtehen macht, entgegen wirken, und man wird es weiter unten im V. Abſchn., wo von dem Hafenmunde und deſſen Verwahrung gehandelt wird, anzeigen. Dort wird man auch finden, wie derjenigen Verſandung möglichſt geſteuert wird, welche an den Küſten oder vor dem Hafen im Meere befindliche Sandbänke herbei führen, wenn der Sturm ihren Grund in Bewegung ſetzt, und mit ihrem Sande ſpielt. Denſelben Nachtheil, wie ein unreiner Landſtrom, haben für den Hafen auch Entwäſſerungsgräben und Kloaken. Sie werden den Hafen mit Sand, Schlamm, und Unrath aller Art anfüllen, wenn man ihre Leitung in den Hafenraum zuläßt. Ja ſogar das ſüße Flußwaſſer, wenn es ſich mit dem ſalzigen Meerwaſſer vermiſcht, ſoll einen der Tiefe des H. ſchädlichen Bodenſatz veranlaſſen. Aber auch die Natur des Waſſers ſelbſt im H. kann von der Art ſeyn, daß es jetzt an der Stelle, wo es durch Umdammung in einen ruhigen Zuſtand verſetzt iſt, bedeutende Niederſchläge von ſandigen, ſchlammigen, oder erdigen Theilen macht, welche vor der Anlage des H. durch die gewaltige Bewegung der Wellen mit fort genommen wurden, und nun bei der künſtlich zu Stande gebrachten Waſſerruhe den Hafen auszufüllen drohen. Wie trieglich es iſt, ſich durch Verſuche von dem zu überzeugen, was erſt eine langjährige Erfahrung am ſicherſten lehren kann, und wie ſchwierig und meiſtens unmöglich, dann einen Ort von allen Fehlern frei für den Hafenbau aufzufinden, wird man leicht begreifen. Meiſtens kann man daher den Ort, den vor dem Hafenbaue im offenen Meere guter Ankergrund und zweckmäßige Tiefe zur Anlage des Hafens empfohlen haben, nach vollendetem Baue nicht ganz ohne alle auswärts treibende Bewegung des Waſſers laſſen, und man muß daher faſt in allen Fällen die der Lage und den Umgebungen angemeſſenſten Reinigungs- und Vertiefungsmittel vorbereitet halten.

Wenn alſo der H. die hinlängliche Waſſertiefe, welche zum Gange der Schiffe, für die er beſtimmt iſt, erfordert wird, von Anfange her nicht gewährt, oder in der Folge durch herbei geführte Verſandung oder Verſchlammung verloren hat: ſo muß er vertieft oder gereinigt werden. Ehe man aber dieſes Geſchäft bei einem neu anzulegenden H. vornimmt, muß man zuvor unterſuchen, ob ſich der H. auch vertiefen laſſe, wobei man ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf zwei Stücke zu richten hat;

erſtens, ob man auch nach der Vertiefung einen guten Ankergrund erhalten werde, *zweitens*, ob das Waſſer vor dem H. auch eine ſolche Tiefe habe, daß der Grund daſelbſt nach der Vertiefung des Hafenraumes nicht höher zu liegen komme, als im H. ſelbſt: denn wenn dieſes der Fall wäre, ſo würde das Meer den höheren Vorgrund in die Tiefe des H. hinab ſchieben, und der H. in kurzer Zeit ſeine vorige Untiefe wieder erhalten.

Die *Reinigung* und *Vertiefung* der Häfen kann übrigens auf mannichfaltige Weiſe geſchehen. Das *erſte Vertiefungsmittel*, das ſich dem menſchlichen Verſtande aufdringt, iſt, den Hafenraum theilweiſe abzudammen, das Waſſer aus der Umdammung heraus zu ſchöpfen, den Grund bis zur nöthigen Tiefe vermittels Spaten und Schaufeln auszuheben und auf Kähnen fort zu bringen. Zur Erſparung des großen Zeit- und Koſtenaufwandes, welchen dieſe Abdammungen und dieſes Ausſchöpfen des Waſſers u. ſ. w. veranlaſſen, hat man längſt ſchon Maſchinen erfunden, durch welche die Häfen ohne alle weitere Vorbereitungen vertieft und gereinigt werden können. Sie ſind unter dem Namen *Hafenräumer*, *Modermühlen* und *Moderzangen* bekannt, und werden in der Reihe des Alphabetes dieſer Encyclopädie unter ihren eigenen hydrauliſchen Artikeln beſchrieben werden. (S. Vertiefungsmaschinen.)

Allein ſchneller und einfacher wird dieſer Zweck erreicht, wenn ſich ein Fluß in den Hafen ergießt, der zwiſchen feſten Ufern herſtrömt, von denen ſein Gewäſſer keine bedeutende Theile abſchwemmen kann, wie dieſes bei den meiſten an den Küſten des *Weltmeeres* der Fall iſt. Er wird nicht nur allein den Werth des H. erhöhen, indem er die Verbindung desſelben mit dem inneren Lande erleichtert (ſ. I. Abſchn.), und zugleich auch zu einem inneren H. gebraucht werden kann (ſ. VII. Abſchn.), ſondern ein ſolcher iſt auch gerade am tauglichſten, zur Verbeſſerung und Unterhaltung des H. und der meiſtens nothwendigen Hafenſtraßen (ſ. V. Abſchn.), zu ihrer Vertiefung und Reinigung. Ja es iſt in Bezug auf Gewinnung des erſten Vortheils nicht nur allein höchſt nützlich, ſondern auch zur Erreichung des andern Zweckes mehrſten Falls nothwendig, dergl. Flüſſe durch Gräben mit dem H. zu verbinden, die natürlicher Weiſe ebenfalls zwiſchen feſten unabſchwemmbaren Ufern geleitet werden müſſen. Zu dieſem Ende muß man den *Hafenmund* der *Flußmündung* gegen über anlegen, oder den vom Fluſſe in den H. geleiteten Kanal der beſtimmten Hafenmündung gerade entgegen richten. Im Fluſſe oder Kanale wird hierauf eine *Stau-* und *Spülſchleuſe* erbaut, und vermittels dieſer das hinter ihr herbei ſtrömende Waſſer geſchwellt. Öffnet man nun beim Eintritte der Ebbe die Schleuſe: ſo ſtürzt das Waſſer mit voller Gewalt in den Hafenraum herab, bringt allen darin liegenden Schlamm oder Sand in Bewegung und führt ihn mit ſich zum Hafenmunde hinaus. Beiſpiele liefern *Cherbourg*, *Dünkirchen*, *Havre* und viele andern. Iſt ein Kanal zur erforderlichen Wirkung nicht hinreichend, ſo müſſen mehrere Kanäle herbei geführt, und auf gleiche Weiſe eingerichtet werden, und leicht begreiflich wird es aus dieſem, daß auch mehrere kleinere Flüſſe reinen Waſſers, die ſich in einen H. ausmünden, durch eine gleiche Einrichtung zu demſelben Zwecke benutzt werden können. Wenn aber die Herbeiführung ſolcher Gräben wegen großer Entfernung der Flüſſe oder wegen einer zur zweckmäßigen Leitung ungünſtigen Lage nicht thunlich iſt: ſo führt man am oberſten Ende des H. ein *großes Waſſerbecken* auf, das man auch einen *Spülbuſen* nennt, und dem Hafenmunde gegen über mit einer, oder nach Maßgabe der Größe des Beckens und des H., mit mehreren *Spülſchleuſen* verſieht. Bei der Fluthöhe wird das Waſſer durch dieſe Schleuſen eingelaſſen, und durch Schließung derſelben zurück gehalten. Bei eintretender niedriger Ebbe werden aber die Schleuſen geöffnet, wodurch man denſelben Zweck, wie durch Flüſſe und Kanäle, erreichen wird. Wenn ein H. im Verhältniſſe zu der Menge eingeleiteter Gewäſſer zu weit iſt, ſo werden dieſe ihre Gewalt verlieren, den Grund des H. überall aufzuwühlen und die Schlamm- und Erdtheile mit ſich zur Mündung hinaus zu führen. In ſolchen Fällen bedient man ſich der *Hafenknechte*, das ſind bewegliche Maſchinen, mit denen man den Strom einſchränken, ſeine Gewalt vermehren und nach allen Theilen des H. hin lenken kann.

Man wird aus dem bisher Geſagten entnommen haben, daß dieſe zuletzt beſchriebenen Hafenreinigungsmethoden auf das *Steigen und Fallen des Waſſers* bei Flut und Ebbe berechnet ſind. Allein auch da, wo dieſe nicht Statt finden, können *Spülbuſen* zur Unterhaltung der Hafentiefe angewendet werden, ſobald es nur die Ufer des Fluſſes oder der Kanäle, welche zu dem gedachten Zwecke in den Buſen geleitet werden, zulaſſen, daß ihr Waſſer 4 Schuhe hoch oder höher für eine Spülzeit geſchwellt werden kann. Ja ſelbſt da, wo ſich auch kein Fluß vorfindet, wo keine Kanäle in den H. gezogen werden, und keine Ebbe und Flut herrſcht, können *Spülbuſen* vermittels *Schöpfmaſchinen* und beſonders der *Dampfmaſchinen* angefüllt werden. Es gibt daher faſt keinen H. und keine Hafenſtraße, die man nicht vermittels Spülſchleuſen reinigen und vertiefen könnte, wenn nur ihr Bett aus beweglichem Materiale beſteht, und keine falſchen Begriffe von Sparſamkeit von Seiten des States im Wege ſtehen. — Endlich kommt es für die gute Wirkung der *Spülſchleuſen* hauptſächlich noch auf *ihre Entfernung von dem Hafenmunde* an. — Dieſe Beſtimmung hängt aber von gar verſchiedenen Umſtänden ab; und zwar *erſtlich*, von der Art des Materials, welches fortgeſchwemmt werden ſoll; *zweitens*, von der Höhe, zu welcher der Spülbuſen mit Waſſer angefüllt wird, *drittens*, von der Waſſermenge, die er faßt; *viertens*, von der Größe der Öffnung oder von der Weite der Spülſchleuſe, und *fünftens*, von der Geſtalt, und von der Länge und Breite einer Hafenſtraße, welche vertieft werden, oder in vertieftem Zuſtande erhalten werden ſoll. Denn iſt z. B. der Spülbuſen groß, und die Waſſerſpannung hoch: ſo kann man die Spülſchleuſe bei ſonſt gleicher Menge und Zuſammenhaltbarkeit des fortzuführ-

Digitized by Google

renden Stoffes von der Mündung der Hafenſtraße weiter entfernen, als im entgegen geſetzten Falle geſchehen könnte. Wiebeking gibt hierüber einsweilen folgende, aus einigen Erfahrungen abgeleitete Regel an: Wenn nämlich die Schleuſenweite nicht über $\frac{1}{5}$ kleiner als das Profil des Kanals, die Spülflut 12 Fuß hoch, und der Spülbuſen zugleich ſo groß iſt, daß bei dieſen Umſtänden zwei Stunden geſpult werden kann: ſo kann man die Schleuſe von der Hafenmündung beim *Sande* 5000 Fuß, beim *Schlicke* weniger, beim *Kieſel* aber nur 1600 Fuß entfernen. — Wiebeking geſteht aber, daß die Anzahl der Erfahrungen, auf welche er dieſe Beſtimmungen gründet, ſehr gering ſei, und wünſcht daher, daß man Beobachtungen anſtellen möge, wie groß die *Geſchwindigkeit des Spülſtroms* ſeyn müßte, um dieſes oder jenes Material bei dieſer oder jener Entfernung fortzureißen. Er gibt endlich für *Hafenſtraßen* überhaupt den Rath, die Spielſchleuſe, wenn es anders möglich iſt, in die Straße ſelbſt, wie zu *Schiedam* anzulegen, wo dieſelbe dann zu einer Kammerſchleuſe einzurichten iſt; wenigſtens bei langen Hafenſtraßen dieſes niemals anders zu machen, weil über 5500 Fuß von der Schleuſe der Spülſtrom, ſelbſt auf den Sand, wohl nicht mehr ſtark wirken möchte. — Oft iſt das *Flutwaſſer* in einem Hafen tief genug, allein bei der Ebbe tritt eine ſo geringe Waſſertiefe ein, daß die Schiffe, die zuvor flott waren, nun auf den Strand geſetzt würden, welches bekanntlich in jedem Tage zwei Mal der Fall wäre. Der VII. Abſchnitt wird zeigen, welches Hilfsmittel man anwendet, um dieſem Übel zuvor zu kommen.

III. *Geſtalt und Größe der Häfen im Allgemeinen.* Die Geſtalt der Grundfläche oder eigentlich der Waſſerfläche richtet ſich bei den Häfen, für welche die Natur ſchon vorgebaut hat, nach dieſen beſtimmten örtlichen Umſtänden. Der Baumeiſter hat dann ſo viel wie möglich eine *regelmäßige Geſtalt* durch die Umfaſſung zu bewirken. Denn durch eine regelmäßige Geſtalt wird nicht nur allein der Zweck der Bequemlichkeit in Raumbenutzung und innerer Raumabtheilung leichter und vollkommener erreicht, ſondern auch dem Zwecke der Formbildung in einer edeln Anſchauung entſprochen. Noch bewundert man in den Ruinen der H. des Alterthums, wie zu *Antium*, *Oſtia* (*Porto*), *Terracina* und *Civita-Vecchia* dieſen herrlichen Anblick, welchen die Regelmäßigkeit der Geſtalt der H. gewährt. Vorzüglich eigenen ſich die längliche Rundung und ein längliches, ungleichſeitiges, doch reguläres oder ſymmetriſches Rechteck und Vieleck (ſ. im VII. Abſchn.). Aber auch der Kreis, das gleichſeitige Rechteck, und ein gleichſeitiges, regelmäßiges Vieleck können zur Formbeſtimmung eines H. mit großem Vortheile gebraucht werden. Allein vor ſolchen Figuren, welche nach Innen vorſpringende Ecken haben, muß man ſich hüten, weil dieſe in den Hafenraum vortretenden Theile Widerſtröme und Schlammanhäufungen erzeugen. — Die ſo eingeſchloſſene Waſſerfläche muß aber auch eine *hinlängliche Größe* haben, um eine große Anzahl Schiffe faſſen zu können, ohne daß Verwirrung und unbequeme Störung in ihrem Gange veranlaßt werde. Über die genauere Beſtimmung dieſer Größe vergl. man dasjenige, was weiter unten im VII. Abſchn. von *Beſtimmung der Größe der inneren Häfen oder Baſſin* mitgetheilt wird. Beſonders wichtig iſt es, den Hafenraum durch dergl. *innere Häfen*, *Gräben* oder *Grachten*, die in die anliegende Stadt ſelbſt hinein reichen, zu vergrößern [2]). Durch eine ſolche Anordnung wird zugleich der große Vortheil gewonnen, daß die Waaren ohne viele Umſchweiſe vor den Handlungshäuſern ſelbſt abgeladen und unmittelbar von denſelben eingenommen werden können. In *Rotterdam*, welches hier als ein ausgezeichnetes Beiſpiel dient, landen ſogar Dreimaſter in der Stadt. Ja es befinden ſich in der Stadt über dreimal ſo viel Schiffe, als in dem H. ſelbſt vor Anker liegen. (Vergl. übrigens den folgenden IV. Abſchn.).

IV. *Innere Raumabtheilungen der Häfen.* Unmittelbar an die im vorhergehenden Abſchnitte für Form und Größe der H. entwickelten Grundſätze ſchließt ſich die Idee von innerer Raumabtheilung derſelben an. Solche Raumabtheilungen werden nun wirklich auch als *Hauptabtheilungen der gemiſchten H.* bedingt; dann können ſie auch von dem Geſetze der Bequemlichkeit als *Abtheilungen der H.* überhaupt, oder als *Unterabtheilungen* der Hauptabtheilungen eines gemiſchten H. für die verſchiedenen Größen der Fahrzeuge und für andere Hafenbedürfniſſe gefordert werden. In Bezug auf die *Hauptabtheilungen eines gemiſchten H.* müſſen beſonders in einem ſolchen, den ſeine vortheilhafte Lage und darnach bedingter Bau zu einem *Kriegs- und Handlungshafen* beſtimmt haben, die Kauffahrteiſchiffe durch einen hohen und breiten, doch mit Durchfahrtsſchleuſen verſehenen Damm von den Kriegsſchiffen geſchieden werden, nicht nur allein, um vielen Unbequemlichkeiten auszuweichen, welche die Geſchäfte der Marine und des Handels, und das Treiben der Bemannung auf beiderlei Flotten in zu naher Berührung veranlaſſen würden, ſondern auch um die Kriegsflotte der Gefahr eines in einem Handlungsſchiffe unverſehens entſtehenden oder von Verrätherei abſichtlich veranſtalteten Brandes zu entrücken, und weil man überdieß noch die Arbeiten auf den Kriegsſchiffen und die Bewegungen im Kriegshafen verborgen zu halten Urſache hat. Auf ſolche Weiſe waren die alten H. von *Alexandria*, *Karthago* und *Rhodos* angeordnet, und ſind heut' zu Tage noch die H. von *Copenhagen*, *Toulon*, *Venedig* und andere.

Außer ſolchen Hauptabtheilungen, die ein gemiſchter Hafen nothwendig macht, werden aber auch in großen und ſtark beſuchten H. *Unterabtheilungen* für die verſchiedenen Arten und Größen von Schiffen gefordert, welches beſonders dann, wenn der Hafen eine verſchiedene Waſſertiefe hat, ganz unumgänglich nöthig wird,

2) Unter den zu dieſem Artikel gehörigen Zeichnungen iſt in Fig. 1 eine ſolche Hafenanlage durch äußere Anſchauung verſinnlicht, wo A, B der Hafen, und C, D, E, F, G, H, I, K u. ſ. w. die in die Stadt hinein reichenden Waſſerbecken vorſtellen.

Digitized by Google

damit eine jede Art Schiffe ihren ſicheren und bequemen Lagerort findet. Dieſe Abtheilungen werden gewöhnlich durch *Abpfählungen* bewirkt. Allein vortrefflicher wäre es, ſie durch Erbauung mehrerer größerer und kleinerer *Baſſin*, *Grachten* oder *Kanäle* auszuführen, und dieſe alle vermittels Durchfahrtsſchleuſen mit einander in Verbindung zu ſetzen. Da könnten die verſchiedenen Arten von Schiffen, ſo wie die Schaluppen, Holzflöße, Maſten und Schiffszimmerwerfte ihre eigenen Plätze erhalten, und der ganze Hafenbezirk würde dadurch in eine Anzahl Hafendämme verwandelt, auf welchen die Anlage der nöthigen Hafengebäude die muſterhafteſte Lage und Anordnung, alle in der Nähe des H., und eine jede Art in der Nähe der Hafenabtheilung, mit der ſie zunächſt in Verbindung ſteht, erhalten könnten. (Vgl. XII. Abſchn.). Die Verbindung auf dieſen Molen wäre über den Schleuſen durch Dreh- und Aufziehebrücken herzuſtellen. Dieſe Hafenabtheilungen oder kleinen Häfen und Kanäle müſſen aber alſo angelegt werden, daß ein H. oder Kanal durch das Waſſer eines andern oder mehrerer andern geſpült werde, und daß aus dem H., der eben geſpült werden ſoll, die Schiffe in einen andern mit der Schleuſe verſchloſſenen H. gelegt werden können. Überdieß muß man, um der möglichſten Vollkommenheit einer ſolchen Anlage ſich zu nähern, die ſo neben und hinter einander angelegten Hafenabtheilungen rückſichtlich ihrer Waſſertiefe alſo ausführen, daß die vorderſten oder unterſten Hafenabtheilungen oder Baſſin tiefer ausgegraben werden, als die hinterſten oder oberſten, um in dieſen die kleineren und in jenen die größeren Schiffe zu bergen. Das hinterſte oder oberſte Baſſin kann dann auch wohl zum Hafenbaue dienen, und an ihm können die Schiffswerfte und Docken angelegt werden. Es ſpringt einem Jeden in die Augen, wie durch Anlage ſolcher Waſſerbecken die unbrauchbarſten H. in die vortrefflichſten Anſtalten dieſer Art umgewandelt werden können (vergl. übrigens auch VII. Abſchn.), und wie durch eben ſolche Baſſin und Kanäle der Hafenraum ſelbſt mit unüberſehbarem Vortheile vermehrt werden kann, habe ich bereits in dem vorhergehenden III. Abſchn. erwähnt.

V. *Hafenmund. Hafenſtraße.* Würde man den Hafenmund ſo anlegen, daß er dem am H. *herrſchenden Hauptwinde* oder dem *Flutſtrome* gerade entgegen ſtände: ſo würden dieſelben die Wellen durch dieſe Unterbrechung der Hafenwände, welche die Mündung bildet, mit voller Gewalt hinein treiben, die dann den inneren Hafenraum in gefährlich ſtürmiſche Unruhe bringen, und überdieß noch Verſandung desſelben bei jedem Sturme bewirken würden. (Vergl. weiter unten bei der Hafenſtraße). Auch würde das Auslaufen der Schiffe bei einer ſolchen Lage des Hafenmundes ungemein erſchwert. Man muß alſo dem Hafenmunde vor Allem eine *von dem herrſchenden Hauptwinde ſowohl als von dem Flutſtrome abgewendete Richtung* zu geben ſuchen. Kann aber dieſes wegen anderer Umſtände nicht wohl geſchehen; ſo muß vor der Mündung ein *Vordamm*, wie zu *Civita Vecchia*, zur Abhaltung der Wellen erbaut werden, welcher auch zugleich der eben erwähnten Verſandung entgegen wirkt. Denn die Mündung darf auch *nicht zu verſteckt* liegen, und ſich nicht zu ſtark ſeitwärts ziehen, damit die Schiffe ſie leicht und ſchnell, und ſelbſt im Sturme treffen können, und ſoll überhaupt ſo beſchaffen ſeyn, daß man mit 3 Viertheilen der 32 Winde des Compaſſes *ein- und auslaufen* kann. Dieß war der große Vortheil des alten H. von *Alexandria* in Ägypten, daß die Schiffe faſt mit allen Winden frei ein- und auslaufen konnten. Häfen, welche nur einen Wind zum *Einlaufen* und einen andern zum *Auslaufen* haben, ſind der doppelt großen Unbequemlichkeit ausgeſetzt, daß ein Mal eine Flotte, die Schutz in der Noth ſucht, nicht zu allen Zeiten hinein kann, und das andere Mal, daß eine Flotte, der es am Auslaufen gelegen iſt, hier oft wie eingeſchloſſen liegen muß. Daher ſind dergl. H. dem Handel nicht günſtig: denn ſie werden von den Handlungsſchiffen gemieden. Laſſen ſich *zwei Mündungen*, beide in günſtiger Lage anbringen, ſo werden durch eine ſolche Anordnung nicht nur große Vortheile für Schifffahrt und Verkehr gewonnen, ſondern der Strom des Waſſers, deſſen Durchzug zwei Mündungen in günſtiger Lage bewirken, wird auch zur Reinhaltung des H. beitragen. — Ein Meeresſtrom, der vor der Mündung des H. vorbei ſtreicht, drängt nicht nur allein die ankommenden Schiffe auf die Seite und macht die Einfahrt höchſt unbequem und gefährlich, ſondern er treibt auch, beſonders wenn der Sturm die *Sandbänke* aufrührt, oder wenn ſich oberhalb ein *unreiner Landſtrom* in das Meer ergießt, Sand und Erde zur Hafenmündung hinein, verſtopft ſie, und verſandet endlich auch den H. Ihm wirkt man durch einen Damm *o p* Fig. 1. entgegen, den man oberhalb der Mündung, wie einſt am H. von *Rhodos* geſchehen iſt, von einem der Hafendämme aus ſo weit in die See führt, bis der Strom durch ihn gebrochen wird. Er wird nun nicht nur allein das ruhige Einlaufen der Schiffe zulaſſen, ja ſich zum Theile gegen den Hafenmund abwenden, und ſelbſt die Schiffe zur Mündung einlenken, ſondern auch das Eintreiben des Sandes verhindern, der ſich jetzt hinter dem Damme in der Gegend *q q* anſetzt, und ſelbſt zu deſſen größerer Befeſtigung beiträgt. — Aber auch die *Weite a b des Hafenmundes* muß ſo beſchaffen ſeyn, daß durch ſie das Einrollen der Meereswellen ſo viel wie möglich verhindert, und zugleich das Ein- und Auslaufen der Schiffe begünſtigt werde. Es wird ſich ſogleich der paſſendſte Ort, hierüber beſtimmter zu reden, darbieten, wenn wir zur Beſtimmung der Mündungsweite der Hafenſtraße gelangen, welche denſelben Rückſichten, wie der Hafenmund, unterworfen iſt.

Die *Hafenſtraßen*, von den Franzoſen *Chenals* genannt, finden da Statt, wo eine Verſandung des H. durch die Einfachheit der oben im II. Abſchn. beſchriebenen Reinigungsmittel nicht mehr zu heben iſt. Dieſer Fall tritt unter zweierlei Umſtänden ein. *Ein Mal* in großen Strommündungen, die ſich zu H. ausbreiten: denn die Ströme haben hier, wo ſie ihre engen Ufer verlaſſen und ſich erweitert haben, die Gewalt nicht

Digitized by Google

mehr, die Theile, die ſie mit ſich führen, in die Tiefe des Meeres fortzureißen. Sie laſſen ſie alſo in dieſer Gegend niederfallen; die Küſte verſandet, und ſchwere Schiffe können nun nicht in den H. einlaufen. *Ein anderes Mal* zeigt er ſich bei H., vor deren Mündung die See in der Ebbe weit zurück tritt. Die zur Reinigung geöffneten Schleuſen haben hier keine weitere Kraft mehr, als daß ſich der eingeſtürzte Spülſtrom über dem Strande ausbreitet, und krumme Gänge aushöhlet, ehe er ſich in das Meer ergießt. Dem Strome oder den geöffneten Schleuſen muß jetzt die *Hafenſtraße* zu Hilfe kommen. Dieſe beſteht aber aus 2 Dämmen op und nb Fig. 2, 3, 4, von uns *Hafenſtraßendämme* und *Einfahrtsdämme*, und in Frankreich *Jettés* (jettées) genannt, welche den Ausfluß in Geſtalt eines Grabens faſſen, und die Gewalt des Stromes durch dieſe Einſchränkung ſo vermehren, daß er den Grund nach und nach vertieft, oder in vertieftem Zuſtande und den Schiffen die Bahn zum Ein- und Auslaufen offen hält.

Die Länge dieſer Dämme wird hauptſächlich durch die Größe der Untiefe vom eigentlichen H. an bis zu derjenigen Stelle in der See beſtimmt, wo die Waſſertiefe in der Ebbe noch groß genug iſt, um das Einlaufen der ſchwerſten Schiffe zuzulaſſen. Sie iſt daher oft ſehr bedeutend, und die Anlage eines ſolchen Werkes mit großem Kräfte- und Koſtenaufwande verknüpft. So z. B. *Dünkirchen*. Da indeſſen die Hafenſtraße ungemein Viel dazu beiträgt, die Ruhe der Waſſerfläche im H. herzuſtellen: ſo pflegt man bei Beſtimmung ihrer Länge, beſonders für Untiefen, die kürzer als 900 Fuß ſind, und wo der Hafenmund zugleich dem Flutſtrome ſehr ausgeſetzt iſt, auch dieſe Umſtände zu berückſichtigen, und für enge, aber von Schiffen ſtark beſuchte H., die eine ziemlich weite Mündung haben, und nicht ſeitwärts von derſelben ſich ausbreiten, die Hafenſtraße nicht leicht unter 900 Fuß lang zu machen; weil nur in dieſer Weite ein Schiff bei hartem Winde mit Sicherheit aufgehalten werden kann; es müßte dieſes dann durch Kabeltaue, die auf den Straßendämmen befeſtigt ſind, geſchehen, was aber ein unſicheres und gefährliches Unternehmen iſt. Bei einem engen Hafenmunde und weiten H., auf deſſen großer Waſſerfläche die zur Mündung hinein rollenden engen Wellenprofile ſich ausdehnen, und ihre Höhe und Gewalt verlieren, kann die Hafenſtraße immer kürzer werden. *Beide Dämme* werden ganz zweckmäßig *von gleicher Länge* in die See hinaus geführt. Allein wenn gewöhnlich ein ſtarker *Meeresſtrom* vor dem Ende der Straße vorbei ſtreicht, welcher die einlaufenden Schiffe ſeitwärts treibt, und das Einſegeln ungemein ſchwierig, ja oft gefährlich macht: ſo muß man den oberen Damm, das iſt jenen, von deſſen Seite der Strom herzieht, und der in Fig. 2, 3 und 4 mit op bezeichnet vorgeſtellt iſt, um ein Stück ap weiter als den unteren in die See hinaus reichen laſſen. Hierdurch wird der Meeresſtrom von der Mündung abgehalten, und das Einlaufen der Schiffe nicht mehr ſtören. Doch darf man den oberen Damm nicht zu weit über den unteren hervor treten laſſen: denn je weiter er vortritt, deſto mehr wird die Mündung eintreibender Gewalt von Meereswogen geöffnet und dem Verſanden ausgeſetzt, ja der Widerſtrom, der ſich von dem am oberen Hafendamme auslaufenden Meeresſtrom erzeugte, würde ſogar das Einlaufen der Schiffe wieder ſtören. Der Baumeiſter muß daher die Wirkung des Spülſtromes, die Beſchaffenheit des Bodens von der Hafenſtraße und vom Strande, die Tiefen längs der Küſte, und die Richtung, ſo wie die Stärke des Ebbe- und Flutſtromes wohl erforſchen und gegen einander vergleichen, ehe er die Anlage der Hafenſtraße entwirft: denn von allen dieſen Umſtänden hängt Länge und Geſtalt der Hafenſtraßendämme ſowohl als der ganzen Hafenſtraße ab. Im Allgemeinen gilt die Regel: den oberen Straßendamm um die Weite ab der Mündung über den unteren hervor treten zu laſſen, alſo daß ap gleich ab werde: denn alsdann wird der Strom gewöhnlich gerade ſo abgewieſen, daß er ſelbſt die einlaufenden Schiffe in die Straße lenkt, und die Gefahr der Verſandung bleibt ohne Wirkung, ſobald nur die Spülſchleuſen ihre richtige Anordnung und Lage erhalten haben. Endlich iſt es rathſam, an das Ende jeden Dammes einen Schenkel br und pt unter einem ziemlich ſpitzen äußeren Winkel anzuſetzen, um zu bewirken, daß der aus der Straße heraus geführte Sand von der demſelben entgegen wirkenden See an dieſen ſchief gerichteten Dammſchenkeln hin und hinter dieſelben getrieben werde. Er wird ſich dann an den äußeren Seiten qq... der Straßendämme wie hinter Buhnen in einem Strome zu Boden ſetzen, dieſe immer mehr durch nach und nach erfolgende immer größere Verſandung befeſtigen, am Ende gar verlanden, und ſchwere Unterhaltungskoſten für die Zukunft erſparen.

Die Breite der Hafenſtraße wird regelmäßig ihrer ganzen Länge nach gleich gehalten, oder, welches einerlei iſt, beide Hafenſtraßendämme werden in gerader und paralleler Richtung gegen einander aufgeführt, und dieß vorzüglich, wenn die Straße eine bedeutende Länge hat; weil dann die eingetriebenen Wellen ſich ohne dieß abmatten und verlieren, auch die Erhaltung der Gewalt des Spülſtromes in dieſem Falle beſonders zu berückſichtigen iſt. *Die Beſtimmung des Maßes dieſer Breite* iſt mit *Beſtimmung der Weite des Hafenmundes* einerlei; denn ſie beruhet auf derſelben allgemeinen Regel, welche alſo lautet: „*Die Mündung des Hafens darf nicht zu weit ſeyn*, damit von Außen das Einrollen der breiten Meereswogen ſo viel wie möglich verhindert werde, und von Innen der Spülſtrom die beſte Wirkung zur Reinigung oder Reinhaltung des Hafens behalte, das iſt, mit der möglichſten Geſchwindigkeit und Kraft nach Außen ſtröme. *Sie darf aber auch nicht zu enge ſeyn*, damit das Ein- und Auslaufen der Schiffe unter allen Umſtänden mit der möglichſten Leichtigkeit geſchehen kann.“ Aus Vergleichung der Mündungsweiten vieler Häfen mit der inneren Beſchaffenheit derſelben hat Wiebeking folgende *Maßbeſtimmungen* als Gränzen, zwiſchen denen ſich der Hafenbaumeiſter nach Maßgabe der ört-

Digitized by Google

lichen Umſtände halten ſoll, abgeleitet: Die Weite der Mündung bei gewöhnlicher Fluthöhe kann 108 Fuß betragen, wenn ſie eine bedeutende Tiefe, die Straße ſelbſt aber die beſte Lage und zugleich eine Rhede vor ſich hat. Sie betrage 120 Fuß, wenn weder Sand- noch Kiesbänke vor ihr liegen. Sie werde 125 Fuß weit gemacht, wenn auf das Ausweichen zweier Kriegsſchiffe gerechnet werden muß. Sie ſei 150 Fuß, wenn das Einlaufen ſchon mit Schwierigkeiten verknüpft iſt. Aber nie mache man ſie größer als 180 Fuß, außer wenn ſie von einem Fluſſe, der etwa eine *größere Weite* nöthig macht, gebildet wird: denn in dieſem letzten Falle, oder vielmehr in jedem Falle muß die Weite der Mündung ſo wie auch die Weite der ganzen Hafenſtraße mit der *Normalbreite* des Stromes, oder mit der *Summe der Breiten aller Kanäle oder Spülſchleuſen*, die zur Reinigung in den Hafen geleitet werden, übereinſtimmen. Iſt aber der Fall oder die Gewalt dieſer Ströme ſtark genug, ſo kann man auch den Wunſch der Schiffer berückſichtigen, und die Breite der Straße, nie aber die Weite des Hafenmundes vergrößern, welche letztere ſich immer nach den eben geſetzten Beſtimmungen zu richten hat.

Nach Belidor ſoll dieſe Erweiterung der Straße nach Außen, gegen das Meer hin, erfolgen, und in allen Fällen den zwölften Theil der ganzen Straßenlänge betragen. Nach dieſem würde alſo der Hafenmund am Anfange der Straße ſeine Stelle haben. Gewiß aber iſt Wiebeking's Regel richtiger, nach welcher dieſe zur Bequemlichkeit der Schifffahrt erfolgende *Erweiterung* von Außen nach Innen, das iſt, gegen den Hafen ſelbſt hin geſchehen ſoll, und der eigentliche Hafenmund alſo am Ende der Straße bei a b Fig. 5. beſtimmt feſtgeſetzt iſt: denn dadurch wird nicht nur allein der durch dieſe Erweiterung geſchwächte Spülſtrom nicht zu ſehr geſchwächt, weil ſich mit der Entfernung von ſeinem Falle das Stromprofil verengt, und ſo die Geſchwindigkeit oder Kraft, die er durch dieſe Entfernung verloren hat, zum Theile wieder erſetzt wird, ſondern es wird zugleich auch der andere Hauptzweck, die Hafenſicherheit erreicht, indem die vom Meere her in die Hafenſtraße hinein rollenden Wellen deſto niedriger und kraftloſer werden, je näher ſie dem eigentlichen Hafen kommen, weil ſie bei dieſer Anordnung aus engeren Profilen immer in weitere übergehen; welches Alles bei der Belidor'ſchen Anordnung der umgekehrte Fall ſeyn würde. Damit aber dieſe Erweiterung einer Seits für die Wirkung des Spülſtromes nicht zu groß, anderer Seits für die Schwächung der in den Hafenmund einrollenden Wellen und für die Bequemlichkeit der Schifffahrt groß genug ausfalle: ſo hält man jetzt für das Sicherſte, daß dieſe *Erweiterung* $\frac{1}{20}$ *der Straßenlänge* betrage. So daß z. B. bei einer Straßenlänge a w von 3000 Fuß die Mündungsweite a b bis auf ungefähr 200 Fuß von der Mündung, im Beiſpiele bis o n, dieſelbe bleibe, und ſich von hier an nach der eben feſtgeſetzten Regel erweitere, folglich in $wx = ab + \frac{1}{20}\,yz$ werde. Übrigens dürfen ſich weder bei den Stellen o und n, wo die Erweiterung der Straße anfängt, noch in w und x, wo die Straßendämme mit den Hafenwänden zuſammen ſtoßen, ſcharfe Ecken dem inneren Hafenraume darbieten, ſondern die Verbindung muß nach krummen Linien gebildet werden, wie es auch im Beiſpiele Fig. 5. anſchaulich gemacht iſt.

Die *Richtung der Hafenſtraße* iſt deſto vortheilhafter, je mehr ſie mit der *Richtung des Stromes* oder der geöffneten Schleuſen übereinſtimmt; denn das Waſſer wird um ſo kräftiger ſtrömen, und folglich um ſo ſicherer die ausgeſpülten Theile mit ſich fortführen, je weniger Hinderniß ſeiner freien Stromrichtung entgegen ſteht. Doch muß man bei Beſtimmung dieſer Richtung auch noch den *Strich der Flut* und die *herrſchenden Winde* in Betrachtung ziehen. Denn wenn die *Flut* gerade und ſchnell in die Straße rollt, ſo werden die Schiffe in eine ſchwankende Bewegung geſetzt, wodurch ſie in Gefahr kommen, gegen einander ſelbſt und gegen die Straßendämme geſtoßen zu werden. Kann man aber die Richtung der Straße gegen die Flut nicht vermeiden, ſo legt man dieſelbe nach einer gebogenen Linie an, um die Gewalt der Flut zu brechen, welches um ſo nothwendiger wird, wenn die Straße nicht beſonders lang iſt. Doch darf die Biegung nicht bedeutend ſeyn, damit nicht zugleich der Strom aus dem Hafen her zu viel von ſeiner Kraft innerhalb der krummen Straßendämme verliere. Die vortheilhafteſte Anordnung dieſer Biegung iſt, wenn dieſelbe nach Fig. 3. bloß an der unteren Hälfte u a p b v der Straßenlänge, und zwar alſo erfolgt, daß der obere Straßendamm o p gegen die Straße hin hohl werde, die Krümmung ſelbſt aber in der oberen Hälfte n o u v in geradelinige Richtung übergehe: denn nun wird der Spülſtrom nicht nur allein ſeine Wirkung nach der ganzen Länge der Hafenſtraße hin nicht verlieren, ſondern auch an ihrem Ende und zwar gerade auf dieſen hohlen Theil p u des oberen Straßendammes beſſer wirken, wo ſich ſonſt immer der von dem Widerſtrome oder auch von der Flut und von den Brandungen herbei geführte Kieſel anwirft. Wenn aber nach Fig. 4. der untere Damm b n dieſe nach der Straße hin gewendete hohle Geſtalt erhielte, ſo würde aus bekannten hydrotechniſchen Gründen der Strom von dem oberen Straßendamme o p abgewieſen und in der hohlen Bahn nach n b zu laufen genöthigt werden, ſich alſo in der ganzen Straßenlänge am oberen Damme o p hin eine Sandbank anlegen. Noch weniger darf man die Straße gerade dem *herrſchenden Winde* entgegen richten: denn dieſer würde ſie bei jedem Sturme ſo ſehr mit Sand verſtopfen, daß ſie in langer Zeit nicht wieder gereinigt werden könnte. Erlauben es endlich noch die anderen Forderungen und Umſtände, der Hafenſtraße eine ſolche *Lage* anzuweiſen, daß die größte Ausdehnung des Hafens ſeitwärts von der Straße zu liegen komme, wie die muſterhafte Anlage des Hafens von Havre hievon ein Beiſpiel liefert, und wie ich dieſes auch in zwei der hieher gehörigen erklärenden Figuren, nämlich in Fig. 1. und Fig. 5. durch äußere Anſchauung verſinnlicht habe: ſo hat man alles

Digitized by Google

Mögliche gethan, des Hafens Waſſerfläche den heftigen Bewegungen der Meereswogen zu entziehen, und ihr die ſchönſte Ruhe und die vollkommenſte Sicherheit für die Schiffe anzueignen.

Faſt alle Häfen längs der franz. Küſte am Ocean und am Kanale müſſen Hafenſtraßen haben, wie Bajonne, Boulogne, Calais, Cherbourg u. ſ. w., und es gibt Fälle, daß faſt der ganze Hafen, wie zu Brielle und Helvoetsluis, nichts als eine ſolche Hafenſtraße iſt. Häfen an Seen, die, wie das mittell. Meer, eine unbedeutende Abwechslung von Ebbe und Flut haben, bedürfen der Hafenſtraßen nur in dem Falle, wenn man ſich derſelben zur Einſchränkung eines in den Hafen zur Erhaltung der Tiefe geleiteten Fluſſes bedienen will, wie z. B. Bajonne, Colberg, Memel und Riga.

VI. Hafenleuchten, Leuchtthürme oder Pharen und Baaken. Beſonders nothwendig iſt es, die Lage des Hafenmundes den ankommenden Seeleuten in möglichſt weiter Entfernung kenntlich zu machen, und in der Nacht die Einfahrt ſelbſt durch ein ſicheres Licht zu erhellen. Hiezu dienen gewaltige Thürme, die am Tage durch ihre bedeutende Höhe, ihre ausgezeichnete Dicke und Farbe, bei Nacht aber durch angebrachte Leuchtfeuer dieſem Zwecke genügen. Solche Thürme müſſen alſo zunächſt an der Mündung erbaut, und mit einer Einrichtung für Leuchtfeuer in der Art verſehen werden, daß ſie nicht nur allein im Verhältniſſe zu ihrer Höhe in der weiteſten Entfernung ſichtbar werden, ſondern auch die Mündung ſelbſt und ihre Umgebung ſo weit als möglich erleuchten. Sie dienen ferner durch ihre Höhe, die Signale, beſonders die Nothſchüſſe ankommender Schiffe aus weiter Ferne zu vernehmen, und auch den fernen Schiffen, die Gegenloſung durch bewegliche Leuchtſignale, Flaggen und Kanonenſchüſſe zu empfangen. Sie ſind unter dem Namen Hafenleuchten, Leuchtthürme und Pharen bekannt, und werden in Bezug auf ihre Anlage, Form, Einrichtung, Ausführung und Alterthum unter einem eigenen Artikel, Leuchthürme abgehandelt.

Auch der Weg zum Hafenmunde muß ſo viel wie möglich geſichert werden. Machen ihn alſo Klippen oder unſichtbare Strandorte gefährlich: ſo werden für die Nachtzeit ebenfalls Leuchtthürme an ſolchen Stellen unterhalten, für den Tag aber Tonnen, am beſten aber Baaken ausgelegt. S. d. Art. Baaken.

VII. Innere Häfen oder Baſſin und Vorhäfen. Wenn das Flutwaſſer in einem Hafen tief genug iſt, allein bei der Ebbe eine ſo geringe Waſſertiefe eintritt, daß die großen Schiffe auf dem Strande liegen würden, wie dieſes bei den meiſten Häfen an der Nord- und Weſtküſte Europa's der Fall iſt: ſo muß durch Erbauung eines oder mehrerer großen Waſſerbecken, wie C, D, E, F, G u. ſ. w. in Fig. 1. geholfen werden, welche Baſſin und innere Häfen heißen. In Bezug auf ſie wird nun der übrige Hafen A B Fig. 1. der Vorhafen genannt. Ein ſolcher innerer Hafen wird mit einer Schleuſe, wie an den inneren Häfen C, D, E u. ſ. w. bei c, d, e u. ſ. f. verſehen, welche während der Flutzeit offen ſteht, und das Einlaufen der Schiffe zuläßt, vor dem Eintritte der Ebbe aber geſchloſſen wird, um ſo die darin befindlichen Schiffe während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes flott zu erhalten. Dieſes Hilfsmittel iſt aber nur für Fregatten von 40 bis 50 Kanonen hinlänglich, aber nicht für die ſchweren Schiffe, die 25 bis 30 Fuß Waſſer brauchen: denn der Unterſchied der Waſſerhöhe von Ebbe und Flut beträgt gewöhnlich, ſelbſt in den Zeiten des Neu- und Vollmondes, wo er am bedeutendſten iſt, nur 15 bis 16 Fuß. Wenn alſo während der Ebbe nicht eine eben ſo große Waſſertiefe übrig bleibt: ſo müſſen die ſchweren Kriegsſchiffe und die größten Handlungsſchiffe auf der Rhede vor Anker liegen bleiben, welche daher bei Häfen dieſer Art durch Natur und Kunſt beſonders gut verwahrt ſeyn muß. Allein die inneren Häfen können auch, ſo wie die Spülbuſen durch herbei geführte Kanäle und durch Waſſerhebmaſchinen bis zur nöthigen Waſſerhöhe angefüllt werden: denn auch die Spülbuſen ſind innere Häfen, und die inneren Häfen ſelbſt können zur Reinigung des Hafens, und müſſen zu ihrer gegenſeitigen Reinigung als Spülbuſen eingerichtet werden. Vgl. übrigens II. und IV. Abſchn.

Bei Anlage der inneren Häfen hat man indeſſen vor Allem zu beobachten, daß man ſie und ihren Eingang in dem Falle, wo die Flut gerade in den Hafenmund ſtreicht, nie dieſem gegenüber, ſondern ſeitwärts anlege, damit die ſchnell einrollende Flut keinen Schaden verurſache. Die Geſtalt ihrer Grundfläche ſoll aber ſo lang und ſo ſchmal ſeyn, als nur möglich iſt, weil dadurch nicht nur allein die vollkommenſte Ruhe auf ihrer Waſſerfläche hergeſtellt wird, indem ſich die Wellen nur deſto höher erheben, je breiter die regelmäßige Waſſerfläche iſt, die der Wind trifft, ſondern weil auch der Verkehr am Hafen erleichtert wird, wenn alle Schiffe ſich an den Hafenwänden anlegen können, wie dieſes durch die angedeutete Geſtalt bei der größten Ökonomie des Raumes möglich wird.

Zur Beurtheilung und Beſtimmung der Größe ſolcher inneren Häfen, ſo wie des Hafenraumes überhaupt, dienet die Kenntniß der Länge und Breite der verſchiedenen Arten von Schiffen (ſ. Art. Schiff), welche der Hafen faſſen ſoll, und die Erfahrung des Raumes, welchen eine jede Art bei der Bewegung zum Umdrehen einnimmt. Ein allgemeines Beiſpiel wird das höchſt einfache Verfahren für alle Fälle anſchaulich machen. Wenn nämlich z. B. die nöthige Breite und Länge eines inneren Hafens, einer Gracht oder eines Kanales, welche alle, wie ich bereits im III. u. IV. Abſchn. bemerkt habe, theils zur Erweiterung der Häfen, theils zur bequemen Abtheilung derſelben ſo zweckmäßig ſind, beſtimmt werden ſoll: ſo muß man wiſſen, daß ſich die Schiffe mit ihrer Länge an die Hafenwände oder Kaie anlegen, und daß zur Bequemlichkeit je zwiſchen zwei Schiffen eine halbe Schiffslänge Raum erforderlich iſt. Soll nun auf jeder Seite eines Hafens eine ſolche Reihe von Schiffen zu liegen kom-

Digitized by Google

men: ſo muß zwiſchen beiden Reihen zur ſicheren Bewegung der Schiffe ein Raum gleich der ganzen Länge eines Schiffes mit dem Bugſprit gelaſſen werden. Bezeichnet alſo b die größte Breite eines Schiffes, l ſeine ganze Länge mit dem Bugſprit, B die Breite des Hafens, L deſſen Länge und n die Anzahl der Schiffe: ſo iſt $L = n\left(l + \frac{l}{2}\right)$ und $B = 2\,b + l$. Nach Wiebeking iſt für einen auf dieſe Art angelegten Hafen, wenn er bloß für große Kriegsſchiffe beſtimmt iſt, eine Breite von 392 Fuß erforderlich, und wenn auf einer Seite große, auf der andern Seite kleine Kriegsſchiffe liegen ſollen, eine Breite von 300 Fuß; für einen dergleichen Handlungshafen mit größeren Schiffen fordert er ebenfalls eine Breite von 300 Fuß, und wenn nur auf die eine Seite große, auf der andern aber kleinere Kauffahrteiſchiffe gelegt werden: ſo hält er eine Breite von 250 Fuß für hinlänglich. Übrigens zeigt ſich bei den beſtehenden Baſſin oft eine große Abweichung von dieſen Maßen, und eine große Verſchiedenheit derſelben unter ſich. Zur Beurtheilung des nutzbaren Raumes eines weiten Hafens kann man das Quadrat der doppelten Länge eines Schiffes mit dem Bugſprite für den zur bequemen Bewegung nöthigen Raum auf der Waſſerfläche des Hafens annehmen. — Die inneren Häfen kommen ſehr häufig vor, z. B. in Italien zu *Civita Vecchia*, in England zu *London*, zu *Liverpool* u. ſ. w. In Frankreich ſehr viele, z. B. in *Cherbourg*, in *Dünkirchen*, in *Havre* u. ſ. w. In Holland trifft man eine noch größere Anzahl an, wie die Beſchreibung der Häfen viele Beiſpiele davon liefert. Als Muſter eines in dieſer Hinſicht wohl angeordneten und eingetheilten Hafens wird der Hafen von *Havre* empfohlen. Auch iſt in der hieher gehörigen Fig. 1. eine ſolche, durch innere Häfen bewirkte bequeme Anordnung anſchaulich gemacht.

VIII. *Kaie; Hafendämme; Hafenwände oder Hafenhäfter; Hafenſtraßendämme; Molen oder Meerdämme überhaupt*, ſind alſo die weſentlichen Bauwerke, durch welche die Hafenräume gebildet, und gegen die Einwirkungen des Meeres geſichert werden. Die Begriffe der verſchiedenen Benennungen ſind theils oben in der Einleitung zu dieſem Art., theils in dem V. Abſchn. feſtgeſtellt. Hier bleibt noch übrig, das Nöthige von der *Lage*, von der *Form*, von den *Abmeſſungen* und von der *Conſtruction* dieſer Bauwerke zu berühren, oder auf die Stellen dieſes Art. und jene Art. unſerer Encyclopädie zu verweiſen, wo davon umſtändlich gehandelt werden muß.

Die *Lage der Kaie und Hafenwände* hängt hauptſächlich von der Geſtalt des H. ab, welche entweder der menſchliche Verſtand kunſtmäßig angeordnet, oder die Natur zum Theile vorbereitet hat, und dieſe iſt ſchon durch die Betrachtungen, die im III. Abſchn. von der Geſtalt der H. und im VII. Abſchn. über die inneren H. angeſtellt wurden, beſtimmt, wobei nur noch die Bemerkung zu machen iſt, daß *Inſeln* und *Klippen* bei der Umfaſſung ſehr zu Statten kommen, vorausgeſetzt, daß ſie nahe genug an der Küſte liegen; ſie dürfen nur durch Dämme zuſammen gehängt werden, und der Hafenraum iſt geſchloſſen. Die *Lage der Hafenſtraßendämme* geht aber aus den Beſtimmungen hervor, die im V. Abſchn. über die Anlage der Hafenſtraßen gemacht wurden, und die *Lage der Meerdämme* aus dem, was in eben dieſem Abſchnitte von Sicherung des Hafenmundes überhaupt geſagt wurde, und im X. Abſchn. von Sicherung der Rheden noch berührt werden wird.

Die zweckmäßige *Form*, die nöthigen *Abmeſſungen*, und die verſchiedene *Conſtruction der Kaie* wird der Artikel Kai abhandeln, und durch Beiſpiele der muſterhafteſten Kaie zur Anſchauung bringen. Hier iſt nur im Allgemeinen auf das, was die Hafenkaie beſonders angeht, aufmerkſam zu machen. Die Kaie ſind es, welche nicht nur allein die *künſtlich befeſtigten Ufer der See- und Flußhäfen*, ſondern auch *alle Wände der inneren Häfen, der Grachten* und *Kanäle* bilden, wodurch der Hafenraum abgetheilt oder erweitert wird. Ihre *Höhe* muß natürlicher Weiſe den Waſſerſpiegel des Seehafens und an Flußhäfen den höchſten Waſſerſtand des Hochwaſſers überſteigen, damit die am Ufer liegenden Waaren und andere Gegenſtände nicht benetzt, oder gar von den Fluten fortgeriſſen werden. Der Verkehr und die Volksmenge, die ſich der Geſchäfte und des Vergnügens wegen an den Hafenufern umher treibt, fordert, daß ſich auf der Höhe der Hafenuferkaie eine 40 bis 60 Fuß breite Straße hinziehe, welcher die zum H. gehörigen Gebäude angränzen. Die *Mauerſtellen*, in welchen *gewaltige Ringe* zum Anbinden der Schiffstaue mit der größten Haltbarkeit zu befeſtigen ſind, müſſen von dem feſteſten Materiale gemacht werden, und da, wo *Mauerpfeiler* oder *Anbindeſäulen* zu dieſem Ende angeordnet werden, ſoll ihre Anordnung nicht nur allein der Bequemlichkeit, ſondern auch der Symmetrie und Eurythmie, und dem Charakter des Ganzen entſprechen. Die *zweckmäßige Form* dieſer allen Kaien und Hafendämmen eigenthümlichen Theile wird ebenfalls der Art. Kai durch Anſchauungen verſinnlichen. Gleiches wird von der Anlage und dem Baue der *Treppen* gefordert, welche von der Höhe der Kaie ſowohl als der Hafenwände überhaupt in das Waſſer hinab führen. Bei dieſen hat man beſonders zu beobachten, daß ſie nicht in den Hafenraum vorſpringen, ſondern ſich mit der äußerſten Wand- oder Mauerfläche der Hafenwände endigen. Je breiter dieſe Treppen ſind, deſto vollkommener wird die Bequemlichkeit ihres Gebrauches und der Zweck der Schönheit erreicht. Die höchſte Bequemlichkeit und den herrlichſten Anblick gewähren ſie, wenn ſie in großen Maſſen den ganzen Hafenraum rings umfangen.

Was nun die *Hafendämme* beſonders angeht, ſo müſſen dieſe ſo weit aus dem Meere hervor ragen, daß die vom Sturme aufgeregten Meereswellen nicht mehr über dieſelben einſchlagen: denn dieſes iſt eben der Hauptzweck des H., durch deſſen Vernachläſſigung die Schiffe im H. weit größerer Gefahr Preis gegeben würden, als auf der offenen See, wo ſie ſich mit Hilfe

Digitized by Google

der Segel den Wellen entziehen können. Die Hafendämme müſſen alſo nicht nur allein um einige, allenfalls 2 bis 4 Fuß über die tägliche Flut erhöht, ſondern auch noch überdieß mit einer Bruſtwehre verſehen werden, welche die Brandungen vom H. abzuhalten hat. Eine ſolche Bruſtwehre muß zu dieſem Ende eine bedeutende Stärke, allenfalls von 6 bis 10 Fuß, und eine Höhe erhalten, welche über die Brandungen hinlänglich empor ragt, wozu bei geringer Höhe des Dammes oft 20 und etliche Fuß nöthig ſind. Hinter der Bruſtwehre muß aber noch Platz zum Verkehr vorhanden ſeyn. Dafür iſt das Maß von 8 Fuß in der Krone des Dammes das geringſte. Sollen die Hafendämme zu Befeſtigungen dienen, ſo müſſen ſie ſich wenigſtens 12 Fuß über die tägliche Flut erheben, damit ſie von feindlichen Schiffen nicht beherrſcht werden, und zu Wallgängen müſſen ſie eine Breite von 14 Fuß erhalten. Allein zur vollkommenen Ausbildung eines nach dem Geſetze der Zweckmäßigkeit wohl angelegten Handlungs- oder Kriegshafens muß dieſe Dicke oder obere Fläche der Hafendämme noch viel breiter werden, beſonders wenn, dem Sinne der Bequemlichkeit gemäß, Magazine und Schuppen auf ihr ſtehen ſollen. Darum haben auch die Hafendämme von Toulon eine Breite von 57 Fuß, ohne die 22 Fuß hoch empor ſteigende, oben 8 Fuß dicke Bruſtwehre, noch die tiefer liegenden, an der Hafenſeite ſowohl als an der Meerſeite unter der Fluthöhe hin ziehenden Gänge, jeden ohne die Böſchungen der Krone 10 Fuß breit, zu rechnen.

Hohe Mauern, deren Stelle größten Theils die zu den Bedürfniſſen der Schifffahrt, des Handels und des Kriegs erforderlichen Gebäude vertreten, müſſen überdieß noch die Sturmwinde an jenen Stellen abhalten, wo dieſes nicht ſchon durch Anlage von Stadtgebäuden oder durch Felſen und umliegende Anhöhen bewirkt iſt: denn die von Außen herein ſtürmenden Winde würden den H. ebenfalls zu einem höchſt unſichern Aufenthalte machen. Wellen, die ein Sturm im H. ſelbſt erregen würde, wären zwar von keiner Bedeutung, weil zu großen Wellen auch eine große Waſſertiefe nöthig iſt, die dem H. gewöhnlich mangelt, und weil überdieß die im H. entſtehenden Wellen auch noch durch Abpfählungen für die verſchiedenen Schiffslager oder durch andere Abtheilungen gebrochen werden. Allein der mit voller Gewalt eindringende Sturmwind würde die Schiffe gegen einander ſelbſt und an die Hafenwände hin werfen, und ſie könnten dem Schiffbruche nimmermehr entgehen.

Die Hafenſtraßendämme, welche die Hafenſtraße begränzen, damit ſie der Spülſtrom vertiefen kann, brauchten zu dieſem Zwecke eigentlich nicht höher zu ſeyn, als ein Paar Schuhe über die Ebbe bei der Mündung, und in der Nähe der Spülſchleuſen eben ſo viel über die Flut, weil nur in der Ebbezeit geſpült wird. Damit aber der Flutſtrom nicht täglich über ſie einwärts falle, ſo müſſen ſie ſelbſt da, wo weitläufige Sandbänke vor ihnen liegen und die Wogen des Meeres ſchon gebrochen haben, wo ſie alſo weder die Sturmfluten abhalten, noch auch dem Verkehre dienen ſollen, wenigſtens bis zur täglichen Flut empor ſteigen. Dann müſſen aber Pfahlreihen, ſo genannte Duc d'Alben in den Dämmen eingerammt werden, um die Schiffe an dieſelben anzulegen. Sollen ſie den Strandkieſel aufhalten, und die Erhöhung des Strandes bewirken, oder iſt die Einfahrt bei Seeſtürmen gefährlich: ſo muß das maſſive Werk der Dämme, das iſt, der mit Material ausgefüllte Theil 2 bis 4 Fuß über der täglichen Flut, und bei großem Flutintervall ¼ dieſes Intervalls darüber erhöht liegen. Sie ſollen bei dieſer Höhe am zweckmäßigſten von Buſchſteinwerken erbaut und ſo eingerichtet werden, daß auf ihrer Krone alle 20 Fuß eine Reihe Duc d'Alben, das iſt, quer über die Dammhöhe eingerammter Pfähle ſtehe, um auf dieſen eine Bebrückung zum Ziehwege 8 Fuß über der täglichen Flut anzulegen. Ein ſolcher Ziehweg muß eine Breite von 4 Fuß erhalten. Iſt aber die Hafenſtraße enge, und ſind Schifffahrt und Verkehr bedeutend: ſo müſſen die Straßendämme entweder von Holzwänden oder von Mauerwerk erbaut werden, weil nur dieſe mit einer geringen Böſchung ausgeführt werden können. Um nun aber auch die Wellenruhe in der Hafenſtraße zu befördern, ſoll der obere Damm, welcher der Flut und dem herrſchenden Seewinde entgegen ſteht, ungefähr 12 Fuß über die tägliche Flut erhöht ſeyn, wo hingegen der untere nur eine Höhe von 10 Fuß nöthig hat. Doch kann der innere Theil eines jeden Dammes um 2 Schuhe niedriger ſeyn, als der äußere oder ſeewärts liegende, weil jener den hohen Wellen weniger als dieſer exponirt iſt. Dienen endlich die Straßendämme auch zum Verkehre, oder um Befeſtigungen und andere Gebäude darauf anzulegen: ſo gelten für ſie dieſelben Beſtimmungen, die bereits oben für die Höhen und Kronbreiten der Hafenwände mitgetheilt wurden. Überhaupt ſind alle Molen oder Meerdämme, die einen Hafen oder die Mündung eines Hafens zu decken haben, dieſen Beſtimmungen unterworfen, weil auf ihnen entweder Feſten oder Leuchtthürme oder andere Gebäude errichtet werden.

Meerdämme, die eine Rhede ſchützen, brauchen eigentlich nicht höher als bis auf ⅓ der Springflut zu reichen, vorausgeſetzt, daß die Rhede von der Küſte und von den Inſeln gegen die meiſten Windſtriche gedeckt iſt: denn diejenige Höhe, die bis zu ⅓ der Springflut über die ordinäre Ebbe geht, iſt, wie die Erfahrungen beweiſen, ſchon hinreichend, die Wellen auf der Rhede zu mäßigen. Wiebeking macht dieſes auch durch die Bemerkung einleuchtend: daß die Wellenbewegung in einer ſolchen Rhede, die von einem Meerdamme gedeckt iſt, deſſen Höhe ſo weit hinauf geht, daß die Baſis der Wellen ſich unter ſeine Krone hinab ſenkt, gemäßigt werden muß; weil der untere Theil einer jeden Welle von dem Meerdamme durchſchnitten, und die Welle alſo in ihrer Schwingung gehemmt werde. Geht jedoch die Springflut ſo hoch hinauf, daß ihr unterſtes Drittel unterhalb der Baſis der Wellen ſteht: dann muß freilich auch der Meerdamm ſich höher als dieſes Drittel erheben, weil er ſonſt die Schwingungen der Wellen nicht wirkſam unterbrechen würde. Doch iſt dieſes nur

Digitized by Google

da der Fall, wo die Flut höher als 25 Fuß ſteigt. Hat die Rhede aber ein flaches Ufer, und iſt allen Winden oder doch den herrſchenden Seewinden bloß geſtellt: ſo muß der Meerdamm die Höhe der ordinären Flut erreichen, um die Wellen auf der Rhede zu mäßigen, und die Communikation zwiſchen ihr und den Meereswogen abzuſchneiden. Auch bei einer kleinen Rhede muß der Meerdamm dieſe Höhe erreichen, ja noch höher ſeyn, damit der Seefahrer nicht Gefahr laufe, darauf zu ſtoßen: denn in einem beſchränkten Raume kann er während der Stürme den beſten Lauf des Schiffes nicht einhalten, es ſei dann, daß er ſchon von weitem die ihm gefährlichen Gegenſtände erblicke. Gleiches iſt auch in Meeren, wo keine Flut iſt, zu beobachten, damit die Dämme, die ſonſt immer unter Waſſer blieben, dem Schiffer keine gefährliche Klippe werden. Überhaupt aber wäre es immer zweckmäßiger, die Meerdämme hoch als niedrig zu machen, wenn nicht die Ökonomie gar zu oft eine mäßige Höhe geböte. —

Um die Gewalt der Wellen zu mindern, müſſen ſich alle Hafen- und Meerdämme in ſchiefen Ebenen in die Fluten hinab ſenken. Je größer dieſe Böſchung iſt, das heißt, je mehr ſich dieſe ſchiefen Ebenen von dem Steilen entfernen, deſto mehr werden die Wellen abgemattet. Zu dieſem Ende pflegt man auf der Meerſeite auf jeden Höhefuß des Dammes wenigſtens 3 Fuß Grundlinie zu rechnen, auf der Hafen- und Rhedeſeite ſich aber mit 1 Fuß Grundlinie zu begnügen. Als eine hinlängliche Dicke wird eine Breite von 18 Fuß in der Krone des Dammes angenommen. — Das volle Dammwerk oder das Profil des Dammes ſollte eigentlich wegen des Angriffes der Wellen eine abgerundete Oberfläche, ſo wie auch eine abgerundete Krone erhalten, über welcher dann eine zweckmäßige Bebrückung zum Verkehre, allenfalls auf die oben beſchriebene Art anzubringen wäre. Zu ſolchen Dämmen wird die Bauart in Buſchſteinwerk als die vorzüglich geeignete anerkannt. Allein mannichfaltige örtliche Umſtände und andere Forderungen, die wir in dieſem Artikel ſchon berührt haben, machen meiſtens andere Formen und andere Conſtructionsarten, z. B. maſſive Mauern aller Art, Steinwürfe, Kaſtenbau, Füllwerk und Holzwände nothwendig. Über das Anſchauliche dieſer Conſtructionsarten, ſo wie über die jedem beſondern Dienſte eines Dammes am meiſten entſprechende Bauart, Form und Einrichtung zu belehren, iſt dem Artikel Damm vorbehalten, auf den ich alſo verweiſen muß, beſonders da derſelbe auch die merkwürdigſten oder muſterhafteſten Dämme der Alten und der Neueren als erklärende Beiſpiele durch Zeichnung zu verſinnlichen hat.

IX. Schiffsdocken und Schiffswerfte mit den Hellingen und Schiffsſtapeln. Mit den Hafenwänden müſſen ſich die Schiffsdocken und Schiffswerfte als weſentliche innere Bedürfniſſe oder Theile eines Hafens unmittelbar verbinden. Die Schiffswerfte oder Stapelplätze ſind Bezirke, auf welchen ſich die Stapel oder Hellinge zum Baue und zur Ausbeſſerung der Schiffe befinden. Dieſe aber bilden ſchiefe, in das Waſſer hinab geneigte Ebenen, deren Einrichtung und Conſtruction der eigene Artikel Schiffsstapel erklären wird.

Die Schiffsdocken, zu gleichen Zwecken beſtimmt, ſind große, waſſerdicht gemauerte, und mit Schutzſchleuſen verſehene Becken, oder ſo genannte Baſſinſchleuſen. Ein Schiff, das der Ausbeſſerung bedarf, läuft mit der Flut durch die geöffneten Thore der Schleuſe in ein ſolches Becken ein, und nachdem dieſes durch den Eintritt der Ebbe, oder wo keine Ebbe Statt findet, nach Verſchließung der Thore und Verdammung der Mündung durch Auspumpen des Waſſers trocken gelegt iſt, wird die Ausbeſſerung vorgenommen, oder auch ein ganz neues Schiff in dem trocken gehaltenen Becken erbaut. Nach Beendigung des Baues wird das Waſſer wieder eingelaſſen, und das flott gemachte Schiff läuft durch die geöffneten Schleuſenthore aus. Die Beſchreibung und Abbildung ſolcher Gebäude ſ. im Art. Schiffsdocken.

X. Äußere Bedürfniſſe eines jeden Hafens. Wahrzeichen. Springbrunnen. Ruhebänke. Geſchützte Rheden. Zur weiteren baulichen Ausbildung eines Hafens gehören auch die Wahrzeichen, um die Lage des Hafens den ankommenden Schiffen ſchon in möglichſt weiter Entfernung anzuzeigen, vorausgeſetzt, daß der Leuchtthurm an der Hafenmündung nicht ſelbſt ſchon durch ausgezeichnete Höhe und Lage, und durch gewaltige Maſſe dieſem Zwecke vollkommen genügt. Dieſe Wahrzeichen ſind alſo nichts Anderes, als hohe und gewaltige Thürme, die noch überdieß auf hohen Felſen oder auf andern bedeutenden Anhöhen erbaut werden, wenn ſich ſolche in der Nähe des Hafens vorfinden. Die höchſte Vollendung wird erreicht, wenn auch dieſe Thürme als Leuchtthürme ausgeführt werden, um auch in der Nacht dieſem wohlthätigen Zwecke zu dienen, wo ſie dann freilich im Verhältniſſe zu ihrer Höhenlage mit den ſtärkſten Leuchten zu verſehen ſind. (S. d. Art. Leuchtthürme.)

Ein dringendes Bedürfniß eines Hafens iſt ferner gutes und reichliches Trinkwaſſer. Es wird hier nicht eine bloße Verzierung, ſondern zugleich eine höchſt zweckmäßige Anordnung ſeyn, wenn es in mehreren Springbrunnen von der Höhe der Hafenkaie hoch empor ſteigt, damit es ſchon aus der Ferne von dem ankommenden Schiffsvolke geſehen werde: denn ſchon der bloße Anblick friſchen Waſſers iſt den Seeleuten ein wahrer Genuß, der noch verdoppelt werden kann, wenn das ſprudelnde Waſſer mit dem Anblicke grünender Pflanzungen verbunden wird. Es iſt daher auch ein würdiges und ruhmvolles Unternehmen, das reine Quellwaſſer von fernen Höhen herzuleiten, wenn die Lage des Hafens nachbarliche Quellen verſagt, und durch dergleichen Werke zugleich den erhabenen Reiz, den der Anblick eines Hafens gewährt, zu vermehren. Auch reichlich hin und wieder angelegte ſchöne Sitze und Ruhebänke fordert ein Ort, der wie die Hafenkai nicht nur allein wegen des mannichfaltigen Treibens der Geſchäfte, ſondern auch wegen des Anblickes der Natur und der

Digitized by Google

kunſtreichen Umgebungen immer der beſuchteſte öffentliche Spaziergang iſt.

Eines der wichtigſten äußeren Bedürfniſſe eines Hafens iſt endlich eine gute und hinlänglich *geſchützte Rhede* in ſeiner Nähe, damit die Schiffe, die bei Stürmen oder anderen Unfällen den Hafen nicht erreichen können, hier leicht und ſchnell einſegeln und ſicher vor Anker legen, ſich dann die nöthigen Bedürfniſſe aus dem Hafen herbei holen und die Zeit abwarten können, mit Bequemlichkeit in denſelben einzulaufen. Es iſt nicht genug, daß eine ſolche Rhede einen *guten Ankergrund* (ſ. I. Abſchnitt) und *hinlänglich tiefes*, aber bei der Flutzeit nicht zu tiefes Waſſer habe (vergl. II. Abſchn.), ſondern ſie muß auch von *hohem Lande* oder von *Bergen* umgeben ſeyn, welche ſich in das Meer hinein erſtrecken, die herrſchenden Seewinde von der Waſſerfläche abhalten und die Entſtehung der Grundwogen verhindern, damit nicht nur allein die Schiffe vor den Winden geſichert liegen, ſondern die Wellen auf der Rhede auch nie ſo hoch gehen, daß der vermittels Schaluppen zwiſchen ihnen hergeſtellte Verkehr unterbrochen würde. Sie muß ferner eine *anſehnliche Größe* haben, damit ſich die Schiffe bequem vor Anker legen und wenden können, wobei für Kriegsſchiffe auf eine gegenſeitige Entfernung von 900 Fuß gerechnet wird, und vorzüglich eine *leichte Einfahrt* gewähren, daß man auch bei Seeſtürmen einlaufen kann, ohne daſelbſt, wo der Flutſtrom ziehet, zum Schlepptaue oder zum Bugſiren ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Wenn der *Strom des Meeres* von ſelbſt durch eine Rhede geht: ſo wird das Einlaufen dadurch ſehr erleichtert; kommt er hingegen von der Seite: ſo hat man Mühe, ihn zu überwinden. Durch richtig gegen die Flut angelegte *Meerdämme* kann eine Einfahrt, die man für unmöglich gehalten hat, vollkommen hergeſtellt werden. Man muß ſich aber hüten, daß durch dergleichen Anſtalten den Strömen eine ſolche Richtung gegeben werde, die nach Verbeſſerung eines Übels ein weit größeres herbei führen, die Widerſtröme und Wirbel veranlaſſen, ja Verſandung des nachbarlichen Hafens nach ſich ziehen könnte. Überhaupt muß man mit allen übrigen örtlichen Umſtänden beſonders die Natur und den Zug der Ströme vergleichen, damit ſich nicht Sand-, Kies- und Schlammbänke bilden, und die ganze Arbeit unbrauchbar machen. *Zur Erleichterung der Einfahrt* muß der Eingang zur Rhede eine Waſſertiefe von 25 bis 30 Fuß, und zugleich um der Sicherheit willen einen guten Ankergrund haben. In Gegenden, wo eine ſtarke Flut herrſcht, muß er auch lang ſeyn; aber eine große Weite kann nachtheilig werden, weil ſie die Vertheidigung erſchwert. Leicht könnte es dann einer feindlichen Flotte gelingen, trotz angelegter Feſten und Schanzen unter Begünſtigung eines guten Windes einzulaufen, von ihr aus, den Hafen ſelbſt zu bombardiren, und die darin liegende Seemacht zu Grunde zu richten.

Es gibt keine Rhede ohne Fehler. Hier kommt es auf einen geſchickten Baumeiſter an, der den Ort überall mit dem Senkblei richtig zu erforſchen, die Umgebungen ſorgfältig zu unterſuchen, die natürlichen Anlagen mit Scharfſinn zu nützen, und die Fehler durch Kunſt zu verbeſſern weiß. Kleine *Inſeln* und *Felſen* bieten oft die größten Vortheile an. Feſten, Schanzen, Thürme und Signale können auf ihnen errichtet, die Schiffe hinter ihnen gegen Stürme und feindliche Überfälle ſicher gelegt werden. Eine damit verbundene *theilweiſe Eindammung*, ein in das Meer hinein reichender, *gegen die Flut gekehrter Meerdamm*, können meiſtens die Rhede zur höchſten Vollkommenheit bringen; wobei man freilich immer die Lage der Küſten, die Inſeln und Sandbänke, die Klippen und die Vertheidigung der Rhede gegen feindliche Überfälle zu berückſichtigen hat: denn ſie ſoll nicht nur allein gegen Winde und Grundwogen, ſondern vorzüglich auch gegen das Eindringen feindlicher Kriegsmacht geſchützt ſeyn. (Vergl. den XI. Abſchnitt). Zur Vollkommenheit einer guten geſchützten Rhede gehört auch eine bedeutende Anhöhe oder ein *gewaltiger Thurm*, der ſie den Schiffern von der Ferne anzeigt, und ein hoher *Leuchtthurm*, um ſie des Nachts kenntlich zu machen, und ihre Einfahrt zu erhellen. Finden ſich auch Quellen oder Bäche von gutem Trinkwaſſer am Geſtade der Rhede: ſo hat man Alles, was zur höchſten Vollkommenheit derſelben verlangt werden kann.

Die Völker des Alterthums hatten keinen bedeutenden Kriegshafen, der nicht mit einer Rhede verſehen war, und unter den H. der Neueren ſind die *engländiſchen*, ſo wie die H. von *Breſt*, *Cadix*, *Cherbourg*, *Copenhagen*, *Cronſtadt*, *Enkhuyſen*, *Helvoet*, *Malta*, *Medenblik*, *Neapel*, *Nieuwe-Diep*, *Toulon* und *Vliſſingen* durch ihre Rheden berühmt. Unter dieſen zeichnen ſich die Rhede von *Breſt* in Frankreich, die von *Cadix* in Spanien, und die Rhede von *Portsmouth* in England als beſonders treffliche aus.

XI. *Befeſtigung der Häfen gegen feindliche Gewalt.* Um die *baulichen Mittel* zu beſtimmen, durch welche ein H. gegen feindliche Unternehmungen geſichert werden kann, hat man ſeine Aufmerkſamkeit theils auf die Seeſeite, theils auf die Landſeite zu richten. *Auf der Seeſeite* hat man zuerſt dafür zu ſorgen, daß der Hafenmund ja nicht weiter werde, als es gerade für die Bequemlichkeit der ein- und auslaufenden Schiffe zuträglich iſt. Je enger die Mündung iſt, deſto vollkommner kann der Zweck der Vertheidigung des H. erreicht werden. Sie wird dann mit tüchtigen *Ketten*, die an beiden, einander gegenüber liegenden Dammenden, entweder in Felſen oder über gewaltigen, zu dieſem Zwecke erbauten Pfeilern zu befeſtigen ſind, in den Zeiten der Gefahr verſperrt. Hierdurch wird das Einlaufen einer feindlichen Flotte, und beſonders das Einſchicken der Brander verhindert. Da man aber Beiſpiele hat, daß dergleichen Ketten von Schiffen in vollen Segeln zerſprengt wurden: ſo werden andere tüchtigere Mittel zur Sperrung des Hafenmundes in Kriegszeiten vorgeſchlagen. Dergleichen ſind: eine Reihe wohl mit einander verbundener *Holzflöße*, welche nie zu Grunde geſegelt werden können, ſondern den auf ſie

Digitized by Google

anlaufenden Schiffen zum Untergange gereichen; eine Reihe gekuppelter Maſten, einige Schuh tief unter der Oberfläche des Waſſers an eiſernen Ketten und Ankern befeſtigt, iſt ein einfaches und gleich kräftiges Sperrungsmittel; ferner an mehreren Stellen vor dem Hafenmunde eingetriebene gewaltige Grundpfähle, welche eindringenden Schiffen ebenfalls gefährliche Klippen ſind.

Ein weiteres Mittel der Befeſtigung iſt, die ganze äußere Linie der Hafenumfaſſung nach der Grundform anzulegen, welche die heutige Befeſtigungskunſt für das beſtimmte Locale fordert, und folglich auch mit denjenigen Theilen, die zu einer ſolchen Feſtung gehören, zu verſehen. (S. Festung). Als Beiſpiel einer ſolchen Anlage kann der H. von Toulon angeführt werden. Daß in jedem Falle die gehörigen Feſten, Forts, auf beiden Seiten des Hafenmundes zur Vertheidigung desſelben zu erbauen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Das vorzüglichſte Befeſtigungsmittel eines H. iſt aber eine gute Citadelle, welche eine ſolche Lage haben muß, daß ſie den H. ſowohl als die Rhede beſtreichen, und auch die Stadt in Reſpekt halten kann. Liegt eine ſolche feſte Burg zugleich am Hafenmunde, und ihr gegenüber auf der andern Seite der Mündung noch eine tüchtige kleinere Feſte, wie dieſes zu Marſeille ausgeführt iſt: ſo kann man mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß es keinen feindlichen Schiffen gelingen werde, in den H. einzudringen. Wenn eine Straße in den H. führt, ſo werden die beiden äußerſten Enden der Einfahrtsdämme mit Kaſtellen beſetzt, die auch nur von Holz ſeyn können, aber eine ſolche Geſtalt erhalten müſſen, daß man von ihnen aus die umher liegende See beſtreichen kann. Iſt die Hafenſtraße lang, ſo werden auch noch an die Seiten der Einfahrtsdämme Kaſtelle angehängt, auch überdieß in einiger Entfernung davon noch andere in der See erbaut, wie ſolches zu Dünkirchen ausgeführt war. Eben ſo wie dieſe künſtliche Hafenſtraße, wird eine natürliche befeſtigt, nämlich ein Fluß, der zu einem oberhalb von ſeiner Mündung entfernt liegenden H. führt; ſ. als Beiſpiel den H. von Danzig. — Allein alle dieſe Befeſtigungen führen nicht zum erwünſchten Zwecke, wenn ſie nicht zugleich den Feind verhindern, vor dem H. auf einer Rhede Anker zu werfen, und den H. zu beſchießen. Er muß alſo auch durch außerhalb angelegte Befeſtigungen ſo weit als möglich von dem H. entfernt gehalten werden. Dieſes wird aber durch Befeſtigung der Rhede, durch Schanzen an den Ufern und durch Benutzung eines jeden Felſen im Meere bewirkt, auf dem man einen feſten Thurm erbauen und mit Kanonen beſetzen kann. Je weiter ſolche Felſen von dem H. entfernt liegen, deſto weiter kann der Feind von dem H. abgehalten werden. Hierbei iſt anzumerken, daß die Erinnerung, in den Zeiten der Kriegsgefahr die ausgeſetzten Warnungszeichen, Tonnen, Baaken hinweg zu nehmen, damit dem Feinde auch durch die allenfalls verborgenen Klippen und Sandbänke Gefahr bereitet werde, nicht in dieſen baulichen Artikel, ſondern zu den Vorſchriften der militäriſchen Wachſamkeit gehört.

Auf der Landſeite wird die Befeſtigung eines H. im Allgemeinen, wie eine jede andere Feſtung auf dem feſten Lande ausgeführt; nur hat man bei Anordnung der Befeſtigung einer Hafenſtadt zwei politiſche Rückſichten zu nehmen, und ſich von denſelben als von feſten Grundſätzen leiten zu laſſen. Die erſte iſt: daß der Feind nicht leicht die Abſicht hat, die Stadt, die am H. liegt, zu erobern, ſondern daß ihm mehr daran gelegen iſt, die Schiffe im H., und die zum Seekriege nöthigen Vorräthe, womit die Magazine angefüllt ſind, zu verderben; alſo Stadt und H. in der Hoffnung zu beſchießen, daß er dadurch ſeinen Gegner außer Stand ſetzen werde, ſo bald wieder mit einer Flotte auf dem Meere zu erſcheinen; die zweite iſt, daß der Landesherr die Vorſicht gebrauchen werde, eine Heeresabtheilung an einen Ort zu legen, der von mehreren, den feindlichen Überfällen ausgeſetzten H. ſo ziemlich gleich weit entfernt iſt, damit dem Feinde, der eine Landung unternommen hat, eine gewachſene Heeresmacht zum Entſatze der Feſtung entgegen ſtehe, ehe noch an eine Eroberung derſelben zu denken iſt. Man hat alſo vorzüglich ſolche Anſtalten zu treffen, die dem Feinde wehren, der Feſtung bald mit Mörſern ſo nahe zu kommen, daß es ihm möglich werde, Bomben in die Stadt und den H. zu werfen; denn hierdurch würde er in wenig Stunden ſeine Abſicht erreicht haben, und wieder an Bord ſeyn, noch ehe die Hilfe anlangt. — Hierzu nun kann man ſich mit Vortheil künſtlicher Überſchwemmungen bedienen, die in Hafengegenden meiſtens leichter als in andern Umgebungen zu bewirken ſind. Am ſicherſten wird man aber ſeinen Zweck durch eine Linie kleiner Feſten erreichen, die man auf der ganzen Landſeite rings um die Hauptfeſtung in einer Entfernung von 1500 bis 1800 Klaftern, und ſo weit von einander anlegt, daß eine die andere mit ihren Kanonen erreichen kann. Zieht man zwiſchen dieſen und der Hauptfeſtung noch eine andere Linie dergleichen noch kleinerer Feſten, die mit ſchwachen Beſatzungen verſehen werden: ſo wird dieſe doppelte Linie von Feſten wegen der wechſelſeitigen Unterſtützung und der Nähe der Hauptfeſtung den Feind ſo lange in bedeutend großer Entfernung zu halten im Stande ſeyn, bis ſeine vereitelte Abſicht durch die ankommende Hilfe gänzlich unausführbar gemacht wird [3]).

XII. Beſondere bauliche Bedürfniſſe eines Kriegs- oder Marine- und Handlungshafens. — Gebäude, Magazine und Werkſtätten, deren Schifffahrt und Handel in ihrem blühenden Zuſtande noch außer den in vorſtehenden Abſchnitten angezeigten weſentlichen inneren und äußeren Theilen eines H. bedürfen, und deren der Krieg zu ihrem Schutze nicht entbehren kann, ſind folgende: 1) Eine Handlungsbaſilika, auch Börſe, Handlungspalaſt und Kauf-

3) Vollſtändigen Unterricht in dieſem Theile der Vertheidigungskunſt findet man bei *Montalambert* in Fortification perpendiculaire im III. Kap. d. III. Bdes, und einen Auszug hiervon im VI. Bde des Magazins für Ingenieurs und Artilleriſten.

Digitized by Google

haus genannt, der ſich 2) Volkshallen aller Art anſchließen: Hallen zur Erregung und Erhaltung des öffentlichen Lebens, zur Nährung der geſellſchaftlichen Thätigkeit und zur Begünſtigung mannichfaltiger Verbindungen, zur Ausſtellung von Waaren, von fremden und einheimiſchen Kunſterzeugniſſen, zur Förderung des Kunſtfleißes und der Betriebſamkeit. 3) Große Waarenlager für alle Arten von Waarenvorräthen, welche die Handlungsverbindungen hieher bringen können. 4) Wohl eingerichtete Gaſthöfe zur zweckmäßigen Bewirthung der Fremden, und 5) Herbergen für weniger bemittelte Reiſende. 6) Ein Kriegsrathshaus mit allen ſeinen nöthigen Theilen zu Berathſchlagungen, Verſammlungen, Schreibereien und dergl. 7) Wohnhaus für den Guvernör. 8) Wohnhäuſer für den Direktor und für die Inſpektoren des H. 9) Wohnhäuſer für die Civil- und Militärbaumeiſter. 10) Caſernen: a) für Seecadetten, b) für Matroſen, c) für Soldaten. 11) Krankenhäuſer. 12) Alle zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten einer volkreichen Stadt, die durch einen H. bedingt iſt, nöthige Baulichkeiten. 13) Eine Seewiſſenſchafts-, Bau- und Kriegsſchule mit allen zu ihren Bedürfniſſen oder Sammlungen erforderlichen Abtheilungen. 14) Ein Hauptmagazin für alles Zeug zur Ausrüſtung der Schiffe, worin z. B. das Segelzeug eines jeden Schiffes für ſich u. ſ. w. aufbewahrt wird. 15) Block- und Scheibenmachereien zur Fertigung von Scheiben, Rollen, Flaſchen, Pumpen und anderen dergl. Werkzeugen. Man wünſcht ſie der Bequemlichkeit in der Nähe des Hauptmagazins, weil die Segel mit Blöcken oder Flaſchenzügen verſehen werden müſſen. Ihnen ſollen ſich 16) Böttchereien, und 17) Segeltuchfabriken anſchließen. Dann 18) eine Seilſpinnerei, die 900 bis 1200 Fuß lang ſeyn muß. Dieſe ſollte bedeckt ſeyn, wie die zu Caracca, Toulon und Rochefort, und mit ihrer Länge winkelrecht gegen die Richtung einer Hafenſeite ſtehen, wenn es anders die Umgebungen erlauben, damit ſie nicht zu viel Raum von dem näheren Hafenbezirke hinweg nehme. Sofort 19) ein Seearſenal für das Geſchütz und die Waffenvorräthe aller Art, als ein Hauptgebäude; in ſeinen Umgebungen 20) Räume und Magazingebäude für die Munitionsvorräthe aller Arten von Geſchützen; ferner: 21) eine Stückgießerei, und 22) eine Waffenſchmiede. Dann folgen 23) Bauholzſchuppen zur Sicherung der Bauholzvorräthe gegen Sonnenhitze und Regen. Hier ſoll das Bauholz nach ſeiner Art und nach ſeinem Gebrauche abgetheilt liegen. Der Raum für dieſe Schuppen muß ſehr groß ſeyn, weil ein H. einen bedeutenden Holzvorrath bedarf: denn zu einem Schiffe von 110 Kanonen werden 110,000 Würfel Holz erfordert, und es kann kaum 30 bis 45 Jahre die See halten, wenn die Ausbeſſerungen gehörig geſchehen; ja in Meeren, deren Waſſer nicht ſehr ſalzig iſt, kann es nicht länger als 18 bis 24 Jahre gebraucht werden. 24) Ein Werkplatz zur Zimmerung und Verbindung der Maſten ſoll nicht ſehr fern von den Bauholzmagazinen entlegen ſeyn. Die Länge dieſes Platzes muß wenigſtens 400 Schuhe betragen, damit drei Maſten zugleich gezimmert und verbunden werden können. Auf ihm ſollen ſich Werkſchuppen befinden, die eine zur Arbeit der Zimmerer ſchickliche und geräumige Anordnung erhalten, und von oben herab erleuchtet werden müſſen, damit ſich ein gleichmäßig helles Licht in ihren Räumen verbreite, und die Werkleute nicht genöthigt werden, bei Tage Lampen, wie in jenen zu Venedig, anzuzünden. Man ſchlägt vor, ſie zu dieſem Ende als Bohlendächer zu conſtruiren und mit Segeltuch zu überziehen. Übrigens ſoll ſich der Werkplatz gegen das Waſſer hin mit einer ſchiefen Balkenfläche zum Auf- und Niederwinden der Maſten endigen. Ganz in der Nähe des Werkplatzes ſoll 25) ein Waſſerbehälter angelegt ſeyn, in welchem die Maſten durch hölzerne Maſtenzwinger unter Waſſer gehalten werden, weil ſie an freier Luft aufreißen, und in Häfen ſelbſt, wo der Pfahlwurm iſt, nicht eingelegt werden dürfen. Solche Maſtenzwinger hat Belidor in ſeiner architectura hydraulica beſchrieben. Indeſſen ſcheint es Wiebeking, beſſer zu ſeyn, das Bauholz nach dem Beiſpiele der Holländer in trockenem Sande aufzubewahren, und ſolche Sandwälle mit Erdraſen zu bedecken, damit der Wind den Sand nicht hinweg wehe. Auch werden zur Verhinderung des Reißens die Enden der Bauhölzer mit Lehm bedeckt. — In der Gegend der Bauholzmagazine müſſen ſich auch 26) die Räume für viererlei Zimmerplätze ausbreiten, und zwar a) für Handlungsſchiffe, b) für Kriegsſchiffe, c) für Schaluppen und d) für Werkzeuge und Maſchinen, die zur baulichen Unterhaltung des H. nöthig ſind. Jede dieſer Arten Zimmerplätze ſoll etliche Bau- und Werkſchuppen umfaſſen, in welchen theils Arbeiten vorgenommen werden, theils die zugerichteten Bauhölzer bereit liegen, theils die fertigen Bau- und Maſchinenſtücke zwiſchen Zwingen und Keilen gepreßt ſtehen, bis ſie gethert und angeſtrichen werden. Daher müſſen ſich ihnen auch 27) die Werkhäuſer der Schreiner und Anſtreicher anſchließen. 28) Die Kielplätze, auf welchen die Schiffe gekielholt werden, ſollen einer Seits ebenfalls in der Nachbarſchaft der Werk- und Zimmerplätze vorhanden ſeyn, anderer Seits aber den Schiffswerften nachbarlich angränzen. 29) Große und kleinere Krahnen und Hebewerke zum Beladen und Abladen der Schiffe müſſen an verſchiedenen geeigneten Stellen der Hafenufer, und 30) Wohnungen für Aufſeher und Viſitatoren nahe am Hafenmunde erbaut werden. Endlich muß der Hafenbezirk auch 31) Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülſenfrüchte, Salz, ſo wie 32) Kammern und Keller für Mundbedürfniſſe, für Getränke, Öl u. ſ. w. umfaſſen. 33) Die Feuerlöſchungswerkzeuge ſollen auf dem feſten Lande, und in den Kanälen und Baſſin vertheilt liegen. 34) Für die Ankerſchmieden, 35) Grobſchmieden, 36) Kleinſchmieden und 37) Zeugſchmieden, ſo wie auch 38) für die Bohrmühlen, 39) Sägemühlen und 40) Getreidemühlen ſollen ſchickliche Plätze in der nächſten Umgebung des Hafenbezirkes, wenn es

Digitized by Google

anders möglich iſt, beſtimmt werden. Allein in einer zweckmäßigen Entfernung von dem Bezirke dieſer Gebäude ſollen zuletzt 41) die *Pulvermagazine*, und in einer andern Entfernung 42) das *Kochflott*, worin der Ther, das Pech und das Öl geſotten werden, 43) die *Ziegeleien* und 44) die *Kalkbrennereien* umher liegen.

Man hat ſich zwar bemüht, alle die hier angezeigten Gebäude ſo an einander zu reihen, wie es ihre innere Verbindung, d. h. die Verwandtſchaft ihrer Zwecke oder der in ihnen bewirkten Thätigkeit unter der Bedingung eines um den Hafenraum ſelbſt geordneten architektoniſchen Ganzen verlangt. Allein zur ſicheren Erkenntniß dieſer Verbindung muß noch die *allgemeine Lehre* ausgeſprochen werden, „daß alle dieſe zur vollkommenen Einrichtung eines H. nöthigen Gebäude dem Hafenraume oder ſeinen Abtheilungen, den inneren H., zu denen ſie gehören, ſo nahe als möglich, und jedes einem andern in Beziehung auf Beſchleunigung der Geſchäftsthätigkeit zunächſt liegen muß;" daß alſo z. B. „jedes Magazingebäude in der Nähe ſolcher Werkplätze oder anderer Magazine ſich befinden muß, mit denen es zur Beſchleunigung der Arbeiten oder der Ausrüſtung einer Flotte in Beziehung ſteht, oder daß diejenigen Magazine, welche ſolche Geräthſchaften oder Schiffsbauſtücke verwahren, die zuſammengeſetzt größere Theile eines Ganzen ausmachen müſſen, ſich gegenſeitig nachbarlich begränzen; daß aber deſſen ungeachtet alle dieſe Gebäude wegen des Raumes zum Verkehre und wegen der Gefahr beim Ausbruche eines Brandes nicht allein überall die gehörigen Durchgänge oder Umgänge zulaſſen, ſondern auch auf allen Seiten von einander getrennt und frei ſtehen müſſen."

XIII. *Fluß- oder Stromhäfen.* Bei allen, bis hierher mitgetheilten Erklärungen und Vorſchriften hat man zwar hauptſächlich die Seehäfen als den wichtigſten Gegenſtand ins Auge gefaßt. Es bedarf aber kaum der Erinnerung, daß alle dieſe baulichen Mittel und Einrichtungen auch auf Stromhäfen anwendbar ſind, und daß der Unterſchied faſt allein in verminderter Größe der Werke und in weit geringerem Aufwande bei ihrer Ausführung beruhe. Das Beſtimmende iſt zum Theile ſchon in dem Vorhergehenden an den geeigneten Orten eingeſchaltet. Ich will daher in dieſem Abſchnitte dasjenige von dem Baue der Stromhäfen zur Vervollſtändigung nachholen, worauf man in den vorauſtehenden Abſchnitten ohne Gefahr verwirrender Unterbrechung nicht aufmerkſam machen konnte.

Der *Bau der Stromhäfen* iſt hauptſächlich auf bedeutenden Hauptſtrömen, wie die Donau, der Rhein und dergl. ſind, nothwendig; weil ihre Waſſermaſſe im Sturme und beim Hochwaſſer ſchon gewaltig, und im Eisgange furchtbar iſt, auch viele ihrer Hauptſchiffe, die Kriegsunternehmungen und Großhandel fördern, ſich wohl auf die See wagen dürfen. Zu zeigen, wie dieſe wieder das Vorbild von Häfen für kleinere Fahrzeuge auf geringeren Flüſſen werden, iſt ganz unnöthig, und dringt ſich Jedem von ſelbſt als ein leichtes Spiel der Anwendung auf.

Das *gewöhnliche Verfahren* zum Baue eines Stromhafens, was auch durch die Natur der Sache und durch Zweckmäßigkeit des Erfolges gerechtfertigt wird, iſt, daß man in der zum H. bequemen Flußgegend in einiger Entfernung vom Ufer ein *Waſſerbecken* ausgräbt, deſſen *Tiefe* durch die Stromtiefe beſtimmt iſt, die *Größe ſeiner Waſſerfläche* aber nach der Menge der Schiffe bemeſſen werden muß, welche ein blühender Zuſtand mannichfaltigen Handels hierher führen kann. Die bequemſte und für Handel und Schifffahrt günſtigſte *Geſtalt und Lage der Grundfläche* eines ſolchen Hafenbeckens iſt, wenn daſſelbe lang und ſchmal für zwei Reihen Schiffe, die ſich beider Seits an die Hafenwände anlegen, eingerichtet, und mit ſeiner langen Seite in das Land oder in die Stadt hinein gelegt wird. So ſind z. B. die H. von *Gouda*, *Schonhoven*, *Rotterdam*, *Dordrecht* und mehrere andere holländiſche Flußhäfen angelegt, und ich habe die Gründe hiervon bereits oben im VII. Abſchnitte beſtimmter angegeben. — Iſt das Waſſerbecken fertig, ſo wird der zwiſchen ihm und dem Strome übrig gebliebene Erddamm durchgeſtochen, und hierdurch der Hafen geöffnet. Die *Weite dieſes Durchſtiches* richtet ſich nach der Breite der größten Schiffe, die auf dem Strome zu gehen pflegen, ſeine *Lage* aber beſonders noch nach der Vorſicht, die man anwenden muß, daß die Richtung der Mündung nicht mit der Richtung des hohen Eisganges im Strome zuſammen falle. Man hat alſo gleich anfänglich bei Beſtimmung der Lage des Hafenbeckens ſchon auf dieſe Forderung Rückſicht zu nehmen, ſofort bei der Ausführung die Mündung überdieß noch mit hohen und gewaltigen Bauwerken zu decken, damit der Eisgang des Stromes nie in dieſelbe eindringen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man auch den Hafendamm mit gleichen Werken hinlänglich gegen jene Gewalt befeſtigen, die Hafen- und Flußufer aller Seits gegen das Austreten des Hochwaſſers, wenn dieſes die Natur nicht ſelbſt ſchon gethan hat, verwahren, und erſtere ſo einrichten muß, daß bei jedem Waſſerſtande das Anlegen der Schiffe, ſo wie das Aus- und Einladen begünſtigt werde. —

Bei der *Wahl der Stelle* für einen ſolchen H. iſt auch noch weiter zu beobachten, daß das *Fahrwaſſer* an dieſem Orte zu allen Zeiten eine hinlängliche Tiefe behalten kann, damit die Schiffe in dem H. nicht auf den Grund zu ſitzen kommen, was ſie wegen ihres dünneren Bretterbodens, und wegen des mangelnden Kieles weniger vertragen können, als die Seeſchiffe. Es wird daher öfters nothwendig, das *Flußlocal* ſelbſt vor Anlage des H. zu rectificiren, und das Fahrwaſſer nach dem Hafenmunde hin in *Einfahrtsdämme* einzuſchränken, um die Geſchwindigkeit des Fluſſes und hierdurch ſeine Tiefe zu vergrößern, wie dieſes z. B. bei *Riga* in der Düna geſchehen mußte. Ferner hat man darauf zu ſehen, daß ſich in einiger Entfernung oberhalb des H. kein *Fluß oder Bach*, der viel Schlamm, Erde oder Sand mit ſich führet, in den Hauptſtrom ergieße; denn dieſer würde ſeine Theile in die Mündung des H. hinein treiben, und ihn bald verſtopfen und unbrauchbar machen.

Digitized by Google

Trotz dieſer angewandten Vorſicht würde aber ein ſolcher H. theils durch die vom Hauptſtrome eingeſchwemmten Theile, theils durch den herbei gewehten Staub doch bald verſanden, wenn man ihn nicht von Zeit zu Zeit reinigte. Dieſes müßte in Ermangelung aller andern Mittel entweder mit Hilfe der *Hafenräumer* geſchehen, oder durch Menſchenhände mit *Schaufeln* und *Spaten* verrichtet werden, wobei natürlicher Weiſe der Hafenmund zu verdammen, und der ausgehobene Moder mit Karren zu entfernen iſt. Befindet ſich aber in der Gegend des Hafens ein See, ein Teich, oder ein Bach, der, mit hinlänglich hohen und feſten Ufern verſehen, eine Anſchwellung ſeines Gewäſſers geſtattet: ſo kann das Reinigen des H. mit weit größerer Bequemlichkeit und mit geringerem Zeit- und Koſtenaufwande bewirkt werden, wenn man jenes Gewäſſer zur Anlage eines *Spülbuſens* verwendet, gerade ſo, wie dieſes oben ſchon im II. Abſchnitte für die Reinigung der Seehäfen beſchrieben worden iſt, und davon in der Zeit des niedrigen Waſſerſtandes Gebrauch macht. Auch kann man hier wie dort die Anlage ſolcher *Spülbuſen* in allen Fällen zu Stande bringen, wenn man ihre Anfüllung aus dem H. ſelbſt durch *Schöpfmaſchinen* und beſonders durch Dampfmaſchinen bewirkt. Sehr vortheilhaft läßt ſich auch zur Anlage eines ſolchen H. die Stelle benutzen, wo ſich ein kleiner Fluß in einen großen und reißenden Hauptſtrom ergießt. Jenen kann man alsdann in ein Waſſerbecken ſammeln und dieſes zu einem Spülbuſen einrichten. — Einfacher aber und mit weniger Bau- und Unterhaltungskoſten verbunden iſt folgende *Bauart eines Stromhafens*, der zugleich ſich ſelbſt durch ſeinen eigenen Strom zu reinigen im Stande iſt. In der für eine Hafenanlage bequem gelegenen Flußgegend führe man etwas außer der Mitte des Fluſſes gegen das Ufer hin einen Damm a b Fig. 6, den man einen *Abſchluß-* oder *Sicherungsdamm* nennt, parallel mit der Stromrichtung auf, ſo daß der auf ſolche Weiſe für den H. abgeſchnittene Stromtheil zwar hinlänglich weit für die Landung und Bewegung der Schiffe, aber ſchmäler werde, als der für den Schiffgang bleibende breitere Strom, um dieſen nicht unbequem oder gar gefährlich zu verengen. Man muß daher in Flüſſen, die eine große Geſchwindigkeit und einen heftigen Eisgang haben, wie der *Rhein*, bei der *Wahl der Gegend* für einen ſolchen H. beſonders darauf ſehen, daß man die Hafenſtelle nur da wähle, wo das Profil des Stromes zu breit iſt; und vortrefflich iſt es, wenn man zur Aufführung des Dammes eine ſchon vorhandene Inſel benutzen, und zum Hafenufer c d eine etwas landeinwärts gebogene Stelle wählen kann. Dieſen ſo vom Strome abgeſchnittenen Theil läßt man ſtromabwärts für die *Hafenmündung* offen, aber am oberen Ende ſchließt man ihn mit einem ſtarken *Wehre* b c, welches mit drei *Schutzſchleuſen* verſehen wird, eine e am Anfange, die andere g am Ende des Wehres, und die dritte in der Mitte zwiſchen beiden. In dieſem alſo abgedammten H. können nun die Schiffe gegen Sturm und Eisgang ſicher liegen, vorausgeſetzt, daß die Höhen des Abſchlußdammes und der Schutzſchleuſen, ſo wie auch, was ſich von ſelbſt verſteht, die Höhe der Ufer oder Uferwerke den höchſten Waſſerſtand überſteigen, und daß ſie ſelbſt den gehörigen Widerſtand zu leiſten tüchtig ſind. Iſt nun die Reinigung dieſes H. nöthig: ſo darf man nur die drei Schutzſchleuſen öffnen, und der Strom wird in kurzer Zeit ſeinen eigenen H. gefegt und vertieft haben. Iſt aber das Waſſer zu dieſem Zwecke nicht hinlänglich reißend: ſo darf man nur am oberen Dammende einen Schenkel d h unter einem ſtumpfen äußeren Winkel anſetzen, ſo wird durch dieſe ſo genannte *Schöpfbühne* die Gewalt des Einſtrömens um ſo mehr verſtärkt, je länger der Dammſchenkel d h gemacht wird. Wenn endlich der Fluß in dem Hafenbezirke viel Schlick führet, langſam fließt und Bodenſatz fallen läßt, da iſt es nöthig, daß man den Strom des Waſſers aus dem Fluſſe in den H. nicht gänzlich hemme, ſondern *durchſichtige Pfahlwerke*, wie zu *Amſterdam* und *Hamburg*, anbringe.

Die *Bauart des Abſchlußdammes* hängt von der Geſchwindigkeit und Höhe des Stromes, und von dem Eisgange desſelben ab. Iſt jene groß und dieſer gefährlich, dann werden *Faſchinenwerke* am zweckmäßigſten zu wählen ſeyn. Freilich ſind *gewaltige Mauern* das ſicherſte und für unabſehbare Zeiten dauernde Schutzmittel, wenn Kräfte da ſind, ihre Gründung in einem tiefen und reißenden Strome möglich zu machen. In Flüſſen, die keine große Geſchwindigkeit und einen nicht ſehr bedeutenden Eisgang haben, können die Schutzwerke auch aus *Pfahlbau* beſtehen. Doch ſoll man denſelben bei einem nicht feſten Flußbette, nach Wiebekings Rathe, durch *Siebſtücke* einrammen, und dieſe nachher mit Steinen bewerfen, damit keine Unterſpülung erfolgen kann. Iſt der Damm von Mauerwerk, ſo kann man bei ſtrengem Winter die Vorſicht anwenden, auf der Höhe des Dammes ſeiner ganzen Länge nach ein *Balkenwerk* aufzurichten, um dadurch den H. gegen das Aufthürmen der Eisſchollen zu ſchützen. Zur ſicheren Aufſtellung eines ſolchen Balkenwerkes müſſen aber in die Krone des Dammes Pfeiler von Werkſtücken mit Fugen zur Einlaſſung der Balken eingemauert ſeyn. Auch ſoll man bei dem Eintritte harter Winter, die einen heftigen Eisgang befürchten laſſen, vor die *Schleuſenthore* zu größerer Sicherheit ein *Balkenlager* in dazu angebrachte Mauerfugen einlaſſen, dahinter Stützen anbringen, und allenfalls auch noch den Zwiſchenraum zwiſchen dieſem Lager und dem Thore mit Erde ausfüllen, den *Hafenmund* aber mit einem Pontonthore zuſchließen, oder ebenfalls mit einem *Balkendamme* verwahren.

XIV. *Maſchinen zum Hafenbaue.* Endlich ſind die *Maſchinen*, die zum Hafenbaue gebraucht werden: 1) *Austiefungsmaſchinen*, auch Vertiefungsmaſchinen, Baggermaſchinen und Hafenräumer genannt; 2) *Rammmaſchinen* zum Eintreiben der Pfahlwerke; 3) *Pfahlzieher*, d. h. Maſchinen, um Pfähle auszuziehen; 4) *Pfahlſägen*, das ſind Maſchinen, um Pfähle unter dem Waſſer abzuſägen; 5) *Schöpfma-*

Digitized by Google

ſchinen zum Ausſchöpfen des Waſſers; 6) Krahnen und andere Hebezeuge; 7) Maſchinen zur Fortbringung der Bauſtoffe, beſonders der großen Bau- und Werkſtücke; 8) Grundbauungsmaſchinen und andere [4]).

XV. Häfen der alten Völker und der Neueren. — Die älteſten Völker, bei denen Schifffahrt und Handel blüheten, und alſo auch Häfen nothwendig waren, ſind die Ägypter und die Phönikier. Aber keine der Völker des Alterthums haben den Hafenbau mehr ausgebildet, als die Griechen und ihre Nachahmer, die Römer. Sie haben ihn durch die einfachſten Mittel zu demjenigen Grade der Vollkommenheit gebracht, in welchem ſie, ſo wie überhaupt in allem architektoniſchen Wirken ein bleibendes Vorbild der Studien und der Werke der ſpäten Nachwelt geworden ſind. Die baulichen Denkmähler, die wir auch in ihren Trümmern noch bewundern müſſen, und die Überreſte der ſchriftlichen Nachrichten von ihren Häfen haben die neueren Völker im Hafenbaue unterrichtet. Sie haben dieſelben gelehrt, mit Hafen- und Meerdämmen, welche die Griechen *Χηλαι*, das heißt Scheren, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Krebsſcheren, und *ἄκραι τοῦ λιμένος*, d. h. Hafenſpitzen und die Römer brachia, Arme, cornua, Hörner, ſo wie auch aggeres und moles nannten, den Hafen, den *λιμήν* der Griechen und portus der Römer gegen die Gewalt der Meeresfluten zu ſchützen, und die Häfen ſo zu verwahren, daß ſie zu wahrhaft eingeſchloſſenen Orten gemacht werden: daher ſie auch die Griechen *κλείσεις* und die Römer in demſelben Sinne claustra, als wollten wir Klöſter ſagen, zu nennen pflegten. Auch den Hafenmund, das *στόμα* der Griechen, die fauces oder das ostium der Römer, ſo wie die Meerdämme, die ihn vor dem Andrange der Wellen und des Flutſtromes ſchützen, haben wir in den Häfen der Alten zum Vorbilde gehabt; und in ihnen auch den *μυχός*, den inneren Hafen, und die ganze bequeme Hafenanlage, *ναύσταθμον* geſehen, die mit Schiffswerften, Hallen aller Art, Baſiliken und Portiken, mit Zeughäuſern für Schiffs- und Kriegsgeräthe, mit Magazinen, Gaſthäuſern, Tempeln, Altären, Pharen, kurz mit Allem verſehen war, was zur Bequemlichkeit und zur Förderung des Verkehres diente, und die Würde des Ortes und des Volkes erhöhen konnte. Ihre Häfen umgaben die Alten mit Mauern und Thürmen, die ſie nicht nur allein gegen die Stürme zu ſchützen hatten, ſondern auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe erbaut waren. Und nie fehlten ihren bedeutenden Häfen die Rheden, die wir bei den alten Griechen unter verſchiedenen Namen, wie *ἐνορμίσματα, κατάρσεις, ὅρμοι, σάλοι, ὕφορμοι*, und bei den Römern unter der Benennung stationes navium kennen lernen. Vor Allem aber ſuchten die Alten zuerſt nach Grundſätzen, dergleichen ich oben im I. Abſchnitte dieſes Artikels mitgetheilt habe, einen zweckmäßigen Ort zur Hafenanlage aus, ehe ſie die Anlage entwarfen und in Ausführung brachten. Und dieſes iſt es, was die Neueren gewöhnlich überſahen; indem ſie die meiſten ihrer Häfen zufällig bei Städten entſtehen ließen, die aus kleinen Orten nach und nach durch beſondere Umſtände wichtige Plätze geworden ſind. Daher auch die jetzt beſtehenden künſtlichen Häfen ſelten alle die Vortheile und Einrichtungen, die den vorſtehenden Abſchnitten zum Grunde liegen, vereinigen.

Die meiſten Häfen an der Weſt- und Nordküſte Europa's haben zwar eine für Krieg und Handel günſtige Lage, und dienen, die Schiffe der Unterthanen des States, die mit Reichthümern beladen zurück kehren, gegen feindliche Überfälle zu ſchützen; weil ſie ſich gerade da befinden, wo die Gefahr am größten und der Schutz am nöthigſten iſt. Allein ſie haben zur Zeit der Ebbe wenig oder gar kein Waſſer. Die Schiffe können alſo nur zur Flutzeit, und große Schiffe oft gar nicht einlaufen, ſondern müſſen ſich auf der Rhede vor Anker legen, die aber ſehr oft wegen niedriger Ufer ſchlecht gegen Winde geſchützt iſt. Andere haben zwar immer Waſſer genug, und Raum für mehr als eine Flotte; allein ihre Mündung iſt zu weit, und wegen darin befindlicher Klippen beim Ein- und Auslaufen gefährlich. Wieder andere an dieſen Küſten haben faſt alle Bequemlichkeiten, die wir im XIII. Abſchnitte entwickelten, ſtehen aber immer in Gefahr, von Sand und Moder ausgefüllt zu werden, obgleich für ihre Reinigung alle Anſtalten vorhanden ſind, und eine ſtete Sorge wachſam und thätig iſt. Die Häfen am mittelländiſchen Meere ſind immer offen, und man kann des Waſſers wegen zu jeder Zeit ein- und auslaufen, wenn anders der Wind es zuläßt, weil an dieſem Meere keine oder doch nur unbedeutende Ebbe und Flut herrſcht. — Englands Häfen ſind von der Natur am reichſten ausgeſtattet, die hier der Kunſt nur wenig zuzuſetzen überlaſſen hat. England hat daher unter allen europäiſchen Staten die vortrefflichſten Häfen. Eben darum hat es aber auch nur zwei ganz mit Hilfe der Hafenbaukunſt angelegte, nämlich Liverpool und Ramsgate. Der erſtere iſt verbeſſert; der letztere aber iſt ein bloßes Werk

4) Schriften, die den Hafenbau beſonders zum Gegenſtande haben, ſind mir bis jetzt keine bekannt geworden. Sonſt findet man ihn in einigen allgemeinen Werken über die Baukunſt, und in mehreren Schriften über den Waſſerbau abgehandelt, und zwar am vorzüglichſten in folgenden, wovon einige mehr ins Allgemeine, andere aber auch ins Einzelne gehen: Bei Belidor in Architectura hydraulica im II. Thle. die VII. und VIII. Abtheilung ſeq. Ausgabe der Überſetzung (v. J. 1769) mit vielen deutlichen und ſchönen Kupferſtichen. Bei Silberſchlag in d. Hydrotechnik (v. J. 1773) im II. Thle das XIII. Kap. Mit einigen Fig. Bei Krünitz in d. ökon. technol. Encykl. 21. Thl. (J. 1780) S. 1 — 85. Mit einigen Fig. Bei Milizia in Principii di Architettura civile (v. J. 1781) Überſetzung (v. J. 1784) Th. II. Buch III. Abſchn. X. §. 5. Ohne alle Zeichnung. In der teutſchen Encykl. oder Realwörterbuch der Kſte und Wiſſch. im XIV. Bde (J. 1789) S. 2 ff. Ohne alle Anſchauung. Bei Stieglitz in d. Encykl. d. Baukſt. II. Th. (J. 1794) S. 677 ff. mit einigen Fig. Bei Wiebeking in der Waſſerbaukunſt die IV. Abtheilung derſelben, von S. 613 bis Ende des I. Bds (J. 1811) und von S. 1 bis 234 des II. Bds (J. 1812), nebſt Zuſätzen im IV. Bde, S. 70 bis 74. Mit ſehr vielen inſtructiven Zeichnungen. — Wahrſcheinlich wird die neue Auflage von *Belidor* Architecture hydraulique etc. avec des notes et additions par *Navier* das Neueſte und Vortrefflichſte über dieſen Gegenſtand enthalten, was man aber für dieſen Artikel noch nicht benutzen konnte.

Digitized by Google

der Kunſt. Auch die *Häfen der Niederlande* ſind vorzüglich gut, obgleich ſie von der Natur am meiſten vernachläſſigt ſind. Allein Kunſt und Fleiß haben hier erſetzt, was die Natur verſagt hat. Beſonders große Vortheile bieten die *engländiſchen* und *holländiſchen Häfen* dem Handel und der Kriegsmacht dadurch an, daß ſie durch Flüſſe und Kanäle mit dem inneren Lande in Verbindung geſetzt ſind. Holland hat zwar in dieſer Hinſicht viel verloren, ſeitdem die Maaßmündung für Seehäfen zu ſeicht wurde. *Holland* und *Frankreich* ſind indeſſen diejenigen Länder, welche die meiſten, von der Kunſt angelegten, zum Theile muſterhaften Häfen beſitzen. *Copenhagen*, *Cronſtadt* und *Caracca* bei Cadix können ebenfalls als muſterhafte künſtliche Häfen betrachtet werden. In Italien ſind *Civita=Vecchia*, *Livorno* und *Venedig* gleichfalls vortreffliche, durch Kunſt angelegte Häfen. Alle aber nur wenige gegen die große Anzahl derjenigen, die in Frankreich und Holland erbaut wurden. — Die *Häfen am Weltmeere* ſind größten Theils nur Zeit= und Fluthäfen, d. h. es muß die Flutzeit zum Ein= und Auslaufen abgewartet werden, weil Sand oder Untiefen vor den Mündungen liegen, auf welchen die Schiffe bei niedrigem Waſſer ſtranden. Ja die Häfen ſelbſt ſind während der Ebbe ſo ſeicht, daß die Schiffe in ihnen nicht flott bleiben.

Unterdeſſen iſt mit Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels die Menge der Häfen gegen die Anzahl der Häfen der Alten ganz auffallend angewachſen. Allein eben der Geiſt, der die unzähligen Häfen unſerer Zeit geſchaffen hat, iſt mit dem Geiſte des Alterthums im Widerſpruche, indem er den Nationaldenkmählern des Alterthums, das, ſo wie in allen ſeinen Werken, ſo auch in dieſen die höchſte Kunſtbildung des Volkes in einem vollendeten und prächtigen architektoniſchen Ganzen ausprägte, lediglich dem Bedürfniſſe des Handels und des Krieges, und den Bedingungen der ſtrengſten Ökonomie unterworfene Werke entgegen ſetzt. Zwar können viele der neueren Häfen durch den Anblick einzelner Prachtwerke in ihren Bezirken, und durch manche edle und große Anſchauung unſeren Geiſt erheben. Allein es möchte doch wohl der *Hafen von Meſſina*, ſo wie er vor dem letzten Erdbeben beſtanden hat, das einzige Beiſpiel unſerer Zeit ſeyn, das eine höhere Kunſtbildung im Geiſte des Alterthums ausſpricht. Wir wollen das *Einzelne und Anſchauliche* in den architektoniſchen Beſchreibungen der merkwürdigſten und lehrreichſten H. des Alterthums und der neueren Zeit zuſammen tragen, und zu dieſem Ende zuerſt hier auf die *merkwürdigſten und lehrreichſten Beiſpiele* jeder Art von H. aufmerkſam machen und verweiſen. Dieſe ſind aber nach der Ordnung des Alphabetes folgende:

Der Hafen von *Åbo* in dem finniſchen Meerbuſen in Schweden. Der H. v. *Acre*, *Acon* oder *Ptolemais*, ein H. der alten Phönikier, jetzt der Türken, im mittell. Meere an der Küſte von Paläſtina. Der H. v. *Aden*, *dem alten Eden* in der Bab=el=Mandebſtraße an der Küſte des glücklichen Arabiens. Der H. v. *Agde* im mittell. Meere, in der Mündung des Fluſſes Herault an der Küſte von Frankreich. Der H. v. *Ägeira*, H. der alten Achäer im korinth. Meerbuſen an der Nordküſte von Morea. Der H. v. *Ägina*, ein H. der alten Griechen an der Küſte der gleichnamigen Inſel. H. v. *Ajaccio* im mittell. Meere an der Weſtküſte der Inſel Corſika. H. v. *Akanthos*, H. der alten Makedonier im ägeiſchen Meere an der Küſte von Chalkidien. H. v. *Alexandria*, weltberühmter H. der Alten, und der Neueren im mittell. Meere an der Küſte von Ägypten. H. v. *Alfaques* am mittell. Meere im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. *Algeciras* an der Küſte Spaniens im Meerbuſen von Gibraltar. H. v. *Algheri*, und Porto Conde oder Caraco di Porto bei Algheri, im mittell. Meere an der Küſte von Sardinien. H. v. *Algier* am mittell. Meere, an der Küſte von Afrika. H. v. *Alicante* am mittell. Meere, im ſpan. Königr. Valencia. H. v. *Almeria*, an der Ausmündung des gleichnam. Fluſſes im mittell. Meere, im ſpan. Königr. Granada. H. v. *Almerica* oder Villa Ricca im mexikan. Meerbuſen, an der Küſte von Mexiko. H. v. *Ambrakia*, H. der alten Griechen an der Küſte von Epiros im ambrak. Meerbuſen, dem heutigen Meerbuſen von Arta. H. v. *Amphimalia*, ſ. H. von Sudan. H. v. *Anaphlyſtos*, ein Hafen des alten Griechenlandes an der Küſte von Attika zwiſchen Athen und Sunion, wo jetzt Anaphiſton. H. v. *Amſterdam*, Flußhafen in Holland. H. v. *Anape*, im ſchwarzen Meere an der ruſſ. Küſte der Abaſſen. H. v. *Ancona*, berühmter H. der alten Römer, und der Neueren, im adriat. Meere an der Küſte des päpſtl. Gebietes. H. v. *Annapolis* oder Port=Rojal an der Küſte von Akadien oder Neuſchottland in Nordamerika. H. v. *Ante* im atlant. Ocean an der Küſte von Guinea in Afrika. H. v. *Antibes*, im mittell. Meere an der Küſte von Provence in Frankreich. H. v. *Antium*, H. der alten Römer, jetzt der berühmte H. v. *Anzo*, auch von *Nettuno*, im mittell., hier tyrrhen. Meere, an der Küſte der Campagna di Roma. H. v. *Antwerpen*, Flußhafen in der Schelde. H. v. *Apollonia*, H. der Alten, jetzt H. von Bonandrea im mittell. Meere an der Nordküſte der Barbarei im Königr. Barca in Afrika. H. v. *Apollonia*, H. der alten Griechen, jetzt Hafen von *Sozopolis*, im Pontus, an der Küſte von Thrakien. H. v. *Araſch* im atlant. Ocean, an der Weſtküſte des Königr. Fez in Afrika. H. v. *Arcachon* im atlant. Ocean, an der Küſte von Medoc in Frankreich. H. v. *Archangel* im weißen Meere, an der Küſte der ruſſ. Provinz Duina. H. v. *Argoſtoli*, im ioniſchen Meere an der Südſpitze der Inſel Kephalonia. H. v. *Ariminium*, ſ. H. von Rimini. H. v. *Ariſtonautä*, H. der alten Pellener im korinth. Meerbuſen an der Nordküſte des Peloponneſes. H. v. *Aſoph* oder Saffa, im atlant. Ocean an der Weſtküſte des Königr. Marocco in Afrika. H. v. *Ayamonte* am Meerbuſen von Cadix, in der Mündung der Guadiana. H. v. *Azari*, H. der alten Griechen in der Propontis im Meerbuſen Aſtakos, dem heutigen Meer=

buſen von Nikomedien.—H. Bahia oder Allerheiligen-bai, natürlicher H. in Braſilien. H. v. Bajamo, ſpan. Seehafen in einer Flußmündung der Inſel Cuba im merikan. Meere in Nordamerika. H. v. Bajona im atlant. Meere, an der Küſte des ſpan. Königr. Gallicien unweit der Mündung des Fluſſes Minho. H. v. Bajonne, am Ocean, oder wie er hier heißt, am aquit. Meere, in der Mündung des Fluſſes Adour in Frankreich. H. v. Barcelona, im mittell. Meere, im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Bari, im adriat. Meere an der Küſte des Königr. Neapel. H. v. Barletta, in demſelben Meere an der Küſte des Königr. Neapel. H. v. Baſtia, im toskan. Meere an der Oſtküſte der Inſel Corſika. H. v. Bathumi, im ſchwarzen Meere an der Mündung des Fluſſes Tſchorocki, in der ruſſ. Provinz Ghuria. H. Porto Bello, natürlicher H. im Meerbuſen von Panama, an der Küſte der Erdenge in Südamerika. H. v. Bilbao am Ocean, hier am aquitan. Meere, in der Mündung des Fluſſes Ibaihalval, an der Küſte der ſpan. Provinz Biscaja. H. v. Blaje, am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Bonandrea, ſ. H. v. Apollonia. H. S. Bonifacio, im mittell. Meere, an der Südſpitze der Inſel Corſika. H. v. Bononia, H. der alten Römer im Kanale an der Küſte des ehemaligen Gallia belgica, jetzt Boulogne. H. v. Bordeaux am Ocean, in der Mündung der Garonne in Frankreich. H. v. Boſa, im mittell. Meere, an der Weſtküſte von Sardinien. H. v. Bouc, im mittell. Meere in Frankreich. H. v. Bouf, im mittell. Meere an der Küſte von Provence. H. v. Boulogne, im Kanale an der Küſte von Frankreich, einſt der H. von Geſobriacum und Bononia, an der Küſte der Gallia belgica der Alten. H. v. Brandaris, ſ. H. v. Terſchelling. H. v. Breſt, berühmter Kriegshafen der Franzoſen am Ocean, in der Mündung des Fluſſes Pinſeldt, einſt der H. Brivates oder Geſoſcribate, an der Küſte der Gallia celtica der Alten. H. v. Briel, Flußhafen an der Maaßmündung in Südholland. H. Brivates auch Geſoſcribate, H. der Alten im Ocean, an der Küſte von Gallia celtica, von Einigen an die Stelle des heutigen H. von Breſt geſetzt, von Andern an die Küſte der Nanneter in der Gegend des heutigen Nantes in die Mündung des Fluſſes Vilaine. H. v. Brundiſium, berühmter H. der alten Griechen, nachher der Römer, jetzt H. v. Brindiſi im adriat. Meere an der öſtl. Küſte der Südſpitze von Apulien. H. v. Butrinto, in der Meerenge von Corfu an der Küſte dea alten Epirus.—H. v. Cadix und Caracca, berühmter ſpan. Hafen im Golfo von Cadix an der Weſtküſte von Andaluſien. H. v. Caen, projectirter Fluß- und Handlungshafen am Ornefluß in der Niedernormandie, unweit der Küſte des Oceans. H. v. Cagliari, im mittell. Meere an der Küſte von Sardinien. H. v. Cajeta, ſ. H. v. Gaeta. H. v. Calais, am Kanale oder der Meerenge von Calais in der Picardie. H. v. Calmar, im balt. Meere an der Küſte von Smaland. H. v. Calvi, im mittell. Meere, an der Weſtküſte von Corſika. H. v. Caminha, im Ocean, an der Küſte der portug. Provinz Entre Minho e Duro. H. v. Canuſcum, berühmter H. der alten Griechen und Römer am adriat. Meere in der Mündung des Aufitas, bei dem heutigen Canoſa am Offanto in der Küſte Apuliens. H. v. Caracca, künſtlicher Hafen bei Cadix, ſ. Cadix. H. Caraco di Portus, ſ. H. v. Algheri. H. Carenage, ſchwed. Seehafen im atlant. Ocean, an der antilliſchen oder caraibiſchen Inſel St. Barthelemi. H. v. Carthago, ſ. Karthago. H. v. Cartagena, auch Neukarthago und Spartaria, berühmter natürlicher H. der Alten, jetzt einer der beſten im mittell. Meere, und der beſte in Spanien. H. v. Neu-Cartagena, berühmter natürlicher Hafen im caraib. Meerbuſen von Arien, an der Küſte von Neugranada in Südamerika. H. v. Caſtel-Aragoneſe, natürl. H. im mittell. Meere, an der Nordküſte von Sardinien. H. v. Caſtillo di St. Pedro, Fiſcherhafen am mittell. Meere, in der ſpan. Provinz Granada. H. v. Caſtine, am Oſtufer des Peobſcot in Großbritannien. H. v. Caſtromarin, am Ocean, im portug. Königr. Algarbe. H. v. St. Cataldo, im adriat. Meere, an der Küſte der neapol. Provinz Otranta. H. v. St. Catalina, in Braſilien. H. v. Cattaro, im adriat. Meere, an der Küſte des Königr. Dalmatien. H. v. Cefalu, am mittell. Meere in Sicilien. H. v. Cera oder Chieri, im ioniſchen Meere, an der Südſpitze der Inſel Zante. H. v. Cette, am mittell. Meere in Frankreich. H. v. Chatam, berühmter Fluß- und Kriegshafen Englands, im Fluſſe Medway, in der Provinz Kent. H. v. Chebabuctut, berühmter natürlicher H. an der Oſtküſte von Akadien oder Neuſchottland in Amerika. H. v. Cherbourg, franz. H. am Kanale, an der Küſte der Normandie. H. v. Chibuctu, berühmter natürlicher H. in Akadien oder Neuſchottland in Nordamerika. H. v. Chimera, am ioniſchen Meere, an der Küſte des alten Epiros. H. v. St. Chriſtoffel, im caraib. Meere, an der gleichnamigen caraib. Inſel in Nordamerika. H. v. Ciotat, am mittell. Meere in der franz. Landſchaft Provence. H. v. Ciſamo, im mittell. Meere, an der Weſtküſte der Inſel Kandia. H. v. Cittadella, im mittell. Meere, an der Weſtküſte der ſpan. Inſel Minorka. H. v. Civitavecchia, berühmter künſtlicher H. im toskan. Meere, im Patrimonio des heil. Petrus. H. v. Cölln, Flußhafen im Rheine, in Teutſchland. H. v. Colberg, an der Oſtſee in der Mündung des Fluſſes Perſan, in Hinterpommern. H. v. Colle, im mittell. Meere, an der Küſte des Königr. Tunis in Afrika. H. v. Colleville, projectirter franz. Kriegshafen im Ocean, an der Küſte der Normandie, unfern der Ornemündung. H. v. Collioure, am mittell. Meere, in der franz. Grafſchaft Rouſſillon. H. Conde, ſ. H. v. Algheri. H. v. Conſtantinopel, einer der ſchönſten natürlichen H. in der Welt. H. v. Copenhagen, berühmter Kriegs- und Handlungshafen in der Oſtſee, im Oreſund, an der Oſtküſte der Inſel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Corckhafen, in der Mündung des Fluſſes Lee in Irland.

Digitized by Google

H. v. Coruna, im atlant. Ocean, im ſpan. Königr. Gallicien. H. v. Coſſir, im arab. Meerbuſen an der Küſte von Ägypten. H. v. San Croce, im adriat. Meere, an der Küſte von Dalmatien im Gebiete von Raguſa. H. v. Cronſtadt, berühmter ruſſ. Kriegs- und Handlungshafen im finniſchen Meerbuſen bei Petersburg. Port Cros, im mittell. Meere an der Inſel Cros nächſt der Küſte von Provence. H. v. Santa-Cruz, im atlant. Meere an der Inſel Teneriffa. H. v. Curhaven, in der Nordſee an der Elbemündung bei Ritzebüttel unter Hamburg. — H. v. Daman, im Meerbuſen von Cambaja, an der Küſte des Königr. Guzurate in Indien. H. v. Damiette, des alten Tamiatis, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im Ausfluſſe des öſtl. Nilarmes. H. v. Dartmouht, berühmter natürlicher Hafen in England, am Kanale, an der Südküſte der Grafſchaft Devonſhire. H. v. Danzig, berühmter Handlungshafen an der Oſtſee und der Weichſelmündung im poln. Preußen. H. v. Delfshaven, Flußhafen an der Maaß, unſern der Nordſee bei Delft in Südholland. H. Delion oder H. von Tanagra, H. der alten Griechen am euböiſchen Meere in Böotien. H. Delphinion, H. der alten Griechen bei Oropos, am euböiſchen Meere, an der Gränze von Attika und Böotien. Portus Delphini, ſ. Porto-Fino. H. v. Denia, am mittell. Meere im ſpan. Königr. Valenzia. H. v. Deptford in England. Port Deſire, natürlicher Hafen in Südamerika. H. v. Dieppe, am Kanale oder britann. Meere in der Normandie. H. v. San Domingo, an der Südküſte der Inſel Hispaniola in Nordamerika. H. v. Dordrecht, Flußhafen in der Meerwede in Holland. H. v. Dünkirchen, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen am britann. Meere in Flandern. H. v. Dünamünde, an der Oſtſee in der Dünamündung im liefländ. Meerbuſen. H. v. Düſſeldorf, Flußhafen im Rheine, in den teutſchen Niederlanden. H. v. Durazzo, im adriat. Meere, an der Küſte von Albanien. — H. v. Elbing, an der Oſtſee in Polniſch-Preußen. H. v. Emmerich, Flußhafen im Rheine, in den teutſchen Niederlanden. H. v. Enckhuyſen, an der Südſee in Nordholland. H. v. Epidaurus, H. der alten Griechen und der Neueren, unweit von Malvaſia an der Oſtküſte von Morea. Porto Ercole, Portus Herculis, am toskan. Meere in Italien. — H. Porto Farino, im mittell. Meere an der Küſte von Tunis in Afrika. H. von Faros, im atlant. Ocean, an der Küſte des portug. Königr. Algarbe. H. v. Fecamp, am britann. Meere in der Normandie. H. Porto di Fermo oder Caſtellum Firmanum, H. der Stadt Fermo oder Firmium, am adriat. Meere in der Mark Ancona. H. Porto Ferrajo, im mittell. Meere, an der Nordweſtküſte der Inſel Elba. H. Fikus, H. der alten Griechen im Bosporos, an der europ. Küſte oberhalb des Meerbuſens von Byzanz. H. v. Finale, im mittell. Meere, an der Küſte des genueſ. Gebietes. Porto Fino, im Meerbuſen von Ripallo an der genueſ. Küſte, einſt der Portus Delphini der alten Römer. H. v. Fiume, im adriat. Meere, an der Küſte von Illyrien. H. Fornelle, im mittell. Meere, an der Küſte der Inſel Minorca. H. v. Fova-Nova, ſ. H. v. Kumä. H. v. Frejus, dem ehemal. Forum Julii in Gallia Narbonensis, im mittell. Meere an der Küſte der Provence. — H. v. Gaeta, dem alten Cajeta, Hafen der alten Römer an der Küſte Latiums, jetzt der Neapolitaner an der Küſte dieſes Königreichs im toskan. Meere. H. v. Genua, berühmter H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere. H. v. S. Georgio, im atlant. Ocean an der Goldküſte von Guinea in Afrika. H. v. Geſobrivate oder Geſoſcribate, ſ. H. Brivates. H. v. Geſoriacum, H. der Alten an der Küſte von Gellia Belgica, jetzt der H. von Boulogne. H. v. Gibraltar, an der berühmten Meerenge zwiſchen Europa und Afrika, an der ſüdlichſten Spitze von Spanien. H. v. Goa, im ind. Meere an der Weſtküſte von Indien. H. v. Goes, am teutſchen Meere in der öſtl. Scheldemündung in der holländ. Provinz Zeeland. H. v. Gouda, Flußhafen in der Iſſel in Südholland. H. v. Granville, am atlant. Ocean in der Normandie. H. v. Gravelins, am britann. Meere in der Aamündung in Flandern. H. v. Guzurate, ſ. H. v. Surat. — H. v. Haarlingen, an der Süderſee in Weſtfriesland. H. v. Halikarnaſſos, berühmter Hafen der Alten im keramiſchen Meerbuſen an der Küſte von Kleinaſia. H. v. Hamburg, berühmter Flußhafen an der Elbe, und zugleich natürlicher Seehafen in der Nordſee an der Elbemündung. H. v. Havana, im mexikan. Meerbuſen an der Küſte der Inſel Cuba in Nordamerika. H. v. Havra, am rothen Meere im glücklichen Arabien. H. v. Havre, berühmter franz. Seehafen im Ocean im ſo gen. Kanale, vor der Seinemündung. H. v. Helſingford, an der Oſtſee im finnl. Meerbuſen, an der Küſte von Finnland. H. v. Helvoetslouis an der Nordſee, nächſt Briel und der Maaßmündung, in Südholland. H. v. Heraklea, im See Marmora oder der Propontis an der Küſte von Thrakien. H. des Herakles und Telamon, Hafen der alten Griechen an der Weſtküſte Italiens zwiſchen Piſa und Cäre, dem heutigen Cerveteri. H. La Heve, natürlicher H. an der Küſte von Akadien oder Neuſchottland in Nordamerika. H. v. Hindelopen, an der Süderſee in Weſtfriesland. H. v. Honfleur, an der Seinemündung in der Normandie. H. v. Hoorn, an der Süderſee in Nordholland. H. v. La Hougée, projectirter franz. Kriegshafen am Kanale. H. v. St. Hubes oder Setubal im atlant. Ocean an der Mündung des Fluſſes Cadaon in der portug. Landſchaft Eſtrémadura. — H. v. Ivica im mittell. Meere an der Inſel Ivica nächſt der ſpan. Küſte. H. v. Jarmouth, berühmter engländ. Seeh. an der Nordſee in der Grafſch. Norfalk. H. v. Jarmouth, trefflicher engl. Handlungsh. im Kanale an der Küſte der engländ. Inſel Wight. H. v. Joppe, heut' zu Tage Jaffa, am mittell. Meere in Paläſtina. H. Julius, H. der alten Römer bei Bajä in Campanien am Meerbuſen von Neapel. — H. v. Karthago, weltberühmter H. der alten Völker im mittell. Meere,

an der Küſte von Afrika, unfern des heutigen Tunis. H. v. Kingſale, im Ocean an der Küſte der Grafſch. Cork in Ireland. H. v. Kirrha, ehemaliger H. der Stadt Delphos im korinth. Meerbuſen an der Küſte von Phokis. H. v. Korſiai, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen, unfern der Landenge an der Südküſte Böotiens. H. v. Kreuſis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen an der Südküſte Böotiens. H. v. Kumá oder Kyme, einſt Hafen der Äolier, jetzt H. von Fova-Nova im Meerbuſen von Smyrna, an der Küſte von Kleinaſien. H. v. Kydonia, dem heutigen Canna, H. der Alten an der Nordküſte der Inſel Kandia. — H. v. Lagos, am atlant. Ocean im portug. Königr. Algarve. H. v. Larache, Araſch und Lixa, am atlant. Ocean im Königr. Fez in Afrika. H. v. Lindau, am Bodenſee im Königr. Baiern. H. v. Liſſabon, berühmter H. am atlant. Ocean im Königr. Portugal. H. v. Liverpool, künſtlicher H. in England, an der Weſtküſte der Grafſch. Lancaſhire, an der Mündung des Merſeyfluſſes ins ireländ. Meer. H. v. Livorno, berühmter künſtlicher Hafen im mittell. Meere an der Küſte des Großherzogthums Toskana. H. v. London, in der Themſemündung. Porto Longone, im toskan. Meere an der Nordoſtküſte der Inſel Elba. H. Port-Louis, am atlant. Ocean, ſüdlich von Breſt in der Mündung des Fluſſes Blavet, an der Küſte von Niederbretagne. H. Port-Louis, im mittell. Meere, 2 Meilen ſüdlich von Frontignan an der Küſte von Niederlanguedoc. H. v. St. Lucar de Barrameda, am atlant. Ocean im ſpan. Königr. Andaluſien. H. v. Luna, H. der alten Römer im mittell. Meere, an der Küſte von Hetrurien. H. v. Luna, H. der alten Römer im Ocean an der Küſte des heutigen Portugal. — H. Porto-Mahone, im mittell. Meere an der Südoſtküſte der ſpan. Inſel Minorca. H. v. Malaga, am mittell. Meere im ſpan. Königr. Granada. H. v. S. Malo, im atlant. Ocean an der Inſel St. Aaron, bei der Küſte der franz. Provinz Bretagne. H. v. Malta oder Valette, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen im mittell. Meere an der Südküſte der Inſel Malta. H. v. Mandri, ſ. H. v. Theriko. H. v. Manfredonia, im adriat. Meere an der Oſtküſte vom Königr. Neapel. H. v. Maranhao, berühmter natürlicher Hafen im atlant. Meere an der Nordküſte von Braſilien in Amerika. H. v. Marano, am adriat. Meere in Iſtrien. Puerto di S. Maria, am allantiſchen Ocean in der ſpaniſchen Landſchaft Andaluſien. Puerto di S. Maria, im merikaniſchen Meerbuſen an der Küſte der Inſel Cuba in Nordamerika. H. v. Marſalquivir oder Maſalquivir, im mittelländiſchen Meere an der Küſte von Algier. H. v. Marſeille, berühmter Hafen der Alten und der Neueren am mittell. Meere in der Provence. H. von Mazara, im mittell. Meere an der Südweſtküſte von Sicilien. H. v. Medenblik, an der Süderſee in Nordholland. H. v. Melazzo, H. der Alten und der Neueren im mittell. Meere an der Küſte von Sicilien, 8 Meilen weſtwärts vom Hafen von Meſſina. H. v. Memel, an der Oſtſee im curiſchen Haff an der Küſte des Königr. Preußen. H. v. Meſſina, weltberühmter H. der Alten und der Neueren an der Meerenge von Meſſina in Sicilien. H. v. Metelino, im Archipel des mittell. Meeres an der Küſte der aſiat. Inſel Metelino, des alten Lesbos. H. v. St. Michel, im atlant. Ocean an der Küſte der caraib. Inſel Barbadoes in Amerika. H. v. Middelburg, in der Nordſee auf der Inſel Walchern in der niederl. Provinz Zeeland. H. v. Milet, berühmter Hafen der alten Griechen am myrtoiſchen Meere, dem heutigen Archipel des mittell. Meeres, an der Küſte des alten Ioniens in Kleinaſia. H. Milfordhaven, der ſchönſte und ſicherſte natürliche H. in Großbritannien, am ireländ. Meere an der Weſtküſte von England, in der Grafſch. Pembrokeſhire in Südwallis. H. v. Milo, einer der beſten und größten H. im mittell. Meere, an der Küſte der gleichnamigen europ. Inſel im Archipel. H. v. Miſene, berühmter H. der alten Römer am tyrrheniſchen Meere in Campania. H. v. Modon, dem alten Methone, im mittell. Meere an der Weſtküſte von Morea, in der Provinz Belvedere. H. v. Morlaix, am atlant. Ocean in der franz. Landſchaft Niederbretagne. H. v. Mudro, im Archipel des mittell. Meeres an der Südoſtküſte der europ. Inſel Lemnos oder Stalimene. H. v. Munchia, berühmter H. der alten Griechen, unweit Athen an der Südſeite der Halbinſel Munchia. H. v. Mychos bei Bulis, H. der alten Griechen im korinth. Meerbuſen an der Küſte von Phokis. — H. v. Nantes, berühmter Flußhafen in der Loire in der franz. Landſch. Oberbretagne. H. v. Nauplia, heut zu Tage Anapoli und Napoli di Romania, einſt Hafen der alten Griechen an der Oſtküſte des Peloponnes, jetzt ſehr guter Hafen der Türken. H. Navalia, H. der alten Römer an der öſtl. Rheinmündung, jetzt bei Campen am Ausfluſſe der Iſſel in die Zuiderſee. H. v. Navarino, im mittell. Meere an der Südweſtküſte von Morea, der beſte und geräumigſte der ganzen Halbinſel. H. v. Neapel, berühmter H. der Alten und der Neueren, am mittell. Meere im Golfo von Napoli an der Küſte von Campanien. H. v. Nettuno, ſ. H. von Antium. H. v. St. Nicolo, im Archipel des mittell. Meeres an der Oſtküſte der Inſel Cerigo. H. Nieuport, Flußhafen im Fluſſe Iperlen unweit der Nordſee, in Flandern. — H. Nieuwen-Diep oder das Neue-Tief, berühmter H. in der Nordſee, am Texelſtrom, am ſo genannten Maarsdiep, an der Spitze von Nordholland. H. v. Nizza, im mittell. Meere an der Küſte der Grafſch. Nizza im Piemonteſiſchen. H. v. Nola, am mittell. Meere im genueſ. Gebiete. H. v. Nona, am adriat. Meere in Dalmatien. H. les Sables d'Olonnes genannt, im atlant. oder aquitan. Meere an der Küſte von Poitou in Frankreich. H. v. Onar, im ind. Meere an der Küſte der Malabaren. H. von Onchesnios, H. der alten Griechen am adriat. Meere in der Landſchaft Epiros. H. v. Oneglia, im Ausfluſſe des Imperiale ins mittell. Meer an der genueſ. Küſte. H. v. Oran, im mittell. Meere an der Küſte von Algier in Afrika. H. v. Oratavia, im at-

Digitized by Google

lant. Ocean an der Inſel Teneriſſa unweit der afrikan. Küſte. H. v. Orbitello, im mittell. Meere an der Küſte von Toſkana. H. des Oreſtes, ein H. der alten Griechen im mittell. Meere an der Südküſte Italiens bei der ehemal. Stadt Medama. H. v. l'Orient, franz. Kriegs- und Handlungsh. am atlant. Ocean, an der Küſte von Niederbretagne im Zuſammenfluſſe der Flüſſe Blavet und Ponscroff. H. von Orikon, H. der alten Griechen im adriat. Meere an der Weſtküſte von Epiros. H. v. Orſoy, Flußhafen im Rheine im Herzogthume Cleve. H. v. St. Oſpizio, im mittell. Meere an der Küſte der Grafſch. Nizza im Piemonteſiſchen. H. v. Oſtende, an der Nordſee an der Mündung des Fluſſes Guele in Flandern. H. v. Oſtia und Portus Trajani, berühmter H. der Römer an der Tibermündung ins mittell. Meer, jetzt Hafen von Porto. H. v. Otranto, der Alten Hydrus oder Hydruntum, H. der Alten und der Neueren an der Oſtküſte des Königr. Neapel, wo das adriat. und ioniſche Meer ſich begränzen. — H. v. Palamos, am mittell. Meere in dem ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Palermo, im mittell. Meere an der Nordküſte Siciliens. H. v. Palos, am atlant. Ocean in der ſpan. Landſchaft Andaluſien. H. v. Panama, in dem gleichnamigen Meerbuſen an der Küſte der Erdenge in Südamerika. H. v. Panorme, im mittell. Meere an der Nordweſtküſte von Morea, bei Badra oder Patraſſi. H. v. Panormos bei Epheſos, H. der alten Griechen an der Küſte Joniens. H. v. Panormos bei Phönike, H. der alten Griechen an der Küſte von Epiros, da, wo das adriatiſche und das ioniſche Meer ſich begränzen. H. v. Panormos bei Praſiä, H. der alten Griechen im myrtoiſchen Meere an der Oſtküſte von Attika, jetzt Porto Raphti der Neueren. H. v. Para, am atlant. Ocean, in der Mündung des Amazonenſtroms, an der Nordküſte von Braſilien in Südamerika. H. v. Paraiba, am atlant. Ocean in der Mündung des Fluſſes Paraiba, an der Oſtküſte von Braſilien. H. v. Paſſage, großer und berühmter H. am atlant. Ocean in der ſpan. Provinz Guipuſcoa. H. v. St. Paul de Leon, im britann. Meere an der Nordküſte der franz. Landſchaft Bretagne. H. Pavone, im mittell. Meere an der Südſeite der Inſel Niſita bei der ſüdlichen Küſte der Terra di Lavoro im Königr. Neapel. H. v. Peiräeos, berühmter H. der alten Griechen an der Weſtküſte von Attika nächſt Athen, jetzt Porto di Leone und Porto di Setine genannt. H. v. Peniche, am atlant. Ocean in der portug. Landſchaft Eſtremadura. H. v. Pernambuko, im atlant. Ocean an der Oſtküſte von Braſilien in Südamerika. H. v. Petersburg, ſ. H. von Cronſtadt. H. v. Phaleron, berühmter H. der alten Griechen an der Weſtküſte von Attika, nächſt den Häfen Munchia und Peiräeos bei Athen. H. v. Pillau, in der Oſtſee an der Küſte von Oſtpreußen. H. v. Plymouth, natürlicher H., und nach Portsmouth der größte und berühmteſte Kriegshafen in England, am Kanale an der Südküſte der Grafſch. Devonſhire. H. v. Pola, im adriat. Meere an der Küſte von Iſtrien. H. v. Porto, ſ. H. von Oſtia. H. v. Porto-Sale, am atlant. Ocean in der portug. Landſch. Entre-Minho-y-Duero. H. v. Portsmouth, natürlicher H., der größte und wichtigſte engl. Kriegshafen, im ſüdlichen Theile der Grafſch. Hampſhire, faſt an der Südſpitze der Inſel Portſey, am Kanale. H. v. Primario, am adriat. Meere im Herzogthum Ferrara. H. v. Ptolemäis, ſ. H. von Acre. H. Ptolemais von Arſinoe, H. der alten Ägypter am See Möris. H. v. Puteoli, jetzt Pozzuolo, H. der alten Griechen, der Römer, und der Neueren, im mittell. Meere, an der Küſte Campaniens im Königr. Neapel. — H. v. Raguſa, im adriat. Meere an der Küſte von Dalmatien. H. v. Ramsgate, künſtlicher H. Englands, am britiſchen Kanale, auf der Inſel Thanet an der Oſtküſte der Grafſch. Kent. H. v. Rapallo, im mittell. Meere an der genueſ. Küſte. H. v. Raphti, ſ. H. Panormos bei Praſiä. H. v. Ravenna, berühmter H. der alten Römer am adriat. Meere. H. v. S. Remo, im mittell. Meere an der genueſ. Küſte. H. v. Rhegium, H. der Alten an der Meerenge von Meſſina, bei dem heutigen Reggio an der Küſte von Calabrien. H. v. Rhodos, weltberühmter H. der Alten im ehemals ſo genannten karpathiſchen Meere, jetzt H. von Rhodis an der gleichnamigen aſiatiſchen Inſel im Archipel des mittell. Meeres. H. v. Riga, berühmter Flußhafen an der Düna in Liefland, unweit der Oſtſee. H. v. Rimini, dem alten Ariminium, berühmter H. der alten Römer im adriat. Meere an der Küſte von Umbria, zwiſchen Bononia und Ancona. H. v. Rochefort, berühmter franz. Kriegshafen am atlant. Ocean im Fluſſe Charente in der franz. Landſchaft Aunis. H. v. Rochelle, im atlant. Ocean an der Küſte der franz. Landſch. Aunis. H. v. Roſas, der Römer Rhoda, H. der Alten und der Neueren am mittell. Meere im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Roſtock, an der Oſtſee in der Mündung der Warne. H. v. Rotſchild oder Roeſchild, in der Oſtſee an der Küſte der Inſel Seeland im Königr. Dänemark. H. v. Rotterdam, berühmter Flußhafen an der Maaß in Südholland. H. v. Port-Royal, berühmter natürlicher Hafen im merikaniſchen Meerbuſen an der Südküſte der großen antilliſchen Inſel Jamaika. — H. v. Salerno, H. der alten Römer, jetzt der Neapolitaner, am tyrrhen. Meere, 24 Meilen ſüdoſtwärts vom H. von Neapel im Golfo von Salerno. H. v. Salganeos, ein H. der alten Griechen am euböiſchen Meere in Böotien. H. v. Salonichi, ſ. H. von Theſſalonika. H. v. Salou, am mittell. Meere im ſpan. Fürſtenth. Catalonien. H. v. S. Salvador, im atlant. Ocean an der Nordſeite der Allerheiligenbai in Braſilien. H. v. Samos, berühmter H. der alten Griechen, an der Nordſeite der gleichnamigen Inſel, im ikariſchen Meere, dem nördl. Theile des heutigen Archipels im mittell. Meere. H. v. Santander oder S. Andrea im atlant. Ocean, hier auch biscajiſchen Meere, im ſpan. Fürſtenth. Aſturien. H. von Santos, natürlicher H. im atlant. Meere an

Digitized by Google

der ſüdöſtl. Küſte von Braſilien, ſüdlich von Rio Janeiro. H. v. Sarcelles, im mittell. Meere an der Küſte von Algier in Afrika. H. v. Sattalia, im mittell. Meere, an der Südküſte Kleinaſiens, in Pamphilia, unfern des alten Atalia. H. v. Scanderona, im mittell. Meere an der ſyriſchen Küſte. H. v. Scarborough, berühmter natürlicher H. in England, an der Nordſee und Nordküſte der Grafſch. Yorkſhire. H. v. Schiedam, Flußhafen an der Maaß, unweit Delftshafen und Rotterdam in Südholland. H. v. Schonhofen, Flußhafen am Fluſſe Leck in Südholland. H. v. S. Sebaſtian, im atlant. Ocean in der Mündung des Orio an der Nordküſte der ſpan. Provinz Guipuscoa. H. v. S. Sebaſtian. im atlant. Ocean an der Küſte der braſil. Provinz Rio Janeiro in Südamerika. H. v. Sebenico, am adriat. Meere in der Mündung des Fluſſes Kerka an der Küſte von Dalmatien. H. Puerto Seguro, im atlant. Ocean an der Küſte von Baiha in Braſilien, in Südamerika. H. v. Setubal, ſ. H. v. St. Hubes. H. v. Senigaglia, am adriat. Meere im ital. Herzogthume Urbino. H. v. Sidon, berühmter H. der Alten im mittell. Meere an der Küſte von Syrien, jetzt der H. von Seida in der aſiat. Provinz Souriſtan. H. v. Siphá, H. der alten Theſpier im korinth. Meerbuſen an der Südküſte Böotiens. H. v. Sinope, am ſchwarzen Meere in der aſiat. Provinz Paphlagonien. H. v. Sluys, an der Küſte von Flandern. H. von Smyrna, am Archipel des mittell. Meeres, im Meerbuſen von Clazomene, an der Küſte Kleinaſia's. H. v. Sozopolis, ſ. H. von Apollonia. H. v. Stagira, alter Hafen am ägeiſchen Meere im ſtrymoniſchen Buſen an der Oſtküſte von Makedonien. H. v. S. Stefano, an der Küſte des Stato delli Preſidii in Italien. H. v. Stockholm, berühmter Hafen der Königreichs Schweden an der Oſtſee. H. v. Spalatro, am mittell. Meere in Dalmatien. H. v. Stavern an der Süderſee in Weſtfriesland. H. v. Stralſund, in der Oſtſee an der Küſte von Nordteutſchland. H. v. Sudan oder Amphimalia im mittell. Meere an der Nordküſte der Inſel Kandia. H. v. Suez, dem alten Arſinoe, an der nördlichen Küſte des arabiſchen Meerbuſens in Ägypten. H. v. Sunion, an der Südſpitze des alten Attika. H. v. Surat oder Guzurate, am arab. Meere, im Meerbuſen von Cambaja, an der Küſte des Kgr. Guzurate in Indien. H. v. Swinemünde, an der Oſtſee in der Mündung des Swinefluſſes in Pommern. H. v. Syrakuſä, weltberühmter H. der alten Griechen, der Römer und der Neueren im mittell. Meere an der Oſtküſte Siciliens. — H. v. Tamiatis, ſ. H. v. Damiette. H. v. Tanagra, ſ. H. Delion. H. v. Tarent, weltberühmter H. der alten Griechen und Römer, jetzt H. v. Taranto, im mittell. Meere an der Südküſte des Königr. Neapel. H. v. Tarragona, am mittell. Meere im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Tavira, am Fluſſe Xilaon im portug. Königr. Algarve. H. v. Tenedos, an der gleichnamigen Inſel im Eingange des Hellesponts. H. v. Terracina, H. der alten Römer und der neueren Italiener am tyrrheniſchen Meere in der Campagna di Roma. H. v. Terranuova, im mittell. Meere an der Küſte von Sicilien. H. v. Terſchelling oder von Brandaris, in der Nordſee an der friesländiſchen Inſel Schelling oder Terſchelling, nicht weit nördlich vom Texel. H. am Texel, ſ. H. von Nieuwen-Diep. H. v. Theako, dem alten Ithaka, in der gleichnamigen Inſel im ioniſchen Meere. H. v. Theſſalonika, jetzt Salonichi, H. der alten Griechen, jetzt der Türken, am ägeiſchen Meere im thermaiſchen, jetzt ſalonichiſchen Meerbuſen an der Küſte von Makedonien. H. v. Theriko oder Porto-Mandri, an der Oſtküſte von Attika, unweit Sumon. H. Torbai, natürlicher H. am Kanale an der Küſte der Grafſchaft Devonſhire in England. H. v. Toſſa, am mittell. Meere im ſpan. Fürſtenthume Catalonien. H. v. Toulon, berühmter Kriegs- und Handlungshafen Frankreichs am mittell. Meere in der Provence. Portus Trajani, ſ. H. von Oſtia. H. v. Trani, am adriat. Meere in der neapol. Landſch. Bari. H. v. Trapano, berühmter H. der Neueren, ſo wie auch einſt der Karthager und der Römer im mittell. Meere an der Weſtküſte von Sicilien. H. v. Trapezunt, heute Trabiſonda, H. der Alten und der Neueren im ſchwarzen Meere an der Küſte von Natolien. H. v. Travemünde, an der Oſtſee in der Mündung des Fluſſes Trave an der Küſte der holſt. Landſch. Wagrien. H. v. Treport, am brit. Kanale, in der franz. Landſch. Normandie. H. v. Trieſt, am adriat. Meere in Iſtrien. H. v. Tripoli di Soria, im mittell. Meere an der Küſte Syriens. H. v. Tripolis, berühmter H. der alten Phönikier, jetzt der Tripolitaner im mittell. Meere an der Nordküſte von Afrika. H. v. Troja, H. der Alten im ägeiſchen Meere an der Küſte von Phrygien in Kleinaſia. H. v. Tropes, am mittell. Meere in der franz. Landſch. Provence. H. v. Trözen, berühmter H. der alten Griechen an der Oſtſpitze von Argolis im Peloponnes. H. v. Tyrus, weltberühmter Kriegs- und Handlungshafen der alten Phönikier am mittell. Meere an der Weſtküſte von Aſia. — H. von St. Valery en Caux, am Kanale in der franz. Landſch. Normandie. H. v. Valette, ſ. H. von Malta. H. v. Valona, dem alten Aulon, am adriat. Meere in Illyrien. H. v. Valparaiſo, im Südmeere an der Küſte von Chili, nächſt der chiliſchen Hauptſtadt St. Jago. H. v. Varna, am ſchwarzen Meere in Bulgarien. H. Porto-Vecchio, im mittell. oder hier toskan. Meere an der Oſtküſte von Corſika. H. v. Veglia, am adriat. Meere in Dalmatien. H. v. Vendres, am mittell. Meere in der franz. Grafſch. Rouſſillon. H. v. Venedig, weltberühmter künſtlicher Kriegs- und Handlungshafen im adriatiſchen Meere. H. v. Porto-Venere, an der Küſte des genueſiſchen Gebietes. H. v. Viana, am atlantiſchen Ocean bei der Mündung der Lima in der portug. Provinz Entre-Douro-y Minho. H. v. Vigos, am atlant. Ocean im ſpan. Königreiche Galicien. H. v. Villa-Franca, im mittell. Meere an der Küſte der Grafſch. Nizza. H. v. Villa-Ricca,

Digitized by Google

ſ. H. von America. H. v. St. Vincent de la Barquera am atlant. Ocean in der ſpan. Landſchaft Aſturien. H. v. Vliſſingen, an der Scheldemündung in die Nordſee, auf der Inſel Walchern in Seeland. H. v. Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika. — H. v. Weſel, Flußhafen am Rheine im Herzogthume Cleve. H. von Wismar, berühmter Hafen an der Oſtſee im Großherzogth. Meklenburg. — H. v. Xagua, berühmter natürlicher H. im mexikan. Meerbuſen, an der Südküſte der großen antilliſchen Inſel Cuba. — H. von Zara im adriat. Meere am ſo genannten Kanale von Zara nächſt der Küſte Dalmatiens. H. v. Zirckſee in der Nordſee an der Inſel Schowen in der niederl. Prov. Seeland.

Die architektoniſchen Beſchreibungen und hydrotechniſchen Nachrichten von den wichtigſten Häfen ſuche man unter den einzelnen Artikeln. (*Leger.*)

HAFEN. (Nautik.) Iſt zweierlei Art, entweder natürlich, oder künſtlich, im erſtern Falle iſt er eine Öffnung, welche die See ſich ſelbſt zwiſchen den feſten Ufern eines Landes, die meiſtens aus Klippen beſtehen, gebildet, welche Art Häfen gewöhnlich die beſten und am wohlfeilſten zu unterhalten ſind; im andern Falle ſind Häfen Werke der Kunſt, welche durch Dämme oder ſogenannte Mulſen gegen den Wellenſchlag ſichern, in beiden Fällen ſind es Anker- oder Liegeplätze, um Schiffe gegen ſchwere Strome zu ſichern. Die Eigenſchaften eines guten H. ſind, daß der Eingang deſſelben nicht ſeicht, ſondern zur Aufnahme der Schiffe tief genug ſei; daß keine in der Gegend deſſelben häufig herrſchende Sturmwinde hinein wehen und dadurch in dem H. ſelbſt einen ſtarken Wellenſchlag verurſachen, wodurch die in demſelben liegenden Schiffe leicht beſchädiget werden können. Ferner muß die Mündung des H. rein ſeyn, daß heißt, es müſſen keine blinde Klippen oder Sandbänke daſelbſt liegen, auch innerhalb deſſelben muß ein guter, haltbarer Ankergrund, nebſt hinlänglicher Waſſertiefe ſeyn, damit die Schiffe nicht auf den Grund kommen mögen. Hat der H. einen doppelten Ein- und Ausgang, ſo iſt dieß ein großer Vortheil, indem die Schiffe mit verſchiedenen Winden ausſegeln können. Die beiderſeitigen Ufer des S. müſſen Feſtigkeit genug haben, damit auf denſelben Schiffswerfte, Arſenale, Waarenlager u. ſ. w. errichtet werden können. Gewöhnlich verſchließt man den Hintertheil eines H. bei Nachtzeit mit einer Kette, oder mit einem Baume. Manche Seehäfen haben auch Leucht- oder Feuerthürme, wodurch man ihren Abſtand vom Schiffe berechnen kann. — Freihafen. Sind Örter, welche von ihrer Regierung ſo begünſtiget ſind, daß ſie mit allen Nationen Handel und Verkehr treiben und ihre Waaren und Güter frei ein- und ausführen können. — Nothhafen. Ein Hafen, der zwar nicht der Beſtimmungsort des Schiffes iſt, den es aber wegen Sturmes, Beſchädigung, Mangels an Proviant u. ſ. w. aufzuſuchen gezwungen iſt, um daſelbſt auszubeſſern und ſich mit dem Nothwendigen zu verſehen, damit es ſeine Reiſe fortſetzen möge. — Hafen- oder Kettenanker. Feſte, beſtändig in einem Hafen liegende Anker, welche an einander mit ſchweren Ketten verbunden ſind und woran die Schiffe vermittels ſtarker Ringe befeſtiget werden. In Kriegshäfen werden ſie häufig angebracht und von den Engländern Moorings genannt. — Hafengeld. Eine Abgabe, welche Schiffe, die einen Hafen benutzen, der Landesregierung zur Unterhaltung des Hafens entrichten müſſen. Gewöhnlich richtet eine ſolche Abgabe ſich nach der Größe der Schiffe und vorzüglich nach der Tiefe derſelben. — Hafenmeister. Ein Beamter, welcher die Aufſicht über einen Hafen hat, der aber auch zugleich praktiſche Kenntniſſe eines Seemannes haben muß, worauf man leider! in einigen Ländern nicht viele Rückſicht zu nehmen pflegt, ſondern dieſes Amt nicht ſelten als eine Belohnung für geheime geleiſtete Dienſte zu verſchenken gewohnt iſt. — Dieſer Beamte muß für die Reinigung des Hafens und ſeiner Mündung ſorgen und auf die Ordnung, welche die Schiffe in demſelben zu beobachten haben, mit der größten Sorgfalt achten. Sein Anſehn, wenn er ſein Amt verſteht, iſt ſehr groß und eben darum, weil er viel zu befehlen hat, nimmt man auch zu dieſem Amte gern einen Mann, der zu befehlen verſteht. In den Kriegshäfen iſt der Capitaine du port gewöhnlich ein Seeoffizier von bedeutendem Range. — Hafenwache. In die Häfen, in welchen Kauffahrer überwintern, müſſen gewöhnlich 2 Schiffskapitäne, deren Schiffe in dem Hafen liegen, mit einigen alten Matroſen die nächtliche Wache, oder ſo genannte Runde übernehmen, um die Schiffe gegen Feuersgefahr und Dieberei zu ſichern. — Hafenpolizei. Eine Verordnung, welche von der Landesregierung ſanctionirt und nach welcher der Hafenmeiſter ſich in allen ſeinen Befehlen zu richten hat. Sie betrifft gewöhnlich die Ordnung und Lage der Schiffe, die Anweiſung, wohin dieſelben ſich verfügen ſollen, um einen erlittenen Schaden auszubeſſern, oder ſich ihres Ballaſtes zu entledigen, ihre etwanige Ladung auszulöſchen, oder eine neue wiederum einzunehmen u. ſ. w. (*Braubach.*)

HAFEN, eine Art großer Schmelztiegel, die bei Meſſing- und Blaufarbenwerken, Glashütten u. ſ. w. gebraucht werden. Ihre vorzüglichſte Eigenſchaft iſt die Feuerbeſtändigkeit, vermöge deren ſie ſich im Feuer weder zuſammen ſetzen, und noch weniger verglaſen dürfen. Zu dem Ende müſſen ſie aus einem richtigen Gemenge von Thon, ohne Beimiſchung von Kalkerde, und reinem Quarzſande angefertigt werden. Man findet den Thon in dieſem Zuſtande theils in der Natur, theils muß er auf eine künſtliche Art zuſammengeſetzt werden. Vorzüglich guter Hafenthon findet ſich am Fichtelberge in Böhmen und zu Erdmannsdorf in Sachſen. Sehr brauchbare Hafen werden in dem baierſchen Marktflecken Hafnerzell und der heſſenſchen Stadt Großalmerode verfertigt. (*A. Schmidt.*)

HAFENREFFER (Matthias), Kanzler der Hochſchule zu Tübingen, geboren in dem würtembergſchen Kloſter Lorch den 24. Junius 1561. Er ſtudirte zu Tübingen, wurde daſelbſt Repetent, 1586 Diakonus zu Herrenberg, 1588 Pfarrer zu Eningen und 1590 Konſiſtorialrath und Hofprediger in Stuttgart. Von da kam

Digitized by Google

er 1592 als Profeſſor der Theologie und Superattendent des theologiſchen Stipendium nach Tübingen, wurde 1617 Kanzler und Propſt, und ſtarb den 22. October 1619. Die Zeitgenoſſen ehrten in ihm einen eben ſo gelehrten als beſcheidenen, friedliebenden und frommen Theologen, und namentlich rühmt Joh. Val. Andreä von ihm: „es habe ſich bei Hafenreffer Alles im höchſten Grade gefunden, Frömmigkeit, Gelehrſamkeit, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit und was ſonſt einen Theologen ziert.“ Einen weit verbreiteten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Loci theologici. Tüb. 1601. 8., die zunächſt zum Unterricht des würtembergſchen Prinzen Johann Friedrich geſchrieben waren, aber ſelbſt in Dänemark und Schweden mehrmals gedruckt, als ein ſymboliſches Buch geachtet, und auf königl. Befehl zu Upſala bei den öffentl. Vorleſungen zum Grunde gelegt wurden [1]). Mit vieler Gelehrſamkeit, Klarheit, Präciſion und mit einer bedachtſamen Wahl der Sachen trägt Hafenreffer den lutherſchen Lehrbegriff, in Fragen und Antworten, treu, und ohne Beimiſchung ſcholaſtiſcher Terminologien und überhäuſten Diſtinctionen vor [2]). Einen gemäßigten Antheil nahm er an den Streitigkeiten mit den helmſtädter Theologen Tilemann Heßhuß und Daniel Hofmann, und an den calviniſchen Händeln mit den Heidelbergern. Er beſaß auch nicht gemeine mathematiſche Kenntniſſe, und ſein Templum Ezechielis s. in IX postrema capita comment. Tub. 1613. Fol. fand den Beifall eines Keplers. Einfach in ſeiner Lebensweiſe, ein Freund der Natur, gaſtfrei, geſellig, uneigennützig, duldſam, ein Vater braver Jünglinge, verdient er auch in dieſen Beziehungen ein ehrendes Andenken [3]). *(Baur.)*

HAFENREFFER, Sam., geb. zu Herrenberg im Würtembergſchen 1587, prakticirte zuerſt zu Kirchheim, ging aber ſpäter nach Tübingen, las daſelbſt und ſtarb als Profeſſor der Medicin den 26. Septbr. 1660. Seine ſämmtlichen Schriften führen ſehr ſonderbar und hochtrabend klingende Titel nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit, doch haben ſie faſt alle keinen bedeutenden Werth; es ſind folgende: Raphaël artem medic. feliciter cum inchoandi, tum absolvendi tractandique informans. Tub. 1622. 12. erlebte mehrere Auflagen. *Πανδοχεῖον αἰολόδερμον* s. nosodochium cutis. 1630. 8. Vexillum Raphaeliticum. 1631. 8. Monochordon symbolico-biomanticum. Ulm. 1640. 8., worin er den Pulsſchlag nach der Harmonie der Muſik und bildlich in Figuren darſtellte, und mehrere andere *). *(Huschke.)*

1) Die würtembergſche Prinzeſſinn Anna Johanna, Herzog Johann Friedrichs Tochter, überſetzte dieſes oft gedruckte theol. Lehrbuch 1672 ins Teutſche, wovon die Handſchrift in der Konſiſtorialbibliothek in Stutgart verwahrt wird. 2) *Buddei* isagoge hist. theol. 352. Semler's Einleit. zu Baumgartens Glaubensl. 3 Th. 71. 3) *Luc. Osiandri* orat. funebr. in exseq. Haf. Tüb. 1620. 4. *Lansii* amicitiae monumentum, Haf. consecr. Ib. 1620. 4., auch in *Lansii* mantissa consult. Ib. 1678. 8. und in *Wittenii* memor. Theol. Dec. III. 147. *Fischlini* memor. Theol. Wurt. P. II. 8. *Weismanni* introd. in memorab. eccles. T. II. 925. Ubſe's Leben der Kirchenlehrer. 692. *Spizelii* templum honor. reserat. 53. Böck's Geſch. der Univ. Tüb. 80. Eiſenbach's Geſch. der Univ. Tüb. 134.

*) S. *Haller* biblioth. med. pract. II. p. 508.

HAFER (HABER) avena, (ſ. oben Avena, VI. S. 479) iſt bekanntlich das gewöhnlichſte und beſte Pferdefutter, weil er unter allen Getreidearten am wenigſten, oder, nach A. Vogel's und Faßmayer's Analyſe, gar keinen Kleber, aber deſto mehr von einem zuckerigen und einem bittern Grundſtoffe, nebſt ſirem, gelblich grünem Öle (auch nach Pleiſchl Schwefel) enthält, und am ſpäteſten gährt. Ein Gemenge von Hafer und Roggen füttert ebenfalls gut. Ganzer Hafer gedeiht den Pferden beſſer, als gebrochener oder geſchrotener. Das geſundeſte Futter für ſie bleibt Weizen- und Haferſtrohhäckſel mit gutem Heu oder Grummet vermengt, nebſt genug Hafer. Doch dürfen ſie damit nicht überfüttert werden, und die Rationen müſſen ihrer Dienſtbeſtimmung entſprechen. Morgen-, Mittags- und Abendfutter wird jedes Mal in 2 — 3 Portionen getheilt. Auf ein Pferd, das beſtändig im Acker und Wagen geht, rechnet man gewöhnlich alle Tage 12 — 14 Pfd Hafer; weit mehr erhalten Fuhrmannsgäule auf der Reiſe bei ſchwerer Arbeit. — Militärfuhrpferde bekommen 3 Mal täglich, jedes Mal 4 Pfd Hafer, Kutſch- oder Reitpferde bei nicht großer Anſtrengung im Ganzen täglich 7 — 8 Pfd, Stuten, die Fohlen ſäugen und dabei mit arbeiten, täglich 10 — 12 Pfd, in den erſten 8 Monaten ihres Trächtiggehens eben ſo viel. Zuchtſtutten dürfen nicht zu fett werden, weil ſie ſonſt ſchwieriger aufnehmen. Der Hafer kann, um leichter von den Pferden zermalmt und verdaut zu werden, zuvor in Waſſer etwas quellen. — Trockner Hafer gibt ein Hausmittel zu erwärmenden ꝛc. Überſchlägen ꝛc. Aus Hafermehl, deſſen Nahrungsſtoffproportion, nach Davy, ſich überhaupt zu der des beſten Weizens = 743 : 1000 verhält, in Waſſer gekocht, macht man in England eine Art Sulze (Flumery), die noch warm in Stücke geſchnitten, und mit Milch, Bier oder Wein und Zucker als ein Leckerbiſſen genoſſen wird. — Hafermalz verlangt, um Braunbier zu geben, eine ſtärkere Röſtung, als Gerſtenmalz; der achte Theil davon mit dieſem vermengt, ſoll ohne Hopfen ein eben ſo gutes Bier in Schweden geben, als mit Hopfen. Indeß fällt überhaupt das Bier aus gemeinem Hafermalz zu ſchleimig aus, beſſer jenes aus Malz vom vollkörnigen Weißhafer, vorzüglich dem engländiſchen mit Gerſtenmalze verſetzt, wenn es gleich weniger nährt und belebt als reines Weizen- und Gerſtenbier. — Auch bereitet man daraus Branntwein, Hefen ꝛc.

Die Hafergrütze, avena excorticata, aus nacktem Hafer läßt ſich durch Kochen nicht zu Schleim auflöſen. — Arzneilich wendet man den Haferſchleim mit Zuckerſyrup und etwas friſcher ungeſalzter Butter im Huſten, und die Tiſane oder den Abſud von Hafergrütze (1 Unze Grütze auf 2 Pfd Waſſer bis auf $\frac{2}{3}$ eingekocht) in ſolchen Fällen an, wo Reize durch Schleim zu mildern und gleichſam einzuwickeln ſind, mit Zucker, Roſi-

Digitized by Google

nen ꝛc. Brande empfiehlt gleiche Theile Haferſchleim und Kuhmilch neuerlich als das beſte Surrogat der Muttermilch für Kinder, nur wird er ſehr ſchnell ſauer. — Zum etwas dicklichen Abſud von Hafergrütze nimmt man 2, zum ganz dünnen 1 Theelöffel, gießt darauf, wenn ſie mit kaltem Waſſer an- und zuſammengerichtet iſt, 1 Pfd ſiedendes Waſſer oder kochende Milch, läßt das Ganze unter ſtetem Umrühren über Feuer fünf Minuten lang ſieden, nimmt den Schaum ab, filtrirt die Flüſſigkeit durch ein Haarſieb, und ſetzt etwas Salz, Zucker oder Muskatnuß, oder etwas Ingwer zu, je nachdem man ein einfaches Getränk oder ein Magen ſtärkendes Süppchen haben will. Im letzten Falle läßt ſich auch etwas Wein oder ſtarkes Bier zugießen, oder die Tiſane ſogleich, ſtatt mit Waſſer, mit Bier oder auch mit magerer Fleiſchbrühe und mancherlei Küchenkräutern kochen. — Die einfache wäſſerige Hafergrütze iſt ein gutes diätetiſches Frühſtück für ſolche, denen es an leichter Leibesöffnung fehlt, oder die Tags zuvor ſich es zu gut ſchmekken ließen. — Franklin genoß am liebſten zum Frühſtück Hafergrütze mit etwas Butter, Muskatennuß und geröſtetem Brote. Sie erſetzt vorzugsweiſe allen Kaffee und Afterkaffee, auch den Cacaotrank. — Äußerlich dient die geſtoßene Hafergrütze zu Breiumſchlägen, um Geſchwülſte, Froſtbeulen ꝛc. damit zu zertheilen; der Abſud davon zu Klyſtieren bei entzündlichem Zuſtande, bei Durchfällen, Ruhren, Krämpfen ꝛc. zumal reizbarer Perſonen und kleiner Kinder. —

Mit Haferſpreu oder Haferſtroh füllt man Matratzen. (*Th. Schreger.*)

Der Berliner Scheffel von dieſer Getreideart wiegt zwiſchen 42 bis 56 Pfund. Die Haferarten ſind in Rückſicht ihres Gehalts an Mehl ſehr von einander verſchieden. Der engländiſche Hafer, der orientaliſche oder Fahnenhafer, der nackte oder tatariſche Hafer übertreffen den gemeinen durch reichen Gehalt an Mehltheilen, wogegen der frühzeitige oder Auguſthafer unter dem letzteren ſteht. —

Der Hafer wird in Teutſchland ſelten zur Mehlgewinnung benutzt; in England und in andern nordiſchen Ländern hingegen geſchieht dieß häufig.

Zur Bereitung der Grütze, (der ſo genannten Hafergrütze) wird aber der Hafer bei uns oft gebraucht. Man wählt dazu einen recht vollkörnigen Hafer.

Der nackte tatariſche Hafer geht von ſelbſt aus den Spelzen, und man hat ihn daher als eine natürliche Hafergrütze empfehlen wollen, wozu er aber doch nicht ohne gehörige Vorbereitung taugt.

Die Chocolade wird zuweilen mit Mehle, beſonders mit geröſtetem Hafermehle, verfälſcht. (*Schilling.*)

HAFERBROT wird in den Gegenden gebacken, wo Mangel an Rocken und Gerſte iſt. Beſonders findet dieß in gebirgigen und kalten Gegenden Statt, wo die Kälte gewöhnlich ſo zeitig eintritt, daß das andere Getreide nicht zur Reife kommen kann. Die Landleute in den nördlichen Ländern eſſen faſt nichts als Haferbrot und Hafermehl, und die mehrſten ſind dabei geſunde, ſtarke Leute und zu den härteſten Arbeiten geſchickt. Übrigens muß man dazu den beſten Hafer, der das mehrſte Mehl enthält, wählen, und man kann im Allgemeinen annehmen, daß derjenige Hafer, welcher die dickſten und ſchwerſten Körner hat, am beſten dazu taugt. — Zuweilen wird auch Brot aus der Vermiſchung von Rocken und Hafer gebacken. Am beſten wird dieß Brot, wenn mehr Rocken als Hafer dazu genommen wird; auch geben gleiche Theile von beiden ein gutes Brot, nur darf das Getreide nicht zu ſehr ausgemahlen werden. Der Hafer, welcher unter den Rocken gemahlen wird, muß recht dürr und trocken ſeyn: weil ſich das inwendige Korn ſonſt nicht gut zermahlen läßt, ſondern nur breit gedrückt wird, und das Mehl in den Hülſen bleibt. Iſt der Hafer dürr genug geweſen: ſo können nach dem zweiten Gange die Hülſen abgeſiebet werden; wäre dieſes aber nicht, ſo ſiebet man es erſt nach dem dritten Gange ab. — Bei dem Teigmachen iſt Verſchiedenes zu bemerken. Zuerſt iſt die Beſchaffenheit des Mehls wohl zu prüfen, ob es trocken oder feuchte, auch ob das Getreide in naſſer Witterung eingebracht worden iſt, weil man im letztern Falle etwas weniger Waſſer zugießen muß; hat man mehr Kornmehl: ſo gießt man mehr, im entgegen geſetzten Falle aber weniger Waſſer. Dieſes iſt auch bei dem Sauerteig zu bemerken, indem eine größere Menge Hafermehl auch mehr davon erfordert. Überhaupt wird $\frac{1}{3}$ von der ganzen Portion eingeſäuert; nach dieſem läßt man den Teig 5 — 6 Stunden in mäßiger Wärme ſtehen, und in die Höhe gehen. Hierauf wird von dem übrigen Mehle wieder $\frac{1}{3}$ unter den aufgegangenen Teig gemiſcht, und nun noch zwei Stunden in der Wärme ſtehen gelaſſen, damit er aufs Neue zum Aufgehen kommt. Unter dieſer Zeit muß der Ofen zurecht gemacht werden, weil es nach dem Kneten gar nicht lange Verzug leidet. Iſt der Teig gehörig aufgegangen, ſo wird alsdann das übrige Mehl völlig hinein geknetet, und nur ſo viel davon übrig gelaſſen, als man zum Auswirken braucht. Der Teig darf aber lange nicht ſo derb geknetet werden, wie man bei Rocken- oder Gerſtenbrot zu thun pflegt. Nach dem Kneten darf man mit dem Auswirken nicht länger als 6 — 8 Minuten warten, dieſes geſchwinde verrichten und das Brot bald in den Ofen bringen, weil der Haferteig leicht läuft und dadurch das Brot aus einander fallen und zerreißen würde. Die Brote, welche man zwiſchen 4 und 6 Pfd ſchwer macht, müſſen in 1 Stunde ausbacken. Der Ofen muß daher eine jählinge Hitze bekommen, und alſo ſtärker wie zu anderm Brote geheizt werden. (*Schilling.*)

Hafergrütze, ſ. Hafer.

Hafermehl, ſ. Hafer.

Haferrechen, ſ. Rechen.

HAFERUNG (Johann Kaspar), ein lutherſcher Theolog des 18. Jahrh. Er war am 14. Febr. 1669 zu Greuske im Schwarzburgſchen, wo ſein Vater Prediger war, geboren, vollendete ſeine theologiſchen Studien zu Wittenberg, wo er 1692 die Magiſterwürde erhielt, ging ſodann als Hofmeiſter in der Boyſchen Familie nach Schweden und 1696 nach Amſterdam, kehrte aber 1696 nach Wittenberg zurück, wo er eine Adjunktur in

Digitized by Google

der philoſophiſchen Fakultät annahm, daſelbſt 1702, als er in ſeine Vaterſtadt Greuſſen als Prediger und Adjunkt der Sondershauſenſchen Ephorie berufen war, Licentiat und nachher Doktor der Theologie wurde, und 1713 als Archidiakon dahin zurückging, kurz darauf auch als außerordentlicher, 1726 aber als ordentlicher Profeſſor in die theologiſche Fakultät einrückte, und am 17. Mai 1744 ſtarb. Er beſaß nicht allein treffliche Kanzelgaben, ſondern war auch ein Mann für den Katheder, ein einſichtsvoller, viel beleſener Mann, der indeß nicht zu den Orthodoxen gehörte, und in der Lehre vom Evangelium als einer Predigt der Buße und in andern Satzungen ſeiner Kirche Widerſprüche fand, die er durch ſeine Schriften zu heben ſuchte: er fand daher an Edzard, Krüger, Löſcher, Claudius, Wagner, Wernsdorf Gegner, die ihn heftig angriffen und dadurch einen vorübergehenden Lärmen in der Kirche erregten. Haferung gerieth dadurch in manche Verdrießlichkeit, beſonders da man auch in Dresden darauf aufmerkſam geworden war, und Manches als Irrlehre angeſehen wurde. In ſeinen letzten Jahren ſcheint er ſich jedoch den Orthodoxen mehr genähert zu haben. Mehr über ihn und ſeine Schriften, deren Reihen auch Jöcher aufführt, findet man in den Acta histor. ecclesiastica und in Moſer's Lexik. jetzt lebender Gottesgelehrten. Sein Sohn Heinrich Gottfried, zu Wittenberg am 13. Octbr. 1713 geboren, war anfangs und ſeit 1731 Privatdocent bei ſeiner vaterſtädtſchen Univerſität, und wurde 1742 Pfarrer zu Schönwalde, wo er ſchon zwiſchen 1750 bis 1760 geſtorben iſt. Seine theologiſchen und philoſophiſchen Diſſertationen und Programme findet man in Meuſel's verſt. Teutſch. V. S. 84 und 85 und im Adelung. *(H.)*

HAFERWEIHE, ſo heißt in der katholiſchen Kirche die Einweihung des zum Pferdefutter beſtimmten Hafers. In der Regel wird ſie am Stephanstage vorgenommen, der daher ſelbſt die Haferweihe oder der große Pferdetag genannt wird. *(Ruder.)*

Haferwurzel, ſ. Tragor.

Hafessa, Hafessah, ſ. Hafsa.

HAFESSITEN (الحفصية), nennt man eine ketzeriſche Partei unter den Moslemen von Hafs ben Amru. Da ſich ihre Anſicht vorzugsweiſe in der Lehre von den göttlichen Eigenſchaften von der herrſchenden unterſchied, ſo nennt man ſie auch Sifatijje (صفاتيّة), d. i. wörtlich ſolche, die mit den Eigenſchaften (Gottes) etwas vornehmen, alſo dem Sinne nach die von den (göttlichen) Eigenſchaften irrig Denkenden,*) von dem arabiſchen Worte صفات Eigenſchaften (sc. Gottes)**). *(A. G. Hoffmann.)*

HAFF, ein veraltetes Wort, welches das Meer oder einen Theil deſſelben bezeichnet und nur noch als Eigenname dreier großer Meerbuſen oder Landſeen im Königreiche Preußen vorkommt, welche ſüßes Waſſer und ſtarken, nach der Oſtſee ausgehenden Strom haben. 1) Das kuriſche Haff in der Provinz Preußen, bei Memel, 28 Quadratmeilen groß, 15 Meilen lang, bis 4½ Meilen breit, und durch die 15 Meilen lange und ½ Meile breite Erdzunge, kuriſche Nehrung (Niederung), einer Reihe von der See gebildeter Sandhügel begränzt, mit der 18 Fuß tiefen Seeenge Tief. 2) Das friſche Haff, ebenfalls an der preußiſchen Küſte, zwiſchen Danzig und Königsberg, $14\frac{7}{10}$ Quadratmeilen groß, 13 Meilen lang, bis 2½ Meilen breit, und ſeewärts von der friſchen Nehrung eingeſchloſſen. Die 12 Fuß tiefe Seeenge bei Pillau heißt ebenfalls das Tief oder das Gatt. *(Krug u. Mützel.)* — 3) Das pommernſche Haff, unter dem 32° O. L. und zwiſchen dem 53° und 54° N. Br. gelegen. Früherhin ward daſſelbe ſowohl von Schriftſtellern [1]), als auch in Statsſchriften [2]) das friſche Haff, Lacus recens [3]), genannt.

Das pommernſche Haff wird eingetheilt in das große und das kleine. Das große wird begränzt im O. vom kamminſchen Kreiſe, im S. vom Papenwaſſer und vom ükermundſchen Kreiſe, im W. vom kleinen Haffe, im N. von der Diewenow, der Inſel Wollin, der Swine und der ſüdöſtlichen Spitze der Inſel Uſedom. Die Oder ergießt ſich in daſſelbe, und durch die Swine und Diewenow hat es ſeinen Abfluß in die Oſtſee. Im N. bildet es bei dem Dorfe Lebbin auf der Inſel Wollin den ſo genannten Viezigerſee. Das kleine Haff gränzt im O. an den großen (gewöhnlich wird die Gränzline von Altwarp im ükermundſchen Kreiſe bis zum gegenüber liegenden Dorfe Woitzig auf der Inſel Uſedom beſtimmt), im S. an den ükermundſchen Kreis, im W. an den anklammer Kreis, im N. an die Inſel Uſedom. Die Uker oder Uker ergießt ſich in daſſelbe, und gegen W. endigt es ſich in der Peene. Im S. bildet es den Neuwarperſee.

Die größte Breite dieſes Haffes von Groß-Ziegenort im ükermundſchen Kreiſe bis nach Lebbin beträgt nahe an 8 Meilen [4]), die größte Länge vom Papenwaſſer bis zu der anklamſchen Fähre etwas über 7 Meilen. Der ſonſt ziemlich zuverläſſige Wutſtrak [5]) gibt den Flächeninhalt des großen und kleinen Haffs nebſt dem Achterwaſſer zu 15½ Q.Meilen offenbar zu groß an. Das ſtatiſtiſche Büreau zu Berlin [6]) berechnet die Oberfläche des großen Haffs und der damit in Verbindung

*) Joſ. von Hammer überſetzt es in der encykl. Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients S. 411 durch Eigenſchaftslehrer, was mir weniger paſſend ſcheint. **) ſ. Encykl. Überſicht a. a. O.

1) Kantzow's Pomerania, Band II. S. 401. — Mikrael's Altes Pommerland, S. 256 u. a. 2) Dähnert's Landesurkunden, Band I. S. 99. 3) *Val. ab Eickstet* in ſeiner Epitome nennt es auch lacum recentem; doch ſagt er S. 125: in recentem Pomeraniae lacum. — Martin Schmechel in ſeiner oratio pro laudat. et flor. Pomerania, impr. Sedin. 1620, in Dähnert's Pommernſcher Bibliothek, Band IV. S. 409, nimmt ſchon Anſtand, es ſo zu nennen, indem er ſagt: Recens portus (Friſche Haff) si licitum sic nominari. 4) Alle Seefahrende ſchätzen ſie nach alter Gewohnheit 2 Meilen; das iſt aber zu wenig. 5) in ſeiner Beſchreibung vom preußiſchen Pommern, S. 197. 6) in den Beiträgen zur Statiſtik des preuß. Staates. Berlin bei Dunker und Humblot. 1821. 4. S. 38.

Digitized by Google

ſtehenden Gewäſſer, namentlich des dammſchen Sees, des Papenwaſſers, der Diewenow, des kamminſchen Boddens, des Viezigerſees, des kleinen Haffs, des Achterwaſſers und des Peeneſtroms zu $15^{9:88}$ geogr. □Meilen.

Nach einer in Stockholm im J. 1808 herausgegebenen Seekarte beträgt die Waſſertiefe des Haffs 12 bis 18 Fuß; nur etwas öſtlich von der Gränze zwiſchen dem großen und kleinen Haffe gibt ſie 21 Fuß an. Die ſeichteſte Stelle iſt unweit der Diewenow und hat gewöhnlich nur 3 bis 4 Fuß, bei hohem Waſſer wohl 5 bis 7 Fuß Tiefe. Die Ufer ſind meiſtens flach, ausgenommen bei den Lebbiner Bergen und dem Steinort bei Neuwarp. Das Schar oder Vorland läuft weit ins Haff hinein, beſonders an dem uſedomſchen Ufer, wo überhaupt das Fahrwaſſer weniger tief iſt, als an dem vorpommernſchen Ufer. Die Wellen ſind natürlich nur ſehr kurz und überſteigen bei ſtarkem Winde ſelten die Höhe von 3 Fuß.

Das Haff iſt für die Verbindung der vorpommernſchen Hafenſtädte ſehr wichtig. Von jeher iſt daſſelbe ſehr fiſchreich geweſen, jedoch anſcheinend in frühern Zeiten mehr als jetzt. Die pommernſchen Herzoge erhielten bedeutende Einnahmen durch die Fiſchereien auf demſelben [7]) und richteten beſonders ihr Augenmerk auf dieſe, wie die Haff- und Waſſerordnungen [8]), die jaſenitzſche Erbtheilung [9]) u. ſ. w. bezeugen. Die erſte urkundliche Erwähnung der Fiſcherei auf dem Haffe ſelbſt findet ſich wohl in der Urkunde von 1184 [10]), und genauer wird ſie zuerſt bezeichnet in der Urkunde von 1244 [11]).

Das Waſſer des Haffes iſt ſüß; nur bei ſtarken Nord- und Nordweſtwinden, die das Meerwaſſer durch die Swine und die Diewenow eintreiben, erhält es einen etwas ſalzigen Geſchmack. Zöllner [12]) und wahrſcheinlich nach dieſem auch Förſter geben an, daß das Haff bei ſtarkem Froſte mit 2 Zoll dickem Eiſe belegt wird. Dieſes iſt falſch. Das Eis auf demſelben wird eben ſo dick als auf allen Nebengewäſſern und war im Winter 182⅞ wenigſtens 18 Zoll ſtark, nur bei Groß-Ziegenort und bei Paulsdorf im kamminſchen Kreiſe erhalten die Strömungen es bedeutend ſchwächer, als mitten auf dem Haffe. *(C. D. Gustav v. d. Lancken.)*

HAFFNER. Zwei Brüder dieſes Namens, Schweizer von Herkunft, haben ſich in der Geſchichte der bologneſiſchen Malerſchule einen Namen erworben.

Der ältere, Heinrich, geboren 1640 zu Bologna, wo ihr Vater unter der Schweizergarde diente, bildete ſich dort in der Schule des Baltaſar Bianchi und Joh. Jakob Monti vorzüglich für die Architekturmalerei aus, ging dann nach Savona, wo er die erſte bedeutende Probe ſeiner Kunſtfertigkeit in der Kirche St. Spirito ablegte, und befeſtigte ſeinen Ruf durch die architektoniſchen Perſpektiven, mit denen er zu Genua den Palaſt Brignola ſchmückte. Zu Rom arbeitete er mit Dom. Maria Canuti in den Paläſten Colonna und Altieri und einigen Kirchen. Er beſchloß ſeine Laufbahn in ſeiner Vaterſtadt, wo er die Stelle eines Lieutenants von der Wache des Palazzo pubblico bekleidete, 1702, nachdem er daſelbſt in der Bibliothek des Kloſters St. Michele del Bosco und der Kirche Corpus Domini ausgezeichnete Malereien vollendet hatte. Die Figuren in ſeinen Gemälden haben Guidobono, Piola, Greg. de Ferrari, Canuti, Franceschini ꝛc. geliefert.

Anton Maria Haffner, ſein jüngerer Bruder, geb. zu Bologna 1654, ging mit Heinrich nach Rom, wo er ſich unter Canuti ausbildete. Auch er verdankt ſeinen Ruhm, welcher den ſeines Bruders überſteigt, der perſpektiviſchen Architekturmalerei, welcher er ſich faſt ausſchließlich widmete, obgleich er auch einige hiſtoriſche Bilder geliefert hat. Seine Hauptwerke ſind in Genua, wo er einen großen Theil ſeines Lebens zubrachte. Wir nennen davon: die berühmten Freskogemälde in der Kirche S. Luca und in dem Presbyterium der Congregation von Lucca, die architektoniſchen Verzierungen in der Kirche S. Maria del Rifugio, die für Meiſterſtücke in dieſer Gattung gelten, und viele Arbeiten in der Kirche S. Filippo Neri. Haffner trat in die Kongregation der Väter des zu dieſer Kirche gehörigen Kloſters und ließ ſich daher die Ausſchmückung derſelben beſonders angelegen ſeyn. Bis zu ſeinem Tode genoß er als Menſch und als Künſtler einer allgemeinen Verehrung, und namentlich wurde er von dem Großherzoge von Toscana, Johann Gaſton, mit Gnadenbezeigungen und Geſchenken überhäuft. Er ſtarb 1732 und hinterließ ſein bedeutendes Vermögen dem Conſervatorium der Madonna della Miſericordia.

Die Brüder Haffner ſind als Architekturmaler ausgezeichnet durch die geſchmackvolle Erfindung ihrer Perſpektiven und Verzierungen, durch die Anmuth und Feinheit ihrer Ausführung, und durch die Harmonie und Friſche ihrer Färbung. In allen dieſen Eigenſchaften übertrifft der jüngere Bruder den ältern, welcher zu den beſten Mitelliſten gerechnet werden muß *). *(R.)*

HAFI (حافي), bezeichnet im Arabiſchen einen Menſchen, welcher ſich gar keiner Fußbedeckung bedient, einen Barfüßer, und wird mehrern Moslemen als Beiname zugelegt. Wer wie etwa die Pilger Sohlen unter den Füßen trägt, kann noch nicht von ſich be-

7) Rantzow, Band II. S. 403 ſagt: „Von dem „gelde aber, das vor die fiſche khumpt, nehmen die fürſten auf „dem Laßaniſchen waſſer den dritten, vnd auff dem friſchen haff „den ſechßten pfenningk, vnd hat jnen, wie myr geſagt iſt worden, „der dritte vnd ſechßte pfenningk bisweilen an die 3000 gulden „ein jar getragen." — Eickſtet a. ang. O. berichtet: „Ac saepe „reti grandiore, quod fere quartam milliaris partem occupat, „pro trecentis aut quingentis aureis pisces semel capiuntur. „Interdum etiam vix tantum deprehenditur, ut in diem vivant „retiarii." 8) Dähnert's Landesurk., Band III. S. 599. 9) Dähnert's pomm. Bibliothek, Band III. S. 172. 10) Dreger's Codex diplom. No. XX. S. 33 und 34 11) Ebendaſ. No. CLXIII. S. 250. 12) in ſeiner Reiſe nach Rügen, S. 101. 13) in ſeinem Handbuche der Geſchichte des preußiſchen Reichs, Band II. S. 426.

*) Ein dritter Haffner, Friedrich, hat einige Fresken in der Cöleſtinerkirche zu Bologna gemalt. S. *Guarienti* Felsina pittr. *Lanzi.* Füßli's Künſtlerlexik. und die Biogr. univ.

Digitized by Google

haupten, daß er ein ſtrenges Leben führe, ſondern ganz bloße Füße gehören als ein weſentliches Stück dazu.
(*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollſtändig Baschar el Hafi, einer der vielen moslemiſchen Heiligen von der ſchiitiſchen Partei, geb. 150 d. H. zu Barſuma und geſtorben im J. 227 zu Bagdad, oder nach Andern zu Meru, in deſſen Nachbarſchaft ſein Geburtsort lag. Einige von ihm aufbewahrte Sentenzen zeigen, daß er nicht ohne Geiſt war; z. B. die Ausſprüche: „Wer die Welt ſucht, der halte ſich auf Demüthigung gefaßt“ und „Unglück bringt es dem Gelehrten in der Welt, wenn das Auge ſeines Herzens erblindet.“ Seine Ehrfurcht gegen den Namen Gottes ging ſchon in der Zeit, wo er noch dem Dienſte der Welt ſehr ergeben war, ſo weit, daß er einſt ein kleines, auf dem Wege liegendes und bereits ſehr beſchmutztes Stück Papier, worauf derſelbe geſchrieben ſtand, nicht nur ſogleich aufnahm und reinigte, was ein jeder fromme Moslem auch gethan hätte, ſondern er verwandte auch den einzigen Denar, welchen er bei ſich hatte, zum Ankauf von wohlriechendem Waſſer, um das Papier damit zu parfümiren. Gleichwohl ging nun ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſo ins Kleinliche, daß er das Papier, weil es ihm nicht gehört hatte, nicht behielt, ſondern in einer Mauerritze ſorgfältig aufbewahrte. Im Traume wurde ihm für dieſe ſchöne Handlung reicher Lohn verheißen. Er aber fühlte ſich nunmehr gedrungen, die Welt zu verlaſſen und ſich lediglich mit Übungen der Andacht zu beſchäftigen. Sein Leben hat Ibn Chalekan und Dſchafei im 27ſten Abſchnitte ſeiner Geſchichte beſchrieben †). (*A. G. Hoffmann.*)

HAFI, vollſtändig Seineddin Mohammed el Hafi, Verfaſſer eines Gebetbuches, welches in beſondere Andachtsarten zerfällt. Die Moslemen bedienen ſich desſelben ſehr viel, beſonders der Theil, welcher in äußern Gebetsübungen die wahre Religion faſt ausſchließlich ſucht. Dieſe ſprechen nicht nur die gewöhnlichen, im Geſetz vorgeſchriebenen Gebete zu den beſtimmten Tageszeiten, ſondern wählen ſich auch noch den Seineddin zum Führer*). (*A. G. Hoffmann.*)

Hafi Omar, ſ. Nassavi.

HAFID, ſonſt Aschirsade Efendi genannt, ein türkiſcher Derwiſch, bekannt als Verfaſſer des Su risalesi, einer kleinen Abhandlung über die Güte und Eigenſchaften des Waſſers in den berühmteſten Quellen und Fontänen zu Konſtantinopel. Sie iſt in der Druckerei von Stambul im J. 1112 d. H. (1797 n. Chr. G.) gedruckt, enthält nur 14 Blätter in klein Octav und iſt ohne Seitenzahlen. Im Buchhandel iſt ſie nicht zu haben und gehört zu den größeſten Seltenheiten[1]). Wichtiger und von mannichfaltigerem Nutzen iſt ein andres Werk des Hafid Aſchirſade von philologiſchem Inhalte unter dem Titel: Eddurer almontachabat al mensure fi islahil ghalatat almeschure d. i. Perlen ausgeſtreut zur Verbeſſerung berüchtigter Sprachfehler. Es iſt geſchrieben im J. 1219 d. H. (1804 nach Chr.), zwei Jahre nachher zu Konſtantinopel gedruckt und enthält 534 Seiten in 4t. Der Verfaſſer benutzte die berühmteſten arabiſchen Philologen, welche ſich mit Aufdeckung und Berichtigung von Sprachfehlern abgaben, z. B. den bei uns durch ſeine Mekamat beſonders berühmten Hariri, den Hotschaleddin und mehrere Andere[2]); allein ſein Werk hat dadurch einen größern Werth, daß es ſich nicht auf das Arabiſche beſchränkt, ſondern auch das Perſiſche und Türkiſche mit berückſichtigt. Das Buch iſt dem Sultan Selim zugeeignet und mit den Empfehlungen und Gutheißungen vieler ſehr angeſehener Türken ausgeſtattet[3]).
(*A. G. Hoffmann.*)

HAFIS, حافظ mit vollſtändigem Namen Schems eddin Mohammed Hafis, ein berühmter perſiſcher Dichter zu Schiras, im achten Jahrh. der Hedſchra. Hafis iſt ein Beiname, welchen viele moslemiſche Gelehrte führen; er bedeutet: der Behalter, d. i. der den Koran auswendig Wiſſende. Hafis ward geboren in der Stadt Schiras im Anfange des achten Jahrh. Er beſchäftigte ſich in ſeiner Jugend mit wiſſenſchaftlichen Studien, ſcheint aber auch in einen Derwiſchorden eingetreten zu ſeyn, deren Mitglieder damals ſich häufig der den Sofi's eigenen religiöſen Beſchauung hingaben. Er ward aber bald weit berühmt durch ſeine lyriſchen Dichtungen, deren Lieblichkeit ihm auch den Beinamen Tchekerlib d. i. Zuckerlippe, erwarb. Schiras beherrſchten zu ſeiner Zeit die Sultane aus der Dynaſtie der Moſaffariden. Dieſe Fürſten, beſonders die Sultane Schah jachja, Schah schedscha, und Schah manssûr, bewieſen dem Hafis große Freundſchaft und Gunſt. Auch die beiden Weſire Hadschi kawwâm eddin hassan und Hadschi kawwâm eddin mohammed waren beſondere Gönner dieſes Dichters; der letztere Weſir ſtiftete zu Schiras eine Schule für Hafis, an welcher er lehrte. Inzwiſchen ſcheint er immer in ſehr beſcheidenen Umſtänden nach Art der Derwiſche gelebt zu haben. Er dichtete vorzüglich Gaſelen, oder erotiſche Oden, welche mit den anakreontiſchen Ähnlichkeit haben. In dieſer Gattung von Gedichten verſuchten ſich unzählige perſiſche Dichter, welche vor und nach Hafis lebten. In ihnen werden die Reize der Schönheit, der Liebe, des Weines, der Blumen, mit Verſchmähung der irdiſchen Größe geprieſen. Allein ſehr oft ſind dieſe Ausdrücke nur bildliche, welche die Vollkommenheit des höchſten Weſens bezeichnen, und die religiöſe Trunkenheit, in welche die Sofi's durch die Anſchauung des Ewigen ſich verſetzen. Dieß iſt auch in Betreff des Hafis von Silvestre de Sacy, in deſſen Pend-Nameh, S. 92 bemerkt worden. Bisweilen aber behandelt Hafis auch

†) d'Herbelot, orient. Bibl. unt. d. W. Baschar und beſonders Schultens's Zuſätze dazu.
*) d'Herbelot u. d. W. Hafi.
1) J. v. Hammer, Geſchichte der Literat. der Osmanen. S. 1283.
2) Man findet ſie angegeben a. a. O. S. 1289.
3) Ihre Namen findet man a. a. O. S. 1288—89.

Digitized by Google

unmittelbar ernſte Gegenſtände, wie die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Schickſale, in der Ode, welche Herr Grangeret de Lagrange mitgetheilt hat im Mercure étranger. Paris 1813. Nro. IX. Öfter preiſet Hafis auch die Vorzüge und Wohlthaten ſeiner Gönner. Wegen des myſtiſchen Inhaltes ſeiner Gedichte, erhielt er auch den Beinamen Lisân el gaib, d. i. die geheimnißvolle Zunge. Da die Sofi's die Beſchauung des Ewigen zum Hauptziel des religiöſen Strebens machen, ſo ſprechen ſie oft mit Geringſchätzung von den gewöhnlichen Pflichten der Religion, und den äußeren Formen desſelben; dieß findet ſich daher auch oft in den Gedichten des Hafis. Der damalige Sultan von Bagdad, Achmed ben owais, ward von den Dichtungen des Hafis ſo eingenommen, daß er ihn einlud, nach Bagdad zu kommen, und ſich dort nieder zu laſſen; aber Hafis verſchmähte dieß. Der Geſchichtſchreiber der perſiſchen Dichter, Dewletſchah, ſagt in ſeiner Nachricht von Hafis: der damalige Sultan Bagdads, Achmed, hatte eine ungemeine Achtung für Hafis, und wiewohl er ihn auf alle mögliche Weiſe zu ihm zu kommen beredete, wollte Hafis doch niemals den Aufenthalt von Fars mit dem von Bagdad vertauſchen, und zog ein trocknes Stück Brot in ſeinem Vaterlande allen verheißnen Vortheilen in fremden Ländern vor. Er dichtete zum Lobe Sultan Achmeds ein Gaſel, und ſandte es nach Bagdad. Als Hafis ſchon hoch bejahrt war, gegen das Ende des Jahrhunderts, ward Perſien überſchwemmt und verheert durch die mogoliſchen Heerſcharen des Timur. Timur eroberte auch Schiras, und ſtürzte die Dynaſtie der Moſafferiden vom Throne. Er hatte auch von dem Dichter Hafis gehört, und ließ ihn in Schiras vor ſich rufen, um ihn ſcherzhaft zur Rede zu ſtellen. Hafis hatte nämlich in einem ſeiner Gedichte von einem ſchönen Jünglinge geſagt:

Wenn der Jüngling von Schirâs
Mir das Herz nur ſchenken wollte,
Gäb' ich für ſein ſchwarzes Mahl
Samarkand, Bochâra hin!

Dewletſchah erzählt dieß mit folgenden Worten: In der Zeit, da der glückſelige Herrſcher, der große Fürſt Timur Gurkan, deſſen Zeichen Gott leuchten laſſe, Perſien eroberte, im Jahr 789, und den Schah manſſur tödtete, lebte Hafis. Jener ſchickte zu ihm und ließ ihn holen; als er erſchienen, ſprach er zu ihm: „Ich habe durch die Schärfe des blitzenden Schwertes den größten Theil des bewohnten Erdviertels erobert, und tauſend Örter und Landſchaften wüſte gemacht, auf daß ich Samarkand und Bochara, die da ſind meine Heimath und meiner Herrſchaft Sitz, blühend machen möchte. Und du, Männlein, willſt für ein ſchwarzes Fleckchen mir Samarkand und Bochara verkaufen, wie du in jenem Verſe ſagſt?" Meiſter Hafis küßte die Erde, und ſprach: „Oberherrſcher der Welt, eben durch eine Freigebigkeit ſolcher Art iſt es geſchehen, daß ich gegenwärtig zu dieſem Glücke gelangt bin." Se. Majeſtät, der glückſelige Herrſcher, geruhte dieſe Antwort für lieb und wohlgefällig anzunehmen, und ſchalt den Dichter nicht weiter, ſondern bezeigte ſich huldreich gegen ihn.

Nach einer anderen Erzählung zog Hafis ſich durch eine kleine Veränderung des Verſes aus der Verlegenheit. Er erwiederte dem Fürſten: O König, ich habe nicht geſagt:

bachschem samarkand u buchara ra;
ſchenke ich Samarkand und Bochâra;

ſondern:

bachschem du ser kandi buchâra ra;
ſchenke ich zwei Zuckerbrödchen von Bochâra.

Bald nach der Einnahme von Schiras durch Timur ſtarb Hafis, und ward in dem Moſella oder Betplatz, einer Vorſtadt von Schiras, begraben. Als der Sultan Abul kasem babur behadur Schiras erobert hatte, ließ Mohammed Moammaji, einer der Weſire desſelben, über dem Grabe des Hafis eine Kuppel aufführen. Nach ſeinem Tode wurden ſeine Lieder geſammelt zu einem Diwan, und als myſtiſchen Inhaltes hoch verehrt. Der berühmte Sofi Kassem el enwâr führte immer den Diwan des Hafis bei ſich. Mehrere Commentatoren, wie Schemii, Sururi, Sudi, haben ihn erläutert. Indeß fanden die freien, und bisweilen muthwilligen Ausdrücke des Hafis doch auch bald bei Einigen Anſtoß. Den Geiſt derſelben charakteriſiren ziemlich ſchon die Anfangszeilen des erſten Gaſel, welches Dewletſchah aus ſeinem Diwan anführt:

O Schenke, komm! Wein glüht im Tulpenkelch!
Geſchwätz bis wann? Und Plauderei wie lange?
Weg Stolz und Prunk! Die Zeit hat ſchon geſchaut,
Wie Kaiſerkleid und Königskrone ſanken.

Gleich nach dem Tode des Hafis traten Einige auf, welche dem Dichter das ehrenvolle Begräbniß verſagen wollten, und erklärten, er habe vom Koran und der Religion unehrerbietig geſprochen, und wider den Sinn der göttlichen Lehre zum Genuß des Weines durch Wort und Beiſpiel aufgefordert. Nachdem der Streit zwiſchen den Anklägern und den Vertheidigern des Dichters eine Weile gewährt hatte, beſchloß man, ſeine Zuflucht zu nehmen zu der in Morgenlande üblichen Berathſchlagung durch das Bücherſtechen. Es wird nämlich aufs Gerathewohl in ein Buch geſtochen, und alsdann auf den Sinn der dabei getroffenen Stelle des Buches Rückſicht genommen. Man wählte dieß Mal dazu die Liederſammlung des Hafis ſelbſt, und traf auf folgenden Vers:

Wende die Schritte nicht ab
Von dem Grabe des Hafis;
Wenn gleich in Sünden befangen,
Harrt er doch auf den Himmel.

Dieſer Vers beſänftigte die Ankläger, und der Dichter ward ehrenvoll beſtattet. Aber auch ſpäter wurden dieſe Zweifel gegen ihn wieder zur Sprache gebracht, und zwar zu Conſtantinopel. Man legte hier die Frage über die Religioſität des Dichters dem berühmten Mufti

Digitized by Google

oder Oberrichter Abu suud vor, deſſen Fetwas oder Gutachten des größten Anſehens genoſſen. Die Frage lautete, nach der bei dieſen Rechtsfragen üblichen Form, alſo: „Geſetzt, Said ſagt: der Diwan des Haſis ſei die Sprache göttlicher Geheimniſſe, und Amru antwortet: er irre ſich hierin, dieſe Gedichte ſeien ſo wenig geheimnißvolle Asketenſprache, daß mehr als ein Geſetzgelehrter die Leſung derſelben als verboten erklärt habe. Wenn nun hierauf Said erwiedert: daß (ohne der Ehrfurcht für ſo große Geſetzgelehrte zu nahe zu treten) dieſelben hievon Nichts verſtanden, und daß ſolche erotiſche Gedichte kein Löffel für ihren Mund ſeien, was iſt denn wohl dem Said von Rechts wegen zu antworten?" Hierauf ertheilte der Oberrichter folgendes vortreffliche Fetwa: „Die Gedichte des Haſis enthalten viele ausgemachte und unumſtößliche Wahrheiten, aber hie und da finden ſich Kleinigkeiten, die wirklich außer den Gränzen des Geſetzes liegen. Das Sicherſte iſt, dieſe Verſe wohl von einander zu unterſcheiden, Schlangengift nicht für Balſam anzunehmen, ſich nur der reinen Wolluſt guter Handlungen zu überlaſſen, und vor jener, welche ewige Pein nach ſich zieht, zu verwahren. Dieß ſchrieb der arme Abu suud, dem Gott ſeine Sünden verzeihen wolle." Mehrere haben den Haſis für den glücklichſten Dichter in der erotiſchen Lyrik unter den Perſern erklärt. Indeß iſt die Zahl der perſiſchen Dichter, welche in dieſer Gattung von Poeſie ſich gezeigt haben, ſo ſehr groß, und Viele unter ihnen führen ſo berühmte Namen, daß jenes Urtheil etwas unſicher erſcheint. Die Gedichte des Enwari, Chakani, Saadi, und mancher Anderer, ſtehen in der Wahl der Gedanken und der Anmuth des Ausdruckes nicht fern von Haſis. Einzelne Gedichte des Haſis ſind in Europa von verſchiedenen Herausgebern im Originaltext und in Überſetzungen bekannt gemacht worden. Eine vollſtändige teutſche Überſetzung des ganzen Diwan hat Herr v. Hammer geliefert, Tübingen 1812 und mit Erläuterungen und paſſenden Parallelſtellen aus römiſchen und griechiſchen Dichtern begleitet. Der Überſetzung wäre, dünkt mich, größere Vollendung und Sorgfalt im Ausdruck zu wünſchen; die Gedichte erſcheinen in ihr etwas ſkizzenhaft und unbefriedigend. Glücklicher ſcheint die darin mitgetheilte Überſetzung einer Ode durch den Grafen von Harrach zu ſeyn. *(J. G. L. Koſegarten.)*

Der Divan des Haſis iſt nach deſſen Tode von Seid Kaſem Anwary herausgegeben worden und hat viele Kommentatoren gefunden, nicht bloß in Bezug auf ſprachliche und poetiſche Schwierigkeiten, ſondern vorzüglich auch ſolche, die ſich bemüht haben, den tief verſteckten allegoriſchen Sinn desſelben zu enthüllen. In den beſten und vollſtändigſten Handſchriften umfaßt er 571 Gaſelen. Jedoch enthält die Ausgabe von Calcutta nur 557 Gaſelen und 7 Kaſſiden oder Elegien. Von neueren Gelehrten haben vorzüglich Hyde, Meninsky, Herbelot, W. Jones, A. v. Rewuzki, v. Hammer ꝛc. ſich um Haſis verdient gemacht.— Literatur:

Specimen poeseos persicae. s. Haſizi Ghaselae XI. pers, et lat. (ed. *C. Emm. Alex. de Rewuzki*). Vindob. 1771. 8.

Works of H. with an account of his life and writings. (perſiſch). Calcutta 1791. 4.

Persian lyrics or scattered poems from the Diwan-i-Haſiz with paraphrases in verse and prose etc. (by *J. Haddon Hindley*). London 1800. 4.

A specimen of persian poetry or odes of Haſiz with an english translation by *Richardson*. London 1774 u. 1802. 4. (Nach Rewuzki).

Select odes of H. transl. into engl. verse with notes critical and explanatory, by *J. Nott*. Lond. 1787. 4. (Unbedeutend).

Noch finden ſich Gedichte des Haſis mit Erläuterungen in W. Jones Geſchichte des Nadir-Schah und in desſelben Commentar. poes. asiat. Lond. 1774. 8. Leipz. 1777. 8., in Wahl's neuer arab. Anthologie, in *Ousely's* Persian Miscellany und Oriental Collections etc.

Haſis's Biographie von Dewletſchah iſt gedruckt in Wilken's Chrestomathia Persica. Vgl. die Notiz über Haſis Leben und Schriften in der Ausgabe von Calcutta, Langlès in der Biogr. univ. und v. Hammer in der Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens.

Einige andre unbedeutende perſiſche Dichter fuhren den Beinamen Haſis, z. B. Haſis Halwaji (der Zuckerbäcker), welcher unter Schahroch, dem Nachfolger Tamerlans blühte; ferner Haſis von Taurys, genannt Tatukdschi, deſſen Ghaſele von Einigen aus Irrthum dem berühmten Haſis beigelegt worden iſt; Nureddin Lutfullah al Burzawi Haſis aus Pruſa (Buruſah), der Verfaſſer einer allgemeinen Völkergeſchichte. *(R.)*

HAFIS, nach perſiſch-türkiſcher Pronunciation, auch wohl nach franzöſirender Orthographie, HAFIZ, eigentlich aber HAFEDH (حافظ), bezeichnet Jeden, der Etwas bewahrt und bewacht, im Gedächtniſſe hat, ſo daß z. B. die Gouvernöre und Commandöre von Schlöſſern haſisani kila' (حافظان قلاع), der Hausvogt haſis al beit (حافظ البيت) auf perſiſch heißen würde. Allein ſehr häufig wird dieſer Name vorzugsweiſe denen beigelegt, welche den Koran auswendig wiſſen, ſo daß er elliptiſch ſteht für das vollſtändigere haſis kelâm allah (حافظ كلام الله), d. i. verbum dei memoria tenens; ferner denen, welche, mit der Überlieferung des Islams aufs innigſte vertraut, ſehr viele Stücke derſelben ihrem Gedächtniſſe eingeprägt haben (ſ. den Art. Hadith). Unrichtig iſt es, dem Worte auch die Bedeutung eines vollkommenen Dichters unterzulegen, wie es z. B. von Richardſon *) geſchehen iſt. *(A G. Hoffmann.)*

HAFISEDDIN (حافظ الدين) d. i. Bewahrer des Glaubens, heißt 1) Mohammed, der noch gewöhnlicher Haſisi adschem (حافظ عجم) d. i. der perſi-

*) Dictionary Arabic, Persian and English, u. d. W. حافظ.

Digitized by Google

ſche Hafis genannt wird. Er lebte unter dem türkiſchen Sultan Suleiman dem Großen und darf nicht mit dem perſiſchen Dichter Schemſeddin Mohammed Hafis aus Schiras verwechſelt werden. Hafiseddin war Profeſſor an der von dem Sultan Mohammed II. geſtifteten, in 8 Collegien zerfallenden Lehranſtalt und hat ſich auch als Schriftſteller durch verſchiedene wiſſenſchaftliche Abhandlungen bekannt gemacht †). 2) heißt ſo Abulbarakat Abdallah ben Achmed Naſſaſi; ſ. den Art. Nassafi.

(A. G. Hoffmann.)

Hafiz, Hafedh, Erklärung dieſer Wörter ſ. vorherg. Art. Hafis.

HAFNER (Gotthart), ein Mathematiker, geboren zu Ulm 27. October 1707, ſtudirte zu Jena und Altdorf, lebte ſeit 1736 auf erſtrer Univerſität als Privatdocent und machte ſich daſelbſt durch ſeine Schrift de variis horologia horizontalia delineandi modis. Jenae 1737 der literariſchen Welt bekannt. Indeß erhielt er daſelbſt keinen Lehrſtuhl und folgte 1750 einem Rufe in ſeine Vaterſtadt, wo er zuerſt in der 5ten Klaſſe als Lehrer angeſtellt, dann lector arithmeticus, 1762 Profeſſor der Phyſik, 1763 Conrector und Profeſſor der Mathematik wurde, und am 24. März 1767 ſtarb. Außer obiger Schrift und mehrern Diſſertationen, die in Meuſels gel. Teutſchl. verzeichnet ſind, hat er eine neue ſtark vermehrte Ausgabe der Onomatologia curiosa. Nürnb. 1764 und eine zweite Ausgabe von Fricks Beſchreibung des Münſters zu Ulm beſorgt*) *(H.)*

HÄFNER oder HAFNER (der), die älteſte teutſche Benennung des Töpfers oder überhaupt desjenigen, der irdene Gefäße bereitet. Die Monſee'enſiſchen Gloſſen haben havan (Haffen, Hafen) olla; havanari, plastes; havanscirpi, testa (Hafenſcherbe.) S. Töpfer. *(R.)*

HAFNERBACH, Marktfl. im Lande unter der Ens, Viertel ober dem Wiener Walde, zur Herrſchaft Mitterau gehörig, 2 Stunden von St. Pölten, unweit der Pielach, mit einer eigenen kathol. Pfarre und 40 Häuſern, unter deren Bewohnern einige Töpfer ſind. Die Pfarre gehört zum Dekanat Mölk. Das Patronat und Landgericht übt die Herrſchaft Mitterau aus, welche auch die Ortsobrigkeit beſitzt. Die Ortſchaft gehört in den Werbbezirk des Infanterie-Regiments Baron Kerpen Nr. 49. Die Grundherrſchaften ſind Mitterau und Goldegg. *(Rumy.)*

HAFNERZELL, eigentlich OBERNZELL, Marktflecken im Landgerichte Wegſcheid des baiernſchen Unterdonaukreiſes. Er breitet ſich, 1½ Meile von Paſſau entfernt, in einem Keſſel von Bergen, die ihn auf drei Seiten umringen, am linken Ufer der Donau aus, hat 1 kathol. Pfarre des Decanats Waldkirchen, 182 Wohnhäuſer, 1252 Einw. und iſt der Sitz eines königl. Rent-, Oberzoll- und Bergamts, die Station eines Gensdarmeriepoſtens: der Ort beſitzt auch einen ordentlichen Magiſtrat. Berühmt iſt er durch ſeine Schmelztiegelfabriken, worin jährlich gegen 5200 Zentner Tiegel verfertigt und größten Theils in das Ausland, ſelbſt nach Nordamerika, geſendet werden: man macht Tiegel von ſolcher Größe, daß ſie 2000 Mark Silber faſſen können. Außerdem werden andere Töpfer- und Häfnerwaaren in ſolcher Menge angefertigt, daß wenigſtens außer dem Abſatze in der Umgegend 1450 Zentner nach Öſtreich gehen können, woher dann auch der Ort, der eigentlich Obernzell heißt, den Namen Hafnerzell erhalten hat. Den Thon zu den Tiegeln, zu dem Töpfergute und auch Porzellanerde findet man in nahen Gruben, beſonders auf der ſo genannten Öde, und der Verſchleiß der Waaren wird durch die vorbeiſtrömende Donau trefflich gefördert. Noch befindet ſich hier 1 königliche Bleiſtiftfabrik, die für 6000 Gulden jährlich abſetzt. Überhaupt hat der Ort an Gewerbetreibenden 4 Schmelztiegelfabriken, 3 Tabaksfabriken, 1 Bleiſtiftfabrik, 4 Handelsleute, 2 Weinhändler, 4 Schiffmeiſter, 11 Bierwirthe, 5 Bäcker, 4 Müller, 6 Metzger, 2 Lebzelter, 1 Maler, 1 Seifenſieder, 6 Schneider, 9 Schuhmacher, 3 Schreiner, 1 Wagner, 1 Zimmermeiſter, 2 Mauermeiſter, 1 Kaminkehrer, 1 Dreher, 1 Schloſſer, 1 Hufſchmied, 2 Hammerſchmiede, 1 Buchbinder, 1 Riemer, 1 Poſamentirer, 2 Uhrmacher, 1 Glaſer, 2 Lederer, 1 Weißgärber, 4 Binder, 2 Schiffbauer, 9 Hafner, 1 Färber, 1 Spengler, 6 Fiſcher und 1 Bierbrauer. Korn wird wenig gebauet, ſondern meiſtens aus Vilshofen zugeführt, doch hat der Ort, der auch Märkte hält, gute Nahrung und man findet vielen Wohlſtand. *(Eisenmann.)*

HAFRÖ, eine Gemeinde der nordſchwedenſchen Provinz Medelpad, an der Gränze von Helſingland und Jemteland, im J. 1815 mit 542 Einw., die ſich durch einen hohen Grad von Unverdorbenheit und Sittlichkeit auszeichnen; nur zu Fuß oder zu Pferde kann man im Sommer ins Kirchſpiel Hafrö gelangen. *(v. Schubert.)*

Hafs, ſ. Ebu Hafs und Ibn Abi Hafs.

HAFSA (حفصة), eine Tochter Omar's und eine von den Frauen Muhammed's [1]). Sie verdient hauptſächlich deßhalb erwähnt zu werden, weil ihr der Khalif Abubekr das Exemplar des Korans, welches er theils aus den vorhandenen einzelnen Blättern und Bruchſtücken, theils aus dem Munde derer, welche ihn auswendig wußten, hatte ſammeln laſſen, zur Aufbewahrung zuſtellte. Denn dieſes Exemplar wurde von dem Khalifen Omar, ihrem Vater, als allein authentiſch betrachtet, dagegen die im Volke verbreiteten, weſentlich davon abweichenden Handſchriften für unrichtig und der Verbeſſerung bedürftig erklärt. Um mehr Einheit zu bewerkſtelligen, fertigte man nach dem bei der Haffa aufbewahrten Coder neue Abſchriften und ſchickte ſie in die größern und wichtigeren Städte, antiquirte dagegen die abweichenden Codices [2]). Haffa hat ferner nach der Tradition, wie ſie ſich hauptſächlich bei den Commentatoren des Korans findet, die Veranlaſſung zur 66ſten Sure in jenem Buche gegeben.

†) v. Hammer's Geſch. der Literatur der Osmanen. S. 1178.
*) Vgl. Weyermanns Nachr. von Ulmer Gelehrten. S. 221 aus Meuſel.

1) *Abulf.* Annal. Muslem. I. p. 194. ed. *Reisk.* 2) Abulf. a. a. O. S. 212 — 14.

In der Beſtimmung des Ereigniſſes weichen die Erzählungen von einander ab. Während der Abweſenheit der Haſſa hatte Muhammed ihre Wohnung und ihr Ruhebett durch den Genuß einer Sklavinn Maria aus Ägypten entweiht, und ſchwor der Haſſa, welche Beide noch in ihrer Wohnung traf, jene ägyptiſche Sklavinn nicht ferner berühren zu wollen; nach Zamachſchari [3]) ſoll er zur Beſchwichtigung der mit Recht über Verletzung ihres Rechts Erzürnten hinzu geſetzt haben, daß Abubekr und ihr Vater Omar nach ihm die arabiſche Nation beherrſchen würden. Muhammed, wahrſcheinlich wohl wiſſend, daß ihm die Sache nicht eben zur Ehre gereiche, bat ſie auch, über das Geſchehene das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Es gereute ihn aber ſein gegebenes Wort, weil er von heftiger ſinnlicher Liebe zu der Sklavinn entbrannt war, und er benutzte daher die Plauderhaftigkeit der Haſſa, welche die ſcandalöſe Chronik einer andern Gattinn Muhammeds, der Ajeſcha, anvertraut hatte, das eidlich bekräftigte Verſprechen zurück zu nehmen. Um ſich aber nicht völlig zu compromittiren, führt er in dem genannten Abſchnitte ſeines Buches V. 1. Gott ſo redend ein: „Warum, o Prophet, verſagſt du dir, was dir Gott erlaubt hat, um das Wohlgefallen deiner Weiber zu gefallen?" und läßt von derſelben Auctorität V. 2. die Losbarkeit des Eides ausſprechen. In V. 3. wird auf die Schwatzhaftigkeit der Haſſa hingewieſen, und behauptet, Muhammed ſei von dem Bruche ihres Wortes durch Gott belehrt worden; V. 4. enthält eine Ermahnung an Haſſa und Ajeſcha, ſich zu Gott zu wenden, d. h. doch wohl nach dem Zuſammenhange nichts Anderes, als den Propheten nicht durch ihren Tadel in den erſehnten Genüſſen ſeiner unbeherrſchten Sinnlichkeit zu ſtören, ja V. 5. deutet darauf hin, daß längere Widerſetzlichkeit leicht eine Scheidung herbei führen könne. Muß man gleich bei Beurtheilung dieſer Handlungsweiſe die orientaliſche Denkart mit in Betracht ziehen: ſo wird doch dieſer Flecken an Muhammed dadurch nicht verwiſcht; und wenn Marracci irgendwo Recht hatte, in ſeinen refutationes Alcorani, von einer magna prorsusque belluina lascivia desſelben zu reden: ſo war es gewiß hier. Noch größer iſt die Ungerechtigkeit, wenn Zamachſchari's Angabe [4]) richtig iſt, daß er die Haſſa eine Zeit lang verſtoßen, ſich von den übrigen Weibern fern gehalten und einen ganzen Monat lang bei der erwähnten Sklavinn zugebracht habe. Nach Einigen beſtand Muhammed's Unrecht darin, daß er eine Nacht, welche nach der bei den in der Polygamie lebenden Völkern gewöhnlichen Sitte [5]) der Haſſa, oder, wie Andere berichten, der Ajeſcha gehört hätte, in den Armen jener Sklavinn zubrachte. Übrigens muß die Haſſa dem Propheten beſonders lieb geweſen ſeyn, denn er pflegte ſich bei ihr am meiſten aufzuhalten [6]), was die Eiferſucht der Andern erregte. Als daher Ajeſcha erfuhr, daß ſie ihn durch einen mit Honig angemachten Trank bei ſeinem Beſuche erfreue, kam ſie mit zwei andern ſeiner Frauen überein, zu thun, als habe er durch dieſen Genuß einen widerlichen Geruch bekommen. Die Liſt gelang in ſo fern, als Muhammed den Honigtrank nicht ferner annahm; doch hätte die ſchwatzhafte Haſſa die Sache faſt verrathen [7]). Wenn man durch dieſes Factum nach Zamachſchari die 66ſte Sure entſtanden dachte, ſo iſt dieß dem Inhalte derſelben nicht angemeſſen, wie ſchon Marracci in ſeinen Anmerk. andeutet. (*A. G. Hoffmann.*)

3) S. *Marracci* Notae zu Sur. 66, 1. 4) In Marracci's Anmerk. zu Sur. 66, 1. 5) Vgl. z. B. 1 Moſ. 30, 15. 16. und Roſenmüller in ſeinen Scholien z. d. St. Ein Mehreres darüber findet man im Art. Harem. 6) Bochara's wahrhafter Sammler im Auszuge von Hammer in den Fundgr. des Orients. 1. Bd. No. 532.

HAFSLUND, ein anſehnlicher, höchſt anmuthig belegener Landſitz im ſüdlichen Norwegen, 2½ M. oberhalb Fridrikshald, mit ſteinernem, ſchloßähnlichem, herrſchaftlichem Wohngebäude und ſteinernen Häuſern der Arbeiter, jetzt dem Staatsrath Roſencrants gehörig, am Fluſſe Glommen. Zwei herrliche Parke umgeben das Schloß: den größeren durchſchneiden einfache Gänge in Hainen von Linden, Eſchen, Buchen, Erlen, Lerchenbäumen; ſie führen zum Schulhügel, von welchem man den ſich vielfach krümmenden Glommen, mit fruchtbaren Hügeln und Thälern umher, und einem bedeutenden Flecken am Ufer, wie den Überbleibſeln der 1016 von Olof dem Heiligen angelegten, 1567 durch die Schweden zerſtörten Stadt Sarpsborg, die Friedrich II., eine Meile weiter abwärts, am Ausfluß des Glommen in's Meer, unter dem Namen Fridrikſtad, erneuerte, überblickt; — der kleinere Park, aus ſchön bebuſchten Hügeln und Wieſen beſtehend, läuft das Ufer des Glommen herab; am Fuße eines dieſer Hügel mit offenem Säulentempel bildet der Glommen den, ſchon aus weiter Ferne hörbaren, berühmten Sarpefos, rückſichtlich der Waſſermaſſe (die um Johannis am größten iſt) einen der anſehnlichſten in Norwegen: die ungeheure Waſſermaſſe ſtürzt ſich, weniger perpendikulär als horizontal, in 3 Abſätzen, in einer Höhe von etwa 60 Fuß, und in einer viel bedeutenderen Länge, zwiſchen nackten Felſen, die mit Häuſern überbauet ſind, herab. Am Ufer ſind viele Sägemühlen angelegt: mittels einfacher mechaniſcher Vorrichtung werden die Blöcke aus dem Floße, das ſie von Oſterdalen (an der Gränze des Stifts Trondhjem) herbei führt, in die Sägemühlen gehoben, die geſchnittenen Bretter (jährlich über 200,000) aber ſogleich mittels einer, ¼ Meile langen Waſſerleitung, ſtromabwärts, zum Ladeplatz Sanneſund geführt, oberhalb welchem eine ſehr ſchwierige und gefahrvolle Fähre auf das Straße von Moß nach Fridrikshald angelegt iſt. Bei Haſslund trifft man auch eine Drathzieherei, Mahlmühlen ꝛc. (*v. Schubert.*)

Haſt, ſ. Ephemera. aber in weiterer Bedeutung nennt man auch alle Eintagsfliegen oder Schnacken Haſte oder Ephemeren. (*Brehme.*)

Haſta, Haſtah, ſ. Hefte.
Haſtdolde, ſ. Caucalis.
Haſtdorn, ſ. Hippoph.

*) Bochart a. a. O. S. 299, No. 544.

HAFTE (technol.), bei den Büchſenſchäftern, die Ringe, mit welchen der Lauf eines Gewehrs an dem Schafte befeſtigt wird; bei den Glaſern, die kleinen Ringe an den Windeiſen der Fenſter. (*Rüder.*)

HÄFTEN, Bened. van, ein kathol. Theolog, der 1588 zu Utrecht geboren und Jakob getauft war, aber 1627 zu Affligham in den Benediktinerorden trat und ſeinen Taufnamen mit Benedikt vertauſchte. Er wurde in der Folge Propſt in dem Kloſter, worin er Profeß gethan, zeigte ſich ſowohl auf der Kanzel als in ſeinen Schriften als einen heftigen Eiferer gegen die Reformation und ſtarb am 31. Julius 1648. Seine Schriften, die jetzt längſt vergeſſen ſind, hat Jöcher II. 314 und Foppens bibl. belg. I. 133, wo auch ſein Bild. (*G. Hassel.*)

HÄFTEN (Niclaus van), ein Maler und Kupferſtecher aus Gorkum, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. blühete. In der Unterſchrift ſeines von ihm ſelbſt gemalten und in ſchwarzer Kunſt geſchabten Bildniſſes heißt er ohne Gleichen in der Darſtellung von Tabaksrauchern und Betrunkenen. Bartſch beſchreibt nun ſeine Blätter, deren einige mit 1694, andre mit 1701 bezeichnet ſind. Sie ſind theils geſchabt, theils geätzt, theils geſtochen, theils bloß mit dem Grabſtichel vollendet und beurkunden einen geſchickten Zeichner. Über ſeine Gemälde finden ſich wenig ſichere Notizen vor. Baſan hat einige Blätter nach Häften geſtochen *). (*R.*)

HAFTGELD (Arrha, Haftpfennig, Handgeld, Angeld, Darangeld, Aufgeld), iſt eine Leiſtung an Geld oder Sachen bezüglich auf ein Vertragsverhältniß mit dem Empfänger, die man macht, um ſeine Verpflichtung äußerlich zu bezeichnen. Sie kommt hauptſächlich vor als Obliegenheit des Käufers, Miethers von Sachen oder Dienſten und Darlehnſuchers, gründet ſich ſtets bloß auf Übereinkunft, beſteht in einer nach Proportion zu dem Hauptgegenſtande des Vertrags geringfügigen Sache und zerfällt in zwei Gattungen: I. die ſo gen. arrha pacto imperfecto data, verſprochen oder gegeben a) entweder als Zeichen einer bloßen Unterhandlung, Tractaten; b) oder als Beweis, daß man über einen Contract ſich zwar geeinigt, aber ihn ſchriftlich abzufaſſen gemeint ſei; c) oder als Zeichen, daß ein zu denen, welche geſetzlich vor Gericht geſchloſſen werden müſſen, gehöriger Contract verabredet ſei: — in allen dieſen Fällen iſt die Wirkung folgende. 1) Kommt der Hauptvertrag wirklich zu Stande: ſo wird in der Regel das Haftgeld nicht entrichtet, und falls es ſchon hingegeben wäre, dem Geber erſtattet, oder auf ſeine Vertragsleiſtungen eingerechnet: nach beſonderer Abrede oder Particulargeſetzen kann es indeſſen dem Empfänger verbleiben, nur beim Darlehn würde eine ſolche Abrede als verſchleierter Wucher ungiltig und ſtrafbar ſeyn. 2) Zerſchlägt ſich der Hauptvertrag und iſt Einem der Contrahenten deßhalb eine Schuld beizumeſſen: ſo verliert der Letztere das gegebene oder von ihm verſprochene Haftgeld, und muß das Empfangene oder ihm Verheißene doppelt geben, von weiterer Schadloshaltung des Andern iſt er jedoch befreit. 3) Wird die Vollziehung des Vertrags durch Zufall oder anderweite Übereinkunft verhindert: ſo kann das verſprochene Haftgeld nicht gefordert, das ſchon Gegebene aber zurück verlangt werden. II. Die ſo gen. arrha pacto perfecto data, feſtgeſtellt oder ſchon geleiſtet, während daneben der Hauptvertrag zum Abſchluß giltiger Weiſe gediehen: hier bleibt die Pflicht zu erfüllen ſtets unverändert, und noch überdieß die hinſichtlich des Haftgeldes zu betrachten, wobei ſich ein Unterſchied bildet: a) entweder iſt es bewilligt zu mehrerer Bekräftigung, daß der Verwilligende zu einer gewiſſen Zeit und zwar vollſtändig erfüllen werde; dann iſt derſelbe, im Falle er ſich in irgend einem Verzuge befindet, deſſen verluſtig, ohne daß ein Nachholen ſeiner Leiſtung ihm zu Statten käme; — b) oder es iſt dieſe Abſicht nicht erkennbar (Fälle, welche oft um deßwillen vorkommen, weil dem Geber daran liegen muß, nicht nur ſeinen Mitcontrahenten juridiſch zu verpflichten, ſondern auch den Gedanken, daß er es ſei, bei ihm möglichſt lebendig zu machen und zu erhalten, wozu denn jene gleichſam ſymboliſche körperliche Handlung, jenes namentliche Verſprechen ein Mittel darbietet), — hier leiden die oben unter No. 1 und 3 gegebenen Regeln gleichfalls Anwendung; in den unter No. 2 beſchriebenen Fällen muß der Schuldige das Haftgeld, welches er zuſagte, noch außer dem, was ihm zu Folge des Hauptvertrages obliegt, entrichten und büßt das bereits Gegebene ein. S. c. 17. Cod. IV. 21., l. 6 pr. D. XVIII. 3. l. 5. §. 15. D. XIV. 3. Glück Commentar Bd 16. Abth. 1. S. 91 ff. Mittermeier Grundſ. d. teutſchen Priv. Ausg. 2. S. 363. — Die k. ſächſ. Legislation warnt in der 16. Dec. v. 1746 (C. C. A. I. S. 354) ausdrücklich vor der Verwechſelung des Haftgelds mit dem Reugeld. S. dieſen Art. auch Bodenwein, (XI. 145.) Mahlschatz. (*Emminghaus.*)

HAFTORANG, im Zend Haptoriach, (perſiſche Relig.), ein Geſtirn und zugleich der Ized deſſelben. Die außer dem Thierkreiſe befindlichen Firſterne, welche alle in Ormuzd's Heer gegen Ahriman kämpfen, theilten die Perſer in 4 Hauptſcharen und über die nördliche war Haſtorang als Wächter und Führer geſetzt. Der Name kommt von Hapti, ſieben, deßwegen verſtehen die meiſten Erklärer mit Anquetil die 7 Sterne des großen oder kleinen Bären darunter, indem ſie auch die übrigen 3 Wächter für Firſterne erklären. Rhode dagegen ſucht zu zeigen (ſ. Taſchler), daß man unter ihnen Planeten und unter Haſtorang insbeſondere den Mars verſtehen müſſe. Den Namen erklärt er dann: zu den 7 (nämlich Planeten) gehörig. Es wird freilich nicht deutlich, warum Mars gerade dem Norden vorſtehen ſolle; auch erklärt er den Haſtorang nur darum für Mars, weil nach ſeiner Hypotheſe kein anderer Planet ihm übrig bleibt. Es ſcheint daher richtiger, unter Haſtorang das Bärengeſtirn und wahrſcheinlich das kleine zu verſtehen. Sind auch die übrigen Wächter nur einzelne Firſterne und das Bärengeſtirn aus 7 beſtehend: ſo zeichnet ſich

*) S. Bartſch. V. 445 ff. Füßli's Künſtlerlex.

Digitized by Google

doch unter dieſen der jetzige Polarſtern ſo bedeutend aus, daß man ihn insbeſondere für Haſtorang nehmen könnte.
(*J. A. L. Richter.*)

HAG u. HAGEN, iſt ein altteutſches Wort von ſehr verſchiedenem Sinne, obwohl, wie es ſcheint, nur von zweierlei Stamme, von hoch und von hegen. In beiden Fällen ging das Wort in Hayn oder Hain über, worin daher ebenfalls ganz verſchiedene Bedeutungen verborgen liegen. Sofern der Hagen eine Höhe bezeichnet, gibt es davon nicht nur eine Nebenform Hug, woher der Hügel ſeinen Namen hat, ſondern auch einen tropiſchen Gebrauch des Wortes, nach welchem es bald ein hohes Gefühl bezeichnet, wie in behagen und Hageſtolz oder Dünkeſtolz*), bald einen hohen Verſtand, wie in den Namen Hagen oder Hugo und Heinrich für Hagenreich, bald eine hohe Wiſſenſchaft, wie in dem abgeleiteten Worte Hägſe oder Hexe, engl. Hag. Mehr als Alles dieſes nimmt aber der Hagen, ſofern er vom Hegen und Schützen ſeinen Namen hat, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Denn die Art des Hegens iſt von jeher ſehr verſchieden geweſen, und nicht Alles, wodurch Etwas gehegt wurde, iſt ein Hagen oder Hag genannt. Deßhalb muß man auch zwiſchen hegen und hägen unterſcheiden, ſo häufig auch beides verwechſelt wird. Das Stammwort Hagen bezeichnet jedes Schützen und Unterhalten, aber das vom Hage abgeleitete Hagen bezieht ſich nur auf das mit einem Hage Umzogene, wie ein eingehägter Wald oder ein umhägtes Feld. Der Hag iſt aber in verſchiedenen Fällen von verſchiedener Art.

Die einfachſte Art des Hägens geſchieht vermittels eines Strohwiſches, der an der Gränze des Gehägten auf einer Stange oder einem Baume befeſtigt wird, Hägewiſch oder Hägeſcheibe, auch Hainſcheibe oder Heyſchaub genannt. Mit dieſem Zeichen eines verbotenen Weges hägt man Wälder, Felder und Wieſen, die nicht betreten oder beweidet werden ſollen, Hägewälder oder Hägehölzer und Hägeweiden oder Hägewieſen genannt. Wie der Bauer ſeine Wieſe oder ſeinen Acker hägt, um das Abweiden von fremdem Viehe zu verhüten, oder der Förſter das junge Holz hägt, bis es ſo hoch iſt, daß Vieh und Wild demſelben durch ſeinen Biß nicht mehr ſchaden kann: ſo pflegt auch der Jäger jährlich ſein Jagdrevier eine Zeit lang zu hägen, damit Alles vermieden werde, was die Ruhe und Vermehrung des Wildes ſtört. Man nennt dieſes die Hägezeit, welche gewöhnlich vom Mai anhebt und mit den Hundstagen endet; zuweilen wird das Wild aber auch ganze Jahre gehägt, wenn das Jagdrevier zu ſehr ausgeſchoſſen worden oder ſonſt gelitten hat. So ſteht ein Hägewaſſer, worin der Fiſch- und Krebsfang verboten iſt, im Gegenſatze eines Freiwaſſers, worin Jeder fiſchen und krebſen darf. So wie ein in Schonung liegendes Stück Wald Hägeholz oder Hainholz genannt wird: ſo heißt ein gehägter Baumſchlag im Walde Hägeſchlag, Hainſchlag oder Heyſchlag; und die ſchlanken Bäume, welche man auf den jungen Schlägen ſtehen läßt, nennt man im Forſtweſen Hägereiſer oder Hägebäume.

Wo ein bloßes Hägezeichen oder eine bekannt gemachte Verordnung zum Schutze des in Häge Liegenden nicht hinreicht, verwahrt man ſein Eigenthum durch Zäune, welche, wenn ſie aus lebendem Buſchwerk beſtehen, Hecken genannt werden. Der Feldnachbar, deſſen Acker oder Wieſe nur durch eine Hecke oder einen Zaun von dem Beſitzthume eines Andern abgeſondert iſt, wird an einigen Orten Hägsmann genannt, welchen man nicht mit einem Hägermanne verwechſeln darf. So heißt nämlich im Wolfenbüttelſchen und Hildesheimſchen der Beſitzer eines Hägergutes oder Lehnes, welches dem Hägergerichte unterworfen iſt. Wie dieſes Hägergericht vormals unter Bäumen abgehalten ward, ſo heißt in Thüringen Hägermahl eine beſondere gerichtliche Verſammlung, welche im freien Felde gehalten wird, um verſchiedene Gränzirrungen und Feldſachen zu entſcheiden. Auch wird in einigen Gegenden die Beſichtigung der an den Wegen ſtehenden Zäune und Hecken Hägeſchau oder Hageſchau genannt, ſo wie Hägereiter der Revierjäger oder Förſter, der beritten gemacht wurde, weil ſein Revier zu groß war, als daß er ſonſt genaue Aufſicht über die Jagd- und Holzfrevler hätte führen können. Die Stelle eines Zaunes oder einer Hecke vertritt bei Waldungen ein Pfahlwerk oder ein Hagebuſch, auch Hainerholz oder Knick genannt; und weil von ſolchen Buſchhölzern oft verbotene Jagd getrieben wird: ſo hat man alles verbotene Jagen mit dem Namen des Heckjagens belegt.

Bei großen Jagdgehägen werden die Reviere mit beſondern Hägeſtöcken oder Hägeſäulen umſetzt, die mit einem Jagdhorne bezeichnet ſind, um damit anzuzeigen, wie weit Jemand in fremdem Gebiete das Jagdrecht auszuüben befugt ſei. Dergleichen Säulen bezeichnen ſowohl die Gränzen der hohen als der niedern Jagd, weßhalb an manchen Orten dasjenige Wild darauf abgebildet zu werden pflegt, welches in dem Bezirke nicht gejagt werden ſoll. So werden auch wohl an Flüſſen und Bächen ſolche Säulen mit Fiſchen bemalt, um dadurch zu beſtimmen, wie weit daſelbſt das Fiſchen verwehrt ſei. Wenn aber unſere heidniſchen Vorfahren ihre heiligen Wälder vor Entweihung ſchirmen wollten, ſo umzogen ſie dieſelben eben ſo, wie ihre Länder, mit einem förmlichen Hagen, woraus die Benennung der Haine ihren Urſprung nahm. Unter einem ſolchen Hagen iſt die bei den alten Teutſchen übliche Befeſtigungsart zu verſtehen, indem man ſich vermittels aufgeführter Erdwälle und darauf in einander geflochtener Baumſtämme und dicker Hecken vertheidigte. Der Stadiſche Abt Albert vergleicht damit in ſeinem Chronicon p. 72. die Ringe, welche das Land der Hunnen umgaben, da er von Karls des Großen Hunnenkriege alſo ſchreibt: „Terra Hunnorum, ut antiquorum temporum relatores testantur, IX circulis, quos Teutonici Haga dicunt, cingebatur, quorum singuli ita stipitibus quernis sive faginis vel abiegnis erant

*) Vgl. Hagestolz.

Digitized by Google

„exstructi, ut de margine ad marginem XX pe-„dum spacium tenderetur in latum et totidem sub-„rigerentur in altum, cavitas autem universa aut „durissimis lapidibus aut creta tenacissima replere-„tur, porro superficies vallorum eorundem integer-„rimis cespitibus tegeretur."

Einen ſolchen Hagen hatten dem Tacitus (A. II. 19.) zu Folge die Angrivarier an der Gränze des Cheruskerlandes gezogen, deſſen noch erhaltene Spuren zu ſehr über die alten Wohnſitze der Angrivarier und Cherusker und über die Schlachten des Germanicus gegen ſie aufklären, als daß wir nicht etwas umſtändlicher davon reden ſollten. Der Gegend von Rinteln gegen über im Schaumburgſchen liegen ein paar Gränzdörfer der alten Angrivarier, Engern und Bodenengern genannt; von dieſen zieht ſich nordwärts nach dem Steinhudermeere eine Kette von Ortſchaften, welche von dem Hagen benannt ſind, der die Oſtgränze der Angrivarier gegen das Cheruskerland zwiſchen der Weſer und Leine beſtimmte. Stadthagen, ehemals Stadt tom Hagen, civitas indaginis, genannt, iſt ungefähr der Mittelpunkt des Hagens, deſſen ſüdlichſter Punkt Sudhagen genannt wird, und deſſen nördlichſter Punkt Altenhagen unweit Hagenburg am Steinhudermeere iſt. An eben dieſem Hagen war es, wo nach Tacitus (A. II, 20 ff.), Germanicus ſeinen letzten Kampf gegen den Befreier Teutſchlands kämpfte, und zu baldiger Vernichtung ein Denkmahl mit der ſtolzen Inſchrift ſetzte: „Nach Beſiegung der Völker zwiſchen Rhein und Elbe habe des Tib. Cäſar Heer das Denkmahl dem Mars, Jupiter und Auguſtus geweihet." Im Mittelalter beſaßen die Grafen von Lauenrode in Hannover einen großen Theil des Hagens als Lehen des Biſthumes Minden, welches das Meiſte davon an ſich brachte; jetzt haben ihn größten Theils die Grafen von Schaumburg im Beſitz, nach deren Stammvater Adolf die von ihm erbauete Stadt Stadthagen zuerſt auch Grafen Alfshagen hieß.

Solche Hagen waren beſonders bei dem niederteutſchen Volksſtamme der Sachſen üblich, zu welchem auch die Angrivarier gehörten. Darum findet man einen ſolchen Gränzwall mit Buſchwerk und Graben auch an der Gränze des niederſächſiſchen und oberrheiniſchen Kreiſes, unweit des hannoverſchen Gränzdorfes Landwehrnhagen zwiſchen Münden und Caſſel. Die alten Städte Teutſchlands führten dergleichen Gränzwälle rings um das Stadtgebiet mit Warten an den Durchgangspunkten auf, wo ſie jedoch meiſt Landwehren genannt werden; wogegen auch die Palliſaden um eine Feſtung der Hag heißen, woher die Redensart ſtammt, vom Hag abziehen für eine Belagerung aufheben. Man darf aber nicht glauben, daß alle Namen von Ortſchaften, die ſich auf hagen endigen, von einem Hagen hergenommen ſeien, weil Hagen ſowohl als Hain auch eine Höhe bezeichnet, wie denn auch das an den Ufern der Flüſſe abgeſetzte Land Häger genannt wird. Aber die Herren von dem Hagen, oder mit der lateiniſchen Benennung ab indagine, haben ihren Namen von Umzingelungen der Gränzen erhalten: ſo auch verſchiedene Sträucher und Bäume, die vorzüglich zu Hagen und Hecken gebraucht werden, wie der Hartriegel oder die Rainweide auch das Heckholz heißt. Unter dem Hainerholze wird vorzüglich der Hagedorn oder Weißdorn verſtanden, welcher am liebſten in einem trockenen, hohen und mit Gries vermiſchten Boden wächſt, und wie kaum ein anderer Baum der Gewalt des Windes auf offenem Felde widerſteht; unter der Hainſtecke dagegen der wilde Roſenſtrauch oder die Hageroſe, Heckenroſe, deren Frucht Hagebutte, Hainbutte oder auch Hahnbutte genannt wird. Die von ihrem weißen und beſonders feſten und harten Holze benannte Weiß- oder Steinbuche ſchickt ſich, weil faſt kein Baum dicker am Stamme austreibt, vorzüglich zu Hecken in Gärten, und darum wird ſie auch Hagebuche, Hainbuche oder Hahnbuche genannt. Außerdem gibt es noch eine Hageiche und einen Hagapfelbaum.

(*Grotefend.*)

Das Wort Hag hat eine ausgebreitete Verwandtſchaft. Außer Hain iſt noch das veraltete: der Ham (Schwed. Hammar) zu beachten, welches zum Griechiſchen αἱμος führt. Im Bremenſchen heißt: Hameine, Homeine, ein Gehäge, und hier und da in Niederſachſen iſt Hameye das Gatterthor eines Gehäges. In Dithmarſen iſt die Hamme ein Gehäge, und in Oberſchwaben heißt heimen einzäunen und hägen. Dieß leitet dann wieder auf Heim, deſſen älteſte und urſprüngliche Bedeutung: ein Gehäge oder ein Zaun iſt. Heim: sepes, sepimentum, septum. Kilian. Heimen: sepire, obvallare, palare. Kil. Im Mittelalterlatein finden wir Haga, Haya, Heya (haye franz.) Haccium, hama, hamellus, hamelettum (hameau franz.) abwechſelnd in den Bedeutungen von Gehäge, Hof und Haus. Andre nehmen dagegen hemen, hemmen (bedecken) als Wurzel von heim an, und davon laſſen ſie Hemd und Himmel herſtammen. Ihre macht es umgekehrt und zieht hemen und hemmen als Ableitungen zu der Wurzel Heim.

Endlich begegnet uns noch in den ſaliſchen Geſetzen Cham (griech. χώμη, Lat. campus) und dazu das niederteutſche: der Kamp oder die Kämpe, in der Bedeutung eines eingezäunten Feldes. Zweifelhafter iſt die Ableitung von Hamen (Fangegarn), welches mit dem lat. Hamus zuſammen fällt. (*R.*)

HAGA, königl. Luſtſchloß bei Stockholm. Eine kleine halbe Stunde von Norrtull (dem Norderthore), trifft man am See Brunsviken, zuerſt auf Alt-Haga, eine einfache ländliche Wohnung, wo Guſtav III. anfangs wohnte, und dann auf Neu-Haga, ein kleines, aber freundliches Schloß, welches dieſer König ſpäterhin baute; in der Nähe dieſes Schloſſes wurde 1786 der Grundſtein zu einem größeren und ſtattlicheren Schloſſe gelegt; aber es blieb unvollendet, und ſchon wächſet Wald innerhalb der halb aufgeführten Mauern. Die Umgegend der beiden Haga iſt ſtill und lieblich: freundliche Waldthäler wechſeln mit Meereinſchnitten Felſen, Waldalleen, Boskets und ſchönen Anlagen aller Art;

Digitized by Google

der Wald beſteht aus Eichen, Birken und anderem Laub-, auch Nadelholz. Alles dieſes bildet einen großen Park, zu deſſen freundlichſten Anlagen ein offenes Luſthaus auf einer Höhe neben dem Schloſſe, an den Seiten mit Gitterwerk, mit einem herrlichen Echo im Saale, gehört. Bei Neu-Haga trifft man ein nettes Badehaus und Kaſernen, mit kupfernem Seitendach. (*v. Schubert.*)

Hagagriva, ſ. Hajagriva.

HAGAR (הָגָר), eine ägyptiſche Magd des Abraham, mit welcher der letztere mit Zuſtimmung der ſchon bejahrten und noch unfruchtbaren Sara ſeinen älteſten Sohn Ismael zeugte, welche aber nachher durch die Eiferſucht der Sara, zum erſten Male während der Schwangerſchaft (1. Moſ. 16.), zum zweiten Male mit dem ſchon heranwachſenden Ismael für immer vertrieben wurde, worauf Ismael im Süden von Paläſtina ſich niederließ und der Stammvater vieler arabiſchen Völkerſchaften wurde (1. Moſ. 21.). S. Ismael, Ismaeliter. Der Name bedeutet Flucht oder flüchtig (von هجر) und ſtimmt in ſo fern zu ihrer Geſchichte, wie dieſes in vielen bibliſchen Namen der Fall iſt. Im N. T. erſcheint Hagar, die Magd, als ein Bild des alten Bundes, der nur Knechte hervor bringe, Sara als ein Typus der Freiheit des Evangelium (Gal. 4, 24). Viele Fabeln von Hagar finden ſich bei den Muhammedanern, welche die Hagar als die Stammmutter der ismaelitiſchen Araber verehren. Nach dieſen ſoll ſie kein Kebsweib, ſondern die rechtmäßige Gattinn des Abraham geweſen ſeyn, und der Vater ſeinem älteſten Sohne Ismael das große und reiche Arabien, dem jüngern Iſaak nur das kleinere Land Kanaan zum Erbe gegeben haben. Sie laſſen ſie zu Farama (Peluſium) in Ägypten geboren werden, und zu Mecca begraben ſeyn, wo die Pilger noch heut' zu Tage aus dem „Brunnen der Hagar" trinken *). (*Gesenius.*)

HAGARENER (hebr. הַגְרִי 1 Chron. 11, 38. 27, 21, Plur. הַגְרִים Pſ. 83, 7 und הַגְרִיאִים 1 Chron. 5, 10. 19. 20), ein arabiſcher Völkerſtamm, der unter andern zur Zeit des Saul mit den Stämmen jenſeit des Jordan Krieg führte (1 Chr. 5, 10 ff.). Bei Strabo (XVI, p. 767) und Ptolemäus (V, 19) werden ſie Ἀγραῖοι genannt, bei Dionyſius Periegetes Ἄγρεες (V. 956), und erſcheinen als Nachbaren der Nabathäer, Chaulotäer und Betenäa's: bei den Arabern entſpricht die Provinz Hadschar (هَجَر), häufiger Bahhrein genannt, am perſiſchen Meerbuſen, mit der Hauptſtadt el-Ahhsa (الأحسا) †). Man darf nicht einwenden, daß dieſe Gegend von Gilead zu entfernt liege, da dieſe Stämme Nomaden und Karawanenhändler waren, welche häufig ihre Gränzen weit überſchritten. — Höchſt wahrſcheinlich iſt nun aber ferner, daß Hagarener und die durch ihren Zwiſchenhandel ſo berühmt gewordenen Gerrhäer am perſiſchen Meerbuſen daſſelbe Volk ſind, wiewohl Plinius (H. N. VI, 28: Sabaei, Minaei, Atramitae, Agraei, Homeritae, Gerrhaei) ſie unterſcheidet. Die Stadt el-Ahhsa liegt ganz auf der Stelle des alten Gerrha, und die Etymologie von Hagarener (Flüchtling) paßt trefflich zu der Geſchichte, da die Stadt Gerrha von einer Colonie aus babyloniſchen Flüchtlingen angelegt ſeyn ſoll (Strabo a. a. O.). Vielleicht, daß Gerrhäer (גַּרְיָא Fremdlinge) ihr babyloniſch-aramäiſcher, Hagarener (von هجر fliehen) ihr arabiſcher Name iſt: beide wären von ähnlichem Urſprung, wie die Namen Philiſter (Ausgewanderte), Vandalen, Sueven, (wahrſcheinlich von Wandeln und Schweifen). Fälſchlich leiten die Rabbiner dieſes Volk von der Hagar, der Mutter Ismaels, ab: und lächerlich erklären es die Targum's durch: Ungern. Ein alter Zeuge für die obige Combination der Hagarener und Gerrhäer ſcheint der ſyriſche Überſetzer von Pſ. 83, 7 zu ſeyn, wo für הַגְרִים im gewöhnlichen Texte das ganz unpaſſende ܓܕܪܝܐ Gadareni ſteht, vielleicht zu leſen ܓܪܝܐ oder ܓܪܗܝܐ Gerrhaei. (*Gesenius.*)

HAGARSTOWN, früherhin ELISABETHTOWN, der Hauptort der Marylandgrafſchaft Waſhington. Es iſt ein Marktflecken, der ſich am Antietam ausbreitet, und die Grafſchaftsgebäude, 4 Kirchen, 1 Markthaus, 1 Poſtamt, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 330 Häuſer und gegen 2000 Einwohner enthält. Alles hat hier ſchon ein ſtädtiſches Anſehen gewonnen; die Häuſer ſtehen dichter zuſammen und werden von einer Menge Handwerkern bewohnt; die Wochen- und Jahrmärkte ſind ſtark beſucht und der Handel mit den weſtlichen Grafſchaften empfängt von Tage zu Tage mehreres Leben. Der Ort liegt in dem reizenden Conegacheaguethale, etwa 14 Meilen im N.W. von Waſhington und iſt von vielen Mühlen und umgehenden Werken aller Art umgeben. (*G. Hassel.*)

HAGE (HAAGE), anſehnlicher Flecken im Amte Berum in Oſtfriesland, in deſſen Nähe ſich das, 1444 von Graf Ulrich erbaute, 1764 abgebrochene Schloß Berum befand. 156 H. 855 E. (*v. Kobbe.*)

HAGE oder HAAGJE, eigentlich GREIFENHAGE, ein blühendes und wohlhabendes Dorf, ¼ Meile von Breda, im Bezirke dieſer Stadt, Provinz Nordbraband des Königreichs der Niederlande, zwiſchen den beiden Wäldern Maſtboſch und Liesboſch, an der neuen Chauſſee zwiſchen Antwerpen und Breda, mit 4600 Einwohnern, zwei katholiſchen Kirchen, einer neuen reformirten Kirche, 2 Schulen und vielem Handelsverkehre mit Breda. (*van Kampen.*)

HAGE nennt man in den Salzſiedereien einen kleinen, hölzernen Hammer, mit welchem an das Blech der Salzpfanne geklopft wird, wenn man dieſe nach dem Sieden reiniget. (*St.*)

HAGE, HAGETORF, ein leichter, aber ſchwarzer Torf, ſ. Torf. (*St.*)

HAGEA. Eine zuerſt von Ventenat dem Gärtner de la Hage bei der Expedition von Entrecasteaux (zur

*) *d'Herbelot* biblioth. orient. u. d. W. Hagiar.

†) S. *Abulf.* Arabia ed. *Gagnier*, S. 48 ff. Niebuhr's Arabien, S. 339 — 342.

Digitized by Google

Aufſuchung von la Pérouse) zu Ehren ſo genannte, auch von Pers. Syn. I. p. 262. und von *Bivona Bernardi* Manip. II. und III. aufgenommene Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caryophylleen, und der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe. Sie begreift vier Arten: H. Teneriffae Pers., H. gnaphalodes Pers., H. polycarpoides Bivon, und H. alsinifolia Bivon, welche man aber am paſſendſten mit der Gattung Mollia W. Gn. vereinigt. — S. den Art. Mollia. (*Sprengel.*)

Hagebuche, ſ. Carpinus XV. 213.

HAGEBUCHE (Gartenbaukunſt). Eine in das Bauweſen einſchlagende, wichtige Benutzung der Hagebuche (Carpinus Linnaei) darf hier nicht übergangen werden. Da nämlich die Zweige der Hagebuche ziemlich nahe neben einander, und bis auf eine Höhe von 20 Fuß gleich dicht aus dem Stamme hervorſproſſen, dabei ſehr kurz wachſen, und ſich leicht unter der Schere halten laſſen: ſo iſt die Hagebuche einer der vorzüglichſten Bäume zu allen Arten von Umzäunungen und Lauben. Bei der Behandlung zu dieſem Zwecke verwachſen ihre Zweige ſo mannichfaltig unter einander, daß ſie eine dichte, undurchdringliche Wand bilden, und die umzäunten Örter ſogar gegen rauhe Winde und Froſt ſchützen, welcher letztere Vortheil noch beſonders dadurch erhöht wird, daß die, obgleich ſchon im Herbſte dürren Blätter den ganzen Winter über an den Zweigen ſitzen bleiben, bis der Frühling die jungen Knoſpen hervortreibt. Wegen der eben gerühmten Eigenſchaften war nun auch die Hagebuche einer der Hauptbäume in der Gartenbaukunſt franzöſiſchen Stiles. Feſt konnten durch ſie die grünen Maſſen der Pflanzengebäude gebildet, und mit leichter Mühe in ihrer richtigen architektoniſchen Form gehalten werden. Dieſer ausſchließliche Vorzug des Baumes hat daher veranlaßt, alle dergleichen grüne Conſtructionen von charme, dem franzöſiſchen Namen dieſes Baumes, charmilles zu nennen, wenn ſie auch gleichwohl von anderen Baum- und Straucharten gebildet waren. (*Leger.*)

HAGEBUCHENHOLZ, auch Hainbuchen-, Hornbaum- und Weißbuchenholz genannt, von Carpinus betulus Linnaei, dem Carpinus der alten Römer, iſt in allen ſeinen in- und ausländiſchen Arten ein im Trockenen ſehr brauchbares Bauholz; allein in abwechſelnder Witterung und in der Erde iſt es baldiger Zerſtörung unterworfen. Es iſt ſehr hart, und wenn es vollkommen ausgetrocknet iſt, an Härte dem Ebenholze gleich, nimmt dann auch durch die einfachſte Behandlung die ſchönſte Politur an. Es iſt ungemein feſt, außerordentlich zähe, und eben deßwegen, trotz ſeiner bedeutenden eigenen Schwere, ſehr fähig, große Laſten zu tragen. Beſtimmte Maße ſeines Widerſtandes und ſeiner Tragbarkeit ſ. man im Art. Feſtigkeit der Bauſtoffe. Nach Hartig wiegt der rheinländiſche Cubikfuß friſchen neunzigjährigen hagebuchenen Stammholzes 62 Pfund 12 Loth, völlig trockenen 50 Pfund 25 Loth. Das allgemeine Maß der ſpecifiſchen Dichtigkeit des trockenen Stammholzes iſt nach Eytelwein 0,755 bis 0,805.

Dieſe vortrefflichen Eigenſchaften der Feſtigkeit empfehlen das Hagebuchenholz für alle Bauſtücke im Innern trockener Gebäude, wo es beſonders für Säulen, für Pfoſten, für Unterzugsſtänder, für Ober- und Unterzüge, und für Balken, am zweckmäßigſten aber für Treppen zu gebrauchen iſt. Allein wegen ſeines ſeltneren Vorkommens in angemeſſener Größe der Stämme, wo es dann als Mittelbauholz erſcheint, kann es nur ſelten zu ſolchen Bauſtücken verwendet werden, und man muß ſich wegen ſeiner ganz vorzüglichen Brauchbarkeit zu Mühlenwerken, und überhaupt zu Maſchinenſtücken aller Art hauptſächlich zu dieſem Zwecke bei ſeinem Gebrauche beſchränken: beſonders da noch überdieß ſeine vielſeitige Benutzung zu Keilen, Arthelmen, Schlägelköpfen, Dreſchflegeln, Hebebäumen, Walzen, Rollen, Schaufeln, Schubkarren, Satteln, Kummeten, Kanonenlavetten, und überhaupt zu Ackergeräthen, Wagenzeug und Gerüſten, ſo wie zu allen Wirthſchafts- und Fabrikgeräthen, die eine vorzügliche Feſtigkeit haben und gewaltigen Laſten und Stößen widerſtehen müſſen, von ſo großem Vortheile iſt. Je mehr das Holz vom Kerne genommen wird, deſto tüchtiger iſt es zu allen ſolchen Werkſtücken und Geräthen. Wegen ſeiner Feſtigkeit und außerordentlichen Härte iſt es ganz vorzüglich noch zu Dielen für Fußböden und Vertäfelungen, ſo wie zu allem ſtarken bürgerlichen Hausrathe, und weil es, was beſonders unſere gemeine Hainbuche betrifft, dabei eine ziemlich eintönige weißliche Farbe hat, auch zu jenem maſſiven Hausrathe zu empfehlen, der einen einfachen, angenehm großen architektoniſchen Stil erhalten ſoll.

Das reife Kernholz von völlig ausgewachſenen Stämmen iſt in Art der Bearbeitung, in Härte und Anſehen dem ſchwarzen Ebenholze ſehr ähnlich, und kann nach gemachten Erfahrungen mit Hilfe einer guten Beize zu täuſchender Nachahmung deſſelben trefflich gebraucht werden. Überhaupt iſt aber das Hagebuchenholz ſehr ſchwer zu bearbeiten. Um dieſes Geſchäft einiger Maßen zu erleichtern, iſt es rathſam, die Stämme gleich nach dem Fällen zu ſchälen, zu ſchneiden oder zu ſpalten, und ins Rohe zu bearbeiten: denn je mehr das Holz austrocknet, deſto ſchwieriger wird ſeine Behandlung im Großen, und kann in kurzer Zeit nicht mehr mit der Art ausgeführt werden. Weil es indeſſen gar nicht ſpröde iſt, ſo geht die weitere Ausarbeitung deſſelben mit großer Sicherheit von Statten. Bei ſeiner Bearbeitung überhaupt hat man aber beſonders noch darauf Rückſicht zu nehmen, daß es ſich nicht gerade ſpalten läßt, ſondern ungleich aufreißt.

Die Alten kannten die ungemeine Härte und die Zähigkeit, ſo wie auch die Dichtigkeit des Hagebuchenholzes ſehr wohl [1]). Sie rechneten es zu jenen Holzarten, die ſich nur dann, wenn ſie feucht gemacht wurden, bohren, und nicht einmal einen nach dieſer Vorarbeit eingeſchlagenen Nagel aus ihrer Maſſe ziehen ließen [2]). Die Griechen brauchten eine Art dieſes Holzes, welche ſie unter die Ahornarten zählten, ſo häufig zu

1) *Plinius* Histor. Natural. L. XVI. c. XL. sect. LXXVI, 3. *Vitruvius* de Architectura, L. II. c. IX, 12. 2) *Plinius* l. c.

Digitized by Google

Jochen, daß die Hagebuche bei ihnen nicht anders als Zygia, d. h. Jochbaum genannt wurde [3]). Bei den Römern hatte dieſes Holz einen mannichfaltig nützlichen Gebrauch [4]). Beſonders hielt man die Zapfen von Hagebuchen nach den eichenen Zapfen für die allerbeſten [5]). Auch hatten ſchon die Römer die Erfahrung gemacht, daß ſich das Hagebuchenholz, ſo wie das Sperberbaum-, das Buchs- und Lindenholz ganz vorzüglich feſt mit dem Kornelkirſchbaumholze verleimen laſſe [6]): eine Erfahrung, die beſonders bei Verfertigung eingelegter Arbeiten von der größten Wichtigkeit iſt, wie auch der alte Schriftſteller, der dieſe Erfahrung aufzeichnete, zu bemerken nicht vergeſſen hat [7]). Übrigens war den Römern die Hagebuche nebſt der Haſelſtaude das gewöhnliche Holz zu ihren Leuchtfackeln, und beide wurden endlich auch ſogar zu den Hochzeitsfackeln genommen, zu denen ſonſt der Weißdorn, als ein Holz guter Vorbedeutung, diente: weil das alte Hirtenvolk, das die Sabinerinnen raubte, ſich aus dieſem letzteren ſeine Hochzeitsfackel gemacht hat [8]), und die Römer dem Weißdornholze die Kraft, Unglück und Schaden zu vertreiben, zuſchrieben [9]). (*Leger.*)

Hagebutte, ſ. Cynosbatus.

HAGEBUTTEN (Hanbutten, Hiſten) Fructus Cynosbati ſind die länglich runden, ſchön rothen, glatten, fleiſchigen Fruchtknoten der gemeinen wilden oder Heckroſe, Rosa canina, eines bekannten, bei uns heimiſchen Strauches. Die unreifen enthalten gegen die reifen weniger Säure, aber mehr Gummi und Harze. Reif genug haben ſie einen ſüßſäuerlichen, zuſammenziehenden Geſchmack, und enthalten nach Bilz *) in 100 Gran 306,00 Schleimzucker, 250,00 Gummi, 0,65 fettes Öl, 2,60 Gärbſtoff, 0,50 Myricin, 645,52 Oberhäute, 4,63 Harz der Häute, 14,19 Markfaſerweichharz. 140,00 Markfaſer, Pflanzenleim, 29,50 Zitronen- und 77,76 unreine Äpfelſäure, 128,65 Waſſer und Verluſt, einen eiſengrünenden und bräunenden Stoff, nebſt Spuren von Ätheröl und einigen Salzen. Ihre rothe Farbe rührt vom Harzgehalte her, ihr Glanz vom Harz, Wachs und Eiweißſtoff, ihr Geruch vom Ätheröle, ihr Geſchmack hauptſächlich von Säure, Zucker und Ätheröle. Die Oberhäute geben Myricin, Hartharz, Eiweißſtoff und Faſer; das Mark dagegen Gummi, Schleimzucker, Zitronen- und Äpfelſäure, nebſt Weichharz. Dieſes und der Schleimzucker liefern in ihrer Aſche phosphorſ. Kalk, Gummi und Eiweißſtoff ſind die ſtickſtoffhaltigen Beſtandtheile der Hagebutten. Entſamt werden ſie getrocknet, und zu Suppen, Gemüſen, Compots ꝛc., oder mit Zukker eingemacht, auch zum Muß und zur Conſerve benutzt.

Arzneilich dienen die getrockneten Hagebutten zu Decocten und Tiſanen, mit Zucker und mit Wein gewürzt, als ein Labetrunk für aſtheniſche Kranke; mit Zucker und Roſinen abgekocht, als Krankenſpeiſe, der Roob oder eingedickte Saft zu gleicher Beſtimmung.

Die Samen, mit Honig oder Fliedermuß, ſind ein gutes Wurmmittel.

Mit einem Syrup aus den Früchten und Samen der Hagebutte will man neben dem äußern Gebrauch von heißen Weingeiſtdampfbädern, die Harnruhr geheilt haben *). (*Th. Schreger.*)

3) *Vitruvius* l. c. *Plinius* H. N. L. XVI. c. XV. sect. XXVI. 4) *Vitruvius* l. c. 5) *Columella* de Re Rustica. L. XI. c. II. 92 et 93. 6) *Plinius* H. N. L. XVI. c. XLIII. sect. LXXXIII ant. med. 7) *Plinius* l. c. sub. init. 8) *Plin.* l. c. L. XVI. c. XVIII. sect. XXX. 9) *Ovidius* in Fastorum L. VI. v. 129 et 130, et v. 165 seqq.

*) In Trommsdorff's N. Journ. d. Pharm. VIII. 1.

*) S. S. Rep. Ruſt's Magaz. f. d. geſ. Heilkunde, XX. 1.

Hagecius und Hageck, ſ. Hayk.

Hagedorn, ſ. Crataegus.

HAGEDORN (Friedr. v.), einer der geprieſenſten teutſchen Dichter der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ward geboren zu Hamburg den 23. April 1708. Sein Vater, Hans Stats v. Hagedorn, ein, wie es heißt, geſchickter und thätiger Geſchäftsmann, lebte mit dem Titel eines Conferenzrathes, als däniſcher Miniſter-Reſident beim niederſächſ. Kreiſe, zu Hamburg. War H. zum Dichter geboren, ſo fehlten auch nicht die begünſtigenden äußeren Umſtände, ohne welche die trefflichſte Anlage oft unerweckt und unentwickelt bleibt. Sein Vater liebte und übte ſelbſt die Poeſie, und mehrere genannte Dichter der Zeit, wie Hunold, Amthor, Feind, Wernicke und Richey, gehörten zu den Freunden des Hauſes, in welchem es ſomit an poetiſchen Klängen und Mißklängen nicht fehlen konnte. Die Macht des Beiſpiels, welcher der erwachende Trieb des gelehrigen Knaben entgegen kam, zeitigte die Blüthen ſeines Geiſtes, und noch hatte er das zwölfte Jahr nicht zurück gelegt, als ſeine erſten dichteriſchen Verſuche in einem von dem Vater beſorgten Abdrucke unter Freunde und Bekannte vertheilt wurden.

Aber ſchon im J. 1722 verlor er den Pfleger ſeiner Kindheit, deſſen ermunterndes Lob ihm, wie er ſelbſt rühmt, zu „immer neuen Scherzen“ den Muth gegeben hatte. Sein Vater ſtarb den 11. December 1722 auf einer Geſchäftsreiſe zu Rendsburg in dem Augenblicke, wo ſich ihm die Ausſicht zu der einträglichen Stelle eines Oberlanddroſten aufthat, die es ihm möglich gemacht haben würde, ſeine durch alchymiſtiſche Verſuche und vorſchnelle Bürgſchaften zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen. Er ſtarb, ohne den Seinigen etwas, als das Andenken an den ehemaligen Wohlſtand, zu hinterlaſſen. Auf der Witwe ruhte nun, nachdem bald darauf auch ein wackerer Lehrer das Haus verlaſſen hatte, allein noch die Sorge für die geiſtige und Herzensbildung der beiden Söhne, von denen unſer Friedrich der ältere war (der jüngere, Chriſtian Ludewig, ſtarb als ſächſ. Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der bildenden Künſte zu Dresden; ein dritter war bereits in ſehr zartem Alter geſtorben). Die Ergebung, mit der die fromme Mutter, ſeltene Augenblicke der Verſtimmung ausgenommen, den Wechſel des Glücks ertragen zu haben ſcheint, mochte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth ihrer Lieblinge

Digitized by Google

bleiben. Der heitere Sinn, den die Ältern, als dankenswerthe Mitgabe fürs Leben, aus den Händen der Natur empfangen hatten, blieb ihm ferner getreu, wie drückend auch zuweilen der nicht ſelten eintretende Mangel und die Nothwendigkeit, von fremder Unterſtützung zu leben, dem an Beſſeres Gewöhnten ſeyn mußte. Er beſuchte ſeit Oſtern 1723 das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo Wolf, Joh. Alb. Fabricius, Richey und Evers ſeine Lehrer wurden. Außer den Griechen und Römern, mit denen er ſich hier näher befreundete, waren es insbeſondere die neueren Sprachen und deren Literatur, die ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Daneben ward die älteſte Freundinn, die Dichtkunſt, nicht vergeſſen. Günther, Brockes und König blieben noch ſeine Führer, und zwei in jener Zeit entſtandene, gegen allerlei Modethorheiten, vorzüglich gegen die Ausländerei der Zeitgenoſſen in Sitte und Sprache gerichtete Strafepiſteln fanden in dem „hamburg. Patrioten" (von 1726) eine Stelle. Im J. 1726 bezog H. die Univerſität zu Jena. Die Jurisprudenz, die er, auf ſein künftiges Fortkommen bedacht, als Brotwiſſenſchaft erkoren hatte, vermochte ihn nicht zu feſſeln; bei weitem mehr mußte ſeinem beweglichen Sinne das freie Umherſchwärmen im Gebiete der Literatur und die Beſchäftigung mit kleinen dichteriſchen Arbeiten zuſagen. Einzelne derſelben, meiſt ſatiriſchen Inhalts, fanden in dem „Patrioten" und einer andern Hamburger Zeitſchrift, der 1728 von J. G. Hamann begonnenen „Matrone", Aufnahme und lenkten die Aufmerkſamkeit auf den Verfaſſer, deſſen ſchwache Jünglingsverſuche ſchon aus der Maſſe gleichzeitiger Erſcheinungen nicht unrühmlich hervortraten. Waren doch unter denſelben auch Lieder, wie „das Heidelberger Faß", „Aus den Reben fleußt das Leben", „Mein Mädchen mit den ſchwarzen Haaren", denen wenig fehlt, um als echte lyriſche Ergießungen eines heitern, lebensfrohen Sinnes, auch jetzt noch auf das Freundlichſte anzuſprechen. Im J. 1729 verließ er Jena und kehrte nach Hamburg zurück. Bald darauf erſchien die erſte Sammlung ſeiner Gedichte[1]), die neben einzelnem Guten auch viel des Mittelmäßigen bot, dagegen Anderes, der Bekanntmachung Würdiges, darunter manches muntere, jugendlich fröhliche Lied, unbillig überging und von ihm ſelbſt ſpäter als voreilig verworfen wurde.

Hagedorn's Hoffnung, durch einflußreiche Gönner und Verwandte (einer ſeiner nächſten Verwandten, war däniſcher Admiral) eine baldige Anſtellung im däniſchen Statsdienſte zu finden, ging nicht in Erfüllung, und ſo wendete er ſich noch in demſelben Jahre nach London, wo ihm in dem Hauſe des däniſchen Geſandten am Londoner Hofe, eines Freih. v. Söhlenthal, die Stelle eines Privatſecretärs angetragen worden war. Nicht ohne mannichfaltigen Gewinn für ſeine literar. Bildung, obwohl nicht frei von Sorgen, da ſeine Anſtellung ihm keinen Vortheil, als den der freien Koſt und Wohnung gewährte, lebte er hier bis zum J. 1731, wo er den Geſandten durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück begleitete. Die Ausſicht, die ſich ihm hier, kurz nach ſeiner Rückkehr, zu einer feſtern Anſtellung und einem ſichern Einkommen eröffnete, mußte ihm um ſo willkommener ſeyn, da er von jetzt an der tägliche Augenzeuge von der beſchränkten Lage ſeiner kränkelnden Mutter war und die Klagebriefe des jüngern Bruders, der ſeit Kurzem zu Altdorf ſtudirte, ihn öfter, als früher, an ſeine und der Seinigen Mittelloſigkeit erinnerten. Indeſſen jene Hoffnungen ſchlugen fehl. Zwei Jahre voll Entbehrungen und bitterer Täuſchungen folgten. Ohne ein Einkommen, als das Wenige, was ein Vikariat am Dome zu Hamburg und ein Bergwerkskur abwarf, mußte er oft der Noth des Augenblicks mit erborgtem Gelde zu Hilfe kommen. Mit immer heiterer Stirn und ohne Klage ertrug er dieß Alles, und der Scherz gaukelte munter, wie zuvor, um ſeine der frohen Geſelligkeit gewidmete Leier, die vielleicht zum erſten Male erſt dann auf einige Zeit verſtummte, als der Tod ihm (im October 1732) die achtbare Mutter entriß. Wie wenig überhaupt deſſen war, was er, als Bedingung des Wohlſeyns, erſehnte, hat er in einem Gedichte vom J. 1733, „Wünſche" überſchrieben, ausgeſprochen. Es heißt darin:

„O Freiheit, kann ich nur dich zur Gefährtinn haben,
Gewiß, ſo wird kein Hof mit meinem Flehn beſchwert.
Nichts wähl' ich außer dir. als, deiner zu genieſſen,
Ein unverfälſchtes Herz, ein immer heitres Haupt,
Wo aus zu groſſem Glück nicht Stolz und Wahn entſprieſſen,
Noch ein zu groſſes Leid mir Muth und Kräfte raubt."

Um die Zeit der Entſtehung dieſes Gedichts gingen endlich auch ſeine beſcheidenen Wünſche in Erfüllung, indem er (1733) als Secretär bei dem Engliſh Court, einer im dreizehnten Jahrh. zu Hamburg gegründeten Geſellſchaft engl. Kaufleute, eine Anſtellung erhielt, die ihm, neben der erwünſchten Muße und einer geräumigen Wohnung, ein Einkommen von hundert Pfund St. ſicherte. Aber noch mochten die Gläubiger drängen, und vielleicht war es dieſer Umſtand, der ihn kurz darauf zu dem voreiligen Schritte vermochte, den ſeine Freunde oft beklagten und der ſeinem Glücke mindeſtens keinen neuen Zuwachs brachte. Er verheirathete ſich mit der weder reizenden noch geiſtreichen Tochter eines zu Hamburg anſäſſigen, nicht unbemittelten Londoner Schneiders, Namens Butler, von der wir, da er ihrer nur ſelten und nur im Vorbeigehen in ſeinen Briefen gedenkt, faſt nichts wiſſen, als daß ſie ihm eine ſorgliche Pflegerinn in ſeiner letzten Krankheit geweſen[2]).

1) Unter dem Titel: F. v. H. Verſuch einiger Gedichte, oder erleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden. Hamb. 1729.

2) In einem ſeiner letzten Briefe an den Bruder nennt er ſie in einer Verbindung, die nicht eben das freundlichſte Verhältniß vermuthen laſſen ſollte. „Wenn ich ein Buch vor mir habe, ſagt er, ſo denke ich nicht an meine Krankheit, meine Ärzte, ihre Arzeneien, meine Frau, Pflege und Wartung." Indeſſen heißt es in einem andern Briefe an Bodmer, worin der Kranke über die läſtigen Beſuche klagt, wohlwollender: „Jetzt iſt mir Niemand willkommener, als eine für mich ſo wachſame uxor domiseda, wie ein Antiquarius ſprechen würde."

Digitized by Google

Anſpruchlos und in gleichmäßigem Wechſel zwiſchen Berufsarbeit, freier literariſcher Beſchäftigung und geſelligem Genuſſe verfloſſen die übrigen Jahre ſeines Lebens, ganz wie er es ſich oft gewünſcht hatte, ohne durch große Schmerzen die Ruhe ſeines Gemüths zu ſtören, aber auch ohne durch ungewöhnliche Begünſtigungen ihn als ein bevorrechtetes Schoßkind des Geſchicks auszuzeichnen. Die Quelle des echten Lebensglücks ſtrömte in ihm, und ſein immer zufriedener Sinn wußte überall Blumen der Freude zu entdecken.

Seine keineswegs überhäuften Amtsgeſchäfte ließen ihm Zeit genug übrig, um den ihm werth gewordenen Umgang mit Griechen und Römern fortzuſetzen, und ſich von ihrem Geiſte zu nähren. Überdieß beſaß er in der gründlichen Kenntniß neuerer Sprachen, die er ſich früh erworben hatte[1]), den Schlüſſel zu den Literaturen des neueren Europa, deren Schätze er, wie Wenige ſeiner Zeit, zu ſeinem Eigenthume zu machen verſtand. Ein Kreis wackerer Freunde ſchloß ſich um ihn; und wie er im Geſpräch mit ihnen und auf Spaziergängen die Seele der Unterhaltung war: ſo wußte er auch beim fröhlichen Mahle durch geiſtreiche Scherze und anmuthige Lieder voll echter Luſt die Freude zu beleben. Unter jenen vertrautern Freunden, zu denen Brockes, der jüngere Liscov und der Buchhändler Bohn gehörten, war ihm keiner lieber, als der treffliche Carpſer, der als Menſch und Wundarzt die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger genoß, und den der Dichter ſelbſt in ſeinen epigrammatiſchen Gedichten mit den ehrenden Worten feiert:

Wünſcht Ärzten ſeine Kunſt und Königen ſein Herz!
Sein Anblick ſchon erquickt, die Schwermuth hemmt ſein Scherz.

Schien er auch im Kreiſe dieſer Freunde nur der Luſt des Augenblicks zu leben, ſo konnte es doch nur den, der ihn nicht kannte, befremden, ihn bald darauf in ſeinen Alten nach Sprüchen der Weisheit ſchöpfen, oder gleich eifrig mit den ernſten Geſchäften des Wohlthuns ſich befaſſen zu ſehen. In der That, ſo ſehr ihm auch der Umgang mit befreundeten Weſen und die geſellige Freude Bedürfniß waren, ſo mangelte es ihm doch keineswegs an dem Sinn für die ſtillern Genüſſe des Lebens, und oft wandelte er einſam, mit einigen leeren Kartenblättern zur Aufzeichnung flüchtiger Gedanken verſehen, nach ſeinem lieben, anmuthig an der Alſter gelegenen Harvſtehude, wo er, abgeſchieden vom Getümmel des nahen ſtädtiſchen Lebens, den Bund mit der Natur erneuerte, und wo manches ſeiner gelungenſten Lieder entſtanden ſeyn mag. Indeſſen ſcheint es doch, als habe er ſich der Freude von Zeit zu Zeit allzu rückſichtlos überlaſſen und namentlich im Genuſſe des Weins ſich nicht immer in den Schranken der Mäßigung gehalten. Die podagriſchen Leiden, über die er ſchon in ſeinen Londoner Briefen Klage geführt hatte, wuchſen mit den Jahren und nahmen bald einen bedenklichern Charakter an; die Waſſerſucht kam hinzu, und, was er einſt im Scherz behauptet hatte, „ein ehrlicher Mann dürfe nicht länger, als 45 Jahre leben wollen," ging beinahe wörtlich an ihm in Erfüllung. Er ſtarb den 28. October 1754. Kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er noch die, wenn wir ſeine Perſönlichkeit ins Auge faſſen, zweifach rührenden Zeilen nieder:

Mein Auge füllt ſich leicht mit freundſchaftlichen Zähren;
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein,
Die Thräne der Betrübniß ein.
Die Weisheit wird ſie nicht verwehren;
Es iſt erlaubt, ſein eigner Freund zu ſeyn.

Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Hamburg beigeſetzt, wo ein einfacher Grabſtein den Ort bezeichnet, der die Gebeine des Sängers der Freude umſchließt.

Iſt auch die Zeit längſt vorüber, wo Hagedorn's Poeſien als die erſehnten Blühten eines neuen Frühlings begrüßt und geprieſen wurden und wo es in den Augen Vieler für ein Verbrechen gegen den Geiſt des Schönen gegolten hätte, die Trefflichkeit auch nur Eines derſelben zu bezweifeln: ſo darf doch auch jetzt nicht vergeſſen werden, daß wir in ihnen die redenden Denkmahle einer merkwürdigen Literaturepoche beſitzen, denen nur Unkunde oder vornehme Dünkelhaftigkeit ihre Bedeutung für ihre und die nächſtfolgende Zeit abſprechen könnte. Aber auch als die Zeugen eines reichen und ſchönen Gemüths mögen ſie lange noch fortſprechen. Wenn es einem Dichter je gelungen iſt — und dem echten Dichter ſollte es wohl immer, — ſein ganzes eigentliches Leben in ſeinen Werken niederzulegen: ſo mag dieß von Hagedorn gelten, der, wie er war, in ſeinen Gedichten ſich gab, und den wir daher auch am beſten aus eben dieſen Gedichten nach ſeiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen. Erfreulich wird es dann ſeyn, das Bild, zu dem jene die Züge uns lieferten, durch die Zeugniſſe derer, die ihm im Leben näher ſtanden, beſtätigt zu ſehen. Und da iſt es denn vor Allem der rege Sinn für alles menſchlich Schöne, was unſer Herz dem Dichter gewinnt, er mag nun mit ſtammelnder Rede, wie in einigen ſeiner früheſten ſatiriſchen Jugendgedichte, die Thorheiten der Zeit geißeln, oder, wie in dem Gedicht „die Glückſeligkeit", mit frei gewordener Zunge das wahre Glück uns ſchildern. Es bedarf, um dieſe Seite ſeines Charakters ins Licht zu ſtellen, nicht erſt einer Vergleichung mit Horaz, den man in einer Zeit, wo man nur durch vergleichende Zuſammenſtellung mit einem berühmten Alten ſtark genug loben zu können wähnte, als Hagedorns geiſtigen Zwillingsbruder zu nennen nicht müde ward. Gewiß iſt es indeſſen, daß er einen großen Theil ſeiner Lebensanſichten in dem römiſchen Dichter, den er oft und immer wieder las, bereits ausgeſprochen vorfand, dann aber auch kein Bedenken trug, mit Hinweiſung auf die übereinſtimmenden Stellen ſeines Auctors, das Vorgefundene, oft mit denſelben Wendungen, zu wiederholen. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß er, was alte und neue Literatur, Griechen und Römer, Franzoſen und Engländer, ſonſt ihm boten, mit unparteiiſcher Anerkennung

[1]) Schon in London hatte er zwei kleine Schriften in engländiſcher Sprache drucken laſſen.

Digitized by Google

des Rechten in ſich aufnahm und zu ſeinem Nutzen verwendete. Davon zeugen die aus zahlreichen Erinnerungsblättern hervorgegangenen Anmerkungen zu ſeinen Gedichten, in denen nur der Übelwollende die dünkelhafte Anmaßung des Halbgelehrten erblicken konnte, während ſie vielmehr für ſeine Beſcheidenheit, die ein Grundzug ſeines Weſens war und die es ihm nicht erlaubte, mit fremdem Eigenthume, als dem ſeinen, zu ſchalten, das ehrendſte Zeugniß ablegen. Je ſeltener dieſe Beſcheidenheit bei Schriftſtellern, ſelbſt von weit minderem Belange, gefunden wird, um ſo wohlthuender iſt es, dieſelbe bei einem vor Vielen reich begabten Dichter, der die Freude faſt eines halben Jahrhunderts geweſen, ſo rein ausgeprägt zu ſehen. Sie legte ſich eben ſo in der anſpruchloſen Würdigung ſeiner eigenen Leiſtungen[4]) und in der freudigen Anerkennung fremden Verdienſtes, wie in der Genügſamkeit zu Tage, mit der er, uneingedenk der Anſprüche, die Stand und Talent ihm gaben, ſeine Wünſche mäßigte und dankbar dahin nahm, was das Geſchick nicht mit allzu freigebiger Hand ihm geſpendet. Die Vorzüge der Geburt galten ihm wenig[5]), und, durchdrungen von einem lebendigen Gefühl für Freiheit, Wahrheit und Recht, kannte er in der That nur eine Ariſtokratie der Beſten. Mit warmer Herzlichkeit neigte er ſich denen zu, die ihm als ſolche erſchienen, und es waren gewiß ſeine innigſten Überzeugungen und Gefühle, die er in dem „Freundſchaft" überſchriebenen Gedichte niederlegte. Daß bei ſolcher Anſicht der Reichthum in ſeinen Augen nur einen untergeordneten Werth haben konnte, verſteht ſich von ſelbſt; nur als Mittel zu einem freieren Genuſſe des Daſeyns und zu edler, menſchlicher Wirkſamkeit kam das Geld bei ihm in Betracht, und wie er raſtlos im Stillen, ſelbſt helfend oder Andere zur Hilfe ermunternd, des Dürftigen ſich annahm, lehrt die bekannte Geſchichte des armen Bauernſohnes[6]), in welchem er durch eigene und fremde, für ihn in Anſpruch genommene Milde der Wiſſenſchaft einen treuen Verehrer, der Kirche einen wackern Geiſtlichen und Seelſorger gewann. Überhaupt war die Richtung ſeines Strebens, faſt bis zur Einſeitigkeit, eine durchaus praktiſche, und alles bloß theoretiſche Wiſſen galt ihm als werthloſer Prunk der Eitelkeit und war ihm ein Gräuel. Er ſelbſt ſchätzte ſich glücklich, daß es nie ſein Beruf geweſen ſei, ein Gelehrter zu heißen. Eben darum wollte er mit den kritiſchen Klopffechtereien ſeiner Zeit Nichts zu thun haben und hielt ſich in friedlicher Neutralität fern von dem Schauplatze des Kampfes, „ſich in den Wiſſenſchaften nur mit dem beſchäftigend, was ihm ſchön, angenehm und betrachtungswürdig war[7])." Nehmen wir zu den angedeuteten Zügen noch die ſich immer gleiche, über ſein ganzes Weſen ausgegoſſene Heiterkeit und Empfänglichkeit des Sinnes, die ihn zur willkommenſten Erſcheinung in den Kreiſen fröhlicher Genoſſen machte: ſo haben wir unſtreitig das Bild eines ſelbſt in ſeinen Irrthümern noch, ſehr liebenswürdigen Menſchen, und ſofern daſſelbe in ſeinen Werken ſich abſpiegelt, auch in dieſen eine Reihe dankenswerther Erzeugniſſe, die ſelbſt da noch anziehend bleiben, wo bei näherer Prüfung der dichteriſche Gehalt als geringfügig oder zweifelhaft ſich erweiſen ſollte.

Allerdings ſind Hagedorn's poetiſche Werke, als ſolche, keineswegs alle von gleichem Werthe. — Die ſatiriſch-didaktiſchen Gedichte, ſo wenig wir den darin ausgeſprochenen wackern Geſinnungen unſern Beifall verſagen können, ſind dennoch zum größeren Theile nicht viel mehr, als zweideutige Verſuche, eine aus vielfacher Lektüre geſchöpfte Lebensphiloſophie ohne ſonderliche Tiefe in poetiſche Formen zu bringen, einige derſelben in der That faſt nur künſtliche, aus fremden Gedanken zuſammen gefügte Centonen, die durch die hie und da eingeſchobenen, eigenen Betrachtungen des Dichters nur eben noch nothdürftig zuſammen gehalten werden. Die beiden Gedichte, die in den Ausgaben letzter Hand die Reihe beginnen, „allgemeines Gebet" und „die Betrachtungen über einige Eigenſchaften Gottes," von denen das erſtere Pope's universal prayer umſchreibt, das andere einzelne Bibelſtellen zu einem Ganzen verknüpft, veranſchaulichen die Weiſe, in welcher der Dichter auch anderwärts, ohne deßhalb ganz aus dem Kreiſe ſeiner Eigenthümlichkeit heraus zu treten, das Eigene dem Fremden zu verſchmelzen und dieſes in ſein Blut und Leben zu verwandeln verſuchte. Haged. neigte ſich von früh an dieſer Gattung, die allein damals auf höhern Dichterruhm Anſpruch gab, und für die auf lange Zeit hinaus Opitz den Ton angegeben hatte, mit Vorliebe zu. Für das Höchſte, was er darin zu leiſten vermochte, bieten zwei Gedichte „die Glückſeligkeit" und „die Freundſchaft," beide bis auf Weniges von fremder Zuthat frei und rein aus ſeinem Innern hervorgegangen, den Maßſtab dar. In ihnen vorzüglich bewährt ſich jene Empfänglichkeit für das Rechte und Wahre und jener warme Eifer für Menſchenwohl, deren wir oben gedacht haben, und die freilich für den Mangel an Phantaſie und tieferem poetiſchen Gefühle nicht immer ausreichenden Erſatz leiſten, aber in ihrer Zeit um ſo mehr erfreuen mußten, da der letztere ſelbſt dann, wann er mit verdienter Strenge das Laſter oder, wie in dem „Gelehrten," die Thorheit züchtiget, das Geſetz des heitern geſelligen Anſtandes nie aus dem Auge verliert[8]). — Dieſen größeren di-

4) Er war ſelten ganz zufrieden mit dem, was er geſchrieben, und beſſerte immer fort nach, wie auch die Vergleichung der ſpäteren Ausgaben ſeiner Gedichte mit den früheren lehrt. 5) „Nicht Erbrecht noch Geburt, das Herz macht groß und klein," heißt es im Gedicht: die Glückſeligkeit. 6) Gottl. Fuchs, der Sohn eines armen Bauers im ſächſ. Erzgebirge, kam in ſeinem 18ten Jahre auf das Gymnaſium zu Freiberg. Ein Gedicht, worin er mit frommem Vertrauen auf göttliche Hilfe ſein Schickſal erzählt, kam in Gottſched's Hände und wurde von dieſem in dem neuen Bücherſaal (1746. B. 2.) bekannt gemacht. Hag. brachte in Kurzem durch ſeine und ſeiner Freunde Beiträge 700 Thlr. zuſammen, die es dem armen Jünglinge möglich machten, 6 Jahre in Leipzig zu ſtudiren. Im J. 1751 ward er Diak. zu Zehren, 1769 Prediger zu Taubenheim bei Meißen, an welchen letztern Ort er ſich 1787 mit einem Ruhegehalte zurückzog.

7) S. Schreiben an einen Freund, vor den Gedichten, 4te Aufl. Bd I. S. XXI. 8) Der Baron Grimm ſagt in

Digitized by Google

daktiſchen Poeſieen, in denen die vertraute Bekanntſchaft mit den Lehrgedichten der Engländer nicht zu verkennen iſt, ſchließen ſich, als aus denſelben Anſichten und Geſinnungen hervorgegangen, ſeine Epigramme an, Einfälle und Betrachtungen des Augenblicks, erzeugt im Umgange mit Literatur und Welt. Von dem Vielen, was er in dieſer Art gedichtet, wurden nur 105 einzelne Stücke in die letzte Sammlung aufgenommen, und auch unter dieſen iſt, unſers Bedünkens, keines, das mit dem Beſten, was das 17te Jahrh. bereits in derſelben Gattung geliefert hatte, die Vergleichung aushielte. — Als leichten und gewandten Erzähler zeigte er ſich in ſeinen Fabeln und Erzählungen, zu denen ihm La Fontaine und La Motte die erſte Anregung gegeben zu haben ſcheinen, und von denen die erſten im J. 1732 bekannt wurden. Arbeitete er hier auch meiſt nur nach fremden Muſtern, die er in den beigefügten Anmerkungen offen nannte, und hatte er in Boner und Burkard Waldis nicht zu verachtende Vorgänger, ſo wie in Gellert einen Nachfolger, der ihn an Gemeinfaßlichkeit weit übertraf: ſo bleibt ihm dennoch das Verdienſt, dieſer Gattung unter den Teutſchen aufs Neue Eingang verſchafft, manches treffliche Alte und Neue abermals in Umlauf geſetzt und zeitgemäße Wahrheiten in einem anmuthigen Gewande der größeren Leſewelt näher gebracht zu haben. Was aber, mehr als alle dieſe Verſuche, Hagedorn's Namen auch jetzt noch uns theuer machen muß, das ſind ſeine Lieder. Wir ſind weit entfernt, von ihnen den alten Spruch zu wiederholen, „daß ſie die erſten ſeien, deren ſich der teutſche Geſchmack nicht zu ſchämen habe, am wenigſten möchten wir in Eſchenburg's Freude darüber einſtimmen, daß durch ſie die alten Volkslieder verdrängt worden [9]); aber als freie Ergüſſe eines heitern, für frohen Lebensgenuß begeiſterten, mit ſich und der Welt zufriedenen Herzens, die nur ſelten, bei überwiegender Reflexion, den rechten Ton verfehlen und, ſangbar, wie das echte Lied ſeyn ſoll, meiſt alle ihre Melodie ſchon in ſich tragen, ſo wenig Haged. auch von Muſik verſtand [10]), verdienen ſie die vollſte Anerkennung. Außer den oben ſchon genannten Jugendgedichten zeichnen wir unter ihnen als gelungen aus: „die Landluſt," „die Alte," „den Kuß," „den Mai," „den Morgen," und den in muthwilliger Laune ſcherzenden „verliebten Bauer." Ihnen allen, wie dem Meiſten von dem, was des Dichters letzte Feile erfahren, gebührt übrigens das Lob eines leichten, anmuthigen Fluſſes der Rede, eines gefälligen, von Härten freien Versbaues und einer in jener Zeit ſeltenen Correctheit des Ausdrucks; er war Einer von denen, die dem Flitterprunke der Lohenſteinſchen Schule den Reiz der Einfalt und Natürlichkeit entgegen ſtellten, ohne in geiſtloſer Seichtigkeit ſich ſelbſt zu verlieren; und in Bezug auf dieſe Vorzüge konnte Wieland ihn den Dichter nennen, „den an Feinheit des Geſchmacks Keiner, von welcher Nation er ſei, übertroffen, der unter allen unſern Dichtern ſeine Werke am meiſten gefeilt hat, und dem Wenige an Fleiß jemals gleichen werden."

So hat uns Hagedorn in ſeinen Werken ein ſchönes Denkmahl ſeines Seelenlebens hinterlaſſen. Ein Anderes ſetzte ihm Klopſtock, voll würdigender Liebe, im ſechsten Geſange ſeines Wingolf.

Die erſte Sammlung ſeiner Gedichte war die oben genannte von 1729. Neun Jahre ſpäter erſchien ſein Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen (Hbrg 1738), von denen einige ſchon früher in die letzten Bände der Poeſie der Niederſachſen, einer von Weichmann und Kohl (1730—38) herausgegebenen Sammlung, aufgenommen worden waren. Im J. 1747 veranſtaltete H. eine Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte unter dem Titel: Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf Büchern, Hamburg 1747, von deren beifälliger Aufnahme mehrere, kurz auf einander folgende Auflagen zeugten. Die zum Theil früher ſchon, ſeit 1740, einzeln gedruckten moraliſchen Gedichte wurden 1750 zu einer Sammlung vereinigt, die 1752 in einer zweiten Auflage erſchien. Endlich traten nach Hagedorns Tode in einer Ausgabe letzter Hand ſämmtliche Werke des Dichters — eine größere Ausg. Hamb. 1756 und eine kleinere ebend. 1767 — ans Licht. Sie erlebten in dieſer Geſtalt mehrere Auflagen bis zur Erſcheinung der ausgezeichneten, mit ſchätzbaren Abhandlungen des Herausgebers bereicherten Eſchenburg'ſchen Ausgabe [11]).

Außer dieſer Ausg. iſt über H. zu vergleichen: Chr. H. Schmid's Biographie der Dichter, Th. 2. S. 359 folg.; Deſſen Nekrolog ꝛc. S. 278 und folg.; Leſſing's Collectaneen zur Liter. herausg. von J. J.

ſeinen zu Paris im November 1750 geſchriebenen Lettres sur la littérature allemande: „Mr. de Hagedorn est un autre poëte philosophe, mais un de ces sages aimables et enjoués, qui mêlant le badinage et l'agrément à la philosophie lui attirent plus de sectateurs. Il a chanté l'amour et la vertu, le vin et la sagesse." Freilich ein Lob, das ſich wohl nur in franz. Sprache erträglich ausnimmt. S. Supplément à la Correspond. litt. de M. M. Grimm et Diderot, par *A. A. Barbier*. Paris, 1814. 9) S. Eſchenburg's Ausg. Th. 4. S. 102. 10) Liscov erzählte ſcherzend, daß, um die Andacht der Zuhörer nicht zu ſtören, die engländiſche Gemeinde in Hamburg bloß ſeinetwegen eine Orgel habe bauen müſſen, damit man ſeine Stimme nicht hören könne. — Mehrere Hagedornſche Lieder wurden von Bach, Graun, Quanz und Telemann in Muſik geſetzt.

11) Fr. v. Hagedorn poetiſche Werke, mit ſeiner Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik und mit Auszügen ſeines Briefwechſels begleitet von J. J. Eſchenburg. Fünf Theile. Hmbrg 1800. 8. Die erſten drei Theile enthalten die Gedichte in derſelben Reihenfolge, wie in den frühern Ausgaben. Der Inhalt des 4ten Theils iſt: 1) über H. Leben und Charakter; 2) über d. poet. Werke; 3) Nachtrag von Gedichten; 4) H. Verſuch einer Abhandlung von den Geſundheiten und Trinkgefäßen der Alten; 5) Nachträge über H. früheſte Jugendverſuche. von ſeinem Lieblingsaufenthalte zu Harvſtehude, über Pet. Carpſer, van den Gedichten über ſein Abſterben, über ſeine Denkmähler und Bildniſſe. Der 5te Theil enthält den Briefwechſel: 1) Briefe von H. an Weichmann, an ſeinen Bruder, an Fuchs, Enderlein, Bodmer, Ebert, Gleim, S. G. Lange; 2) Briefe an ihn von Bodmer, Gärtner, Gellert, Rabener, Ebert, Giſeke, Schlegel und Jeruſalem. — Eine neue wahlfeile Ausg. ſeiner poetiſchen Werke erſchien 1825 (Hamburg bei Campe.)

Digitized by Google

Eſchenburg, Bd 1. S. 325 folg.; Jördens Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten ꝛc. Bd 2. S. 286 folg. und Fr. Horn, die Poeſie und Beredtſamkeit der Teutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart, Bd 3. S. 20. *(Förster.)*

HAGEDORN (Christian Ludwig v.), war der jüngere Sohn des däniſchen Conferenz- und Statsraths Hans Stats von Hagedorn, welcher als Miniſter bei dem niederſächſiſchen Kreiſe bald in Braunſchweig, bald in Hamburg, bald in Stade lebte, und in Statsgeſchäften vielfach bethätigt, durch gelehrte und feine Bildung ſich allgemeine Achtung erworben hatte. Er war zu Hamburg den 14. Februar 1713 (nicht 1717, wie Andere angeben) geboren, und erhielt den erſten Unterricht im väterlichen Hauſe durch den nachherigen Landvogt in Oldenburg Heinrich Anton Günther. Der wohlbegüterte Vater verlor durch Unglücksfälle den größten Theil ſeines Vermögens und ſtarb 1722. Die Mutter übernahm die Erziehung des jüngern Sohns und flößte, da ſie ſelbſt die Malerei mit vielem Talent betrieb, demſelben Neigung und Intereſſe für die bildende Kunſt ein. Hamann, der Herausgeber einer zu ihrer Zeit vielgeleſenen Zeitſchrift, die Matrone, ertheilte ihm den wiſſenſchaftlichen Unterricht. Ob er, wie ſein Bruder, auch das Gymnaſium in Hamburg beſucht habe, iſt nicht bekannt. Die akademiſchen Studien betrieb er vom Jahr 1732 zu Halle, und dann in Jena, wohin auch ſein aus London zurückgekehrter Bruder kam. Dieſer hegte die zärtlichſte Liebe zu ihm und unterſtützte ihn, als die ſpärlichen Verhältniſſe ihm Sorge zu bereiten anfingen. Er wählte die diplomatiſche Laufbahn und übernahm als Legationsſecretär und ſpäter als Miniſter die Geſchäfte an mehreren Höfen, bis er in Dresden ſeinen feſten Wohnſitz fand. Die Malerei und die Theorie der bildenden Kunſt überhaupt ward ſein Hauptſtudium, obgleich er auch der diplomatiſchen Wiſſenſchaft und Literatur einen ſelbſtthätigen Antheil zuwendete. Seit dem Jahre 1739 ſammelte er an einem eignen Kabinet von Gemälden, welches er ſelbſt beſchrieb, beſuchte die Gallerien in Teutſchland und trat mit den vorzüglichſten Künſtlern ſeiner Zeit in nähere Verbindung. Die Kunſtſchätze in Dresden, die Gunſt des Hofes und der Verein kunſtliebender Freunde feſſelten ihn für immer. Im Jahre 1764 wurde er zum ſächſiſchen geheimen Legationsrath und Generaldirector der Kunſtakademien in Dresden und Leipzig ernannt. Der Akademie ſtand er mit unermüdlichem Eifer vor, und unterſtützte mildthätig manchen bedürftigen Künſtler, zog ehrenwerthe Lehrer herbei, und war eifrig bemüht, die Talente in den Zöglingen zu wecken und durch äußere Lebenshilfe deren Ausbildung möglich zu machen. Im J. 1765 veranſtaltete er die erſte Gemäldeausſtellung der Akademie zu Dresden. (M. ſ. Biblioth. der ſchönen Wiſſenſch. 12. Bd S. 365). Sein Verdienſt ſtaunte die Mitwelt bewundernd an. Ein durchaus rechtlicher Charakter und menſchenfreundliche Güte, entfernt von allem Stolze, erwarben ihm Liebe und Wohlwollen. In den letzten Lebensjahren verlor er das Licht der Augen. Er ſtarb in der Nacht vom 24. Januar 1780 im 67ſten Jahre. Hagedorn's Werth und Verdienſt wird gemeinhin zu gering angeſchlagen, da doch die ſpätere Zeit nur auf den von ihm gelegten Grundſteinen fortbaute. Er brach auf vielen Punkten neue Bahn und belebte das Studium der bildenden Kunſt in Verbindung ſeiner Freunde, Winkelmann, Mengs, Lippert, Öſer auf eine gründlichere Weiſe, als bisher die franzöſiſchen Schriftſteller gelehrt hatten. Doch iſt er eigentlich als ein Vorläufer von Winkelmann zu betrachten. Wie ſehr ihn dieſer achtete und liebte, hat derſelbe im fünften der Briefe an Freunde ausgeſprochen. Doch wo auch ſonſt in Schriften jener Zeit ſeiner Erwähnung geſchieht, gebricht es nicht an Anerkennung ſeines Werthes. Man nannte ihn den teutſchen Caylus. Seine Werke erſchienen ohne ſeinen Namen; ſo wollte es ſeine Beſcheidenheit. Zuerſt gab er einen Katalog der ſeit funfzehn Jahren geſammelten Gemälde an Zahl 225, doch mit dem Zwecke, ſich bei der Erläuterung derſelben auch über das Leben und die Werke der Meiſter zu verbreiten, und ſowohl auf die Regel der Kunſt hinzudeuten, als auch die Grundſätze des damals verbildeten Geſchmacks zu läutern: Lettre à un amateur de la peinture, avec des éclaircissemens historiques sur un cabinet et les auteurs des tableaux, qui le composent. Ouvrage entremelé de digressions sur la vie de plusieurs peintres modernes. à Dresde 1755. 8. Da die Gemälde größten Theils von neuern Malern herrührten, fand Hagedorn nicht Gelegenheit, auf die Künſtler der frühern, guten und beſten Zeit einzugehen, und blieb überhaupt noch zu ſehr in Bewunderung befangen; allein ein geſundes, ruhiges Urtheil bewährt ſich durchaus, namentlich da, wo er ſich den Ausſprüchen der Franzoſen entgegen ſtellt. So machte er zuerſt auf den Charakter und Werth teutſcher Malerei aufmerkſam und würdigte den gothiſchen Stil der Baukunſt, wie Keiner vor ihm. Dem Buche war eine Abhandlung über die Widerſcheine in der Malerei angehängt. Gehaltvoller und in ſeiner Wirkung auf die Zeit höchſt wichtig war das zweite Werk: „Betrachtungen über die Malerei. 2 Th. Leipzig 1762." Hier wollte H. die Grundſätze der zeichnenden Künſte vollſtändig und, wie er ſelbſt angibt, zur Befeſtigung des Geſchmacks lehren, wenn auch nicht ein förmliches Lehrbuch liefern. Er beginnt mit Erörterung der Natur des Schönen, freilich nach damals durch ihre Neuheit giltigen Anſichten der Baumgarten-Meierſchen Schule, aber doch mit Hindeutung auf die Antike, welche es mit Darſtellung idealer Schönheit allein zu thun habe und dem Künſtler die Muſter darbiete. Mit dieſem Ausſpruche war ein großer Vorſchritt bezeichnet. In vier Büchern handelt er von der Erfindung, Compoſition, Zeichnung und Farbengebung. Mag immerhin der Begriff der Schönheit als der Vollkommenheit im Mannichfaltigen, die nur durch Zierlichkeit vom Guten unterſchieden wird, todt und unbrauchbar vorausſtehen, und überall der Mangel an ſyſtematiſcher Grundlage und Einheit ſichtbar werden, ſich auch vieles Einſeitige und eine durch die Unkenntniß der Leiſtungen der

Digitized by Google

größten Meiſter herbeigeführte Dürftigkeit der Entſcheidung nachweiſen laſſen: ſo behauptete das Werk doch einen doppelten großen Werth, indem es den Künſtler und Kunſtkenner zur Beſonnenheit aufrief, und einzelne Regeln in ihrer Geſetzlichkeit und Anwendbarkeit aufhellte. Im Beſondern waren die Urtheile über die Gränzen der Kunſtſphären, über den behutſamen Gebrauch der Allegorie, über das Weſen und den Werth der Zeichnung für jene Zeit von wirkſamer Bedeutung. Daher thut Goethe in ſ. Winkelmann der Sache und dem Verdienſte Unrecht, wenn er von Hagedorns Schrift behauptet, ſie habe wie andere auf den Gang der Kunſt keinen bedeutenden Einfluß gehabt. Vorurtheile zu vernichten, eingewurzelten Irrthümern entgegen zu arbeiten, war damals ſchon hoch anzuſchlagen; es war der Anbau im Einzelnen achtungswerth. Nicolai's Urtheil und Lob, in den Literaturbriefen 23. Bd S. 3 ausgeſprochen, hallte in ganz Teutſchland wieder und man bewunderte in dem Werke nicht allein einen unerſchöpflichen Reichthum der Kenntniſſe, eine beſonnene Kritik und das Muſter klaſſiſcher Darſtellung, ſondern ſchöpfte aus ihm auch die Begeiſterung für Werke alter und neuer Kunſt, die Erweckung eines reinen Kunſtſinns, die Läuterung des edlern Geſchmacks, welche, nachdem Winkelmann, auf einen freieren Geſichtskreis geſtellt und mit gründlicherem Studium ausgerüſtet, volles Licht über alte und neue Zeit verbreitet hatte, auf dem nun urbar gemachten Boden tiefere Wurzeln faſſen und die Früchte ſpäterer Ausbildung in gedeihlichen Keimen vorbereiten konnten. Man wird von ihm als einem durch lange Erfahrung und mit der Technik vertrauten Kunſtkenner immer noch Vieles lernen können. Nicht zu überſehen iſt auch das Verdienſt, welches Hagedorn in Bildung einer teutſchen Kunſtſprache zufällt, wenn auch ſeine Darſtellung gezwungen und ſchwerfällig genannt werden mag; denn er ſchrieb beſſer franzöſiſch als teutſch. Das Werk erſchien von Huber ins Franzöſiſche überſetzt 1775 mit Zuſätzen des Verfaſſers. Einen Auszug gab Lang in ſeiner Bibliothek für Maler. Erlangen 1789. S. 65 und in ſeinen Briefen für Maler. 1r Bd. Frankf. 1791. Auch als Künſtler ſelbſt zeichnete ſich Hagedorn aus. Sein Fach war Landſchaftmalerei. Mit lobenswerther Sorgſamkeit betrieb er die Kupferſtichkunſt und unternahm ein Werk, in welchem er hundert geäzte Landſchaften und charakteriſtiſche Köpfe geben wollte nach eigener Erfindung und fremden Vorbildern. Es erſchien nur die erſte Abtheilung von 51 Landſchaften 1744, unter dem Titel: Verſuche, denen 1765 neue Verſuche in ſechs Landſchaften folgten. Man kann in ihnen Erfindung und Ausführung geiſtreich nennen. Über ſie ſpricht Harms in ſeinen Briefen an Hagedorn, wie über deſſen geſammte künſtleriſche Bildung. Die Unwiſſenheit des Verfaſſers eines Katalogs vom Grafen de Vence gab Veranlaſſung, daß Baſan einen teutſchen Künſtler Namens Verſuch aufführte. Außer den genannten Schriften ſchrieb Hagedorn eine Abhandlung: die Mittel in der gelehrten Welt berühmt zu werden, im Neuen gemeinnützigen Magazin 1r Bd. Hamburg 1760. Discours sur les différens charactères des envoyés, in der Vorrede zu Moſer's Schrift: der Belgrader Friedensſchluß, Jena 1740. und Recenſionen in der von Weiße herausgegebenen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, wo auch zwei Abhandlungen aus dem Werke über die Malerei im 6. Bande früher erſchienen waren. Torkel Baden gab: Briefe über die Kunſt von und an Hagedorn, Lpz. 1797, aus dem Nachlaſſe heraus. Sieben Briefe an Hagedorn's Bruder enthalten Ergänzungen zu ſeinen Schriften und gehaltreiche Notizen und Warnungen für Sammler. Sein Eifer für vaterländiſche Kunſt erſcheint hier wahrhaft liebenswürdig. Eine größere Anzahl Briefe gelangte mit des Bruders Nachlaß in Eſchenburg's Beſitz. Seine Gemäldeſammlung befindet ſich in Kopenhagen. *(Hand.)*

HAGEL (Schlossen, Graupeln), grando, grêle nennt man die nach gewiſſen Kryſtalliſationsgeſetzen durch Gefrierung aus den zu wirklichen Tropfen zuſammentretenden Waſſerdünſten in der Luft gebildeten größern oder kleinern Eismaſſen.

Neuere von J. Nöggerath an den 1822 zu Bonn niedergefallenen Hagelmaſſen gemachte Beobachtungen, die mit den Delcros'ſchen in Frankreich zuſammen treffen, lehren, daß die Hagelbildung auf bisher unbeachtet gebliebenen Kryſtalliſationsgeſetzen beruht, und daß der gewöhnlich fallende Hagel nur aus Bruchſtücken großer Maſſen beſteht, die kugelförmig ſich geſtalten, mehrere regelmäßige Schichten über einander darſtellen, und von innen aus durch eine Explosion zerſpringen, auch an der Oberfläche in Zacken auslaufen, die aber größten Theils während des Falles ſchmelzen *).

Im Hagelwaſſer, wohl dem reinſten atmoſphäriſchen oder Luftwaſſer, fand Witting eine auffallend große Menge von ſalpeterſaurem Silber, ſchön purpurn fallender organiſcher Subſtanz, außerdem dasſelbe ganz frei von Salzſäure und andern Beimiſchungen, wie das Waſſer des einige Tage hinter einander gefallenen Schnee's. Aber auch aus ihm bildet das Sonnenlicht grüne Waſſerfäden hervor, und im Dunkeln erleidet es eine allmälige Trübung in Glasflaſchen, deren Wände davon erblinden. — Noch unverdorben kann es die Stelle des reinſten deſtillirten Waſſers vertreten zum Waſchen unſerer Haut, ſo wie zum chemiſchen und arzneilichen Behuf.

Hagel heißt auch das Bleiſchrot für Schießgewehre (ſ. oben Blei). *(Th. Schreger.)*

HAGEL (Geſchichtlich in Bezug auf Wunderglauben). Die alten Völker des Orients betrachteten den Hagel um ſo mehr als ein furchtbares Wunder des Himmels, je ſeltener er bei ihnen zu fallen pflegte. Dahin gehört vorzüglich der Hagel, durch welchen Ägypten, mit Ausnahme des Landes Goſen, vor dem Auszuge der Iſraeliten heimgeſucht wurde (2. B. Moſ. IX, 15). Ein zweites merkwürdiges Hagelwetter fällt in die Zeiten des Joſua (Joſ. X, 10) und wird von einigen Auslegern

*) Vergl. Nöggerath in Schweigger's Journ. f. Ph. u. Ch. 1823. VIII. Bd.

für einen eigentlichen Steinregen gehalten *). Vgl. Pſalm XVIII, 13 ff. CV, 32 Jeſaias XXX, 30. Haggai II, 18. So mag auch bei den Römern der Hagel als Steinregen bezeichnet worden ſeyn. Von einem ſolchen erzählt Livius unter der Regierung des Tullus Hoſtilius und öfter. Andre Wundernachrichten dieſer Art laſſen ſich aber auch auf Meteorſteine deuten.

Die Griechen und Römer hatten im Allgemeinen eine abergläubiſche Furcht vor dem Hagel. Der berüchtigte Kleon der Paphlagonier hielt ſich eigene Hagelpropheten, um ihn abzuwenden oder doch ihm vorzubeugen. Man bediente ſich dazu verſchiedener Mittel. Pauſanias (II, 34) erzählt von Opfern und Zaubereien, und der Kaiſer Konſtantinus IV. lehrt in ſeinem Buche von dem Ackerbaue weitläufig, welche Mittel zu dieſem Behufe probat, und welche eitel und abergläubiſch wären. *(R.)*

Hagel, Schiesshagel, Hagelfabriken, ſ. Schrot und Schrotkörner.

HAGEL (Linguiſtik), ein beſonders in Niederſachſen gebräuchliches Wort, um, in Verbindung mit Jan oder Hans, (vergl. Hans) den gemeinen Pöbel zu bezeichnen. Die Vergleichung mit dem engländiſchen John Bull paßt nicht ganz, denn dieſer repräſentirt oft das ganze Volk, noch gibt ſie eine Erklärung des teutſchen Wortes.

Adelung ſetzt mit dem Jan Hagel den Ausdruck verhagelt d. h. vertrackt, verzweifelt, in Verbindung. Aber dieſes erklärt ſich leichter durch das Sprichwort: Daß dich der Hagel!**) Vielleicht iſt die Benennung gerade zu vom Hagel hergenommen, um eine gedrängte und ungeſtüme Menge von gleichartiger Maſſe und Geſtalt zu bezeichnen. *(R.)*

HAGEL (Balthasar), zu Murnau in Oberbaiern 1557 geboren, trat 1572 in den Jeſuiterorden, war mit der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, auch mit der Kaſuiſtik wohl bekannt, wurde 1577 Profeſſor dieſer Sprachen auf der Univerſität zu Ingolſtadt, 1606 der Kaſuiſtik, legte dieſe Stelle 1609 Kränklichkeit wegen nieder, las auch philoſophiſche, moraliſche und dogmatiſche Collegia, wurde als Miſſionarius nach Brixen geſchickt, die verfallenen Sitten unter dem Klerus wieder herzuſtellen, ſchrieb Disp. de metallis et lapidibus Ingolst. 1583 und 1590. 4. Disp. de meteoris, ibid. 1588. 4. Reformationem Brixinensem. — Scholae theologicae in quibus casuum conscientiae cognoscendorum brevis ac certa Methodus, libri tres. Ingolst. 1606. Ms. 4. Unter dem Namen Dan. Paradin, Arznei wider die Ketzer — Formae reformatae conficiendi literas censuales, und ſtarb am 20. Mai 1616†). *(Rotermund.)*

Hagelassecuranz, ſ. Verſicherungsanſtalten.

HAGELBUNT, wird eine Abänderung des Roheiſens genannt, die ſich durch eine graulichweiße Bruchfläche, mit weißen Flecken untermiſcht, auszeichnet. Auf dem Harze nennt man ſie halbirtes Roheiſen, weil ſie bei einem geringern Erzſatz, als die Erzeugung des weißen, aber bei einem höheren, als die Erzeugung des grauen Roheiſens erfordert, erblaſen wird. Haben die fremdartigen Beimiſchungen der Eiſenerze keinen nachtheiligen Einfluß auf die Güte des Roheiſens: ſo iſt die Erzeugung des Hagelbunter oder halbirten Roheiſens am vortheilhafteſten. Sind hingegen die fremdartigen Beimiſchungen der Eiſenerze der Güte des Roheiſens nachtheilig, oder bedient man ſich der Coaks zum Schmelzen: ſo darf die Erzeugung des halbirten Roheiſens nicht Statt finden, da in dieſem Falle das Erblaſen eines möglichſt grauen Roheiſens unumgänglich nothwendig iſt. *(A. Schmidt.)*

HAGELFEIER. So nennt man in einigen katholiſchen Ländern das Feſt St. Johannes und Paulus, welche für Schutzpatrone gegen die Ungewitter gelten. Auch feiert man hier und da unter den Proteſtanten die Tage, an welchen irgend einmal ein ſtarker Hagel gefallen iſt. *(R.)*

HAGELGANS (Joh. Georg), ein Hiſtoriker des 18ten Jahrhunderts, der zu Lauterbach in Heſſen geboren war, und als Saarbrückſcher und Uſingenſcher Archivar zu Saarbrücken ſtand, wo er 1762 oder nach Adelung 1765 geſtorben iſt. Er ſchrieb in einem Zeitalter, wo die Kunſtgeſtalt des hiſtoriſchen Stils in Teutſchland noch auf einer niedrigen Stufe ſtand; ſeine verſchiedenen Werke, die zu ihrer Zeit ein ſtarkes Publikum fanden, haben dieſe nicht überlebt, und dürften nur noch hervor geſucht werden, um zu zeigen, wie der Hiſtoriker nicht ſchreiben müſſe. Auch ſeine Naſſau'ſche Geſchlechtstafel, Frankf. und Leipz. 1753. Fol., dürfte nur durch die beigefügten Diplomata und Urkunden, die jetzt ziemlich zerſtreuet ſeyn werden, einen gewiſſen Werth behalten. Die zum Theil wunderlichen Titel ſeiner Schriften hat Meuſel im verſtorb. Teutſchl. V. 40, 41 aufbewahrt. *(G. Hassel.)*

HAGELGANS (Joh. Heinr.) war zu Rodach in Franken am 23. November 1606 geboren, wurde 1633 Profeſſor der Beredſamkeit am Gymnaſium zu Coburg, nachher auch Profeſſor der Geſchichte und Dichtkunſt, war dabei Inſpektor der Alumnen, und ſtarb nicht 1647, wie Jöcher ſagt, ſondern 1653. S. Gottfr. Ludewig Ehre des Casimir. acad. zu Coburg, S. 88. Er hinterließ manche noch nützliche Schriften, unter andern Diss. de prisca Germanor. aetate, in qua de gentis nostrae origine agitur. Cui accessit Ulrici Hutteni Arminius. Cob. 1635. 12. 6 Bogen, und von ſeinem Enkel Joh. Tob. Hagelgans, Leipzig 1718. 8. — Diss. de Titulo: Nos dei gratia — de re militari priscor. german. ad ductum C. C. Taciti. Lips. 1671. 4. 6 Bogen, — des theuren Fürſten Arminii glorwürdige Thaten, aus den römiſchen Hiſtorien verteuſcht, ſammt einer Landtafel. Nürnb. 1643. 12. 11 Bog. — Commentatio histor. liter. de cognominibus eruditorum, Coburg. 1720. 4. u. a. m. *(Rotermund.)*

Hagelgeschwulst, ſ. Hirschkorn.

*) S. die Ausleger zu dieſer Stelle, und namentlich Joſephus, die Überſetzung der Septuag., Voſſius und Grotius.

**) So ſagt man auch, ſich verwundernd: Ei, der Hagel! Ferner: ein Hagelskerl. Hagel i. e. Eierhagel. S. Ei.

†) S. *Mederer* Annal. Ingolstad. Acad. II. 33. 185. 194. 216.

Digitized by Google

HÄGEMAHL, iſt die thüringenſche Benennung für ein Inſtitut, das auch im Königreiche Sachſen als Körtag, in Hannover und Braunſchweig als Bauerkör, Tucht, und in Würtemberg und Baden als Vogt- und Rügengericht vorkommt. Noch andre Localnamen ſ. bei Klüber öffentl. R. des teutſch. Bundes, 2te Ausg. §. 291 mit Not. e. Der Urſprung fällt mit dem der Dörfer in den nämlichen Zeitraum. Als im 15ten und 16ten Jahrhunderte die jetzige teutſche Gerichtsverfaſſung ſich geſtaltete, zogen die Geſetzgeber Gegenſtände, zu deren Beurtheilung mehr ökonomiſche Localkenntniß, als juridiſche Gelehrſamkeit erforderlich ſchien, nicht mit in den Bereich der neuorganiſirten, mit rechtswiſſenſchaftlich gebildeten Männern beſetzten Gerichte; die alten Einrichtungen erhielten ſich für dergleichen einfache und ſchnell und wohlfeil zu erledigende Punkte. Die Dorfordnungen, das Herkommen liefern die Normen, freilich ſehr verſchieden an verſchiedenen Orten, aber meiſtens folgenden Inhalts: Die Gemeindevorſteher, bald obrigkeitlich ernannt, bald zwar von der Gemeinde gewählt, aber von der Statsbehörde beſtätigt, verſammeln alle Gemeindeglieder zu gewiſſen Zeiten an einer beſtimmten Stelle; die Dorfartikel werden verleſen, neue Nachbarn gegen eine gewiſſe Abgabe verpflichtet, Flurſchützen, Hirten und andere Gemeindediener ernannt; die Beiträge zu ihrem Lohne und ſonſtige Gemeindeumlagen eingeſammelt; über Benutzungsweiſe des Gemeindeguts werden Beſchlüſſe gefaßt, ſodann kann jeder Anweſende rügen, worin etwa ein Anderer gegen die Dorfpolizeiordnung gefehlt, z. B. mehr Weidevieh, als ihm zukommt, gehalten, Wege beſchädigt, in den Forſten gefrevelt, Gränzſteine ohne Beiſeyn des Nachbars verändert, Letzterem etwas im Felde entwendet, abgeackert, abgegrast, abgehütet, zu viel geerntet, durch Vieh Schaden anrichten laſſen u. ſ. w. — Die Sache wird ſofort kürzlich ermittelt und dann vom Vorgeſetzten die in der Dorfordnung feſtgeſetzte Strafe (meiſtens in Geld oder Bier beſtehend) und Schadloshaltung ausgeſprochen. Dem, der ſich hierdurch beſchwert erachtet, ſteht gewöhnlich der Recurs an das ordentliche Gericht frei. Ergreift er dieſen nicht, ſo iſt das Hägemahl häufig befugt, ſeinen Spruch durch Abpfändung zu vollziehen. S. Hägergüter und außer den bei Mittermaier Grundſ. des teutſchen Priv. 2. Ausg. §. 115, 119 und 120 erwähnten Geſetzen und Schriftſtellern, von Beck und Lauterer Landrecht der Grafſch. Erlach, Darmſtadt 1824 (die Haingerichtsordnung, S. 122 fg.) Andr. Buchner d. öff. Gerichtsverfahren, Erlang. 1825. S. 143 — 148. Klingner Samml. z. Dorf- und Bauernr. Th. III. S. 577 fg. Haubold Lehrb. d. ſächſ. Priv. S. 37. Weſtphal teutſches Priv. Th. I. S. 248 fg. W. H. Poſſelt über Vogt- oder Rügegericht. Lpz. 1801. Die Erfurtiſchen Inſtructionen für die Hägemähler des Weichbilds v. 1796 und für die in den Ämtern v. 1797 bei Heinemann Erfurt. Statutenr. 1823. S. 468 fg. 364 fg. G. A. Keyſer über die Hägemähler im Erfurtiſchen 1805. Zachariä Annalen der Geſetzg. in Sachſen, Bd I. S. 135 fg. Maurer Geſchichte des öff. mündl. Gerichtsverfahrens. 1824. S. 330. (Nur darf man nicht aus dem hiſtoriſchen Satze des Letztern ſchließen, daß dem Hägemahle noch jetzt die Idee des altteutſchen judicium parium überall unterliege: der Vorgeſetzte eines Dorfs hat meiſtens keine zum patrimonium universitatis gehörige Obrigkeitsgewalt, ſondern eine vom State ihm übertragene zu verwalten, und dieſe ſeine Eigenſchaft iſt es dann, in der er, wie oben erwähnt, thätig wird, nicht die vielleicht gleichfalls in ſeiner Perſon vereinigte Qualität als von der Gemeinde, zu Geltendmachung ihrer Rechte und Vollziehung ihrer Beſchlüſſe erwählter Vorſteher; ſ. Eichhorn Einl. in d. teutſch. Priv. Ausg. 2. §. 380, — wichtig iſt dieſer Umſtand bei der Frage, ob in Dorfordnungen enthaltene Strafdrohungen für Fremde und Eximirte verbietend ſind:) und endlich Spangenberg's Beiträge zu den teutſchen Rechten des Mittelalters, 1822. S. 199 fg., wo ein „Hägerrecht der ſieben freien Hagen zu Wendhagen" (in Schaumburg-Lippe) abgedruckt iſt, das viele altteutſche traditionelle Denkſprüche enthält, die theils Rechtsſätze über Gegenſtände, wie ſie oben erwähnt ſind, theils aber moraliſche Ermahnungen für das Leben überhaupt in einer bildlichen Form ausdrücken, z. B. zur Ausdauer im Unglücke, zur Zucht und Achtung für fremde Heimlichkeiten, zur treuen Pflege der Angehörigen: ich frage, wenn Einer verarmte, wie er das machen ſoll, daß er ſein Gut wieder beſſere? Antwort: wenn er ſo viel vermöchte, daß er das Feuerfach im Dache behielte, und auf einem dreibeinigen Stuhle ſich darunter behülfe, dadurch ſoll er ſein Gut wieder beſſern: — Wenn ein Ehemann nebſt ſeiner Ehefrau ſein Gut beſehen wollte, und bekäme eine Luſt bei ihr zu ſchlafen, käme aber Einer mit einem Fuder Heu darauf zu gefahren, wie ſich der verhalten ſoll? Er ſoll ſtill halten und die Zwille unterſetzen, bis ſolches vollendet, wenn er es aber nicht abwarten kann, ſo ſoll er ſo weit umhin fahren, als man ein weiß Pferd abſehen kann: — Wenn Einem ſeine Frau ins Kindbett käme, und er wäre aus zu Herrendienſt, daß er Mühlſteine fahren ſollte, und kriegte unterwegs Botſchaft, wie er ſich verhalten ſoll? Er ſoll alsbald die Pferde abſpannen, und ziehen nach Haus, und thun ſeiner Kindbetterinn was zu Gute, damit ſie ihm ſeinen jungen Bauern deſto beſſer ſäugen und erziehen kann. (*Emminghaus.*)

HAGEMANN (Joh. Georg), ein Sohn des Predigers Johann, zu Salzderhelden, am 13. Decbr. 1684 geboren, hatte ſchon im 11ten Jahre beide Ältern verloren. Sein Verwandter, der Paſtor A. Th. Hagemann in Einbeck, ſorgte für ihn und ſeine Erziehung, und als dieſer Superintendent zu Münden ward, nahm ſich ein anderer Verwandter, der Oberkämmerer Cleve zu Wolfenbüttel, ſeiner an, ſchickte ihn in die Martinsſchule nach Braunſchweig. Nach Vollendung ſeiner Schulſtudien konnte H., da er ein Familienſtipendium bekam, fünftehalb Jahre in Leipzig ſtudiren. Nach der Zurückkunft bekam er eine Candidatenſtelle im Kloſter Riddagshauſen, wo er mit den andern Candidaten ein alphabetiſches Bücherverzeichniß über die Kloſterbibliothek verfertigte, die damals mit 8000 Bänden vermehrt worden war. Nach

Digitized by Google

einigen Jahren ward er Prediger und Conventual der Kloſterpfarre Masquerode, dann Hofkaplan und Reiſeprediger des Herzogs Auguſt Wilhelm zu Wolfenbüttel. Als dieſer 1731 ſtarb, verſetzte ihn der Herzog Ludwig Rudolph im folgenden Jahre, als Oberprediger und Superintendent des Fürſtenthums Blankenburg und des Stiftamtes Walckenried, mit Sitz und Stimme im fürſtlichen Conſiſtorium und dem Charakter eines Kirchen- und Conſiſtorialrathes, nach Blankenburg, wo er am 5. Decbr. 1766 ſtarb, nicht 1765, wie Adelung ſagt *). Er hat viele einzelne Predigten und Reden geſchrieben, auch Nachricht von den vornehmſten Überſetzungen der heiligen Schrift in andere Sprachen, nebſt deren erſten und vornehmſten Ausgaben, Quedlinb. 1747. 8., vermehrt Braunſchweig 1750. 8., und hiſtoriſche Nachricht von den kanoniſchen und apokryphiſchen Schriften des A. und N. Teſtaments — darinnen dasjenige, was aus der Philologie, Kritik und Hiſtorie zu wiſſen nöthig iſt, in einer guten Ordnung zuſammen getragen und aufgeſetzt worden. Braunſchw. 1748. 8. Sein Bildniß ſtehet vor Wagner's Samml. von Kanzelreden, Theil II. (1744). (*Rotermund.*)

HAGEMANN (Laurentius), wurde den 10. Auguſt 1692 zu Wolfenbüttel von bürgerlichen Ältern geboren und hatte Privatunterricht, bis er 1707 auf das Gymnaſium zu Quedlinburg kam, und nachdem er daſelbſt ein ſelbſt geſchriebene Disp. de genio tutelari vertheidigt hatte, ging er 1710 auf die Univerſität Jena, 1713 aber nach Leipzig, wurde nach der Zurückkunft auf Befehl des Herzogs Auguſt Wilhelm 1714 in das Kloſter Riddagshauſen aufgenommen, wo er vier Jahre blieb. 1719 beriefen ihn die Herren von Steinberg an die Laurentiuskirche, im Flecken Bodenburg, 1727 der Magiſtrat zu Nordhauſen an die Blaſiuskirche, 1728 die Gemeinden an der Jakobus- und Georgenkirche zu Hannover, 1742 König Georg II. zum Conſiſtorial- und Kirchenrathe, zweiten Hofprediger und Superintendenten der Neuſtadt Hannover, nach Heinr. Eberh. Königs Tode aber zum erſten Hofprediger und Generalſuperintendenten der Grafſchaften Hoya und Diepholz, worauf er 1748 die theologiſche Doktorwürde annahm, und am 2. Mai 1762 ſtarb *). Sein Bildniß ſtehet vor dem erſten Bande ſeines herrlichen Evangeliums des ſeligen Gottes. Von ſeinen übrigen Schriften ſind noch merkwürdig An Homerus fuerit Philosophus moralis? Jenae 1712. 4. — Reden bei der Feier des zweiten evangeliſchen Jubelfeſtes wegen Übergebung der Augsburgſchen Confeſſion. Hannover 1731. 8. — Betrachtungen über die göttlichen Erſcheinungen im alten Teſtamente und die darin geoffenbarte göttliche Vollkommenheit. Hannover 1. Th. 1743 2ter Th. 1745. 4. (*Rotermund.*)

HAGEMEIER (Aloys), geb. den 21. Decbr. 1767 zu Mannheim, ſtudirte anfangs Philoſophie und Phyſik, ſpäter aber die Heilkunde zu Heidelberg. Er wurde daſelbſt Doktor, machte dann eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Straßburg, wo er ſich 6 Monate, und nach Paris, wo er ſich 3 Jahre lang aufhielt, und ſich vorzüglich Deſault und Dübois zum Muſter wählte, ſetzte hierauf ſeine Reiſe durch den größten Theil von Teutſchland und die ganze Schweiz fort und kehrte endlich nach Mannheim zurück. Man gab ihm daſelbſt die Stelle eines Lehrers der Anatomie und Direktors des chirurgiſchen Inſtituts im J. 1791. Zwei Jahre darauf ging er zum zweiten Male nach Paris, auch nach Wien, und im J. 1797 wurde er zum zweibrückenſchen Medicinalrathe ernannt. Einige Jahre nachher erhielt er den Ruf nach Baiern; er ſchwang ſich in kurzer Zeit vom Stabschirurgen und Lehrer der Chirurgie an der Münchner Militärakademie bis zum Generalſtabschirurgen der baiernſchen Armee empor, lebte nun vorzüglich in München, ſtarb aber noch ſehr jung ſchon den 3. April 1806. zu Paſſau am Lazarethfieber. Zu Mannheim gründete er eine der erſten Badeanſtalten Teutſchlands, die er ganz zu einer mediciniſch pädagogiſchen Gymnaſtik einrichten wollte, was aber die damaligen Zeitumſtände vereitelten; auch war er in Baiern der erſte Arzt, der ſich als ſolcher der Ausübung der höhern Chirurgie ex professo widmete. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind unbedeutend und betreffen das Baden, die Kuhpocken und das Feldlazarethweſen *). (*Huschke.*)

HAGEMEIER (Joach.), ein Juriſt, der Sohn eines Ulmer Patriciers, der ſich in Hamburg niedergelaſſen hatte, wo auch Joachim geboren wurde. Nachdem er an ſeinem Geburtsorte ſich vorbereitet hatte, ſtudirte er in Roſtock, Wittenberg und Helmſtädt, auf welcher letztern Univerſität er im Jahre 1644 die juriſtiſche Doktorwürde empfing. Als Begleiter zweier jungen Hamburger machte er hierauf im folgenden Jahre eine Reiſe nach Holland, Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr ernannte ihn der Graf von Oldenburg und ſpäterhin der Kaiſer zu ſeinem Rathe, in welcher letztern Eigenſchaft er dem Collegium der Grafen in der Wetterau diente, und namentlich von dieſer Curie auf den Reichstag nach Regensburg geſchickt wurde. In der Folge wurde er zum Vicekanzler und Syndikus jenes Collegiums ernannt und lebte meiſtens zu Frankfurt a. M., wo er im April 1681 ſtarb. Schon die verſchiedenen Stellen, die er nach und nach bekleidete, veranlaßten ihn, über manche Gegenſtände des Statsrechts zu ſchreiben. Er hat daher auch in dieſem Fache am meiſten geleiſtet. Von ſeinen Schriften können wir indeß nur auszeichnen: 1) Variar. lectionum liber unus. Rostoch. 1638. 8. — 2) Exercitationes ad Bern. Sutholti diss. Marb. 1643. Ed. II. 1646. 4. — 3) Synopsis jur. feud. ib. 1645. Frf. 1681. 12. — 4) de Foedere Civitatum Hanseat., Frf. 1662. 4. die noch Beachtung verdient. — 5) de Dan., Norweg. et Suec. Statu, ib. 1666. Ed. II. 1677. 4. — 6) de Comitiis Imperii germ., ib. 1676. 4. — 7) Epist. IV de Statu Imp. Germ., ib. 1679. 4. — 8) Epist. VIII de Statu regni Polon.

*) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. Die Auswärtigen, S. XXXV.

†) Rotermund's gel. Hannover, Bd II. S. 221.

*) Vergl. Baader's gel. Baiern.

Digitized by Google

et Imp. Moscovitici. ib. 1680. 4. — 9) Juris publici Europaei epistolae XII. ib. 1680. 4. — 10) Epistolae IX de Statu Hispan. et Portug. ib. 1681. 4. und 11) von Reichsausſchüſſen, Deputationen, Conventen, Nürnberg 1691. Fol. *) *(Ad. Martin.)*

HAGEMEISTER (Emanuel Friedrich), wurde zu Greifswalde am 12. Februar 1764 geboren, erlangte dort im Jahre 1787 die juriſtiſche Doktorwürde, und 1795 eine außerordentliche Profeſſur der Rechte. Zugleich war er Hofgerichtsadvokat, im J. 1797 aber wurde ihm die ordentliche Profeſſur der Rechte an der daſigen Univerſität übertragen, mit welcher Stelle 1802 die eines Oberapellationsgerichtsraths bei dem dortigen kön. ſchwed. höchſten Tribunale verbunden wurde. 1808 trat er in Auftrag der interimiſtiſchen preußiſchen Regirung das Präſidium der Verwaltungskommiſſion für Schwediſch-Pommern an. Er wurde hierauf als Geheimer-, Oberjuſtiz- und vortragender Rath in's Miniſterium zur Reviſion der Geſetzgebung und Juſtizorganiſation in den neuen Provinzen nach Berlin berufen, wo er indeß am 10. Junius 1819 ſtarb. Die verſchiedenen, ihm übertragenen, wichtigen Ämter ſind der letzte Beweis für ſeine Trefflichkeit als juriſtiſcher Geſchäftsmann und als Rechtspolitiker, wofür er auch allgemein anerkannt war, der zugleich im Privatleben als ein durchaus rechtlicher und biederer Mann galt. Unter ſeinen Schriften zeichnen wir nur aus: 1) Diatribe juris publ. et gentium de eo, quod interveniente bello Suecio intersit, Pomeraniam Suecicam esse partem imperii Rom. Germ. Berl. 1788. 8. (in's Franzöſiſche überſetzt, Leipzig 1790). — 2) Beitr. zum allgem. und europ. Völkerrechte, beſonders bei Gelegenheit des gegenw. nord. Krieges. Stralſund 1790. 8. — 3) Verſuch einer Einleitung in das mecklenb. Statsrecht. Roſtock und Leipzig 1793. 8. — 4) Auch der Regent iſt an die von ihm gegebenen Geſetze gebunden, eine Abhandl. aus dem Lat. von Schnaubert, mit einigen Anmerk. und Zuſätzen. Roſt. und Leipz. 1795. gr. 8. — 5) Schwediſches Seerecht; aus dem Schwed. des J. A. Flintberg. Greifs. 1796. kl. 4. — 6) Einleit. in die Wiſſenſchaft des ſchw. pomm. Lehnrechts, Berlin und Greifsw. 1800. 8. — 8) Erörterungen über General- und Specialinquiſition. Berlin 1804. 8. und 9) Anleitung zur mündl. Inſtruction der Prozeſſe bis zum Spruche. Greifsw. 1814. 8. 2. Aufl. 1820. Außerdem hat er noch mehrere Diſſertationen und Programme geliefert, die ſich von dem gewöhnlichen Diſſertationsſtoffe auszeichnen, auch ſind von ihm gehaltvolle Aufſätze in Hugo's civiliſtiſches Magazin und in die Zeitſchr. für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft eingerückt †). *(Ad. Martin.)*

HAGEMEISTER (Johann Gottfr.) wurde 1762 zu Greifswalde geboren, wo ſein Vater Univerſitätsnotarius war. Er verlor ihn aber ſchon ſo früh, daß er allein von ſeiner Mutter, oder vielmehr durch ſich ſelbſt und durch äußere Umſtände erzogen werden konnte. Nach beendigtem Schulunterrichte begann er ſeine akademiſche Laufbahn zuerſt auf der Univerſität ſeines Geburtsortes und beſuchte darauf die Univerſität Halle, die er Michaelis 1783 verließ. Mit vielfachen Kenntniſſen verſehen und von der Natur mit einer edlen Freimüthigkeit im Denken und Schreiben ausgeſtattet, begab er ſich nun nach Berlin, theils weil er hier die meiſte Denkfreiheit und Liberalität des Geiſtes zu finden hoffte, theils und vorzüglich, um eine Gelegenheit zu haben, ſich ſeinem Lieblingsſtudium, der Dramaturgie, zu widmen. Nach einiger Zeit wurde er als Lehrer in dem Schindlerſchen Waiſenhauſe zu Berlin angeſtellt, gab aber dieſe Stelle im Jahre 1786 freiwillig auf, und beſchäftigte ſich mit literariſchen, hauptſächlich mit dramatiſchen Arbeiten. Einige Zeit verließ er indeß Berlin, und hielt ſich in Hamburg, Caſſel und Weimar auf, aber immer kehrte er doch wieder nach Berlin zurück, bis er endlich den Entſchluß faßte, ſeinen beſtändigen Wohnort in ſeiner Heimath aufzuſchlagen, woſelbſt er die Stelle eines Rektors der Schule in Anklam erhielt, die er neun Jahre lang bekleidet hat. Seine Lieblingsſtudien waren von ſeiner früheſten Jugend an Geſchichte und Poeſie und die mit beiden in Verbindung ſtehende Philoſophie. In den gelehrten Sprachen hatte er ſich ſchätzbare Kenntniſſe erworben, auch war er der franzöſiſchen, italienſchen und engländiſchen Sprache mächtig, und liebte vorzüglich die letztere. Er beſaß eine lebhafte Imagination und einen feurigen Geiſt, vereint mit einem wohlwollenden, gefühlvollen Herzen. Seinen Beruf zum Dichter hat er beſonders durch ſeine Schauſpiele: die Jeſuiten, Johann von Procida, Pauſanias Tod, und durch einzelne erſchienene Gedichte, z. B. über die Ermordung Guſtavs III., Königs von Schweden, beurkundet. Ein Nervenſchlag endigte am 4. Auguſt 1807 ſein Erdenleben. Seine Lebensbeſchreibung iſt in E. J. Koch's Odeum Friedrichs des Großen. Berlin 1793. S. 116—121 befindlich, und ſeine ſämmtlichen Schriften führt Meuſel im gel. Teutſchland an. *(Rotermund.)*

Hägemeiſter, ſ. Hägen.

HAGEN, das heutige großherzogl. heſſenſche Städtchen Hain zur Dreieich, 1½ Meilen von Frankfurt, war, als der Mittelpunkt des königlichen Wildbannes Dreieich, der, nach dem Weisthume von 1338 an dem Ausfluſſe des Mains in den Rhein ſeinen Anfang nahm, durch einen Theil der Herrſchaft Epſtein und des Nithegaues nach Vilbel, und ſodann, den Main hinauf, nach Aſchaffenburg ging, von da er ſich über Otzberg, Reinheim und Modau bis an den Rhein bei Stockſtadt erſtreckte, der Sitz der die Oberaufſicht über dieſen Wildbann führenden königlichen Beamten. Dieſe verwandelten allmälig ihr Amt in Erbe und benannten ſich nach der Burg Hagen. Eberhard von Hagen, den eine Urkunde von 1118 nennt, iſt ohne Zweifel eine Perſon mit jenem Eberhard, den die Gräfinn Mathilde von Arnsburg, des Grafen Cuno Witwe, des Grafen Eberhard

*) Vergl. *Witte* diar. biogr. ao. 1681. Jöcher Gel. Lexik. Bd II. S. 1319. *Saxe* onomast. litorar. Tom. V. p. 92.

†) Vergl. Koppe Lexikon der juriſt. Schriftſt. Bd 1. S. 247. Meuſel's gel. Teutſchland, Bd 3. S. 40. Bd. 9. S. 492. Bd 14. S. 13. Jena'ſche allg. Lit. Zeit. v. 1820. Intell. Bl. No. 2. S. 13.

Digitized by Google

von Bileſtein Erbtochter, in einer Urkunde von 1093 als ihren Schwiegerſohn, ſammt ihrem Enkel Konrad anführt, welchen Lambert von Aſchaffenburg unter den Jugendfreunden und Verführern Heinrichs IV. nennt, und Papſt Gregor VII. in dem gegen den Kaiſer ausgeſprochenen Bannfluche namentlich einbegriffen, welchem Heinrich IV. die beiden Söhne der Markgrafen Uto und Dedi zur Bewahrung anvertrauete, aus der ſie aber, bei Gelegenheit einer angeſtellten Jagd, nach Mainz entkamen (1076). Eberhard, der durch ſeine Vermählung die Güter der Häuſer Arnsburg und Bieleſtein erwarb, ſcheint auch die Gunſt Heinrichs IV. ſehr emſig benutzt zu haben, um ſein Haus über alle Miniſterialen des Reichs zu erheben, vorzüglich aber, um auf Koſten des königlichen Fiscus den bedeutenden Landſtrich zu erwerben, den ſeine Nachkommen auf dem ſüdlichen Mainufer beſaßen. Eberhard's Sohn, Konrad, Gemahl der Lukardis, wird in der Urkunde, worin Erzbiſchof Heinrich von Mainz die von ihm geſchehene Stiftung des Kloſters Altenburg beſtätigt (1151), Cunradus de Hagen et de Arnesburg genannt, er ſcheint auch bereits die Würde eines Reichskämmerers bekleidet zu haben; Eberhard's Enkel, Kuno I., übertrug 1174 die väterliche Stiftung Altenburg auf das Schloß Arnsburg, das fortan ein Ciſterzienſerkloſter blieb, und legte den Namen von Hagen völlig ab, nachdem er, oder vielleicht ſchon ſein Vater, auf einem von der Abtei Fulda eingetauſchten Berge die Burg Münzenberg erbauet, und davon den Namen angenommen hatte. S. den Art. Münzenberg.

Dagegen aber entſtanden allmälig beinahe in allen Provinzen Teutſchlands Familien niederen Adels, die den Namen Hagen (Zaun), abgeleitet von der natürlichſten Schutzwehre eines Hofes, annahmen. Dergleichen waren die Hagen von Hageneck, in Kärnthen, die H. in Holſtein, in Pommern und Mecklenburg, in Öſtreich, in Schwaben, in Braband, in dem Braunſchweigſchen, aus welchen Johann, Abt zu Bursfeld, 1430 durch die Reformation ſeines Kloſters, woraus die Bursfelder Congregation erwuchs, berühmt geweſen, die von H. auf Badrina, im Amte Delitzſch, und Alten-Gottern, bei Langenſalza, zu welchen der berühmte Karthäuſermönch in Erfurt, Johannes ab Indagine, der einen Commentar zu den 4 Büchern der Könige, eine Chronik vom Anfange der Welt bis zum J. Chriſtus 1471, überhaupt, der Sage nach, an 300 Werke ſchrieb, und 1475 das Zeitliche ſegnete, dann Anton Auguſt, Freiherr von H. auf Döbernitz, bei Delitzſch, der 1742 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, gehören, — die von Hagen und Prieborn in Schleſien; die von dem Hagen zu Dünas auf dem Eichsfelde *); die von der Hagen in der Mark Brandenburg, zu Hohen-Nauen angeſeſſen, aus welchen Konekin und Everhard, Gebrüder, 1264 als Inhaber der Burg Hagenowe (Hohen-Nauen) vorkommen, und aus welchen ſich in der neuern Zeit Thomas Philipp von der H., kön. preußiſcher Oberconſiſtorialpräſident, (ſ. nachher dieſen Artikel) durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat; die von H. im Weſterreiche. Aus dieſer Familie wird Theodoricus de Hagene unter den Zeugen de Comitibus et de liberis genannt, welche die Urkunde, worin der trierſche Erzbiſchof Billin die Burg Naſſau eintauſchte (9. März 1158) bekräftigten. Hugo de Hagene, liber erſcheint in Urkunden von 1179 und 1181 (in dieſer als Hugo de Indagine); endlich heißt es in einer Urkunde von 1197: „de ministerialibus, Hugo de Hagene et filius ejus „Theodoricus." Das Geſchlecht gehörte demnach zu denjenigen, welche zwiſchen Herrenſtand und Miniſterialität ſchwankten. Thilemannus ab Indagine war Domdechant zu Trier von 1421 bis 1438. Johann Ludwigs von Hagen, Friedrichs, des Amtmanns zu Pfalzel, und der Erbinn von Ippelbronn, Sophia Greiffenklau von Vollraths, Sohn, Propſt zu Carden und Archidiakonus der trierſchen Kirche, Tit. S. Castoris, von 1519 — 1532, ſodann Dompropſt, wurde den 3. Auguſt 1540 zum Kurfürſten von Trier erwählt. Seine Regirung bietet wenig Merkwürdiges dar, ſo daß er uns nicht einmal Münzen hinterlaſſen, doch gab er den Kindern Franzens von Sickingen, durch Vertrag vom 25. Jul. 1542, ihr väterliches Erbe, und 1544 denen von Thann ihre Burg Thannſtein, im Wasgau, und was ihnen weiter in der Sickingenſchen Fehde genommen worden, zurück. Vielleicht hatte der Umſtaud, daß ſein Vorgänger, Johann von Metzenhauſen, ſo plötzlich zu Thannſtein (nicht Nannſtein, d. i. Landſtuhl, wie Hontheim verbeſſern will) geſtorben, den Kurfürſten erſchreckt und erweicht. Er ſelbſt ſtarb zu Ehrenbreitſtein, den 23. Mai 1547. Die Hauptlinie des Hauſes erloſch in Johann Hugo von H., Reichshofrathspräſidenten (inſtallirt den 3. März 1778), Ritter des goldenen Vließes, k. k. wirklichem Geheimenrathe, Kämmerer und Reichsconferenzminiſter (Verfaſſer der Schrift, Decisionum Imperator. Syntagma. Wien 1736. gr. 4.); es meldete ſich aber ſofort um die Lehensfolge ein Chevalier de la Haye, aus Lothringen, dem es auch glückte, ſeine Abſtammung von denen von H. darzuthun. Er empfing die Lehen über das Schloß zur Motten und Zubehör, ſtarb aber vor wenigen Jahren, unbeerbt. Beſitzungen: das Dorf Dupenweiler, Antheil an dem Hochgerichte Hüttersdorf und dem Nalbacher Thale, das Schloß und Stammhaus zur Motten, von welchem einſt das ganze Hochgericht Lebach, mit den Dörfern Lebach, woſelbſt das Erbbegräbniß, Landweiler, Remmelbach, Nieder-Saubach, Hahn und Jabach, abhing. Späterhin kamen drei Viertheile des Hochgerichtes an Trier, Lothringen und Fraulautern, daß nur ein Viertheil denen von H. blieb. Dagegen hatten ſie, doch nur für eine Zeit lang, Ippelbronn, Saſſenheim, Hollenfels und Brandeville erworben. Im J. 1761 ließ ſich Ernſt Friedrich von H. auf Borthen, im Amte Pirna, kurſächſiſcher Generalacciſe Vicedirektor, von Kaiſer Franz I. die freiherrliche Würde erneuern, gleichwie ſein Sohn, Ernſt Heinrich, auf Potſchappel und Klein-Naundorf,

*) Ludwig Friedrich von dem Hagen, k. preuß. Stats-, Kriegs- und Finanzminiſter, † 1771, verkaufte Möckern und machte daraus ein Majorat, deſſen Inhaber Chriſtoph Friedrich Wilhelm 1803 in den Grafenſtand erhoben wurde.

kurſächſ. Appellationsgerichts=Vicepräſident, den 29. Jun. 1792 in des h. R. R. Grafenſtand erhoben wurde. Sie ſcheinen aber keiner den oben erwähnten Familien von H. anzugehören. (*v. Stramberg.*)

HAGEN, ein anſehnliches königl. Amt der hannov. Landvogtei Stade, deſſen Sitz im Dorfe Hagen, wovon es ſeinen Namen führt, iſt. Es erſtreckt ſich über den herzoglich bremenſchen Diſtrikt Oſterſtade, und die beiden benachbarten Kirchſpiele Bramſtedt und Wulsbüttel, und wird jetzt in die Oſterſtader Marſch und in die Börde Bramſtadt abgetheilt; in beiden ſind 41 Dörfer, 11 Höfe und Mühlen, 1331 Häuſer und 7858 Einwohner, die noch einige Freiheiten genießen. In den erzbiſchöflichen Zeiten befand ſich hier ein Schloß, auf welchem ſich die Landesherren oft aufzuhalten pflegten, weßwegen ſie hier auch eine Art Betſaal zur Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes unterhielten, welche Anſtalt noch fortdauert. Der Ort heißt eigentlich Dorfhagen, hat 25 Häuſer, 119 Einwohner und iſt nach Bramſtedt eingepfarrt. (*Schlichthorst.*)

HAGEN, Kreis des k. preuß. Regirungsbezirks Arnsberg, in der Provinz Weſtphalen. Er macht einen Theil der Grafſchaft Mark aus, und wurde bei der franzöſiſchen Beſitznahme ein Theil des Ruhrdepartements und ſeine Hauptſtadt zum Sitze einer Unterpräfektur und eines Diſtriktsgerichts erhoben. Er gränzt gegenwärtig im N. W. an den Kreis Bochum, im N. O. an den Kreis Dortmund, im O. an den Kreis Iſerlohn, im S. O. an den Kreis Düſſeldorf, iſt 8^{90} geogr. □Meilen oder 190,147 preuß. Morgen groß, und enthielt 1821 in 3 Städten, 1 Marktflecken und überhaupt 9 Bürgermeiſtereien 7357 Gebäude, worunter 30 gottesdienſtliche, 47 andere öffentliche Gebäude, 5119 Privathäuſer, 310 Fabriken und Mühlen und 1928 Ställe, Scheunen und Schoppen waren, und 44,446 Einwohner, worunter Evangeliſche 40,491, Katholiken 3823 und Juden 132, Mannsperſonen aber 22,825 und Weibsperſonen 21,621. Der Kreis macht den Anfang des Sauerlandes und iſt daher voller Gebirge, zwiſchen welche ſchmale Thäler eingeſchoben ſind: die Ruhr fließt im N. O. und nimmt in ſeinem Umfange die Lenne und Volme auf, welcher letztere die höchſt unbedeutende, aber doch, weil ſie die bekannte Emper= oder Enneperſtraße bildet, merkwürdige Empe aufnimmt. Der Ackerbau kann bei der bergigen Beſchaffenheit des Bodens nur ſehr eingeſchränkt betrieben werden, und ſein Erzeugniß an Korn reicht auch kaum ſo weit, um ſeinen Einwohnern 3 Monate lang das Brotkorn zu liefern: die Kartoffel hilft auf andre 3 Monate, der Überreſt muß zugekauft werden. Beſſer iſt die Viehzucht, die 1821 doch 1724 Pferde, 9422 Stück Rindvieh, 2207 Schafe, 1073 Ziegen und 983 Schweine unterhielt, aber doch ebenfalls für den Bedarf nicht ausreicht. Aber das Hauptprodukt iſt die Steinkohle, die im Schlebbuſche ſo reichhaltig bricht, daß davon die große Menge von Fabriken und umgehenden Werken, die ſich in der Emperſtraße dicht an einander reihen, erhalten werden kann. An der Empe ſowohl, als an der Volme, ſieht man Fabrik an Fabrik, Hammer an Hammer, Mühle an Mühle gedrängt, und der Himmel iſt von den Feuern, die Tag und Nacht auf den großen Herden brennen, in ſteten Rauch gehüllt: an beiden Flüſſen ſtanden 1816 38 Senſenfabriken, 9 Rohſtahl= und 11 Reckbreddehammer, 4 Klingenfabriken und 47 Schmieden im Betriebe, und um Schwelm wimmelt Alles von Eiſen= und Feuerarbeitern jeder Art, die kurze Waaren in größter Menge liefern. Nach den Fabriktabellen von 1819 gab es im Kreiſe 123 Waſſermahl=, 1 Windmahl=, 4 Öl=, 6 Walke=, 1 Säge=, 3 Papiermühlen mit 6 Butten, 18 Kalkbrennereien, 2 Ziegeleien, 151 Stühle in Leinwand, 89 in Wolle und Halbtuch, 41 in Baumwolle, 37 in Seide, 17 in Strümpfen, 6997 Gänge in Band und 323 Stühle, worauf die Einwohner bloß in Nebenſtunden arbeiteten. (*Krug u. Mützel.*)

HAGEN, Kreisſtadt des vorgedachten Kreiſes an der Volma, die hier die Empe empfängt, 75¾ Meilen von Berlin. Sie iſt offen, hat 4 gottesdienſtliche und 2 andere öffentliche Gebäude, 310 Privatwohnhäuſer, 23 Fabriken, Mühlen und Privatmagazine, 9 Ställe und Scheunen, und 3034 Einwohner, worunter 749 Katholiken und 45 Juden. Der Ort nährt ſich von ſeiner Fabrikatur in Tuch, Baumwolle, Leder und Hüten, vorzüglich aber Eiſenwaaren, als Senſen, Stahlwaaren, Amboſſen ꝛc., treibt auch Brauerei und hält Jahrmärkte. In der Nähe ſind Alabaſterbrüche. Hier beginnt die bei dem Kreiſe gedachte Emperſtraße, die längs dem Bache hinauf geht und nahe vor Wipperfurt endigt. Hagen hatte ſonſt ſeine eigenen Beſitzer, Dynaſten oder edle Herren von Hagen; 1392 kam es an die Mark, aber erſt König Friedrich Wilhelm I. verlieh ihm Stadtrechte; 1724 verlor es durch eine Feuersbrunſt den größten Theil ſeiner Häuſer. (*Krug u. Mützel.*)

HAGEN, von. Eines der älteſten und ausgebreitetſten edlen Geſchlechter Teutſchlands, das auf dem Eichsfelde reich begütert war und noch iſt, und gegenwärtig theils die freiherrliche, theils die gräfliche Würde behauptet. Adelige Familien dieſes Namens blühen in Öſtreich, in Meklenburg, Pommern, in der Mark Brandenburg, in Braband, in den Rheinlanden und in Niederſachſen: man ſucht ſie alle von einem und dem nämlichen Stammvater abzuleiten, allein dieß dürfte doch wohl zu gewagt ſeyn, da ſie meiſtens ganz verſchiedene Wappen führen; auch ſind doch wohl die Herren ab Indagine, die zu Albrechts mit der Kette Zeiten mit den Wolfenbüttlern und Aſſeburge gemeinſchaftliche Sache machten, nicht die einzigen Stammhalter dieſer großen Familie. Derjenige Zweig derſelben, der ſchon ſeit 800 Jahren auf dem Eichsfelde begütert iſt, hat mit dem von Weſterhagen (ſ. Art. Westerhagen) einerlei Urſprung aufzuweiſen. — Obſchon ſeit dem 11ten Jahrhundert in den Urkunden Mehrere dieſes Namens als Zeugen aufgeführt werden, und auch Gebhard edler Herr von Hagen im J. 1093 mit dem Schloß Aſſeburg und deſſen Gebiete von den Herzogen von Braunſchweig belehnt wurde: ſo fängt doch erſt 1250 mit Ernſt edlem Herrn v. H., der die

Digitized by Google

jetzt zerſtörte Haynerburg bei Mühlhauſen beſaß, die fortlaufende Genealogie des Geſchlechts an. Deſſen beide Söhne Dietrich und Heinrich wurden auf den Schlöſſern Düna und Rüdgershagen Stifter zweier Hauptlinien, wovon die älteſte im Anfange des 18ten Jahrhunderts ausſtarb, die jüngſte aber in mehreren Zweigen noch blüht.

Zu den Ausgezeichneteſten dieſes Geſchlechts wird unter andern der Polyhiſtor Johann v. H. gezählt, der Prior der Karthäuſer zu Erfurt war, und im 15ten Jahrhunderte unter den Gelehrten ſeiner Zeit einen bedeutenden Platz einnahm. Ihm zur Seite ſteht Chriſtoph v. H., der auf den italienſchen Univerſitäten ſtudirte, in Bologna die Würde eines Doktors der Rechte erhielt, heimlicher Rath und Hofmeiſter des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg wurde, mit demſelben eine Wallfahrt nach Jeruſalem 1478 unternahm, zum Ritter des heiligen Grabes geſchlagen wurde, und bei ſeinem Aufenthalte zu Rom ſehr viel durch ſeine Beredſamkeit dazu beitrug, daß der Papſt die Errichtung einer Univerſität in Wittenberg beſtätigte. — Chriſtoph II. v. H. war ein eifriger Beförderer der proteſtantiſchen Religion. Er ſtand mit Dr. Martin Luther in Briefwechſel, und gab Eintauſend Thaler zum Druck der teutſchen Bibel und der übrigen Werke Luthers mit Freuden als ein Geſchenk her. Er dotirte die Einkünfte der Pfarrei ſeines Schloſſes Düna zum Erſatz der aufgehobenen Meßgelder, mit 13 Hufen Land und 300 Acker Waldungen. — Ludwig Philipp v. H., Herr zu Möckern bei Magdeburg, zeichnete ſich als wirklicher Geheimerrath und dirigirender Etats- und Kriegsminiſter Friedrichs des Großen aus, und war nicht allein mit den preußiſchen Orden geſchmückt, ſondern auch mit der Johanniter Comthurei Schiwelbein und einer Präbende des Domſtifts Magdeburg begnadigt († 1771). Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, ſo fiel die Majoratsherrſchaft und Stadt Möckern auf ſeinen Brudersſohn, der in den preußiſchen Grafenſtand erhoben wurde, und Stifter der jetzigen gräflichen Linie iſt. —

Aus dem andern noch blühenden Hauptſtamme, der die freiherrliche Würde führt, waren die Vettern Auguſt Chriſtoph und Karl Wilhelm von H., Zeitgenoſſen von Ludwig Philipp, beide Miniſter teutſcher Reichsfürſten; erſterer ſtand in heſſen-caſſelſchen, letzterer in kurmainziſchen Dienſten, und war dabei Regirungspräſident vom Eichsfelde. — Ein ehrenvolles Andenken in dieſer Genealogie verdient auch noch die am Ende des vorigen Jahrhunderts in der literariſchen Welt und Geſchichte der Volkskultur durch ihre Gedichte und durch die Stiftung eines Roſenfeſtes zu Stockey, einem Gute ihres Vaters, rühmlichſt bekannt gewordene Philippine v. H.; nur Schade, daß mit ihrem Ableben dieſe auf teutſchem Boden ſo nachahmungswerthe Sitte auch wieder untergegangen iſt. — Das Wappenſchild der Freiherren v. H. iſt dreimal geſpalten, im vorderſten Theile eine eiſenfarbige Schafſchere, im Goldgrund, im mittelſten zwei ſchwarze Querbalken, und im letzten zwei ſchwarze Wolfsklauen, alles beides im ſilbernen Felde. Auf den zwei gekrönten Helmen, rechts ein ſchwarzer, und links ein ſilberner doppelter Adlerflug, durch welchen letztern zwei ſchwarze Balken laufen. — Über die ſämmtlichen Hagen ſehe man: 1) Beweis, daß die Geſchlechte derer von Hagen urſprünglich von einem Urahnherren und Stammvater herkommen, Thomas v. d. Hagen. Berlin 1758. 1766. 2) Albinus Hiſtorie der Grafen und Herren von Werthern, p. 64. 3) Fürſtens Wappenbuch, 1 Theil. p. 144. n. 13. 4) Hörſchelmann's genealogiſche Adelshiſtorie, II. Th. p. 107. Erfurt 1777. 5) Zedler's Univerſallexikon. XII. B. p. 178. 6) von Meding's Nachrichten über adlige Wappen. 1 Theil. 1786. p. 214. (Auch findet man in den ältern Jahrgängen des Braunſchw. Magazins von 1748 bis 1755 gute Nachrichten über die im Braunſchweigſchen begüterten Hagen von A. W. Haſſel und Falk.) *(Albert Frh. Boyneburg Lengsfeld.)*

HAGEN (Friedr. Kaspar), der einzige Sohn des Nachfolgenden, zu Baireuth am 9. October 1681 geb., kam im März 1694 auf das Gymnaſium zu Heilsbronn, im Herbſt 1699 auf die Univerſität Wittenberg, wurde den 28. April 1700 Magiſter der Philoſophie, im Auguſt 1703 Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät, trat am 22. Januar 1704 die Profeſſur der Beredſamkeit, Dichtkunſt und griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Baireuth an, ward 1710 am 1. Februar Hofdiakonus und am 13. Novbr. Hofprediger, 1711 Beiſitzer im Conſiſtorium, 1715 Profeſſor der Geſchichte und Mathematik, 1717 aber, mit Beibehaltung ſeiner Hofpredigersſtelle, Archidiakonus und Profeſſor der Theologie, 1723 Oberhofprediger, Superintendent und erſter Prediger in Baireuth, weßwegen er 1724 ſeine Profeſſur mit einer Rede, de Superintendentibus Baruthinis quorum vitas Liebhard non recensuit, niederlegte, und bis zum 13. April 1741 auf Erden lebte. Er kommt als Gelehrter vorzüglich ſeiner hiſtoriſchen und humaniſtiſchen Kenntniſſe wegen in Betracht, als Theolog und Philoſoph muß er nach der Zeit, in welcher er auftrat, beurtheilt werden. S. Memoria (ab Ellrod.). Außer vielen Disputationen, Programmen, Reden und Predigten, ſchrieb er Memoriae philosophorum, oratorum, poetarum, historicorum et philologorum nostrae aetatis clarissimorum renovatae. Decas I et II. Francof. et Lips. (Bar.) 1710. 8. *(Rotermund.)*

HAGEN (Joachim), ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Dichter, der Sohn eines Bäckers, zu Baireuth am 10. November 1648 geboren, brachte es neben den Schulwiſſenſchaften auf dem dortigen Gymnaſium in der Muſik und im Singen ſo weit, daß er ſich die Gunſt des Hofes erwarb. Da er ſich auch im Disputiren und Deklamiren auszeichnete, mußte er auf Verlangen des Markgrafen Chriſtian Ernſt zwei Reden drucken laſſen, wofür ihm dieſer ein Stipendium zuſicherte, und der Präſident der Blumengeſellſchaft an der Pegnitz, Siegmund von Birken (Betulius), nahm ihn unter dem Namen Fila-

Digitized by Google

von in die Geſellſchaft auf. Kränklichkeit wegen und weil er nicht zum Genuſſe des Stipendiums gelangen konnte, mußte er auf der Schule verweilen, bis 1668 der Profeſſor Weigel in Jena nach Baireuth ſchrieb, wenn ein Bürger bereit wäre, ſeinem Sohne, den er auf das Gymnaſium zu Baireuth ſchicken wollte, Koſt und Wohnung zu geben, ſo würde er deſſen Sohne ein Gleiches leiſten. Hagen's Ältern nahmen dieſen Tauſch an, ihr Sohn hielt ſeine Abſchiedsrede (hochfürſtliche Ehrenburg und daran gepflanzter Palmenhain) und ward an eben dem Tage vom Direktor Lilien zum Dichter gekrönt. In Jena trat er 1672 in die von Weigel errichtete pythagoriſche Geſellſchaft, wurde im October Doktor der Philoſophie und fing an Vorleſungen zu halten. Schon nach einigen Monaten ſollte er als Hofmeiſter zu den Prinzen nach Zeitz kommen. Er ſuchte bei ſeinem Regenten um Erlaubniß nach, ſich außer dem Vaterlande aufhalten zu dürfen, erhielt aber ſtatt dieſer den Auftrag, die Prinzen des Markgrafen Georg Albrecht des Ältern zu unterrichten. Bei ſeiner Ankunft in Baireuth ertheilte ihm der Markgraf zugleich die Profeſſur der Beredſamkeit und Dichtkunſt am Gymnaſium, die er am 19. November 1673 mit einer Rede, de claris Germaniae poetis germanicis tum priscis, quam recentioribus, antrat und kurz nachher auch die Profeſſur der Mathematik, und übergab ihm nicht nur ſeinen Erbprinzen zur Unterweiſung, ſondern entließ ihn überdieß 1687 nicht, da ihn der Freiherr von Stein als Pfarrer nach Schwarzenbach an der Saale rief. Dagegen machte er ihn 1688 zum unterſten Diakonus in Baireuth, 1690 zum mittlern und zum Spitalpfarrer, worauf er 1692 die Profeſſur der Theologie und 1693 das Archidiakonat nebſt der Würde eines Conſiſtorialbeiſitzers erhielt, aber noch vor dem Antritte dieſer Stelle, am 10. Mai 1693 ſtarb. (Vergl. Schöff's Leichenpredigt auf ihn und Räthel's Progr. fun.) Sein Bildniß iſt in Fol. in Kupfer geſtochen, vergl. auch Schad's Pinac. 1 S. 62. Man hat von ihm Disputationen, Abſchieds-, Leichen- und Troſtreden, viele Gedichte und Lebensbeſchreibungen: z. B. Memoria Jo. Chph. de Pühel. — Frider. Guil. Sueser. — Caroli a Stein. — Jo. Frid. Sueser. — Sebast. Roth. — Caspari a Lilien, abgedruckt in M. Heinr. Pipping memoriae Theologor. Tom. III. Dec. VIII. pag. 1255. — Memoria Herm. Hoffmann. — Jo. Casp. Örtel u. ſ. w. Auch hat er aus den Müller'ſchen Erquickſtunden die 34ſte und 64ſte Andacht in Lieder gebracht. (*Rotermund.*)

Hagen, Johann von. ſ. ab Indagine.

HAGEN (Johann van), ein Landſchaftsmaler aus dem Haag, deſſen vorzüglichſte Arbeiten in die Periode von 1650 bis 1662 fallen. Seine Ölbilder haben ſo ſtark nachgedunkelt, daß eine eintönige Schwärze die Landſchaft wie den Himmel überzieht. Eine Urſache dieſer unangenehmen Veränderung des Kolorits ſoll in dem häufigen Gebrauche der blauen Aſche liegen. Im Übrigen haben ſeine Landſchaften durch treue und geſchmackvolle Auffaſſung der Natur Verdienſt, und ſeine Bilder in Waſſerfarbe, Gegenden von Cleve und Nimwegen darſtellend, werden ſehr geſchätzt *).

HAGEN (Johann van der), ein holländ. Theologe, der ſich beſonders durch ſeine Studien in der bibliſchen Geſchichte und Chronologie verdient gemacht hat, war geboren zu Leiden 1665 und ſtarb als Prediger zu Amſterdam. Seine anonym herausgegeben Schriften ſind: Observationes in Prosperi Aquit. Chron. Amst. 1734. 4. Observationes in veterum patrum et pontificum Prologos et epist. paschal. Ebend. 1734. 4. Observat. in Theonis Fastos graec. priores etc. Ebend. 1735. 4. Obs. in Heraclii Imp. Methodum paschalem etc. Ebend. 1736. 4. Dissertationes de Cyclis pasch. Ebend. 1736. 4. *). (*R.*)

HAGEN auf Obernbürg (Joh. Georg Friedr. v.), ein großer Münz- und Gemäldekenner, mit welchem der Profeſſor Will über 30 Jahre Briefe wechſelte und nach ſeinem eigenen Geſtändniß in Münzſachen überaus viel von ihm lernte, auch vielen Antheil an der Ausgabe ſeiner nürnbergſchen Münzbeluſtigungen hatte, war zu Baireuth am 9. Mai 1723 geboren, ſtudirte in Halle, folgte 1748 ſeinem Vater, als brandenburg-kulmbachſcher Hofrath, Kaſſirer und Rechnungsrath des fränkiſchen Kreiſes, hatte eine ausgeſuchte Sammlung Bücher, Münzen, Gemälde, Kupferſtiche und Inſtrumente, gerieth aber durch ſeine Gutthätigkeit und durch die Übernahme der Buchhandlung des Mart. Jak. Bauer in Armuth, mußte ſeine ſchönen Sammlungen verkaufen und ſtarb den 30. December 1783. Er gab heraus: Beſchreibung der Silbermünzen der Stadt Nürnberg. 1r Theil, enthaltend Thaler, Guldenthaler, Gulden und kleinere Silbermünzen. Nürnb. 1766. 4. mit K. — 2te Aufl. mit Zuſätzen und Verbeſſerungen hat nur ein neues Titelblatt. — 3te viel verm. Aufl. Nürnb. 1769. 4. mit Kupf. Der 2te Theil wurde nicht ganz vollendet. — Verzeichniß eines zahlreichen Original-Münzkabinets. Nürnberg 1769. 8. mit Kupf. ein neuer Titel 1771. gr. 8. — Conventions-Münzkabinet, oder Beſchreibung der Thaler, Gulden und kleinen Silbermünzen, welche nach dem 1753 errichteten Conventions-Münzfuß gepräget worden. Nürnb. 1771. 8. mit Kupf. — Münzbeſchreibung des gräflich und fürſtlichen Hauſes Mansfeld. Nürnb. 1778. gr. 4. mit Kupf. iſt die 1758 erſchienene verbeſſ. Ausg. (*Rotermund.*)

HAGEN (Peter) †), ein geiſtlicher Liederdichter aus dem Ende des ſechzehnten und dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, auch deßwegen merkwürdig, weil er auf Simon Dach's poetiſche Bildung einen bedeutenden Einfluß geübt haben ſoll, war ein geborner

*) *Descamps.* T. 3. p. 25. Füßli's Künſtlerlexikon. Von einem Johann Baptiſt Hagen, von deſſen Leben aber nichts bekannt iſt, beſitzt die Lichtenſteinſche Gallerie zu Wien zwei ausgezeichnete Seeſtücke.

*) Biogr. univers.

†) Auch Petrus Hagius und Haggius geſchrieben.

Digitized by Google

Preuße. Sein Geburtsort, das Dorf Henneberg bei Heiligenbeil, hat Wetzel verführt, ihn für einen Henneberger (aus der Grafſchaft) zu halten. Er lebte von 1569 bis 1620, wo er in Königsberg als Rektor der Domſchule ſtarb, nachdem er vorher eine Zeit lang dem Gymnaſium zu Lyck vorgeſtanden hatte. Seine geiſtlichen Lieder haben ſich in muſikaliſchen Sammlungen und Kirchengeſangbüchern erhalten, z. B. Freu' dich, du werthe Chriſtenheit; Nun laßt uns mit den Engelein; Weil unſer Troſt der Herre Chriſt ††). *(R.)*

HAGEN (Thomas Philipp von der), Präſident des Oberkonſiſtoriums in Berlin, und Chef ſämmtlicher Medicinalanſtalten in den preußiſchen Staten, war den 12. December 1729 auf dem ritterlichen Lehnſitze zu Hohennauen bei Ratenau geboren. Sein Vater, gleiches Vornamens, diente als Hauptmann bei der preußiſchen Armee. Der Sohn kam 1743 auf das berlinſche Gymnaſium, vollendete von 1748 bis 1752 zu Halle den juriſtiſchen Curſus, und machte darauf einige Reiſen durch Teutſchland. Familienrückſichten nöthigten ihn, im März 1754, die Bewirthſchaftung ſeiner Familiengüter zu übernehmen, und erſt im Jahr 1767 trat er in das öffentliche Geſchäftsleben, als ihn Friedrich II. aus eigener Bewegung zum Präſidenten des Oberkonſiſtoriums, des berlinſchen Armendirektoriums und des kurmärkſchen Amts-Kirchen-Revenüen-Direktoriums ernannte. Jedes Geſchäft, das ihm oblag, verrichtete er mit nicht gemeiner Einſicht und Berufstreue. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich um Verbeſſerung des berlinſchen Armenweſens, und aller dahin gehörigen Anſtalten, wovon ſein: Plan zur beſſern Einrichtung der Armenkaſſe und Vertheilung der Almoſen in Berlin. Berl. 1787. 4. nachzuſehen iſt, ſo wie verſchiedene Aufſätze von ihm in Büſchings Magaz. für die neueſte Hiſt. und Geogr. Der König, ſeine Verdienſte ehrend, ernannte ihn 1780 zum Chef des Oberkollegium medicum, des Oberkollegium medico-chirurgicum und ſämmtlicher Medicinalanſtalten in den preuß. Staten, zum Oberkurator der berlinſchen Realſchule und zum zweiten wirklichen Direktor der kurmärkſchen Landſchaft und Städtekaſſe. Der Nachfolger dieſes Monarchen, Friedrich Wilhelm II. übertrug ihm überdieß das Präſidium des Oberſchul-Collegium und die Organiſirung der Armenanſtalten zu Königsberg. Entkräftet durch ununterbrochene Anſtrengung, nahm er im Anfange des Jahrs 1797 ſeine Dienſtentlaſſung, ſtarb aber ſchon am 23. Auguſt dieſes Jahres. Der Stat verlor an ihm einen edeln Patrioten, der ſich den Geſchäften ganz hingab, und in Verrichtung derſelben nur das Gemeinwohl im Auge hatte. Schon in früheren Jahren ein Freund und Kenner der römiſchen und franzöſiſchen Literatur, und ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Tonkunſt (er ſpielte die Violine meiſterhaft), blieb er es auch bei dem geſchäftvollſten Leben. Die Bewirthſchaftung ſeiner Güter gab ihm Veranlaſſung, ſich um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft verdient zu machen, daher ihn 1790 die naturforſchende Geſellſchaft in Berlin unter ihre Mitglieder aufnahm. Eine beſondere Vorliebe hatte er zu hiſtoriſch-genealogiſchen Ausarbeitungen, und dieſer Neigung dankt man mehre ſchätzbare Beſchreibungen adeliger Geſchlechter, als derer von Hagen, von Brunn, von Dornſtedt, von Stechow, von Willmersdorf und von Uchtenhagen, die er in beſondern Schriften bekannt machte. Er bearbeitete ſolche Gegenſtände mit kritiſchem Fleiß, mit unbefangener Wahrheitsliebe und aller der Sorgfalt, welche genealogiſche Unterſuchungen erfordern, und entſchädigte ſeine Leſer für die Trockenheit, die ſolchen genealogiſchen Unterſuchungen eigen iſt, durch eine Menge intereſſanter, gelehrter und an dem rechten Orte angebrachter Bemerkungen. Auch ſeine aus Urkunden geſchöpften Beſchreibungen der Städte Teltow (Berl. 1767. 4.), Freyenwalde (Ebend. 1784. 4. mit vielen Kupfern)[1]) und der Kalkbrüche bei Rüdersdorf (Ebend. 1785. 4. mit Kupf.[2]) ſind ſchätzbar[3]). *(Baur.)*

HAGEN, die Ärzte. In dieſem Fache haben ſich Folgende dieſes Namens ausgezeichnet: 1) Christian Thedel Heinr. v., auch unter dem Namen: ab Indagine bekannt, wurde 1714 zu Salzliebenhalle bei Hildesheim geboren und ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft zu Helmſtädt, wo er auch Doctor wurde; er begab ſich hierauf nach Braunſchweig, — wo er zum Profeſſor der Botanik und zum Stadtphyſikus ernannt und als ſolcher auch im Julius 1767 ſtarb. Außer einigen Aufſätzen in den: Gelehrten Beiträgen zu den Braunſchw. Anzeigen erſchien von ihm noch ſeine Inauguraldiſſert.: de medico vulneratum curante a sectione cadaveris non excludendo. Helmst. 1749. 4. (unter Heiſter's Vorſitze) und: Gründliche Beſchreibung des helmſtädtſchen Geſundbrunnens. Helmſt. 1756. 4. — 2) Johann Heinr., der ältere, geb. zu Mühlhauſen den 6. Februar 1669, ſtudirte die Medicin zu Halle. Nachdem er Doctor geworden war, prakticirte er zu Halle, wurde ſpäter Landphyſikus für den Saalkreis und ſtarb den 24. Februar 1708. Er hinterließ von Schriften nichts, als zwei unter Friedr. Hoffmann's Vorſitze gehaltene Disputationen: de corporum motionibus e gravitate ortis. Hal. 1695. 4. und histor. variolarum 1699. Halae epidemice grassantium, 1699. 4. — 3) Johann Heinr., der jüngere, geb. zu Schippenbeil in Oſtpreußen, wo ſein Vater Apotheker war. Nach zurückgelegten Schuljahren begab er ſich auf die Univer-

††) Auch das Lied: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, obſchon viel' Feind' mich plagen ꝛc. wird ihm zugeſchrieben. Andre ſichere Überbleibſel ſeiner Muſe gibt es nicht. S. Gottſched's Bücherſaal. IV, 372. [Vgl. unten den Art. Petr. Hagius. *(Sc.)*]

1) Vollſt. Titel iſt: Beſchr. d. St. Fr., des daſigen Geſundbrunnens und Alaunwerks. *(Sc.)* 2) Beſchr. d. Kalkbr. b. Rüd., der St. Neuſtadt-Eberswalde, und des Finowkanals, wie auch der daſigen Stahl- und Eiſenfabriken, des Meſſingwerks und Kupferhammers ꝛc. *(Sc.)* 3) Kosmann und Heinſius Denkwürd. der Mark Brandenburg. 1798. März 346 — 360. Baur's Gallerie hiſt. Gem. 3 Th. 396 — 401. Meuſel's Lex. d. verſt. Schriftſt. Sein Bildniß vor dem 15 Bde der Krünitzſchen Encykl., der Olla Potrida 1789, auch einzeln und unter Unger's Schattenriſſen Berl. Gel.

ſität Königsberg und ſtudirte daſelbſt Chemie und Pharmacie. Gleichzeitig diente ihm auch ſein Vater zum Lehrer, der unterdeſſen nach Königsberg als Hofapotheker und Aſſeſſor des Collegium medicum gekommen war. Im J. 1765 ging er nach Berlin, um ſich dort in obigen Wiſſenſchaften noch mehr auszubilden, beſtand dann die nöthigen Prüfungen ſehr gut und kehrte nun nach Königsberg zurück, wo er im J. 1768 die Apotheke zum Kneiphofe kaufte. Neben ſeinen pharmaceutiſchen Arbeiten trieb er Chemie und Botanik als Lieblingswiſſenſchaften und hielt den Studenten über erſtere ſogar Vorleſungen. Er wurde im J. 1773 Ehrenmitglied der naturforſchenden Geſellſchaft zu Berlin und ſtarb den 30. Nov. 1775. Außer mehreren Abhandlungen in den Berliner Mannichfaltigkeiten und den Königsberger Frag- und Anzeigungsnachrichten erſchien von ihm: Phyſ. chem. Betracht. über den Torf in Preußen. Königsberg 1761. 4. Phyſik. chem. Betracht. über die Herkunft und Abſtammung des feuerbeſtändigen vegetabil. Laugenſalzes. 1768. 4. Phyſ. chem. Betracht. über die Weidenroſen und den in Preußen befindlichen 16 nutzbaren Weidenarten. 1769. 4. Chem. Prüf. des Alkohol aceti Ehrenreichs. 1771. 4. Chem. mineral. Unterſ. einer merkw. blauen Farbenerde aus den preuß. Torfbrüchen. 1772. 4. Mehrere dieſer Schriften gab ſein Sohn, Karl Gottfried, zuſammengedruckt heraus: Abhandlungen chemiſchen und phyſikaliſchen Inhalts. Königsberg 1778. 8. — 4) Johann Philipp, geb. den 24. Januar 1734 zu Tuntzenhauſen bei Weißenſee, wo ſein Vater Bauer und Tagelöhner war. Da ſeine Ältern in der größten Dürftigkeit lebten: ſo mußte er jäten und Ähren leſen, um Etwas zu verdienen; im achten Jahre verlor er ſeinen Vater und nun erbarmte ſich ſeiner ein mütterlicher Oheim, der ihn zu ſich nach Frankfurt an der Oder nahm. Nachdem er die Schule beſucht hatte, wurde er im funfzehnten Jahre Barbiergeſelle und ging als ſolcher im J. 1753 nach Berlin, wo er für ſeine Paar erſparten Groſchen die meiſten mediciniſchen Collegien hörte. Im J. 1757 ernannte man ihn zum Compagniechirurgen, er machte als ſolcher den ganzen 7jährigen Krieg mit, wurde zwar niemals verwundet, aber einige Male ſehr bedeutend krank und hatte überhaupt immer mit Elend und Sorgen zu kämpfen. Noch vor dem Schluſſe des Kriegs ging er nach Berlin zurück, lernte hier in ſeiner Wirthstochter ſeine zukünftige Frau kennen und ſtudirte nun, von ihr und einem Freunde unterſtützt, nochmals Chirurgie, zu deren Ausübung er endlich nach vielen Anfeindungen und Streitigkeiten im J. 1765 die Erlaubniß erhielt. Von einem Freunde empfohlen und von Armuth getrieben, da er in Berlin keine rechte Praxis bekommen konnte, zog er im J. 1766 als erſter Leibchirurg des Erbprinzen von Curland nach Mitau. Beſchäftigung fand er gleich, da es an Ärzten und Chirurgen fehlte, allein neue Anfeindungen verbitterten ihm ſeinen Aufenthalt und ſchon im J. 1772 kehrte er wieder nach Berlin zurück. Da er einiges Vermögen erworben hatte, lebte er eine Zeit lang in Ruhe und gab ſein erſtes, für die Wiſſenſchaft nicht ſehr wichtiges Werk: Wahrnehmungen zum Behuf der Wundarzneik. in Teutſchland. Mitau 1772. 8. heraus. Eine erkaufte Barbierſtube warf nicht viel ab und abermals mußte er ſich kärglich behelfen, bis er im J. 1774 Rathschirurg wurde; er fing jetzt an in freien Stunden Geburtshilfe zu ſtudiren, gab ſich mit geburtshilflichen Fällen ab und hiermit ſcheint der Wendepunkt für ein ruhigeres und ſorgenfreieres Leben eingetreten zu ſeyn. Im J. 1777 wurde er Aſſeſſor des Collegium medicum und im J. 1779 Hebammenlehrer. Jetzt trat er auch bedeutender als Schriftſteller auf, es erſchienen von ihm: Verſuch eines neuen Lehrgebäudes der prakt. Geburtshilfe. 2 Thle. Berlin 1781—82. 8. und Verſuch eines allgem. Hebammenkatechismus. Berlin 1784. 8. Während er 5 Wochen lang zu Potsdam auf die Niederkunft einer preuß. Prinzeſſinn wartete, fing er an den Plan zu dieſem letztern Werke zu entwerfen, und es iſt die Urſache ſeines ſpätern Glücks und Wohlſtandes geworden. Er wußte es dahin zu bringen, daß nicht nur er ein ausſchließliches Verkaufsrecht erhielt, ſondern daß es auch für alle preußiſche Hebammen gratis angeſchafft werden mußte; deßhalb erſchienen davon in den Jahren 1784—92 vier Auflagen. Im J. 1789 wurde er zum Hofrath und Profeſſor der Entbindungskunſt am Collegium medicum ernannt. Als ſolcher gab er: Erläuterungen und Berichtigungen zur Entbindungskunde. Berlin 1790. 8. heraus. Zu Ende dieſes Jahres lief ein Geburtsfall einer Gräfinn tödtlich für ihn ab und er wurde deßhalb von Murſinna und Bock heftig angegriffen, wogegen er ſich zwar in ſeiner ausführlichen Beſchreibung zweier höchſt merkwürdigen und ſchweren Geburtsfälle. Berlin 1791. 8. vertheidigte, worin er jedoch größten Theils Unrecht behielt, was ihm in ſeiner Praxis und an ſeiner Geſundheit ſehr ſchadete; es endete daher auch ſchon am 12. December 1793 ein Schlagfluß im 59ſten Jahre ſein kummervolles, durch Ärger und Verdruß untergrabenes Leben. Außer obigen Schriften hinterließ er mehrere Abhandlungen in Schmucker's chirurg. Schriften und in Stark's Archiv für Geburtshilfe; deßgleichen erfand er auch eine Geburtsbank und eine Fußzange und verbeſſerte die Muzelſche Tabaksklyſtirmaſchine. Ohne Unterricht und nöthige Vorkenntniſſe für einen wiſſenſchaftlich gebildeten Geburtshelfer erwarb er ſich durch eigenes Studium und Fleiß ſeine geburtshilflichen Kenntniſſe und übte ſie dann durch häusliche Noth gedrungen aus; allein ſeine ſämmtlichen literariſchen Produkte brachten die Wiſſenſchaft nicht weiter, man erſieht aber deutlich daraus, daß er bei beſſern und gründlichern Vorkenntniſſen etwas Bedeutendes hätte leiſten können und ein geſchickter Geburtshelfer geworden wäre. Seine Lebensbeſchreibung hat er ſelbſt verfaßt. Jena 1793. 8., auch in Stark's Archiv. Bd. 5. (*Huschke.*)

HÄGEN. Im Allgemeinen vgl. Hag.

HÄGEN oder HAGEN, (in forſt- und jagdwirthſchaftlicher Beziehung). Das Wort Haag, Hagen, bedeutet eine dicke Hecke, welche einen natürlichen Zaun bildet. Die erſte Spur davon finden wir bei den Landwehren der alten Teutſchen, indem der Aufwurf aus

Digitized by Google

den zur Vertheidigung des Landes gezogenen Gräben, ſo wie es noch jetzt mehrere wilde Völker thun, zum Schutze gegen die Feinde mit dicht in einander verflochtenem Geſträuch bepflanzt wurde. Später umgab man Orte im Walde, welche das Wild gern beſuchte, mit ſolchen, für dasſelbe undurchdringlichen Hecken, in welchen man hin und wieder Öffnungen ließ, in denen entweder Schlingen und Fallen angebracht waren oder ſie des Nachts, wenn das Wild eingewechſelt war, verſchloß, um dasſelbe dann in dem eingeſchloſſenen Raume zu erlegen. Davon ſtammt das Wort *Rehhagen*, denn vorzüglich dieſe Wildgattung wurde darin erlegt. Sowohl die eingezäunten Orte als die Hecken ſelbſt mußten geſchont und weder Holz- noch Weidegerechtigkeit durfte darin ausgeübt werden, ſo wie auch der Hagen als privatives Jagdrevier deſſen, der ihn angelegt hatte, betrachtet wurde. Einen Hagen um einen Wald ziehen, hieß deßhalb ſo viel, als alle fremde Benutzungsrechte auf demſelben ausſchließen. Die Befugniß dazu hat in der ältern Zeit ſehr viel Streit erregt und weitläufige Deductionen der älteren Forſtrechtsſchriftſteller verurſacht. Im Allgemeinen kam man darin überein, daß nur derjenige Forſtbeſitzer dazu befugt ſei, welcher zugleich mit der Forſt- und Wildbanngerechtigkeit beliehen war und auch dieß wurde in der ſpätern Zeit noch dadurch beſchränkt, daß überhaupt durch Ziehung eines Hages keine fremden Nutzungsrechte geſtört werden durften, als auch die Landesherren ſich mehr den Geſetzen unterordnen lernten. — Gegenwartig finden wir die eigentlichen Hagen — als lebendige Zäune zur Beſchützung des Forſtes — nur noch in den teutſchen däniſchen Provinzen, in welchen man die Forſtſervitut frei gemacht, und zum Theil mit ihnen umzogen und geſchloſſen hat. Wie auf dieſe Art aus dem Worte Worte Hagen, *Hägen* gleichbedeutend mit ſchonen, entſtanden iſt, wird ſich von ſelbſt darthun, ſo wie auch von dieſem wieder eine Menge Worte abſtammt, welche alle den Begriff von Schonung, Sicherung gegen fremde Benutzung, mit ſich führen. So *Hägung des Wildes*, *Einhägung des Forſtes* oder *Gehäge*, *Hägeſäule*, welche die Gränze des Forſt- oder Jagdgehäges bezeichnet, *Hägewiſch*, welcher dieſelbe Beſtimmung hat, *Hägereiß*, ein junger Stamm, welcher zur Erziehung eines Baumes ſtehen bleiben ſoll, *Hägezeit* als die Zeit, während welcher die Schonung des Waldes oder Wildes fortdauert u. ſ. w.

In der älteſten Zeit vor Karl dem Großen fand gar keine eigentliche Hägung des Wildes in Teutſchland Statt, indem zu jeder Jahreszeit dasſelbe erlegt wurde und jeder Freie zur Jagd befugt war. Dieſer Fürſt richtete zuerſt die Bannforſten zu Aachen, Ingolſingen, Nimwegen, Nürnberg und in mehreren andern Gegenden ein, worin er ſich das Jagdrecht ausſchließlich vorbehielt und woraus ſpäter die Reichswaldungen entſtanden, von denen der Nürnberger Reichswald ſich am längſten als kaiſerl. Domäne erhielt. Um das Wild vortheilhafter zu benutzen, wurde es von ihm in der paſſenden Jahreszeit gejagt und in den übrigen geſchont. So fand die Jagd auf Rothwild nur in den Monaten vom Julius bis November Statt; auf Sauen, Bäre, Wölfe und Elenn, welche letztere in den Sommermonaten in den Brüchen wenig Abbruch thun konnten, wurde vorzüglich im November, December und Januar gejagt, die Beize beſchäftigte die Jäger vorzugsweiſe vom November bis März. Als die Herzoge und Vaſallen ſich vom Kaiſer unabhängiger machten, übten ſie das Recht des Wildbanns in gleicher Art aus, ohne darum eine allgemeine Hägezeit des Wildes vorzuſchreiben. Nur einzelne Thiergattungen wurden dem Landesherrn oft vorbehalten, woraus dann ſpäter die Abtheilung in hohe, mittle und niedere Jagd entſtand. Bis zu Ende des 17ten Jahrh. findet man wenig Spuren, daß der Wildſtand in Teutſchland ſo ſtark geweſen wäre, daß er dem Landbau oder den Forſten nachtheilig wurde, woran theils die Unordnungen des 30jährigen Krieges, theils die große Menge von Raubthieren Urſache ſein mochten. Von da an erſchien aber eine Menge Jagdordnungen, welche die Schonung des Wildes zu gewiſſen Jahreszeiten ſtreng befohlen und die Hägung desſelben in vielen landesherrlichen Forſten nahm in Verbindung mit einer unleidlichen Jagdtyrannei, immer mehr überhand, wodurch zu vielen gerechten Beſchwerden Anlaß gegeben wurde. Die neuere Jagdgeſetzgebung ſeit der franz. Revolution bezweckt im Allgemeinen nur die Erhaltung der unſchädlichern Wildgattungen, indem ſie die Schonung des erkennbaren weiblichen Geſchlechts in der Setz- und Brutzeit anordnet, oder wo dieß nicht erkannt werden kann, die ganze Thiergattung dieſe Zeit hindurch zu ſchonen gebietet. Auch ſoll dadurch die Beſchädigung der Feldfrüchte bei der kleinen Jagd verhütet werden. Teutſchland iſt übrigens, nebſt Dänemark, das einzige Land, wo man den Jagdbeſitzer bloß um der Erhaltung des Wildes willen in der Benutzung der Jagd auf dieſe Art polizeilich beſchränkt. Die Hägung des Forſtes, um junge Pflanzen gegen Beſchädigung durch das Vieh zu ſichern, iſt in Frankreich, wo man größten Theils nur Schlagholz hat, ſchon in der Mitte des 16ten Jahrh. geſetzlich beſtimmt. In Teutſchland kannte man ſie ſo lange, als die Plantarwirthſchaft allgemein war, wenigſtens im Hochwalde nicht, und erſt in den Forſtordnungen des 18ten Jahrh., als die regelmäßige Schlagwirthſchaft als zweckmäßiger erkannt wurde, ſchrieb man ſie als zur Walderhaltung unentbehrlich allgemein vor und beſchränkte die Waldweide ſo viel als dieſe erforderte. Über die Grundſätze der Hägung ſiehe die Artikel **Forstschutz** und **Servitutablösung**.

Von dem Worte Hagen und Gehäge ſtammen auch auch noch die Titel: Hegemeiſter und Hegereiter ab, welchen oft Forſtbeamte führen. Hägemeiſter war in Preußen eine Art Mittelſtelle zwiſchen Oberförſter und Unterförſter, indem der Beamte, welcher ihn führte, nicht bloß wie der letztere ausſchließlich mit dem Forſtſchutze beauftragt war, ſondern auch unter der Kontrolle des Oberförſters Gegenſtände der Revierverwaltung beſorgte. In neuern Zeiten hat man dieſen Titel abgeſchafft. Hägereiter heißen in einigen teutſchen Provin-

Digitized by Google

zen die berittenen Revierverwalter, die auch hie und da reitende Förſter heißen: ſo im Braunſchweigſchen, im Weimarſchen. *(W. Pfeil.)*

HAGENBACH, 1) eine Stadt des baierſchen Rheinkreiſes, Bez. Landau, Canton Candel unweit dem Rheine mit etwa 900 Einw., einem kathol. Pfarramte des Dekanates Germersheim, 1 Schloſſe und gutem Weinbaue, 5 St. von Landau. Sie kannte einſt beſſere Zeiten, als ſie noch zu Pfalz-Zweibrücken gehörte. *(Eisenmann.)* 2) Ein Hof zum Pfarrdorf Eichſal im badenſchen Bezirksamte Schopfheim, an der Stelle, wo einſt das durch ein Erdbeben untergegangene Schloß Hagenbach ſtand. *(Leger.)*

HAGENBACHIA. Dieſe Pflanzengattung haben Nees und Martius (ſ. Prinz Max von Neuwied Beiträge zur Flora Braſiliens in den neuen Verhandlungen der kaiſerl. naturforſchenden Geſellſchaft, Band XI., Theil I. p. 18 t. II.) nach dem Profeſſor Hagenbach in Baſel, dem Verfaſſer einer Flora basiliensis, ſo genannt. Die Hagenbachia iſt aus der Familie der Hämodoreen (*R. Br.*), und aus der erſten Ordnung der dritten Linnéſchen Klaſſe. Die Blumendecke ſteht unter dem Fruchtknoten, und iſt ſechsgetheilt: die Fetzen ſind abwechſelnd ſchmäler; die Antheren ſtehen auf den Rändern der inneren Fetzen, und ſind faſt ungeſtielt; die Fruchtkapſel iſt dreifächerig mit zweiſamigen Fächern. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung, H. brasiliensis *N.* et *M.* iſt vom Prinzen von Neuwied gegen Ende des Jahres 1816 an trocknen Stellen des waldigen Weges, welcher von Rio Janeiro nach der Provinz Minas Geraes führt, entdeckt worden. Dieſe krautartige Pflanze hat ſchwertförmige, zwei Fuß lange, an der Baſis verſchmälerte, lang zugeſpitzte, ſchlaffe Blätter, einen äſtigen, dreikantigen, hin und her gebogenen Schaft, welcher vier Mal kürzer, als die Blätter, und oberhalb mit einigen häutigen, ſcheidenförmigen Brakteen verſehen iſt; die weißen, kleinen Blumen (von der Größe der Spargelblumen) ſtehen in Büſcheln beiſammen.
(Sprengel.)

HAGENBUCH (Joh. Kaspar), ein als Alterthumsforſcher, beſonders als Kenner der alten Epigraphik berühmter Zürcher; geb. den 20. Auguſt 1700 in dem zürcherſchen Dorfe Glattfelden, wo ſein Vater ſich gewöhnlich aufhielt. Seine Bildung erhielt er in den öffentlichen Schulen und dem Gymnaſium zu Zürich, wo ſich bald ſein Sinn für gründliches Studiren und ein nicht gewöhnliches kritiſches Talent entwickelte, aber auch die jugendliche Kraft und ein durch die erworbenen Kenntniſſe gehobenes Selbſtgefühl bei der Entdeckung von Blößen, welche einige Lehrer gaben, ſich oft allzu lebhaft äußerten. Sein Freund und Altersgenoſſe, der als Kritiker nachher ſo berühmt gewordene Johann Jakob Breitinger, hatte an dieſen Vorfällen Antheil und die Verſuchung dazu war um ſo größer, da dieſe Lehrer im Bewußtſeyn ihrer Schwäche dieſe aufſtrebenden Köpfe zu unterdrücken ſtrebten. Beide hatten ſich nämlich dem Studium der Theologie gewidmet, lernten aber bald den damals noch gewöhnlichen Weg einer unfruchtbaren Scholaſtik und einer als bloße Gedächtnißſache betriebenen vermeintlichen Orthodoxie verachten, und widmeten ſich deſto eifriger der klaſſiſchen Literatur und den Alterthümern als der ſicherſten Grundlage. Schon im Jahre 1718 entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Briefwechſel über die bekannten Würfel, welche in der Nähe von Baden im Aargau gefunden werden, woraus die Abhandlung über dieſen Gegenſtand hervorging, die ſich in Konrad Hottinger's Altem und Neuem aus der gelahrten Welt (Zürich 1717—1720) findet. Zu gleicher Zeit kamen ſie auch in Briefwechſel mit gleichgeſinnten ältern Zürchern, die ſich noch auswärts aufhielten, mit dem Theologen Zimmermann, der nachher in Zürich helleres theologiſches Licht verbreitete und mit Bodmer, ferner mit Heumann, mit beiden Buxtorf, mit Altmann und Anderm Literariſche Neuigkeiten, philoſophiſche und theologiſche Streitfragen und Kritik waren die Gegenſtände. Gewöhnlich ſchrieb der Eine im Namen von beiden Freunden, und es fällt von ſelbſt auf, wie ſehr durch dieſe genaue Verbindung ihre Bildung gewinnen mußte. Nach dem Rathe des Profeſſors der hebräiſchen Sprache, David Lavater's, wandten ſie ſich, um theils ängſtlichen, theils böswilligen Cenſoren zu entgehen, mit den Erſtlingen ihres Geiſtes an Burmann in Leyden und an Fabricius in Hamburg, wodurch ſie auch mit dieſen Gelehrten in Verbindung kamen. Zu gleicher Zeit ſammelten ſie mit großer Sorgfalt Hülfsmittel zu einer neuen Ausgabe des Perſius, die aber nicht zu Stande kam. So brachte Hagenbuch die letzten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn in Zürich zu, und erhielt im J. 1720 unter rühmlichen Zeugniſſen die Ordination. Zwei Jahre verlebte er dann auf dem Lande als Erzieher. Während dieſer Zeit entſchied ſich vorzüglich ſeine Neigung für die Epigraphik, obgleich ſeine Briefe zeigen, daß er ſich zugleich auch viel mit den bibliſchen Urkunden beſchäftigte. Er machte den Entwurf, die älteſte Geſchichte Helvetiens zu bearbeiten, und dieſelbe vorzüglich auf römiſche Inſchriften zu gründen. Dazu ſammlte er dann mit ſo angeſtrengtem Fleiße, daß ſeine Geſundheit darunter litt. Auf genaue Abzeichnung der Inſchriften verwendete er die äußerſte Sorgfalt, und bereiſete nach und nach zu dieſem Zwecke die ganze Schweiz. Zugleich bearbeitete er einen ausführlichen Commentar über alle römiſchen Inſchriften in der Schweiz, und dehnte ſeine Studien immer mehr auf das ganze weitſchichtige Gebiet der Epigraphik mit allen ihren Hülfswiſſenſchaften aus. Eine ſeiner früheſten Schriften iſt: Dissertatio de Asciburgio Ulixis, ad Taciti locum de Moribus Germanorum. Tiguri 1723. Durch dieſelbe wurde er bald in einem weitern Kreiſe rühmlich bekannt. Abraham Gronov erhielt von ihm wichtige Beiträge zu ſeiner Ausgabe des Älians, (1731) und dedicirte ihm zum Danke ſeine Varia Geographica (Lugd. Batav. 1739), wo ſich auch von Hagenbuch findet: Exercitatio, qua Ostiones nec Germaniae nec Britanniae populum, sed Galliae Celticae Osimios esse, conjicitur. Überhaupt rühmen mehrere Gelehrte die Bereitwilligkeit, womit er ſie durch

Digitized by Google

ſeine Kenntniſſe unterſtützte. Andre Abhandlungen finden ſich in *Gorii* Inscriptt. antiqu. quae exstant in Etruriae urbibus, und in den Miscell. Crit., die ſeine ſeltene Alterthumskunde und ſeinen kritiſchen Scharfſinn beweiſen; Vorzüge, die von deu größten Alterthumsforſchern ſeiner Zeit, von Gori, Maffei, dem Cardinal Quirini, ferner von Gronov, Bouhier, Seguier, Schöpflin u. ſ. w. öffentlich anerkannt wurden. Sein höchſt merkwürdiger Briefwechſel mit Maffei iſt noch vorhanden. Nur Eine Stimme iſt über den großen Werth ſeiner Epistolae Epigraphicae ad *Joh. Bouhierium* et *Ant. Franc. Gorium.* Tiguri 1747. 4. (vergl. Nova Acta Erudit. 1755. p. 9.), doch vermißt man hier und dort genaue logiſche Ordnung. Dann erſchien ſein: Tessaracostologion Turicense, seu inscriptio antiqua, ex qua Turici sub Impp Romanis stationem quadragesimae Galliarum fuisse primum innotescit. Turici 1747. 4. Hier wird aus einer Inſchrift, die auf einem Hügel mitten in der Stadt Zürch entdeckt wurde, bewieſen, daß der wahre Name des Ortes, wo ſich eine kaiſerliche Zollſtätte befand, unter den Römern Turicum und nicht Tigurum geweſen. Daher verſchwindet der letztere, vorher allgemein übliche Name, von da an gänzlich. Aufgefordert durch Quirini, der ſich mehrere Tage zu Zürich bei ihm aufgehalten hatte, gab Hagenbuch 1749 heraus: De Diptycho Brixiano Boëthii Consulis, auspiciis, jussu ac sumtibus Card. Quirini. Turici 1749 fol. mit einer Appendix epigraphica ad Em. Card. Quirinum, und einer Abhandlung über das zu Zürich befindliche Diptychum Areobindi Consulis. Quirini ſammelte dann ſelbſt die Urtheile der berühmteſten Alterthumsforſcher über dieſes Werk, und machte ſie in einem Schreiben an Hier. Lajomarſini, S. J., bekannt. — Als Walch (in ſeiner 1750 edirten Schrift, Marmor Hispaniae antiquum, vexationis Neronianae insigne documentum, illustratum) die Ausdehnung der Chriſtenverfolgung unter Nero außerhalb Rom bis in Spanien zu beweiſen ſuchte, zeigte Hagenbuch in einem gelehrten Schreiben die Unechtheit der Inſchrift, worauf Walch dieſe Behauptung gründete. Letzterer ſuchte dann ſeine, ſeither noch durch andre Gründe widerlegte Meinung zu vertheidigen, in der 1753 erſchienenen Schrift, Persequutionis Christianorum Neronianae in Hispania ex antiquis monumentis probandae uberior explanatio, worin auch Hagenbuchs Brief abgedruckt iſt. — Leider wurde Hagenbuch durch die damals noch in Zürich Statt findende Einrichtung, nach der die Lehrer am Gymnaſium beim Nachrücken in beſſer beſoldete Lehrſtellen auch die Lehrſtühle wechſeln mußten, in ſpätern Jahren einiger Maßen von ſeinem Hauptſtudium entfernt, und dadurch an der Ausarbeitung und Bekanntmachung der großen antiquariſchen Schätze verhindert, die noch in Handſchrift von ihm vorhanden ſind. Im J. 1730 war er nämlich zum Professor Eloquentiae gewählt worden, damit verband er 1731 die Professio Historiae Profanae, und das mühſame Actuariat des Kirchenrathes. 1735 wurde er Profeſſor der griech. und latein. Sprache am untern Collegium. Allein als 1756 ein theologiſcher Lehrſtuhl und das damit verbundene Canonicat erledigt wurde, trat er als dem Range nach der älteſte in beide Stellen ein, nachdem er ſchon 1749 den Chorherrentitel erhalten hatte, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, ſeine Berufspflichten zu Gunſten ſeiner Lieblingsſtudien zu vernachläſſigen. Aus dieſer Zeit erſchienen noch verſchiedene philologiſch-theologiſche Diſſertationen von ihm. Schon 1760 litt er ſtark durch einen Schlagfluß. Er erholte ſich zwar wieder und bekleidete ſeinen Lehrſtuhl mit großem Fleiße und Treue, bis den 6. Junius 1763 ein neuer Schlagfluß ſeiner unermüdeten Thätigkeit ein Ende machte. — 1748 war er von der etruskiſchen Akademie zu Cortona, und von der colombariſchen zu Florenz, 1752 von der königl. franz. Akademie der Inſchriften, und 1754 von der göttingſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zum auswärtigen Mitgliede erwählt worden. — Unter ſeinem großen handſchriftlichen Nachlaſſe finden ſich eine Fortſetzung der Epistolae epigraphicae, eine Menge noch unedirter römiſcher Inſchriften und treffliche Realregiſter, die ein Syſtem der Epigraphik begründen. Einiges hat der als Philolog berühmte Joh. Jakob Hottinger im Museum Turicense 1782 bekannt gemacht; der ganze Nachlaß wird von Profeſſor Kaſpar von Orelli in Zürich zu einer nächſtens erſcheinenden Ausgabe römiſcher Inſchriften benutzt. — Als Lehrer war Hagenbuch durch ſeine Gründlichkeit und durch die Theilnahme, womit er den Studirenden auch außer den öffentlichen Lectionen nachhalf, ſehr nützlich: Unfleiß oder ſchlechte Sitten ahndete er ernſtlich, und ſuchte ſolche Schüler mit Recht von der theologiſchen Laufbahn zu entfernen. — Von ſieben Kindern aus ſeiner 1724 geſchloſſenen Ehe überlebte ihn nur ein Sohn, der als Landprediger ſtarb, und eine Tochter, Gattinn des gründlichen Philologen Steinbrüchel in Zürich, die wohl bewandert in griechiſcher und lateiniſcher Literatur dem Vater bei ſeinen Arbeiten manchen Dienſt leiſtete *). (*Escher.*)

HAGENBURG, 1) ein Amt des Fürſtenthums Schauenburg-Lippe. Es gränzt in N. W. an das Steinhuder Meer, im S. an das Amt Stadthagen und iſt ſonſt von dem Hannoverſchen umgeben, hat in der Mitte einige Hügel, ſonſt iſt es aber mit gemiſchtem Sande, ſtrichweiſe beſonders im S. von Waldungen unterbrochen, die eine Fortſetzung der Bückeberge ausmachen. Ackerbau, Viehzucht, Garnſpinnerei machen die Hauptgewerbe aus: die am See belegenen Dörfer ziehen etwas aus der Fiſcherei: auch webt man Lönertleinen und die Einwohner befinden ſich im Wohlſtande. Das Amt, welches ein Juſtiz- und Kameralamt bildet, beſteht aus 2 Marktflecken, wovon doch nur 1 eine Kirche beſitzt, 3 Dörfern mit, 7 ohne Kirchen, 3 Kolonien, der Feſtung Wilhelmſtein im Steinhudermeere, und es hatte 1807 4227 Einwohner, ſtatt deren man jetzt wohl 4500 annehmen kann. 2) Der Marktflecken

*) S. Strodtmann's neues gel. Europa. IV, 902. IX, 230. Leu's Lexicon IX, 425 und Holzhalb's Fortſ. III, 13.

Digitized by Google

und Amtsſitz im S. des Steinhudermeers und davon nur ¼ Meile entfernt N. Br. 52° 26′ 20″ L. 26° 57′ 45″. Er hat 1 fürſtl. Schloß, 150 Häuſ. und 940 Einw., aber keine eigne Kirche, indem er nach Altenhagen gepfarrt. Landbau, Leinweberei und Drellweberei ſind die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner, die Jahrmärkte halten und von der durchziehenden Rehburger Straße einigen Gewinn haben. (*G. Hassel.*)

Hagenbut, ſ. Cornarius.

HAGENDORN (Ehrenfr.), geb. den 22. Januar 1640 zu Wohlau in Schleſien, ſtudirte zu Leipzig und Jena, übte dann die Arzneikunſt zu Görlitz mit vielem Glücke aus, wurde 1674 Mitglied der Academiae Nat. Curiosorum unter dem Beinamen Pegaſus, kam ſpäter nach Dresden, wo er als Leibarzt drei Kurfürſten diente und ſtarb den 27. Februar 1692 am Schlagfluß. Außer einer großen Anzahl Abhandlungen in den Schriften der Academia Nat. Curios., ſeiner Diſſertation unter Schenk's Vorſitze: de mania puerorum a fascino. Jen. 1667. 4. beſitzt man noch von ihm: de terra Catechu. 1679. 8. Cynosbatologia. 1679. 8. und Observatt. et historiae med. pract. rariores. Centt. III. Rudolst. 1698. 8. Auch gab er Mt. Ruland's secreta spagyrica. Jen. 1676. 12. mit Anmerkungen heraus. (*Huschke.*)

HAGENIA. Eine noch nicht genau bekannte, von *Lam.* (Illustr.) nach dem verdienten Profeſſor Hagen in Königsberg genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linnéſchen Klaſſe, und wahrſcheinlich aus der Familie der Meliaceen. Ihr Charakter beſteht in einem zweiblättrigen Kelch, und fünf corollenblattartigen, nektartragenden Schüppchen; die Frucht ſcheint eine Kapſel zu ſeyn. Die einzige Art dieſer Gattung, Hag. abyssinica *W.* Sp. pl., iſt ein Baum mit winkligen Zweigen, unterbrochen gefiederten Blättern, eiförmig-lanzettförmigen, ungeſtielten, ſpitz geſägten Blättchen, und rispenförmigen purpurrothen Blühten. Dieſer Baum iſt von Bruce in Abyſſinien entdeckt, und unter dem abyſſiniſchen Namen Cusso beſchrieben. Abgebildet iſt die Hag. abyssinica in *Lam.* illust. t. 311. dann in *Sprengels* syst. veget. II. p. 220. — Eine andre Gattung Hagenia hat Eſchweiler (syst. Lichen. p. 20) geſchaffen; ſie fällt aber nach G. Friedr. Meyer (dispos. method. Lichen. p. 335) mit der Flechtengattung Parmelia Lich. Meth. zuſammen. (*Sprengel.*)

HAGENOW, 1) eine kanzleiſäſſige Stadt in dem gleichn. Amte des meklenburg-ſchweriniſchen Kreiſes Hagenow. Sie liegt an der Schmaar, iſt offen, hat 1 Amthaus, 1 Pfarrkirche, 1 Bürgerſchule mit 3 Lehrern, 1 Frohnerei, und 1825 296, zu 295,100 Rthlr. verſicherte Häuſer und 2551 Einw. Die Stadt, welche etwa 1370 Stadtrechte erhalten, aber bis 1754 amtsſäſſig war und erſt ſeitdem kanzleiſäſſig geworden iſt, hat die Kriminal- und Civilgerechtigkeit, ſo wie die Jagd, 755 Morgen Acker, 575 vier- und 1 zweiſpänniges Fuder Heu und zahlt eine Steuer von 2858 Rthlr. 23½ Gr.; ſie iſt der Sitz des Juſtizamts, einer Präpoſitur, eines Landzoll- und Poſtamts. Die Einwohner nähren ſich vom Landbau, von ihren Gewerben, der Krämerei: 1825 waren 262 Gewerbetreibende eingezeichnet und darunter 12 Kauf- und Handelsleute, 3 Weinhändler, 1 Apotheker, 9 Brenner und Brauer, 12 Weber, 3 Tabaksſpinner, außerdem waren 16 Judenfamilien, 83 Köpfe ſtark, vorhanden. Die Stadt hält 4 Jahrmärkte. 2) Das Amt. Es liegt im ſchweriniſchen Kreiſe des Herzogthums Meklenburg-Schwerin um die gleichnamige Stadt, worin es ſeinen Sitz hat, wird von der Schmaar und Rögnitz bewäſſert und enthält 16,585,700 □Ruthen: der Boden iſt meiſtens gute Geeſt und lohnt mit mittelmäßigen Ernten; die Viehzucht iſt beträchtlich, und zu Radeſin iſt ein herzogliches Geſtüte. Waldung iſt bloß zur Nothdurft da; etwas Bienenzucht. Es zählt in 1 Stadt, 5 Pfarrdörfern, 26 Dörfern und Weilern und mehreren Höfen 15,107 Einw. Das Amt gehörte in ältern Zeiten mit dem Lande Wittenburg zur Grafſchaft Ratzeburg, kam ſpäterhin zur Grafſchaft Schwein und mit dieſer 1369 zur Grafſchaft Danneberg, 1373 aber an Meklenburg-Schwerin, das es zum Amte Schwerin ſchlug: 1757 wurde es mit der 1552 eingezogenen teutſchen Commenthurei Kraak zu einem eignem Amte erhoben. (*G. Hassel.*)

Hagenrecht, ſ. Heckenrecht.

HAGENSCHIESS, großer Wald bei der Stadt Pforzheim, ein Theil des Schwarzwaldes, als nördliche Gränze deſſelben, und durch anſehnliche Einkünfte, die er abwirft, merkwürdig. Er nimmt einen Flächenraum von ungefähr 9000 rheinländ. Morgen ein, und läuft von dem Großherzogthume Baden in das Königreich Würtemberg aus. Der großherzogl. badenſche Antheil dieſes Waldes umfaßt ungefähr 8000 Morgen Landes, und liefert die Maſtbäume zum Holländer Holzhandel, eichene Klötze zum Schiffbau, Balkenſtämme, Bretter, Latten, Schindeln und Handwerksholz; mit Allem dieſem wird die Holländerholz-Handlungscompagnie, welche in Pforzheim ihren Sitz hat, verſehen. Aus ihm werden ferner bedeutende Holzbeſoldungen, und überdieß jährlich noch 8000 fl. für verkauftes Bau- und Brennholz gezogen. Auch haben ſieben Gemeinden ihr Vieh in dem Hagenſchieß zu weiden. Der Wald beſteht, wie der übrige Schwarzwald, größten Theils aus Weißtannen, nur von einigem Laubholz, als Eichen und Buchen unterbrochen. Um ihn in noch größere Aufnahme zu bringen, hat man ſchon vor dem letzten Zehntel des 18ten Jahrh. nicht nur allein 8000 Lerchenbäume, ſondern auch 3000 Stück anderer fremder Holzarten, als amerikaniſche Fichten, amerik. ſchwarze und weiße Pechtannen, Forlen aus Virginien und Neujerſey, rothe Cedern aus Virginien, und kanadiſche und virginiſche Pappeln dahin verpflanzt, allein dieſe Pflanzungen ſind, was wir beſonders in Bezug auf den ſo wichtigen Lerchenbaum bemerken, wegen des ſumpfigen Bodens nicht ſonderlich gediehen*). (*Leger.*)

*) Geograph. Lex. v. Schwaben, I. Bd. S. 648 bis 649. 2te Aufl. S. 774 bis 775. Kolb Lexik. vom Großherzogth. Baden. II. Bd. S. 2. Graf v. Sponeck über den Schwarzwald. S. 477 u. S. 257.

Digitized by Google

HAGER (Joseph), geb. zu Mailand am 30. April 1757, geſt. 1818, ſtammte aus einer urſprünglich teutſchen Familie und wurde daher von ſeinen Ältern, welche für teutſche Bildung Vorliebe haben mochten, nach Wien geſchickt, daß er dort ſich die Kenntniſſe erwerbe, deren er in dem gelehrten Stande, welchem er gewidmet war, bedürfen möchte [1]). Er beſchäftigte ſich als Zögling der dortigen orientaliſchen Akademie [2]) hauptſächlich mit der Philologie, und zwar der orientaliſchen, und erregte, wie damals verlautete, viel Hoffnung. Um ſich in ſeinen Studien zu vervollkommnen, nahm er in Rom, wohin er ſich nachmals begab, an dem Unterrichte Theil, welcher in der dortigen Propaganda in den lebenden europäiſchen und in den orientaliſchen Sprachen ertheilt wurde [3]). Seine teutſche Abkunft machte es ihm möglich, mehrere ſeiner Werke in unſrer Mutterſprache erſcheinen zu laſſen; andere ſind italieniſch, franzöſiſch, ſelbſt engländiſch geſchrieben. Seine äußere Lage war ſeiner Ausbildung ſehr günſtig, denn er ſtand 2 Jahre bei der kaiſerlichen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel, war dann längere Zeit auf Reiſen durch Italien, Spanien, Frankreich, England, Teutſchland und Holland [4]). Darauf beziehen ſich mehrere ſeiner Werke, als ſeine „Reiſe von Wien nach Madrid im J. 1790 (Berlin 1791. 8.)," dann die „Skizze einer Reiſe nach Berlin" in dem „Blumenſtrauß für Freunde u. ſ. w. (Wien 1792. 12.)" und das „Gemälde von Palermo (Berlin 1799. 8.)" Daß aber ſeine Bücher theils in dieſer, theils in jener Sprache erſchienen, hat ſeinen Grund lediglich darin, daß er ſich bei der Herausgabe derſelben jedes Mal der Sprache des Landes zu bedienen ſuchte, in welchem er ſich gerade aufhielt. In Leipzig verweilte er im J. 1799 und fing ſich damals an für das Chineſiſche zu intereſſiren, ſtudirte freilich nur *Bayeri* museum Sinicum, ein wegen der elend gezeichneten Charaktere zu einem gründlichen Studium wenig brauchbares Werk, und unterſuchte das einzige chineſiſche Originalwerk San-tse-king, welches der Buchhändler Breitkopf beſaß [5]). Von Leipzig begab ſich Hager nach Berlin, und benutzte während ſeines zweimonatlichen Aufenthaltes in dieſer Stadt die handſchriftlichen Schätze der königlichen Bibliothek. Er beſchäftigte ſich indeß auch hier nur hauptſächlich mit den 214 Schlüſſeln, welche die Grundlage zu allen chineſiſchen Schriftzeichen bilden und bereits damals mehrere Male durch den Druck bekannt gemacht waren [6]), und benutzte noch Mentzel's Clavis Sinica, von der ſich zwei Abſchriften dort befinden. Trotz dieſer geringen Studien faßte er dennoch ſchon jetzt den Gedanken, ein chineſiſches Wörterbuch zu ediren, eine Ausgabe, die mit den größeſten Schwierigkeiten und ſehr vielen Arbeiten verbunden war, wenn ſie anders vollkommen gelöſt werden ſollte. Indeß war auch ſeine Meinung nicht, ein eigenes Werk darüber auszuarbeiten, und etwa die chineſiſchen Originallexika dabei zum Grunde zu legen; vielmehr hatte er nur im Sinne, *Mentzelii* lexicon characteristicum Sinicolatinum zu ediren, ein allerdings ſchätzbares Manuſcript der Berliner Bibliothek in 9 Folianten, das aber nur 8000 erklärte Charaktere enthält und ganz aus *Diaz* vocabulario de la letra China con explicacion Castellana gezogen iſt [7]). Auf ſolchem Wege ließ ſich freilich nichts leiſten, was der Wiſſenſchaft großen Gewinn zu bringen im Stande war, da man ſich auf die chineſiſchen Wörterbücher der Miſſionare nicht verlaſſen kann. Was daher Hager in Bezug auf die chineſiſche Literatur herausgegeben hat, iſt äußerſt mangelhaft und voller Fehler ſelbſt gegen die Anfangsgründe der Sprache. Er eröffnete die Reihe ſeiner Schriften in dieſem Fache mit dem Piĕn Hŏe Yĕ or An Explanation of the elementary Characters of the Chinese, with an analysis of their ancient symbols and hieroglyphics. London 1801. fol., welches mit der den Engländern eigenthümlichen typographiſchen Pracht auf Velinpapier gedruckt und mit ſaubern Kupferſtichen und Holzſchnitten ausgeſtattet iſt. Es iſt keine eigentliche chineſiſche Sprachlehre, ſondern nur eine Art von Einleitung zu einem Wörterbuche, weßhalb der in der oſtaſiatiſchen Sprachenkunde ausgezeichnete Gelehrte unſerer Zeit *Abel-Rémusat* die Hager'ſche Arbeit unter den grammatiſchen Werken, welche vor der Herausgabe ſeiner alle Anſprüche befriedigenden Elémens de la grammaire chinoise (Paris 1822. gr. 8.) erſchienen waren, kaum im Vorbeigehen zu erwähnen für nöthig fand [8]). Inzwiſchen wäre eine Entzifferung der chineſiſchen Elementarcharaktere in der Zeit, wo Hager damit auftrat, eine ſehr nützliche und dankenswerthe Unternehmung geweſen, wenn ſie mit der erforderlichen Kenntniß und Gründlichkeit ausgeführt worden wäre. Allein die erwähnte Explanation of the elementary characters befriedigt auch die gemäßigteſten Anſprüche nicht, welche man an ein Werk machen muß, das den Anfänger auf einer ſchwierigen Bahn leiten ſoll. Die Beſchränktheit des Verfaſſers auf dem erwähnten Felde zeigt ſich ſchon am chineſiſchen Titel ſeines Buches, denn die darin gelieferten

---

1) In Eichhorn's Allgem. Bibl. der bibl. Lit. 9. Bd, 1. Stck, S. 160, heißt es wahrſcheinlich deßhalb Joſeph Hager aus Wien, als wenn er von dort gebürtig geweſen ſei. 2) Eichhorn a. a. O. 3) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 4) Eichhorn a. a. O. 5) Aſiatiſches Magazin, herausgeg. von Julius Klaproth, 2ter Bd, 1. Stck, S. 79 — 80. Mit dieſer Angabe, welche Klaproth aus Hager's Munde haben will, ſcheint die Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10 im Widerſpruche zu ſeyn, indem ſie Hager'n in der Propaganda zu Rom neben dem Arabiſchen auch das Chineſiſche treiben läßt. 6) Unter andern in *Fourmont's* grammatica Sinica und in *Petity* Encyclop. élémentaire, T. II. P. 2. p. 625 ff.

7) Vergl. *Bayers* Museum Sinicum in der Vorrede. 8) Elémens de la gramm. chinoise. Préface p. XV: Le temps, qui s'est écoulé entre ces deux publications (der Fourmont'ſchen Grammatik, Paris 1742. fol. und *Marshman's* Clavis Sinica. Serampore. 1814. gr. 4.), n'a donné naissance à aucun ouvrage sur la grammaire chinoise; *car on ne saurais compter les Elementary characters du docteur Hager*, ni quelques autres ouvrages *moins médiocres*, qui traitaient plutôt de l'écriture que de la grammaire, et de la composition des caractères que de mécanisme de la langue.

Digitized by Google

drei Charaktere ſind falſch gezeichnet, und der dritte Charakter Yĕ würde, wenn er auch richtig abgebildet wäre, immer nicht explanation, ſondern interpretation, Überſetzung bedeuten [9]). Die Einleitung enthält eine Geſchichte der chineſiſchen Graphik, welche aber durchaus mangelhaft und voller ſonderbarer und unbegründeter Hypotheſen iſt; am beſten möchte noch dasjenige ſeyn, was über die älteren Schriftcharaktere geſagt wird, obſchon ſich auch darin manche Unrichtigkeiten finden [10]). Über die verſchiedenen Accente (intonations nennt ſie *Abel-Rémusat* recht bezeichnend), nach deren einem jegliches chineſiſches Wort geſprochen werden muß [11]), erklärt er ſich weder deutlich, noch vollſtändig, übergeht auch die wichtige Lehre von den Conſonanten und Vocalen (sons initiaux und sons finaux bei *Abel-Rémusat*), welche ſich in der Ausſprache kund thun, völlig. Seine Analyſis der Charaktere nach den 214 Schlüſſeln iſt zu allgemein und unbeſtimmt; größten Theils folgte er hierin Fourmont und iſt auch in manchen Fehler verfallen [12]). Bei ſolchen Umſtänden war es kaum anders möglich, als daß er mehrere Gegner fand, welche die ungemeinen Mängel einer viel zu voreilig und mit zu großem Selbſtvertrauen unternommenen Arbeit aufdeckten. Zunächſt trat *Montucci* auf und wollte in einem beſondern Werke [13]) Hager's bewieſene Ungenauigkeit und Unwiſſenheit darthun; inzwiſchen war ſeine Stimme nicht eben hoch anzuſchlagen, da er ſchon auf dem Titel des Proſpectus zu ſeinem Werke zwei gar nicht ſeltene Charaktere mit einander verwechſelte [14]), und, wie ihm Hager nachwies, ſeine im Proſpectus ausgekramte Weisheit, von verſchiedenen Schriftſtellern entlehnt hatte [15]). Vielmehr waren andere, erſt nur im Allgemeinen ausgeſprochene [16]), dann aber hinreichend motivirte Urtheile [17]) geeignet, das Anſehen zu ſchwächen, welches Hager ſich bereits erworben hatte.

Das unvollkommene Werk hatte jedoch, da es in dieſem Zweige des menſchlichen Wiſſens ſo wenig Kenner gibt, den großen Haufen geblendet; Hager wurde daher noch vor ſeiner Rückkehr ins Vaterland nach Paris berufen, und fand im J. 1802 eine Anſtellung an der heutigen königlichen Bibliothek mit einem Jahrgehalte von 6000 Franken. Er wurde ausdrücklich beauftragt, aus den zahlreichen Vorarbeiten für ein chineſiſches Wörterbuch, welche die Pariſer Bibliothek beſitzt, und aus ſeinen eigenen Materialien, welche letztere man freilich viel höher anſchlug, als ſie in der That waren, ein zweckmäßiges Wörterbuch der chineſiſchen Sprache zu Stande zu bringen. Seit jener Zeit lieferte er einige Werke in franzöſiſcher Sprache über chineſiſche Sitten und Alterthümer, ſämmtlich wenig geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von ſeinen Kenntniſſen der chineſiſchen Sprache zu geben. Denn noch im J. 1802 erſchien zu Paris das Monument de Yu ou la plus ancienne Inscription de la Chine, suivie de trente deux formes d'anciens caractères Chinois avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caractères in gr. Fol. mit 13 Kupferſtichen und 22 Holzſtichen. Jene merkwürdige Inſchrift hatte Hager zuerſt in ſeiner Explanation aus einer chineſiſch-japaniſchen Encyklopädie, welche durch Titſing aus Japan mitgebracht worden, in Europa bekannt gemacht; zu der neuen Ausgabe veranlaßte ihn ein Manuſcript der Pariſer Bibliothek, welches nicht allein jene Inſchrift, ſondern auch eine von chineſiſchen Alterthumskennern herrührende Übertragung in neue Charaktere und eine franzöſiſche Überſetzung des Pater Amiot enthielt. Dieſe Bekanntmachung eines ſo wichtigen Monumentes war allerdings verdienſtlich, aber man vermißt eine genaue Überſetzung und echt kritiſche Behandlung, auch wohl eine vollſtändige Geſchichte desſelben. Denn die Einleitung iſt zu oberflächlich, die Amiot'ſche Überſetzung, welche beigegeben iſt, kann nur als eine ſchlechte und den Sinn verfehlende Paraphraſe gelten, und zum Überfluſſe bezweifelte Hager noch die Authenticität der Übertragung in neuere Charaktere, weil er die Mittelglieder zwiſchen den Zeichen des Monumentes und den jetzt gebräuchlichen nicht beachtet hatte. Einen ſcharfen, aber gewiß nicht ungerechten Tadler fand Hager an Julius Klaproth [18]), der auch zuerſt in der Jen. Allg. Lit. Zeit. (1804. No. 45.), dann in einer eigenen Schrift [19]) die beſagte Inſchrift überſetzte und erläuterte. Hierauf ſchrieb Hager eine Description des Medailles chinoises du Cabinet Impérial de France précédée d'un Essai de Numismatique Chinoise avec des Eclaircissemens sur le commerce des Grecs avec la Chine et sur les vases précieux, qu'on y trouve encore (Par. 1805. gr. 4.). Aus dieſem Werke iſt der im Titel zuletzt angedeutete Gegenſtand in den allgemeinen geographiſchen Ephemeriden des J. 1805 im Juliusheft, S. 283 — 91, ins Teutſche überſetzt worden unter dem Titel: Über die Bekanntſchaft der alten Griechen mit China und über den Zug einer Karawane in das Land der Seren. Er ſucht darin zu beweiſen, daß die Sera metropolis, deren Ptolemäos gedenkt, in der Provinz Schen-si zu ſuchen ſei, und beſtreitet vor Allem die Meinung Goſſelin's, eines bekannten Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris [20]), daß jenes Sera mit Seri-Nagar jenſeits des Ganges einerlei

9) Die richtigere Zeichnung ſiehe in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149. 10) Wen nach Belegen für dieſen harten Tadel verlangt, wird ſchon in der angeführten Rec. der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50 mehr, als er braucht, finden. 11) S. darüber *Abel-Rémusat's* Elémens de la gramm. chin. p. 25 ff. 12) Mehrere Verbeſſerungen findet man in der Jen. A. L. Z. (1804. No. 150.) angegeben. 13) The characteristic merits of the chinese language illustrated by an investigation of its singular mechanism and peculiar properties, containing analytical strictures on Dr. Hager's Explanation of the elementary characters of the Chinese. Lond. 1801. 4.) 14) Jul. Klaproth's aſiat. Magazin, 1. Bd. S. 542 — 43. 2. Bd S. 82. 15) Ebend. 1. Bd S. 501, Anmerk. †. 16) Aſiat. Magaz. 2. Bd S. 79 — 82. 17) Vergl. hauptſächlich die öfters angezogene Rec. in der Jen. A. L. Z. 1804. No. 149 — 50.

18) Aſiat. Magaz. 2. Bd S. 473 ff. Jen. A. L. Z. 1804. No. 45. 19) Schenn-Yü-Bei-Dschenn-Y, Inſchrift des Yü, überſetzt und erklärt von Jul. v. Klaproth. Halle 1811. 4. 20) S. die Sammlung der Abhandlungen dieſer Akademie im 4ten Bande.

Digitized by Google

ſei. Verwandten Inhaltes iſt das Pantéon Chinois ou Parallèle entre le culte religieux des Grecs et celui des Chinois, avec une nouvelle preuve, que la Chine a été connue des Grecs et que les Sères des auteurs classiques ont été de Chinois (Paris 1806. gr. 4.). Auch erſchien der Proſpectus eines dictionaire chinois (Paris 1805). Allein da alle dieſe Werke durch das Haſchen nach frappanten, ſehr oft ganz unwahrſcheinlichen Hypotheſen, wovon Hager in keiner ſeiner vielen Schriften ſich frei erhalten hat, eben ſowohl, als durch Mangel an genauer und gründlicher Kenntniß der chineſiſchen Sprache den Beifall des Kenners verfehlten: ſo ließ es ſich voraus ſehen, daß beſonders die Gelehrten, welche in ſeiner Nähe lebten, dieß nicht verſchweigen, ſondern möglichſt verbreiten würden. Es entſpann ſich daher zwiſchen Hager und den andern Pariſer Orientaliſten ein lebhafter Streit, in Folge deſſen der Erſtere die Hauptſtadt des damaligen franzöſiſchen Kaiſerreichs wieder zu verlaſſen ſich genöthigt ſahe [21]). Seine Arbeiten, welche er für das chineſiſche Wörterbuch gemacht hatte, wurden einer Unterſuchung unterworfen und entſprachen den Erwartungen nicht, welche man gehegt hatte; daher entließ man ihn. Jetzt begab er ſich nach Italien und wurde ſeit dem J. 1809 Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen auf der Univerſität zu Pavia [22]). Nach Aufhebung dieſes Lehrſtuhles wurde er Conſervator der großen öffentlichen Bibliothek zu Mailand, welche unter dem Namen der Bibliotheca Braydensis oder der Brera bekannt iſt [23]). Durch das früher erfahrne Mißgeſchick ließ er ſich in ſeinen chineſiſchen Studien nicht irre machen, es erſchienen noch im J. 1806 ſeine Elements of the Chinese language zu London, dann die Memoria sulla bussola orientale, letta all' università di Pavia. Sec. Ediz. in Pavia. 1810. fol., worin er die Erfindung des Kompaſſes den Chineſen beilegt. Hierüber wurde er von *Domin. Alb. Azuni*, einem um das Seerecht und die Geſchichte des Seeweſens vielfach verdienten Sarden, der bei Napoleon in großem Anſehen ſtand, angegriffen [24]). Im J. 1811 edirte er den Miniere dell' Oriente (Milano in 4.), eine merkwürdige Parallele zwiſchen den Türken und Chineſen. Es ſoll erhellen, daß zwiſchen beiden Nationen ehemals eine innigere Verbindung Statt gefunden habe und der größeſte Theil der türkiſchen Sitten ſich aus China herſchreibe. Dergleichen Combinationen ſind eine Lieblingsſache deſſelben; ſo will er auch eine große Analogie zwiſchen den alten Römern und den heutigen Chineſen in Sitten, Gebräuchen und Handarbeiten entdeckt haben. Er ſpricht dieß aus in einer ſeiner letzten Schriften, in den Iscrizioni cinesi, di Quàng-cèu (Milano 1816. in 8.) Es werden übrigens in dieſer Schrift die wichtigſten Inſchriften, welche ſich an den öffentlichen Gebäuden zu Canton finden, einer Erklärung unterworfen; Hager erhielt ſie aus der Sammlung des Directors Maiſſoni, wo ſie auf einem Gemälde enthalten ſind und wovon er ſie kopiren durfte. Mit jener Erklärung verbindet er noch verſchiedene ſpecielle Angaben über die Beſtimmung der einzelnen Gebäude, an denen die Inſchriften befindlich ſind, und die angeführte Parallele. Hätte er bei ſeinem rühmlichen Fleiße ſich vor einem zu großen Selbſtvertrauen bewahrt, ſich mehr als ein aufrichtiger Forſcher, denn als ein Alles wiſſen wollender Charlatan bewieſen, hätte er es mit ſeinen Geiſtesprodukten genauer genommen und vor dem Publikum mehr Achtung gehabt, er würde gewiß auch in der chineſiſchen Philologie und Alterthumskunde, welche er vorzugsweiſe und offenbar mit einer gewiſſen Vorliebe in ſeinen Werken bearbeitete, wenn auch nicht ganz Vollendetes, doch immer Schätzbares geliefert haben. So aber haben ſeine gewiß ausgebreiteten Kenntniſſe ihm nur dienen müſſen, ſeine ſonderbaren und barocken Einfälle mit gelehrtem Zierath aufzuputzen und unhaltbare Hypotheſen ſo heraus zu ſtaffiren, daß der weniger Erfahrene durch den äußeren Flimmer verleitet wird, Alles für Gold zu halten. Das Gute, was ſich neben vielem Schlechten bei ihm findet, wurde nun auch nicht mehr beachtet, als der täuſchende Schimmer der gelehrten und ſonſtigen gebildeten Welt in ſeinem Nichts kund geworden war. Hager ging wie ein glänzendes Meteor am literariſchen Himmel auf, iſt aber auch ſchnell von ſeiner Höhe herab geſunken. Julius Klaproth errichtete ſelbſt einen Leichenſtein auf dem Grabe der chineſiſchen Gelehrſamkeit des Dr. Hager (Halle 1811. 8.), und Hager wurde ein warnendes Beiſpiel eines mehr ausgebreiteten als tiefen und gründlichen Studiums.

Neben dem Chineſiſchen beſchäftigte er ſich auch mit den babyloniſchen Inſchriften, und gab während ſeines Aufenthaltes in England A Dissertation on the newley discovered Babylonian Inscriptions (Lond. 1801. 4.) heraus, welche Klaproth in ſeinem aſiatiſchen Magazin [25]) ins Teutſche überſetzt und mit Anmerkungen [26]) verſehen, dem teutſchen Publikum zugänglicher machte. Hager wurde zu dieſer Abhandlung durch die auf Befehl der oſtindiſchen Compagnie zum Behuf gelehrter Forſchungen aus den Trümmern Babylons entnommenen Backſteine mit alten Inſchriften aufgemuntert und er ſuchte zu zeigen, daß zwiſchen ihren Schriftzügen und der Devanagari, oder dem indiſchen Schriftzuge,

21) Biographie nouvelle des contemporains, T. IX. p. 10. 22) Biogr. nouv. des contemp. a. a. O. Meuſel dagegen in ſeinem Gelehrten Teutſchland vom J. 1810 läßt ihn ſchon ſeit 1806 dieſe Stelle bekleiden. 23) Einiges Nähere über dieſe Bibliothek findet man in *Fr. Blume* iter italicum, Bd 1. S. 140 ff. 24) Die Biogr. nouv. des contempor. T. I. A Paris. 1820. unt. d. W. Azuni hat den Streit, wie es ſcheint, ganz falſch aufgefaßt und widerſpricht auch den Angaben unt. dem Art. Hager (T. IX.). Es heißt nämlich an der erſtern Stelle alſo: Un petit pamphlet de M. *Azuni*, dans lequel il revendiquoit pour les Français l'invention de la boussole, *que les Italiens s'attribuent*, l'engagea dans une discussion polémique. *Un érudit, Joseph Hager, professeur des langues orientales à Paris, réfuta d'une manière si non triomphante, du moins fort spécieuse, les argumens de M. Azuni contre lesquels l'orgueil des Italiens se revoltait.* Dieß ſoll in dieſem Zuſammenhange doch wohl ſo viel heißen, Hager habe den italienſchen Urſprung des Kompaſſes nachgewieſen.

25) 1. Bd S. 246 – 256. 292 — 317. 478 — 591. 26) A. a. O. S. 582 — 46.

Digitized by Google

deſſen ſich die Sanskritſprache vorzugsweiſe bedient, eine auffallende Ähnlichkeit Statt finde. Hierauf wird der Schluß gebaut, daß die Perſer und Indier Schüler der Chaldäer geweſen wären, und die Ägypter die Idee zu ihren gigantiſchen Bauten aus Babylon empfangen hätten. Die Abhandlung iſt mit einer großen Maſſe gelehrter Citate ausgeſtattet. Aus ähnlichen Studien ging auch die Illustrazione di uno zodiaco orientale del gabinetto dalle medaglie di S. M. à Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigri in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serve ad illustrare la storia dell' astronomia et alti punti interessanti d'antichità. (Milano. 1811. 4.)

Sehr gern hat Hager, wie ſchon oben erwähnt iſt, Vergleichungen zwiſchen Völkern angeſtellt, hat ſich aber daher nicht ſelten zu Mißgriffen verleiten laſſen. Zu den Schriften dieſer Art gehören Neue Beweiſe der Verwandtſchaft der Hungarn mit den Lappländern, eine Beilage zu Sprengel's und Forſter's neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde (Wien 1794. kl. 8.). Seine letzte Arbeit, Observations sur la ressemblance frappante, que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains (Milano. 1817. 4.), zeigt, daß er bis in ſein Alter dieſem Gegenſtande mit Liebe zugethan blieb. In die Reihe dieſer ethnographiſchen Werke iſt auch noch das Schreiben aus Wien an Herrn Pallas in St. Petersburg (Wien 1789. gr. 4.) zu ſtellen. Er gab ferner heraus „Geſandtſchaftsreiſe nach dem Königreiche Ava im J. 1795, unternommen vom Major M. Symes; nebſt Einleit. in die Geſchichte von Ava, Pegu, Arrakan, Beſchreibung des Landes und Bemerkungen über Verfaſſung, Sitten und Sprache der Birmanen. Aus dem Engl. mit Vorrede und Anmerk. (Hamburg 1800. gr. 8.)"; auch unter dem Titel: Neuere Geſch. der See- und Landreiſen, 13. Bd.

Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich Hager ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in der gelehrten Welt. Der Malteſer Joſeph Bella (ſ. den Art.) wollte einen Codex diplomaticus oder Briefwechſel zwiſchen den ſicilianiſchen Statthaltern der Araber und ihrem Oberherrn in Afrika, dann einen Coder über die normänniſche Beherrſchung von Sicilien und außerdem noch ſogar einen arabiſchen Livius entdeckt haben, und begann untergeſchobene, erſt von ihm ins Arabiſche überſetzte Werke dieſer Art zu ediren. Hager entdeckte den Betrug, auf den indeß ſchon vor ihm hingedeutet war. In ſeiner Reiſe von Warſchau nach der Hauptſtadt von Sicilien (Wien 1795. 8.; auch Bresl. u. Lpz. 1795. 8.) gab er zuerſt Nachricht davon; ſo wie in der eignen Schrift:: Nachricht von einer merkwürdigen literariſchen Betrügerei, auf einer Reiſe nach Sicilien im J. 1794 (Lpz. u. Erlang. 1799. gr. 4.). Dieſelbe Schrift gab er auch franzöſiſch heraus. Er war vom König von Neapel mit der Unterſuchung beauftragt worden, und damit in den Jahren 1794—96 beſchäftigt geweſen. Das Reſultat hat auch Eichhorn[27]) aus Hager's Schriften ausgezogen.

Auf die arabiſche Literatur bezieht ſich endlich ein Aufſatz in den Fundgruben des Orients (2r Bd. S. 65 ff.) unter dem Titel: Memoria sulla sifre arabiche[28]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAGER (Johann Georg), ein verdienter Helleniſt und Geograph, der am 24. März 1709 zu Oberkotzau im Baireuthſchen geboren war, ſeine frühere Bildung zu Hof empfangen und zu Leipzig ſtudirt hatte, wo er ſich durch ſeine Diſſertation de methodo disputandi Euclidis. Lips. 1736 für den Katheder qualificiren wollte, und anfangs in den Reihen der Privatdocenten trat, als er 1741 den Ruf zum Rektorate des Chemnitzer Lyceum erhielt, ſelbigem folgte und als ſolcher am 17. Oct. 1777 zu Öderan, wo er ſeine Tochter beſuchte, ſtarb. Er war ein gründlicher Humaniſt, ein guter Geſchichtforſcher und Literator, der ſich aber beſſer für den Schreibtiſch, als zur Führung einer Schule eignete, welcher Stelle der gutmüthige, nur in ſeinen Büchern lebende Mann nicht gewachſen war, obgleich unter ihm und durch ſeinen Namen ſich die Frequenz der Schule hob. Er hat eine Menge Schriften hinterlaſſen, theils in Programmen und Schulſchriften, theils in größeren Werken beſtehend, worunter vorzügliche Auszeichnung verdienen: 1) ſeine Ausgaben von Homers Ilias, zuerſt 1740, dann vollſtändiger in 2 Bdn, Chemnitz 1745 und 1753, die zu ihrer Zeit mit die vorzüglichſte in Teutſchland war und 1761, 1767 und 1778 neu aufgelegt iſt; 2) ausführliche Geographie in 3 Bänden. Chemnitz 1746 u. 1747, welche nachher drei Mal von ihm umgearbeitet und zuletzt 1773 und 1774 ausgegeben iſt. Ein Auszug daraus 1755 wurde 1775 von neuem aufgelegt. Als Hager den erſten Entwurf zu der Ausarbeitung des erſtern Werks machte, befand ſich das Studium der Erdkunde noch in der elendeſten Verfaſſung: man hatte faſt keine andre Lehrbücher, als die die beiden Hübner aufgeſtellt, aber durchaus auf keine wiſſenſchaftliche Grundlage gebaut hatten; auf manchen Schulen begleitete Berkenmeyer curieuſer Antiquar jene Lehrbücher als ergötzlicher Commentar für Lehrer und Lernende. Hager fühlte lebhaft, wie wenig jene Hilfsmittel die Wiſſenſchaft fördern konnten, und nahm ſich vor, ein beſſeres an jener Stelle zu ſetzen, und gab nun ſeine Erdbeſchreibung heraus, die gewiß unendliche Vorzüge vor allen ſeinen Vorgängern hat, aber freilich ſchon deßhalb in einer mangelhaften Geſtalt erſcheinen mußte, weil dem Schulrektor zu Chemnitz keine große Bibliothek, keine theure Kartenſammlung zu Gebote ſtand. Was er gab, mußte er bloß aus ſeiner eignen und der Rathsbibliothek entlehnen und beide mochten nur gering ausgeſtattet ſeyn. Bei ſeiner Unbekanntſchaft mit den einzelnen beſſern Karten des Auslandes waren ihm die der homanniſchen Officin das non plus ultra der Kunſt; und da ſie überall in Teutſchland verbreitet und die einzigen Schulkarten waren, ſo kam er

27) Bibliotb. der bibl. und morgenl. Lit. 9r Bd. S. 143 ff.

28) Wir erſuchen die geehrteſten Leſer dieſes vorſtehenden Art. dasjenige zu vergleichen, was im XVI. Bande der erſten Section über chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur S. 363 ausführlich und gründlich mitgetheilt worden iſt. (*Sc.*)

auf den Einfall, die Lage der einzelnen Ortſchaften nach dieſen zu beſtimmen und gab gewiſſenhaft an, ob der Ort zur Rechten, zur Linken, über, unter oder zur Seite des vornehmſten Orts einer Provinz belegen ſei, damit die Schüler ihn leichter finden könnten. Dieſe Methode fand in der Folge in Büſching einen bittern Tadler, der freilich durch beſſeres Material in den Stand geſetzt war, die Untauglichkeit des homanniſchen Verlags gründlicher beurtheilen zu können. Indeß muß man doch zugeſtehn, daß Hagers Methode nicht ſo ganz unrecht war, und dazu beigetragen hat, manchen tüchtigen Geographen zu bilden. Auch blieb Hagers Werk, das übrigens den fleißigen Sammler beurkundet, lange und bis faſt an 1790 das Hauptlehrbuch auf Schulen, und es dauerte lange, ehe Büſching und Fabri ihn aus den Schulen verdrängen konnten. 3) Geographiſcher Bücherſaal zum Nutzen und Vergnügen, 3 Bände 1764—1774. Das erſte geogr. Magazin in Teutſchland, worin er zugleich die ſämmtlichen Progammen einwebte, die er über verſchiedene geographiſche Gegenſtände zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben hatte. Einige darunter ſind ſchätzbar und verdienen für den Geographen von Fach noch Beachtung, beurkunden auch, daß Hager nicht bloß Sammler war, ſondern eine höhere Beſtimmung der Wiſſenſchaft wohl ahnete. 4) Kurze Einleitung in die Göttergeſchichte der alten Griechen und Römer nach Pomey's Anleitung. Leipz. und Chemnitz 1762. In dieſem geht Hager nicht viel über ſeinen Meiſter hinaus. — Seine übrigen Werke ſind die, welche die Literatur betreffen, meiſtens Fortſetzungen oder Ausarbeitungen Anderer; ſeine Kinderſchriften, wie die kleine Kinderbibel, die zwei Mal dreißig bibliſchen Hiſtorien ꝛc. Nachahmungen oder Umarbeitungen Hübners, und erlebten doch mehrere Auflagen*). *(G. Hassel.)*

HÄGER, auch HEGER, (Waſſerbau), ein Hügel von Sand (Sandhäger) oder von Kies (Kieshäger) in Strömen oder am Ufer derſelben, welcher von dem Waſſer angeſetzt oder angelegt wird, daher auch Anlage genannt, deßgleichen Horſt, Sandhorſt, und wenn er eine größere Ausbreitung gewonnen hat, Werder. Mag nun der Häger durch hohe Fluten, die den Lauf der Ströme verändern und in Unordnung bringen, entſtanden ſeyn, oder mag er durch künſtliche Leitung derſelben, um ſie einzuſchränken, zu vertiefen und fahrbar zu machen, hervorgebracht werden (Anhägerung): ſo gilt für die Zuläſſigkeit deſſelben folgende Grundregel: Der Häger darf die Strombahn nicht berühren und eben ſo wenig die möglichſt gerade Linie derſelben brechen. Man ziehe die Mittellinie der Normalbreite ſo gerade, als die Lage des Fluſſes es zuläßt und dazu die Gränzlinien jener Normalbreite. Alles übrige Stromfeld, welches außer den Gränzlinien liegt, kann angehägert werden. Beſonders bei einwärts gekrümmten Ufern iſt die Anhägerung räthlich und vortheilhaft; dagegen iſt die Anhägerung bei hervorſpringenden Ufern nicht allein ſehr ſchwierig, ſondern ſie zwingt auch den Strom zum Serpentiren. *(R.)*

HÄGERECHT, iſt die Befugniß des Jagdberechtigten, auf den Gränzen der fremden, ſeiner Gerechtſame unterworfenen Waldgrundſtücken eine Verzäunung herzuſtellen und zu unterhalten. Sie muß durch Vertrag oder Verjährung beſonders erworben ſeyn; außerdem und an ſich darf man ſie nicht als im Jagdrechte liegend betrachten, auch dann nicht, wenn ſolches nach der Landesverfaſſung als Regel gilt; denn ohne ſpeciellen Rechtstitel kann Niemand gezwungen werden, Anlagen, Baue eines Andern auf ſeinem Eigenthume zu dulden; ſogar das Anführen des eigenen Nutzens der vielleicht in der Nähe des Waldes auch Fruchtfeld beſitzenden Jagdleidenden, in Betreff der Waldſchäden kann im Rechtswege dawider nicht entſcheiden; das Reichskammergericht ſchon ſprach in zwei im J. 1578 gefällten Erkenntniſſen aus, daß das Sprichwort „wer darf jagen, der darf hagen" keinen geſetzlichen Grund für ſich habe. Wo ein Hägerecht hergebracht iſt, muß das Holz zu dem Zaune vom Jagdberechtigten aus eigenen Mitteln geliefert, und darf ohne auch desfallſige Befugniß nicht im fremden Walde gehauen werden*). *(Emminghaus.)*

Hägereiter, ſ. Hägen.

HÄGERGÜTER, ſind Bauergüter, deren Beſitzer, (Häger, Hägermänner) ein Kloſter oder einen Adeligen (Oberhäger, Hägerjunker) als Grundherrſchaft anerkennen. Die Benennung iſt abzuleiten vom Hag, Zaun, Einfaſſung, ſo, daß dadurch angedeutet wird entweder, wie ſolche Güter bei der Anſiedelung in den Wäldern und Haiden umgeben, oder ſo, daß ein Gericht für einen gewiſſen Complexus derſelben (gehägtes Gericht, Haggericht, Hachtgericht, Hachting) angeordnet worden ſei. Sie kommen vor in Lippe, Hannover, beſonders aber in Braunſchweig. Hier iſt a) jeder Häger verpflichtet, beim Antritte des Guts als Käufer, Erbe ꝛc. ein Laudemium, Kör, zu entrichten, und dann alljährlich gewiſſe Dienſte, Zinſen und Zehnten zu leiſten, die Subſtanz des Gutes nicht weſentlich zu verändern (z. B. durch Umwandelung in Wieſe oder Garten) noch zu verringern (z. B. durch Auflegung von Realſervituten) ſolches nicht ohne Zuſtimmung des Oberhägers zu verpfänden, zu theilen, zu veräußern und als Dos hinzugeben, Alles bei Verluſt des Gutes; der Oberhäger iſt b) ſchuldig, die Veräußerung des Gutes, im Falle der Häger durch Unglück verarmt, und zwar, ſo fern nicht er ſelbſt oder ein Erbe des Hägers ein Näherrecht ausüben will, auch an einen Fremden, zu geſtatten, ingleichen dem nächſten Verwandten, oder Einem von mehrern, den der Häger auswählen oder das Herkommen beſtimmen kann, es als Erben zu überlaſſen, wogegen es ihm, wenn keine ſolchen, oder bloß eine Witwe vorhanden, heimfällt. Die beſondern Gerichte für die Hä-

*) Roth memoria Hageri. Hirſching's Handbuch. Adelung zum Jöcher; Biogr. univ.; ſ. Schriften vollſtändig in Meuſel's Lex. der verſt. teutſchen Schriftſt. V. S. 57—63.

*) S. v. Hellfeld Repert. Jur. privati Th. II. S. 1798. Hagemann's Landwirthſch.-R. S. 368 v. Berg Rechtsfälle. Bd. II. S. 289 fg.

Digitized by Google

gergüter (S. Vogel von den Hägergerichten in der vormaligen Herrſchaft Homburg, Hann. 1816) ſind durch die braunſchweigſchen Verordnungen vom 16. Januar und 3. Februar 1814, und vom 26. März 1823 abgeſchafft. Überhaupt ſind zu vergl. Hagemann juriſt. Aufſätze Th. II. Hann. 1794. S. 14—63 und der Art. Hägemahl. (*Emminghaus.*)

HÄGERHUFE, (die), eben ſo oft in den Urkunden Hegerhuſe, ſehr ſelten Heegerhuſe, ein in Pommern früherhin üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 60 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Es iſt ſehr zu bezweifeln, daß dieſe Hufe urſprünglich davon ſo benamt ſei, weil ſie eingehägt d. h. eingezäunt oder von dieſen und jenen Laſten, Servituten u. ſ. w. befreiet war, ſondern wahrſcheinlicher möchte es ſeyn, weil ſie, als die Benennung aufkam, immer noch mit Holz bewachſen war, (Hag, Gehölz, Wald, noch in Böhmen üblich,) woraus ſich die beträchtliche Größe derſelben erklären ließe. Auch nennt ſie die Urkunde von 1249[1]), die ihrer wohl zuerſt erwähnt, Hagendorf (für Hagenhova ſtatt Hagenhoba, Hagenhuba); und mag ſie nicht mehr geleiſtet haben, als die Hakenhufe, uncus, die zwar viermal kleiner, aber ſchon cultivirt und beackert war. Späterhin, als die Grundſteuern für Fürſt und Landſchaft aufkamen und die meiſten Hägerhufen längſt ſchon beackert worden, ward die Hägerhufe als größtes Ackermaß am höchſten beſteuert und zwar doppelt ſo hoch als eine Landhufe, wie Wartislaff's IX. Privilegium an die Landſchaft vom J. 1421[2]) bezeugt, und vierfach ſo hoch als eine Hakenhufe[3]). In den Städten ſteuerte ein Giebelhaus oder ganzes Erbe einer Häger-, eine Bude einer Land- und ein Keller einer Hakenhufe gleich, wie im Landtagsabſchied von 1563 beſtimmt iſt. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

HAGERICH von Chur, der Maler. S. den Artikel Abel Stimmer.

HAGERSDORF, Herrſchaft und Dorf in Böhmens Saatzerkreiſe (Zatetzky Krag). mit 40 bis 50 Häuſ., einem alten Schloſſe, wobei ein Park und Thiergarten, erſtrer im franz. Stile mit Springbrunnen, Glas- und Treibhäuſern, und einem guten Sauerbrunnen. (*Rumy.*)

Hägesäule, ſ. Hägen.

HAGESTOLZ, ein ſehr altes teutſches Wort, welches früher einen Unverheiratheten überhaupt bezeichnete, jetzt aber vornehmlich einen alten und eheſcheuen Junggeſellen. In einigen Gegenden gebraucht man auch die weibliche Form: die Hageſtolze oder Hageſtolzinn.

Über die Etymologie des Wortes iſt man nicht einig. Schon in den Gloſſen des Rhabanus Maurus iſt Caelebs durch Hagustult gegeben. Weiterhin finden ſich in verſchiedenen Zeiten und Mundarten: Hagenstolte, Hagestelz, Hagestolt, Hagstälz*) und angelſächſiſch hehstald, ein Jüngling und eine Jungfrau. Hat dieſes Angelſächſiſche eine Wurzel mit dem Hageſtolz: ſo kann beides nicht beſſer erklärt werden, als: Einer und Eine, die in ihrem Hage oder Hauſe geſtellt oder geſtallt ſind, d. h. darinnen bleiben (von hag und stellen, stallen). Denn die alte angelſächſiſche Bedeutung bezeichnet bloß das Eheloſe, nicht das Eheſcheue. Dieſem letzten Begriffe werden die andern Ableitungen mehr zuſagen: Stolz auf ſeinen Hag oder Hof; Einer, dem der Stolz behagt; Einer, der bei einem Andern im verſchloſſenen Hofe wohnt. Dieſer letzte wäre dann als ein jüngerer Bruder zu nehmen, der bei dem Erſtgeborenen, welchem das Grundſtück zugefallen, als Kleinhäusler wohnt. Nach Schottelius**) werden die Unverheiratheten an einigen Orten im funfzigſten, an andern erſt im ſechzigſten Jahre Hageſtolze genannt. Haltaus führt als gleichbedeutend mit Hagestolz aus Celle'ſchen Akten Hoffestolt und Hofestolt an, welches für die Ableitung keine Entſcheidung gibt, ſondern nur die ohnedieß klare Bedeutung von Hage beſtimmt. Es iſt möglich, daß aus Hofe nachmals Have, und daraus Haver entſtanden iſt. Havestolt findet ſich wenigſtens in braunſchweigſchen Diplomen des 17ten Jahrh.; aber Haverstolt ſoll nach Haltaus von einer falſchen Leſung des Schottelius herſtammen.

Die Vergleichung verwandter Sprachen weiſt auf die Erklärung durch Hausgeſeſſene oder Eingeſeſſene hin. Im Isländiſchen Einstädingur, im Schwediſchen Einstöding, und im Mittelalterlatein (bei Du Fresne) Haistaldus oder Haistoldus. Dieſes gewiß aus Hageſtolz gebildete Wort bedeutet einen Hausgeſeſſenen***). (*R.*)

HAGESTOLZENRECHT, iſt das in einigen Diſtrikten von Braunſchweig, Hannover, Würtenberg und der ehemaligen Pfalz vorkommende Recht des Landes- oder Gutsherren, die Hageſtolzen ganz oder theilweiſe zu beerben. Man hat es aus dem römiſchen Rechte ableiten, und ſogar die italieniſchen Vorfahren der Herzoge von Braunſchweig für dieſe Meinung geltend machen wollen. Allein an die L. Papia Poppaea, und deren Strafen für Caelibes darf man hier ſchon darum nicht denken, weil dieſes Geſetz nur den Hageſtolzen ſelbſt die Fähigkeit, Andre zu beerben, nicht ihren Verwandten die Rechte auf den Nachlaß der erſtern entzog; die Verordnung des Kaiſers Caracalla „daß bloß die nächſten Verwandten, „welche der Erbſchaftsſteuer nicht unterworfen ſeien, auf Inteſtatfolge Anſpruch machen könnten"[1]), ſchloß gewiß Vater, Mutter, Bruder und Schweſter nicht aus und ſcheint ohnehin ihren habſüchtigen Urheber nicht überlebt zu haben. Auch die Vermuthung, daß das kanoniſche Recht, daß die Idee einer Strafbarkeit der Verachtung des Sacraments der Ehe dazu Anlaß gegeben, dürfte mindeſtens durch den dafür angeführten Umſtand, daß Klöſter jene Berechtigung häufig angeſprochen haben, noch nicht zu begründen ſeyn. Es bleibt wohl nur übrig, darin ein Erzeugniß der altteutſchen Leibeigenſchaft oder Hörigkeit zu erblicken, durch die man

1) Dreger's Cod. dipl. S. 299. 2) Dähnert's Land. Urk. Band I. S. 431. 3) ſ. ebend. S. 437.

*) Korrumpirt aus Haverstolt.

**) Ausführliche Arbeit von der teutſchen Hauptſprache. S. 467.

***) Schilter und Haltaus. Vgl. Hagen.

1) Collat. Legum Mosaic. et Rom. XVI, 9.

Digitized by Google

anfänglich ein dem Leibherrn ausſchließlich gebührendes, ſpäter ein lediglich dem der Kinder nachſtehendes Erbrecht, noch ſpäter aber ein ſolches wenigſtens in Fällen gerechtfertigt achtete, wo eines Theils der Leibherr um ſeine Hoffnung gekommen war, daß der Leibeigne auch durch Erzeugung wiederum arbeitſamer Kinder ihm Nutzen bringen werde, andern Theils die Verwandten in den aufſteigenden und Seitenlinien um deßwillen dadurch in keiner billigen Erwartung getäuſcht wurden, weil dem gewöhnlichen Gange des Lebens nach Kinder ihnen hätten vorgehen müſſen. Das Hageſtolzenrecht kann nur ausgeübt werden: 1) bei Nachläſſen ſolcher Perſonen männlichen oder weiblichen Geſchlechts, welche, ohne durch Krankheit oder Keuſchheitsgelübde, die der geiſtliche Stand erfordert, ingleichen durch Jugend zu heirathen gehindert zu ſeyn, ehelos ſterben. In letzterer Beziehung war man meiſtens ſo mild, es auf ſolche, die das funfzigſte Jahr überſchritten hatten, einzuſchränken; dagegen dehnte man es auf Perſonen aus, die dreißig Jahre im Witwerſtande lebten. — 2) Auf Lehngüter erſtreckte man es nie, ſelten auf ererbte Güter (im Gegenſatz der durch Arbeit verdienten und durch Glücksfall erworbenen); häufig ergreift es nur eine Quote des Vermögens oder ſinkt zu einem Beſthauptsrechte herab. S. dieſen Art. auch Wildfangsrecht. Die Fürſten hoben es, ſoweit es eine fiskaliſche Intrade gewährte, vielfältig auf z. B. Herzog Auguſt Wilhelm von Braunſchweig durch Conſtitution vom 18. November 1730: „weil unſere getreuen Unterthanen da„durch in nicht geringe Apprehenſion geſetzt, ja wohl „gar Auswärtige dadurch zurückgehalten werden, ſich in „unſern Landen häuslich nieder zu ſetzen": die dazu befugten Privatperſonen ſind aber durch dergleichen Verordnungen freilich an ſich nicht gezwungen, davon ihrerſeits abzuſtehen. Mehreres ſ. bei von Hellfeld[2]), Danz[3]), Mittermaier[4]). Neuere Geſetzgebungen kennen es nicht: zuletzt empfahl es, zu Gunſten der Armenanſtalten, mit erleichternden Modificationen die k. preuß. Geſetzcommiſſion in dem in J. 1791 bekannt gemachten Entwurfe des Landrechts Th. II. S. 19; allein bei der Promulgation im J. 1794 wurden die demſelben gewidmeten Paragraphen geändert. Auf einem gleichen Grundgedanken beruhen die in vielen teutſchen Ländern eingeführten Collateralgelder, welche von Erbſchaften, welche Andern als Aſcendenten, Deſcendenten und Gatten zufallen, an Waiſeninſtitute und dergl. entrichtet werden müſſen. *(Emminghaus.)*

HAGETMAN, eine Stadt in dem franz. Dep. Landes Bez. S. Sever. Sie liegt 2 Meilen von S. Sever an der Lons, hat 1 altes Schloß, 1 Pfarrkirche, 640 Häuſ. und 2340 Einw., die Gärbereien und einige andre Gewerbe unterhalten und Jahrmärkte haben, aber ihre vorzüglichſte Nahrung aus dem Landbau, dem Weinbau und der Viehzucht ziehen: die Weine, die hier wachſen, gehören zu den beſten des Departements. Vor der Revolution war es eine Beſitzung der Familie Grammond. *(G. Hassel.)*

HÄGEWEIDE, HÄGEWIESE, eine Wieſe, welche Gartenrecht hat, worauf alſo Niemand ſein Vieh weiden laſſen darf. *(Schilling.)*

HÄGEWISCH, HÄGESCHAU, HAINSCHEIBE, HEUSCHAUB, heißt ein Strohwiſch, der auf eine Stange geſteckt, oder an den Aſt eines Baumes befeſtigt wird, um einen gehägten Acker, eine Wieſe oder einen verbotenen Weg damit zu bezeichnen. *(Schilling.)*

HÄGEZEIT, (auch Schonzeit), iſt gewöhnlich in den Jagdordnungen mit Androhung von Geldbußen für die Übertreter beſtimmt, und zwar meiſtens für die hohe und mittlere Jagd ſo, daß ſie mit dem 1. Februar anfängt und dem 15. Junius endigt, in ältern, z. B. den königl. ſächſiſchen Geſetzen vom Sonntage Invocavit bis zu dem erſten Sonnt. nach Trinitatis) — für die niedere Jagd auf die Weiſe, daß ſie mit dem 1. Febr. beginnt und bis zum 15. Sept. dauert (nach frühern Vorſchriften bisweilen vom 1. März bis zum 31. Auguſt). Die Schontage werden von Mitternacht bis Mitternacht gerechnet. Als Modificationen kommen vor die Befugniſſe a) der Polizeibehörde, wegen verſpäteter Ernte den Aufgang der Niederjagd bis zum 1. October hinaus zu ſetzen, b) der Berechtigten, die geſchloſſene Reviere haben aa) zu Erlegung einiger Feſthaſen, bb) vom 1. Sept. an auf den Anſtand zu gehen, cc) vom 15. Auguſt an Wachteln und Rebhühner und dd) von letztern im Frühjahre einige Hähne zu ſchießen. Daß der Landesherr an die Hägezeit ſelbſt nicht gebunden iſt, läßt ſich wenigſtens in Ländern, wo jene in mit landſtändiſcher Bewilligung erlaſſenen Geſetzen beſtimmt ward, keineswegs behaupten *). *(Emminghaus.)*

HÄGEZEIT, im Weiderechte, iſt zu beſtimmen a) zunächſt nach den individuellen Normen: Verjährung, Teſtamenten, Verträgen. Beſonders bei den letztern hat die Verbeſſerung des Calenders (ſ. d. Art. XIV, 2. S. 121 ff.) Streitigkeiten erregt; juridiſch kann man nur behaupten, daß die zur Zeit der Vertragsſchließung am Orte, wo ſie erfolgte, üblich geweſene Zeitrechnung die Regel für die Beurtheilung abgibt, alſo z. B. die in einem proteſtantiſchen Lande im 17ten Jahrhundert für den 29. Sept. bedungene Öffnung der Weide im J. 1826 den 11. October eintritt; allein billig war es eines Theils, daß manche Geſetzgebungen, z. B. die in Hannover feſtſetzten, es ſolle nach dem neuen Kalender (ſobald nicht ſpäterer Vertrag oder eine Verjährung eine Änderung herbei geführt) ſich gerichtet werden, und andern Theils darf freilich in Ländern, wo der alte Kalender von der Legislation nur dergeſtalt, wie z. B. im Königreiche Sachſen, Berückſichtigung fand, daß man verordnete, „es ſolle künftig jedes Jahr 10 Tage ſpäter, als bisher üblich geweſen, die Hägung anfangen und aufhören"

2) Repertor. Juris Priv. Th. III. S. 1792. 3) Handbuch des teutſchen Privatr. Bd. VI. S. 154 fg. 2te Ausg. 4) Grundſätze des teutſchen Priv. S. 558. 2te Ausg.

*) Vgl. überhaupt Weſtphal's teutſch. Priv. Th. II. S. 227. Hagemann's Landwirthſch.-R. S. 369. Mittermaier's Grundſ. d. teutſchen Priv. 2te Ausg. §. 276.

(Verordn. v. 6. März 1700. C. A. Th. I. S. 344.) die jetzt bekanntlich noch größere Differenz zwiſchen beiden Kalendern von keinem Theile für ſich angezogen werden; — b) fehlen ſpecielle Rechtsgründe, oder hat eine Particularverordnung, wie neuerlich aus volkswirthſchaftlichen Principien z. B. in Weimar geſchehen, jene in gewiſſen Beziehungen als ungiltig erklärt: ſo kommen geſetzliche Vorſchriften in Betracht, welche ſtets zwiſchen den verſchiedenen Grundſtücksgattungen unterſcheiden: 1) Lehden, Anger ſind nie in irgend einer Jahreszeit der Weide verſchloſſen; es läßt ſich auch nach gemeinem Rechte eine Befugniß des Eigenthümers, ſie, ſofern ſie dem Weideberechtigten nöthig ſind, urbar zu machen, nicht vertheidigen; ſogar Obſtpflanzungen ſind nur, wenn ſie auf der Trift unſchädlicher Weiſe angelegt werden, erlaubt. Im Königreiche Sachſen iſt dieſes im Allgemeinen in c. 41. P. II. feſtgehalten, der Gerichtsbrauch legt im einzelnen Falle dem Triftleidenden den Beweis auf, daß er durch ſein Verfahren der Weide keinen Abbruch thue; nur zu Förderung der Forſtkultur hat das Mand. v. 30. Jul. 1813 (C. A. C. III. Abth. 2. S. 161) Anſat von $\frac{1}{8}$ der Lehden, die mit Trift belaſtet ſind, erlaubt. — 2) Wälder, Forſten, beſtanden oder unbeſtanden (mit dieſem Namen belegt man ſolchen Holzboden, der noch nicht rechtsverwährte Zeit hindurch die Form einer Lehde an ſich getragen) können nur mit folgenden Einſchränkungen in Zuſchlag gelegt werden, aa) der Weideberechtigte hat zu hägen, bis die jungen Hölzer dem Zahne des Viehs entwachſen, d. h. bei Pferdehut 6 Ellen, bei Rinderhut 4 Ellen, bei Schafhut $2\frac{1}{2}$ Ellen hoch ſind: früher darf aber dann auch der Eigenthümer ſelbſt keine Grasnutzung durch Abhüten oder ſonſt beziehen; bb) der Raum, welcher zu ſchonen, iſt ſo zu wählen, daß der Weidebefugte nicht beeinträchtigt wird; als Grundſatz wird angenommen, daß bei unbeſtandenem Forſtgrunde $\frac{1}{12}$, bei beſtandenem, wenn er Baumholz enthält, $\frac{1}{10}$, beſteht er aber aus Buſch- und Schlagholz, $\frac{1}{8}$ des ganzen weidefähigen Areals in Schonung geſetzt werden könne; cc) Nadelholz ſtatt Laubholz anzupflanzen iſt unzuläſſig. — 3) Wieſen ſind, wo nicht das Sprichwort „Michaelis thut auf, Walpurgis thut zu" oder ein ähnlicher Satz gilt, bis zu vollendeter Grummternte zu hägen; im Falle eine Zeit feſt beſtimmt iſt, wo ſie aufgethan werden, wird die Befugniß des Eigenthümers, früher ſelbſt darauf zu weiden, nur durch Localrechte ausgeſchloſſen; jedenfalls aber iſt dieſem gerichtsbräuchlich vergönnt, die Düngung der Wieſe, wozu vielleicht die geſchloſſene Zeit nicht paßlich war, in der offenen vorzunehmen. — 4) Äcker endlich ſind aa) in dem Falle, daß eine Brachweide darauf ruht, während der ganzen Jahre, wo ſie nicht brache liegen, zu hägen, mithin je nach der Landesart, z. B. an Orten, da die Dreifelderwirthſchaft üblich, die zwei erſten Jahre; auch im dritten aber mindeſtens theilweiſe, nämlich in ſo weit, als ſie zu einer nach dem Wirthſchaftsbedürfniſſe der Triftleidenden zu bemeſſenden Sömmerung verwendet werden; bb) findet eine Ackerweide im Allgemeinen Statt: ſo kann nur für denjenigen Zeitraum Hägung angeſprochen werden, der zwiſchen dem zur Fruchterziehung nach ökonomiſchen Principien nöthigen erſten Beackerung und der vollen Einerntung liegt: Änderung der herkömmlichen Pflanzenarten, die den Triftsbefugten benachtheiliget, iſt erſt neuerlich zu Gunſten des Futterkräuterbaues in manchen Ländern, z. B. in Weimar, verſtattet. — S. überhaupt Kind [1]), Hagemann [2]), Münter [3]), Zachariä [4]), Haubold [5]), Schmidt [6]) und das weimarſche Triftgeſetz v. 3. April 1821 nebſt Nachtrag v. 19. Mai 1826. *(Emminghaus.)*

HAGGADAH [*]), d. h. Kunde. Die Juden benennen mit dieſem Namen die rabbiniſchen Legenden, welche theils aus moraliſchen Fabeln und Parabeln beſtehen, theils Erklärungen und Zuſätze für gewiſſe bibliſche Stellen bilden. Die Zahl dieſer Legenden in den rabbiniſchen Schriften iſt ſehr groß, und ihr Werth ungleich. Einige verlieren ſich in die ungereimteſte und ſinnloſeſte Fabelei, während andre tiefſinnigen Gehalt unter einer ſchönen allegoriſchen Form umſchließen. Was den Urſprung derſelben betrifft, ſo wird erzählt, daß Gott alle dieſe Kunden dem Moſes während ſeines vierzehntägigen Aufenthaltes auf dem Berge Sinai mitgetheilt habe. Dieſer habe ſie aber wieder vergeſſen, und der Engel Jeſathja ſei berufen wurden, ſie ihm von Neuem zu erzählen. Alsdann habe ſich die Tradition aus Moſes Munde fortgepflanzt.

Die allegoriſchen und metaphoriſchen Erklärungen dieſer Legenden bilden einen großen Theil der rabbiniſchen Literatur. (S. Rabbin. Literatur.)

Ein Buch unter dem Titel Haggada schel Pesach enthält Legenden und Vorſchriften über das Oſterfeſt und wird von eifrigen Juden beſonders bei der Oſtermahlzeit geleſen, in Bezug auf Moſes, II. Buch, XII, 26. Der Verfaſſer dieſes Buches, welches auch zuweilen mit den Anfangsworten מה נשתנה betitelt wird, iſt unbekannt. Es iſt oft gedruckt und Abarbanel hat einen weitläufigen Kommentar dazu geliefert [**]). *(R.)*

HAGGAI (חַגַּי), der zehnte der zwölf kleinen Propheten, und der erſte unter denen, die nach dem babyloniſchen Erſil, unter den zurückgehrten, in der Heimath ſich wieder anſiedelnden Juden geweiſſagt haben. Wir wiſſen gar nichts von ſeiner Herkunft und ſeinen Schickſalen; aber er ſelbſt hat uns über die Zeit, die Veranlaſſung und Beziehung ſeiner Weiſſagungen mit einer Sorgfalt belehrt, von welcher zu wünſchen wäre, daß ſie alle Propheten angewendet hätten. Er führt Jahr, Monat und Tag, wo er aufgetreten iſt, an.

Wir wiſſen aus dem Buche Esra's (Kap. IV.), daß die Samaritaner, nachdem ſie auf eine in der That liebloſe und unverſtändige Weiſe mit ihrem Vorſchlage,

---

1) Quaest. T. II. c. 35. 36. 37. ed. 2. 2) Landwirthſch.-R. §. 126. 132. 190. 294 — 296. Deſſen prakt. Erört. Bd I. n. 15. Bd II. n. 24. 3) Weiderecht. 2te Ausg. 1810. S. 59. 96. 109. 110. 131. 4) Annalen der königl. ſächſ. Geſetzg. Bd I. S. 250 fg. 278 fg. 5) Sächſ. Privatr. S. 202. 204. 207. 6) Rechtsſprüche, S. 331 — 349.

[*]) Wird von den frühern Juden, ſo wie auch noch von den gegenwärtigen Haggúdah ausgeſprochen. *(St.)* [**]) S. *Wolfii* Bibl. hebr. II. 1285 und die Frankfurter Encykl.

am Tempelbaue der Juden Theil zu nehmen und dadurch mit denſelben Ein Volk zu bilden, abgewieſen worden, gegen dieſes Volk Hinderniſſe erregt hatten, welche bis zum zweiten Jahre des Darius Hyſtaspis fortwirkten. Um dieſe Zeit aber ſahen ſich die Juden wieder im Stande, das unterlaſſene Werk fortzuſetzen; und dieſen Zeitpunkt benutzte unſer Prophet ſammt Zacharia (Esra V, 1.), um zur Fortſetzung zu ermuntern (Kap. I.). Er tadelt die Eigenſucht der Juden, vermöge deren ſie für ihre eigenen Wohnungen ſorgten und das Haus ihres Gottes wüſte liegen ließen, und findet in der Unfruchtbarkeit des Landes die Strafe dafür (V. 4 — 11). Wirklich fand dieſe Ermahnung Gehör, und das Volk ſchritt zum Tempelbaue (V. 12 — 15). In einer zweiten Weiſſagung (Kap. II, 1 — 9) tröſtet der Prophet diejenigen, welche den zweiten Tempel weit geringer als den erſten fanden (vergl. Esra III, 12 ff.), durch die Verheißung, Gott werde eine große Weltveränderung bewirken, wodurch die Koſtbarkeiten aller Nationen in den Tempel zuſammen ſtrömen würden, ſo daß er noch herrlicher werden würde, als der erſte geweſen ſei. Er meinte wohl, die alte Hoffnung werde in Erfüllung gehen, daß der Dienſt Jehova's Weltreligion und der Tempel Mittelpunkt derſelben werden würde (vergl. Jeſ. II, 2). In ſeiner dritten Weiſſagung (Kap. II. 10 — 19) verheißt er, daß auf die Unfruchtbarkeit, mit welcher die Unterlaſſung des Tempelbaues beſtraft worden, fruchtbare Zeiten folgen ſollen. Endlich wiederholt er die Vorherſagung von großen Weltveränderungen, und verheißt dem Serubabel, dem Statthalter von Judäa, die beſondere Obhut Gottes (Kap. II, 20 — 23).

Haggai verräth in ſeinen Hervorbringungen die geiſtesarme, gedrückte Zeit, in welcher er ſchrieb; auf ihm ruhete nicht mehr die alte kräftige Begeiſterung. Seine Weiſſagungen ſind arm an Gedanken und matt von Sprache, und an die Stelle eines echten Glaubensmuthes tritt Schwärmerei. Als ſolche nämlich müſſen wir die Hoffnung großer Weltbewegungen anſehen, wenn ſie durch nichts begründet, ſondern gleichſam aus der Luft gegriffen wird.

Wir haben eine Menge alter Bearbeitungen dieſes Propheten, welche *Rosenmüller* Schol. in Vet. Test. Part. VII. Vol. IV. Prooem. anführt. Dieſer Ausleger ſelbſt iſt am meiſten zu empfehlen. (*de Wette.*)

HAGUE (Dr. Charles), ein berühmter engländiſcher Violinſpieler und Tonſetzer der neueſten Zeit, war 1769 zu Tadcaſter in Yorkſhire geboren, und zeigte ſehr früh ein entſchiedenes Talent für die Muſik, welches er unter der Anleitung ſeines älteren Bruders zur Violine zu entwickeln anfing. In der Folge wurde Cambridge ſein Aufenthalt, und Manini auf der Violine, und Hellendaal im Generalbaß ſeine Lehrer. Nach Manini's Tode genoß er eine Zeit lang Salomon's Unterricht zu London, und ſtudirte daneben unter Dr. Cooke die Vokalharmonie. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1794 Bachelor of Music zu Cambridge und Doktor in ſeiner Kunſt. Er ſtarb den 18. Junius 1821.

Hague war einer der geſchmackvollſten Violinſpieler, namentlich für das Quartett und die Begleitung des Fortepiano, deßgleichen ein ſicherer und pünktlicher Direktor. In der Theorie der Muſik war Rameau ſein Meiſter; demnächſt nahm er Tartini, den Lehrer Hellendaal's, zum Vorbilde. Seine Kompoſitionen ſind größten Theils Lieder, von denen 1805 A Collection of Songs erſchien. Ferner Six Glees for three and four Voices. Größere: An Anthem composed for the Degree of Bachelor of Music. 1794 (der 137ſte Pſalm). An Ode performed in the Senate House at Cambridge, at the Installation of his Royal Highness the Duke of Gloucester, Chancellor of the University. Wir übergehen ſeine Arrangements und einige einzelne Liederkompoſitionen. (*R.*)

HAGUE, ein kleines Ländchen in der Normandie, deſſen Namen jetzt nur noch der Geſchichte angehört: es bildet jetzt einen Theil des Manchebezirks Cherbourg; doch führt die im W. in die See hervorſpringende Spitze noch immer den Namen Cap de la Hague. (*G. Hassel.*)

HAGUENAU, eine der beſten Städte des franzöſiſchen Departements Niederrhein, Bezirk Straßburg. Sie liegt N. Br. 48° 48′ 45″ L. 25° 27′ 55″ an der ſchiffbaren Motter, die ſie in 2 Theile zerſchneidet und mit dem Rheine in Verbindung ſetzt, iſt mit unbedeutenden Feſtungswerken umgeben, die freilich im Mittelalter furchtbar waren und ihr, bis ſie franzöſiſch wurde, manche Belagerung zugezogen haben, übrigens altfränkiſch gebaut, und beſitzt eine katholiſche, eine lutherſche Pfarr- und ein paar andere Kirchen, die vormaligen Klöſtern zugehört haben, 1 ſtädtiſches Collegium, vormals mit Jeſuiten beſetzt, 2 Mildthätigkeitsanſtalten, gegen 1000 Häuſer und nach dem Alm. roy. von 1825 9002 Einwohner, die mancherlei Gewerbszweige unterhalten: 1802 beſtanden hier 7 Tabaksfabriken mit 2 Mühlen, 3 Krappfabriken mit 2 Mühlen, 5 Stärkefabriken, 2 Strumpfwebereien, 1 Strohhutfabrik, 3 Lichterfabriken, 1 Keſſelſchmiede, 2 Fajanzefabriken, 3 Bandmanufakturen, 1 Färberei, 2 Bleichen, 8 Seilereien und 4 Ziegelhütten. Die Krämerei iſt nicht unbedeutend: jährlich werden 3 dreitägige Märkte gehalten. Die Stadt hat auch ein Handelsgericht. Sie war einſt eine der 10 Reichsſtädte des Elſaſſes und kam mit demſelben an Frankreich. Von der Burg, die einſt Friedrich der Rothbart hier erbaute, ſieht man kaum noch Trümmer. Sie iſt der Geburtsort des hebräiſchen Grammatikers Wolfg. Capito. Vor ihren Mauern breitet ſich der weitläufige Hagenauer Forſt aus, der dem State gehört, und 27,252 Metres lang, 9731 breit, aber ſchon ſehr ausgeholzt iſt. (*G. Hassel.*)

HAGUENIER (Jean), ein franzöſiſcher Liederdichter aus Bourgogne, blühte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und ſtarb im 60. Jahre 1738. Seine leichten Chansons, zum Theil augenblickliche Ergüſſe der Luſt und Laune, wie eine gute Geſellſchaft und eine wohl beſetzte Tafel ſie eingaben, finden ſich in mehreren Sammlungen. Er wurde zu ſeiner Zeit als ein witziger Kopf und geiſtreicher Sänger geſucht und geprieſen, aber ſein Nachruhm iſt in dem Schwarme der franzöſiſchen Chansonniers untergegangen. (*R.*)

Digitized by Google

HAGUENOT (Henri), geboren zu Montpellier den 26. Januar 1687, widmete ſich, wie ſein Vater, Peter, (der nichts als eine Diſſert. quaestiones XII e medicina depromptae. Monspell. 1639. 4. hinterließ) dem Studium der Arzneiwiſſenſchaft, und wurde, nachdem er ſehr fleißig das königl. Collegium und die hohe Schule zu Montpellier beſucht hatte, noch ſehr jung (1706) ſchon Doktor. Sogleich fing er an eigene Vorleſungen zu halten und zeichnete ſich darin als außerordentlicher Lehrer ſo aus, daß er nach einigen Jahren ſchon (1709) als ordentlicher Profeſſor der Medicin in die Stelle ſeines Vaters, der ſie zu ſeinen Gunſten niedergelegt hatte, eingeſetzt wurde. Als Lehrer und Arzt folgte er den gewöhnlichen Pfaden, wollte nicht durch außerordentliche und ſonderbare Ideen glänzen, hielt ſich ſtreng an die Beobachtung und Erfahrung und war deßhalb ſehr glücklich in ſeinen Kuren; als Menſch war er von großer Frömmigkeit und Wohlthäter für viele Arme. Da er deßhalb allgemein beliebt war, ſo machte ihn der Magiſtrat zum Rathe beim Gerichtshof für das Rechnungs-, Steuer- und Finanzweſen; auch wurde er Mitglied der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montpellier. Er ſtarb den 11. December 1775. Da er keine Kinder hatte, ſo vermachte er ſein ganzes Vermögen und ſeine ſchöne Bibliothek den Hoſpitälern, hauptſächlich dem Hôtel-Dieu St. Eloi; deßgleichen ließ er ein ſehr ſchönes Gebäude für die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am Platze Peyrou einrichten, was er ihr bei ſeinem Tode als Eigenthum übergab. Seine Schriften waren zu ihrer Zeit klaſſiſch und ſind jetzt noch immer voller Intereſſe; ſeine Diſſertationen, deren er eine Menge ſchrieb, ſind in einer reinen und ſehr verſtändlichen Latinität verfaßt. Die wichtigſten ſeiner Werke ſind: Tractatus de morbis externis capitis. Avignon. 1751. 12. Otia physiol. de circulatione, de pulsu arteriarum et de motu musculorum. Ibid. 1753. 4. Eine Abhandlung über eine neue Heilart der Luſtſeuche. Montpell. 1734. und eine über die Gefahren der Beerdigung in Kirchen. 1748. 8., beide in franzöſiſcher Sprache. In den Schriften der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montpellier ſind die meiſten ſeiner Abhandlungen enthalten.*)

(*Huschke.*)

HAGIOGRAPHA (heilige Schriften), nennt man den dritten Theil des Alten Teſtaments, welcher die Pſalmen, die Spr. Salomo's, das Buch Hiob, das Hohelied, das Buch Ruth, die Klagelieder Jeremia's, den Prediger Salomo's, das Buch Eſther, Daniel, Esra, Nehemia, die Bücher der Chronik enthält. Es iſt die durch Epiphanius[1]) eingeführte Überſetzung des hebräiſchen Ausdruckes כְּתוּבִים, den er aber auch anderwärts[2]) durch *γραφεῖα* gibt.

Mit dieſem Ausdrucke wollten die Juden urſprünglich ſchwerlich mehr ſagen als: (heilige) Schriften überhaupt. Man theilte nämlich das ganze alte Teſtament in Geſetz (תּוֹרָה), Propheten (נְבִיאִים) und כְּתוּבִים, und unter den letztern verſtand man Schriften, welche weder zu dem Geſetze, noch zu den Propheten, aber doch zu den heiligen Schriften gehörten; es war eine unbeſtimmte Bezeichnung in Ermangelung einer beſtimmteren, dergleichen ähnliche auch ſonſt vorkommen, als: die andern, *τὰ ἄλλα* (Jeſ. Sir. Prol.), Hymnen und andere, *ὕμνοι καὶ τὰ ἄλλα* (*Philo* de vit. contempl. p. 893. ed. Francf.); die Überſetzung *ἁγιόγραφα* iſt dem Sinne nach richtig, denn unter כְּתוּבִים verſtand man heilige Schriften; der Ausdruck hat aber bei uns eine beſondere Bedeutung, die nämlich eines Eigennamens, gewonnen, welche Epiphanius nicht beabſichtigt hat.

Die Rabbinen[3]) erklären den Ausdruck כְּתוּבִים emphatiſch, ſo daß er ſo viel als in heiliger Begeiſterung geſchriebene Bücher (כתובים ברוח הקדש) bezeichnen ſoll. Man unterſchied nämlich drei Arten von göttlicher Begeiſterung: die des Moſe, welcher Gott von Angeſicht geſchaut, die Prophezeihung (נבואה), in welcher die Propheten geſchrieben, und die heilige Begeiſterung oder der heilige Geiſt ſchlechthin, in welcher die Bücher des dritten Theils geſchrieben ſeyn ſollten. Allein der einfache urſprüngliche Sinn iſt wahrſcheinlich der oben angegebene. Dieſer wird wenig oder gar nicht verändert, wenn man annimmt, der Ausdruck כְּתוּבִים komme von der üblichen Anführungsformel der Rabbinen כתוב, es ſteht geſchrieben, her; er hieße dann auch Schriften, heilige Schriften. Die Eintheilung der Hagiographa iſt im Art. Bibel †) angegeben.

(*de Wette.*)

Hagiomachi, ſ. Iconomachi.

HAGIUS *) (Conradus), geboren zu Rinteln 1559 und geſtorben als gräflich Holſtein-Schaumburgſcher Kammermuſikus und Komponiſt, hat 4-, 5- und 6ſtimmige Magnificat, deutſche Geſänge zu 2 bis 8 Stimmen und mehrere andere Inſtrumentalſtücke herausgegeben, die zu ihrer Zeit beliebt und geſchätzt waren **).

(*K. Breidenstein.*)

HAGIUS (Petr.), war dem Ambroſius Hagius auf dem Gute Henneberg bei Heiligenbeil in Preußen, im Junius 1596 geboren, genoß im väterlichen Hauſe, zu Lindenau, Heiligenbeil, in der Löbenichter Schule und ſeit 1585 auf dem Archipaedagogium zu Königsberg Unterricht, ſtudirte daſelbſt und ſeit 1592 zu Helmſtädt Theologie, begab ſich 1593 nach Wittenberg, kam 1595 wieder zu ſeinem Vater, und da dieſer 14 Tage darauf ſtarb, mußte er das Hausweſen annehmen, ward 1598 Rektor in Lyck, 1602 an der Domſchule in Königsberg,

*) Vergl. *Eloy* dict. d. l. médécine. *Desgenettes* in den éloges des académiciens de Montpellier 1811, Haller u. Adelung.

1) De pond. et mens. c. 4. Opp. T. II. p. 162. 2) Haeres. XXIX. c. 7. Opp. T. I. p. 122.

3) *Elias* in Tisbi R. כתב u. A. Vergl. *Carpzov.* Introd. ad libros canon. V. T. P. I. p. 25. †) Das hierher Gehörige befindet ſich namentlich im 10ten Theile der erſten Section, S. 2 fgg. (*Sc.*)

*) Nicht zu verwechſeln mit Joannes Hagius, welcher gegen Ende des 16ten Jahrhunderts Superintendent in Eger war und ebenfalls mehrſtimmige geiſtliche Geſänge geliefert hat. (*R.*)

**) S. *Draudii* Biblioth. Class. p. 1631.

den 28. März 1607 Magiſter, und ſtarb den 31. Aug. 1620 an der Peſt. (S. Erläutertes Preußen, Bd. III. S. 371. Arnold's Hiſtorie der Königsberger Univ. Th. II. S. 506.) Man hat von ihm Prosopopoeia veri et sinceri Christiani, 1618. 4. in teutſchen Verſen. — Praxis pietatis maxime quaestuosae. Königsb. 1623. 4. aus den Evangelien in teutſcher und lateiniſcher Sprache, und die Lieder: Nun laßt uns mit den Engelein; — Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt; — Weil unſer Troſt der Herre Chriſt; — Freu' dich, du werthe Chriſtenheit. — Simon Dach war ſein Schüler †). (*Rotermund.*)

HÄGLIGEN, ein Pfarrdorf des Cantons Aargau, anderthalb Stunden von Bremgarten, als Schauplatz von zwei Ereigniſſen bemerkenswerth. Im J. 1531 wurde hier der Friede zwiſchen Bern und den fünf katholiſchen Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug unterzeichnet, und dadurch der mehr politiſche, als religiöſe Bürgerkrieg beendigt. Im Frühjahre 1798 zerſtreute bei eben dieſem Dorfe ein Corps Franzoſen eine Schar Zuger und Freiämtler, die ſich, mehr patriotiſch als klug, ihrem Vorrücken widerſetzte. (*Escher.*)

HAGNAU, anſehnliches Pfarrdorf und Herrſchaft im Großherzogthume Baden, ehemals eine Beſitzung der Edeln von Ellerbach auf Ryſiburg, von denen ſie im J. 1433 durch Kauf an die Abtei Weingarten, und im J. 1436 auf gleiche Weiſe an die Reichsſtadt Überlingen kam. Überlingen, von Schulden gedrückt, verkaufte ſie im J. 1658 an das fürſtliche Stift Einſiedeln, und dieſes im J. 1693 wieder an das Gotteshaus Weingarten, bei welchem auch Dorf und Herrſchaft bis zu den wichtigen Statsveränderungen unſerer Zeit verblieben ſind, wo ſie als ein Zugehör des Kloſters Weingarten durch den Frieden von Lüneville dem Fürſten von Naſſau Dillenburg zufielen, und endlich durch den Presburger Frieden an den Großherzog von Baden abgetreten wurden. Der Großherzog nahm die Herrſchaft ſofort in ſeinen Titel auf, und führet wegen derſelben in dem großen Statswappen unter den zehn ſpaniſchen Schilden, welche zu beiden Seiten vom großen Hauptſchilde, von den Pranken der Schildhalter herab hangen, das fünfte Schild rechts unten. Es iſt mit der Grafenkrone bedeckt, und hat ein vierfach getheiltes Feld, rechts oben und links unten Gold, links oben und rechts unten Grün. Das Dorf iſt nach der neueſten Landeintheilung dem Bezirksamte Meersburg einverleibt, liegt am Bodenſee, 1½ Meile von der Amtsſtadt an der Poſtſtraße von Überlingen und Meersburg nach Friedrichshafen und Lindau, hat 375 Einwohner, 113 Häuſer, worunter ſich mehrere anſehnliche Gebäude, Kloſterhöfe und ein Gaſthof auszeichnen. Die Einwohner ſind ziemlich wohlhabend und nähren ſich vom Weinbaue, der hier mit gutem Erfolge getrieben wird *). (*Leger.*)

HAGNITAS, Beiname des Asklepios, unter dem er einen Tempel in Sparta hatte. Seine Bildſäule war vom Holze des Agnus castus (Keuſchbaum) *) verfertigt, daher der Name Paus. III, 14. (*Richter.*)

HAGNO (Ἁγνώ, οῦς), eine von den drei Schweſtern, die nach arkadiſcher Mythe den Zeus auf dem Berge Lykäos zogen. Neda und Thiſoa waren die andern. Von dieſer Hagno führte eine Quelle auf dem Berge Lykäos vom Fluſſe Heliſſon weſtwärts den Namen. Bei langer Trockenheit betete der Prieſter des Zeus bei demſelben und berührte mit einem Zweige die Oberfläche des Waſſers. Ein dicker Dampf ſtieg auf und es erfolgte bald nachher Regen. Paus. VIII. 38. Dieſer Glaube ſcheint in dem bekannten Brauen mancher Berge ſeinen Grund zu haben. (*Richter.*)

HAGSFELDEN, evang. luther. Pfarrdorf mit 489 Einw. am Anfange des Hartwaldes im großh. badenſchen Landamte Karlsruhe, ½ teutſche M. nordöſtl. von dieſer Reſidenzſtadt, und eben ſo weit von Durlach entlegen. (*Leger.*)

Hägung (Forſtwiſſenſchaft und Jagd), ſ. Hagen oben S. 166 fgg.

HAGYRKUR, der leicht Dichtende oder Verſe Aufſagende, ein Beiname des Odin in der ſkandinaviſchen Mythologie. Denn Odin redet immer in Verſen und heißt daher auch Lioda smidr, der Liederſchmied, und Galdra smidr, der Schmied der Zaubergeſänge. (*R.*)

HAHA, HEHA, eine Provinz des afrikaniſchen Reichs Marokko's, die am atlantiſchen Oceane belegen iſt und Mogodor zur Hauptſtadt hat. Jackſon gibt ihr wohl zu freigebig eine Bevölkerung von 708,000 Einw., ohne die Städte einzurechnen. Sie liegt nach den Karten übrigens zwiſchen dem Oceane im W., und den Provinzen Abda im N., Suſa im O. und S. (*H.*)

HAHA, (das), iſt eine freie Stelle in der Befriedigung am Ende eines Gartens, welche mit einer tiefen Grube von außen verwahrt iſt, und eine ungehinderte Ausſicht in Freie zu gewähren beabſichtigt. So heißt auch der tiefe Graben, welcher ganze Seiten eines Gartens, oder einer Anlage u. ſ. f. einzingelt, ſo daß er die Stelle eines Zaunes vertritt. Wahrſcheinlich rührt dieſe Benennung von dem Ausdrucke der Verwunderung, Haha! her, den man als Ausruf des Vergnügens über die unbeſchränkte Ausſicht in weite Ferne äußert, oder als Zeichen des Mißvergnügens über das durch einen ſolchen Graben ganz unerwartet aufgeſtoßene Hinderniß von ſich hören läßt. (*St.*)

Häher, ſ. Corvus.

HAHN, (bibliſch). Das alte Teſt. erwähnt nach der wahrſcheinlichſten Auslegung der Hähne nirgends, und nur die Rabbinen und der Verfaſſer der Vulgata, haben mehrern Wörtern dieſe Bedeutung gegeben, und daher des Hahnes erwähnt, wo der Text anders zu erläutern iſt, z. B. Hiob 38, 36. quis dedit gallo in-

†) Vgl. oben d. Art. Pet. Hagen. S. 164. 65 dieſ. Bandes. (*St.*)
*) Meiſtens nach Kolb im Lexik. v. Bad. II, 2.

*) Vgl. über dieſen Baum, ἄγνος, im Griechiſchen genannt, Geoponic. II, 4, 1. edit. *Niclas*, *Heindorf* ad *Plat.* Phaedr. p. 198 et 280; *Schneider* ad *Theophrasti* hist. plant. I, 5, 3, 12. ſo wie auch *Plin.* Hist. Nat. XXIV, 9, 38. deßhalb, daß bei der Feier feſtlicher Tage, die Frauenzimmer ſich der Zweige dieſes Baumes bedienten, um ihre Keuſchheit zu verwahren. (*St.*)

Digitized by Google

telligentiam? richtiger: wer legte Weisheit in das Herz?), Spr. 30, 31.: gallus succinctus lumbos (richtiger: das Streitroß, an den Lenden gegürtet). Jeſ. 22, 17: dominus asportari te faciet, sicut exportatur gallus gallinaceus (richtiger: Jehova ſtreckt dich hin mit männlichem Wurf). — Der Hahnenſchrei im neuen Teſt. (*ἀλεκτοροφωνία* Mark. 13, 35) iſt die 3te Nachtwache nach der römiſchen Gewohnheit, nur den Tag in Stunden, die Nacht aber in 4 Nachtwachen einzutheilen, zwiſchen der Mitternacht und Morgenröthe. Die talmudiſche Grille, daß in Jeruſalem keine Hähne geduldet worden, (Gemara, Baba kama fol. 38, col. 2.) wird ſogar hinlänglich durch die Verläugnungsgeſchichte Chriſti durch Petrus widerlegt. (*Gesenius.*)

Die neuern Juden opfern, den rabbiniſchen Fabeln zu Folge, in denen die Hähne, und namentlich der heilige Hahn von Jeruſalem, eine große Rolle ſpielen, einen Hahn am Abend vor dem langen Verſöhnungstage (die Weiber ein Huhn) unter mancherlei abergläubiſchen Cärimonien. Die Muhamedaner haben den Hahn ebenfalls in das alte Teſtament hinein gedichtet, indem ſie erzählen, er ſei unter den Thieren geweſen, welche Abraham (1 B. Moſ. 15, 10.) zerſtückt und auf zwei Seiten gegen einander über gelegt hätte. Ihnen iſt dort der Hahn ein Symbol der ſinnlichen Luſt, welcher der Mäßigkeit geopfert wird. Aber auch in dem Paradieſe Muhameds iſt ein heiliger Hahn, groß, von weißer Farbe, deſſen mit Edelſteinen geſchmückte Flügel nach Oſten und Weſten ausgeſpannt ſind. Sein Kopf erhebt ſich bis zum Throne Gottes und ſeine Füße ſchweben in der Luft. Alle Morgen ſingt er einen Lobgeſang Gottes, den die Hähne auf der Welt wiederholen. Um die Zeit des großen Gerichtstages wird er aufhören zu ſingen. (*R.*)

HAHN (ſymbol. und mythol.). Faſt unter allen Völkern des Alterthums war der Hahn ein Symbol der Wachſamkeit oder der kriegeriſchen Kampfluſt. In der Mythologie des Zendvolkes iſt der heilige Hahn Kehrkas mit dem Hunde ein Wächter gegen den Ahriman. Eigentlich iſt dieſer irdiſche Hahn nur der Stellvertreter des himmliſchen, des Planeten Hufraſchmodads. Im Jeſcht-Avan heißt es: der Vogel, der in Kehrkas Geſtalt Wache hält, drei Mal des Tages, drei Mal des Nachts, über die ſchutzloſen Wohnungen des Schlafs, damit nicht grauſame Gewalt ſich ihrer bemeiſtere. Um das letzte Drittheil der Nacht, den Gah Oſchen, die Zeit dieſer Furcht, ruft dieſer Vogel drei Mal mit hoher ſtarker Stimme, um Schutz der Quellen Arduiſurs[1]). Auch in ſpäterer Zeit erſcheint der Hahn auf den Feldzeichen der perſiſchen Könige[2]).

Der Bramaismus opfert der Bhagawadi, in ſo fern ſie als finſtere blutdürſtige Göttinn erſcheint (ähnlich der tauriſchen Artemis) Hahnen, die noch dampfend in ihrem Blute in die Luft geworfen werden, damit daſſelbe herabtriefend auf die Erde und die Schwellen des Tempels falle.

Unter den Gottheiten der Griechen iſt der Hahn dem Ares heilig, Attribut und Opfer deſſelben. Daher nennt Ariſtophanes die Hähne *Ἄρεως νεοττοί*, und ihr Krähen iſt eine glückliche Vorbedeutung für kriegeriſche Unternehmungen[3]). Dagegen weisſagte die Stimme der Henne Niederlage. Bei den Spartanern opferten die Feldherrn nach dem Siege einen Hahn.

Ferner iſt der Hahn geheiligt der Athene, namentlich der Ergane der Eleer, auf deren Helm er ſitzt, dem Hermes, dem Apollo, wohl erſt ſpäter, nachdem dieſer Gott mit dem Helios zuſammenfloß, dem Asklepios, welchem Sokrates vor ſeinem Tode einen zu opfern gebot, bei den Römern den Laren, als Hauswächter ꝛc. Die Trözener opferten dem Nordwinde Hahnen.

Auch unter den alten Syrern im Baals Dienſt erſcheint der Hahn als Symbol des Feuergottes und der Sonne, und vielleicht wurde deßwegen ein Hahn in dem ſyriſchen Tempel zu Mabog zum Wahrſagen gebraucht[4]).

In den Augurien der Römer ſpielt bekanntlich der Hahn eine ſehr bedeutende Rolle, worüber zu vergleichen Cicero de Divin. II, 12. 26. 34. Plin. X. 21. Auch im Orient iſt die *ἀλεκτρυομάντεια* zu Hauſe, das heißt die Wahrſagerei aus dem Freſſen eines in einen Buchſtabenkreis geſtellten Hahns. Zonaras Annal. T. III. p. 28. Damit iſt zu vergleichen Statsorakel der Römer aus dem Freſſen der Hühner, welches noch mehr beobachtet wurde, als ihr Geſang. Dieſer galt bei Hochzeiten für ein übles Zeichen der Knechtſchaft des Mannes. S. Donat. zu Terent. Phormio. IV. 4. 30. Auch die ſkandinaviſche Mythologie hatte zwei Hähne, deren einer mit goldenem Kamme in der Wohnung der Aſen die Helden in Odin's Sälen weckt. Der andre Hahn iſt rußroth und kräht tief unten in Hela's Sälen[5]). (*R.*)

HAHN, HUHN, HAUSHÄHNE u. HÜHNER (ökon. diät.). I. Am ſchlachtbarſten ſind die ganz gut gefütterten Haushähne im vierten oder fünften Monate ihres Alters. Geoffroy erhielt aus einem 9 Unzen, 4 Quent. und 8 Gr. ſchweren jungen Hahne 6 Quent. 24 Gr. Gallerte, 7 Quent. 36 Gr. getrockn. Faſer und 1 Unze 6 Quent. und 40 Gr. Knochen. Unſchlachtbar ſind ſie während der Mauſe, auch ſobald ſie hitzig zu werden, und auf die Hühner zu fliegen anfangen, ſo wie jene, die noch zu leicht an Gewicht und ſo mager ſind, daß man bald ihren Bruſtknochen ꝛc. fühlen kann. — Ein 2 Pfd 2 Unzen 6 Quent. ſchwerer alter Hahn gab Geoffroy 4 Unzen 7 Quent. 66 Gr. Gallerte. Alle zu alten Springhahne ſind ungenießbar. — Den echten und vollkommenen Kapaunen, unter denen die zweijährigen die beſten ſind, werden oft unechte, d. i. mehr oder weniger alte, etwas

1) S. Rhode's Heil. Sage des Zendvolks. S. 310. Vergl. den Art. Halka. 2) S. *Plutarch.* in Artax. Daher iſt auch der Scherz des Ariſtophanes in den Vögeln zu erklären, wo er den Hahn als König der Perſer aufführt.

3) Vergl. den Artikel Hahnengefecht. 4) z. B. 2. B. Könige 17. 30. *Lucian.* de D. Syr. 48. 5) S. Woluspa. Nr. 44.

Digitized by Google

aufgefütterte Haushähne, denen die Geilen (Hoden) geblieben, und bloß Kamm und Bart abgeſchnitten ſind, oder unvollkommen gekappte untergeſchoben. Beide haben ein trocknes, zähes, fade ſchmeckendes Fleiſch. Dergleichen Betriegereien entdeckt man bei der genauen Unterſuchung des Hintertheils zwiſchen beiden Lenden.

II. Zu junge **Haushühner** unter ſechs Monaten haben ein zu breiiges, häutiges, unſchmackhaftes, zu alte, über ein paar Jahre alte dagegen ein zähes, trocknes, kaum eßbares Fleiſch. Am magerſten ſind alle in der Mauſe; unſchlachtbar auch alle kranke, welche ſtruppig die Flügel hängen laſſen, nicht freſſen wollen, den Durchlauf haben, oder Eiterbeulen am Rumpfe, und ganz butzig, wie geſchwollen ausſehen, voll Läuſe ſind, ſchwarze Kämme, oder auch Würmer an den Köpfen haben ꝛc.

Von dem hier und da **ausgeſchlachtet verkäuflichen Hühnervieh** gilt das von den Gänſebäuchen oben Geſagte. Vorzüglich groß iſt die Gefahr bei dieſem während einer Epizootie unter demſelben, wie Beiſpiele in Italien ꝛc. lehren. —

Übrigens iſt das Huhn auch für Kranke und Reconvaleſcenten leicht verdaulich und geſund, ein altes dagegen weniger ſchmackhaft, gibt aber eine kräftige Brühe. Der Kapaun hat ein zarteres, wohlſchmeckenderes, leicht verdauliches und zugleich nährendes Fleiſch. Ein Pfd 7 Unzen 2 Quent. 48 Gr. des vom Fette gereinigten Kapaunfleiſches lieferte **Geoffroy** 1 Unze 2 Quent. Extract, welches ſchwer zu trocknen war.

(*Th. Schreger.*)

Hahn (ornitholog.), ſ. Gallus u. Phasianus.

Hahn (Hydraulik), ſ. Röhre.

HAHN oder KRAN (technol.), heißt ein meiſtens von Holz oder von Meſſing verfertigter cylinderartiger und an einem Ende mit einem Griffe oder Wirbel verſehener Körper, welcher quer in einer Röhre ſteckt, um durch ſeine Drehung rechts oder links eine Flüſſigkeit entweder durch die Röhre hindurch und aus der Röhre heraus zu laſſen, oder auch dieſen Durchgang und Ausgang zu verwehren. Deßwegen iſt der gewöhnliche Hahn, wie man ihn z. B. zu Bier-, Wein- und andern Fäſſern gebraucht, quer durchbohrt. Dreht man nun den Hahn ſo, daß dieſe Durchbohrung (die Queröffnung) mit der Höhlung der Röhre einen Weg geht: ſo läuft die Flüſſigkeit durch den Hahn hindurch; dreht man ihn aber ſo, daß feſte Wand vor die Röhrenhöhlung kommt: ſo wird der Flüſſigkeit der Durchgang verſchloſſen.

Es gibt auch künſtlichere Hahnen, welche mehrfach (oder auf verſchiedenen Wegen) ſo durchbohrt ſind, daß man, je nach der Art der Drehung des Hahns, die Flüſſigkeit nach dieſer oder jener Gegend hin führen, durch dieſe oder jene Röhre fortleiten kann. Solche künſtlichere Hahnen findet man vornehmlich bei Dampfmaſchinen, Luftpumpen, Luftſäulenmaſchinen ꝛc.

Die hölzernen Hahnen, wie ſie unter andern zu Fäſſern gebraucht werden, pflegt der Drechsler, die meſſingenen der Roth- oder Gelbgießer und der Mechanikus zu machen. Zinnerne Hahnen, welche der Zinngießer verfertigt, kommen unter andern bei Theemaſchinen vor.

(*Poppe.*)

Hahn des Schiessgewehrs, ſ. Schiessgewehr u. Gewehrfabriken.

HAHN, ein altes, adeliges, jetzt gräfliches Geſchlecht, das urſprünglich in Franken zu Hauſe gehört, aber bereits ſeit dem 13ten Jahrh. in Pommern eingebürgert iſt, wo es die Güter Remplin, Plötz, Briſtow u. a. beſitzt: 1469 wurde es von Herzog Ulrich II. mit dem Erblandmarſchallamte des ſtargardſchen Kreiſes inveſtirt, und am 7. Sept. 1802 in den Reichsgrafenſtand erhoben. Der erſte Graf Friedrich geb. den 24. Jan. 1742, geſt. den 9. October 1805 war ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, thätiger Beſchützer der Wiſſenſchaften, beſonders der Naturkunde und Aſtronomie, wie er denn auf ſeinem Hauptgute zu Remplin eine eigne Sternwarte beſaß und Verſchiednes über Stern- und Naturkunde geſchrieben hat, welches Meuſel in ſeinem gelehrten Teutſchl. Nachtr. VII. S. 496 verzeichnet hat.

(*H.*)

HAHN (Franz Joseph von), Biſchof von Arad in Arabien, Weihbiſchof und Generalvikar zu Bamberg, war am 13. Julius 1699 zu Würzburg geboren, wo ſein Vater fürſtbiſch. Rath und Lehenpropſt geweſen iſt. Nach erlangter akademiſcher Würde aus der Rechtswiſſenſchaft widmete er ſich noch beſonders dem Studium der Geſchichte und Alterthümer, reiſte mit einem Empfehlungsſchreiben des berühmten Geſchichtforſchers **Schannat** in die öſtreichſche Abtei Melk, deren Archiv und Bibliothek der Aufſicht des gleich berühmten **Petz** anvertraut war, und unter deſſen Leitung er ſeine Kenntniſſe ungemein erweiterte. Von hier begab er ſich nach der Abtei Göttweih, wohin er durch **Petz** dem aus Franken gebürtigen Abte, **Gottfried Beſſel**, empfohlen war. Während dieſer ſeinen Landsmann durch Belehrung kräftigſt unterſtützte, und zur Vollendung des Chronicon Gottwicense benutzte, lernte ihn auch der Reichsvicekanzler und Koadjutor von Bamberg, **Friedrich Karl Graf v. Schönborn**, daſelbſt kennen. Dieſer ernannte ihn 1727 zu ſeinem geheimen Secretär, ließ ihn mit ſich zum Prieſterſtande 1728 befördern, verlieh ihm, nachdem er ſelbſt Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg geworden war, zwei Stiftspfründen in beiden Städten, und erhob ihn zu ſeinem geh. Rath und Referendar. Als ſolcher hatte er faſt täglich Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe in Reichs- und Statsangelegenheiten, in der alten und mittleren Geſchichte Teutſchlands ſehr zu erweitern; er wurde des Fürſten vertrauter Freund, Rathgeber und ſteter Begleiter, und hatte einen großen Einfluß auf die Reichsanlegenheiten, beſonders am Reichstage. Nach dem Tode des bambergſchen Weihbiſchofs, **Werner Schnaz**, erhielt er 1734 deſſen Stelle, und 1739 wählten die Stiftsherrn bei St. Gangolph zu Bamberg ihn auch zu ihrem Dechant. In dieſem vielfachen Wirkungskreiſe wurde es ihm möglich, die auf Philoſophie, Theologie und Kirchenrecht beſchränkte Univerſität daſelbſt mit juriſtiſchen, mediziniſchen und chirurgiſchen Lehrſtühlen zu verſehen, und ihr

Digitized by Google

eine der Zeit angemeſſnere Sphäre zu verſchaffen. Er ſtand im Briefwechſel mit den größten Gelehrten ſeiner Zeit, durch deren Mitwirkung ſeine Bücher-, Gemälde-, Münz- und Naturalien-Sammlung ſehr bereichert wurde. Er ſtarb zu Bamberg den 14. Julius 1747, und hinterließ viele Koſtbarkeiten; ſeine Bibliothek haben die Brüder Veit zu Augsburg erſt 1756 gekauft. (Vergl. deſſen Todesanzeige, und Chronicon Gottwicense. p. XXIII. prologi §. 36.). (*Jäck.*)

HAHN (Heinrich). Hildesheim iſt die Vaterſtadt dieſes zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Juriſten. Sein Vater war Mitglied des dortigen Stadtrathes und er ſelbſt wurde am 28. Auguſt 1605 geboren. Nicht nur auf der dortigen Schule, ſondern auch zu Goslar bildete er ſich in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache aus, und begab ſich alsdann auf die Univerſität nach Helmſtädt, wo er theils der Philoſophie und Geſchichte, theils der Jurisprudenz ſich widmete; da indeß eine einreißende anſteckende Krankheit (Peſt) und der ausgebrochene Krieg 1625 die Hörſäle ſchloſſen, ſo ſah er ſich genöthigt, nach Hauſe zurück zu kehren, und ſeine Studien ſo lange zu Roſtock fort zu ſetzen, bis die Univerſität Helmſtädt wieder eröffnet wurde. Dieß erfolgte 1631. Nun ging er nach Helmſtädt zurück, gab anfangs Privatvorleſungen und erhielt zwar 1639 nach Joachim Wecke's Abgange eine Profeſſur, indeß konnte doch wegen des damaligen Kriegs ſeine Beſtallung erſt 1641 ausgefertigt werden, nachdem er im Monat September des vorhergehenden Jahres bereits Doktor Juris geworden war. Hierauf lehrte er in Helmſtädt 27 Jahre lang mit ungetheiltem Beifalle, war aber einer der erſten Docenten, die ſich der damals noch ungewöhnlichen Dictirmethode bei ſeinem Vortrage bediente, auch wohl bei dringenden Abhaltungen Studenten dazu zu Hilfe nahm, worunter auch G. A. Struve ſich befand. Beſonders thätig arbeitete er in der Fakultät, wobei er zugleich viele Jahre lang die Stelle eines ordentlichen Beiſitzers bei dem Hofgericht zu Wolfenbüttel verſah. Mehrere während ſeines Aufenthalts in Helmſtädt ihm gemachte vortheilhafte Anträge wies er von der Hand, da er theils vortheilhaft geſetzt war, theils ſich durch Nebenarbeiten in der Fakultät und durch Rechtsgutachten Vieles verdiente. Er ſtarb den 24. Februar 1668 an einer zu ſchnell vertriebenen Roſe: ſeine Kinder aus zwei Ehen waren bis auf eine Tochter vor ihm verſtorben. Für ſein Fach war er nicht bloß als Lehrer, Fakultiſt und Richter, ſondern auch als Schriftſteller thätig, ob er gleich nur wenige größere Schriften zu Tage gefördert. Aber ſeinen Namen tragen nicht weniger als 68 Diſſertationen, wovon einige weit über ſeine Zeit hinaus gereicht haben, und was in der Regel wenigen Diſſertationen zu Theil wird, bis in die Mitte des 18ten Jahrh. verſchiedentlich aufgelegt ſind: ſo die de collationibus 1647, 1676 und 1686, de altero tanto 1648, 1653 und 1676, de alimentationibus 1653 und 1745 u. a. Seine Diſſert. de jure rerum et juris in re speciebus. Helmst. 1639 erregte einen heftigen juriſtiſchen Zwieſpalt, worin Born, Schwendendörfer, G. A. Struve und Gläſer für und wider auftraten. Zu ſeinen großen Schriften gehören observ. theoretico-practica ad Wesenbeckii in L libros digest. comment. Helmst. 1650—1653, 1659, 1668 und 1706, auch zwei Mal nachgedruckt, ein Beweis, wie ſehr dieß Werk geſucht wurde, und die conclusiones de jure forensi. Helmst. 1653 und 1654. Der Diſſertationen, die unter ſeinem Präſidium vertheidigt und meiſtens aus ſeiner Feder ſind, iſt ebenfalls eine Menge *). (*Ad. Martin.*)

HAHN (Johann David), geb. zu Heidelberg den 9. Julius 1729, ſtudirte daſelbſt und zu Leiden die Medicin, wo er auch Doktor wurde. Im J. 1753 erhielt er ſchon die Profeſſur der Philoſophie, Experimentalphyſik und Aſtronomie zu Utrecht und im J. 1759 die der Botanik und Chemie. Dem Rufe nach Leiden als Profeſſor der Medicin im J. 1775 folgte er und bekleidete dieſe Stelle bis zu ſeinem Tode den 19. März 1784. Da ſeine Ämter und ſein Wiſſen ſo vielſeitig waren, ſo ſind es auch ſeine Schriften, meiſt Diſſertationen und kleine akademiſche Abhandlungen, aber voller Geiſt und Gründlichkeit. Ihre Titel findet man im Adelung; außerdem beſorgte er eine Ausgabe von Gottfried Wilhelm Schilling's comment. de lepra. Lugd. Bat. 1778. 8. und überſetzte Iſ. Waat's Logik ins Lateiniſche. (*Huschke.*)

HÄHN (Johann Friedrich), königl. preuß. Generalſuperintendent, Konſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Aurich in Oſtfriesland, Sohn eines Bäckers zu Baireuth, wo er am 15. Auguſt 1710 geboren war. Aus dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt kam er 1733 auf die Hochſchule zu Jena, wo er neben der Theologie mit vielem Fleiß die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſtudirte. Vorliebe zum Pietismus bewog ihn, nach Halle zu gehen, wo er eine Lehrſtelle am Waiſenhaus erhielt. Hier lernte ihn der Abt Steinmetz zu Kloſter Bergen als einen ſehr frommen Bruder kennen, dem es dabei nicht an Kenntniſſen fehlte, und darum berief er ihn 1736 an die berühmte Lehranſtalt, deren Vorſteher er war. Hähn widmete ſich dem Lehrberufe mit ſo viel Fleiß und Einſicht, daß ihn Steinmetz 1743 zum Kloſterprediger und Inſpector der Schule ernannte. Die vielen Programmen und Schulſchriften, die er von der Zeit an drucken ließ, und die faſt alle Zweige des Schulunterrichts umfaſſen, ſind ehrende Beweiſe ſeiner guten pädagogiſchen Einſichten und eines nie raſtenden Fleißes. Mit ſeltener Geduld und der einnehmendſten Freundlichkeit ließ er ſich zu ſeinen Schülern herab, und ſuchte ihnen Alles leicht und faßlich zu machen. Nur ſeine langen Predigten, die gewöhnlich zwei Stunden und darüber dauerten, mißfielen den bergenſchen Zög-

*) Vergl. Progr. universitatis Juliae ad exsequias Hahnii. Helmst. 1668; in *Witte* memor. Ictorum. p. 470; *P. Freher* theatr. virorum erud. clarorum. p. 1182. Sincer's Lebensbeſchr. großer Juriſten I. 74. wo ſich jedoch viel Unrichtigkeiten finden; Jöcher II. 1520; Junker's Beiträge II. Nr. 13; *Saxe* onomast. liter. IV. 389. 398.

Digitized by Google

lingen ſehr, und erſtickten bei ihnen die Liebe zur Religion, die ſie anflammen ſollten. In dem Schulmeiſter-Seminarium, welches unter ſeiner Aufſicht ſtand, unterwies er in den beſten Methoden des Unterrichts; er ließ von den vornehmſten Rechnungsarten Tabellen drucken, verfertigte ein neues Buchſtabir- und Leſebüchlein, und lehrte die Seminariſten den zweckmäßigen Gebrauch desſelben. Aber eine Zwiſtigkeit, die er mit dem Abt bekam, war Urſache, daß er 1749 als Feldprediger der Gensdarmen nach Berlin ging. Hier lernte er den Oberkonſiſtorialrath Joh. Jul. Hecker kennen, der 1747 eine Realſchule für nicht ſtudirende junge Leute angelegt hatte; und da dem äußerſt thätigen Hähn ſeine Predigerſtelle hinreichende Muße ließ: ſo fing er ſogleich wieder an, zum Beſten der Schulen, und beſonders des Heckerſchen Inſtituts, wirkſam zu werden. Er ſchrieb zuerſt ſeine Agenda scholastica, oder Vorſchläge, Lehrarten und Vortheile, welche ſowohl überhaupt zur Einrichtung und Erhaltung guter Schulanſtalten, als auch beſonders zur Beförderung und Erleichterung des Lehrens und Lernens, abzielen. Berlin 1750—52. 10 Stücke. 8. Unverkennbar iſt darin des Verfaſſers Reichthum an Kenntniſſen, Vorſchlägen und Methoden. Dabei erwarb ihm ſeine Gabe des Unterrichts, die Achtung der vornehmſten Familien, und ſelbſt am Hofe ſchätzte man ihn. Er wurde daher berufen, den damals fünfjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm (Nachfolger Friedrichs II.), der eine etwas ſchwere und undeutliche Sprache hatte, das Leſen zu lehren. Mit Hilfe mehrer von ihm erſonnener künſtlicher Mittel, der Bilder auf Papier, Modelle und verſchiedener Spielwerke erreichte er ſeinen Zweck in kurzer Zeit, und bahnte ſich dadurch zugleich den Weg zu weiterer Beförderung. Er übernahm im Mai 1753 die Inſpection der Realſchule und wurde zugleich Heckern als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche adjungirt. Bei einer vielſeitigen amtlichen Thätigkeit in Kirchen- und Schulſachen widmete er alle ſeine Mußeſtunden der Verfertigung von Abbildungen des Hauſes Brandenburg, des Hauſes Sachſen, der römiſchen Kaiſer, der bibliſchen Geſchichte und der Geographie ſammt der damit verbundenen Statengeſchichte, Chronologie, Genealogie, Heraldik und Numismatik auf eben ſo vielen verſchiedenen Kupfertafeln und deren beſonders gedruckten Erläuterung. Er wollte dadurch den Kindern die Erlernung der Geſchichte und Geographie erleichtern, indem ſie auf den Kupfern die merkwürdigſten Perſonen und vieles Andere abgebildet ſahen, und die Einbildungskraft dem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen ſollte. Die Methode an ſich war gut, aber die Anweiſungen waren zu ſehr übereilt, und daher nicht fehlerfrei. Daneben ſchrieb er noch eine größere und kleinere Glaubenslehre, die Geometrie, Trigonometrie und Kriegsbaukunſt in Tabellen, und gab Predigten, die Bekehrungsgeſchichte des Oberſten von Bardeleben, des Herrn von Beggerow und der Gräfinn von Beers und andere Schriften, meiſtens ohne ſich zu nennen, heraus. Der Unterricht, den er in der Realſchule einführte, wurde ganz nach der von ihm erfundenen tabellariſchen Methode ertheilt, der er ſelbſt den Namen Literal-Methode beilegte [1]). Das Weſentliche derſelben beſtand darin, daß man bloß mit den Anfangsbuchſtaben der Worte die Hauptgegenſtände des Unterrichts in den Schulen an der Tafel anſchrieb, und insbeſondere die Folge der Hauptideen in den Wiſſenſchaften tabellariſch vorſtellte. Das Gedächtniß ſollte dadurch erleichtert, die Zeit erſpart, die Aufmerkſamkeit geweckt und Übung im Nachdenken erhalten werden. Dieſe ſehr ſcheinbaren, zum Theil auch wahren Empfehlungsgründe, von einem Manne vorgetragen, der ſich zu den Kindern ſo außerordentlich herab zu laſſen wußte, daß er hierin ſeines Gleichen ſuchte, verſchaffte ſeiner Methode Gönner und Anhänger, und ihrem Erfinder Ruhm und Ehre. Der Abt Felbiger, Generaldirector des Schulweſens in den ſämmtlichen öſtreichſchen Normalſchulen, kam ſelbſt nach Berlin, um die Hähnſche Literal-Methode kennen zu lernen, ließ drei Lehrer in der Realſchule in derſelben unterrichten, und machte von dieſer Methode in den öſtreichſchen Normalſchulen Gebrauch. Es erhoben ſich aber bald mehrere Stimmen gegen dieſelbe, die den tabellariſchen Unterricht als äußerſt trocken, geiſtlos und ermüdend verwarfen. Die Hähnſche Unterrichtsweiſe hat längſt andern Methoden weichen müſſen, indeſſen bleibt doch dem Erfinder das Verdienſt, zur Verbeſſerung des Schulunterrichts weſentlich beigetragen zu haben, und ſeine Methode ſcheint (richtig, und mit den gehörigen Einſchränkungen angewandt) den Haß nicht zu verdienen, den man ſpäter auf ſie geworfen hat.

Nachdem Hähn bis 1759 ſeine berlinſchen Ämter mit der rühmlichſten Thätigkeit verwaltet hatte, kam er als Generalſuperintendent der alten Mark und Priegnitz, wie auch als Inſpector und erſter Domprediger nach Stendal. Auch in dieſem neuen Wirkungskreiſe machte er die Verbeſſerung des Schulweſens, nach dem Muſter der berlinſchen Realſchule, zu ſeiner Hauptaufgabe, und mit ſeltener Beharrlichkeit beſiegte er die nicht kleinen Hinderniſſe, die ihm in den Weg traten. Indeß war ſein Aufenthalt in Stendal zu kurz, als daß er die getroffenen guten Einrichtungen hätte befeſtigen können. Denn ſchon im Julius 1762 wurde er Konſiſtorialrath, Generalſuperintendent des Herzogthums Magdeburg, Abt und Direktor des Stifts und Kloſters Bergen. Die Erwartungen, welche man von ihm hegte, gingen aber nicht in Erfüllung, vielmehr zeigte ſich der neue Abt von einer Seite, die ihm Aller Herzen entzog. Er arbeitete zwar auch jetzt wieder mit raſtloſem Eifer an der Schule, gab ſelbſt Lehrſtunden, ſorgte für eine gute Ökonomie, und bemühte ſich ernſtlich, die beträchtlichen Schulden des Kloſters zu tilgen. In ſeinem Charakter entwickelte ſich aber zugleich eine despotiſche Herrſchſucht, die Alles empörte. Aus übertriebener Sparſamkeit war er hart gegen die Unterthanen des Kloſters, und die Lehrer ſelbſt behandelte er mit einer unerhörten Strenge.

1) Eine genaue Beſchreibung derſelben machte er ſpäter bekannt, in der Schrift: Ausführliche Abhandlung der Literal-Methode. Berl. 1777. 8. Vgl. die Beurtheilung in der Allg. teutſchen Bibl. Anh. z. 25—36 Bde. Abth. 4. S. 2137 ff.

Digitized by Google

Er drohte mit Fortjagen, erhob gegen den Convent eine Klage in Berlin, und dieſer ſuchte eben daſelbſt Hilfe. Die gegenſeitige Erbitterung wuchs, und mehrere Lehrer verließen die Anſtalt. Das Wechſeln dauerte fort, und Hähn beförderte Conventualen und Lehrer nicht nach Verdienſt, ſondern nach Gunſt. Mit den Zöglingen war er vertrauter, als mit den Lehrern, und ein Bedienter galt bei ihm ſo viel als ein Conventual; gegen die letztern erklärte er ſich ſogar auf der Kanzel. Dabei verfiel er auf den unſeligen Grundſatz: es wäre beſſer, wenn das Kloſter nur eine kleine Schule hätte, weil es bei einer großen Anzahl Zöglinge auch viele Lehrer und Aufſeher, viele Bediente und viel Holz haben müßte. Da Friedrich II. durch den Oberſten Lentulus auf den Verfall der ſonſt ſo blühenden Lehranſtalt aufmerkſam gemacht wurde, ſo ordnete er eine Commiſſion ab, um den Zuſtand der Schule und die Ökonomie des Kloſters zu unterſuchen. In der letzten Hinſicht konnte Hähn keiner Veruntreuung beſchuldiget werden, aber der Verfall der Lehranſtalt war ſo offenkundig, und der Direktor hatte ſich dabei ſo vieler Ungebühr ſchuldig gemacht, daß Friedrich II. ihn, durch einen Erlaß an die magdeburgſche Regierung vom 6. Januar 1771, von der Direktion entfernte, mit dem Befehl binnen 24 Stunden das Kloſter zu verlaſſen [2]). Er begab ſich ſogleich nach Magdeburg, und lebte daſelbſt im Stillen. Auf Verwendung ſeines ehemaligen Zöglings, des Prinzen Friedrich Wilhelm, der ihn ſehr liebte, und anderer hoher Perſonen, kam er noch im J. 1771 als Generalſuperintendent, Konſiſtorial- und Kirchenrath, wie auch Direktor des Gymnaſium und Prediger an der Schloßkirche nach Aurich in Oſtfriesland. Vorſichtig gemacht durch die bisherigen unangenehmen Erfahrungen, benahm er ſich in Oſtfriesland mit weit mehr Vorſicht und Klugheit, verwaltete ſeine wichtigen Ämter mit gewiſſenhafter Treue, und ſuchte die Leidenſchaften, die ihn bisher zu ſeinem großen Schaden beherrſcht hatten, möglichſt zu unterdrücken. Mit den ihm untergebenen Geiſtlichen ging er brüderlich und väterlich um, und da er ſehr exemplariſch lebte, ſo ſtarb er, allgemein verehrt, den 4. Junius 1789 in ſeinem 79ſten Jahre, unverheirathet.

Hähn war kein großer Gelehrter, aber ein Mann von vielen Talenten, und mit mannichfaltigen Kenntniſſen ausgerüſtet, mit denen er vielen Nutzen ſtiftete. Sein Gedächtniß war weit ſtärker, als ſeine Beurtheilungskraft. In der Theologie machte er von den Aufklärungen ſeines Zeitalters keinen Gebrauch, und unter ſeinen Schriften haben die asketiſchen den geringſten Werth. Dennoch war er als Prediger ſehr beliebt; er disponirte bloß, und verließ ſich dann auf den Geiſt Gottes. Von Intoleranz war er nicht frei, und die das Chriſtenthum anders betrachteten als er, hielt er für ſolche, die das Reich des Teufels baueten. Seine Sprachkenntniſſe waren nur mittelmäßig, und die alten Philoſophen und Geſchichtſchreiber hatte er nicht mit Geſchmack geleſen. In der Mathematik hingegen, vorzüglich in der Mechanik, und in der Kriegs- und bürgerlichen Baukunſt, in der Phyſik und Geſchichte hatte er es weit gebracht. Er erfand unter andern eine Dreſchmaſchine, verſchiedene andere Maſchinen, und einen ökonomiſchen Koch- und Bratofen, wovon er (Leipz. 1772. 8.) eine beſondere Beſchreibung drucken ließ. Was er vortrug oder vorgetragen wiſſen wollte, mußte er ganz durchdacht und in ſeinem ganzen Umfange überſehen haben. Daher ſeine tabellariſche Methode, die er dazu vorzüglich nützlich fand. Sein Charakter war ein ſeltſames Gemiſche von Gutem und Böſem, von Demuth und Stolz, Hartnäckigkeit und Wankelmuth, Beſcheidenheit und Unfreundlichkeit, Klugheit und Unvorſichtigkeit. Wie alle Pietiſten, führte er den Heiland häufig im Munde; einer ſeiner Freunde mochte aber wohl nicht mit Unrecht von ihm ſagen: „Hähn läuft unruhig unter dem Kreuze Chriſtus herum, kommt aber nicht heran.“ Häufig ließ er ſich vor einem blinden Vertrauen auf Gottes Vorſehung leiten, und hielt ſeine ſeltſamen Triebe und Neigungen für Winke der Vorſehung. In ſeiner körperlichen Bildung lag wenig Empfehlendes. Er war ſehr unanſehnlich, klein, ſehr ſchwarz im Geſicht, hatte eine gelbe Haut und einen etwas finſtern Blick, den er aber durch ungezwungene Freundlichkeit erheiterte [3]). (*Baur.*)

HAHN (Johann Gottfried von), wurde dem praktiſchen Arzt Siegmund am 18. Jan. 1694 zu Schweidnitz geboren. Von Privatlehrern unterrichtet, kam er 1708 in die dortige evangeliſche Schule, 1714 auf die Univerſität Leipzig, disputirte öfters und vertheidigte pro loco, am 29. Mai 1717, Medicinam Germanorum veterum, ward am 13. Februar 1716 Magiſter und 1717 Doktor der Arznei. Darauf fing er in Breslau ſeine praktiſche Laufbahn, als Arzt an, gab 1729 in Breslau die Geſchichte der zwei Jahre vorher in Breslau und auf dem Lande geherrſcht habenden hitzigen Fieber und der dazu gefügten Abhandlung von der Wirkung der in der Lunge beſtändig eingeſogenen Luft heraus. In einer andern Schrift, Variolarum antiquitates nunc primum e graecis erutae, Brigae 1733. 4. bewies er mit den alten griechiſchen, lateiniſchen und arabiſchen Ärzten, daß die Blattern nicht eine erſt in den neuern Zeiten kund gewordene, ſondern auch den Alten bekannte Krankheit ſeien, wogegen der Hofrath Werlhof ſeine Zweifel mit aller Achtung für den Verfaſſer, vortrug, worauf Hahn auf eine eben ſo freund-

2) Die Verhandlungen über Hähn's Entfernung von Bergen, und beſonders Friedrichs II. Erlaß in dieſer Angelegenheit an den Miniſter von Münchhauſen hat Büſching abdrucken laſſen, im 5ten Bde ſeiner Beiträge zu der Lebensgeſch. denkw. Perſonen S. 62—71.

3) Henke's Archiv f. d. neueſte Kirchengeſch. 2 Bd. 1 St. 156 ff. 4 St. 605 ff. 4 Bd. 2 St. 599 ff. (Hauptquelle, aus der alle Nachfolgenden geſchöpft haben). Nova acta hist. eccles. 4 Bd. 1068. 5 Bd. 962. Meershemius in den neuen Zuſätzen zum oſtfriesl. Predigerdenkmahl 245. Fickenſcher's Beitr. z. Gel. Geſch. 265. Ebend. gel. Baireuth 3 Bd. 156—181. Denkw. aus dem Leben ausgez. Teutſchen 333. Baur's Gallerie hiſt. Gemälde 6 Th. 156 — 162. Meuſel's Lex. d. verſt. Schriftſt. 5 Bd. Baader's Lex. verſt. baier. Schriftſt. 1 Bd. 1 Th. Seiler's gem. Betracht. 1796. S. 181 ff.

ſchaftliche Art, in einer Abhandlung Carbo pestilens a carbunculis sive variolis veterum distinctus. Wratisl. 1736. 4. antwortete. 1735 ſchilderte er die Krankheit, die man die engliſche, andere aber Rhachitis, nennen, in der Abhandlung Cyrtonosi, quae Glissonio rhachitis est, etliche alte Bilder aus den ältern Geſchichtſchreibern ab, und erwies dadurch, wie viel die ſchönen Wiſſenſchaften, einem gründlichen Arzte nicht nur zur Zierde, ſondern auch zum wahren Nutzen gereichen und Gelegenheit zum Nachdenken und unverhofften Entdeckungen geben können. Auch zeigte er dieſes nicht weniger in dem Denkmahl nach Art der alten Inſchriften im J. 1737 auf den verſtorbenen Breslauer Rathsherrn, Mich. Glieb v. Liebenau. Im J. 1731 ernannte ihn die kaiſ. Akad. d. Naturforſch. zum Mitgliede. Er erhielt 1751 die Adjunktur in dieſer Akademie, und lieferte mehrere Abhandlungen in die Schriften derſelben. Seine Gegner widerlegte er in der Schrift: Morbilli variolarum vindices, Vratisl. 1753. 4. Im J. 1745 erklärte ihn der König von Preußen zum Dekan des Collegii medici im breslau'ſchen Departement und zum Hofrath und 1748 erhob er ihn und alle ſeine Nachkommen, in den Ritterſtand. Er ſtarb auf einer Reiſe nach dem Karlsbad zwiſchen dem 30. April und 1. Mai 1753. (Schmerſahls neue Nachr. von jüngſtverſt. Gel. Bd. II. S. 581—594). Sein Bildniß ſtehet vor J. F. Burg's Schrift, von dem Göttlichen der chriſtlichen Religion in ihrer Schmerz ſtillenden Kraft. Breslau 1755. Fol. (*Rotermund.*)

HAHN (Knut), Biſchof von Lund in Schweden, geboren 1633 in Smäland. Nachdem er ſeine Schulſtudien zu Calmar und Weriö abſolvirt, beſuchte er ſeit 1652 die Univerſitäten Greifswald und Roſtock, und dann Upſala. 1661 ward er Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium zu Lund, und, als dieſes zur Univerſität erhoben wurde, Profeſſor der Logik und Metaphyſik. Zwiſtigkeiten verleideten ihm das akademiſche Leben; er ward 1671 Paſtor und Propſt zu Ronneby in Blekingen, 1679 Gehilfe des alten Biſchofs von Lund, Winſtrup, und, nach deſſen noch 1679 erfolgtem Tode, Biſchof von Lund und Prokanzler der Univerſität. Mit großem Fleiß ſtand er, unter ſchwierigen Zeitumſtänden, den neuen Ämtern vor. 1687 ward er Biſchof von Weriö, ſtarb aber 1687 zu Carlscrone, bevor er das Bisthum Weriö angetreten hatte. Die unter ihm erſchienenen Diſputationen ſind von Döbeln in hist. acad. Lundensis. Th. 2. verzeichnet. (*v. Schubert.*)

HAHN (Ludwig Philipp), ein teutſcher Schauſpieldichter, deſſen ziemlich vergeſſene Werke aus der Sturm- und Drangperiode nicht ohne kräftige und ergreifende Momente ſind. Der Götz von Berlichingen und Gerſtenberg's Ugolino ſcheinen ihm bei ſeinem erſten dramatiſchen Verſuche als Muſter vorgeſchwebt zu haben, und ſeine ſpätern Arbeiten ſchließen ſich ebenfalls dem goethe'ſchen Vorbilde an. Er war geboren 1746 zu Trippſtadt in der Pfalz, ſtudirte in Göttingen und hielt ſich dort zu dem Dichterverein, welchen die Namen Bürger, Voß, Stolberg u. A. m. unſterblich machen. Nachher bekleidete er die Poſten eines Kammerſekretärs und Rechnungsreviſors zu Zweibrücken, wo er 1787 ſtarb, mit ihm ein noch ziemlich rohes aber einer höhern Ausbildung würdiges Talent. Seine Schriften ſind: Der Aufruhr zu Piſa, Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Ulm, 1776. 8. Ein Ugolino, durch welchen er mit Gerſtenberg in einen Wettſtreit trat. Aber Hahn läßt die Geſchichte von dem Zeitpunkte an ſpielen, wo die erſten von dem Ruggieri angeſtifteten Unruhen ausbrechen. Graf Karl von Adelsberg, Tr. i. 5 Aufzügen. Leipzig, 1776. 8. Robert von Hohenecken, Tr. Leipz. 1778. 8. Wallrad und Evchen oder die Parforcejagd, ein (lokales) Singſpiel. Zweibrücken, 1782. 8. Lyriſche Gedichte. Zweibrücken, 1786. 8.*). (*R.*)

HAHN (Nicolaus), gewöhnlich Gallus genannt, der Sohn eines Bürgermeiſters, zu Köthen 1516 geb., ſtudirte 10 Jahre unter Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Cruciger zu Wittenberg, wurde darauf Rektor an der Schule zu Mansfeld, 1543 Diakonus zu Regensburg, mußte aber nach fünf Jahren des Interims wegen mit dem Superintendenten Hieronymus Nopus in das Exſilium wandern. Er begab ſich nach Wittenberg, verſah, weil Cruciger geſtorben war, die Schloßpredigten, erhielt eine Vocation vom Herzog Albert zu Meklenburg und eine vom Magiſtrat zu Magdeburg als erſter Pfarrer an die Ulrichs- und Levinkirche, welche letztere er 1550 annahm und wohin ihm ſein Freund Flacius folgte, dem er an den Centuriae Hist. Eccl. Magdeb. arbeiten half. Er hielt die Belagerung der Stadt mit aus, hielt dem gefangenen Herzog von Meklenburg am 6. Januar 1551 eine ſcharfe Geſetzpredigt und ſuchte das reine Evangelium nach allen Kräften auszubreiten. Nach Nopus Tode dachte im J. 1553 das dankbare Regensburg an ſeine ehemaligen treuen Dienſte; ſo ungern er Magdeburg verließ, ſo wurde die Sehnſucht und das Verlangen nach ihm ſo groß, daß er ſich entſchloß die Superintendentenſtelle anzunehmen. Durch ihn erhielt die evangeliſche Kirche zu Regensburg bei der Nachbarſchaft ein großes Anſehen. In zweifelhaften Fällen verlangte man ſeinen Rath und in der Stadt ſelbſt ſchaffte er die noch gebliebenen Kerzen, Leviten, Meßgewande und mehrere katholiſche Feſttage ab und richtete die Kirchenordnung nach der kurſächſiſchen ein. Mit dem Scalichius hielt er eine öffentliche Diſputation und mit dem Domprediger Barfüßerordens, Johann Albrecht hatte er Streit. 1557 war er auf dem Convent zu Coßwich, die Streitigkeiten zwiſchen Melanchthon und Flacius, de Adiaphoris endigen zu helfen, (Melancht. Consil. P. II. S. 258 ff.), wo er des Flacius Partei nahm und am Ende nichts entſchieden wurde. Er ſtarb im Zeller Bade im Würtembergſchen am Schlage im J. 1570, wurde zu Waſſer nach Regensburg gebracht und den 24. Junius in der Peterskirche begraben. Vergl. Rotermund's Andenken an die Männer, die für und gegen die Reformation Luther's gearbei-

*) S. Koch's Kompend. Jördens's Lexikon. (Supplementband).

tet haben. Bd. 1. S. 395, wo man auch ſeine 61 Schriften, die meiſtens Bezug auf die damaligen Zeiten haben, angeführt findet. Sein Bildniß ſtehet in Dreyhaupt's Beſchreib. des Saalkreiſes Th. II. S. 626 und in den Unſchuld. Nachr. 1733 vor dem 2ten Beitrage. Auch iſt eine Münze auf ihn geſchlagen worden. (*Rotermund.*)

HAHN (Philipp), insgemein Gallus genannt, war zu Halle den 1. Mai 1558 geboren, und ein Sohn des Secretärs Georg, kam von der dortigen Stadtſchule 1570 nach Kloſter Bergen, dann in die Magdeburger und 1576 in das Catharineum zu Braunſchweig, ſtudirte ſeit 1577 in Jena, zog der Peſt wegen im folgenden Jahre nach Wittenberg, wurde 1582 daſelbſt Magiſter und begab ſich nach Tübingen, hörte aber zuvor noch einige Collegia in Heidelberg. Am 2. April 1585 ging er wieder nach Wittenberg, ward Hofmeiſter des jungen Auguſt von Löſer auf Pretzſch, ſetzte ſeine Studien noch 4 Jahre auf dieſer Univerſität fort und predigte alle 2 Wochen in der Schloßkirche. Im J. 1588 veranſtaltete er eine Ausgabe der augsburg. Confeſſion und der drei Symbola in 4 Hauptſprachen, wozu er die hebräiſche Überſetzung ſelbſt gemacht hat. Den 16. Januar 1589 ward er Unterdiakonus an der Ulrichskirche in Halle, 1591 Oberdiakonus, im folgenden Jahre ſchlug er die Superintendentur in Querfurt aus, nahm aber 1598 die Dompredigerſtelle in Magdeburg an, und wurde im folgenden Jahre auf Verlangen und Koſten des Domkapitels Doktor der Theologie. In dieſem Amte hat er 158 Kandidaten examinirt und ordinirt und ertheilte in zweifelhaften Fällen immer Rath, davon er die Conſilia und den weitläufigen Briefwechſel im Manuſcript hinterließ. Er ſtarb am 16. Julius 1616. Sein Bildniß ſtehet vor ſeiner Poſtille, die 1609 erſchien. Außer vielen Predigten gab er auch zu Magdeburg 1615. 4. eine Agende heraus. S. Kettner's Clerus Magdeb. p. 8 folg. (*Rotermund.*)

HAHN (Phil. Matth.), ein durch ſeine mechaniſchen Kunſtwerke berühmter proteſtantiſcher Geiſtlicher, geboren den 25. November 1739 zu Scharnhauſen, einem Dorfe unweit Stuttgart, wo ſein Vater Pfarrer war. Schon als Knabe zeigte er große Neigung zur Mechanik und Geſchicklichkeit im Malen und in der Verfertigung von Sonnenuhren, nachdem er ſich mit ſehr geringen literariſchen Hilfsmitteln einige Kenntniß vom ſcheinbaren Laufe der Sonne verſchafft hatte. In ſeinem ſiebenzehnten Jahre wurde der junge H. von ſeinem Vater, der unterdeſſen eine beſſere Pfarre in Öſtmettingen erhalten hatte, auf die Univerſität Tübingen geſandt, um Theologie zu ſtudiren. Dort wurde er mit einem Glasſchleifer, und, in ſeinen Univerſitätsferien, mit dem Schulproviſor Schaudt in Öſtmettingen bekannt, welcher letztere mit dem jungen Hahn von gleichem Alter, von gleicher Liebe für mechaniſche Arbeiten beſeelt und auch von gleichem Geſchick darin war. Beide Jünglinge arbeiteten nun in die Wette an Sonnenuhren von allerlei Art, Sprachröhren, Fernröhren u. ſ. w. wobei Schaudt Alles, wozu Hahn ihn anwies, mit Leichtigkeit begriff und ausführte. Bei dem geringen Vermögen der Ältern unſers H. war es ihm unmöglich, ſich mathematiſche Bücher anzuſchaffen oder mathematiſche Vorleſungen zu hören. Er ſchrieb deßhalb Wolff's Elementa Arithmeticae, Geometriae, Trigonometriae et Analyseos und aus dem teutſchen Auszuge der wolffſchen Elemente die Optik, Dioptrik, Katoptrik, Perſpectiv und Aſtronomie ab. Lange Zeit behalf er ſich mit Waſſer und Brot, ohne alle warmen Speiſen, bloß um ſo viel zu erſparen, daß er ſich eine Taſchenuhr kaufen und durch das Auseinandernehmen und Wiederzuſammenſetzen derſelben ſeine Wißbegierde über ihren innern Bau befriedigen konnte. Neue Erfindungen, von denen er erzählen hörte und der Wunſch ſich und ſeine Angehörigen in beſſere Vermögensumſtände zu verſetzen, weckten in ihm die lebhafteſte Begierde, ſelbſt Etwas zu erfinden. Dazu kam, daß ſeine erſte Liebe auf eine Perſon fiel, die reich und von Stande war, um deren Hand zu werben er daher nur dann ſich getraute, wenn es ihm gelänge, ſich Rang und Vermögen zu erwerben. Zwar erreichte er dieſen Hauptzweck nicht, wurde aber durch innige Freude an ſeinen eigenen Arbeiten und an allen mechaniſchen Kunſtwerken überhaupt entſchädigt. Das Erſte, was er ſich bemühte zu erfinden, war ein perpetuum mobile. Da er jedoch bald einſah, daß es ihm noch zu ſehr an theoretiſchen Kenntniſſen fehlte: ſo ſuchte er ſo viel zu erübrigen, daß er ſich Wolff's Anfangsgründe aller mathematiſchen Wiſſenſchaften anſchaffen konnte. Kaum war ihm dieß mit vieler Mühe gelungen, ſo zwang ihn bitterer Mangel ſchon wieder das Buch zu verkaufen, und er wurde nun noch dazu von dem Käufer um das Geld betrogen. Es währte lange, ehe H. ſich das Buch wieder anſchaffen konnte, ſobald er es ſich aber wieder hatte kaufen können, machte er ſich in der Zeit, welche ſeine Mitſtudirenden auf Vergnügungen wandten, mit den Geſetzen der Bewegung bekannt. Er glaubte nun bald mehr als eine Möglichkeit zu ſehen, wie ſich ein perpetuum mobile machen ließe, und wartete nur auf gelegene Zeit, ſeine Plane auszuführen. Dieſe Zeit fand ſich endlich, als er im J. 1760 nach vollendeten Univerſitätsſtudien Hauslehrer wurde, wo er nun alle ſeine Mußeſtunden auf die Ausführung ſeines Projects verwandte. Allein nach unzähligen vergeblichen Verſuchen, nach langem Hin- und Herſinnen und Nachleſen, worüber er ein Mal drei Wochen lang nicht zu Bette kam, überzeugte er ſich von der Unausführbarkeit aller ſeiner Ideen und richtete nun ſeine Gedanken auf die Erfindung eines Inſtruments, das dazu dienen ſollte, geographiſche Längen zur See zu beſtimmen. Bald aber kam er auch hievon zurück, da es ihm bei ſeiner Entfernung vom Meere nicht möglich war, ſeine Ideen zu prüfen und praktiſche Nautiker zu Rathe zu ziehen. Leupold's theatrum machinarum brachte ihn auf den Gedanken einen Wagen zu bauen, der durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt würde, die Koſtſpieligkeit der Sache ſchreckte ihn aber von Verſuchen ab. — Im J. 1761, wo H. bereits Vikarius (Anfangs zu Breitenholz, nachher zu Herren-

Digitized by Google

berg, dann zu Thieringen, endlich in Oſtdorf geworden war, weckte einſt in einer ſternhellen Nacht der Anblick des geſtirnten Himmels in ihm den Wunſch und Vorſatz, die Bewegungen der Himmelskörper zunächſt nur nach dem ptolemäiſchen Weltſyſteme durch eine Maſchine darzuſtellen, ohne daß er damals ſchon wußte, was von Andern in dieſer Hinſicht bereits geleiſtet war. Obgleich dieß nun in den von Amtsgeſchäften freien Stunden ſeinen Geiſt am meiſten beſchäftigte, fuhr er doch auch fort, in ſolchen Mußeſtunden fleißig weiter zu ſtudiren und las und excerpirte, beſonders in Herrenberg, eine Menge chemiſcher und alchemiſcher Schriften. Zugleich verfertigte er fortdauernd allerlei nützliche mechaniſche Arbeiten, beſonders Uhren und bequeme Wagen, und gab ſich, auch ſchon zum Behufe des oben erwähnten Längenproblems, viele Mühe, in den Gang der Taſchenuhren größere Gleichförmigkeit zu bringen, ſo wie auch die Pendeluhren zu verbeſſern. — Im J. 1764 wurde er Pfarrer zu Öſtmettingen und berief nun aus dem Filial Thieringen einen Weber zu ſich, der hölzerne Uhren machte. Von dieſem ließ er nach ſeinen Angaben eine Pendeluhr verfertigen, die eine Scheibe bewegte, auf welcher Sonne, Mond und die wichtigſten Firſterne zur rechten Zeit durch das ganze Jahr ſichtbar auf- und untergingen, Sonne und Mond ſich zugleich durch die zwölf himmliſchen Zeichen bewegten und letzterer dabei noch die Abnahme und Zunahme ſeines Lichts zeigte. Von demſelben Arbeiter ließ H. ferner eine andere Maſchine in Holz ausführen, welche die mittleren periodiſchen Umlaufe der Planeten nach dem kopernikaniſchen Weltſyſteme faſt ganz genau darſtellte. — Unterdeſſen hatte Schaudt, der nun wirklicher Schullehrer in Öſtmettingen geworden war, von taubſtummen Uhrmachern in Meſſing und Stahl arbeiten gelernt und von ihm ließ jetzt Hahn eine mehr zuſammengeſetzte kleine Maſchine ausführen. An den Seiten des cubiſchen Fußgeſtelles dieſer Maſchine waren Zifferblätter, deren eines die Stunden und Minuten, das andere die Bewegungen der Planeten nach dem kopernikaniſchen Syſtem anzeigte, das dritte aber einen Jahrzähler auf 8000 Jahre enthielt. Auf dieſem Fußgeſtelle ſtand nun eine Himmelskugel, auf welcher die Firſterne und Planeten nach ihren ſcheinbaren Bewegungen ſich umdreheten. Der Herzog von Würtemberg hiervon benachrichtigt, ließ unſern Hahn im J. 1767 zu ſich kommen und verlangte ſein Kunſtwerk zu ſehen. Letztres gefiel dem Herzog ſo, daß er es nur auf Hahns Verſprechen ein anderes noch vollkommneres zu liefern zurückgab, und dem Künſtler ein Geldgeſchenk von 300 Gulden machte. Nach einem halben Jahre brachte H. wirklich eine andere größere, genauer berechnete und bequemer eingerichtete Maſchine zu Stande, welche nun in der herzogl. Bibliothek zu Ludwigsburg aufgeſtellt, und auf herzogl. Befehl vom Profeſſor und Bibliothekar Viſcher beſchrieben wurde. Das Anerbieten des Herzogs ihn zum Profeſſor zu ernennen, lehnte H. ab, nahm dagegen die Vergütung ſeiner Koſten und die ihm übertragene beſſere Pfarre zu Dornweſtheim in der Nähe von Stuttgart, und die Anwartſchaft auf die Pfarrei Echterdingen dankbarlich an. Vor ſeinem Abgange von Öſtmettingen ließ er, um ſeinen Gehilfen Schaudt zu belohnen, von demſelben eine kleine aſtronomiſche Maſchine, der früher verfertigten kleinen ähnlich, nur vollkommner, für den Fürſten von Hohenzollern-Hechingen ausarbeiten, und überließ Schaudten den ganzen Erlös.

Die Trennung von Schaudt, der Öſtmettingen nicht verlaſſen wollte, würde unſerm H. für ſeine fernern mechaniſchen Arbeiten nachtheilig geworden ſeyn, hätte er nicht an ſeinen Brüdern, die eigentlich Chirurgen waren, aber bei ihm in Meſſing und Stahl arbeiten lernten, und an einigen Uhrmachergeſellen neue brauchbare Gehilfen gefunden. Durch dieſe ließ er wieder ein größeres Uhrwerk anfangen, mittels deſſen er die Bewegungen der Himmelskörper noch einfacher und vollkommner darzuſtellen gedachte. Bei der Berechnung der Räder für die Trabanten wurde er durch die dazu nöthigen weitläufigen Multiplicationen und Diviſionen, daran erinnert geleſen zu haben, daß Leibnitz eine Rechnungsmaſchine erfinden wollte, und lange daran arbeiten ließ, ohne ſie ganz zu Stande zu bringen. Hahn dachte nun ebenfalls über dieſen Gegenſtand nach, und verfertigte wirklich eine ſolche Maſchine, nach deren Muſter er von Schaudt noch eine machen ließ. Er hatte Gelegenheit, dieſe Maſchine dem Kaiſer Joſeph II., der damals nach Stuttgart kam und dem Hahn auf Befehl ſeines Herzogs die aſtronomiſche Maſchine erklärte, vorzuzeigen, und erhielt in gnädigen Ausdrücken die Aufmunterung, ſeine Arbeit den Akademien vorzulegen. Hahn ging aber ſchon mit Verbeſſerungsgedanken um und hatte bald eine ganz neue Maſchine derſelben Art fertig, bei welcher er von der erſten nichts als die äußere Form beibehielt, alles Übrige aber nach einem durchaus neuen Plane anlegte. Die Ausarbeitung theologiſcher Aufſätze hielt ihn jedoch lange ab, ſeine Erfindung zu beſchreiben, und nur auf Wieland's wiederholte Bitte lieferte er endlich für deſſen teutſchen Merkur im J. 1774 die gewünſchte Beſchreibung. Er ließ nun auch Additionsmaſchinen machen, welche weit weniger koſtſpielig als die größeren Rechnungsmaſchinen waren, und die Addition langer Zahlenreihen in eine ganz mechaniſche Arbeit, die man gleichſam ſpielend verrichten konnte, verwandelten. — Außer den ſchon erwähnten verfertigte Hahn eine Menge anderer künſtlicher Uhren, die nach verſchiedenen Orten hin verkauft wurden, und welche theils die Veränderung der Sonnenhöhe und der Tageslänge bei dem jährlichen Umlaufe der Sonne veranſchaulichen, theils den Mondeswechſel und Monatstag anzeigen, ohne daß man nöthig hat, ſie der ungleichen Länge der Monate halber zu ſtellen. Von den vielen andern Verbeſſerungen, die Hahn an Wand- und Taſchenuhren anbrachte, wollen wir nur noch der einen erwähnen, daß einige ſeiner Uhren auch ohne Öl gehen. Ein Verzeichniß ſeiner mannichfaltigen Kunſtwerke nebſt den Verkaufspreiſen findet man in der weiter unten zu erwähnenden Lebensbeſchreibung Hahn's. — Mäßigkeit und eine wohl geregelte Lebensweiſe erhielten dieſen merkwürdigen Mann lange

Digitized by Google

vollkommen geſund, endlich aber zog ſein zu angeſtrengtes Nachdenken ihm eine Krankheit zu, der ſeine Kräfte allmälig unterlagen. Schon glaubte er ſich völlig hergeſtellt und ging mit gewohntem Eifer wieder an ſeine Arbeiten, aber am 2. Mai 1790 verſank er in einen Schlummer, aus welchem er nicht wieder erwachte. — Als Menſch war Hahn durch ſeine kindliche Frömmigkeit höchſt achtungswerth, als Theolog neigte er ſich zum Myſticismus hin und erhielt deßhalb Verweiſe von ſeinem Conſiſtorium. — Von ſeinen Schriften erwähnen wir hier nur folgende: 1) Verſuche über die Locke'ſchen Witterungsregeln aus dem Laufe und den Aſpecten der Planeten. Tübingen 1762. in 8. 2) Einige Verſuche dieſer Art in Sprenger's ökonomiſchem Kalender 1770 — 75. 3) Beſchreibung einer kleinen aſtronomiſchen Maſchine, welche für den Fürſten von Hechingen verfertigt worden iſt. Coſtanz 1769. in 4. 4) Die Haupturſache der Offenbarung Johannes. Frankf. und Leipz. 1772. in 8. 5) Nachrichten von ſeinen durch ſeine Mitarbeiter verfertigten Maſchinen. 3 Stücke. Stuttg. 1774. 6) Sammlung von Betrachtungen über die ſonn-, feſt- und feiertäglichen Evangelien, vom neuen Jahre bis Oſtern, für Freunde der Wahrheit. Frankf. u. Leipzig 1774. in 8. 7) Tabula chronologica, qua aetas mundi septem chronis distincta sistitur. 1774. 8) Muthmaßliche Witterungsanzeigen in dem allgem. wirthſchaftlichen Kalender auf d. J. 1772. 9) Das neue Teſtament mit Anmerkungen, 2 Theile in 12. Winterthur 1777. 10) Vermiſchte theologiſche Schriften. 4 Theile. Winterthur 1780. 81. 11) Sammlung von Predigten über alle Sonn- und Feſttage, nebſt Paſſionspredigten. Ebendaſ. 1780. in 8. 12) Verbeſſerung der Taſchenuhren in den Act. acad. elect. Mogunt. scient., quae Erfurti est, ad annos 1782 u. 83. — Hahn's Inſtrumente wurden nach ſeinem Tode in London ſehr theuer verkauft *).

(*Gartz.*)

HAHN (Simon Friedrich), Geſchichtforſcher, geboren den 28. Julius 1692 zu Kloſter Bergen unweit Magdeburg, wo ſein Vater Senior des Miniſteriums war. Seine ſeltenen Talente entwickelten ſich mit einer Schnelligkeit, die Verwunderung erregte. Schon im zehnten Jahre hatte er Latein, Griechiſch, Franzöſiſch und Italieniſch erlernt, kannte die meiſten klaſſiſchen Schriftſteller, und beſchäftigte ſich zugleich mit der Geſchichte, Geographie, Genealogie und Mathematik. Das Latein ſprach er ſehr fertig, und im 12ten Jahre konnte er nicht nur an jeder wiſſenſchaftlichen Unterhaltung einen ſehr verſtändigen Antheil nehmen, ſondern er gab auch vielen ſeiner Mitſchüler hiſtoriſche Lehrſtunden. Als er im 14ten Jahre Bergen verließ, um in Halle die Rechte zu ſtudiren, hielt er eine Rede de ortu, incrementis et fatis coenobii Bergensis, die in dem Album Bergense continuatum. Klosterbergen 1707. fol., in Meibom's

*) Biographiſche Nachrichten von dem berühmten Mechaniker Phil. Matth. Hahn in der Beilage zur ſchwäb. Chronik 1790. Nr. 97, daraus abgedruckt im neuen götting. hiſtor. Magazin von Meiners u. Spittler. Bd I. St. 1. S. 173 ff. — Bernhard in der Biogr. univ. S. 19.

Chronicon Bergense. 1708. fol. und in dem von Hahn beſorgten Fasciculus opusculor. hist. sel. Halberst. 1721. fol. abgedruckt wurde. In Halle waren Gundling, Ludewig, die beiden Stryk, Böhmer, Thomaſius und Franke ſeine Lehrer, und er hatte es dem Umfange und der Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe zu danken, daß ihm 1711 die philoſophiſche Fakultät die Erlaubniß ertheilte, Vorleſungen zu halten, ob er gleich noch nicht Magiſter war. Er las täglich 6 bis 7 Stunden mit Beifall über Reichshiſtorie und Statengeſchichte, hielt ein Zeitungscollegium, zu deſſen Behuf er wöchentlich 2 politiſche Blätter drucken ließ, und ſchrieb viele, beſonders hiſtoriſche, Diſſertationen und Abhandlungen, die ein fleißiges Quellenſtudium beurkundeten. Deßwegen wurde er 1717 als Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtädt, 1724 aber als Hiſtoriograph und Bibliothekar nach Hannover berufen. Hier ſtarb er, durch allzu große Anſtrengung erſchöpft, den 18. Februar 1729 unverheirathet. Seinem gründlichen und gelehrten Forſcherfleiße dankt man mehrere ſchätzbare hiſtoriſche Monographien, Dokumente und Erläuterungsſchriften, als: Diploma fundationis Bergensis. Magdeb. 1710. 4. (mit reichhaltigen gelehrten Anmerkungen). De justis regni Burgundiae novi vel Arelatensis regni limitibus. Hal. 1716. 4. De medii aevi geographia per Germanos uberius excolenda. Helmst. 1717. 4. De genuino ac Salico Conradi II. imp. ortu et vera falsaque Salicae stirpis cum Guelphis convenientia. Helmst. 1717. 4. De exspectativis in feuda imperii. Lips. 1719. 4. Jus imperii in Florentiam. Hal. 1722. 1772. 4. Collectio monumentorum veterum et recentium ineditorum. Brunsv. 1724. Vol. II. 8.*) Da Gladov unter ſeinem eigenen Namen aus den zu Halle nachgeſchriebenen Hahnſchen Vorleſungen eine Reichshiſtorie (Leipzig 1717. 4.) ſehr fehlerhaft herausgab, ſo wurde Hahn dadurch veranlaßt, ſeine teutſche Stats-, Reichs- und Kaiſerhiſtorie, Halle 1721 — 24. 4 Th. 4., zu bearbeiten, ein reichhaltiges pragmatiſches Werk, das noch immer wegen des ernſten Wahrheitsſinnes im Unterſuchen geſchätzt wird. Es beginnt mit Karl dem Großen und geht bis auf Wilhelm von Holland. Einen 5ten Band (bis auf Ludwig IV.) bearbeitete A. E. Roßmann, Profeſſor in Erlangen, Halle 1742. 4. Um die königliche Bibliothek zu Hannover machte ſich Hahn durch anſehnliche Vermehrungen und eine neue bibliographiſche Claſſification verdient, wovon ſein Conspectus bibliothecae regiae Hanoveranae, in ordinem justum redactae. Hanov. 1727. fol. nachzuſehen iſt **).

(*Baur.*)

HAHNBIEGER, heißt bei den Büchſenmachern das eiſerne Werkzeug, auf welchem der krumme Hals des

*) Der Inhalt dieſer Sammlung iſt genau angegeben in der Leipz. gel. Zeit. v. J. 1724. S. 419. und v. J. 1726. S. 501.

**) Schediasma de vita etc. Hahnii. Magd. 1729. 4. von ſeinem Bruder J. F. Gd. Hahn, Pfarrer in Burg, ausgez. in der Leipz. gel. Zeit. v. J. 1730. S. 444. *Fabricii* hist. bibl. P. V. 305. Correspondance des Savans. 1743. p. 529. *Saxii* Onomast. T. VI. 150.

Digitized by Google

Hahnes am Flintenſchloſſe und die Krappe der Schlagfeder gebogen wird. *(St.)*

HAHNBOHRER, nennen die Rothgießer einen Bohrer, mit welchem das gegoſſene Loch eines Hahnes zu Röhren ꝛc. glatt ausgebohrt wird; — bei den Brunnenmachern iſt es ein Löffelbohrer, mit welchem hölzerne Dillen und Röhrbüchſen ausgebohrt werden. *(St.)*

HAHNEN, HÄHNE oder HÄHNEN, werden im Hüttenbaue die runden oder länglichen Körner Silber genannt, welche im Treibe- oder Brennofen abſpritzen oder ſich an die Brandſtücke anſetzen; — auch die kleinen Zacken, welche an den Brandſtücken entſtehen, wenn ſie zu geſchwind ins Kalte kommen. *(St.)*

HAHNENBALKEN, HAINBALKEN, KATZENBALKEN, RECHENBAND, oberſter Kehlbalken, ein bei Dachgerüſten hoher Dächer ganz oben nicht weit unter dem Firſte in horizontaler Lage nach der Dachweite hin angeordneter Balken, von deſſen Dienſt u. ſ. w. ſ. im Artikel Dachgerüste. *(Leger.)*

HAHNENBREI. Bei dem völligen Ausſchmieden oder Packſchmieden der durch das Urwellen und Gleichen vorbereiteten Blechſtürze bringt man in den Blechhütten mehrere derſelben zugleich unter den Hammer. Da bei dieſer Arbeit eine bedeutende Hitze erforderlich iſt, ſo ſchützt man die Stürze vor dem Zuſammenſchweißen durch einen Überzug. Man taucht nämlich die Stürze, bevor ſie geglüht werden, in ein Gemenge von Thon, Kreide, Kohlenſtaub und Waſſer, welches die Benennung Hahnenbrei führt. Statt dieſes gewöhnlichen Hahnenbreies wird in einigen Blechhütten eine alkaliſche Lauge und Schmiedeſinter mit Nutzen angewendet. *(A. Schmidt.)*

Hahnenfuss, ſ. Rhamnus.

HAHNENGEFECHT oder HAHNENKAMPF. Eine ſehr alte Volksbeluſtigung, die ſich in der neuen Zeit vorzüglich in England erhalten hat. Einige möchten ihren Urſprung aus Aſien herleiten, jedoch ohne triftige Gründe. Nur die mediſchen Hähne, welche noch in den Zeiten der Römer geſucht waren, ſprechen einiger Maßen dafür [1]). Bekannt ſind die Hahnenkämpfe im Theater von Athen, *ἀλεκτρυόνων ἀγῶνες*, welche Themiſtokles, als eine jährlich zu begehende Feier, verordnet hatte, zum Andenken an die gute Vorbedeutung, welche einige kämpfende Hähne ihm gegeben hatten, als er gegen die Perſer zog. Er zeigte ſie ſeinem Heere und ſprach: Seht, dieſe Hähne kämpfen für kein Vaterland, keine Freiheit, keinen Ruhm, ſondern nur um nicht überwunden zu werden [2]). Das Beiſpiel und die Mahnung ſollen gewirkt haben, und daher erklärt ſich das Geſetz, welches den atheniſchen Jünglingen befahl, den Hahnenkämpfen im Theater beizuwohnen [3]). Etwas Ähnliches erzählt Philo [4]) von dem Miltiades, und nach Diogenes von Laerte benutzte Sokrates einen Hahnenkampf, um den Iphikrates zu ermuthigen [5]). Auch in Pergamos wurde jährlich ein großes Hahnengefecht gehalten [6]), und die Agrigentiner ehrten die gebliebenen Kampfhähne durch prächtige Grabmähler [7]). Man ſuchte zu dieſen Gefechten vorzüglich die ſtarken und muthigen Hähne von Delos, Rhodos, Tanagra, und auch die chalkidiſchen und mediſchen; aus Alexandrien kamen die *Μονόσιροι* [8]). Um die Kampfhähne anzufeuern, gab man ihnen Knoblauch zu freſſen; daher der ſprichwörtliche Ausdruck *σκοροδίζειν* in den Rittern des Ariſtophanes; und, wenn wir einem Scholiaſten des alten Komikers trauen dürfen: ſo waren auch die ſcharfen Sporen, womit die Engländer ihre Hähne bewaffnen, den Griechen nicht fremd.

Die Römer begnügten ſich nicht mit den Hahnenkämpfen, ſondern gebrauchten auch Wachteln, Rebhühner und andere Vögel zu dieſer Beluſtigung. Ihr Alles übertreibender Luxus machte dieſe Spiele zu Gegenſtänden großer Wetten, gerade wie jetzt bei den Engländern, und die Reichen ſetzten ihren Stolz darein, nicht allein ſiegreiche Pferde, ſondern auch ſolche Hähne und Wachteln zu haben [9]). Wenn ein öffentliches Hahnengefecht in Rom Statt finden ſollte, ſo ſchrien die Ausrufer durch die Stadt: Pulli pugnant [10])! Oft aber dienten die Kampfhähne und ihre Collegen nur zu häuslicher Ergetzung, z. B. beim Gaſtmahle [11]). So wiſſen wir, daß Antonius und Octavius ſolche Spiele trieben, deßgleichen die Söhne des Septimius Severus und Kaiſer Alexander Severus [12]).

Wegen der Grauſamkeit und Leidenſchaftlichkeit dieſes Schauſpiels eiferten ſchon früher die Lehrer der chriſtlichen Religion und Moral dagegen, z. B. Lactantius [13]). Nichts deſto weniger erhielt es ſich durch das Mittelalter hindurch, wo wir es unter dem Namen Duellum Gallorum finden, bis in die neueſten Zeiten. Außer England, wo die Hahnenkämpfe national ſind, begegnen ſie uns noch in den Niederlanden, als Beluſtigung des gemeinen Volkes, auch an einigen Orten Italiens, und ſonſt wohl hier und da auf dem Lande, jedoch ohne daß dazu eigene Hähne genährt und erzogen werden. Vor Zeiten ſcheinen ſie in Niederteutſchland ſehr beliebt geweſen zu ſeyn, und die Engländer ließen ſich ehemals ihre Kampfhähne aus Hamburg kommen, welche Sammthoſen (culottes de velour) hießen, wegen ihrer mit ſchwarzen gelockten Haaren dicht bewachſenen Schenkel.

Nach England ſollen die Römer die Hahnenkämpfe gebracht haben. So viel iſt gewiß, daß ein Schriftſteller aus Heinrich's II. Zeit ſchon eine ſolche Beluſtigung beſchreibt [14]), welche von Schülern zur Faſtnacht angeſtellt wird. In der Folge haben mehrere Könige die Hahnengefechte verboten, wie z. B. Eduard III.; andere ſie befördert und aufgemuntert, wie Heinrich VIII. und

1) S. *Colum.* R. Rust. VIII, 2. 2) *Ael.* Var. Hist. II, 28. 3) *Luc.* de Gymn. 4) In dem Buche Quod omnis probus liber. 4) *Diog. Laert.* Vita Socr. Vergl. auch noch *Eustath.* ad Il. p. 740. *Muson.* ap. *Stob.* p. 376. *Petiti* Lex. Att. p. 84.

6) *Plin.* H. N. X, 21. 7) *Diod. Sic.* XIII. p. 575. 8) *Colum.* und *Plin.* l. c. Geopon. 14. 9) *Plutarch.* *περὶ εὐθυμίας*, *Colum.* l. c. 10) *Eustath.* l. c. 11) *Lamprid.* Vita Alex. Sev. 12) *Plut.* Vita Anton. *Herodian.* III, 10. *Lamprid.* l. c. 13) *Lact.* de vero cult. VI, 20. 14) *William Fitz Stephen*, der Verfaſſer eines Lebens des Erzbiſchofs Becket. Vergl. *Rees* Cyclop. Art. Cock.

Digitized by Google

Jakob I. Cromwell unterſagte ſie ſtreng durch einen Befehl vom 31. März 1654. Heinrich VIII. gab das erſte große nationale Hahnengefecht in Weſtminſter, woher dieſe Beluſtigung wohl zuerſt den Namen Royal Diversion erhielt, und Karl II., deſſen Kampfhähne noch jetzt berühmt ſind, erneuerte dieſes Feſt, welches bis auf den heutigen Tag in dem Royal Cockpit [15]) zu Weſtminſter alljährlich gefeiert wird. Die Anordnung desſelben hat eine Anzahl von Geſetzen und Gebräuchen herbei geführt, welche auch bei andern Hahnengefechten beobachtet zu werden pflegen. Man unterſcheidet namentlich drei Arten von Hahnengefechten: the long main, gewöhnlich eine Woche dauernd; the short main, von einem oder zwei Tagen; the welsh main, um einen beſtimmten, nicht in baarem Gelde beſtehenden, Preis für den Sieger. Das Alter, das Gewicht, die Größe der Hähne, die Sporen (ob von Silber oder Stahl), die Zahl der Anfälle und Abſätze, die Gewinne u. ſ. w. ſind durch die Hahnenkampfsordnung, wie bei einem Turniere feſtgeſetzt, und danach wird Alles auf das ſtrengſte unterſucht und abgemeſſen. Der Hauptreiz des Vergnügens liegt freilich auch hier wohl in den Wetten, die man auf den Sieg des einen oder des andern Kämpfers, meiſt erſt während des Gefechts, eingeht. Oft ſteht das Schickſal mehrerer Familien in einem Hahnenkampfe auf dem Spiele. Denn die Wetten beſchränken ſich nicht etwa auf die Vornehmen und Reichen, oder auf jene großen königlichen Spiele. Bei dem kleinſten Hahnenkampfe auf einem öffentlichen Platze wettet der herbei ſtrömende Pöbel, und in der wilden Leidenſchaft des Gewinnens und Verlierens fechten gleichſam die Zuſchauer durch Ziſchen, Schreien und Stampfen mit.

Die engländiſchen Kampfhähne (Cock of the game oder Gamecock, Phasianus Gallus oder Phasianus gallinaceus) ſollen von der Haushenne und dem Hahne des Faſanen herſtammen. Andre leiten ſie von den wilden indiſchen Hähnen ab, wie man ſie nicht allein auf dem indiſchen Feſtlande, ſondern auch auf den benachbarten Inſeln, vorzüglich auf Sumatra und Java, findet. Eine gleiche Race lebt auch auf den Inſeln der Südſee. Am geſchätzteſten ſind die rothen (reds) und die mit ſtahlblauem Streife über die Flügel (duck-wings), und als das Muſterbild eines vollkommenen Kampfhahns betrachtet man denjenigen, deſſen Körper, mit Abſchneidung der Beine und des Schwanzes, die Geſtalt eines länglichen Kegels hat, deſſen Spitze der Kopf, und deſſen Baſis der Bauch des Hahns iſt. Der Kopf muß klein ſeyn, der Schnabel ſtark und ſpitz, der Hals lang aber doch nicht zu dünn, die Beine und Schenkel gedrungen, ohne kurz zu ſeyn [16]). Die Abrichtung, Fütterung und Ausrüſtung dieſer Hähne zum Kampfe iſt in England ein bedeutender Erwerbzweig und wird gewöhnlich in Compagnie getrieben. Die Leute, welche ſich damit abgeben, ſuchen ihre Kunſt geheim zu halten, jedoch iſt das Meiſte davon öffentlich bekannt geworden [17]).

Schon die Alten erkannten die Hähne überhaupt für die ſtreitluſtigſten aller Vögel, und ohne Zweifel hat man ſie darum dem Mars geheiligt (*Ἄρεος νεοττοί*). Daher auch die Sagen, daß der Löwe, ja ſelbſt der Baſilisk, in Furcht geriethen, wenn ſie ihr Krähen hörten. Dieſe ihre ſtreitluſtige und leicht zur Erbitterung reizbare Natur, welche man an den Hähnen ſchon auf dem Hühnerhofe beobachten kann, ſtärkt man außerdem noch durch beſonders kräftige und feurige Speiſen und Getränke, ehe ſie zu dem Kampfe gelaſſen werden. Die Alten gaben ihnen Knoblauch; Plinius empfiehlt Politricum, Trichomanus und Adiantum, das letztere vorzüglich wegen der Farbe; und überhaupt erbittert man ſie durch rothe und feurige Farben. Nicht minder alt iſt das Mittel, ihnen einen Spiegel vorzuhalten, um ſie durch ihr eigenes Bild in Wuth zu verſetzen. In England bereitet man ein eigenes Hahnenbrot aus Mehl, Eiern und vielem Gewürz; am Kampftage gibt man ihnen auch wohl Gerſte, die in Portwein aufgequollen iſt. Die acht Tage vor dem Kampfe haben eine eigene genau beſtimmte Art der Fütterung.

Auch die Federn werden den Kampfhähnen, ehe ſie losgelaſſen werden, auf eine beſondere Weiſe zugeſtutzt. Dann legt man ihnen die Sporen von Silber oder Stahl an, wobei es wieder einige Kunſtgriffe gibt. Die Kämpfer werden alle gewogen und ihr Alter und ſonſtige für das Gefecht in Anſchlag kommende Eigenſchaften geprüft. Vor zwei Jahren des Alters werden keine Hähne zugelaſſen, und das Normalgewicht iſt zwiſchen 3 Pfund 8 Unzen und 4 Pfund 10 Unzen. Die leichteſten kämpfen zuerſt.

Wenn die Hähne in Kampfwuth gerathen, ſo ſtreifen ſie mit ihren geſtreckten Flügeln rauſchend über den Erdboden hinweg, heben abwechſelnd alle Federn des Halſes in Form eines ſteifen Kragens, und zugleich auch die des Schwanzes hoch empor, fordern ſich mit einem Kopfnicken zum Kampfe heraus, und fliegen mit Schnäbeln und Krallen gegen einander. Wenn ſie bis zur Ermüdung auf einander gebiſſen, gehackt und gekrallt haben, treten ſie, um ſich wieder zu erholen, einige Schritte zurück, ohne jedoch aus der wehrhaften Stellung zu kommen. Bald darauf ſpringen ſie zu einem um ſo heftigern Angriffe vor, und wiederholen dieſen, wenn es wirkliche Streithähne ſind und man ſie nicht trennt, wohl zu 20 bis 30 Mal, bis Einer todt in ſeinem Blute zu Boden ſinkt. Die gut abgerichteten Hähne wiſſen ihre Wuth durch ihre Kunſt zu zähmen, und man zieht daher die bedächtigen und flinken den wüthenden Brauſern vor. Der Sieger kräht gewöhnlich laut auf und präſentirt ſich in der hochmüthigſten Stellung; der Beſiegte, wenn er das Leben davon trägt, ſchleicht ſtill und gebückt hinweg.

15) Vor Zeiten wurden Hahnenkämpfe in allen Theatern gehalten, und zwar im Parterre, daher dieſes auch ohne Hahnen Cockpit genannt wird. Ein eigenes Hahnentheater war der Phoenix in Drury Lane, The Cockpit genannt. S. *Nares* Glossary. 16) Vergl. den naturgeſchichtlichen Artikel.

17) S. *Rees* Cyclop. Art. Cock.

Digitized by Google

Außer Europa finden wir Hahnenkämpfe in China, wo jedoch die Wachtelkämpfe beliebter und häufiger zu ſeyn ſcheinen; ferner in Perſien, in Malakka, und ſelbſt unter den amerikaniſchen Indianern. In Tunkin ſind ſie eine Hofbeluſtigung. Die Vornehmen ſtellen dabei hohe Wetten an, gewöhnlich um dem Monarchen zu ſchmeicheln, deſſen Hähne immer ſiegen müſſen. Die Siamer erziehen, wie die Engländer, eigene Hähne zu ſolchen Kämpfen, ſo ſehr auch ihre Prieſter dagegen eifern. Auf der Inſel Java gibt es eine beſondere Art von Hähnen, welche die Engländer Bantams, und die Holländer Het indiansche Halv Hoen (indian. Halbhuhn) nennen, und welche ſich durch vorzügliche hitzige Kampfgier auszeichnen. Zwiſchen ihnen endigt nie ein Kampf, ohne daß der eine Theil dem Tode erliegt.

Schließlich gedenken wir der Streitluſt der Strandläufer, Braushähne, Hausteufel, Streitſchnepfen oder wie ſie ſonſt heißen (Tringa pugnax L.). Von den Wachteln iſt ſchon oben geſprochen worden, und wir fügen hinzu, daß die Wachtelkämpfe beſonders auch in Neapel beliebt ſind [18]). *(R.)*

HAHNENKAMM, auch HAHNENKAM, HUNNENCAMP, campus Hunnorum (Feld der Hunnen), ein Gebirgsrücken, der ſich hauptſächlich zwiſchen den Flüſſen Altmühl, Möhren und Wörnitz, in den Landgerichten Heidenheim, Gunzenhauſen, Waſſertrüdingen und in dem Herrſchaftsgerichte Öttingen jenſeits der Wörnitz, im baierniſchen Rezatkreiſe, 3 bis 4 Stunden in die Länge und Breite, ausdehnt. Seine Vorhügel erheben ſich ſchon im Landgerichte Monheim, nördlich von Donauwörth. Die höchſte Spitze deſſelben iſt die gelbe Bürg, 1975 P. Fuß ſich über das Meer erhebend. Die Nahrung ſeiner Anwohner beſteht vorzüglich im Feldbaue, in der Rind- und Pferdezucht; auch haben Viele durch Bienenzucht einigen und nicht unwichtigen Nebenverdienſt. Die Schriftſteller wollen den Namen dieſes Gebirges von den Hunnen herleiten, die bekanntlich auch im Nordgau Verheerungen anrichteten, wie man denn auch auf dem großen, weitumfaſſenden Diſtrikte des Hahnenkamms noch Spuren von aufgeworfenen Schanzen, Gräben und Wällen antrifft. Attila, der Anführer dieſer rohen Horden, ſoll daſelbſt ſein Hauptlager gehalten haben, wozu in mannichfaltiger Hinſicht die Lage und der nahe dabei befindliche, damals äußerſt große Wald ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn mochte (Beſchreib. d. Burggrafthums Nürnberg, v. J. B. Fiſcher. S. 241.). *(Eisenmann.)*

Hahnenkamm, ſ. Mytilus und Rhinanthemum.

Hahnenkasten (hydraul.), ſ. Röhre.

HAHNENSPORN, gewöhnlich MUTTERKORN, bisweilen auch AFTERKORN, HUNGERKORN (Clavus secalinus, franz. ergot, blé cornu) genannt, iſt eine Krankheit, die dem Rocken beinahe ausſchließlich eigen iſt, und die in einem von Außen bläulich-ſchwarzen, von Innen trockenen und ſchwammigen, mit einem ſchmutzig-weißen Mehle angefüllten, etwa ½ Zoll langen, pfriemenförmigen, hornartigen harten Auswuchſe beſteht. Man findet dieſen krankhaften Auswuchs faſt alle Jahre im Rocken, manchmal aber ſo häufig, daß er den vierten, ja den dritten Theil der Körner beträgt. Macht gleich das Mutterkorn den Genuß des Rockenbrotes für die menſchliche Geſundheit nicht ſo verderblich, wie man vormals glaubte: ſo ſchadet es doch in größerer Menge der Güte des Mehls ungemein.

Dieſe Krankheit, die bisweilen auch das Mannagras und die Gerſte befällt, entſteht vorzüglich in naſſem Boden, wenn die Blühtezeit kalt und regneriſch iſt, und daher die Befruchtung unvollkommen vor ſich geht. Als Vorbeugungsmittel dienet vor Allem die gehörige Trockenlegung, und gute Vorbereitung der Äcker, und dann die gute Auswahl des Saatkorns; da, nach der Erfahrung, wohlgezeitigter und einjähriger Samen dieſer Krankheit weniger unterworfen iſt, als friſcher und nicht vollkommen reifer, und da jede Pflanze um ſo weniger von der Mißgunſt der Witterung zu befürchten hat, je kraftvoller ſie iſt. *(Schilling.)*

Hahnentritt, ſ. Gallus.

HAHNKER, in der Bienenzucht, heißt ein Bienenſchwarm, welcher auf ein von einem andern Schwarme verlaſſenes Gewirk geſetzt wird. *(St.)*

HAHNREI oder HAHNREY. Dieſe ſchimpfliche Benennung eines Ehemanns, deſſen Frau die eheliche Treue verletzt, kommt zuerſt bei Mattheſius im ſechzehnten Jahrhunderte vor, und zwar von beiden Geſchlechtern gebraucht. Späterhin hat es ſich auf den Mann beſchränkt. Opitz und Logau haben das Zeitwort hahnen, d. h. zum Hahnrei machen. Über die Ableitung und Bedeutung dieſes Wortes gibt es verſchiedene Meinungen. Leibnitz leitet die Endung rei von dem alten ri (reißen, ritzen) Isl. runa, her und macht demnach den Hahnrei zu einem geſchnittenen Hahn oder Kapaun. Eckard erklärt rei von rehe, d. h. müde, matt. Beiden Erklärungen widerſpricht aber der alte Gebrauch des Worts für das weibliche Geſchlecht. Wachter und Haltaus nehmen das angelſächſiſche Heanra (Volk, Pöbel) und das isländiſche ria (ſpotten) zu Hilfe und deuten Hahnrei als Spott des Volks. Ihre entſcheidet ſich für das altbretagniſche Hannerey, d. h. die Hälfte, weil der Hahnrei die Rechte ſeines Ehebettes nur halb genöſſe.

Friſch hält Hahnrey für eine verderbte Nachbildung des italieniſchen Cornaro, Hörnerträger, alſo ſo viel als Hornrei. Über dieſe ſehr alte Bezeichnung eines Hahnrei's ſ. den Artikel Horn und Hörnerträger. Indeſſen iſt zu merken, daß auch in andern Sprachen die Bezeichnung des durch eheliche Untreue ſeiner Frau beſchimpften Gatten mit dem Hahn in Verbindung ſteht, wie im Latein des Mittelalters Cugus, Cucussus, Cucutiatus, Cucutus, Cucullus etc., im Altfranzöſiſchen Coux, Couyoul, Coucoul, Coquart, woraus vielleicht das neue Cocu und das engländiſche Cuckold, welches Einige auch von Cuculus, Guckguck, ableiten. Damit hängt dann die aus Shakſpeare bekannte Sage zuſam-

18) S. den ſehr vollſtändigen Artikel Cock of the game in *Rees* Cyclop. Dict. de *Bomare*. T. III, 289. Krünitz Encykl. Art. Hahnengefecht.

men, daß der Gukguk jeden Hahnrei anrufe. Dagegen ſpielen die Rö ner durch die Benennung Curruca (Grasmücke) auf di: Fabel an, daß der Gukguk ſeine Eier in das Neſt der Grasmücke lege. (*R.*)

HAHOT, ein Dorf des Bezirks Kapornek des niederungarnſchen Comitats Szalad, auf der Poſtſtraße zwiſchen Szala-Egerſzeg und Groß-Caniſcha, zwiſchen beiden in der Mitte liegend. Es befindet ſich daſelbſt eine gräflich feſtetitſchiſche, der heiligen Jungfrau und Martyrerinn Margarethe gewidmete Patronatsabtei, die dem jedesmaligen Pfarrer von Keſzthely verliehen wird, und einſt ein Nonnenkloſter war. Der Feldbau bringt wenig Ertrag, dagegen beſitzt das Dorf gute Weiden, Waldungen und Weinbau. (*Gamauf und Rumy.*)

HAI 1) oder HAY, ein Nebenfluß des Nelſon, iſt bekannter unter dem Namen Hill, wo er vorkommen wird; 2) eine Stadt in dem Guvern. Mukden der chineſiſchen Mandſchurei an einem Nebenfluſſe des Laoho, bloß mit einem Erdwalle umgeben, aber ziemlich bevölkert und eine der beſten Städte des ganzen Landes. (*G. Hassel.*)

HAI, HAY, ſo viel als Gehau, Schlag. (*W. Pfeil.*)

Haian, ſ. Ibn Haian und Ebu Haian.

Haiani, ſ. Ibn Haian.

Haiat al Haivan, ſ. Demiri.

Haiathelah, Haiatheliten, ſ. Heiateliten.

HAI BAR DAVID (האי בר דוד), lebte gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts, und ſtarb im J. 4653 (896 n. Chr.)[1]. In der Geſchichte der jüdiſchen Theologie zeichnete er ſich dadurch aus, daß er die Kabbalah, welche immer mehr in Verfall gekommen war, wieder in Aufnahme zu bringen ſuchte. Dieſe ſeine Bemühungen um einen vernachläſſigten Zweig der Literatur waren auch wohl die Urſache, daß man ihm den ehrenden Beinamen Gaon (ſ. den Art.) gab[2]. Er verfaßte zwei kabbaliſtiſche Bücher: 1) das kol adonai Baccoach (קול יהוה בכח). Nach Wolf[3] ſoll es in der Oppenheimer'ſchen Bücherſammlung ſich befinden; inzwiſchen vermiſſen wir es in dem neuerdings edirten Kataloge derſelben. 2) verfaßte Hai bar David ein sepher hakkemizah (ספר הקמיצה). Beide Werke werden an den zu Mantua erſchienenen Editionen des Buchs Jezirah (יצירה) in einem Verzeichniß der kabbaliſtiſchen Bücher angeführt[4]. (*A. G. Hoffmann.*)

Hai ben Jakdan oder Hai ben Joktan, ſ. Abu dschiafar Bd I. S. 212 und orientalische Philosophie.

HAI GAON (האי גאון), ein Sohn des Rav Scherira Gaon, Enkel des Rav Chananja Gaon und Urenkel des Rav Juda Gaon. Sein Name Hai, von Einigen auch Ai, ſelbſt Chai geſchrieben, wird hebräiſch auch האיי oder חיי bezeichnet[1]; am gewöhnlichſten iſt aber die Schreibart, wie ſie oben gegeben wurde. Das Wort Gaon bezeichnet die Würde des Mannes und findet ſich in den Namen einer großen Reihe von jüdiſchen Gelehrten, welche nach einſtimmigen Nachrichten durch Hai beſchloſſen wurden[2], vergl. auch den Artikel Gaon. Schon als junger Mann wurde er von ſeinem Vater Scherira Gaon gewürdigt, deſſen Stelle als Vorſteher der Schule zu Firuz-Schabur, in der Gegend Nahardea's und in der Nähe von Babel, wo viele Juden wohnten, einzunehmen[3]. Dieſe Stelle verwaltete Hai 40 Jahre lang[4]. Er zeichnete ſich unter ſeinen Zeitgenoſſen ſehr vortheilhaft aus und übertraf Alle, welche den Titel Gaon geführt haben[5]; auch erklärte er die Lehre des Geſetzes fleißig und glücklich[6], und das von ihm angezündete Licht leuchtete Allen, die ſich mit dem Geſetz beſchäftigten, im Abendlande ſo wie im Morgenlande[7]. Angeblich ſtammte er von Serubabel, dem Sohne Sealthiel, dem bekannten Sprößling der Davidſchen Dynaſtie ab, unter welchem die Juden aus dem babylonſchen Exſil in ihr Vaterland Paläſtina zurück kehrten. Sonach hätte er und ſeine Vorfahren auf eine höhere Würde Anſpruch machen können; da dieſe aber unter den moslemiſchen Beherrſchern nur durch reiche Geſchenke zu erlangen war: ſo verzichteten ſie gern und freiwillig darauf, mit der Würde eines Geſetzerklärers (Gaon) ſich begnügend. Doch um wenigſtens durch Etwas an die alte, längſt verſchwundene Größe ſeines Stammes zu erinnern, führte er einen Löwen in ſeinem Siegel; weil die Juden durch Mißverſtändniß der ſchönen Schilderung Juda's (1 Moſ. 49, 9.) der Meinung ſind, daß der Stamm Juda und die aus ihm hervor gegangene Reihe jüdiſcher Könige dieſes Thier auf ihren Fahnen gehabt hätten[8]. Durch Verleumdungen von Seiten übelwollender Glaubensgenoſſen wurde Hai Gaon nebſt ſeinem Vater von dem moslemiſchen Beherrſcher — der Name deſſelben iſt nicht angegeben — ſehr hart bedrückt[9], und ſtarb in einem Alter von 69

---

1) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 345—6. 2) Reimmann's Verſuch einer Einl. in die Geſch. der Theologie. S. 373—374. 3) Bibl. hebr. P. III. p. 227. 4) Reimmann a. a. O.

1) Nach des *Simcha bar Gerson* sepher schemoth (ספר שמות) ed. Ven. p. 1657. p. 21 a — 22 a. Vergl. *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 32.

2) S. *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 273 u. p. 343. — *Jo. H. Hottinger* Hist. eccles. N. T. P. II. p. 516. f. 3) Nach dem שלשלת הקבלה (Schalscheleth hakkabbalah) ed. Ven. 346. p. 37 b. Z. 30. ſchon in einem Alter von 18 Jahren, vergl. auch *Hotting.* Hist. eccles. P. II. p. 501. Wolf dagegen (Bibl. hebr. P. I. p. 343) behauptet mit Beziehung auf *David Ganz* im Zemach David, es ſei in einem Alter von 29 Jahren geſchehen. Letzteres Werk iſt uns zufällig nicht zur Hand, da ſich aber Hottinger a. a. O. bei ſeiner Angabe auch auf Ganz beruft, ſo iſt hier wohl der Irrthum auf Wolf's Seite. 4) Hottinger a. a. O. S. 505. erzählt, nur das Buch Schalscheleth hakkabbalah gebe dieſe Anzahl an (ſ. Schalsch. p. 37 b. Z. 35), das Zemach David dagegen ſpreche nur von 39 Jahren. Wolf berichtigt ihn (Bibl. hebr. p. 343) dahin, daß auch dieſe rabbiniſche Schrift daſſelbe Datum gebe. Hätte indeß im Zemach wirklich 39 geſtanden: ſo ließe ſich auch dieß mit dem Schalſcheleth wohl vereinigen, deſſen Worte, was keiner der genannten Gelehrten angibt, כמו מ׳ שנה d. i. ungefähr 40 Jahre lauten. 5) Schalscheleth hakkabbalah a. a. O. Z. 35, vergl. *Ganz* Zemach ed. ann. 4757, nach *Wolf* Bibl. hebr. I. p. 343. 6) Einen Begriff von ſeiner Erklärung kann man ſich ſchon nach dem machen, was Dav. Kimchi von ihm zu Joſ. 21, 7. beibringt. 7) Zemach David. p. 52. Sepher Juchasin p. 125 a. Vergl. Hotting. a. a. O. S. 505. 8) Schalsch. hakk. p. 37 b. Z. 35 ff. und p. 38 a. Hotting. a. a. O. 9) *Ganz* Zemach David. P. I. p. 52. Hottinger a. a. O. S. 500.

Digitized by Google

Jahren, und zwar nach Einigen[10]) im J. 4797 a. m. cond. (1037 p. Chr. n.), nach Andern aber[11]) im J. 4798 a. m. cond. (1018 p. Chr. n.). Das Letztere möchten wir mit Wolf für das richtige halten.

Die Schriften des Hai Gaon ſchlagen hauptſächlich in das Fach der jüdiſchen Rechtskunde ein. Dahin gehört 1) das sepher mekach umimkar (ספר מקח וממכר), d. i. das Buch vom Kauf und Verkauf. Es zerfällt in 60 Abſchnitte, und behandelt die im Titel bemerkten Gegenſtände, nach Wolf[12]) auch das Pfandrecht, den Prozeß über Geldangelegenheiten (דיני ממונות). die Anſichten der ältern Lehrer, von denen die Miſchna (ſ. d. Art.) herrührt, über Pfänder, ſo wie die Urtheile über das Schuldenweſen. Faſt aber will es ſcheinen, als wenn dieß andere kleine Schriften wären, welche nur zufälliger Weiſe mit dem mekach umimkar zuſammen gedruckt worden. Edirt iſt dieſes Buch Venedig 362. (1602 p. Chr. n.) in 4.[13]), und zwar, wie es ſcheint, 2 Male. Die eine Ausgabe erſchien nach Wolf[14]) bei Joh. de Gara durch Moſes Levi Mintz, Sohn des Iſaak Menachem, auf 97 Blättern[15]); die andere aber mit mehreren andern Büchern desſelben Verfaſſers bei Daniel Saneti mit einem Vorworte von Niſſim Saſon[16]). Als Manuſcript findet es ſich unter andern in der Oppenheimerſchen Bibliothek[17]), auf Pergament geſchrieben im J. 187 (1427 p. Chr. n.). In der bodlejaniſchen Bibliothek zu Oxford unter den Codd. Huntingt. N. 550 in 4. auf Papier ſoll es ſich nach Wolf[18]) befinden; aber Uri[19]) führt nur ein anonymes Werk etwa des Inhaltes an. Daß übrigens dieſes Buch nicht dem Samuel Kohen bar Chophin zukomme, wie man durch unrichtige Deutung einer Stelle im sepher Juchasin (p. 130 b.) glauben könnte, hat bereits Wolf[20]) hinreichend bewieſen[21]). Übrigens war dieß auch Buxtorf's Meinung nicht, wie man nach Wolf's Äußerungen annehmen möchte[22]), ſondern er dachte nur, es gäbe von beiden Gelehrten Werke dieſes Namens. Ferner gehört hierher 2) das sepher mischpete schebuoth (משפטי שבועות). d. i. judicia juramentorum. Es zerfällt in 20 Abſchnitte, und iſt ebenfalls zu Venedig im J. 362 (1602 n. Chr.) in 4. herausgegeben, und zwar ſo, daß es mit dem zuerſt genannten Werke und einigen andern Büchern des Hai Gaon zuſammen gedruckt worden, bei Daniel Saneti und mit einem Vorworte des Niſſim Saſon. Wie Wolf[23]) den Titel beſtimmt, משפטי שבועות לר׳ האי גאון ודיני ממונות iſt es mit dem einerlei, welches bei Oppenheimer[24]) unter N. 478 der Quartbände verzeichnet iſt. Wenn dieß richtig iſt, ſo muß es allerdings auch eine andere Ausgabe gegeben haben, in welcher das mekach umimkar, was in jener Edition nach Wolf[25]) fol. 22 bis 47 incl. ſteht, aber im Titel nicht angegeben iſt, entweder allein enthalten, oder, was wahrſcheinlicher iſt, bloß im Titel allein bemerkt worden war. Denn in Oppenheimer's Sammlung findet ſich unter N. 477 der Quartbände außer dem erſt erwähnten mischpete schebuoth u. ſ. w. noch ein Buch מקח וממכר, in demſelben Jahre zu Venedig herausgegeben. Handſchriftlich findet es ſich auf der Bodlejan. Bibliothek zu Oxford[26]). Nach dem Schalſcheleth Hakkabbalah[27]) ſchrieb Hai auch ein sepher happakdon (ספר הפקדון), d. i. Buch über das Depoſitum. Nach Wolf[28]) ſoll es mit dem dine mammonoth (דיני ממונות) einerlei ſeyn; nur ſcheint uns dagegen zu ſprechen, daß das Schalsch. hakk. (ib. Z. 33) auch ein sepher haddinim unter Hai's Werken aufzählt, was doch wohl nur kürzere Bezeichnung für dine mammonoth iſt.

Er bemühte ſich, die Kabbalah in Aufnahme zu bringen, wie ſein Namensvetter Hai bar David und der berühmte Saadin Gaon. Zu dem Ende verfaßte er einen kabbaliſtiſchen Commentar über die 42 und 72 Namen Gottes (פירוש לכמה שמות מ״ב וע״ב), welche die Kabbaliſten annehmen[29]). Ferner ſchrieb er Erläuterungen über das Buch Jezirah (יצירה), welche in dialogiſcher Form abgefaßt ſind[30]). Nach Bartolocci befindet ſich eine Handſchrift davon im Vatikan[31]); eine andere iſt zu Venedig[32]). Mit dieſem Dialoge iſt wohl auch die responsio ad quaestionem R. Paltui (פלטוי) de decem Sephiroth et tredecim Middoth identiſch, welche nebſt vielen andern hebräiſchen Traktaten in einem Codex der Bodlejaniſchen Bibliothek (in Mus. N. 104 fol. 83 — 85) befindlich iſt[33]) und in Oppenheimer's Sammlung ebenfalls handſchriftlich aufbewahrt wird[34]). Doch darf nicht überſehen werden, daß die letztere Handſchrift dieſe Antwort nicht dem Hai Gaon allein, ſondern auch zugleich deſſen Vater Scherira Gaon mit beilegt. Endlich finden wir auch noch ein ähnliches Buch: Fragen und Antworten über die 10 Sephiroth nnd andre kabbaliſtiſche Gegenſtände von Hai Gaon und R. Peltoi in derſelben reichen Bücherſammlung rabbiniſcher Literatur[35]), was wenigſtens nach dem Titel zu urtheilen mit dem vorigen nicht ein und dasſelbe iſt. Wenn endlich Bartolocci in ſeiner Bibl. rabbin. dem Hai Gaon noch zwei andere kabbaliſtiſche

10) Z. B. *Ganz* im Zemach David. ed ann. 4757; vergl. *Wolf* Bibl. hebr. p. 343. 11) Schalsch. hakkab. p. 37 b. Z. 34. Sepher Juchasin p. 125 a. und 130 b. auch *Abrah. ben Dior* in libr. kabbalae p. 13: vergl. Wolf a. a. O. S. 343. 12) Bibl. habr. P. I. p. 383. 13) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. Vgl. Collectio *Davidis* (קהלת דוד) oder den Katalog der berühmten Oppenheimerſchen Bibliothek. S. 256 u. 257. N. 477. 14) A. a. O. p. III. p. 216. 15) Eine nähere Beſchreibung dieſer Ausgabe ſiehe bei *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 343. 16) Wolf a. a. O. P. III. p. 216. 17) Collectio *Davidis* p. 283. N. 611. 18) Bibl. hebr. P. III. p. 216 — 7. 19) Bibl. Bodl. Codd. orient. Catal. P. I. p. 44. 20) Bibl. hebr. P. I. p. 343 — 44. 21) S. auch Schalsch. hakkab. S. 37 b. Z. 34. 22) Deſſen Biblioth. Rabbin. p. 135. edit. Nass. 1708, 8. 23) Bibl. hebr. P. III. p. 216.

24) Collectio *Davidis* p. 259. 25) P. III. p. 216. 26) *Uri* catal. codicc. oriental. P. I. p. 44. 27) ed. Venet. 346. p. 37 b. Z. 34. 28) Bibl. hebr. P. I. p. 345. 29) *Wolf* Bibl. hebr. P. I. p. 344. Vergl. Reimmann's Verſuch einer Einleitung in die Hiſtorie der Theologie, S. 376. 30) Reimmann a. a. O. 31) S. auch *Wolf*. Bibl. hebr. P. I. p. 344. 32) ib. P. IV. p. 812. 33) *Uri* catal. codicc. orient. Bibl. Bodl. P. I. p. 92. Vergl. auch *Wolf*. Bibl. hebr. P. IV. p. 939. 34) Collect. David. p. 357. N. 989. 35) A. a. O. p. 351. N. 909.

Digitized by Google

Bücher zuſchreibt, das kol adonai backoach (קול יהוה בכח) und das sepher hakkmiza (ספר הקמיצה), ſo hat Wolf[36]) dieß für unrichtig erklärt, in ſo fern ſie von Hai bar David (ſ. den Artikel) geſchrieben worden.

Beſondere Auszeichnung verdient wohl das musar hassechel (מוסר השכל) d. i. Lehre der Klugheit mit Beziehung auf Sprichw. 1, 3., auch שירי מוסר השכל d. i. carmina institutionis intellectus genannt, wie ein Exemplar in der Oppenheimerſchen Sammlung[37]) überſchrieben iſt. Dieſer letztere Zuſatz erklärt ſich aus der rhythmiſchen Form des Buches. Wie ſchon der Titel lehrt, ſoll es zur Einſchärfung von Sittlichkeit und Tugend und zur Bildung guter Sitten dienen. Es wird daher mit den ſalomoniſchen Sprüchen verglichen und führt daher auch den Namen Sprüche des R. Hai (משלי ר׳ האי), wie z. B. in der ſchon oben erwähnten Handſchrift der Bodleyan[38]). Es gibt davon mehrere Ausgaben, als eine conſtantinopelitaniſche vom J. 293 (1533 n. Chr.), ferner eine venetianiſche in 8. vom J. 339 (1579 n. Chr.), auch eine Pariſer vom J. 319 (1559 n. Chr.), ebenfalls in 8.[39]). Nach Wolf[40]) enthält letztre Ausgabe zugleich die Scutella argentea (קערת הכסף) des R. Joſeph Hyſſopäus; in dem Katalog der Oppenheimerſchen Bibliothek dagegen[41]) iſt der unbeſtimmte Ausdruck: es iſt angehängt (כלולה) gebraucht worden, welcher zweifelhaft läßt, ob es daran gedruckt, oder bloß daran gebunden worden. An der Pariſer Ausgabe befindet ſich auch eine lateiniſche Überſetzung von Mercerus, welche ein beſonderes Ganzes für ſich ausmacht und die Jahreszahl 1561 an der Stirn trägt. Ferner wurde dieß Werk zu Frankfurt a. d. O. edirt 1597. 8. mit punktirtem Text und mit einer Überſetzung von Jac. Ebert und Sacherklärungen, unter dem Titel מוסר הַשֵׂכֶל בִּמְלִיצָה h. e. institutio intellectus cum elegantia. Wiederholt iſt dieſe Überſetzung mit dem hebräiſchen Texte am Ende von Theodor Ebert's hebräiſcher Poetik (Leipzig 1628. 8.) S. 237 ff. und in Caspar Seidel's Manipuli linguae sanctae (Hamb. 1638), wo es mit dem ehrenden Beinamen carmen morale στροφόρυθμον elegantissimum bezeichnet wird. Endlich iſt es auch im Fano fortunae mit dem Buche portae poenitentiae (שערי תשובה) des R. Jona aus Cordova zuſammen herausgekommen[42]).

Außer den bisher angeführten Büchern bemerken wir noch das pithron chalomoth (פתרון חלומות) d. i. Traumdeutung. Handſchriftlich findet es ſich zu Leyden (Cod. 59) und beſteht aus 20 Octavſeiten[43]); gedruckt aber iſt es ſehr oft, als zu Ferrara im J. 312 (1552 n. Chr.) in 8.[44]), zu Conſtant., dann zu Cracau, zu Venedig im J. 383 (1623 n. Chr.) in 12., zu Amſterd. 396 (1636 n. Chr.) in 8. und im J. 402 (1642 n. Chr.), zu Wilmersdorf mit den שערי ציון im J. 1690, auch jüdiſch-teutſch (Amſterd. 454 d. i. 1694). Dann hat ſich Hai Gaon auch als Grammatiker ausgezeichnet; ſein grammatiſches Lehrbuch heißt sepher hammeasseph (ספר המאסף) d. i. Buch des Sammlers[45]). Nach Aben Esra's Urtheile iſt es ein ſehr gelehrtes Werk und durch ſchöne Darſtellung ausgezeichnet[46]). Endlich finden wir in der Oppenheimerſchen Bibliothek noch ein seder tannaim veamoraim (סדר תנאים ואמוראים) d. i. Reihe der Lehrer der Miſchna und Gemara, alſo ein literar-hiſtoriſches Buch. Es iſt bloß handſchriftlich vorhanden[47]) und wir erinnern uns nicht, ſonſt Etwas darüber gefunden zu haben.

Alle dieſe Werke werden hauptſächlich von den Juden in Babylon geſchätzt und benutzt. Übrigens iſt es wohl eine bloß unverbürgte Sage, daß Hai Gaon am Fuße des Berges Sinai begraben liege[48]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HAID, bei Büſching FEID, eine Beduinenſtadt in dem Bezirke Dſchabel von Arabiſtan, der gegenwärtig unter der Herrſchaft der Wahabiten ſteht. In der Umgegend wohnen die Stämme Beni Temam und Khembar, und der Ort iſt als Station für die Karawane von Baßra nach den heiligen Städten merkwürdig.

(*G. Hassel.*)

HAID (Joh. Herkules), Profeſſor am Gymnaſium zu Ulm, wo er den 26. December 1738 geboren war. Er ſtudirte in Halle Theologie, erhielt 1767 eine Lehrerſtelle am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, 1782 zugleich das neu errichtete Lehramt der Ökonomie, und den 23. Auguſt 1788 ſtarb er. Seine Kenntniſſe waren mannichfaltig, aber als Schriftſteller arbeitete er zu flüchtig, doch iſt ſein: Ulm mit ſeinem Gebiet. Ulm 1786. 8. immer noch brauchbar, wiewohl es von Mich. Dieterichs: Beſchreibung der Stadt Ulm. Mit 8 Kupfern, einem Grundriſſe der Stadt und einer Karte der Umgegend. Ulm 1825. 8. weit übertroffen worden iſt. Unter ſeinen übrigen Schriften bemerken wir ſeine ökonomiſchen Abhandlungen für Schwaben. Ulm 1780. 4. Ökonomiſch-praktiſche Abhandlungen für Schwaben. Ebd. 1782. 4. und ſeine Fortſetzung von Ladvokat's hiſt. Handwörterbuch, Band 5 und 6. Ulm 1785. 8.; auch unter dem Titel: Neues hiſt. Handlexikon; neue Aufl. 1795 (von S. Baur verb.). Hiſtoriſche, geographiſche und ſtatiſtiſche Aufſätze im Ulm'ſchen Kalender, teutſchen Muſeum, Wagenſeil's Magazin, Elber's ſchwäb. Chronik, Fabri's Beitr. zur Geographie u. A.*) (*Baur.*)

Haid, die Künſtler, ſ. Hayd.

36) Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 37) Collect. David. p. 609. N. 565. 38) Uri a. a. O. p. 91. Vergl. auch *Wolf.* Bibl. hebr. P. IV. p. 938. Es iſt in Cod. 104. fol. u. 10 oder Blatt 23 ff. 39) *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227, wo auch die P. I. p. 344. gegebenen bibliographiſchen Notizen berichtigt ſind. 40) A. a. O. 41) Collect. David. p. 609. N. 565. 42) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 344. 43) *Wolf.* Bibl. hebr. P. I. p. 345. P. III. p. 227. 44) Collect. *Davidis* p. 569. N. 357. Vergl. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 227.

45) S. das Verzeichniß der jüdiſchen Grammatiker bei *Wolf.* Bibl. hebr. P. II. p. 595. n. 8. 46) *Jo. Buxtorf.* Tractatus de punctorum vocalium et accentuum in LL. V. T. hebr. origine, antiquitate et auctoritate p. 328. *Wolf.* Bibl. hebr. P. III. p. 228 und Reimmann's Verſuch einer Einleitung in die Hiſtorie der Theologie, S. 376. 47) Collect. *David.* p. 325. N. 344. 48) *Petach.* itinerar. p. 178. ed. *Wagens.*

*) Weyermann's Nachr. v. Gel. aus Ulm, 182. Meuſel's Lexik. d. verſt. Schriftſt.

HAIDAMITEN (الهيضمية), iſt eine der vielen kleinen Parteien, worin die Keramiten zerfallen [*]). Über ihre Anſichten ſiehe den Artikel Keramiten. (*A. G. Hoffmann.*)

HAIDAR (حيدر), iſt einer der vielen Namen, welche die arabiſche Sprache für Löwe hat, dann Beiname des Ali (ſ. dieſen Art. Bd III. S. 121) und daher auch von Vielen aus der Familie desſelben. Der berühmteſte Mann dieſes Namens iſt der Scheikh Haidar ben Dſchoneid, Urenkel des Scheikh Sefieddin, welcher von Ali abzuſtammen behauptete und zwar von der Linie, welche nach perſiſcher Annahme die Imams geliefert hat, nämlich von dem zweiten Sohne Ali's, dem Huſſein. Er ſoll, wie die Perſer erzählen, eine neue Kopfbedeckung erfunden haben, welche der haidariſche Kopfputz oder Krone heißt und um derentwillen die Perſer von den Türken Rothköpfe kysil basch (قزل باش) genannt werden [1]). Scheikh Haidar fiel auf einem Zuge gegen den König von Schirvan, an welchem er den Tod ſeines Vaters rächen wollte; ſeine Familie wurde, ſo zahlreich ſie auch war, durch dieſen ſeinen Fall faſt gänzlich ausgerottet. Inzwiſchen rettete ſich doch unter andern ſein Sohn Ismael, von welchem die nachmals über Perſien herrſchende Dynaſtie der Sofis abſtammt [2]). Auch in der Dynaſtie der Serbedar (ſ. den Artikel), welche über einen Theil von Khoraſan eine Zeit lang herrſchten, gab es Mehrere des Namens Haidar. Die Engländer pflegen dieſen Namen Hyder zu ſchreiben, wornach ſich dieſer Name auch in dieſer Form in teutſchen Schriften findet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haiden (Landes) und Haiden (Waldung) ſ. Heiden.

Haiden, ſ. Liechen.

HAIDEN (Johann), Exjeſuit, Doktor der Philoſophie und Theologie, geboren zu Hradiſch in Mähren am 23. December 1716, geſtorben zu Ende des 18ten Jahrh. Er trat bereits im Jahre 1736 in den Jeſuiterorden. Vor ſeinem Eintritte in denſelben erhielt er die philoſophiſche und in dem Orden ſelbſt die theologiſche Doktorwürde, und legte im Jahre 1751 dem Orden das vierte Gelübde ab. Er trug die Grammatik drei, die Poetik zwei, die politiſche Geſchichte ein, die Kirchenhiſtorie eilf, die Moraltheologie ein Jahr lang vor. Zugleich predigte er mehrere Jahre den Studirenden und dem Volke, war Vorſteher verſchiedener Seminarien und führte durch einige Jahre die Aufſicht über die Bibliothek zu Prag, die er mit den beſten Werken vermehrte. Im J. 1770 wurde er Beiſitzer des Conſiſtoriums und Direktor der Studien in dem biſchöfl. Seminarium zu Königinngrätz. Er war, außer der tſchechiſchen, teutſchen und lateiniſchen, auch in der franzöſiſchen, italieniſchen und hebräiſchen Sprache bewandert. Im Druck erſchienen von ihm folgende Werke: De therapeutis. Pragae 1756. 4. — De instituto Ecclesiae, infantibus mox cum baptismo conferendi sacramenta confirmationis et eucharistiae. Pragae 1758. 4. — Decretum Eugenii pro Armenis, num tanquam pars synodi oecumenicae Florentinae sit respiciendum. 1759. 4. — De Prudentii Marani opinione. Pragae 1760. 4. — Exercitationes chronologicae de praecipuis annis Christ. Pragae 1761. 8. — Appendix ad exercitationes chronologicas de itinere Petri Romano et commoratione. Pragae 1761. 8. (*Rumy.*)

HAIDER KELITSCHE aus Herat, ein perſiſcher Dichter aus der letzten Periode, dem ſechzehnten Jahrhunderte. Er war, wie ſein Beiname ſagt, ein Kotzen- oder Deckenmacher, und ſeine Verſe ſind ſo gemein, wie dieſes ſein Handwerk. Er ſoll mehr als 10,000 Diſtichen in Ghaſelen und Kaſſiden geſchrieben haben, von denen Sam Mirsa einige anführt. Seine Induſtrie ſcheint bedeutender geweſen zu ſeyn, als ſeine Poeſie, und er reiſte, um ſich als Kaufmann etwas zu erwerben, nach Indien [*]). (*R.*)

HAIDERMIRSA, Sohn des Mohammed Chodabende, ein perſiſcher Prinz, welcher als Geißel nach Perſien geſandt wurde, dort im J. 1004 d. H. oder 1595 n. Chr. ſtarb, auch zu Ejub begraben liegt [1]). In der Geſchichte der türkiſchen Literatur verdient er deßhalb genannt zu werden, weil er in Conſtantinopel den Sinn für Poeſie befördern half [2]). (*A. G. Hoffmann.*)

Haidhari, ſ. Schami.

HAIDHAUSEN, großes Pfarrdorf und anſehnliche Hofmark in dem baiernſchen Iſarkreiſe, auf dem rechten Iſarufer, ½ Stunde von München, zu deſſen Landgerichtsbezirke es gehört und mit welcher Hauptſtadt ſeine Einwohner in einer ſolchen Verbindung leben, daß es als eine Vorſtadt von dieſer angeſehen werden kann. Es zählt in 316 Häuſern 948 Familien und 3465 Einwohner, enthält einen Flächenraum von 598 baiernſchen Tagwerk., 2 Schlöſſer mit Gärten, ein kathol. Pfarramt des Dekanats Oberföhring, 1 Kirche und Kapelle, eine Malerpinſel-, Hut- und Seidenzeugfabrik. Als Kurfürſt Max Emanuel aus dem Türkenkriege 1683 nach Baiern zurückkehrte, empfingen ihn der Adel und die Bürgerſchaft von München, welche ihm einen feierlichen Empfang und Einzug bereitet hatten, zu Haidhauſen, wo Franz Pangraz, Freiherr von Leibelſing, ein Haus im Beſitz hatte. Das Andenken dieſer Feier zu ehren, erhob Kurfürſt Max Emanuel dieſes Haus 1684 unter beſtimmten Beſchränkungen zu einem adeligen Sitze, im folgenden Jahre, zwar nicht ohne Widerſpruch ſeiner Hofkammer, zu einer ungeſchloſſenen und 1692 zu einer geſchloſſenen Hofmark. Gegenwärtig gehört dieſelbe der gräfl. von Törring-Seefeldiſchen Familie. (*Eisenmann.*)

Haidingsfeld, ſ. Heidingsfeld.

---

*) *Marracc.* prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 77.

1) *Meninsky* Lexic. u. d. W. قزل. 2) D'Herbelot ant. d. W. Haidar. *Ed. Pococke* in den Bemerkungen zu dem Supplem. histor. dynastiarum des *Abulfaradsch* p. 63 — 64. Vergl. *Malcolm* histoire de Perse. T. II. p. 260 ff.

*) S. Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. S. 372.

1) v. Hammer Geſch. der Literatur der Osmanen, S. 1204. 2) v. Hammer a. a. O. S. 1195.

HAIDUCKEN (die), eigentlich eine Art leichter ungarnſcher Fußtruppen, die bei der Armee-Reform 1741 aufgelöſet wurden. Ihr Andenken im Vaterlande erhält ſich durch den Haiduckendiſtrikt*) (Kreis jenſeit der Theiß, Komitat Szabolcs, 17^{72} Q.M. groß, mit 28,476 Einwohnern in 6 Marktflecken, 4 Prädien und 4605 Häuſern), in welchem die Veteranen des Corps Verſorgungsſitze erhielten und deren Nachkommen noch jetzt den Vorzug militäriſch regiert zu werden, genießen. Uneigentlich verſteht man unter Haiducken in ungarnſche Nationaltracht gekleidete Diener großer Herren, zu deren Begleitung gleichſam als Trabanten verpflichtet. Gegenwärtig ſieht man dergleichen nur ſelten noch, und bloß als Überbleibſel einſtiger Prunkliebe an veralteten Höfen und in Haushaltungen de la vieille roche.
(*Benicken.*)

HAIFA, nach Andern Kaiſa, nur ein Dorf im Paſchalik Akka des osmaniſchen Aſia, an der Bucht von Akka: es hat eine Rhede, wo die nach Akka beſtimmten großen Kauffahrer anlegen und löſchen müſſen. Über demſelben erhebt ſich der Karmel, ſeine Vorpoſten bis an das Geſtade des Meers drängend. Auf ſeiner Weſtſpitze ſieht man 1 griechiſches Eliaskloſter, auf der Oſtſpitze 1 katholiſches Kloſter, zwiſchen beiden in der Mitte des Bergs die Moskah el Hoder. (*G. Hassel.*)

HAIGER, kleine Stadt in dem naſſauſchen Amte Dillenburg an der Dille mit 1 Pfarrkirche, 1 Schule, 220 Häuſ. und 1825 1117 Einw., die Garn ſpinnen, wollne Zeuge weben und Jahrmärkte halten, hier iſt 1 Eiſenhohofen, die Haigerhütte genannt, und 1 Eiſenhammer. Der Ort iſt uralt: es kommt ſchon eine Kirche von Haiger in Schenkbriefen des 14ten Jahrhunderts vor. (*Pauli.*)

HAIGERACH, HAIDINGER, gewöhnl. HAIGER, in alten Urkunden Vallis Ethnicorum, d. i. Heidenthal, ein Thal, mit Pfaffenbach, 1 teutſche Meile lang, in der großherz. badenſchen Vogtei Reichenbach, zum Bezirksamte und kathol. Pfarramte Gengenbach gehörig. Eine uralte Niederlaſſung, die ihren Namen wahrſcheinlich von den benachbarten ortenau'ſchen Chriſten erhalten hat, welche ſich ſchon früher zum chriſtlichen Glauben bekannt hatten, indem es erſt dem heiligen Arbogaſt, Biſchof von Straßburg, der im J. 678 geſtorben iſt, gelang, das Heidenthum in der Ortenau ganz auszurotten. In den älteſten Zeiten gehörte das Thal zur alemanniſchen Grafſchaft Schwiggenſtein. Nach dem Abgange der Grafen von Schwiggenſtein fiel es an die Nachkommen Pipins von Heriſtall, von welchen es um das Jahr 730 Ruthard, der wahrſcheinliche Sohn Arnulfs und Urenkel Pipins von Heriſtall beſaß, und mit der Grafſchaft Schwiggenſtein zur Stiftung des Kloſters Gengenbach verwendete. Das Thal iſt rauh, doch fruchtbar, beſonders an gutem Weine, hat Viehzucht und ſchöne Waldungen. In ſeiner Mitte befindet ſich eine Kapelle, dem heil. Michael geweiht, in welcher zu beſtimmten Zeiten Gottesdienſt gehalten wird†).
(*Leger.*)

HAIGERLOCH, ein hohenzollern-ſigmaringenſches Städtchen an der Eyach, Hauptort der alten Herrſchaft und des Oberamts Haigerloch, Sitz eines Landkapitels und einer Poſt mit 815 katholiſchen und 600 jüdiſchen Einw. Das Städtchen hat 4 Kirchen, eine Synagoge und ein Schloß. Letzteres ſteht mit der Hauptkirche auf einem ſchroffen Felſenberge. Die Herrſchaft Haigerloch kam zu Ende des 15ten Jahrhunderts durch Tauſch von den Grafen von Hohenberg an das zollernſche Haus. (*Memminger.*)

HAIGH, ein Dorf in der engl. Grafſchaft Lancas unter einem Hügel, wovon man eine entzückende Ausſicht über das Meer bis zum Eilande Mann genießt. Es hat 1118 Einw. und iſt eben ſowohl durch die ſchöne Villa des Grafen Balcarras, und durch ſeine großen Eiſenwerke und unerſchöpflichen Steinkohlenlagen, worin die feinſten Cannels brechen, bekannt. (*G. Hassel.*)

Haigi, ſ. Ruzdschihan.

Haiingen, ſ. Hayingen.

HAIK, der fünfte Nachkomme Noah's und Japhets, in der armeniſchen Sagengeſchichte, von welchem das Volk und das Land den Namen Haichia, im Armeniſchen Hajots-Zor, haicanorum vallis erhielt; ſo hieß noch im fünften Jahrh., nach Moſes von Chorene, das Thal des Sees Wan (Arſiſſa bei Ptolemäos), der Sitz der Heldenthaten dieſes armeniſchen Stammvaters. Haik wird ganz, wie der Ruſtan der Perſer, rieſenhaft, tapfer, ſchön und als trefflicher Bogenſchütze geſchildert. Seit dem Thurmbau zu Babel trennte er ſich mit 300 ſeines Geſchlechts vom Bel, und ſiedelte ſich am Fuße des Ararats an. Vergebens lud ihn Bel mit folgenden Worten zum Euphrat zurück: „Du in Schnee und Eis Gewappneter, thaue auf, und erwarme aus deinem kalten Trotze, gehorche mir, kehre heim in mein Land und lebe friedlich, wo es dir beliebt." Bel zog auch mit einem gewaltigen Haufen in's armeniſche Hochland. Aber Haik ſtellte ſich mit ſeiner Familie und ſeiner kleinen Anzahl Tapferer an einen Salzſee, der von kleinen Fiſchen wimmelte, (Bazun, Wan) dort zu ſiegen oder zu ſterben. Bel ſtand auf einem unzugänglichen Felſen. Aber ſeine Schaaren wurden geſchlagen, ſein dreidoppelter Panzer von Haik's Pfeil durchbohrt, der das Schlachtfeld behauptete. Hier erbauten die Haikiten oder Armenier eine Stadt Haik, nannten den Berg, wo der Feind geſchlagen wurde, die Grabſtätte (Gerezmanch) nach Art der Iranier und auch der Slawen (deren Stadt Mohilew eine gleiche Bedeutung hat) das Thal aber Hajots-Zor (am See Wan nach Moſes). Später ſiegte in derſelben Gegend Semiramis, nach ihrem Namen hieß nun die dortige Stadt Semiramocerta, ſie ſelbſt wählte ſie zu ihrem Sommeraufenthalte, und verſah ſie mit herrlichen Terraſſen und Inſchriften, und ſolchen Mauern, die faſt 1000 Jahre nachher noch Mo-

*) S. weiter unten den Art. Hajducken-District. (*St.*)

†) Größten Theils nach Kolb II, 3.

Digitized by Google

ſes von Chorene als unzerſtörbar, wenn gleich von Räubern bewohnt angibt. Die Nachfolger Haik's wurden nun der aſſyriſchen Monarchie zinsbar bis zur Zerſtörung von Ninive *). (*Rommel.*)

Hailes, ſ. Dalrymple.

HAILLAN (Bernard de Girard, Seigneur de), Geſchichtſchreiber und Politiker, aus einem alten adeligen Geſchlechte zu Bordeaux um 1535 geboren, Sohn eines General-Lieutenants der Admiralität von Guienne. Von dem reformirten Glauben ging er zum katholiſchen über, als er in ſeinem 20ſten Jahre an den franzöſiſchen Hof kam, und nicht lange nachher verſah er bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in London und Venedig Secretärdienſte. Nach ſeiner Rückkunft wurde er Finanzſecretär des Herzogs von Anjou, nachmaligen Königs Heinrichs III., 1571 ertheilte ihm Karl IX. die Würde eines Hiſtoriographen von Frankreich, und Heinrich III. beſtätigte ihn nach ſeiner Thronbeſteigung nicht allein in dieſer Würde, ſondern erhob ihn auch zum Statsrath. Seit 1595 war er auch Genealogiſt des heil. Geiſtordens, und den 23. November 1610 ſtarb er zu Paris. Seine lateiniſchen und franzöſiſchen Gedichte, ſo wie ſeine Überſetzungen des Eutropius, Cornelius Nepos und des Cicero von den Pflichten, ſind nicht unverdient in Vergeſſenheit gerathen. Einen bleibenden Werth für den Geſchichtforſcher haben dagegen ſeine Schriften: De l'état et du succès des affaires de France en IV livres. Par. 1570; ſehr oft, augm. pour la dernière fois, ib. 1609; 1613. 8. Histoire sommaire des comtes et ducs d'Anjou, de Bourbonnois et d'Auvergne. Par. 1571. 8.; 1572. 4.; 1580. 8. Histoire générale des roys de France, contenant les choses mémorables advenues tant au royaume de France qu' ès provinces étrangères sous la domination des François, depuis Pharamond jusqu' à Charles VII. inclusivement. Par. 1576. fol. corrigée et augm. Ib. 1584. fol. ſeitdem oft, und mit Fortſetzungen von Andern bis 1615. Par. 1615. Vol. II. fol.; bis 1627. Par. 1627. Vol. II. fol. Dieſes Letztere iſt ſein Hauptwerk, und die erſte zuſammenhängend geſchriebene franzöſiſche Geſchichte in der Nationalſprache. Zwar ſchöpft er nicht immer aus den beſten Quellen, vernachläſſigt die Kritik, erzählt von den erſten franzöſiſchen Königen manches Romanhafte, und legt ſeinen Perſonen langweilige Reden in den Mund, die er wörtlich aus dem Werke des Paulus Ämilius de rebus gestis Francorum überſetzt, auch verräth er deutlich genug, daß es ihm hauptſächlich darum zu thun war, durch ſeine Schriften Geld und Ehre zu erwerben. Dieſer Fehler ungeachtet, iſt ſein Verdienſt für ſein Zeitalter nicht gering, indem er ſich nicht allein durch Diction und Methode, ſondern auch durch einen geübten politiſchen Blick, durch Freimüthigkeit im Urtheil über die Könige und die Großen des Reichs, durch Beſtreitung geheiligter Vorurtheile, Bekämpfung päpſtlicher und biſchöflicher Anmaßungen, beſſere Darſtellung der kirchlichen Verhältniſſe überhaupt, Widerlegung mancher fabelhaften Erzählungen, und Achtung für hiſtoriſche Wahrheit über alle diejenigen erhebt, die vor ihm in Frankreich über dieſe Gegenſtände ſchrieben. Über manche Ereigniſſe gibt er vorher unbekannte Aufſchlüſſe, und ohne Rückſicht auf die herrſchende Meinung erklärt er z. B. die Geſchichte der Jungfrau von Orleans für eine Farce, welche patriotiſche Statsmänner geſpielt haben, um einen bedrängten König zu retten und das muthloſe Volk zu ermuthigen *). (*Baur.*)

Haim, ſ. Mansuri.

HAIMANE nennt man die wild herumſtreifende Völkerſchaft, welche ſich nicht mit Ackerbau beſchäftigt. Dieſer ihr Zuſtand wird bei der Beſtimmung der Abgaben berückſichtigt, welche die Pforte von ſolchen unterjochten Stämmen verlangt und die natürlich geringer ſeyn müſſen, als bei Ackerbau treibenden Stämmen.

(*A. G. Hoffmann.*)

HAIMBURG oder HAINBURG, (im gemeinen öſtreichſchen Dialekt Hamburg), eine landesfürſtliche, nicht große, aber wohlgebaute Stadt im Viertel unter dem Wiener Walde, des Landes unter der Ens, am rechten Donauufer, bei dem Einfluſſe der March in die Donau, nahe an der ungarnſchen Gränze, mit einem alten ſehenswürdigen Bergſchloſſe, 265 Häuſern, 2900 Einwohnern, 1803 2691, einer Muſterſchule und einer großen kaiſerlichen Tabaksfabrik (der größten in den teutſch-öſtreichſchen Erbländern), die nach dem Brande von 1823 wieder hergeſtellt iſt. Eine Merkwürdigkeit iſt ein altes Thor, das ſich wahrſcheinlich noch aus den Zeiten der Römer, die zwiſchen Teutſch-Altenburg und Petronel die Stadt Carnuntum in Pannonien beſaßen, erhalten hat. Irrig wird jedoch von Einigen das römiſche Comagenum nach Haimburg verſetzt. Haimburg iſt indeß ein alter Ort, und war ehemals auch größer. Im J. 1050 wurde auf dem Reichstage zu Nürnberg beſchloſſen, die von den Ungern ruinirte Stadt Haimburg wieder aufzubauen. In den vorigen Zeiten haben nicht nur daſelbſt die alten öſtreichſchen Herzoge zu Zeiten Hof gehalten, ſondern auch die ſchwäbiſchen Kaufleute die Waaren, die ſie nach Ofen oder in andere ungarnſche Städte verführen wollten, niedergelegt. Dieſe Handelsniederlage hat Leopold IV., Herzog von Öſtreich, im J. 1200 von Haimburg nach Wien verlegt. Im J. 1490 wurde Haimburg ſammt dem Schloß vom Kaiſer Maximilian I. erobert, im J. 1683 am 2. Julius von den Türken im dritten Sturm erobert, alle Menſchen, ohne Unterſchied niedergeſäbelt und die Stadt nachher in Brand geſteckt (die Feuerbrände flogen bis

---

*) Vergl. Moſes Chorenenſis an verſchiedenen Orten, und *Chaban de Cirbied* Armeniste et *F. Martin* Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie. Paris 1806. Auch Ritter's Erdkunde Th. II. S. 720, 745 u. ſ. w.

*) Mém. sur la vie et les ouvr. de Gir. de Haillan par *le Long* in deſſen Bibl. hist. de France p. 947, und nach der Ausgabe von Fontette T. III. p. 66. Mém. de *Nicéron* T. XIV, 215. nach der teutſchen Überſ. Th. 10, 439. *Bayle* Dict. Nouv. Dict. histor. Biogr. univ. T. XIX. (von Weiß). Wachler's Geſch. der hiſt. Forſch. 1r Bd, 344.

Digitized by Google

in die Vorſtädte von Preßburg). Bei Haimburg iſt ein kaltes Geſundheitsbad, deſſen Waſſer gewärmt wird. Die Einwohner nähren ſich meiſtens vom Acker- und Weinbau †). (*Rumy.*)

Haimeni, ſ. Ibn Hadschar.

Haimo, ſ. Haymo.

Haimonskinder oder Haymonskinder, ſ. Karl der Grosse (Sagenkreis von demselben).

HAIN, heiliger, (Mythol. im Allgemeinen). Der Urſprung der Verehrung gewiſſer Haine, als heiliger Götterwohnungen, iſt wohl in dem älteſten Fetiſchismus zu ſuchen, und geht von einzelnen Bäumen und Pflanzen aus, in welchen die Menſchen irdiſche Zeichen ihrer Vergötterung der Natur wählten. In der Folge veredelte ſich dieſer Fetiſchismus zu einem Naturdienſte, in welchem die Bäume als von überirdiſchen Weſen bewohnt und mit denſelben gleichſam verwachſen, deßwegen heilig und unverletzbar waren. Dahin gehören z. B. der Palmbaum von Delos, die Eichen von Dodona, der Platanus des Menelaos in Arkadien u. v. a. und wie die Griechen, ſo laſſen auch die Indier Nymphen in heiligen Bäumen wohnen, von denen ſie nicht ein Blatt abzubrechen wagen *). Die Fabel von dem Eriſichthon, der die Fällung eines heiligen Baumes der Demeter mit unerſättlichem Hunger büßte, kann als eine Grundlage der nachherigen Geſetze gegen die Verletzung der Götterhaine angeſehen werden. Noch Cäſar's Soldaten hatten, wie Lucanus erzählt, eine ſolche Scheu vor heiligen Bäumen, daß ſie bei Maſſilia in einem Walde, der den barbariſchen Gottheiten gewidmet war, keine Art anlegen wollten **). So begegnen wir alſo denſelben religiöſen Vorſtellungen in Bezug auf heilige Bäume und Haine im Orient, wie im Occident, und namentlich machen dieſelben einen weſentlichen Beſtandtheil des keltiſchen Druidenkultus aus. S. den Artikel Druiden.

In der Mythologie des Zendvolkes ſpielt der heilige Hombaum beſonders mit ſeinem Safte eine wichtige Rolle. (S. dieſen Artikel). Heilige Holzarten finden ſich im Kultus der Hindu's, z. B. das Araſuholz, das rothe Sandelholz, und der Saft bei dem Mondopfer Soma Jagam erinnert an den parſiſchen Homſaft. (*R.*)

HAIN, heiliger, (bibliſch). Auch bei den Hebräern findet ſich die Verehrung der Gottheiten in heil. Hainen, jedoch nur in der Patriarchenzeit und ſpäterhin beim abgöttiſchen Cultus, da das moſaiſche Geſetz dem Jehova ausſchließlich in der Stiftshütte, und nachmals im Tempel zu Jeruſalem zu opfern befahl. Abraham baute dem Jehova einen Altar in dem Eichenhain Mamre bei Hebron (1. Moſ. 13, 18.), wo noch zu Joſephus Zeit die uralte ſogenannte ogygiſche Eiche gezeigt wurde [1]), und „pflanzte Tamarisken in Berſeba, „und rief daſelbſt den Namen Jehova's an, des ewigen „Gottes" (1. Moſ. 21, 33.); Jeſaias aber (1, 29.), Jeremias, Ezechiel, auch der ungenannte Prophet, deſſen Orakel denen des Jeſaias beigefügt ſind (Jeſ. 57, 5. 65, 3. 66, 17.) rügen wiederholt den Götzendienſt des Volkes in Eichen [2]), Terebinthenhainen und Gärten, unter welchen letzten ebenfalls Baumgärten (פַּרְדֵּסִים), d. i. angepflanzte Haine zu verſtehen, häufig mit einer beliebten und ſtehend gewordenen Redensart, „daß ſie unter jedem grünen Baume den Götzen nachhurten" (Jer. 2, 20. 3, 6. 13. Ezech. 6, 13., vgl. 5. Moſ. 12, 20.). Weit mehr als der hebräiſche Text nach richtiger Erklärung erlaubt, reden übrigens die 70 Dolmetſcher, und nach ihnen die Vulgate und Luther von abgöttiſchen Hainen, indem ſie das Wort אֲשֵׁרָה, welches eigentlich die Glücksgöttinn Aſtarte bezeichnet, durch ἄλσος, lucus, Hain überſetzen, an ſolchen Stellen, die nothwendig ein Götzenbild verlangen, höchſtens durch Haingötze (2. Kön. 23, 6. Luth.). Übrigens iſt noch zweifelhaft, ob nicht wenigſtens die Septuaginte unter ἄλσος vielmehr einen Baum und ein hölzernes Idol verſtanden hat, da ſie ſich des Ausdrucks auch für עַשְׁתָּרוֹת (Aſtartenbilder) bedient (1. Sam. 7, 3. 12, 10.) [3]). (*Gesenius.*)

HAIN, heiliger, (bei Griechen und Römern). Der Glaube, daß das Dunkel der Haine der Gottheit zum angenehmen Aufenthalte diene, findet ſich auch bei den Griechen ſchon in den früheſten Zeiten. Das heilige Dunkel, die feierliche Stille, das geheimnißvolle Dickicht, Alles forderte Ehrfurcht [1]); und wenn die Götter zur Erde ſtiegen, ſie, die auch dann ſo gern den menſchlichen Augen ſich entzogen: ſo konnte kein Aufenthalt einladender, keiner ihnen dienlicher, keiner ihrer würdiger ſeyn [2]). — Wenn daher von denen, die alle Nachrichten aus der früheſten Zeit gern auf eine beſtimmte Perſon zurückführen, Kadmos als der Erſte genannt wird, welcher die Sitte, den Göttern Haine zu weihen, in Griechenland heimiſch gemacht habe, ſo mag — die ſchwankende Bedeutung des Namens gar nicht gerechnet — dieß an ſich ſchon wenig Glauben verdienen, und noch lauter ſcheinen dagegen die, wenn auch dunkeln Sagen von der viel ältern Dodona zu ſprechen.

Freilich mochten die heiligen Haine der frühern Zeit, wie wir ſie ſchon von Homer [3]) angeführt finden,

---

†) Zwei ſchöne Anſichten von Haimburg enthält das neue Prachtwerk: 264 Donauanſichten vom Urſprunge des Stromes bis zu ſeinem Ausfluſſe ins ſchwarze Meer, herausgegeben von Adolph Kunike, erklärt in pittoresker, topographiſcher, hiſtoriſcher und ethnographiſcher Rückſicht von Dr. Rumy, ſammt einer Donaukarte (Wien 1826, Querfolio), Nr. 124 und 125. — Zu Haimburg erhielt der zu Rohrau an der ungarnſchen Gränze geborne große Tonkünſtler Joſeph Haydn den erſten Unterricht in der Muſik.

*) S. Forſter zur Sakontala. Anmerkungen unter dem Art.: Göttinnen. **) *Luc.* Bell. Civ. III, 399 ff.

1) Archäol. 1, 10. §. 4. 2) So, nicht Terebinthenhain, iſt zu überſetzen. Die Annahme des Celſius (Hierob. 1, 34 ff.), daß Ela und Elon die Terebinthe, Alla und Allon die Eiche bedeute, iſt nämlich unrichtig und beruht auf einer ungenauen Vergleichung der alten Überſetzer. Ela und Alla bezeichnen die Terebinthe, Elon und Allon die Eiche. 3) S. mein hebr. Wörterb. u. d. W. אֲשֵׁרָה.

1) Vgl. *Plin.* Hist. Nat. XII, 1. 2) Vgl. *Senec.* Epist. V, 4. *Ovid.* Amor. III, 1. 2. Fast. III, 295. 3) Odyss. VI, 321. IX, 200.

Digitized by Google

gar ſehr von den ſpätern verſchieden ſeyn. Man wählte ein Stück natürlichen, durch hohe und ſchöne Bäume ausgezeichneten Wald, und gab ihn dem Gotte zum Eigenthume (τέμενος), dem man auch wohl darin Altäre errichtete[4]). Als aber bei fortſchreitender Bildung des Volkes auch die Götter luxuriöſer wurden, ſchuf man um ihre Tempel ſelbſt Haine durch künſtliche Pflanzungen[5]), eine Sitte, die ſo allgemein wurde, daß nach Strabo man die heiligen Örter ſämmtlich ἄλση nannte. — Man hat behaupten wollen, daß dazu nur unfruchtbare Bäume, die einen ſchönern Wuchs hätten, genommen worden wären, und ſich auf das ausdrückliche Zeugniß des Cyrillus[6]) berufen, welcher ſagt, Haine beſtänden nicht aus fruchtbringenden Bäumen wie Feigen und Weinſtöcke, ſondern nur aus unfruchtbaren, weil ſie nicht des Nutzens, ſondern des Vergnügens wegen da wären. Allein dieß iſt ganz irrig. Allerdings mochte man auch auf die Schönheit der Bäume Rückſicht nehmen, und Pauſanias[7]) erwähnt einen Hain von Eichen und einen von Platanen[8]), aber daß nicht allein unfruchtbare angepflanzt wurden, beweiſen Stellen wie bei Sophokles[9]), wo Antigone vom Haine der Eumeniden ſagt: „Es ſcheint der Ort einer Gottheit heilig: in üppigem Wuchſe prangen Lorbern, Oliven, Weinreben"[10]), und noch deutlicher ſagt es Xenophon[11]), wo er das Heiligthum beſchreibt, das er zu Skillos der epheſiſchen Artemis weihete: „Um den Tempel ſelbſt wurde ein Hain fruchttragender Bäume gepflanzt." Aber freilich gab es dort auch noch andere Haine.

Über die Unverletzlichkeit dieſer Haine wurde ſorgfältig gewacht; zum Schutze umgab man ſie mit einem Zaune (περίβολοι)[12]), und ſtellte wahrſcheinlich auch Leute an, denen die Aufſicht über dieſelben, und die Pflege der Bäume übertragen wurde (ἀλσοκόμοι Pollux). — Die Athener waren nach Älian[13]) in dieſem Punkte ſo ſtreng, daß ſie das Umhauen einer kleinen Eiche (πρινίδιον) in einem heiligen Haine mit dem Tode beſtraften, und auch die Römer hielten dieß für ein ſchweres Verbrechen[14]). Ja ſie erlaubten ſich nach Cato[15]) nicht einmal die Äſte ſolcher heiliger Bäume, die ihnen Schaden brachten, abzuhauen, bevor ſie nicht der Gottheit ein Söhnopfer gebracht hatten[16]). Manche Haine durfte man gar nicht betreten[17]).

Allein bei aller dieſer Ehrfurcht, die ſich auch dann noch erhielt, als man die Gottheit lieber in prächtigen Tempeln als im ländlichen Haine zu verehren anfing, ſcheute man ſich doch oft genug nicht, dieſe heiligen Örter durch unkeuſche Handlungen zu entweihen, zumal da ſie um ſo mehr dazu einluden, je ſicherer man ſich darin glaubte. Solche Entweihung wurde dann oft von der Gottheit beſtraft, und man ſetzte ſolch einen Grund des göttlichen Zornes voraus, wenn der Blitz einen geweiheten Hain traf[18]).

Zu den berühmteſten heiligen Hainen gehörten in Griechenland der Altis zu Olympia (ebenfalls Ölbäume), der Hain der Eumeniden, bei dem attiſchen Flekken Kolonos, und der Artemis zu Epheſos[19]), und in Italien der Hain der Egeria bei Aricia[20]).

(*Wilhelm Adolph Becker.*)

HAIN, heiliger, (nordiſche Mythologie). Der Teutſchen Gottesdienſt ſchloß ſich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erſcheinungen, aber er war viel einfacher und erhabener, als der Naturdienſt der andern alten Völker und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühls. Wenn gleich noch roh, fühlten ſie doch die Ahnung der unendlichen, ewigen Kraft in ihrer Bruſt; denn ſie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, ſie in Mauern einzuſchließen (cohibere parietibus Deos) oder irgend in menſchlicher Geſtalt nachzubilden (in ullam humani oris speciem assimilare)[1]). Nicht Tempel baueten ſie, ſondern ſie weiheten Wälder und Haine (luci), welchen die Natur Säulen gegeben und deren Decke der unendliche Himmel ſelbſt war, zu Heiligthümern, und benannten nach dem Namen der Gottheit das Geheimniß, welches ſie allein durch glaubige Andacht ſchaueten[2]). Wenn Tacitus, der Germanen Hiſtoriograph, den Germanen eine reinere Gotteskenntniß, als andern Völkern jener Zeit zuſchreibt, daß ſie aus Achtung vor der Majeſtät ihrer Götter (ex magnitudine Coelestium) ihnen Haine als Wohnungen anwieſen: ſo ſpricht er freilich, und urtheilt als Römer, der in der Heimath alle heilige Örter mit Tempeln und Götterſtatuen geſchmückt ſah. Mag auch der Grund in dem Mangel an Kunſtfertigkeit und an dem Sinne für ſchöne Bauwerke immerhin gelegen haben, wie auch Plutarch[3]) urtheilt: ſo gewinnt ihre Götterverehrung in von der Natur eröffneten Tempeln immer eine tiefere Naturanſchauung, und wir halten deßhalb auch das templum Fanfanae[4]) und alle templa, die ihnen, wie den Skandinaviern von den Alten zugeſchrieben werden, nur für erhabene, durch beſondere Eigenthümlichkeiten ſich auszeichnende, Gott geweihete Verehrungsplätze[5]). Ein zur Verehrung eines

4) S. *Sophocl.* Trach. v. 745. Denn das iſt die τεμενία φυλλάς. 5) Lucus heiſst faſt immer ein künſtlich angepflanzter Hain. 5) Homil. IV. in Jerem. 7) Corinth. XI. 8) Ib. cap. XXXVII. 9) Oedip. Col. v. 16. 10) Vergl. *Callim.* Hymn. ad Cerer. 28. 11) Anab. V, III, 12. 12) *Synes.* Epist. LXXII. 13) Var. Hist. V, 17. 14) Vgl. z. B. *Ovid.* Met. VIII, 743. 15) De re rust. 139. 16) Vergl. Harduin zu *Plin.* Hist. Nat. XVII. am Ende. 17) S. *Ovid.* Fast. IV, 751. *Paus.* Arcad. XXXVIII. *Eurip.* Bacch. v. 10. wo Elmsley zwar das ἄβατον anders, aber gewiß nicht richtig erklärt.

18) Vgl. Mitſcherl. zu Horaz. Od. I. XII, 16. 19) S. Herodot. Euterpe. c. 138. 20) S. *Ovid.* Fast. III, 263 ff. Heyne zu *Virg.* Aen. VII, 762.

1) *Tacitus* Germ. IX, 4. 2) *Ibid.* IX, 5. consecrant lucos ac nemora. *Plin.* H. N. XII, 1. Den Grund gibt Seneka an. Epist. 41. Si tibi occurrit vetustis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens lucus, illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae fidem numinis facit. 3) *Plutarch.* Numa c. 8. 4) *Tacit.* Annal. I, 51. German. XL, 6. 5) Templum derivatur a τέμενος, ein abgeſonderter, zum heiligen Gebrauche beſtimmter Ort. Vid. *Hofmanni* Lex. univers. T. IV. sub v. templum et (*Adelung*) Glossar. manuale (Halae) T. VI. s. eod. verb.

oder mehrerer Götter in Haine erkorner Platz wurde mit einem Gehäge oder einer Umzäunung gefriedigt[6]), in ſeiner Mitte ein Altar errichtet und mit Opferſteinen, Sitzen von Raſen oder Steinen verſehen[7]). Mit welcher Ehrfurcht ſie ſich dergleichen heiligen Stätten oder den Hainen, in welchen ſie verborgen waren, näherten, erklärt das Beiſpiel der Semnonen[8]), die nicht anders, als gefeſſelt den heiligen Bundesort betraten, ihr Abhängigkeitsgefühl zu bekunden. Fiel ihrer Einer auf den Boden, ſo wagte er es nicht, aus eigener Kraft ſich aufzurichten, noch ſich aufheben zu laſſen, ſondern wälzte ſich demüthig auf der Erde aus dem geweiheten Bezirk. Ja, man ſah es als Entweihung zur Zeit der Einführung des Chriſtenthums an, wenn ein Chriſt in einen heiligen Hain trat.

Und nicht nur ganze Wälder und Haine, und in denſelben durch ſchattenreiches Dunkel, eine rieſelnde Quelle, einen See oder durch beſonders ſtarke, ſchlanke, hohe, in ihren Gipfeln verwachſene Bäume ſich zur Verehrung eignende Plätze, ſondern einzelne, frei ſtehende Bäume auch wurden verehrt. (*Adam Brem.* de Saxonib.). Mit dem Blute abgeſchlachteter Gefangenen und erwürgter Thiere tränkte man ihre Wurzeln und dachte in ihnen Götter wohnend[9]). Eines Haines, wie eines einzelnen Baumes Weihe verrichtete der Prieſter. Drei Tage und drei Nächte faſtend rief er die Gottheit an, die grüne Wohnung zu beziehen. Ein ſanftes Murmeln oder Rauſchen bezeugte des Gebets Erhörung. Ließ aber die Götterſtimme am dritten Tage ſich nicht vernehmen, ſo mußte zu einer andern Zeit der Prieſter den Verſuch erneuern; durch Blut aus ſeiner Bruſt geritzt, die himmliſchen Mächte willfährig machen. Gelang es auch zum zweiten Male nicht: ſo benetzte eines Kindes Blut des Baumes Stamm, und dieſer Einladung fügte ſich die Gottheit unausbleiblich. Hilfreich wurde dann ihre Gegenwart Menſchen und Thieren, Gebäuden und Feldern, je nachdem ein Schwein, ein Bock, ein ſchwarzer Hahn oder Getreide ihr geopfert worden[10]). So bei den alten Preußen. Bei andern nordiſchen Völkern krümmte der Prieſter einige Zweige des zu weihenden Baumes auf beiden Seiten herab, pfropfte dieſelben gleichſam in den Stamm, und ſchnitt ihnen das Zeichen von Thors Hammer (T) oder auch die Namen Hyſſus, Heſus, Thor, Belenus ein[11]). Unter den Kelten wurden viele Eichen nach Jupiter genannt und mit ſeinem Namen bezeichnet[12]). Aber auch ohne Weihe war der Baum heilig, deſſen Zweige oben in der Höhe wieder in einander ſich gebogen. Wie ein oder mehrere Bäume (Baumgruppe, Hain) im Walde, welche ein ſchönes, grünes, dichtes Blätterdach bildeten oder ſich ſonſt durch eine Eigenthümlichkeit auszeichneten, durch beſondere Umgebungen vor andern geſchmückt wurden, ſo auch der einzelne, frei ſtehende. Der Acker, in welchem er wurzelte, war heilig und in nicht zu nahem Kranze umſtellte man den Weihebaum mit Steinen von beſonderer Form. Ein ſolcher befreieter (beifreiter) Platz wurde Kampf genannt[13]).

Im alten Germanien waren mehrere heilige Haine. Ihr Stand läßt ſich mit Beſtimmtheit nur ſelten ausmitteln. So ordnete einſt Arminius ſeine Scharen jenſeit der Weſer in einem dem Herkules geweiheten Haine[14]). Im Lande der Frieſen war ein ſolcher der Baduhenna heilig[15]). In einem heiligen Walde verſammelte Civilis ſeine Belgier zu Schmaus und Berathung[16]). Im hercyniſchen Walde werden heilige Haine (luci, vetusta religione truces et robora numinis instar) erwähnt. Die Semnonen hatten eine silva, auguriis patrum et prisca formidine sacra[17]). Im Lande der Naharvalen antiquus religionis lucus ostenditur[18]). Über das castum nemus auf einer Inſel des Oceans iſt von den Gelehrten noch nicht entſchieden. Nur die Stimme eines Neuern vernehmen wir über ihn[19]). Die Inſel, auf welcher das Heiligthum der Göttinn Hertha ſich befand, war aller Wahrſcheinlichkeit nach Rügen[20]). Noch findet man daſelbſt in einem großen Buchenhain einen runden Platz von uralten hohen Buchen umgeben, ſchaurig und düſter, nie berührt von den erwärmenden Strahlen der Sonne, und in ſeiner Mitte einen kleinen, ſtehenden See mit trübem, beinahe ſchwarz gefärbtem Waſſer. Dieſer Platz liegt in der ſo genannten Stubnitz und iſt bei den Einwohnern unter dem Namen des Burgwalles und Burgſee's bekannt. „Es iſt der ſchauerlichſt ſchönſte Fleck in der ganzen Stubnitz. Ein mächtiger Wall, gekränzt mit Buchen von ehrwürdigem Alter und Anſehen, umſchließt ein ovales Revier, in deſſen Bezirke zwiſchen halb vermoderten Wurzeln und Baumſtumpfen mancherlei Trümmer von Altären und Opfermahlen zerſtreut umher liegen. Hart neben dem öſtlichen Rande des Walles fließt in einem tiefen, beinahe zirkelrunden Keſſel der ſo genannte ſchwarze- oder Burgſee, umdüſtert mit dicht bewaldeten Höhen. Heimlicher, verborgener, abgeſchiedener konnte die gefürchtete und gefeierte Hertha ſchwerlich wohnen, als an den Ufern dieſes See's und in dem Schatten dieſes Burgringes. Betrachtet man endlich die natürliche Beſchaffenheit dieſer Gegend, und überläßt ihren Eindrücken ſich unbefangen: ſo drängt ſich Einem die Überzeugung unwiderſtehlich auf, daß dieß

6) *Helmoldi* chron. Slavor. I, 1. 7) *Gebauer* Vestig. jur. German. antiq. Diss. XXII. p. 960. 8) *Tacit.* Germ. XLIX. 9) Arnoldi preuß. Kirchenhiſt. S. 16 u. 58. 10) Kotzebue Preußens ältere Geſchichte. Thl I. S. 77 ff. Über die Verehrung der Bäume verdient nachgeleſen zu werden: *Schutze* de superstitione Germ. gent. reverent. lucis consecrat. Hamburg. 11) Rößig's teutſche Alterthümer. S. 186. *Schmenke* de culto religioso arboris Jovis, praesertim in Hassia. Lips. 1740. 12) *Maxim. Tyr.* Diss. 38.

13) Riſt's monatliche Unterred. VI. 14) *Tacit.* Annal. II, 12. 15) *Ibid.* IV, 73. 16) *Tacit.* Hist. IV, 14. 17) *Tacit.* Germ. XXXIX, 2. Mehr darüber unter Hertha. 18) *Tacit.* Germ. XL, 4. 19) Koſegarten's Rhapſodien. Th. 2. S. 110 ff. 20) Noch ſtreitet man, ob die Inſel in der Oſt- oder Nordſee zu ſuchen ſei. Die ſich für die letztere erklären, nennen Rügen, Bornholm, Fehmern, Fünen und Seeland; die ſie in der erſtern finden wollen, erklären ſich für Helgoland. Das Nähere unter Hertha.

Digitized by Google

der Fleck, der Wald, der See geweſen, deſſen Tacitus in ſeiner Schilderung der Germanier gedenkt. Vergleicht man dieſe Beſchreibung mit der ſo genau zutreffenden Beſchaffenheit dieſer Gegend und erinnert ſich dabei an noch immer gangbare Sagen der Einwohner, daß nämlich in dieſem Burgwalle vor Zeiten der Teufel angebetet worden, daß die Prieſter zu ſeinem Dienſte eine Jungfer unterhalten, und, wenn er derſelben überdrüſſig geweſen, ſie in dem Burgſee erſäuft hätte: ſo verſchwindet wirklich aller Zweifel, daß des Tacitus Inſel Rügen und ſein nemus castum die Stubnitz geweſen ſei."

Unter den Bäumen wurde vorzüglich die Eiche wegen ihrer langen Dauer (600 Jahre), ihres feſten Holzes, ihres auch durch den Opferrauch nicht ſo ſchnell fallenden und welkenden Laubes von den Prieſtern der Gallier heilig geſprochen[21]), auf welcher die geheiligte Miſtelpflanze, die ihre Heiligthümer ſchmückende und bekränzende, wuchs[22]). In vielen ausgehöhlten heiligen Bäumen ſtanden Götzenbilder, die mit ihnen verehrt wurden. Niemand durfte Hand an ſie legen.

Die vornehmſte, aber wohl nicht älteſte, Eiche in Preußen war zu Romove[23]). Ihr Stamm ſoll 6 Ellen im Umfange gemeſſen haben, und ihre Äſte ſollen ſo ſtark und dick geweſen und ſo dicht mit einander verbunden ſeyn, daß weder Regen, noch Schnee durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün, und ihre Blätter, in Schnuren gedreht, dienten Menſchen und Thieren als Verwahrungsmittel gegen Krankheiten (Amulette)[24]). Sie war der Dreinigkeit der preußiſchen Wenden, Perkunas, Potrimpos und Pykullus heilig, deren Bildniſſe entweder auf hohen ſtarken Äſten ſtanden[25]), oder in beſonders in den Stamm gehauenen Blenden. Von Opferblute täglich triefend erregte ihr Anblick Grauen. Nur der Prieſter durfte ihr ſich nähern, kein Verbrecher. Hier wohnte der Oberprieſter (Kriwe Kriweitu), mit eigenen Händen die Götter bedienend, welche nur an dieſem heiligen Orte ſich vergegenwärtigten. Hier war auch der oberſte Richterſtuhl. Perkunas, Donnergott, Feuerbeherrſcher, der Erſte unter den Göttern. Eines zornigen Mannes Bild mit glühender Wange, krauſem Bart, das Haupt von Flammen umgeben. Im Donner redete er mit dem Hohenprieſter; dann fiel das Volk auf das Antlitz und ſchrie: Geh' uns vorbei! Bittenden gewährte er Sonnenſchein, ſchützte ſie vor Ungewitter. Perkunas Fußtritt nannten die Preußen den Donner. Perkunas zermalmt ein Haus, ſprachen ſie, wenn der Blitz einſchlug. Aber die Götter wohnten in einem ſolchen Hauſe unter guten Menſchen; wen ihr Strahl tödtete, den würdigten ſie ihrer Gemeinſchaft, und der Hohenprieſter ſelbſt flehte um den gnadenreichen Tod durch himmliſche Flammen. Traf der Blitz, ohne zu verzehren, ſo hatte Perkunas nur gewarnt, und der Oberprieſter theilte dem Volke die warnende Stimme mit. — Dem Donnergotte brannte heiliges, ewiges Feuer, an einem Schwefelquell in Romove's Hain entzündet, und durch trockenes Eichenholz unterhalten. Sterben mußte der Prieſter, durch deſſen Schuld es erloſch. Dann wurden heulend auf Felsſteinen Funken geſchlagen; und wenn der aufgehängte Zunder fing: ſo kroch die Prieſterſchar mit dem Oberprieſter an der Spitze, auf den Knien zu der Eiche, entzündete die heilige Flamme wieder und warf den Schuldigen hinein. — Dem furchtbaren Gotte zur Seite lächelte der freundliche Potrimpos, der Gott befruchtender Gewäſſer, ein mit Ähren bekränzter Jüngling, Kriegsglück und häuslichen Wohlſtand verleihend. Ihm dampfte Weihrauch in brennendes Wachs zerſtreut, unſchuldige Kinder zuckten unter dem Opfermeſſer. Das Blut von Menſchen und Thieren, die am Stamme der Eiche den Göttern zu Ehren ſtarben, wurde beſonders ihm zugeſpritzt und ausgegoſſen, weil das Blut befruchtet. In einem Topfe unter Garben wurde eine ihm heilige Schlange mit Milch genährt. Wenn die junge Mannſchaft zu Felde ziehend, eine Schlange erblickte, ſo rief ſie jauchzend: Glück auf! unſer Gott Potrimpos iſt mit uns! — Dem Segenſpender gegenüber ſtarrte aus hohlen Augen Pykullus, der Todtengott, ein bleicher Greis mit grauem Barte, ein Leichentuch um das Haupt gewunden. Der heiſchte Furcht, Liebe nicht: denn er ſandte ſeinen Diener, Drebkullis, den Erderſchütterer, unter die Menſchen, und befreundet war er mit Gittinen, der Todesgöttinn, der als Magd Mogila, die Quälerinn, ſich zugeſellte. Ihm wurde Fett angezündet. Menſchen- und Thierſchädel thürmten ſich vor ihm. So abgebildet und verehrt thronte in der Eiche die Dreieinigkeit der alten Preußen. Eine Wand von köſtlichen Tüchern, drei Schritte fern, ſieben Ellen hoch, an feſtlichen Tagen nur aufgerollt, umgab den Baum, Ungeweiheten das Heilige verhüllend. In weitem Kreiſe umher lagen die Prieſterwohnungen. — Dieſe Eiche ward von den Chriſten umgehauen und von ihrem Holze das Kloſter Dreifaltigkeit gebaut[26]).

Eine zweite, immer grünende Eiche ſtand in der Nähe des Städtchens Heiligenbeil, welches nach einer Sage ſeinen Namen daher erhalten, daß dem Chriſten, welcher bei ihrem Fällen den erſten Hieb auf ſie that,

21) *Plin.* H. N. VI, 44. 22) Arnkiel ausführliche Eröffnung. (Hamb. 1703. 4.) S. 175. Röſſig. S. 185. 23) Nicht von Rom, wie Manche träumen, ſondern von dem dichten Blätterdach der heiligen Eiche ſo genannt. Ruomat heißt dicht verwachſen. Unbeſtimmt bleibt Romove's Lage, ob in Preußen oder Litthauen. Hartknoch findet es in der Landſchaft Natangen, wo ſpäter das Kloſter Dreifaltigkeit erbauet wurde und die nahen Dörfer Rohmsdorf und Rykaioth (Geiſter) ſeyn ſollen. Litthauiſch Romove verſetzt man theils nach Kurland, theils am Zuſammenfluß der Dubiſſa und Memel. Hartknoch's Alt- und Neupreußen. Frankfurt, 1684. S. 116 ff. 24) Wenn Kranke wunderbar durch die heilige Eiche geneſen, Gebrechliche geſund wurden, ſo iſt's wohl der wiederholten Anſtrengung ihrer Glieder, die ſie zwiſchen den Äſten durchpreſſen mußten, und der Wallfahrt nach der Eiche — gleich unſern Badereiſen — zuzuſchreiben, als dem nachherigen Anſichtragen ihrer Blätter. 25) *Hartknoch*, Rer. Pruss. Diss. 6 u. 7. *Noel* Dictionaire I, p. 167.

26) So behauptet Mone in den Heidelberg. Jahrb. S. 490 gegen Vater in Sprache der Preußen. S. XXXIV.

das zurückſpringende Beil verwundete. Die Preußen wollen dieſes Beil an ſich gebracht und die Stadt Heiligenbeil genannt haben. — Eine dritte bei der Stadt Thorn an der Weichſel auf einem Hügel, die ſo groß und dicht war, daß die teutſchen Chriſten ſie zur Feſtung gebrauchten. — Die vierte war am Pregel bei der Stadt Welau. Ihre Größe wird von glaubwürdigen Augenzeugen faſt unglaublich angegeben. Denn ſie war innen hohl und ſo geräumig, daß ein Reiter ſich darin tummeln konnte, wie es auch zwei Grafen von Brandenburg wirklich gethan haben ſollen. Am Fuße war ſie 27 Ellen ſtark[27]). Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts iſt ſie vor Alter umgefallen, und ihr Verdorren wurde beſchleunigt, weil jeder Fremde, der ſie ſah, ſeinen Namen in die Rinde hauen ließ. Sie war nach ihrer Größe und Stärke und der Zeit ihres Umſturzes wohl ſechshundert Jahr alt, alſo im eilften Jahrhundert gepflanzt[28]). — Die oben Anmerk. 11. erwähnte Eiche in Heſſen befand ſich in einem Haine bei Hofgeismar. Sie ward von Bonifacius, dem Apoſtel der Thüringer und Heſſen 742 umgehauen und ihr Holz zum Bau einer chriſtlichen Kapelle benutzt. In der Gegend des Kloſters Alteiche an der Donau ſtanden ehemals zwei ungeheuer ſtarke Eichen, von dem König von Baiern, Bojus, geweiht, in deren Schatten er ſeine Opfer dargebracht haben ſoll. Außer den Eichen waren auch andere Bäume heilig: Ahorn, Wacholderbäume, Weißdorn, Haſelnuß- und Buchsbäume und Ulmen vorzüglich aber Linden. Eine ſolche ſtand bei dem Dorfe Schakaniden am Fluſſe Ruſſe, unter welcher zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Nachts von abergläubiſchen Preußen Opfer gebracht wurden. Auch Tannen, deren Zweige oben im Gipfel mit einander verwachſen waren, verehrte man als Wunderbäume. Noch im 17ten Jahrhundert wallfahrteten[29]) die Preußen aus Nadrouen und Schalauen, aus Lettland und Samayten zu einer ſo verwachſenen Tanne, hingen Tücher, Kleider, Geld an ihre Zweige und Gebrechliche krochen mühſam durch die zuſammengebogenen Äſte, warfen ihre Krücken weg und kehrten munter heim. In Jütland im Stifte Aaborg hatte Thor ſeinen Hain, genannt Thorslöff (Thorslaub). Hier ſtand ein heiliger Baum, welcher 1441 im Bauernaufruhr umgehauen wurde[30]).

Die alten Teutſchen feierten ihre Feſte, Opfer und Schmäuſe im Schatten heiliger Wälder und geweiheter Bäume, und ſuchten das Feierliche, welches die Natur ihnen ſchon gegeben, noch durch beſondern Schmuck, Kränze und Teppiche zu erhöhen. Solch heiliger Boden, wo ein heiliger Wald oder Baum grünte, durfte nicht gepflügt, in und auf ihm nicht gejagt werden, noch weniger ein Baum gefällt oder, außer von den Prieſtern, beſchnitten werden. Cäſar ſelbſt mußte zuerſt die Art an die Bäume eines geweiheten Haines bei Marſeille legen, welche er zu Kriegsmaſchinen benutzen wollte, ehe die beſtürzten Soldaten ihm beiſtanden[31]). Sie fürchteten, daß die an die heiligen Bäume gelegte Art auf ſie zurückſpringen möchte und ſie verwunden. Ob nicht auch nach gebrachtem Opfer und geſprochenem Gebete zu den Göttern, wie bei den Römern[32]), erlaubt geweſen, die allzu ſehr verwachſenen Äſte auszuhauen und Bäume zu fällen, welche leicht der Blitzſtrahl treffen konnte, finden wir nirgend bemerkt.

Im Dunkel dieſer Freiſtätten (Aſyle) für Verbrecher — wer in einem heiligen Hain floh oder vom Schatten eines geweiheten Baumes gedeckt wurde, war der Strafe entronnen — waren auch die Fahnen und Feldzeichen aufbewahrt[33]); vorzüglich die weißen Weisſagepferde in denſelben unterhalten. „Eigenthümlich hingegen, ſchreibt Tacitus[34]), iſt dem Volke, der Pferde Vorahnungen und Erinnerungen zu erforſchen. Auf öffentliche Koſten werden in ihren geweiheten Wäldern und Hainen weiße Pferde unterhalten, von keiner Arbeit jemals berührt. Dieſe, von dem heiligen Wagen gedrückt, begleiten der Prieſter, der König oder der Fürſt des Stats und beobachten ihr Wiehern und ihr Schnauben. Und keine Vorbedeutung findet größeres Vertrauen, nicht bloß bei der Menge, ſondern auch bei den Vornehmen, bei den Prieſtern. Denn ſich ſelbſt halten ſie für die Diener der Götter, jene für Vertraute.“ Über die wichtigſten Statsangelegenheiten entſchied das wiehernde oder ſchnaubende weiße Pferd, wie bei den Perſern, Stammverwandten der Teutſchen[35]). Darius Hyſtaspis ward nicht durch blinden Zufall, ſondern durch die der Sonne geweiheten weißen Pferde auf den Thron erhoben[36]). (*Dr. Schincke.*)

HAIN (Schöne Gartenkunſt). Nach Hirſchfeld's Beſtimmung entſpringt der Hain aus der Zuſammenſetzung mehrerer Gruppen von Bäumen, wenn deren Zahl bis auf einige Dreißig ſteigt. Er ſteht alſo mitten inne zwiſchen der Gruppe und dem Walde, von welchem letztern er ſich durch geringern Umfang und durch künſtlich, aber der Natur angemeſſen hervorgebrachte Schönheit der Anordnung und Begränzung unterſcheidet. Über den Gebrauch des Haines in der ſchönen Gartenkunſt ſ. dieſen Artikel. (*R.*)

HAIN, HAINEN (forſtwiſſenſch.). Im Allgemeinen bedeutet bekanntlich das Wort ein hochſtämmiges Laubholz von geringem Umfange, urſprünglich wie das lateiniſche lucus — ein Gehölz, das einen Tempel oder einen geheiligten Ort umgibt. Bei der Hackewaldwirthſchaft verſteht man jedoch darunter einen abgeholzten, zur Getreideſat bereiteten Schlag, wovon das Zeitwort Hai-

27) Eichen, deren Stamm 38 Klaftern Holz gaben, Breslau Samml. XVIII. S. 617. in deren Höhlung 18 Perſonen ſpeiſeten, Ebendaſ. VIII. S. 760. ſind nicht ſelten. 28) v. Burgsdorf Geſchichte der vorzüglichen Holzarten. Th. 2. Bd 1. S. 148 ff. 29) Ob das Wort: wallfahrten d. h. in den Wald fahren, nicht auf jene Zeiten ſieht, wo man in den Wäldern die Götter verehrte? 30) *Worm* Fastor. libr. I. c. 15. p. 55.

32) *Lucan.* Pharsal. III, 429. 32) *Cato* de R. R. c. 139. 33) Sie werden signa und effigies genannt. *Tacit.* Germ. VII, 3. Hist. IV, 22. ferarum imagines. Die Äſtyer halten einen Eber, (Germ. XLV, 4.) die Cimbern einen ehernen Stier, (*Plutarch.* Mar. c. 43.) in ſpätern Zeiten die Franken einen Löwen, die Gothen einen gekrönten Drachen u. ſ. w. 34) *Tacit.* Germ. X, 6. 35) *Herod.* I, 189. VII, 55. 36) *Justin.* hist. I, 10.

Digitized by Google

nen abſtammt, d. h. dieſen Schlag zur Beſamung mit Getreide zu bearbeiten. (*W. Pfeil.*)

HAIN, DREIEICHENHAIN, vor Alters HAHN (ſ. den Art.) Stadt im Landrathsbezirke Offenbach der heſſenſchen Prov. Starkenburg und zu der fürſtl. Iſenburgſchen Standesherrſchaft gehörig. Sie liegt anmuthig vor dem Dreieichenforſte, der ſeinen Namen von den herrlichen drei alten Eichen hat, die nach Langen zu ſtanden, zeigt Trümmer einer alten Burg oder eines Jagdſchloſſes, das Karl der Große erbauet haben ſoll, und beſitzt 1 Kirche, 1 Schule, 130 Häuſer und 1824. 713 Einw., die ſich von Ackerbau, Viehzucht und einigen bürgerlichen Gewerben und Märkten nähren. (*Pauli.*)

HAINA, ein Pfarrdorf im Amte Roſenthal der kurheſſenſchen Provinz Oberheſſen an einem Bache, welcher der Eder zufließt, und in waldigen Umgebungen, etwa 1 Meile von Frankenberg belegen. Es enthält die Gebäude des hohen Hospitals mit den Ökonomiegebäuden, 1 Kirche, woran ein reformirter Prediger ſteht, 1 Schule, 1 Förſterhaus, 1 Mühle, überhaupt 49 Häuſer und 359 Einwohner. Bis 1527 ſtand hier ein Ciſterzienſerkloſter, das Landgraf Philipp der Großmüthige ſäkulariſirte, die Gebäude in ein Hospital verwandelte und demſelben die beträchtlichen Einkünfte des Kloſters ließ. Bei der Theilung ſeiner Länder blieb es mit 3 andern vormaligen Klöſtern, jetzt Hospitälern, beiden Hauptlinien des Hauſes gemeinſchaftlich, ſo daß die Einkünfte gemeinſchaftlich verwaltet und die Präbendarienſtellen von beiden Häuſern nach einem gewiſſen Turnus beſetzt wurden. So blieb es bis zur weſtphalenſchen Beſitznahme der Kurländer: die weſtphalenſche Regirung traf 1811 mit der heſſenſchen eine Übereinkunft, nach welcher die bisherige Communion aufgehoben und Haina und Merrhauſen an Weſtphalen, Hohenheim aber an Heſſen überlaſſen wurden, und bei der Reſtauration des Kurhauſes wurde dieſer Rezeß aufrecht erhalten. Indeß ſtehen Haina ſowohl als Merrhauſen unter einer beſondern Adminiſtration und haben ihre beſondern Rentmeiſtereien, worüber die Regirungen, in deren Bezirke ſie liegen, die Oberaufſicht führen. Haina beſonders ſteht unter der von Marburg, und iſt nicht bloß Landeshospital für alte oder gebrechliche Mannsperſonen, ſondern auch Irrenhaus, und unterhält gewöhnlich zwiſchen 300 bis 400 Hospitaliten und Wahnſinnige; es iſt unter den vormaligen vier Sammt- oder Geſammthospitälern das reichſte.

(*G. Hassel.*)

HAINAN, wohl beſſer HAILAM oder das Land im Weſten, eine beträchtliche Inſel des ſchineſiſchen Reichs, zwiſchen dem ſchineſiſchen Meere und dem Golfe von Anam von 125° 50′ bis 128° 2′ L. und 18° 20′ bis 20° 3′ N. Br. belegen. Sie iſt durch eine etwa zwei Meilen breite Straße von der aus der Landſchaft Kanton hervorſpringenden Halbinſel Luitſcheu geſchieden, hat 33 Meilen Länge, 15 Breite, und in der Mitte anſehnliche Gebirge, die mit dichten Waldungen beſtanden ſind, der Überreſt wechſelt mit Hügeln und Savannen ab; der ſchmale Küſtenrand iſt mit Felſen und Korallenriffen umgeben, beſonders im Oſten, wo man nur mit Mühe landen kann. Dagegen findet man auf der Südküſte gute Baien, die während des nordöſtlichen Muſſuhn eine gute Zuflucht gewähren, dagegen, wenn der Muſſuhn aus S. W. weht, gemieden werden müſſen. Die nordweſtliche Küſte zeigt ſich niedrig und iſt mit Sandbänken umgeben. Der Boden gibt ſich im Ganzen ſteril, ſandig und nur in einigen Thälern fruchtbar. Das Klima iſt heiß mit 2 Jahreszeiten und 2 Muſſuhns; der Regen fällt in der naſſen Jahreszeit in Strömen herab: zwar wird die Hitze einiger Maßen durch die Seewinde abgekühlt, indeß bleibt ſie immer furchtbar. Orkane und Typhone wüthen längs den Küſten und in dem anſtoßenden Meere. Der vornehmſte Fluß iſt der Limu (Limu-kiang), welcher aus der Mitte der Inſel nach Norden ſtrömt und bei Kion-tscheu das Meer erreicht; doch gibt es noch viele geringere Flüſſe und Bäche, die den Boden tränken und die Bewäſſerung iſt hinreichend. Hauptprodukte ſind Reis, wovon man 2 Ernten gewinnt, und Pataten, die das Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes ausmachen und das für Hainan ſind, was die verwandte Kartoffel für Ireland iſt. Sonſt hat man wohl die nämlichen Erzeugniſſe, die das ſüdliche Schina hervorbringt; aber noch hat kein unterrichteter Reiſender uns die Fauna und Flora der Inſel geſchildert, und was die Miſſionarien davon aufführen, verdient kaum einer Erwähnung, da die ſchineſiſchen Quellen, aus welchen ſie ſchöpften, voll von Abſurditäten und Lügen ſind. Darin ſtimmen indeß die britiſchen Reiſenden mit ihnen überein, daß das Hausvieh, mit Ausnahme der Hunde, die in großer Menge von den Einwohnern gehalten werden, nicht zahlreich vorhanden ſei, es dagegen ſehr vieles Wild und wilde Vögel gebe und das die Küſten umgebende Meer von Fiſchen wimmele. Noch eines ſonderbaren Phänomens erwähnen die ſchineſiſchen Geographen: an der Nordküſte von Hainan oder in dem Kanal, der die Inſel vom Feſtlande trenne, komme Ebbe und Fluth, wie ſie ſich in den übrigen Gegenden des ſchineſiſchen Meers zeige, gar nicht vor, wohl aber ſtröme durch eine auffallende Bewegung der Fluß die erſten 15 Tage des Monats ſtets nach Oſten, und falle eben ſo lange wieder nach Weſten ab. Die Einwohner, deren Zahl nach den Briten ganz anſehnlich ſeyn ſoll (Angaben davon finden ſich nirgends), ſind in Geſtalt, Sitten und Lebensart im Ganzen ſo ziemlich den ſüdlichen Schineſen ähnlich, reden aber ein anderes Idiom, als in Kanton gebräuchlich iſt, ſcheinen auch von einer andern Raſſe abzuſtammen und von den Überwindern civiliſirt zu ſeyn. Die Miſſionarien verſichern auch, und die Briten treten dieſen bei, daß ſich in den Urgebirgen noch die Urraſſe unvermiſcht erhalte und unabhängig von der Gewalt der Schineſen nach ihren alten Sitten und Gebräuchen lebe: wahrſcheinlich ſind dieſe Urbewohner von dem nämlichen Stamme der Haraforen, der, ehe Malaien und Schineſen kamen, dieſe Inſel bevölkerte. Übrigens ſchildern die Briten den Charakter der Haineſen, mit welchen ſie in Berührung und Verkehr traten, als ſanft und gefällig, ſich nur durch eine ungemeine Neugierde auszeichnend: faſt überall, wohin ſie den Fuß ſetz-

Digitized by Google

ten, fanden ſie trotz des elenden und unfruchtbaren Bodens eine zahlreiche Bevölkerung, doch mehrere Weiber und Kinder, als Männer, da dieſe faſt ſämmtlich auf dem Meere ſich befanden: den Weibern lag trotz ihrer kleinen Füße, worauf ſie ſich nur mit Mühe bewegen konnten, die ganze Laſt des Hausweſens und des Ackerbaues ob. Die Männer ſind theils Fiſcher, theils Schiffer: jährlich gehen gegen 40 Handelsjunken nach Siam, 25 nach Südanam, 50 nach Nordanam und der Handel mit Schina ſelbſt iſt höchſt lebhaft. Hainan macht einen Theil des Guvernements Kanton aus, und ein Unterguvernör reſidirt in der Hauptſtadt der Inſel Kientſcheu-Fu am Buſen von Anam: dieſer Hafen und die übrigen an dieſem Buſen handeln vorzüglich mit Makao, Anam, Siam und ſeit neuern Zeiten auch mit Sincapur. Die Städte im Innern, deren die Inſel überhaupt 14 hat, ſind meiſtens mit unhaltbaren und verfallenen Mauern umgeben; überhaupt haben die Schineſen für die Vertheidigung der Inſel gar nichts gethan *). *(G. Hassel.)*

HAINAU, 1) ein Kreis des k. preuß. Regierungsbezirks Liegnitz in der Provinz Schleſien, vormals zum Fürſtenthume Liegnitz gehörig. Er gränzt im N. mit Lüben, im O. mit Liegnitz, im S. mit Schönau und Jauer, im W. mit Bunzlau und Löwenberg, iſt 8,70 □Meilen oder 187,095 preuß. Morgen groß, und enthält in 2 Städten, 104 Dörfern, 1 Kolonie und 7 Vorwerken 39 gottesdienſtliche, 98 andere öffentliche Gebäude, 6691 Privathäuſer, 224 Fabriken und Mühlen, 4490 Ställe und Scheunen, 42,117 Einwohner, worunter 2138 Katholiken und 70 Juden waren. Er reicht bis an die äußerſten Sudeten und hat viele Berge, worunter der Gröbitz einer der erhabenſten iſt, aber nur kleine Flüſſe, wie die Katzbach, die ſchmale Deichſel u. a.; der Boden gibt ſich mittelmäßig, am Gebirge ſteinig, doch kann man bei guten Jahren wohl 4½ Körner rechnen. Die Waldung iſt hinreichend, der bedeutendſte Forſt der Haynwald. Getreide, Flachs und Kartoffeln ſind die vornehmſten Produkte; Obſt iſt wenig vorhanden, am Gebirge gedeihen bloß ſaure Kirſchen. Der Viehſtand betrug 1821. 2582 Pferde und Füllen, 12,766 Stück Rindvieh, 51,821 Schafe, worunter 4946 ganz und 26,012 halb veredelt waren, 1024 Ziegen und 318 Schweine. Die Hauptmanufaktur iſt die Tuchweberei, die ſonſt zu und um Goldberg gegen 12,000 Einwohner beſchäftigte, in neuern Zeiten aber in Stockung gerathen iſt: außer Goldberg befanden ſich 1819 im Kreiſe 253 Stühle in Wolle und Halbwolle, 28 in Leinwand, 2 in Strümpfen und 2 in Band, als Nebenbeſchäftigung wurden 18 Stühle in Leinwand betrieben. Waſſermühlen waren 65 mit 93 Gängen, Windmühlen 26, Ölmühlen 6, Walkmühlen 7, Sägemühlen 5, Glashütten 1, Ziegeleien 3, Kalkbrennereien 5 vorhanden. — 2) Kreisſtadt des vorgedachten Kreiſes an der ſchmalen Deichſel. Sie iſt ummauert, hat 2 lutherſche, 1 katholiſche Kirche, 1 Hoſpital, 14 andre öffentliche Gebäude, 342 Privatwohnhäuſer, 53 Fabriken und Mühlen, 89 Ställe und Scheunen und 2798 Einwohner, worunter 396 Katholiken und 28 Juden, welche ſich theils von Ackerbau und Viehzucht, theils von Tuch- und Leinweberei nähren, auch Krämerei und Jahrmärkte unterhalten. Nahe bei der Stadt an dem Hopfenberge iſt ein Blauſteinbruch, der Grund- und Mauerſteine liefert. Vor Alters hieß der Ort das kleingethürmte Hain, und war ſo bedeutend, daß die Fürſten hier Turniere veranſtalteten. 1763 erlitt es den letzten großen Brandſchaden. *(Krug u. Mützel.)*

HAINAU (Gefecht von). Nach dem Abbrechen der Schlacht bei Bautzen (am 20. und 21. Mai 1813) ſetzte das preußiſch-ruſſiſche Heer den allgemeinen Rückzug nach der Oder fort, um den heraneilenden Reſerven näher zu ſeyn, den Feind nach ſich in Schleſien hinein zu ziehn, ihn mit den Hinderniſſen eines patriotiſchen Landſturms zu umgeben, während General Bülow gegen ſeine linke Flanke, ein Partiſanenſchwarm unter Lützow, Colomb, Kaiſarof, Emanuel, Prinz Biron und Czernitſchef in ſeinem Rücken vordränge. Es war die Idee, von der Katzbach aus, ſtatt nach Breslau, ſich nach Schweidnitz zu wenden, dort eine feſte Stellung in Verbindung mit der wieder aufgeräumten Feſtung zu beziehen, und nach Ankunft des Corps von Sacken aufs Neue zum Angriffe überzugehen. Hainau, kleine Stadt am Schwarzwaſſer zwiſchen Bunzlau und Liegnitz, am Auslaufe des Gebirgs in die Ebene von Niederſchleſien, war der Punkt, wo die Armee die Schwenkung ſüdwärts beginnen ſollte; es kam darauf an, hier den Feind aufzuhalten und ihm die neue Direction des Marſches zu verbergen, um einige Tage Zeit zum Vollenden der Verſchanzungen des feſten Lagers bei Schweidnitz, auch zum ungeſtörten Hineinführen der Armee in daſſelbe zu gewinnen. Bei der Schwenkung gegen Schweidnitz mußte der linke Flügel des Heeres den Drehpunkt machen, der rechte Flügel den Augen des Feindes möglichſt entzogen werden; weßhalb dieſer am 26. Mai in drei Colonnen nach Liegnitz abzog, jener bei Goldberg ſtehen blieb. Der General Blücher übernahm für dieſen Tag den Befehl der Arrieregarde des rechten Flügels und traf folgende Anordnungen zum Aufhalten des Feindes.

Drei Bataillone, zwölf Schwadronen (Oberſt Mutius) als Arrieregarde vor Hainau. Beim Erſcheinen des Feindes Rückzug auf Pohlsdorf, dort Aufnahme durch die Brigade Zieten. Zwanzig Schwadronen mit drei reitenden Batterien (Oberſt Dolfs) in verdeckter Stellung hinter einer Höhe zwiſchen Baudmannsdorf und Schellendorf. Beim Eintritte des Feindes in die Ebene gegen Pohlsdorf und Panthenau Überfall deſſelben auf ein Signal durch Anzünden der Windmühle bei Baudmannsdorf. Die feindliche Avantgarde (5tes Corps, Lauriſton) erſchien mit ihrer Spitze (Diviſion Maiſon) erſt Nachmittags gegen 3 Uhr vor Hainau; ſie rückte ungewöhnlich langſam, doch ohne die nöthigen Seitenpatrouillen in die Ebene, und war kaum

*) Nach dem weimarſchen Handbuche XV. S. 198 — 200, wo die neuere britiſche Reiſe bereits benutzt iſt, und dem Quaterly oriental Magazine. Calcutta 1826 Juin.

Digitized by Google

über Michelsdorf hinaus, als das Signal (entweder zufällig zu früh oder abſichtlich, weil das Verſteck entdeckt war) aufloderte. Die Cavallerie bei Baudmannsdorf, in 3 Treffen formirt, trabte raſch vor; ſie hatte faſt eine Viertelmeile zurück zu legen, und es war zu beſorgen, daß der Feind die Dörfer erreiche. Ohne die Artillerie zu erwarten, die der ſchnellen Bewegung nicht hatte folgen können, ſtürzte der Oberſt Dolfs mit dem leichten Gardecavallerieregimente auf die vorderſte Infanterie, hieben die ſchleſiſchen Küraſſiere gleichzeitig in die nebenſtehende Maſſe ein, umging, während dieſes Angriffs, das oſtpreußiſche Küraſſierregiment Michelsdorf und zerſprengte die Colonnen zwiſchen dieſem Dorfe und Hainau. Acht feindliche Bataillone, 18 Geſchütze waren dem Angriffe Preis gegeben; jene formirten ſich in 4 Quarré's, die ſämmtlich geſprengt wurden; ein Theil der Artillerie feuerte fruchtlos mit Kartätſchen den Angreifern entgegen: eine Abtheilung feindlicher Cavallerie verſchwand ohne Gefecht vom Wahlplatze. In einer Viertelſtunde war Alles entſchieden, eine große Anzahl (2000?) von Feinden niedergehauen, deren 3 — 400 gefangen, der Reſt nach Michelsdorf und Hainau verſprengt, die Artillerie genommen, von der jedoch aus Mangel an Beſpannung nur 11 Geſchütze zurück gebracht werden konnten. Kaum blieb dem 3ten Treffen und der Cavallerie des Oberſten Mutius Zeit zur Theilnahme an dieſem Kampfe. Die preußiſche Artillerie hielt die feindlichen Colonnen im Zaum, welche rechts von Hainau vorzudringen verſuchten. Dieß glänzende Gefecht koſtete der Cavallerie nur 70 Mann an Todten und Verwundeten, doch unter dieſen 16 Offiziere und ihren würdigen Führer, den Oberſten Dolfs, der ſeine ſchöne Laufbahn hier mit dem Beweiſe ſchloß, daß Seydlitzens Geiſt nicht aus der preußiſchen Cavallerie gewichen und nur ein Führer gleich ihm vonnöthen ſei, um die Reiterthaten des 7jährigen Kriegs zu erneuern. *(Benicken.)*

Hainbalken, ſ. Hahnenbalken, S. 191 dieſ. Bdes.

Hainbuche, ſ. Hagebuche, S. 149 dieſ. Bdes.

Hainbüche, ſ. Carpinus betulus, Bd XIV. S. 213.

Hainbuchenholz, ſ. Hagebuchenholz, S. 149 dieſes Bandes.

HAINDORF, 1) Dorf im Viertel ob dem Mannhartsberge des Landes unter der Ens, am Kamp, öſtlich von Langenlois, zur Herrſchaft Haindorf der gräflichen grundemann'ſchen (früher der gräflich rappach'ſchen und noch früher der hamberg'ſchen Familie) gehörig, mit 2 Schlöſſern, 56 Häuſern, einer großen und ſchönen Gartenanlage. 2) Gut und Pfarrdorf im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Ens, zur Herrſchaft Mitterau gehörig, mit einem Schloß und 25 Häuſern. Das Patronatsrecht hat das Stift Göttweig. Das Landgericht übt die Herrſchaft Haindorf aus. *(Rumy.)*

HAINE, ein Flüßchen in der niederländiſchen Prov. Hennegau, welcher es den Namen gibt (Haine- oder Hennegau, Henegouwen) entſpringt bei Bingen und Ardeslies, nimmt bei Jemappes die Trouille auf, wird durch 10 Schleuſen ſchiffbar, und fällt bei Conde in die Schelde. *(van Kampen.)*

HAINERSREUTH, ein Marktflecken von 162 Seelen und Herrſchaftsgericht des Freih. v. Lerchenfeld im Landgerichte Stadtſteinach des königl. baierſchen Obermainkreiſes, welches mit allen Gütern nach dem Tode des letzten Grafen v. Voit zu Frauſtadt dem State heimfiel, und dem Freih. v. Lerchenfeld vom Könige Max Joſeph in Baiern zur Belohnung ſeiner Verdienſte um das Finanzminiſterium geſchenkt wurde. *(Jäck.)*

HAINES (Joseph), bekannt unter dem Namen Count Haines, ein engländiſcher Schauſpieler von ausgezeichnetem komiſchen Talent. Wann und wo er geboren, iſt nicht mit Sicherheit anzugeben, indeſſen wiſſen wir, daß er ſeine Laufbahn in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts begann und aus einer guten und bemittelten Familie ſtammte. Schon auf der Schule und ſpäterhin auf der Univerſität zu Oxford machte er ſich durch ſeinen glänzenden Witz und durch die natürliche Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes bemerkt. Dieſe Eigenſchaften und nicht minder ſeine tüchtigen Kenntniſſe empfahlen ihn dem Sir Joſeph Williamſon, welcher in der Folge als bevollmächtigter Miniſter zu den Friedensunterhandlungen nach Ryswick abgeſandt wurde und Haines als ſeinen lateiniſchen Sekretär mit ſich nahm. Aber dieſem fehlte das diplomatiſche Talent des Schweigens und er mußte daher von ſeinem Poſten entfernt werden. Williamſon entließ ihn mit Empfehlungen nach Cambridge, aber eine Schauſpielergeſellſchaft, welcher er in Stourbridge begegnete, führte ihn von ſeinen akademiſchen Planen auf die Bühne, wohin ſein natürlicher Beruf ihn auch wohl beſtimmt hatte. Er entwickelte hier ſo ſchnell ſeine theatraliſchen Fähigkeiten, daß er in kurzer Zeit zu der Bühne von Drury Lane berufen wurde, auf welcher er eben ſo ſehr als Künſtler glänzte, wie er ſich in den Kreiſen der beſten Geſellſchaft London's durch den geiſtreichen Ton ſeines Scherzes und Witzes empfahl. Die Annehmlichkeit ſeines Umganges wurde durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung ſehr erhöht; denn er ſprach franzöſiſch und italieniſch, wie ein Eingeborner, und von der Akademie hatte er die Kenntniß der todten Sprachen des klaſſiſchen Alterthums mitgebracht. Ein vornehmer Statsmann, welcher als Geſandter nach Frankreich geſchickt wurde, entführte Haines wieder von der Bühne. Dieſer ſpielte auf dem Feſtlande eine glänzende Rolle in der großen Welt, wurde in den Grafenſtand erhoben, ließ ſich aber durch dieſen Titel nicht abhalten, die Bühne wieder zu betreten, nachdem er in ſein Vaterland zurück gekehrt war. Er ſtarb den 4ten April 1701. Es iſt merkwürdig, daß ein Mann, wie Haines, deſſen Spiel auf der Bühne und deſſen Geſpräch im Leben von Witz und Laune ſprudelten, in ſeinem einzigen ſchriftſtelleriſchen Verſuche keine Ader dieſer ſeiner natürlichen Geiſtesgaben bewahrt hat, nämlich in dem Schauſpiele: The fatal Mistake. Lond. 1692. 4. Auch bezweifeln Einige, daß es von ihm herrühre. Die engländiſchen Anekdotenſammlungen ſind reich an

Digitized by Google

witzigen und drolligen Einfällen, welche Haines's Namen tragen *). (*R.*)

HAINFELD oder HEINFELDEN, ein kleiner, aber hübſcher Marktflecken im Viertel ob dem Wiener Walde des Landes unter der Ens, in der Ramsau, am Friesbach, mit einer Pfarre und 94 Häuſern. Die Einwohner treiben einen nicht unerheblichen Handel mit Holz, Holzkohlen, Wagnerarbeiten, Brettern und andern Holzwaaren nach Wien und andern Gegenden. Im Orte ſelbſt iſt ein Eiſenhammerwerk; außer demſelben ein zweites, welches aus einem Großeiſenzeug-Schmiedehammer mit vier Hämmern (nämlich 2 Schweiß-, einem Zuſammenſchieb- und einem Streckhammer), einem Schleif-, Bohr- und Polierwerke beſteht, und eine Gewehrfabrik. (*Rumy.*)

Hainleite, ſ. Haynleite.

Hainrecht, ſ. Besthaupt, Bd IX. S. 309 folgg.

HAINSBACH, HAINSPACH, HANSPACH, böhmiſch Onsspoch, Marktflecken in Böhmen, im Leitmeritzer Kreiſe, mit einem Schloſſe, einer Dechantkirche, gegen 60 Häuſer, mit einem Spital, einem Brauhauſe und ſtarker Leinweberei. (*Rumy.*)

Hainsburg, ſ. Haynsburg.

HAINSTADT, altes und großes kathol. Pfarrdorf mit 1031 Einw. im großherz. badenſchen Bezirksamte Buchen, ¼ teutſche M. oder faſt ¾ St. nördlich von der Amtſtadt Buchen, und 1 St. oder ½ teutſche M. ſüdl. von Walldürn, in einem angenehmen Wieſenthale links von der Poſtſtraße von Heidelberg nach Würzburg. Es gehöret zur Hälfte einer Seits dem ſtandesherrlichen Fürſten von Leiningen, anderer Seits dem grundherrlichen Hauſe Rüdt von Collenberg Eberſtatter Linie, und hat ſehr beträchtliche Waldungen, hauptſächlich von Eichen- und Buchenholz, einen bedeutenden Holz- und Kohlenhandel, guten Ackerbau, und eine blühende Viehzucht. Ehemals hatte es auch einen merkwürdig großen Verkehr mit Abſätzen für Frauenzimmerſchuhen, die hier in zahlloſer Menge unter dem Namen Stöcklein verfertigt wurden.

Der Ort iſt von hohem Alter, und lag im oſtfränkiſchen Gaue Wingartheiba. Er blühete ſchon im 8ten chriſtlichen Jahrh. in Ackerbau, in Wieſen- und Waldnutzung, wie die reichen Schenkungen beweiſen, welche daſige fromme Güterbeſitzer, Rupert, Reginfrid, Manolt in dieſem, und Goteſthin im Anfange des 9ten Jahrhunderts dem Kloſter Lorſch an der Bergſtraße gemacht haben [1]). Schon in dieſen uralten Zeiten ſetzte der Ort Mühlen in Bewegung, von welchen Reginfrid eine im J. 777 dem gedachten Kloſter Lorſch ſchenkte [2]). Er hieß damals ſchon Heinſtatt und Heinſtetten, und hat ſeinen Namen wahrſcheinlich von dem Fluſſe Heinbach, deſſen aus dem Jahre 775 in dieſen Gegenden urkundlich gedacht wird [3]), und der ſich heute unter dem Namen der Morrn von Buchen nach Amorbach hin ergießt. In den folgenden Zeiten erſcheint Hainſtadt als eine gauerbſchaftliche Beſitzung vieler adeligen Häuſer, von denen die Rüdt von Bödigheim, die Herren von Berlichingen, von Adelsheim, und von Hedersdorf die berühmteſten ſind. Durch das Abſterben der alten Freiherren von Düren, welche den adelsheimſchen Antheil, und der Echter von Mespelbrunn, welche den hedersdorfſchen, nachher wichſenſteinſchen Antheil an ſich gebracht hatten, fiel das Meiſte an die Lehenhöfe in Mainz und in Würzburg zurück, welche darauf im J. 1684 einen Tauſch mit einander trafen, ſo daß ſeit dieſer Zeit das Hochſtift Würzburg und das Haus Rüdt von Collenberg die alleinigen Gauerben des Ortes bis zu den neueſten großen Statsveränderungen geblieben waren [4]). (*Leger.*)

HAINZEICHEN, gewiſſe Zeichen, womit im Siegenſchen die Hüttengewerken die ihnen durch das Loos zugefallenen Eiſenſteinhaufen auf der Grube bezeichnen. (*A. Schmidt.*)

HAINZELMANN (Elias und Johann), Gebrüder, aus Augsburg gebürtig, wo ihr Vater ein Schulmeiſter war, arbeiteten als Kupferſtecher in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Sie erlernten ihre Kunſt in ihrer Vaterſtadt, bildeten ſich aber in der Folge, nachdem ſie ſich in Paris niedergelaſſen hatten, unter Franz Poilly in deſſen bekannter Manier aus, und lieferten viele hiſtoriſche Blätter und Bildniſſe nach franzöſiſchen und italieniſchen Meiſtern. Einiges auch nach eigenen Zeichnungen. Johann, ein Jahr jünger als Elias verließ Paris, nachdem er dort Witwer geworden war und ging nach Berlin, wo er als Hofkupferſtecher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geſtorben iſt. Seine Blätter werden wegen richtigerer Zeichnung denen ſeines Bruders vorgezogen, und er ſtach ſeine Porträte oft nach eignen Zeichnungen. Ihre Manier iſt aber dieſelbe und gibt ihren Lehrer Poilly zu erkennen. Elias, 1640 geboren, ſtarb 1693 *). (*R.*)

HAIR, eine Sandwüſte in der Sahara von Afrika, die auf den Karten auch Hahirah oder Ahir heißt und ſich im S. O. von Agably ausbreitet, aber ſo viel wie bekannt iſt, keine bewohnten Oaſen hat. (*H.*)

HAIRETI, ein ſehr ausgezeichneter türkiſcher Dichter, war gebürtig aus Wardarienidſche (dem alten Pella) und ſtarb im J. 941 d. Hegira (1535 n. Ch. G.). Durch eine ſeiner Oden hatte er ſich die Gunſt des Weſir Ibrahim Paſcha erworben, ſo daß ihn dieſer

*) *Baker's* Biogr. dram.

1) *Rupertus* in donatione facta IIII. non. Octobr. an. X. Karoli reg. in Cod. Lauresh. diplomat. Nro. MMDCCCII. *Reginfrid* in donat. fact. VIII. kalend. Novembr. an. X Karoli reg. in eod. Cod. Nro. MMDCCCXLIV; *idem Reginfrid* in donat. fact. II. id. Octobr. an. XXVII. Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCXLIII. *Manolt.* in donat. fact. IIII. id. Januar. an. XXIV. regni Karoli regis, ibid. Nro. MMDCCCCII. *Gotesthin* in donat. fact. XVI. kalend. Novembr. an. XLV. Karoli imperatoris ibid. Nro. MMDCCCI. 2) *Reginfrid* l. c. Nro. MMDCCCXLIV. 3) *Wieland et conjux Sissa* in donat. fact. IIII. non. Julii an. regni Karoli regis VII.; in eod. Cod. Nro. MMDCCCCIV. 4) Bundſchuh im geograph. Lexikon von Franken, Bd 2. S. 475 — 476, und Kolb im geograph. Lexikon von Baden. Bd 2. S. 3 — 4.

*) S. Baſan, Bartſch, die Kataloge von Winkler und Brandes und Füßli's Künſtlerlexikon. Biogr. univ.

Digitized by Google

reichlich beſchenken wollte. Inzwiſchen wurde dieſer Entſchluß durch die Angabe eines andern Dichters Chiali, eines Landsmannes und Freundes von Haireti, wankend gemacht, daß der beliebte Sänger allen Ämtern und Belohnungen entſage, um frei und ungezwungen leben zu können. Um jedoch ſeine Theilnahme zu beweiſen, machte ihm der Weſir ein Geſchenk von geringem Werthe, welches aber von Haireti, der ſich dadurch beleidigt fühlte, ausgeſchlagen wurde. Der Dichter war vom Glück nicht mit Reichthum geſegnet, ſondern lebte in Dürftigkeit und ſahe ſich, um nicht umzukommen, wiederholt in die Nothwendigkeit verſetzt, bei verſchiedenen Leuten Dienſte zu nehmen. Zuletzt hatte er noch das Unglück, gänzlich zu erblinden. In dieſem traurigen Zuſtande war die Dichtkunſt ſein einziger Troſt. Sein Tod erfolgte in Folge ſeines Schmerzes über einen muthwilligen Streich, den man ihm geſpielt hatte. Als er in ſeiner Blindheit den Wunſch geäußert, ſeiner Geliebten zum letzten Male die Hand zu küſſen, brachte man ihm einen häßlichen Bauer und lachte ihn aus, als er dieſem zärtlich die Hand küßte. Der arme Blinde war über dieſe Spötterei ſo empört, daß er Gott inbrünſtig um den Tod bat; ſein Wunſch ward ihm wirklich noch in derſelben Woche gewährt. Seine dichteriſche Muſe zeichnet ſich durch überraſchende und angenehme Wendungen, durch gute und witzige Einfälle aus, wie z. B. ſchon ſein kurzes Gedicht über ſeine Blindheit lehren kann. Es lautet alſo:

Dein offnes Auge, Haireti! ſah der Welt großes Elend zu ſehr,
Drum haſt du's zugedrückt, haſt ihr entſagt.
Ein andächtiger Derwiſch biſt du worden nun:
Nimmer ſieht dein blinzelndes Auge das Weiße, nimmer das Schwarze der Welt.

Noch mehr gilt dieß von ſeinen erotiſchen Poeſien, z. B. dem folgenden:

O du, der mich Bettler ſchilt, reicher, glücklicher Menſch!
Bin ich nicht ein Mann, beſitze ich nicht eine Seele?
Gehörte dir die ganze Welt, — doch wäre ich reicher,
Mir iſt mehr als die ganze Welt der Beſitz der Geliebten.

Sein Divan oder ſeine Sammlung von Gedichten iſt ſehr geachtet und wird zum Wahrſagen (ſ. den Art. Isticliare) benutzt*). (*A. G. Hoffmann.*)

HAIRONVILLE, Dorf in dem Bez. Bar le Duc des franz. Dep. Maas an der Saur, nur etwas über 1 Meile von Bar, hat 540 Einw. und iſt durch ſeine Eiſenwerke bekannt, die in 1 Hochofen, 1 großen Hammer, 1 Eiſengießerei und 1 Stahlofen beſtehen: es werden alle Arten von groben Waaren fabrizirt, auch Stück- und Haubitzkugeln gegoſſen. (*G. Hassel.*)

HAITERBACH, ein Städtchen im Königreiche Würtemberg, im Oberamte Nagold, im Schwarzwaldkreiſe, mit 1665 evang. Einwohnern. In ältern Zeiten gehörte es den Grafen von Hohenberg und wurde von dieſen im J. 1363 mit andern Beſitzungen an Würtemberg verkauft. 1807 brannte es größten Theils ab. (*Memminger.*)

HAITHEM (هَيْثَم), nach der in Teutſchland gewöhnlichen Pronunciation Haidsem, bezeichnet in ſeiner appellativen Bedeutung das Junge eines Adlers oder Geiers, aber auch einen röthlichen Sandhügel, wird auch eben ſo oft als nomen proprium gebraucht und findet ſich daher in vielen arabiſchen Namen. Hieher gehört z. B. Haithem ben Dſchemil Abu Sahal aus Bagdad, welcher im J. 104 d. H. ſtarb und in dem Rufe eines der treueſten Überlieferer ſtand*). Mehrere Gelehrte und Schriftſteller dieſes Namens findet man unter Ibn Haithem verzeichnet. (*A. G. Hoffmann.*)

Haithemah, ſ. Nessai.

Haithemi, ſ. Ibn Hadschar.

Haithon, ſ. Haython.

Haito, ſ. Haython.

HAITSMA (Agge), ſtudirte zu Franecker, vertheidigte den 8. December 1744 daſelbſt ſeine Disputation de aulaeo adyti tabernaculi levitici, war nachher Prediger im Dorfe Wier in Friesland, gab eine neue Überſetzung und Auslegung der dunkelſten Stellen des erſten Buch Moſes unter der Aufſchrift heraus: Aggei Haitsma Curae philologico-exegeticae in Genesin, sive explicationes difficiliorum per omnia fere capita locorum, quibus nova, aut uberior, ex ditione orientali, Hebraeae linguae affini, nec non ope vocum e compositis ad simplices deductarum, suisque originibus restitutarum, lux affunditur. Franecker. 1753. 4. Man trifft darin alle Mängel der Schultens'ſchen Auslegungsart in reichem Maße an, aber Schultens's ausnehmende Stärke in der hebräiſchen und arabiſchen, wie auch griechiſchen und lateiniſchen Sprache vermißt man gar ſehr. Doktor Hebenſtreit in Leipzig ſchrieb 4 Programme dagegen. (*Rotermund.*)

HAITZE (Pierre Joseph de), bekannter unter dem Namen Hache, ſtammte aus einer alten bearnſchen Familie und war um 1648 zu Cavaillon geboren. Er richtete ſeine Studien vorzüglich auf die Geſchichte der Provence und hat ſich einige Verdienſte um die Erläuterung einzelner Punkte derſelben erworben. Er war indeſſen wenig gründlich und umfaſſend in ſeiner Gelehrſamkeit, dagegen ein ſehr anmaßender Kritiker, wie z. B. gegen den ihm weit überlegenen Galaup de Chasteuil[1]). Sein Tod fällt in das Jahr 1736. Wir nennen als die wichtigſten unter ſeinen zahlreichen kleinen Schriften: Les Curiosités les plus remarquables de la ville d'Aix, 1679. 8. Les Moines empruntés, où l'on rend à leur véritable état les grands hom-

*) Latifi oder biograph. Nachrichten von vorzüglichen türk. Dichtern aus dem Türk. überſ. von Thom. Chabert. S. 141—44. vergl. Joſ. v. Hammer Geſch. der Liter. der Osmanen S. 1183.

*) d'Herbelot u. d. W. Haithem; vergl. auch Encykl. unter d. Art. Hadith, oben S. 94 dieſ. Bandes.

1) In *Haitze's* Lettres critiques de Sextius le Salien à Euxénus le Marseillois 1702. Dagegen gab der Angegriffene heraus: Réflexions sur les Lettres etc. Cologne 1702. (Unter dem Namen *Remerville de St. Quentin.*)

Digitized by Google

mes qu'on a voulu faire moines après leur mort. (Unter dem Namen Pierre Joseph) Cologne (Rouen) 1696. II. 12. Dieſes Buch erregte einen großen Lärm bei ſeiner Erſcheinung und rief mehrere Streitſchriften hervor. — Nicht damit zu verwechſeln iſt ein Pendant: Les Moines travestis. 1698. II. 12. (Unter demſelben Namen). — Dissertations sur divers points de l'Histoire de Provence. Anvers (Aix) 1704. 12. Dazu ſind die Berichtigungen des Galaup de Chasteuil zu vergleichen, in der Apologie des anciens historiens et des troubadours provençaux. — Esprit du cérémonial d'Aix en la célébration de la Fête-Dieu. (Unter dem Namen Pierre Joseph). Aix 1708. 12. Auch wiederholt [2]). — Histoire de Saint-Benezet, entrepreneur du pont d'Avignon. (Unter dem Namen Magne Agricole). Aix, 1708. 11. — Dissertation sur l'état chronologique et héraldique de l'illustre et singulier consulat de la ville d'Aix. Aix, 1726. 12. — Vie de Michel Nostradamus. Aix, 1711. 12.

Mehreres iſt Manuſkript geblieben, z. B. die Histoire de la ville d'Aix, von welcher Moreri ſagt, ſie ſei in 4. gedruckt aber nicht ausgegeben worden. Ferner: eine Histoire littéraire de Provence und eine Biblioth. des auteurs de Provence [3]). (*R.*)

Haiuki, ſ. Mekki.

Haivan, ſ. die Artikel Demiri, Dschahed und Mensle al Haivan.

HAIYKAN, ein Bezirk der Provinz Buhawulpur des Afghanenreichs, der am weſtlichen Ufer des Sind ſich herunter erſtreckt, und fruchtbar genug ſeyn würde, wenn er unter einer ordentlichen Regierung ſtände. So wird er von Afghanen und Dſchaten bewohnt, wovon die erſtern die berüchtigſten Räuber ſind. Die Hauptſtadt Haiykan-Kaſchekey liegt 29° 9′ N. Br. 87° 39′ L. am Sind und hat 1 Zollhaus. (*G. Hassel.*)

HAIYPUR, 1) die Hauptſtadt des bengaleníſchen Diſtrikts Tirhut N. Br. 25° 41′ L. 102° 55′ am Ganges, wo ſich der Gunduk einmündet. Sie iſt gut gebauet, hat 1 hinduſches Seminar und zählt gegen 15,000 Einw., die mit Opium und andern Landeserzeugniſſen handeln, und jährlich im November einen großen Roß- und Viehmarkt halten, auf welchem 1807 6000 Pferde verkauft wurden. Die Stadt iſt von Ilias Haiy, dem zweiten unabhängigen mongoliſchen Könige von Bengalen, 1350 angelegt und nach damaliger Sitte befeſtigt, wie ſie denn 1574 dem Kaiſer Akbar, als er Bengalen angriff, einen hartnäckigen Widerſtand leiſtete. Seitdem ſind indeß die Feſtungswerke verfallen. 2) Eine Stadt in der Prov. Lahore, den Seiks gehörig 25° 41′ N. Br. 102° 55′ L. (*G. Hassel.*)

HAJAGRIVA (Kanagakschen, Raxiaxa, Seremiaxen, Sankasoor), in der mythiſchen Geſchichte der Indier ein Dämon oder Rieſe, der, als ſich Brama am Ende des 6ten großen göttlichen Zeitalters zur Ruhe begeben hatte, die Veda's demſelben raubte und verſchlang. Nun verdarb das Menſchengeſchlecht und Wiſchnu beſchloß die Vernichtung desſelben durch eine große Flut, von der nur der fromme Satjavrata, König von Dravira, aus dem Geſchlechte der Kinder der Sonne, gerettet werden ſollte. Er erſchien ihm in Geſtalt eines ſehr kleinen Fiſches, der aber ſchnell immer größer wurde, ſo daß zuletzt nur das Meer ihn faſſen konnte. Da erkannte der fromme König in ihm den Herrn und Erhalter des Weltalls und bat, ihm zu ſagen, warum er in dieſer Geſtalt ihm erſcheine. Wiſchnu erklärte ihm nun, daß nach 7 Tagen alles Sterbliche im Waſſer umkommen werde. Aber um ihn und die 7 Altväter zu retten, wollte er ihm ein Schiff ſenden, in das er von jeder Thiergattung ein Paar nebſt den nöthigen Nahrungsmitteln und Samenkörnern aufnehmen ſolle. Er ſelbſt wolle als Fiſch es ſchützend begleiten und lenken, wenn er vermittels der ungeheuern Schlange, die ihm erſcheinen würde, den Maſt des Fahrzeuges an ſein Horn befeſtigte. Während der Fahrt erklärte Wiſchnu den Geretteten die heiligen Geheimniſſe der Religion und als die Flut zu Ende war, tödtete er den Hajagriva, der ſich in die Tiefe des Meeres begeben hatte, riß ihm mit dem Horne den Bauch auf, nahm die verſchlungenen Veda's heraus und gab ſie dem Brama zurück. Es endete ſo das erſte Weltalter und das zweite begann. Satjavrata aber wurde von Wiſchnu zum ſiebenten Menu beſtellt; der Gott aber erhielt in dieſer Verkörperung den Namen Matſchia-Mataram oder Matja-Avatar. Dieſe indiſche Sage von der Sündflut findet ſich im 8ten Buche des Bhagawata, und noch umſtändlicher im erſten Purana, wo ſie in einem Gedichte, das aus 14,000 Stanzen beſteht, erzählt wird. (*J. A. L. Richter.*)

Hajateliten, ſ. Heiateliten.

HAJDUCKEN- oder HAYDUCKEN-DISTRICT, ungarnſch Hajdú Városok' Kerülete, heißen 6 Marktflecken in Oberungarn, die von der Szaboltſcher und Biharer Geſpanſchaft umgeben und jenſeits der Theiß belegen ſind: ſie beſitzen eigene Privilegien und eine eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Namen ſind: Vámos-Percs (ſpr. Wámoſch Pertſch), Hatház-Böszörmény (ſpr. Hathás Böſſörmenj), Dorog, Polgár, Nánas (ſpr. Nánaſch), Szoboszló (ſpr. Soboßló), wozu noch außerdem vier Prädien gehören. Im gemeinen Leben nennt man ſie Hayduckenſtädte, ob ſie gleich nichts weiter als Marktflecken ſind. Das Gebiet derſelben iſt $17\frac{8}{10}$ QM. groß und durchaus eben, reich an Getreide, Tabak und Vieh. Die Zahl der Einwohner beträgt über 47,000, zu $\frac{1}{6}$ Katholiken und zu $\frac{5}{6}$ Reformirten, aber der Abſtammung nach größten Theils Magyaren [1]), wor-

2) Vgl. Supplément au Journal des Savans in demſelben Jahre und Explication des Cérémonies de la Fête-Dieu en Provence. Aix 1777. 12. (von *G. S. Grégoire*). 3) Biogr. univers.

1) Das Wort Hajduck oder Hayduck iſt eines der wenigen magyariſchen Wörter, die das teutſche Bürgerrecht erhalten haben, ſo wie Hußár, Kutſche, Tſchako (csákó), das muſikaliſche Inſtrument Tſchákan (csákány), und in dem öſtreichſchen Dialekt

unter einige wenige Teutſche, Neugriechen, Raitzen (Serben) und gegen 200 Juden leben. Nahrungszweige machen faſt allein Feldbau und Viehzucht aus. Mangel an hinlänglichem Holz zwingt ſie nach Tataren Weiſe, Rindviehmiſt, Rohr und Stroh zu brennen. Mit Entſtehung des Hajduckendiſtrikts hat es folgende Bewandtniß. Als im Anfange des 17ten Jahrh. Siebenbürgen und Ungarn durch bürgerliche Kriege mehrere Jahre hindurch beunruhigt waren, ſah man ſich genöthigt, die ſo genannten Mezei hadak (Feldtruppen), eine Art ſtehender Haustruppen (welche nach Angabe des ungarnſchen Chronikenſchreibers Turocz ſchon König Matthias I. Hunyadi oder Corvin errichtet hatte) in den beunruhigten Gegenden zum fortgeſetzten Kriegsdienſte zu unterhalten und von Zeit zu Zeit zu vermehren. Da man nun auch nach dem im J. 1605 erfolgten Friedensſchluſſe dieſe Truppen dennoch zur ferneren Sicherheit des Vaterlandes behalten wollte, dieſelben aber keine fixen Wohnörter hatten, räumte ihnen der ſiebenbürgiſche Fürſt Bocskay (Botſchkai) in dem, ihm durch den Friedensſchluß anheim gefallenen Antheil, zur Belohnung ihrer Dienſte, dieſen Diſtrikt ein, ſo daß am 13. December 1605 die Hajducken zu Fuß die Ortſchaften Kálló, Nánás, Dorog, Hathàz, Vámos-Péres beziehen und in Beſitz nehmen konnten, in welchem Beſitz ſie im folgenden Jahre dekretmäßig beſtätiget wurden, und zugleich ein Regiment Cavallerie unter einem General und ſieben Hauptleuten zu ihnen geſchlagen wurde, für welche der Fürſt Bocskay noch den Marktflecken Szoboszló einräumte. Seit dieſer Zeit, oder eigentlich ſeit dem am 17. December 1606 publizirten Dekrete ſind dieſe ſieben Ortſchaften in einen Verein zuſammen getreten und machen einen beſondern Diſtrikt aus. Auch ſpäter wurden demſelben theils neue Privilegien ertheilt, theils die früheren nachdrücklich beſtätigt. In der im J. 1606 zu Kárász gehaltenen Generalcongregation des Szaboltſcher Comitats hat der Fürſt die Bewohner der Hajduckenortſchaften in den Adelſtand erhoben und mit anſehnlichen Freiheiten beſchenkt. Als im folgenden Jahre Bocskay mit Tode abging, kamen dieſe ſieben Ortſchaften wieder an Ungarn. Im J. 1609 wurde der Ort Kálló gegen Böſzörmény ausgetauſcht. Im J. 1613 beſtätigte König Matthias II. ihre Privilegien und 1625 bekräftigte er durch ein Dekret das eingetauſchte Böſzörmény unter den Hajduckenortſchaften[2]), welche Beſtätigungen 1632 am 10. Auguſt König Ferdinand II., 1666 am 31. October Leopold I., 1725 am 13. November Karl II. (Kaiſer Karl VI.), 1780 Kaiſer Joſeph II. und nach deſſen Tode Leopold II. durch Diplome, Reſcripte und Aſſecurationen bekräftigt haben. Nach dieſen königl. Reſcripten, welche von Zeit zu Zeit mit neuen Artikeln vermehrt werden, richten ſich die Hajducken in ihren bürgerlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten. Dieſen gemäß hatten die erſten Beſitzer ihre privilegirten Güter in und außer den Ortſchaften, ohne Rückſicht auf Ämter und Würden, gleich eingetheilt. Daher ſie auch noch von den übrigen dadurch unterſchieden werden, daß man ſie Anſaſſen oder Grundbeſitzer, die übrigen Häusler (inquilini, zsellérek) nennt. Es dürfen die Anſaſſen nichts von dergleichen Gütern anderwärts verwenden, ob ſie gleich ſolche ſonſt frei verkaufen oder kaufen können, und wenn auch ein Auswärtiger von ihren Beſitzungen etwas pfandweiſe oder nutznießlich an ſich bringt, ſo gibt das nur auf eine gewiſſe Zeit, ein Nutzungs- aber kein Eigenthumsrecht, da es jedem Hajducken frei ſteht, ein ſolches Gut in Anſpruch zu nehmen (durch Entrichtung des Kaufpreiſes)[3]). Dieſen trefflichen Einrichtungen haben die Hajduckenortſchaften ihren Wohlſtand zu danken und die Bewohner waren daher von jeher im Stande, von dem Ertrage ihrer Grundſtücke alle Civil- und Kriegsleiſtungen leicht zu entrichten. Von 1800 bis 1815 haben die Hajduckenſtädte an freiwilligen und Subſidienabgaben an das Ärarium abgeführt: Rekruten 1287, Pferde 400, an Feldfrüchten 10,942 Preßburger Metzen und an baarem Gelde 126,047 fl. 6 kr. Von 1687 bis 1815 aber: Rekruten 5556, Pferde 3957, an Früchten 82,319 Preßb. Metzen und an baarem Gelde 5,260,237 fl. 2½ kr.[4]). Der Hayduckendiſtrikt zahlt an jährlicher Contribution 21,137 fl. ⅞ kr. und an Werbſubſidien 864 fl. 19 kr. *(Rumy.)*

Hajduckenſtädte (Hajdu városok, Oppida Hajdonicalia), ſ. Hajduckendistrict.

Hajer, Hair, ſ. Hussein.

HAJERITEN oder HAIRITEN, eine muhammedaniſche Sekte, ſo genannt vom arabiſchen Worte hajir (حاير), nach perſiſch-türkiſcher Ausſprache hair d. i. ein Zweifler, ein Menſch, der unſicher hin und her ſchwankt†). Demnach bezeichnet ihr Name ſo viel

auch: Ziſchmen (ungarnſche Halbſtiefel, csizma) und Galtje (leinene Unterhoſen). Es kommt von dem magyariſchen hajdu, welches auch im Serbiſchen und Türkiſchen ſo lautet, her, und bezeichnet im Ungarnſchen einen Trabanten; in Serbiſchen und Türkiſchen theils daſſelbe, theils auch einen Räuber. Etymologiſch läßt es ſich weder aus dem Magyariſchen, noch Serbiſchen und Türkiſchen befriedigend ableiten. Zwar bedeutet haj im Magyariſchen das Haar; aber die Sylbe dú läßt ſich nicht auflöſen. Aus dem ſerbiſchen oder einem andern ſlawiſchen Dialekte läßt es ſich eben ſo wenig etymologiſch ableiten und in den osmaniſchen Wörterbüchern findet ſich ebenfalls kein Wort, das zu einer nähern Aufklärung führen könnte. 2) Späterhin wurden zwar die ſieben Hajduckenſtädte durch die neuen Reformen Josephs II. dem Szaboltſcher Comitate einverleibt, erhielten aber von Leopold II. ihre alten Privilegien zurück.

3) S. über die Verfaſſung und die Privilegien des Hajduckendiſtrikts, Kelemens Institutiones Juris Privat. Hungarici. 1r Theil (Ofen, 1818). S. 288 ff. 4) S. Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von Szepeshàzy und Thiele. 1 Thl. (Kaſchau, 1825). S. 83.

†) Gewöhnlich überſetzt man es Dumme nach Marracci's Vorgange im Prodrom. ad refut. Alcor. P. III. p. 86, welcher die Sekte übrigens Hiareti nennt; man hat aber zu jener Überſetzung keinen Grund. Vgl. Firuſabadi Kamus, ed. Calc. p. 508, wo die Radix durch: etwas erblicken, beſtürzt und auf ſeinem Wege nicht richtig geleitet werden (alſo incertum esse) erklärt wird.

Digitized by Google

als Skeptiker und iſt vollkommen paſſend. Denn dieſe Sekte glaubt, daß ſich über Alles in der Welt für und wider disputiren laſſe und man daher niemals über Etwas völlige Gewißheit erlangen könne. Ihr liebſter Wahlſpruch iſt daher: Gott weiß es, wir aber wiſſen es nicht. Sie übertreiben dieſe ihre Skepſis in einem ſolchen Grade, daß ſie ſolche auch da anwenden, wohin ſie am allerwenigſten gehört. So geben ſie ſich bei gerichtlichen Unterſuchungen keine große Mühe, den Stand der Sache möglichſt genau zu erforſchen, ſich damit begnügend, daß ſie ihr Urtheil mit dem frommen Spruche: Gott weiß das Richtige beſchließen. Es iſt natürlich, daß man ſie dieſes ihres Leichtſinnes wegen nicht gern zu öffentlichen Ämtern befördert. Sie binden ſich nicht ſtreng an die Geſetze des Korans, ſondern erlauben ſich z. B. nicht nur heimlich Wein zu trinken, was gerade nicht zu den Seltenheiten gehört, wie man ſchon aus vielen Erzählungen der Tauſend und Einen Nacht abnehmen kann, ſondern gehen ſo weit, daß ſie dieſes vergönnte Getränk auch in Geſellſchaft Anderer nicht verſchmähen. Sie lieben es, ſich durch berauſchende Dinge zu betäuben, beſonders auch durch Opium, der ſie dann zu öffentlichen Geſchäften oft völlig unfähig machen mag††). (*A. G. Hoffmann.*)

HAJETITEN (الحايطية), auch Haititen, iſt der Name einer moslemiſchen Sekte hergenommen von Ahmed ben Hajet*). Sie werden eben ſo, wie die Hadeſſiten (ſ. den Art. S. 92 dieſ. Bandes), den Motazeliten oder Motaſaliten als Species untergeordnet. Die von der gewöhnlichen Lehre abweichenden Anſichten ihres Stifters entſtanden durch Verſchmelzung von Reſultaten der orientaliſchen Philoſophie mit dem Islam. Marracci**) führt, nach arabiſchen Schriftſtellern, die Ketzerei derſelben auf drei Punkte zurück. Ein Mehreres ſiehe über ſie unter dem Art. Motazeliten. (*A. G. Hoffmann.*)

Hajib (ebn), ſ. Ibn Hadschib.

HAJMÁS (ſpr. Hajmasch), 1) ein ſerbiſch-teutſches Dorf in der Baranyer Geſpanſchaft in Niederungarn, im Kreiſe jenſeit der Donau, dem Religionsfond gehörig, mit kathol. Einwohnern und einem guten Ackerboden. Hier wird Schnupftabak verfertigt. 2) Ein magyar. Dorf in der Schimegher (Somogyer) Geſpanſchaft in Niederungarn, jenſeits der Donau, im Szigeter Bezirk, mit kathol. Einwohnern, einem bergigen und daher für den Feldbau nicht ſehr guten Boden. Das Weingebirge liefert einen gewöhnlichen Tiſchwein. (*Rumy.*)

HAJNIK (Paul), Doktor der Rechte, geſchworner ungarnſcher Landesadvokat, Beiſitzer der Gerichtstafel des Graner Comitats, Profeſſor der Statiſtik und des Bergrechts an der königl. Univerſität zu Peſth, früher Profeſſor des ungarnſchen Rechts an der königl. Akademie zu Preßburg, geſtorben am 12. December 1809, 35 Jahre alt. Er war geboren zu Waitzen am 20. Februar 1774, von angeſehenen Ältern und genoß eine ſorgfältige Erziehung. Den erſten Schulunterricht erhielt er zu Peſth, dann 5 Jahre lang in dem königl. Gymnaſium zu Waitzen, woher er wohl vorbereitet die königl. Univerſität zu Peſth bezog. Hier hörte er, nach der damaligen Ratio Studiorum, zuerſt drei Jahre lang die allgemeinen Wiſſenſchaften und zeichnete ſich ſo vortheilhaft aus, daß er ſtets unter die Eminenten gerechnet wurde, und ſogleich im erſten Jahre des philoſophiſchen Curſus ein königl. Stipendium erhielt. Darnach ſtudirte er vier Jahre lang die Rechtswiſſenſchaften und erwarb ſich in denſelben das Doktordiplom. Dann betrieb er zwei Jahre lang die praktiſche ungarnſche Jurisprudenz, und bewarb ſich erſt dann um die Vollmacht eines ausübenden Advokaten, welche ihm gern bewilligt wurde. Nach Fleiſchhacker's Abgang von der Profeſſur des ungarnſchen Privat- und Criminalrechts auf der Akademie zu Preßburg im J. 1800 erhielt Hajnik dieſe Stelle, wurde im J. 1808 in den ungarnſchen Adelſtand erhoben und noch in demſelben Jahre, an des verſtorbenen Mészáros Stelle, auf die Univerſität zu Peſth, zur Profeſſur der Statiſtik und des Bergrechts berufen, um welche ſich mehrere der berühmteſten ungarnſchen Gelehrten (darunter auch der verdienſtvolle ungarnſche Statiſtiker Martin von Schwartner) bewarben. Nur eine kurze Zeit wirkte er auf dieſem wichtigen Poſten, denn ſchon im folgenden Jahre, als er noch kurz vorher zum Gerichtstafelbeiſitzer des Graner Comitats ernannt worden war, ſtarb er am 12. Dec., im blühenden Alter von 35 Jahren. Von ſeinen Zuhörern, die ſeinen geiſtreichen Vortrag zu ſchätzen wußten, wurde ſein Tod ſo innig bedauert, daß ſie auf vier Wochen Trauerkleider anzogen. Im Drucke erſchien von ihm ein einziges Werk: Historia Juris Hungarici a tempore Sancti Stephani, primi Regis, ad gloriose regnantem Franciscum I. cum synchronismo nonnullorum in subsidium Juventutis scholasticae per aphorismos deducta et in Tabellas distributa, 3 Theile; Ofen in der Univerſitätsbuchdruckerei 1807. 8.*). Seine ausführliche Biographie kommt vor in der Oratio funebris, qua Spectabili ac Consultissimo Viro Paulo Hajnik, J. U. D. etc. III. Idus Dec. Anno 1809 defuncto, Matthias a Vuchetich, J. U. D., in Reg. Scient. Univ. Pest. Juris Romani, Criminalis et Feudalis Prof. P. O. etc. parentavit. Pestini in aedibus Universitatis Idibus Decembr. 1810. 8. (*Rumy.*)

HAJNIK, ein ſlowakiſches Dorf in der Sohler Geſpanſchaft in Niederungarn, im Kreiſe diesſeits der Donau, am Fluſſe Gran (Garam, Hron), zur gräfl. Eſzterházyſchen Schloßherrſchaft Zolyom gehörig, mit einem herrſchaftlichen Kaſtelle, 94 kathol. (mit Inbegriff

---

††) Marracci a. a. O.

*) Encyklop. Überſ. S. 410 Vgl. *Marracci* prodrom. ad refut. Alcoran. P. III. p. 74. **) a. a. O. S. 74–75.

*) Zu ſcharf beurtheilt von Engel in der halle'ſchen Allgem. Lit. Zeitung, günſtiger von Rumy in den Annalen der öſtreichiſchen Literatur.

von kleinen Filialgemeinden 324 kathol.) und 362 evang. luther. Einwohnern. Der Boden iſt eben und fruchtbar, leidet indeß häufig durch Überſchwemmung. An Brenn- und Bauholze iſt kein Mangel. (*Rumy.*)

HAJO', ein walachiſches Dorf in der Biharer Geſpanſchaft in Oberungarn, im Kreiſe jenſeits der Theiß, dem Großwardeiner römiſch-katholiſchen Bisthum gehörig, 2 Meilen von Großwardein entfernt, in der Nähe der berühmten heilſamen warmen Bäder von Großwardein, mit kathol. und griechiſch. nicht unirten Einwohnern. (*Rumy.*)

HAJO'S, ein teutſcher Marktflecken in der Peſter Geſpanſchaft in Niederungarn, im Kreiſe diesſeits der Donau, Solther Bezirk, dem Erzbiſchof von Kalocſa (ſpr. Kalotſcha) gehörig, 2 Meilen von Kalocſa entfernt, in einer anmuthigen Gegend, mit einer kathol. Pfarre, und 2180 kath. Einw., fruchtbarem Boden an Weizen, Rocken, Hafer, Heu, hat Weinbau, aber keine Waldung. (*Rumy.*)

HAJYGUNGE, HAJIGANY, der Name mehrerer Städte in Hinduſtan: 1) in dem Bezirke Dacca der britiſchen Provinz Bengalen am Ganges unter 23° 31' N. Br. und 107° 27' L.; volkreich mit vielen Tempeln, Baumwolleninduſtrie und Handel. 2) In der Provinz Oude und zwar am Gumty. (*G. Hassel.*)

HAKAIK, HACAIC oder HEKAIK (حقائق), d. i. Wahrheiten, die Pluralform von hakikat (حقيقة) wird als Titel von vielen Werken der Muhamedaner gebraucht. Sie gehören großen Theils der Theologie an, und behandeln hauptſächlich wichtige Gegenſtände des Korans oder auch die Obſervanzen des Islam. Von den einzelnen Werken dieſer Art findet man das Bemerkenswerthe unter ihren Verfaſſern. (*A. G. Hoffmann.*)

HAKARI, ein Kiurdenſtamm, der im Ejalet Wan des osmaniſchen Aſia im S. des großen See Ardjiſch in den Gebirgen hauſet und wohl den Namen von dem Fluſſe Hakiar führt. Charakter, Sitten, Gebräuche und Lebensart unterſcheiden ihn von dem Groß der Kiurden nicht; aber er ſteht unter einem beſondern Häuptling, der ſich von ſeiner Reſidenz Fürſt von Dſchulamerk nennt. Das Dorf Hakari im Ejalet Moſſul gehört ihnen nicht, ſondern den Hamdijeh, einem andern Kiurdenſtamme. Mehr über dieſe Stämme im Art. Kiurden. (*G. Hassel.*)

HAKEA. Eine von Schrader (Sert. Hannover.) dem ehemaligen hannoverſchen Miniſter, Freiherrn Chriſtian Ludwig Hake (nach Andern Hacke) zu Ehren genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Proteaceen, und der erſten Ordnung der vierten Linnéſchen Klaſſe. Sie hat folgenden Charakter: Ein unregelmäßiger Kelch; eine unter den weiblichen Theilen ſtehende, halbirte Drüſe; eine holzige, einfächerige Balgfrucht, mit excentriſchem Fache; der Samenflügel iſt verlängert. Die 34 bekannten Arten dieſer Gattung ſind ſtrauchartige Bäume, welche alle bis auf H. lissosperma *R. Br.* (No. 8.), und H. microcarpa *R. Br.* (No. 14.) in Neuholland wachſen. Die Arten werden nach der Geſtalt der Blätter eingetheilt.

I. Die Blätter alle fadenförmig. — Dieſe Gruppe zerfällt in zwei Unterabtheilungen, je nachdem die Spitze der Fruchtkapſel ungeſpornt, oder mit Sporen verſehen iſt. α) Die Kapſel neben der Spitze ungeſpornt: 1) H. pugioniformis *Cav.* mit unbehaarten, offen ſtehenden, ſtachlig-ſtumpfen Blättern, mit Zweigen und Kelchen, die etwas ſteif behaart, oder unbehaart ſind, und mit lang zugeſpitzten geraden Kapſeln, die auf beiden Seiten, etwas unterhalb der Mitte, querüber mit einem Kamm beſetzt ſind. (H. glabra *Schrad.* Sert. Hann., Conchium pugioniforme und longifolium *Sm. Linn.* Trans., C. corniculatum *W.* Enum.). Abgebildet in *Cavan.* Icon. VI. t. 533. 2) H. rugosa *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche beinahe länger, als die Frucht ſind, mit umgekehrt eiförmigen, gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten mit einem Kamm beſetzten, runzligen Kapſeln, welche eine pfriemenförmige, glatte, aufſteigende Spitze haben, und mit weitſchweifigem Stiele. 3) H. Epiglottis *Labill.* mit unbehaarten, faſt gekrümmten Blättern, welche doppelt ſo lang, als die Frucht, und in der Jugend mit löwengelben, feinen Haaren beſetzt ſind, mit gekrümmten, eingeknickten, auf beiden Seiten runzligen Kapſeln, welche mit einem aufſteigenden, pfriemenförmigen, kielförmigen, krautartigen Stachel verſehen ſind, und mit eiförmigem Samenflügel. (Conchium teretifolium *Gartn.*). Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. Vol. I. t. 40, die Frucht in *Gartn.* Suppl. Carp. t. 219. 4) H. nodosa *R. Br.* mit etwas zuſammengedrückten Blättern, und zugeſpitzten, knotigen Kapſeln, welche, wie der Samenflügel umgekehrt eiförmig ſind, mit fein behaarten Blühtenſtielen, und unbehaarten Kelchen. (H. flexilis *R. Br.* iſt eine Abart der H. nodosa mit glatten Kapſeln). 5) H. leucoptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt ſo lang, als die Frucht ſind, mit aufrecht ſtehenden, ruthenförmigen, etwas hin und her gebogenen Zweigen, mit eiförmigen Kapſeln, die an ihrem untern Ende höckerig, am oberen zuſammengedrückt ſind, und mit weißlich-grauen Samen. 6) H. obliqua *R. Br.* mit drehrunden Blättern, filzigen Zweigen, die unter den weiblichen Theilen ſtehende Drüſe iſt auf der ſchief abgeſtutzten Spitze des Blühtenſtiels angewachſen, die Kelche haben einen ſeidenartigen Überzug, die Kapſeln ſind höckerig, und faſt knotig. 7) H. sulcata *R. Br.* mit gefurchten, ausgeſperrten Blättern. — β) Die Kapſel neben der Spitze mit zwei Sporen verſehen. 8) H. lissosperma *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt ſo lang, als die Frucht ſind, mit höckerigen, inwendig glatten Kapſeln, ſehr kurzen Sporen, umgekehrt eiförmigem Samenflügel, und glattem, an der Baſis ungerandetem Samenkern. Wächſt auf van Diemens Land. 9) H. gibbosa *Cav.* mit Blättern, welche auf der unteren Fläche ſehr undeutlich gefurcht, und wie die Zweige etwas feinhaarig ſind, mit ſteifhaarigen Blühtenſtielen, etwas zottigen Kelchen,

Digitized by Google

höckerigen, inwendig grubenreichen Kapſeln, halbelliptiſchem Samenflügel, und einem grubenreichen, an ſeiner Baſis gerandetem Saamenkern. (H. pubescens *Schrad.* Sert., Banksia gibbosa *Sm.* in White's Reiſe, B. pinifolia Salisb. Prodrom., Conchium gibbosum *Sm. Linn.* Trans., C. pubescens *W. Enum.*, Conch. cornutum *Gärtn.*). Abgebildet in *Cav.* Icon. VI. t. 534, die Frucht in Gärtn. Suppl. Carp. t. 219. 10) H. acicularis *R. Br.* mit unbehaarten Blättern, welche unten undeutlich gefurcht und von gleicher Länge mit der Frucht ſind, mit faſt ſeidenartigen Zweigen, ſteifhaarigen Blühtenſtielen, welche den glatten Kelchen an Länge faſt gleichen, und höckerigen, etwas runzligen, inwendig grubenreichen Kapſeln. (H. sericea *Schrad.* Sert., Banksia tenuifolia Salisb. Prodr., Conchium aciculare *Vent.*). Abgebildet in *Venten.* Hort. Malm. t. 111. 11) H. vittata *R. Br.* mit drehrunden, unbehaarten Blättern, welche doppelt ſo lang, als die Frucht ſind, mit filzigen Zweigen, eiförmigen, gleichſeitigen, etwas convexen, inwendig grubenreichen Samenkapſeln, und umgekehrt eiförmigem Samenflügel. 12) H. cycloptera *R. Br.* mit drehrunden Blättern, welche doppelt ſo lang, als die Frucht, und, wie die Zweige, glatt ſind, mit höckerigen, inwendig grubenreichen Samenkapſeln, und Samen, welche auf beiden Seiten mit Flügeln verſehen ſind, wovon der untere dem Samen ſelbſt an Länge faſt gleich kommt. 13) H. suaveolens *R. Br.* mit ſchimmelgrünen, borſtig zugeſpitzten, oben gefurchten, halb gefiederten Blättern, glatten Blühtentrauben, und höckeriger Samenkapſel.

II. Die meiſten Blätter fadenförmig, einige eben: 14) H. microcarpa *R. Br.* mit glattrandigen, unbehaarten Blättern, von denen die oberen drehrund, die unteren eben ſind, mit glatten Blühtenſtielen und Kelchen, und zweigeſpornten, doldenförmig zuſammen ſtehenden Samenkapſeln, welche kürzer, als das Blatt ſind. Wächſt auf van Diemens Land. 15) H. trifurcata *R. Br.* mit einigen fadenförmigen, zwei bis drei geſpaltenen, oder ungetheilten, unten gefurchten, und anderen ebenen, elliptiſchen, glattrandigen Blättern, ſteifhaarigen Kelchen, und zuſammengedrückten, ungeſpornten Samenkapſeln. (Conchium trifurcatum *Sm.* in den *Linn.* Trans.). 16) H. varia *R. Br.* mit fadenförmigen, getheilten, oder einfachen oberen, und ebenen, halb gefiederten unteren Blättern, und mit zweigeſpornten Samenkapſeln.

III. Die Blätter alle eben. — α) Die Blätter glattrandig: 17) H. saligna *R. Br.* mit verlängert-lanzettförmigen, weißlich-ſchimmelgrünen, zugeſpitzten, an der Spitze ſchwarz gefleckten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt ſind, mit höckerigen Samenkapſeln, die in den Achſeln ſtehen, und eine zuſammengedrückte, auf beiden Seiten kielförmigen Spitze haben. (Embothrium salignum *Andr.* Conchium salignum *Sm. Linn.* Trans., C. salicifolium *Gärtn.*). Abgebildet in *Andr.* Repos. t. 215, die Frucht in *Gärtn.* Suppl. Carp. t. 219. 18) H. oleaefolia *R. Br.* mit lanzettförmigen, undeutlich geaderten, an der Spitze mit einem kleinen krautartigen Stachel verſehenen Blättern, von denen die oberen fein behaart ſind, mit filzigen Zweigen, und zweigeſpornten, höckerigen Samenkapſeln, welche an den Enden der Zweige ſitzen. (Conchium oleifolium *Sm. Linn.* Trans.). 19) H. marginata *R. Br.* mit lanzettförmigen, gerandeten, einnervigen, an der Spitze mit einem krautartigen Stachel beſetzten Blättern, von denen die oberſten fein behaart ſind, und mit ungeſpornten lang zugeſpitzten, glänzenden, faſt ungeſtielten Samenkapſeln. 20) H. ruscifolia *Labill.* mit ablangen, an beiden Enden verſchmälerten, borſtig zugeſpitzten, geſtielten, oben ſcharf anzufühlenden, unten filzigen Blättern, behaarten Zweigen, und ungeſpornten, punktirten Samenkapſeln. Abgebildet in *Labill.* Nov. Holl. I. t. 39. 21) H. cinerea *R. Br.* mit linienförmig-lanzettförmigen, verlängerten, dreinervigen, undeutlich geaderten, etwas ſcharf anzufühlenden, an der Spitze ſchwarz gefleckten Blättern, mit filzigen Zweigen und Schuppen der Doldenhülle, und lanzettförmigen, lang zugeſpitzten, etwas zuſammengedrückten, ungeſpornten Samenkapſeln. 22) H. dactylodes *Cav.* mit umgekehrt eiförmig-ablangen, zugeſpitzten, dreifach nervigen, geaderten Blättern, winkligen Zweigen, haarigen Blühtenſtielen, unbehaarten Kelchen, und warzigen, ungeſpornten Samenkapſeln. (Conchium dactylodes *Vent.*, C. nervosum *Gärtn.*, Banksia dactylodes *Ej.*, B. oleaefolia Salisb. Prodr.). Abgebildet in *Cav.* Icon. 17. t. 535, und *Vent.* Hort. Malm. t. 110, die Frucht in *Gärtn.* de Fruct. et Sem. I. t. 47 und Suppl. Carp. t. 219. 23) H. elliptica *R. Br.* mit elliptiſchen, ſchimmelgrünlichen, fünfnervigen, netzförmig geaderten, unbewaffneten Blättern, unbehaarten Blühtenſtielen und Kelchen, und ungeſpornten, zugeſpitzten, höckerigen, glänzenden Kapſeln. (Conchium ellipticum *Sm. Linn.* Trans.). 24) H. clavata *Labill.* mit ſpathelförmigen, ſtachlig-ſtumpfen, nervenloſen, knorpligen Blättern, unbehaarten Blühtentrauben, und zweigeſpornten Kapſeln. 25) H. arborescens *R. Br.* mit ſpathelförmig-linienförmigen, undeutlich nervigen, unbewaffneten Blättern, ohne Doldenhülle, mit geſtielten Dolden, filzigen Blühtenſtielen und Kelchen, und ungeſpornten Kapſeln. — β) Die Blätter etwas gezähnt, eingeſchnitten: 26) H. attenuata *R. Br.* mit ſeidenartigen Blättern, von denen einige keilförmig, an der Spitze gezähnt, oder halb gefiedert, andere lanzettförmig, glattrandig, und an der Baſis verſchmälert ſind, und mit zweigeſpornten Kapſeln. 27) H. linearis *R. Br.* mit lanzettförmig-linienförmigen, faſt gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, ungeaderten Blättern, die Zweige und der gemeinſchaftliche Blühtenſtiel ſind unbehaart, die Blühtenbüſchel ſitzen an den Enden, oder in den Achſeln der Zweige, die Kapſeln ſind zweigeſpornt, und etwas zuſammengedrückt. 28) H. florida *R. Br.* mit lanzettförmigen, buchtigen, dorniggezähnten, ſchimmelgrünen Blättern, welche, ſo wie die Zweige fein behaart ſind, und mit zweigeſpornten, etwas convexen Kapſeln. 29) H. ilicifolia *R. Br.* mit ablangen, feinbehaarten, buchtig-gezähnten, dornigen Blättern, filzigen Zweigen, und

Digitized by Google

zweigeſpornten, eiförmigen, höckerigen, an der Spitze zuſammengedrückten, inwendig grubenreichen Kapſeln. (Conchium mucronatum *Cels.*). 30) H. nitida *R. Br.* mit ablang-lanzettförmigen, faſt gezähnt-dornigen, oder glattrandigen, glänzenden, ſchwach geaderten Blättern, welche, wie die Zweige, glatt ſind, und zweigeſpornten, etwas höckerigen, inwendig ziemlich glatten Kapſeln. 31) H amplexicaulis *R. Br.* mit herzförmigen, ſtielumfaſſenden, buchtig-gezähnten, glänzenden, ſchwach geaderten Blättern, niedergeſtrecktem Stiel, unbehaarten Zweigen, und ungeſpornten Kapſeln. 32) H. proſtrata *R. Br.* mit geigenförmigen, ſtielumfaſſenden, winklig-gezähnten Blättern, niedergeſtrecktem Stiel, fein behaarten Zweigen, und ungeſpornten Kapſeln. 33) H. ceratophylla *R. Br.* mit beinahe zwei Mal halb gefiederten, linienförmigen Blättern, aus einander ſtehenden Fetzen, roſtfarben filzigen Kelchen, und ungeſpornten Samenkapſeln. (Conchium ceratophyllum *Sm. Linn.* Trans.). 34) H. undulata *R. Br.* mit umgekehrt eiförmigen, dreinervigen, netzförmig-geaderten, wellenförmigen, gezähnt dornigen Blättern, und ungeſpornten, angeſchwollenen Kapſeln*). (*Sprengel.*)

HAKEISEN, ein Dreheiſen, deſſen ſich die Zinngießer bedienen, um hohles Zinngeräth inwendig abzudrehen. (*Rüder.*)

HAKEKAMM, ſo nennen die Zimmermeiſter die Verzapfung zweier Schwellen in einem Gebäude. (*Rüder.*)

HAKELDAMA (*Ἀκελδαμά*, chald. חֲקַל דְּמָא), Blutacker (*χωρίον αἵματος*). So hieß der Acker vor Jeruſalem, welchen Judas vom Lohne des Verrathes gekauft, und woſelbſt er ſich ſelbſt entleibt hatte (Apoſtelgeſch. 1, 18. 19.). (*Gesenius.*)

HAKELHUFE, heißt im Meklenburg'ſchen eine Hufe Ackerland, im Gegenſatz der Wald- und Weidehufen, oder der Hufen in Ruſch und Buſch. (*Schilling.*)

HÄKELN (Technologie). Künſtlich geſchlungene netzförmige Arbeiten verfertigen. Dazu bedient man ſich des Häkels oder Häkchens, einer Nadel, die vorn mit einem feinen Widerhaken verſehen und in einem Hefte eingeſchraubt iſt. Alle auf dieſe Art verfertigte Arbeiten nennt man Häkelwerk, und es gehören dahin netzförmige Seidenarbeiten, auch mehrere Gattungen von Spitzen und Points. (*Rüder.*)

HAKELWERK, (das), ſo nennt man in Lief- und Ehſtland einen von teutſchen Krämern, Handwerkern und andern Leuten bewohnten kleinen Flecken, der gewöhnlich eine einzige, ſehr lange Gaſſe hat. Bisweilen nennt man auch eine mit einer Umpfählung eingeſchloſſene Vorſtadt ſo. Die Benennung bezeichnet urſprünglich eine kreuzweiſe geflochtene Verzäunung. (*J. C. Petri.*)

HAKEM BIAMR-ALLAH, ABU ALY MANSOR, der dritte Khalif aus der Dynaſtie der Fatemiten. Er war Moez Enkel und zu Kahira 985 im Purpur geboren; ſein Vater der Khalif Azyz Billah hinterließ 996 dem elfjährigen Knaben ein blühendes und mächtiges Reich. Über die erſtern Jahre ſeiner Regirung ſchweigt die Geſchichte; in ſeinen ſpätern charakteriſirt ſie ihn als einen der verabſcheuungswürdigſten Fürſten, die je einen Thron beſeſſen haben. Er ſoll ſich in ſeinem Harem allen möglichen Ausſchweifungen überlaſſen und denſelben nur verlaſſen haben, um ſeinen ungezügelten Hang zur Grauſamkeit und zum Geize zu befriedigen. Schwer mußten ſeine moslemimiſchen Unterthanen tragen, mehr noch Chriſten und Juden, die er beide auf alle erſinnliche Art neckte, und deßhalb ſcheinen ſich auch die gleichzeitigen Schriftſteller aller Religionsparteien das Wort gegeben zu haben, ihn ſo ſchwarz als verkehrt darzuſtellen. Dem rechtgläubigen Muſelmann war er ohnehin ein Gräuel, da er ſich zu der Sekte der Ismaliten bekannte, die Vorſchriften des Korans nicht achtete und mehr noch als dieß eine ſchwere Geißel für die Diener der Religion war. Indeß darf man doch nicht überſehen, daß unter ihm ſein weites Reich blühend und mächtig war, daß er ihm Achtung von Außen verſchaffte, daß Manufakturen und Handel überall ſich hoben: er muß alſo doch manche Regententugend beſeſſen haben. Daß er Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte war, geſteht ſelbſt Makrizy zu, der doch ſeine Regirung mit den Worten zu ſchildern verſucht: „Toutes ses actions étaient sans „motif, et tous les rêves que lui suggerait sa folie „n'étaient susceptibles d'aucune interpretation rai„sonnable.“ Er geſteht dabei zu, daß er ſich ſtark mit Philoſophie und Aſtronomie beſchäftigt habe, und wir wiſſen, daß der berühmte Ibn Yunis unter ihm auf dem Berge Mokattam ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen, die unter dem Namen der Hakemitiſchen Tafeln bekannt ſind, angeſtellt habe. Hakem verſchwand nach einer 25jährigen Regirung im Monat März 1021 vom Throne, ohne daß man genau weiß, wie er geſtorben ſei: nach Einigen ſoll ihn ſeine Schweſter aus dem Wege geräumt, nach Andern ein Bürger aus Said mit Gift vergeben haben. Daß er bei ſeinen Zeitgenoſſen nicht den ſchlimmen Ruf gehabt und für einen großen und weiſen Regenten gegolten habe, davon zeugt, daß von ihm eine Religionsſekte den Urſprung genommen hat, die Druſen, deren Prophet Hamzah öffentlich lehrte, wie Gott ſich in großen Menſchen öfters offenbart habe, am herrlichſten und zum zehnten Male in Hakem, den ſie daher als ihren Gott verehren und der einſt vom Himmel, wohin er bei ſeinem Verſchwinden unmittelbar gerückt ſei, wiederkehren und ſein Volk verklären würde*). (*G. Hassel.*)

HAKEM, 1) der Erſte, ben Haſcham, der dritte Khalif der Ommaijaden in Cordova, wurde nach dem Tode ſeines Vaters Haſcham 796 als Khalif anerkannt, doch machte ſein Bruder Osman ihm den Thron bis 812, wo er ſtarb, ſtreitig. Dieſe innern Streitigkeiten waren die Urſache, daß die Nachkommen Pelayos

*) S. *R. Br.* Prodr. Flor. Nov. Holl. p. 381—386 und *Spr.* Syst. veg. Vol. I. p. 478—481.

*) Nach der Biogr. univ., *Sylv. de Sacy* chrestomathie arabe XI. und Dalberg's Druſenfamilie. Frankf. 1808.

ihm einige nordweſtliche Provinzen entreißen konnten, auch verlor er 797 an Karl den Großen Barcelona. Übrigens war er ein würdiger guter Regent, der 821 ſtarb und ſeinen Sohn Abdorrahman II. zum Nachfolger hatte. 2) Der Zweite, ein Sohn des Khalifen Abdorrahman III., kam 961 zur Regirung, und gehört zu den wenigen Fürſten ſeines Hauſes, die im Frieden herrſchen konnten. Er ſtarb 972 ohne Nachkommen, das Reich ſeinen Bruder Haſchem II. hinterlaſſend. (*H.*)

Hakem, Mehreres darüber ſ. am Ende dieſes Bandes.

Hakemiten, ſ. am Ende dieſes Bandes.

HAKEN, wird irgend ein winkelförmig gebogener oder mit einem andern Theile winkelförmig verbundener, gewöhnlich metallener Theil genannt. Solche Haken gibt es an gar vielen Maſchinen und Werkzeugen zu mancherlei Zwecken, z. B. zum Feſthalten, zur Verbindung von andern Theilen, wie an Uhren, an Thür- und Flintenſchlöſſern, an allerlei Beſchlägen, an Wagen- und Pferdegeſchirren, an Schnallen ꝛc. So gibt es eigne Drehhaken für den Drechsler, Rührhaken, Haken zum Aufhängen von Sachen und andere Haken mehr. (*Poppe.*)

HAKEN, ein jedes in einem zweckmäßigen Winkel, oder nach einer krummen Linie umgebogenes metallenes Werkzeug, zum Anziehen von größeren oder kleineren Laſten, dergleichen im Bauweſen die Haken der Hebezeuge ſind, oder auch ein ſolches Bauhandwerkszeug zum Aufhängen anderer Baugeräthe, wie die Blankhaken, Dachhaken, Lenkhaken und Firſthaken der Schieferdecker, ſ. Schieferdach im Art. Dachdeckung; oder ein metallener Bautheil zur Befeſtigung anderer Bautheile oder ſonſtiger baulicher Gegenſtände, dergleichen die Bandhaken der Schreiner oder Tiſchler, die Kloben zum Aufhängen mancherlei Arten von Hausrath, hauptſächlich aber die Fenſterhaken, Stützhaken, Thürhaken oder Kolben ſind, deren eines Ende, die Spitze in Fenſter- oder Thürpfoſten oder Gewand befeſtigt wird, das andere im rechten Winkel umgebogene Ende aber Angel heißt und zum Auf- oder Anhängen des Thürflügels oder dergleichen dienet. S. übrigens Fenster, Thüre und die Artikel jener Werkzeuge, Verrichtungen oder anderer Dinge, welche das Wort Haken in ſeinen Zuſammenſetzungen hat. (*Leger.*)

HAKEN (der), Hakenpflug, auch Ackerhaken, Ruhrhaken, Rednitz, Aadl genannt, iſt dasjenige Ackerwerkzeug, welches gleichſam den Übergang vom Spaten oder Grabſcheite zum eigentlichen Pfluge vorſtellt. Der Pflug der Alten, und namentlich ſelbſt der einfache Pflug der alten Römer iſt nichts weiter als ein Haken geweſen. — Das Charakteriſtiſche des Hakens, wodurch er ſich vom Pfluge vorzüglich unterſcheidet, iſt daß er gar kein Streichbrett hat, und daß ſein Schar, welches bald mehr ſenkrecht, bald mehr wagerecht in den Boden gelaſſen wird, immer mehr oder weniger dem Spaten gleichet; weßwegen dieſes Ackerwerkzeug mehr die Lockerung und Mengung der Erde, und die Heraushebung der Unkrautswurzeln bewirkt, das Herumlegen der Erde aber gar nicht, oder doch nur unvollkommen verrichtet. — In den verſchiedenen Gegenden Teutſchlands hat der Haken eine mehr oder weniger abweichende Geſtalt. Im ſächſiſchen Erzgebirge z. B. hat man vier Arten derſelben, den Reiß-, Ruhr-, Krell- und Flügelhaken; in Böhmen iſt der von dem Landſtädtchen Trautenau ſo genannte trautenauer Schwunghaken der bekannteſte und vorzüglichſte; im nördlichen Teutſchland hat der meklenburgiſche Haken, der übrigens auch hinſichtlich ſeines Baues die meiſte Ähnlichkeit mit dem einfachen Pfluge der Römer hat, die zweckmäßigſte Einrichtung, weßwegen, und weil alle Arten von Haken im Weſentlichen mit einander übereinſtimmen, derſelbe, ſtatt aller, hier beſchrieben werden ſoll.

Die Hauptheile des meklenburger Hakens ſind folgende: 1) das Haupt oder Höſt, 2) der Krümmel, 3) der Hakenbaum, 4) die Sterze, 5) das Hakeneiſen oder Schar, 6) das Hakenbrett oder Reeſterbret (Reeſter), 7) das Joch. Das Joch beſteht aus folgenden Theilen: a) dem Jochbaume, b) dem Kehlholze, c) den Jochſcheiden, d) den Jochſtöcken (Sticken). Der Krümmel iſt ein krumm gewachſenes Stück Holz, deſſen Biegung bald eine Rundung, bald einen ſtumpfen Winkel macht. Dergleichen krumme Hölzer findet man oft unter krumm gewachſenen Eichheiſtern und noch öfter an den Wurzeln krumm gewachſener Birken. Der Krümmel iſt ein Stück des Hakens, welches am wenigſten abgenutzt wird, und am längſten erhalten werden kann. — Die mit dem Schar aufgefaßte Erde wird in ſchräger Fläche auf das Reeſterbrett hinauf geſchoben; und durch eine ſchiefe Haltung des Hakens wird bewirkt, daß ſie nach der einen oder der andern Seite herab fällt. — Die Größe der Hakeneiſen iſt nicht überall gleich. Große Haken mit breiten Reeſtern müſſen auch mit großen Scharen verſehen werden. — Unter allen Theilen des Hakens nützt ſich das Reeſterbrett am meiſten ab; weßhalb die Ecken gewöhnlich mit Eiſenblech beſchlagen werden. — Der Haken arbeitet neben der unmittelbar vorher herunter gezogenen Furche die nächſte hinauf, und macht daher ſtets eine kurze Wendung. — Die Peitſche, der Stäcken oder Prekel genannt, hat an dem Stiele ein kleines zugeſchärftes Blech mit einer Dille zum Abſtoßen der Erdklöſe, welche ſich auf dem Hakenbrette zuſammen ſchieben und feſt anlegen. Gewöhnlich ziehen den Haken zwei Ochſen, welche an ein Joch geſpannt ſind. Der Jochbaum wird mit Wieden an den Hakenbaum gebunden und ſeine Länge beträgt $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß. Sind an den Stellen des Jochbaums, wo er auf den Nacken der Thiere liegt, Höhlungen: ſo nennt man das Joch ein Löffeljoch. Ein Joch, woran man drei Ochſen ſpannt, heißt ein Dreijoch. Man bedient ſich deſſen, wenn man einen Ochſen bändigen will, indem man zwei ſchon eingeübte zu Hilfe nimmt, und jenen in die Mitte bringt. — Was die Stellung des Hakens betrifft, ſo gibt es mehrere Mittel, um zu bewirken, daß er tiefer oder ſeichter gehe. Gewöhnlich wird er an dem Hakenbaume befeſtigt. Es iſt nämlich der Hakenbaum mit mehreren Löchern verſehen, ſo daß der Stift, welcher das Loch feſt hält, ſowohl weiter vor,

Digitized by Google

als weiter zurück geſteckt werden kann. Im erſten Falle wird die Furche tiefer, im letzteren dagegen flacher werden. Hauptſächlich kommt es beim Stellen auf den Winkel an, welchen der Hakenbaum mit dem Höfte macht. — Das Umwenden des Erdbodens verrichtet der Haken auf eine unvollkommene Weiſe, und er reißt, zumal wenn zu breite Furchen gehalten werden, den Boden nicht ganz auf, indem zwiſchen den beiden Furchen ein Streifen Erde oder ein Kamm ſtehen bleibt, der jedoch mit loſer Erde überſchüttet wird. Es muß deßwegen mit dem Haken nie in derſelben Richtung, ſondern immer ins Kreuz und ſchräg gearbeitet werden. — Die kurze Wendung, welche man mit dem Haken machen kann, und die Möglichkeit, denſelben bei vorkommenden Hinderniſſen ſchnell abzuſetzen, machen ſeinen Gebrauch, beſonders auf ſteinigem, und mit vielen auszuweichenden Gegenſtänden erfülltem Boden ſehr vortheilhaft. Auch iſt er an ſteilen Anhöhen und Bergen ſehr gut zu gebrauchen, und viel bequemer wie jeder Pflug, indem man die Erde damit immer mehr abwärts werfen kann, ohne ſie doch ganz herab zu pflügen. Man kann bequemer nach allen Richtungen horizontal, ſchräg, gerade auf- und abwärts damit arbeiten, man kann ſelbſt in die Runde um einen Gegenſtand herum ackern. Die Erde wird durch ihn ganz vortrefflich durchgearbeitet, und zerkrümelt und das Unkraut herausgehoben. Eine Beſtellung, wobei der Pflug und der Haken wechſelsweiſe gebraucht werden, wird auf jedem etwas bindenden Boden vortrefflich, unter der Bedingung, daß man auch das ſcharfe Eggen nicht verſäume. Deßhalb zeichnet ſich auch in der That die Beackerung der Meklenburger Äcker unter dieſen Umſtänden ſo vortheilhaft aus, und man wird nicht leicht einen gegrabenen Gartenboden mürber und reiner, als eine gute Meklenburger Brache finden. (*Schilling.*)

Haken, Bergbau. Die Veränderung des Streichens eines Ganges. Wenn ein Gang ſich in das Hängende oder Liegende wendet, ſo heißt es: er wirft einen Haken. S. Gang. (*R.*)

Haken (der). Der liefländiſche Maßſtab für Bauerngüter. S. oben Hackenlandes S. 78 dieſes Bandes.

Haken (der), Waſſerbau, ſ. Höst, Höstwerk.

HAKEN (Christian Wilh.), wurde dem Poſtmeiſter Karl Wilhelm zu Greifswald den 12. Julius 1723 geboren. Der Großvater mütterlicher Seite, der Propſt Chriſtian Tornow zu Belgard, nahm ihn ſchon in ſeinem dritten Jahre zu ſich, um ihn zu erziehen, welches um ſo nöthiger war, da ſeine Ältern durch Unglücksfälle ihr ganzes Vermögen verloren und beide 1733 ſtarben. Im Mai 1740 nach dem Tode ſeines Erziehers bezog er das Gröfningſche Collegium zu Stargard und verließ es 1743, mußte aber wegen Mangels der Unterſtützung ſich bis in den Auguſt 1744 durch Privatunterricht das nöthige Reiſegeld zur Beziehung der königsbergſchen Hohenſchule verdienen. In Königsberg unterrichtete er in den Zwiſchenſtunden die Kinder mehrerer Vornehmen und verdiente ſeinen Unterhalt, bis er im December 1747 die Akademie verlaſſen konnte, um den Bruder ſeiner Mutter, einen Landprediger in ſeinem Amte zu unterſtützen. Als dieſer am 28. Febr. 1748 ſtarb, ſollte er ein Familienſtipendium erhalten und ſeine Studien noch drei Jahre in Halle fortſetzen. Mitten unter dieſen Veranſtaltungen erhielt er unvermuthet von dem Magiſtrat zu Cößlin den Ruf zu der Landpfarre Jasmund. Dieſem Amte ſtand er 22 Jahre vor, und erfuhr alle Drangſale, Plünderungen und Mißhandlungen im 7jährigen Kriege, die ihn in ſeinen häuslichen Umſtänden faſt zu Grunde richteten. Im J. 1770 ernannte ihn der Magiſtrat zu Stolpe zum erſten Paſtor an der Pfarr- und Marienkirche und der König ließ ihm bald darauf durch ſeine Regirung die Vokation zur Präpoſitur ertheilen. In Jasmund legte er zum Beſten ſeiner Nachfolger eine Kirchenbibliothek und kleine Naturalienſammlung an, und die Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin ernannte ihn 1773 zu ihrem Ehrenmitgliede. Er ſtarb am 20. December 1791. Sein Bildniß ſtehet in den Mannichfaltigkeiten vor dem 4ten Bande und im pommernſchen Archiv, Bd. III. (1784) Weihnachtsquartal, wo ſich auch S. 333 fgg. eine Nachricht von ſeinem Leben und ſeinen Schriften findet. Seine meiſten literariſchen Arbeiten beſtehen in Aufſätzen, welche verſchiedenen gelehrten Zeitſchriften einverleibt ſind, z. B. der Berliner Sammlung, den Mannichfaltigkeiten, den neuen Maunichfaltigkeiten, u. a. Für ſich beſtehende Schriften ſind, ſtille Betrachtungen über die Leiden Jeſu (in Verſen), Königsb. 1762. 8. — Verſuch einer diplomatiſchen Geſchichte der Stadt Cößlin, Lemgo 1765. 8. Fortſetzung, Stettin 1767 mit einer Jubelode an alle rechtſchaffene Patrioten der Stadt Cößlin bei ihrer fünften Jubelfeier. Sie erſchien erſt für ſich und ward 1766 auf dem Rathhauſe declamirt und ausgetheilt. — Wohlverdiente Ehrenſäule der Cößliner, wegen der unverbrüchlichen Treue, die ſie von den älteſten Zeiten her ihrem Landesherrn bewieſen. Berlin 1770. 4. — Erſter Beitrag zur Erläuterung der Stadtgeſchichte von Stolp. Stettin 1773. 4. Zweiter Beitrag. Danzig 1775. 4. Dritter und vierter Beitrag. Hiſtor. kritiſche Unterſuchung ſämmtlicher Nachrichten von der ehemaligen, auf der pommernſchen Küſte befindlich geweſenen und ſo hoch berühmten Seeſtadt Fomsburg (eine Preisſchrift). Kopenhagen und Leipzig 1776 (eigentlich 1775) 4. — Nachrichten von der Stadtſchule zu Stolpe und ihren Lehrern in Hahn's und Pauli's pommernſchem Archiv 1s St. 1785. — Lebensbeſchreibungen denkwürdiger zu Stolpe geborner Männer, welche ſich durch große Talente, Gelehrſamkeit und Vaterlandsliebe hervorgethan haben. Ebend. St. 2. 1785. Auch einige Reden und Predigten ließ er drucken. Er hat auch ein hinterpommernſches Idiotikon ausgearbeitet. (*Rotermund.*)

HAKENBAND, HASPE, ein jedes Fenſter-, Laden- oder Thürband, welches ſich um die Angel eines Hakens bewegt, und hier alſo mit einem Ringe, einer Hülſe, Öhre oder Öſe verſehen iſt, um hiedurch in der Angel zu hängen oder auf dem Haken feſtzuſitzen,

Digitized by Google

anderer Seits aber aus einem oder aus mehreren Lappen, einem verbreiteteren Theile beſteht, der weniger oder mehr ausgebreitet, einfach oder doppelt iſt, und oft der Zierlichkeit wegen nach allerlei Formen ausgehauen wird, von denen dann die Bänder verſchiedene Namen erhalten. Die einfachſten aber heißen Haspen. Dieſe Lappen werden mit Löchern verſehen, um das Band vermittels Nägel oder Schrauben, die durch dieſe Löcher in den Thürflügel eingreifen, an letzteren zu befeſtigen. (*Leger.*)

Hakenbaum, ſ. Gerüste.

HAKENBOHRER im Bergbaue, iſt ein Bohrer, vorn mit einem Löffel und vor dieſem mit einem Haken verſehen, welcher an eine lange eiſerne Stange angeſchweißt iſt. (*St.*)

HAKENBÜCHSEN. Ein Feuergeſchütze, urſprünglich (um das 15te Jahrhundert) verkleinerte Feldſchlangen (Colubrines), die jedoch ſo ſchwer ausfielen, daß ſie mit Händen nicht bewegt werden konnten, deßhalb entweder an die Mauern der Burgen und Feſtungen oder an die Schießlöcher der Mordkeller gelehnt, oder auch auf hölzerne Böcke gelegt und, hier wie dort, durch Haken befeſtigt wurden. Später, nach Erfindung des Radſchloſſes (1517 zu Nürnberg) erhielten ſie Kolben in Gabelform, und wurden ſoweit tragbar gemacht, daß der Schütze ſie von einer Schießſcharte zur andern ſchleppen und, indem er den am Schafte befeſtigten Haken in die Mauer oder ſonſtiges Bollwerk zur Verminderung des Rückſtoßes feſt einſchlug, an geeigneter Stelle und im Anſchlage abfeuern konnte. In dieſer Geſtalt erhielten ſie den Namen Doppelhaken. Ihre Ladung war 4 bis 8 Loth Blei. So wie im Fortſchreiten der Feuertaktik das Bedürfniß leichter Handgeſchütze ſtieg, verloren dieſe Büchſen ihre Haken, erhielten mindere Eiſenſtärke, eine zweckmäßigere Schäftung und franzöſiſche Schlöſſer (erf. 1640). In ihrer alterthümlichen Geſtalt findet man ſie gegenwärtig in Zeughäuſern und Rüſtkammern; als ihre Abkömmlinge ſind die noch jetzt bei Vogel- und Scheibenſchießen üblichen Standbüchſen, ſo wie die Wallmusketen als Sprößlinge der Gabelbüchſen, anzuſehn*). (*Benicken.*)

HAKENHAUE, eine breite, eingebogene Haue, deren ſich die Minengräber in feſtem und lehmigem Boden bedienen. (*St.*)

HAKENHUFE (die), uncus, ein in Pommern früherhin üblicher Ausdruck, ein Stück Landes von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, zu bezeichnen. Die roſchild'ſche Conscriptio Siliginis episcopalis in terra Ruye vom J. 1294 bezeichnet durch unci die Arealgröße mancher genau bekannter Güter eben ſo oder faſt eben ſo groß, als ſie noch jetzt iſt, hinreichend urkundlicher Beweis, daß die Hakenhufe von jeher den Flächeninhalt von 15 Morgen, jeden zu 300 □Ruthen, gehabt habe. Die Hakenhufe wird auch die wendiſche Hufe genannt, und ſoll jene ihre Benennung davon haben, weil die Wenden ihren Acker nur mit einem Haken pflügten. Richtiger möchte hindeuten, was Adelung ſagt: „Hakenhufe bedeutet hier vermuthlich ſo viel Land, als „mit einem Haken das Jahr über bequem beſtellt wer„den kann." Vermuthen dagegen darf man mit mehr Gewißheit, daß dieſes Ackermaß von Dänemark herüber gekommen iſt, da König Waldemar in einer Urkunde von 1240 und K. Erich in der von 1249 ſchon der unci erwähnen, und die oben genannte Conscriptio Siliginis kein andres Maß als dieſe unci mit ihren Unterabtheilungen, den jugera, anführt, während in den frühern und gleichzeitigen pommernſchen Urkunden nur noch mansi vorkommen, und da überhaupt im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte die damaligen Einwohner des jetzigen ſtralſunder und ſtettiner Reg. Bezirkes unbezweifelt von den Dänen viele Gebräuche und Einrichtungen angenommen haben. Siehe oben S. 176 den Artikel Hägerhufe, und vergleiche ökonomiſch-juriſtiſche Anmerkungen über Schweder's Traktat von Anſchlagung der Güter in Pommern u. ſ. w. unter Vorſitz des Auguſtin Baltzer, von Fr. Achat von Uesdohm. Greifswald 1739. 4. S. 28, wo ausführlichere Nachricht von den verſchiedenen in Pommern gangbaren Hufen, als Häger-, Land-, Hacken-, Prieſter- (zu 20 Morgen) und Tripelhufen (zu 3 Hackenhufen oder 45 Morgen, mehr in Hinterpommern üblich) gegeben wird. Die beiden letzten kommen in gedruckten Urkunden höchſt ſelten vor. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

In Niederſachſen hält dieſes Feldmaß ebenfalls 15 Morgen, und unterſcheidet ſich von der Dorf- und Landhufe, die 30 Morgen, der Tripelhufe, die 45 Morgen, und einer Hägerhufe, welche 60 Morgen umfaßt. In der Mark dagegen iſt eine Hakenhufe nur 2 große Morgen, jeder von 400 rheinl. □Ruthen groß (ſiehe Wegweiſer durch Berlin und Potsdam, Berlin 1821. S. 102). (*Schilling.*)

Hakennagel, ſ. Nagel.

Hakenpflug, ſ. Haken oben S. 216 dieſ. Bandes.

HAKENPFLÜGEN. Wenn man Heiden, Wieſen oder Kleefelder friſch umbricht, ſo pflegt man, um die Raſenſtöcke recht zu zerſtückeln, das Ackerſtück einmal nach der Länge und dann nach einiger Zeit nach der Breite umzuſtürzen, und nennt dieß Pflügen Hakenpflügen. Dieſes Querſtürzen muß aber bei recht trockener Witterung geſchehen, damit die Wurzeln um ſo eher verrotten, und die Erdſchollen beſſer zerfallen. (*Schilling.*)

HAKENPULVER, urſprüngliche Benennung des gekörnten Pulvers, das lange Zeit, nur zur Ladung des Handgeſchützes gebraucht wurde, während man für das ſchwere Geſchütz ſich durchgängig des Mehlpulvers bediente. (*Benicken.*)

*) Vgl. Theuerdank Kap. 57. *Pistor.* rer. Germ. T. III. p. 450. Acta Mogunt. Vol. I. p. 516. G. *Daniel* hist. de la milice françoise. Vol. I. Tab. 33. *Fam. Strada* de bello belg. L. VI. *Venturi* Mem. etc. überſetzt von G. Röblich.

HAKENRICHTER, iſt in Eſthland ein gewöhnlich aus dem Adel erwählter Beamter, der Juſtiz- und Polizei-Geſchäfte z. B. Hilfsvollſtreckungen und den Wegebau zu leiten hat. (*Emminghaus.*)

Hakenſchar, das Schar am Haken, ſ. Haken oben S. 216 dieſes Bandes.

HAKENSCHEIBE, heißt die eiſerne, mit einem Haken verſehene Scheibe, welche an dem Achsſchenkel des Vorder- und Hinterrades vor einen Wagen geſteckt wird, das dritte oder auf der Wildbahn gehende Pferd daran zu ſpannen. (*Schilling.*)

HAKENSCHLACKE, eine Schlacke, welche ſich, vorzüglich beim Schmelzen ſtrengflüſſiger Eiſenerze und bei zu weiten Geſtellen, in Geſtalt von Klumpen in den Herden feſtſetzt. Sie beſteht gewöhnlich aus einem Gemenge von Schlacke, Eiſen und Brennmaterial und hat ihren Namen daher, weil ſie von Zeit zu Zeit mit Haken aus dem Herde gezogen werden muß, um das Verſtopfen des Ofens zu verhüten. (*A. Schmidt.*)

Hakenschlüssel, ſ. Schlüssel.

HAKENSCHÜTZEN, eine beſondere Art von Büchſenmeiſtern, zur Abtheilung der Schlangen- oder Feuerſchützen gehörig. Eine Anzahl derſelben wurde bereits unter Kaiſer Karl V. auch zur Friedenszeit beſoldet. Ihre Beſtimmung war: von den Mauern und Wällen der Feſtungs- und Feldſchlangen aus mit ihren Hakenbüchſen einzelne Feinde, beſonders recognoscirende Generale und Officiere vor der Fronte der Truppenlinien oder Sturmcolonnen wegzuſchießen. Sie mußten demnach gute Treffer überhaupt, mit der Ladung, Schußweite und Geſchoßbahn ihrer Geſchütze wohl bekannt ſeyn *). (*Benicken.*)

Hakenziegel, ſ. Ziegel.

HAKER. So werden in einigen Gegenden Niederſachſens diejenigen Bauern genannt, welche nur ſo viel Land haben, als ſie mit einem Haken des Jahres bearbeiten können. Hakengut iſt das Beſitzthum eines ſolchen Bauers. Im Meklenburgſchen heißt auch der Knecht, der mit dem Haken arbeitet, ein Haker. (*Schilling.*)

HAKEWELL (Georg), war 1577 zu Exeter in Devonſhire geboren, ſtudirte zu Oxford, wurde daſelbſt Rektor des Collegiums von Exeter, Doktor der Theologie, und Archidiakonus in Surrey und ſtarb am 2. April 1649. Er ſchrieb in engländiſcher Sprache wider die Königsmörder, London 1612. 8. Dieſe Schrift erſchien im folgenden Jahre lateiniſch. — Vom heiligen Abendmahl. Ebend. 1641. 8. — Von der Praxis der erſten Kirche bei der Firmelung. Ebend. 1613. Aber ſein vornehmſtes Werk, welches zu ſeiner Zeit in England häufig geleſen wurde, war an apology or declaration of the power and providence of God in the government of the world, proving that it doth not decay. Lond. 1627, deſſen dritter Ausgabe 1635 noch 2 Abhandlungen angehängt ſind. Auch hat er 12 Reden über David und ſeine Familie hinterlaſſen. — Sein Bruder William war ein eifriger Puritaner und Anhänger Cromwells: er ſchrieb ein heftiges Pamphlet the liberty of the subject against the pretended power of impositions. Lond. 1641. 4. das ihm die Gunſt der damaligen Machthaber erwarb, nach deren Falle er gleichfalls vergeſſen iſt. (*Rotermund.*)

HAKIM, im osmaniſchen Geſetze der Befehlshaber, ein Titel, der zugleich allen Mollas oder Richtern gehört: Hakimi scheri heißt der Kadi in ſeiner Eigenſchaft als Richter im Gegenſatze zu Hakimi urf, womit der politiſche Befehlshaber bezeichnet wird †). (*H.*)

Hakim, ſ. am Ende dieſes Bandes.

Hakk — Hakkan — Hakkvirdi, ſ. am Ende dieſes Bandes.

HAKLUYT (Richard), ein engländiſcher Geiſtlicher, als nautiſcher Geſchichtsſchreiber berühmt, war aus einer alten angeſehenen Familie entſproſſen, und um 1553 zu Eyton oder Yetton in Herefordſhire geboren. Er ſtudirte zu Oxford, hielt daſelbſt öffentliche Vorleſungen über die Kosmographie, und begleitete 1584 den engländiſchen Geſandten Sir Eduard Staffort als Kaplan oder Geſellſchafter nach Paris. Nach ſeiner Rückkunft erhielt er 1605 eine Präbende an der Collegiatkirche von Weſtmünſter und das Rektorat zu Wetheringſet in Suffolk, und den 23. October 1616 ſtarb er. Von früher Jugend an erregte alles, was auf Seereiſen und Länderentdeckungen Beziehung hatte, ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, und die ſorgfältigſten Nachforſchungen darüber machte er gleichſam zur Aufgabe ſeines Lebens. So entſtand, nach vieljähriger Vorbereitung, ſein noch immer ſehr geſchätztes Hauptwerk: The principal navigations, voyages and discoveries of the english nation, made by sea or over land to the most remote and farthest distant quarters of the earth, at ayn time, within the compasse of these 1600 years. Lond. 1689. fol.; vollſtändig Ib. 1598—1600. Vol. III. fol. Der erſte Band dieſer ſehr ſeltenen Ausgabe erhielt 1599 einen neuen Titel, aber es wurde aus demſelben der Bericht von Eſſer Expeditionen nach Cadix Seite 607—620 weggenommen, weil dieſer Liebling der Königinn Eliſabeth in Ungnade gefallen war. Jeder Band hat einen weitläufigen Titel, welcher die Länder anzeigt, wohin die Reiſe ging. Der erſte Band enthält die Reiſen nach Norden und Nordoſt, von Island an bis nach der Tatarei, ungefähr bis zum 40ſten Grad nördlicher Breite; der zweite, die Reiſen nach Süden und Südoſt in 2 Abtheilungen, in der erſten die Reiſen durch die Straße bei Gibraltar nach Afrika, Europa und Aſien, ungefähr bis zum 15ten Grad nördlicher Breite; in der zweiten Abtheilung die Reiſen bei der Straße vorbei, nach Afrika, und von da nach dem ſüdlichen Theil von Oſtindien. Der dritte Band begreift die Reiſen nach Amerika, nebſt Drake's und Can-

*) Vergl. außer den vorher S. 218 beim Art. Hakenbüchsen angezeigten Schriftſtellern noch Nic. Tartaglio's; Vannucci Biringoccio's; Diego Ufano's; Jacob Preuß's; Sturm's ꝛc. Werke über Artillerie und deren Gebrauch.

†) Nach Hammer's Statsverfaſſung der osman. Reiche. II. S. 388 u. 488.

Digitized by Google

diſh Reiſen um die Welt†). Eine neue Auflage des ganzen Werks erſchien zu London 1809 in 5 Quartbänden. Damit iſt zu verbinden: A selection of curious, rare and early voyages and histories of interesting discoveries etc. 1812. 4. Es ſind 14 durch Hakluyt und A. früher einzeln herausgegebene Reiſeberichte, die aber in dem Hauptwerke nicht befindlich ſind. Hakluyt ſelbſt hat in ſeine Sammlung mehrere ſeltene Stücke aufgenommen, die ohne ihn wahrſcheinlich verloren gegangen wären. Er ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, ſeine Landsleute von den ihnen gemachten Vorwürfen zu reinigen, indem er ihrem Muth und Unternehmungsgeiſte Gerechtigkeit widerfahren ließ. Außer ſeinem großen Werke überſetzte er auch einige Reiſen aus dem Portugieſiſchen ins Engliſche, und edirte: Petri Martyris Anglerii decades octo de orbe novo, diligenti temporum observatione et utilissimis annotatt. illustratae, suoque nitori restitutae, labore et industria R. Hakluyti. Par. 1587. fol. Durch Hakluyt's Bemühungen wurde in den engländiſchen Schulen der Gebrauch der Globen, Sphären und anderer Hilfsmittel zur Beförderung des geographiſchen Unterrichts eingeführt. Aus dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Erdkunde legten einige engländiſche Seefahrer einer Inſel, einem Vorgebirge auf Spitzbergen, und einem Fluſſe bei Petſchova den Namen Hakluyt bei ††). (*Baur.*)

HAKON, HAGUIN, HAAGEN, Könige von Norwegen. 1) Der Gute, ein Sohn des Königs Harald Harfager (Schönhaar), den derſelbe 915 mit der edlen Thora von Moſtar, ſeiner Beiſchläferinn, erzeugt hatte. Er wurde auf einer Seereiſe geboren, und nach uralter norſiſchen Sitte von Sigurd, Jarl von Hlada, durch Beſprengung mit Waſſer dem Gotte Thor geweiht. Unter der Pflege Sigurds verlebte er ſeine Knabenjahre: zum Jünglinge herangereift, wurde er zum Könige Athelſtan nach England geſandt, der ihn als einen lieben Verwandten aufnahm, ihn in allen ritterlichen Künſten unterrichten ließ, und als die Kunde von Harald Harfagers Tode und der Thronbeſteigung des wilden und blutdürſtigen Erick Blutbeil 935 nach England kam, ihm eine Flotte anvertrauete, um ſein Anrecht an den väterlichen Thron, worauf ihn das Mißvergnügen der Normänner rief, auszuführen. Allein ein Sturm zerſtreuete die Flotte, und Hakon wurde faſt allein auf die wiigiſchen Küſten in einer Gegend geworfen, wo gerade König Erick ſein Hoflager hielt. Der Jüngling begab ſich ſogleich nach Thränd (Tronthielm) zu ſeinem Erzieher, den Jarl Sigurd, der ſogleich die Thränder zuſammenberief, ihnen die Unbilden des tyranniſchen Erick Blutbeil und deſſen Gemahlinn Garnild, der Giftmiſcherinn, vor Augen hielt und dann den kräftigen ſchönen Hakon als Retter des Vaterlands, als ihren König vorſtellte. Alle Thränder jauchzten ihm Beifall zu; Hakon wurde zum Könige ausgerufen, und die übrigen Landſchaften Norwegens folgten Thränds Vorgange. Erick Blutbeil ſah ſich genöthigt, die Krone ſeinem unechten Bruder zu laſſen, und nach Dänemark zu fliehen, wo er 936 ſtarb. Aber kaum ſah ſich Hakon auf dem Throne befeſtigt, ſo erſchien eine däniſche Flotte an den Küſten Wiigens; er jagte ſelbige zurück, verfolgte ſie bis in den Sund und machte auf Halland, Schonen und Jütland vorübergehende Eroberungen. Der däniſche König Harald Blauzahn nahm indeß öffentlich Ericks Gemahlinn und Söhne in Schutz und unterhielt den Krieg, der, wenn auch ſiegreich von Hakons Seite, doch in abwechſelnden Pulſen bis an das Ende ſeines Lebens anhielt. Trotz dem, daß Hakon ſelten die Waffen aus der Hand legen konnte, muß man es ihm zum Ruhme nachſagen, daß er dabei nie den Wohlſtand ſeiner Unterthanen aus den Augen verlor und denſelben auf alle Weiſe förderte: unter ihm blühete der Handel, die Fiſcherei an den Küſten und in den Lofodden kam hoch empor; er hielt ſeine Jarls in ſtrenger Abhängigkeit und herrſchte außerdem ſo milde und gerecht, daß er dadurch die Provinzen Wärmland und Jämtland für ſein Reich gewann; er theilte die Sylke (Provinzen) ſeines Reichs, um es vor unvorhergeſehenen Überfällen zu ſichern, in gewiſſe Skipreide ein, eine Einrichtung, die indeß den Zweck verfehlte und nicht verhindern konnte, daß der König ſelbſt auf dem Eilande Fährdey von Erick Blutbeils Söhnen überfallen wäre, eine Gefahr, woraus ihn doch noch die Treue und Selbſtaufopferung des tapfern Eigil Ulſenk rettete. Damals gehörten noch die Orkneys, die Shetlands und ein Theil der Harbuden zu Norwegen: die Orkneys trennten ſich von demſelben und ernannten den Jarl Arnſin, Gemahl von Erick Blutbeils Tochter Ragnhild zu ihrem Jarl. Hakon hatte in England das Chriſtenthum und den Gott der Chriſten kennen gelernt: er war einſichtsvoll genug, um Übertritt ſeines Volks zu dem chriſtlichen Glauben als das nächſte Mittel zur Civiliſirung desſelben zu erkennen, und trat daher ſelbſt mit ſeiner Familie und ſeinem Hofe zu demſelben über. Aber ſein Vorgang fand keine Nachfolge, und da er verabſcheuete, gewaltſame Mittel zu ergreifen, ſo blieb vor wie nach der Dienſt des Thors in Norwegen aufrecht. 950 überfielen ihn Ericks Söhne zu Storte, wo er eben Hof hielt: er jagte ſie zwar zu den Schiffen zurück, erhielt aber bei dieſer Gelegenheit durch einen Pfeil, der unter dem Arme in die Bruſt eindrang, eine tödtliche Wunde. Sterbend vermachte er ſein Norwegen Ericks Blutbeils älteſtem Sohne Harald Graafeld mit Übergehung ſeiner eignen Tochter Thora [1]). 2) Der Zweite, ein Sohn Magnus I., wurde nach des Vaters Tode von den Thrändern und Upländern

†) Vollſtändig und mit Benennung aller einzelnen Reiſen, iſt der Inhalt angegeben in Stuck's Verzeichniß von Land- und Reiſebeſchreibungen S. 418—423. ††) *Wood* antiq. Oxon. und *Witte* diarium biograph. *Clemens* bibl. cur. T. IX, 346. Biogr. univ. T. XIX. (von Eyriès). Ebert's bibliograph. Lexikon.

1) *Snorre Sturlesons* Heims Kringla. — *Torfaei* histor. Norw. II. — *Saxo* Grammaticus. — *Hovedani* annales in *Saville* script. rer. Angl. — *Lindenbrog* script. rer. german. septentr.; edit. *Fabricii.*

Digitized by Google

als König anerkannt, wogegen die ſüdlichen Provinzen oder die Wiigen dem Sohne Olav Kyrres, Magnus III. huldigten. Hakon hatte ſich bereits als ausgezeichneter Krieger durch kühne Seezüge nach Biarmeland ausgezeichnet, und verdiente die Krone mehr, als der mißtrauiſche und geizige Magnus III., dem auch bald die Doppelregirung verhaßt wurde und der daher Hakon zu verdrängen ſuchte. Allein ein Anfall auf Thränd wurde durch die Treue der Bürger vereitelt, und Magnus ſah ſich genöthigt, ſich dem Gulating in die Arme zu werfen. Hakon, der ihm nach Wiigen nacheilte, zog ſich bei dem Übergange über den Dovrefield auf der Rebhühnerjagd eine Verkältung zu und ſtarb 1089 im zweiten Jahre ſeiner Regirung, im 35ſten ſeines Alters. Magnus erhielt nun das ungetheilte Reich [2]). 3) Der Dritte, ein Sohn Sigurd II., den er mit einer Beiſchläferinn Thora gezeugt hatte. König Harald IV. Alleinherrſcher von Norwegen, theilte bei ſeinem Tode ſein Reich unter ſeine 3 Söhne Sigurd II., Ingo I. und Eyſtein I. Sigurd I. wurde 1155 von Ingo I. erſchlagen und dieſer bemächtigte ſich ſeines Antheils, aber Eyſtein wollte davon die Hälfte haben und erhob deßhalb einen Bruderkrieg, den Eyſteins Tod 1157 nicht endigte. Seine Partei berief Sigurds 10jährigen Sohn Hakon Härdebred zu ihrem Könige, der auch 1158 nach Thränd ging und die Huldigung von dem Drittheile des Reichs, das ſein Vater beſeſſen, einnahm. Ingo II. blieb 1158 in einer Schlacht, aber die ſüdlichen Normänner erhoben nun Magnus, Erlings Stacks fünfjährigen Sohn zum Könige, und deſſen Vater zum Reichsverweſer. Dieſer landete mit däniſchen Hilfstruppen bei Bergen, nahm dieſe Stadt und Tunsberg in Beſitz, und erſchlug Hakon 1162 in einem Treffen bei Bergen [3]). 4) Der Vierte, König Swerrers Sohn, der 1202 ſeinem Vater folgen ſollte. Allein dieſer hatte es mit dem Volke und mit der Geiſtlichkeit verdorben, die auf ihn durch Papſt Innozenz III. den Bannſtrahl geſchleudert und ſeiner Schweſter Sohn Ingo II. zum Könige erwählt hatte, dem auch der größere Theil Norwegens zugefallen war. Hakon IV. gelang es, ſich mit dem Klerus auszuſöhnen und den Bann zu löſen, der auf ihm und ſeiner Familie lag. Dieß verſchaffte ihm das Übergewicht: Ingo II. wurde von Allen verlaſſen, und Hakon herrſchte ſeitdem über das ganze Norwegen, das in ihm einen weiſen gerechten Fürſten fand. Aber ſchon 1204 raubte ein Gifttrank, den ihm ſeine Schwiegermutter, die ränkevolle Margarethe von Schweden am Weihnachtsfeſt kredenzt haben ſoll, das Leben [4]). 5) Der Fünfte, Gamla oder der Alte genannt, Hakons IV. Sohn, würde der unbeſtrittene Erbe Norwegens geweſen ſeyn, wenn nicht über ſeine Geburt, die nach des Vaters Tode erfolgte, Zweifel entſtanden wären. So traten ſogleich eine Menge Thronkompetenten auf, indeß wurde Ingo II. doch überall bis 1217, wo er ſtarb, als König anerkannt. Nach deſſen Tode hob das Volk wider den Willen des Klerus den nun herangewachſnen Hakon auf den väterlichen Thron und das Gulathing zu Bergen erklärte ſich für ihn. Indeß waren die übrigen Parteien im Reiche, worunter Bagler und Birkenbeiner die vornehmſten waren, damit keineswegs zufrieden: die Bagler, die Hakon für einen Baſtard ausgaben, wählten in Wiigen den Jarl Philipp zum Könige, und da dieſer 1218 ſtarb, ſo warben um die Krone der Jarl Skule, der Jarl Gutorm, der Jarl Knud, der Jarl Sigurd Ribbung, alle näher und entfernt mit dem königl. Hauſe verwandt, und ſuchten ihre Anſprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Des Königs Mutter unterwarf ſich, um die Legitimität ihres Sohnes zu beweiſen, der Feuerprobe und beſtand ſie: dieß verſchaffte Hakon auf dem allgemeinen Reichstage, der am 15. Auguſt 1223 zu Bergen zur Abwägung der Rechte dieſer Prätendenten an die Krone eröffnet war, das Übergewicht, die Bagler huldigten ihm und nach und nach traten die Thronbewerber ſämmtlich ab, wurden von Hakon gewonnen oder verloren ſich: nur der ehrgeizige Skule, obgleich der König ſeine Tochter Margarethe geehlicht und ihn ſelbſt zum Herzoge erhoben hatte, gab ſeine Anſprüche auf den Thron erſt mit ſeinem Leben auf, er fiel im Kloſter Hergeſetter 1240, nachdem er das Reich mehrere Male durch ſeinen Ehrgeiz in Feuer und Flammen geſetzt und verſchiedentlich nahe daran geweſen war, ſeinen Zweck zu erreichen. Mit ihm verloren ſich auch die Parteien, die bisher Norwegen verwüſtet hatten und beſonders von den benachbarten Dänen und Schweden zum Verderben des Reichs häufig aufgewiegelt waren: die letztern waren die Ribbunger. Da es nun endlich Ruhe und Frieden im Reiche wurde, ſo fing Hakon an, ſeine längſt entworfenen Plane zu deſſen Emporbringung in Ausführung zu bringen. Er regulirte zuerſt die Thronfolge, bisher der Zunder zu allen Verwirrungen, die Norwegen bewegt hatten: nicht mehr die Feuerprobe ſolle das unbezweifelbare Recht des Kronprätendenten erhärten, ſondern die Krönung demſelben die Sanction geben, daher er ſich dann nicht allein ſelbſt, ſondern auch ſeinen älteſten Sohn Hakon VI., den er 1240 eben, als ihm von Seiten Skule's eine nahe Gefahr drohete, um ihr muthig entgegen gehen zu können, zum Könige ausrufen laſſen, krönen ließ; zugleich wurde den natürlichen Söhnen eines Königs das Recht zur Thronfolge genommen. Auch in den Gerichten wurde die Feuerprobe ſelbſt unter Auctorität eines päpſtlichen Legaten, der nach Norwegen kam, um gewiſſe politiſche Entwürfe durchzuſetzen, und zugleich für die Dataria Geld aufzutreiben, abgeſchafft, Strafen für Fehde, Raub und Mord feſtgeſetzt, den Niedern Schutz gegen die Bedrückungen der Jarls verliehen, und überhaupt eine Polizei geſchaffen, die der Norden bisher noch gar nicht kannte. Daß indeß Hakon bei allen dieſen Einrichtungen Vergrößerung der königl. Gewalt, Beſchränkung der Vorrechte der Jarls

2) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron., ud satt paa Danske of Peder Clausson. — *Torfaei* orcades. 3) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Schoening* forsög til Forledninger i den gamle danske og norske hist. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chronica. 4) *Torfaei* hist. Norw. III. — *Snorre Sturleson* Norske Kongers chronica.

Digitized by Google

und großen Proprietäre beentzweckte, geht aus allen Schritten, die der König that, hervor: wer mag es ihm verargen, daß er ſich dabei des geiſtlichen Arms bediente? Der Legat Innozenz IV. mußte den Normännern begreiflich machen, daß alle Regirungsformen außer der monarchiſchen mit dem Chriſtenthume unverträglich ſeien, und daß der Bannſtrahl ſich auf jeden herabſenken würde, der ſich gegen ſeinen König empöre, wofür ihm dann auch ein Gratial von 500 Mark Sterling, dem Papſte aber 5000 Mark wurden. Auch regulirte derſelbe Legat die hierarchiſchen Verhältniſſe Norwegens, wie ſie der König wünſchte, aber den Kreuzzug, den ihm der Papſt vorſchlug und dazu ein Drittel aller geiſtlichen Einkunſte verwilligte, wies er weislich von der Hand, weil er wohl einſah, daß es dabei nicht auf die Ungläubigen, ſondern vielmehr auf des Papſtes Feind Kaiſer Friedrich II. abgeſehen ſei, den er perſönlich hoch achtete. Überhaupt genoß damals das kleine Norwegen eine große Achtung in der europäiſchen Republik, und Hakon ſtand in freundſchaftlichen Berührungen mit den meiſten entfernten Fürſten ſeiner Zeit, mit ſeinen nächſten Nachbarn aber hatte er manchen Strauß zu beſtehen, woraus er mit Glücke ſich wand. Einem gedroheten Einbruch der Schweden 1248, die ſich für ſeine frühere Verheerung Wärmlands rächen wollten, kam er zuvor: indem er ſeinen Sohn mit Ericks des Liſpelnden Tochter vermählte und mit den Schweden ein Bündniß gegen den König Abel von Dänemark verabredete, das wenigſtens zur Folge hatte, daß Abels Nachfolger Chriſtoph Genugthuung für die Plünderung norſiſcher Kaufleute gab und die Partei der Folkunger in Schweden verließ; als er indeß in der Folge die Bedingungen des Vertrags nicht erfüllte, verheerte 1256 Hakon mit einer Flotte von 360 Fahrzeugen Hallands Küſten und legte 10 Schiffe in den Straumſund, die den Dänen eine ſtarke Abgabe an Vieh auflegten; der Frieden kam 1257 zu Stande, und die Vermählungen des zweiten Sohns des Königs Magnus mit der däniſchen Prinzeß Ingeburg verſöhnte beide Parteien. 1261 erfolgte die Unterwerfung der Isländer und Grönländer unter die Hoheit von Norwegen, auch beſetzten in eben dieſem Jahre die Normänner alle die Inſeln an den ſcotiſchen und iriſchen Küſten, die König Magnus Baarfuß zum Reiche gebracht hatte, von neuem. Hakon V. ſtarb am 15. December 1262, die Krone ſeinem zweiten Prinzen Magnus, den er nach dem Tode des älteſten Hakon bereits 1257 zum Könige ausrufen laſſen, hinterlaſſend[5]. 6) Der Sechste, älteſter Sohn des vorigen, wurde ſchon bei Lebzeiten des Vaters zum Könige gekrönt und war deſſen Mitregent, ſtarb aber vor dem Vater 1256; ſein unmündiger Sohn Swerres 1260. 7) Der Siebente, Sohn König Magnus VII., beſtieg 1299 nach dem Tode ſeines ältern Bruders Erick II. den Thron und wurde mit ſeiner Gemahlinn zu Bergen gekrönt. Den von ſeinem Bruder angefangenen Krieg beendigte er durch einen Waffenſtillſtand, der 1304 bei einer mündlichen Unterredung der beiden feindlichen Könige in einen Frieden verwandelt wurde. Er beruhigte hierauf 1307 Island, das 1300 durch einen ungewöhnlich heftigen Ausbruch des Hekla ungemein gelitten und ſich 1305 der Einführung der Güterſteuer widerſetzt hatte, Anfangs durch ſtrenge Maßregeln, verſöhnte indeß in der Folge die Bewohner dieſes Polarlandes durch mancherlei wohlwollende Einrichtungen. Da er keine männlichen Nachkommen und nur eine Tochter Ingeburg hatte, ſo brachte er 1302 auf dem Storthing zu Oslo ein Reichsgeſetz über die Erbfolge und Reichsverweſung zu Stande, das noch als ein merkwürdiges Dokument aus dem Statsrechte der damaligen Zeit daſteht. Er verlobte in demſelben Jahre ſeine Tochter Ingeburg mit dem Herzoge Erick von Schweden, König Birgers Bruder, wodurch er in den Bruderzwiſt, der damals in Schweden herrſchte, verwickelt wurde, brach auch 1308 mit Erick, und verſprach am 17. Julius im Unmuthe Ericks Verlobte König Birgers Sohn Magnus zu vermählen. Daraus entſpann ſich ein Krieg zwiſchen Hako, der die Dänen und den ſchwediſchen König Birger zu Bundesgenoſſen hatte, und Erick, der mit einer großen Erbitterung, aber wechſelndem Glück geführt wurde. Erick, der ſeine Braut innig liebte, bot endlich die Hand zum Vertrage, und Hakons Beichtvater Erick, der Sohn des unglücklichen ſchwediſchen Königs Woldemar, brachte es auch wirklich dahin, daß Hako den däniſchen Antrag aufhob und am 29. Sept. 1312 Ingeburg mit Herzog Erick zu Osla wirklich vermählte, den däniſchen König aber mit 4000 Mark Cölniſch und der Grafſchaft Halland, womit indeß der ſchwediſche Herzog belehnt werden ſollte, abfand. Hierdurch wurde Ruhe im Norden und der König konnte nun ſein Augenmerk auf das Innere ſeines Reichs richten, deſſen Handel er vor Allem zu heben ſuchte: er gab 1313 der Stadt Bergen ein neues Stadt- und Handelrecht und ſchränkte 1316 und 1317 die Vorrechte der Hanſeſtädte, die ſie bisher zum Nachtheile der eingebornen Kaufleute ausgeübt hatten, auch ſchloß er den 29. Octbr. 1312 einen Freundſchaftsbund mit dem ſcotiſchen König Robert I., wodurch ſeinen Unterthanen auf den Orkneys Handelsvortheile zugeſichert wurden. Die Karelen und Finen, die die nördlichen Gegenden des Reichs beunruhigten, wurden zurückgejagt und die letztern 1316 zur Huldigung gezwungen. Einen ihm angetragenen Kreuzzug lehnte er weislich ab, aber das traurige Schickſal ſeines Eidams Erick, den ſein Bruder König Birger 1317 den Hungertod ſterben ließ, verwickelte ihn in einen neuen Krieg mit Schweden, deſſen Ende er nicht erlebte, indem er bereits am 8. Mai 1319 ſtarb. Mit ihm erloſch im Mannsſtamme die Reihe der norwegiſchen Könige aus Harald Harſagers Blute; indeß ſetzte ſeiner Tochter Ingeburg Sohn, Magnus Smeek den Stamm fort[6]. 8) Der Achte, Sohn Magnus

5) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Snorre Sturleson* Norske Konger chron. — *Thom. Rymer* acta publ. inter reges Angliae et alios habita. Hag. 1739. Tom. I. — Chron. reg. Scand. hinter *Cambdeni* Britannia antiqua.

6) *Torfaei* hist. Norw. IV. — *Pontoppidan.* ann. Danicae ecclesiast. I. — *Hvitfeld* Danmarks Rigis Krönike. — *H. Wil-*

Digitized by Google

Smeek, Königs von Schweden und Norwegen, und Urenkel Hakon VII., wurde 1343 von ſeinem Vater nach dem Wunſche der norwegiſchen Stände zum Könige von Norwegen ernannt, und ihm von den Reichsſtänden am 6. Auguſt desſelben Jahrs, von der Landſchaft Bohus aber im folgenden Jahre der Eid der Treue geleiſtet. Indeß behielt ſein Vater Magnus das Heft der Regirung in Händen, und ob derſelbe gleich dem Sohne 1351 dasſelbe wirklich übergeben mußte, ſo blieb er doch in der That Herrſcher und Hakons Regirungsgeſchichte iſt dergeſtalt in die des Vaters verflochten, daß ſie ſich von derſelben nicht trennen läßt, daher deren Erzählung bis auf dieſen Artikel verſchoben bleiben muß. 1359 verlobte ihn ſein Vater mit der däniſchen Prinzeſſinn Margarethe, und obgleich Hakon von derſelben abſprang und ſich mit der liebenswürdigen Gräfinn Eliſabeth von Holſtein verſprach, ſo wurde er doch durch die däniſchen Intriguen bewogen, der Statsklugheit das Opfer zu bringen, und am Oſterfeſte 1363 der däniſchen Margarethe ſeine Hand zu geben, nachdem Eliſabeth in dem Kloſter Wadſtena den Schleier genommen. Sie gebar ihm Olav V., der nach des Vaters Tode der letzte beſondre König von Norwegen wurde, ſie ſelbſt aber, natürliche Thronerbinn des däniſchen Reichs, welches ihr 1376 anfiel, vereinigte 1387 nach deſſen Tode und 1388 durch die Wahl der Stände von Schweden die 3 nordiſchen Kronen auf ihrem Haupte und ſtiftete am 13. Julius 1397 die calmarſche Union. Ihr Gemahl wurde durch ſeines Vaters Tod, der 1374 in den Wellen das Grab fand, Alleinherrſcher von Norwegen, worin er bisher ſchon eine weiſe Regirung geführt hatte, ſtarb aber am 1. Mai 1380 in der Blüthe der Jahre, von ſeinen Unterthanen geliebt und betrauert. *(von Eckendahl.)*

HAL (Jakob van), ein niederländiſcher Hiſtorienmaler, war 1668 zu Antwerpen geboren. Seine frühern Arbeiten zeichnen ſich, ohne ſich zu einer entſchiedenen Eigenthümlichkeit des Stils zu erheben, durch angenehme Manier, wohlgefällige Färbung und ſichere Zeichnung aus. Kaum damit zu vergleichen ſind ſeine letzten, ſehr vernachläſſigten Bilder*). *(R.)*

HALA (Georg), war zu Bareuth in der Oberpfalz, nicht zu Baireuth in Franken, im Jahre 1495 geboren und, wie Beyer in ſeinem Diarium hist. S. 32 anführt, zu Goldberg in Schleſien der allererſte evangel. Prediger geweſen. Zu Feuchtwangen in Franken erlernte er nachher die hebräiſche Sprache, kam darauf nach Sonnenwalde als Prediger, welches Amt er bis 1527 verwaltete, da ihm Pfeffinger (wie die ihm in Leipzig gehaltene Leichenpredigt zeigt) im Amte folgte. Von Sonnenwalde zog er als evangeliſcher Prediger nach Waiblingen und wurde 1541, da der Leipziger Rath die Hauptkirchen mit mehreren Predigern beſetzte, nach Leipzig als Subdiakonus zu St. Thomas berufen, wie Weber in ſeinem evangel. Leipzig. S. 118 meldet. Im J. 1548 zog er abermals nach Waiblingen[1]). Wegen des Interimsſtreites begab er ſich von Waiblingen nach Zwickau und wurde den 18. März 1549 daſelbſt Paſtor und in der Ordnung der vierte Superintendent. Er unterſchrieb als Paſtor nebſt andern Predigern zu Wittenberg das Glaubensbekenntniß der ſächſiſchen Kirchen[2]). Von Zwickau zog er 1553 als Paſtor zu St. Michaelis nach Zeitz[3]), und den 9. December des nämlichen Jahres wurde er als Paſtor an die Thomaskirche in Leipzig berufen, welches Amt er bis zum 13., oder 15. oder 16. Januar 1565, da ſein Ende erfolgte, verwaltete. Wegen ſeines hohen Alters erhielt er Juſtus Menius und nach deſſen Tode Heinrich Salmuth zu Subſtituten. Er ſchrieb Bedenken von Haltung eines Concilii 1541. — Vorſchlag wie in Religionsſachen die Einigkeit hergeſtellt und die Streitigkeiten aufzuheben ſeien 1544, abgedruckt in *L. M. Fischlini* supplem. ad memorias theologor. Wirtemberg. S. 243—274. vergl. S. 22. Th. 1. *(Rotermund.)*

HALÄ (*Ἀλαί*), 1) ein Städtchen in Böotien, ſüdöſtlich von dem Fluſſe Platanios, der äußerſte Ort gegen das opuntiſche Lokris, deſſen Gränzſcheide jener Fluß macht*). Der Name deutet auf Salzquellen. 2) Ein kleiner Ort am ſaroniſchen Meerbuſen in Attika zur Phyle Kekropis gehörig. 3) Ein andrer Ort in Attika, zur Phyle Ägeis gehörig und durch den Beinamen Araphenides von dem vorigen unterſchieden. 4) Ein Städtchen auf der Inſel Kreta, an der Küſte unweit Lebena gelegen**). *(R.)*

HALACHAH (הלכה), d. h. der Weg, die Ordnung, Schlichtung, Entſcheidung. Im letzten Sinne gebrauchen es die Rabbinen, um damit zu bezeichnen: die Entſcheidungen über ſchwierige und zweifelhafte Stellen im Talmud. Jedoch heißt nur die Entſcheidung eines promovirten Rabbi, deſſen Lehrer entweder geſtorben oder wenigſtens 12,000 Schritte entfernt lebt, Halachah. Es gibt eine große Sammlung ſolcher Entſcheidungen für die talmudiſchen Bücher, unter dem Titel: הלכות גדולות, d. h. die großen Entſcheidungen. Älteſte Ausgabe. Vened. 1548. Auch kommen in einzelnen Commentaren z. B. des Maimonides Entſcheidungen vor. Ferner iſt in der talmudiſchen Literatur berühmt: הלכה עולם Halachah Olam, eine Einleitung in die Leſung des Talmud†). *(R.)*

Haladroma, ſ. Procellaria urinatrix.

HALAGE, hieß ſonſt in Frankreich der Zoll, den die Krone oder die großen Grundeigenthümer von den Waaren erhoben, die auf Meſſen und Jahrmärkte gebracht wurden. Das Wort iſt mit dem Rechte durch

lebrands Hansische Kronik. — *Th. Rymer* acta publ. etc. T. I. Part. 3. — *Herm. Corneri* chron. apud *Eckard* script. rer. germ. II. — *de Westphalen* monum. ined. rer. Cimbricarum IV. — *Hr. Schöning* beskrivelse om den Domkirke i Throndhiem. — Det Danske Mag. 2 Bind.

*) S. Weyermann B. 3. Füßli's Künſtlerlex.

1) S. *Mart. Crusii* Annal. Saxon. III, 637. 2) *Melanchth.* Opp. I, 144. 3) Schmidt's Zwickauer Chronik I, 392.

*) *Paus.* IX, 24. *Strabo* IX. p. 261 wo *ἄλλας* ſt. *Ἀλαὶ* ſteht. **) S. Mannert's Geogr. v. Griechenl. S. 714.

†) Vgl. Talmud.

die Revolution zu Grabe getragen, die zweite Bedeutung des Worts oder das Recht einiger Handwerker oder Innungen gewiſſe Waaren unter den Hallen der Stadt Paris auszuſtellen, iſt im gemeinen Leben, wenn ſchon jene beſondere Begünſtigungen beſeitigt ſind, doch im gemeinen Leben für die, die ſich dort einmiethen, noch immer im Gebrauche. *(H.)*

HALAGI, (Konstantin), ein Piariſt in Ungarn, ein glücklicher lateiniſcher Dichter, geboren zu Unghvar aus einer adeligen Familie am 15. Auguſt 1698. Nachdem er in dem Orden der Piariſten die Schuljugend mehrere Jahre in den Humanioren mit Beifall unterrichtet hatte, wurde er Rektor des Piariſtencollegiums zu Prividia und ſtand demſelben mehrere Jahre vor, bis das Podagra ihn nöthigte, ſich in den Ruheſtand zu begeben. Er dichtete mit vieler Leichtigkeit lateiniſch, auch aus dem Stegreiſe und ſelbſt unter dem Schmerze der Gicht, den er mit der Leier lindern zu können verſicherte. Noch eine halbe Stunde vor ſeinem Tode (1752) verfertigte er, über ſein Befinden gefragt, unter den größten Schmerzen, und, das Bild des gekreuzigten Heilandes anblickend, die zwei Diſticha:

Constantine jaces prostratus: desere mundum;
At nihil est mundus, deseris ergo nihil.
Viventi Jesu mihi portus eras; morituro
Adsis praesidium dulce decusque meum.

Im Druck erſchienen von ihm: 1) Myrias versuum sine ellipsi et synaloephe editorum. Tyrnaviae 1738. 8. 2) Odarum libri III. Tyrnaviae 1742. 8. (Mehrere dieſer Oden können ſich mit den geſchätzten Oden des Jeſuiten Balde meſſen). 3) Epigrammatum moralium, aenigmatum ac tumulorum libri VII. Tyrnaviae 1744. 8. 4) Apologorum moralium libri VI. 5) Elegiarum unicus. Tyrnaviae 1747. 4. *(Rumy.)*

HALALE, nur ein Dorf in der Landſchaft Kappadokien am Fuße des Tauros, aber bekannt, weil daſelbſt 175 die Gemahlinn Mark Aurels, Fauſtina, ſtarb. *(H.)*

HALALI, der Ausruf, womit der Moment des Abfangens eines par Force gejagten Hirſches angedeutet wird. Die dabei geblaſene Halalifanfare hat davon den Namen. *(W. Pfeil.)*

HALAS (ſpr. Halaſch), ein freier Marktflecken im Klein-Kumanier-Diſtrikte in Niederungarn dieſſeits der Donau, an dem fiſchreichen Teiche Halas, der dem Orte den magyariſchen Namen gab (von Hal, Fiſch), 4 Meilen von Thereſienſtadt und 5 Meilen von Szegedin entfernt. Er beſitzt eine katholiſche und reformirte Pfarre, 1718 Häuſer, 1855 magyariſche Familien und 8719 Einwohner, worunter 1045 kathol., 3303 reform., 75 evangeliſch-luther., 11 griech. nicht unirte und 31 jüdiſche Mannsperſonen und 4254 Weibsperſonen ſind. Seit 1821 iſt hier ein reformirtes Gymnaſium. Die Einwohner leben meiſtens von der Landwirthſchaft. Während die Osmanen dieſen Theil Ungarns inne hatten, wurde Halas ſehr bedrückt und dem Scholter Comitate einverleibt, bis derſelbe unter Leopold I. im J. 1692 wieder zu Kleinkumanien kam. In dieſer Gegend befinden ſich viele ſandige Hügel, die den magyariſchen Namen Buczka führen. *(Rumy.)*

HALASCHAR, oder, wie ſie Arrowſmith ſchreibt, Kharaschar, eine Stadt Hochaſiens, die nach dem Dſan Bün-ſi-ju-lu in dem Khanate Turfan am Fluſſe Kaida belegen und von den Schineſen erbauet iſt. Sie ſoll ſehr enge und klein ſeyn, nur 1½ Werſte im Umfange halten, und 600 Mann Beſatzung haben, die zugleich die Kornfelder bearbeiten. Ihre übrigen Bewohner ſind Tataren und Torgoten, die vor der ſchineſiſchen Beſitznahme durch die Dſchungaren viel gelitten haben. Das oben genannte ſchineſiſche Werk ſetzt ihre Entfernung von Turfan auf 450 Werſte, etwa 65 teutſche Meilen. In ihrem Gebiete hat ſich ſeit 1771 der aus Rußland ausgewanderte Fürſt Ubaſchij mit ſeinen Ölöten niedergelaſſen*). *(G. Hassel.)*

HALA'SZI, HOLESSEN, ein magyariſcher Marktflecken in der Wieſelburger Geſpanſchaft in Niederungarn, im Kreiſe jenſeit der Donau, zur Herrſchaft Ungriſch-Altenburg gehörig, an der Donau, mit einer eigenen römiſch-katholiſchen Pfarre, 168 Häuſern, 1292 magyariſchen Einwohnern (1240 Katholiken und 52 Lutheranern), worunter 99 Bauern. Das Ackerland beträgt 2682 Joch, der Wieſengrund 657 Tagwerke, nebſt vielen Gärten. Hier ſind 5 Donaumühlen. An Vieh wurden vor einigen Jahren (nach Grulich in den vaterländiſchen Blättern 1820 April): Zugochſen 307, Melkkühe 144, anderes Rindvieh 244, Zugpferde 215, andere Pferde 58, Schweine 14, Schafe 341 gehalten. Die Waldung iſt bedeutend: die Grundſteuer beträgt: 2158 fl. 29 kr., Domeſticalkaſſe 815 fl. 38 kr. W. W. *(Rumy.)*

HALB, HALBE, HALBER. Alle hier nicht aufgeführte Artikel ſiehe unter den unzuſammengeſetzten Wörtern. *(R.)*

HALBAU, Stadt an der Tſchirna und dem Hirtenwaſſer im Kreiſe Sagan des ſchleſiſchen Regirungsbezirks Liegnitz. Sie hat 1 Schloß, 1 ſchöne von Simonetti erbauete luther'ſche Kirche, 2 Municipalgebäude, 115 Privathäuſer, 83 Scheunen und Ställe und 739 Einwohner, worunter 727 Evangeliſche und 12 Katholiken, die ſich gaſtweiſe zur Kirche von Niederhartmansdorf halten. Nahrungszweige ſind Wollen- und Garnſpinnerei, Landwirthſchaft, etwas Krämerei und Garnhandel. *(Krug und Mützell.)*

HALB-BARYT (Mineralog.), dieß iſt, nach Mohs, ein Geſchlecht in der Ordnung der Baryte, welches folgende Arten umfaßt: 1) peritomen (Strontian), 2) diprismatiſchen (Witherit), 3) prismatiſchen (Schwerſpath), 4) prismatoidiſchen (Zöleſtin) Baryt. *(Keferstein.)*

HALBBASS. Siehe die Artikel Baryton Bd. VII. S. 471 und Bass Bd. VIII. S. 45. *(Weber.)*

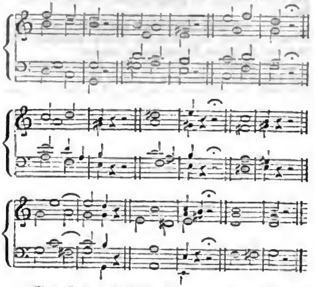
HALBBAUER, HALBSPÄNNER, unter dieſem Ausdruck verſteht man gewöhnlich: 1) einen Bauer, der

*) N. A. G. Eph. III, 386.

Digitized by Google

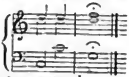
nur halb ſo viel Acker hat, als zu einem vollſtändigen Bauerngute gehören; 2) einen ſolchen Pächter, der ein Landgut um die Hälfte des Ertrags von dem Eigenthümer gepachtet hat. Im Hannoverſchen und Braunſchweigſchen aber 3) einen Bauer, der wöchentlich nur mit ½ Spanne oder vielmehr alle 14 Tage mit einem ganzen Spanne den Dienſt verrichtet. Indeß iſt ein ſolches halbes Anſpannegut oft ſehr beträchtlich, und es gibt Halbſpänner, die wohl 100 bis 150 Morgen unter dem Pfluge haben. In dem alten Halbgerichte Betmar des Herzogthums Braunſchweig gab es ſonderbar genug keinen einzigen Vollbauer oder Ackermann, ſondern bloß Halbſpänner; ſo auch in den meiſten urſprünglich wendiſchen Dörfern des Herzogthums. — Halbbauerei. Wenn man ein Gut oder Ackerſtück um die Hälfte des jährlichen Ertrags verpachtet, ſo heißt dieß Halbbauerei. — Siehe Halbpacht. (*Schilling.*)

HALBCADENZ. Dieſen Namen pflegen die Muſiker jedem Einſchnitte, Abſatze, oder Ruhepunkte auf der Dreiklangharmonie der fünften Stufe der Tonart, auf der Harmonie V., beizulegen; z. B.



Man ſieht, daß ſolche Halbcadenzen auf die verſchiedentlichſten Arten vorkommen können, daß ſie übrigens größten Theils etwas ganz Anderes ſind, als das, was wir im Artikel Cadenz als das Weſentliche des Begriffes einer Cadenz bezeichnet haben.

Manche nennen übrigens auch jeden Ruhepunkt auf der Vierklangharmonie der fünften Leiterſtufe, auf der Harmonie V7, gleichfalls Halbcadenz; z. B.



und wieder Andere legen den Namen Halbcadenz ſogar auch der Harmonienfolge IV–I, der plagaliſchen Cadenz (ſ. Cadenz XIV. 2te Abth. S. 16), bei; durch welches Alles der terminus technicus Halbcadenz vollends alle beſtimmte Bedeutung verloren hat. (*Gfr. Weber.*)

HALBE APPLICATUR (ital. mezza manica), nennt die Muſikſprache bei Geigen und geigenähnlichen Inſtrumenten diejenige Lage der linken Hand des Spielers, wo ſie ſich ungefähr in der Mitte der Länge des Halſes, alſo weder zunächſt bei den Wirbeln, noch auch ſchon ganz wider das Corpus oder den Kaſten, ſondern zwiſchen beiden ungefähr in der Mitte befindet, wie z. B. wenn der erſte Finger des Violinſpielers auf der $\overline{\overline{e}}$-Saite auf den Ton $\overline{\overline{\overline{g}}}$ oder $\overline{\overline{\overline{gis}}}$ geſetzt wird, — oder der erſte Finger des Violoncelliſten auf das $\overline{c}$ oder $\overline{cis}$ der a-Saite u. ſ. w. (*Gfr. Weber.*)

Halbedelstein, ſ. Edelstein.

Halbe Farbe (Mezzotinto), ſ. Farbe, Färbung, Colorit.

HALBENDORF. Dieſen Namen führen mehrere Dörfer in der königl. ſächſ. und königl. preuß. Oberlauſitz. Merkwürdig iſt Halbendorf im görlitzer Kreiſe des preuß. Reg. Bez. Liegnitz; nach dem Brande von 1786 wurde es durch den Grafen von Pückler ganz neu aufgebaut, und zwar in eine einzige, über 530 Fuß lange Gaſſe, in der jedes Haus einzeln, auch mehrere Gemeinbacköfen ſtehen. Zur Ehre des Wiederaufbauers befindet ſich in der Mitte des Dorfs ein eiſerner, 19 Fuß hoher, mit Inſchriften verſehener Obelisk. (*G. F. Winkler.*)

Halb erhobene Arbeit (bildende Kunſt), ſ. Relief.

HALBER HUB. Der Krummzapfen eines Kunſtrades ſteht auf dem halben Hub, wenn er mit einer Linie, die vom Mittelpunkte des Rades nach dem Stecknagel der Korb- oder Bläuelſtange, gezogen wird, einen rechten Winkel macht. (*A. Schmidt.*)

HALBERSTADT (Albrecht von), ein alter teutſcher Dichter, welcher zu Anfange des 13ten Jahrh. blühte, und, wenn wir dem Überarbeiter ſeines Gedichts trauen dürfen, am Hofe des geſangliebenden Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, wo er zur Unterhaltung dieſes ſeines Gönners die ovidiſchen Metamorphoſen in teutſche Reime brachte. Dieſes Werk, handſchriftlich (vielleicht) zu Wien in der kaiſerl. Bibliothek aufbehalten, iſt uns bisher nur in einer Überarbeitung von Georg Wickram von Colmar aus der Mitte des 16ten Jahrh. bekannt geworden: Metamorphoseon libri XV. Verteutſcht durch Albertum von Halberſtadt. Mainz 1545. fol. Wiederholt Ebend. 1551. fol. unter dem Titel: P. Ovidii Naſonis, des aller ſinnreichſten Poeten Metamorphoſis ꝛc. Auch Frankfurt a. M. 1551. fol. 1581. fol. 1609. 1625. 1631., alle drei 4. Albrechts Antheil am Titurel iſt nicht zu erweiſen*). (*R.*)

*) Muſeum für altt. Lit. und Kunſt. I. S. 134. 564. Jördens's Lexikon, unter dem Artikel: Minnesinger.

Digitized by Google

HALBERSTADT (Konrad), aus Halberſtadt, ein Dominikaner, war 1321 auf dem Ordenskapitel zu Florenz als Diffinitor von Sachſen gegenwärtig, hat verſchiedene Schriften hinterlaſſen, z. B. de regno Romanorum, Summa studentium, mensa philosophica et responsorii Curiosorum. Lubec. 1476. fol. Lectura in Jobum, Sermones u. ſ. w. iſt aber hauptſächlich deßwegen merkwürdig, weil er zuerſt nach Hugo Cardinalis anfing, Concordantien über die heilige Schrift zu verfertigen. Der Titel heißt: Concordantiae majores Bibliorum. Am Ende: Opus hoc Cōcordantiaꝝ majoꝝ quod utiq; summa cū cura et opa. p. oia allegationū loca castigavim9. — Impensis Anth. Koburger Nurnbergk 1485. fol. maj. Vergl. Panzer älteſte Buchdruckergeſch. Nürnbergs, S. 92 f. Auch in Speier erſchien in dieſem Jahre eine Ausgabe, und vermuthlich gibt es noch eine ältere, ohne Jahr und Ort. (*Rotermund.*)

Halberstadt, (geogr.) ſ. am Ende dieſes Bandes.

HALBER TON wird im Sprachgebrauche der Muſiker gewöhnlich I. das Verhältniß zweier Töne gegen einander genannt, deren einer um eine Claviertaſte höher iſt als der andere, wie z. B. e-f, oder f-fis, fis-g, g-as, g-gis, u. dgl.

Man ſieht leicht, daß hiernach der Name halber Ton zum Theil ganz verſchiedenartigen Intervallen beigelegt wird, deren Weſenheit ſowohl an ſich, als ihre Verſchiedenheit hier aus einander zu ſetzen, nützlich ſeyn wird.

a) Bekanntlich nennt man den Abſtand von einer Stelle unſeres Notenlinienſyſtemes bis zu der nächſt höheren oder tieferen überall eine Stufe; — eine Note, die um eine Stelle höher auf den Notenlinien ſteht, als die andere, nämlich die eine z. B. auf einer Linie, die andere über oder unter derſelben, z. B. e-d, d-e, e-f, u. ſ. w. heißt um eine Stufe von jener entfernt. Von zwei Noten, deren eine ſolcher Geſtalt um eine Stufe höher als die andere iſt, nennt man die untere die erſte, prima, oder die Prima, die höhere aber die zweite, secunda oder Sekunda, und auch das Intervall, der Unterſchied beider Tonhöhen, wird Sekunde genannt.

Nun findet man aber, wie gleichfalls bekannt, ſchon in der Reihe der ſo genannten natürlichen Töne, Sekunden von verſchiedener Größe, oder mit andern Worten, es erſcheint, ſchon in der Reihe der Untertaſten, der Schritt von der einen zur nebenan liegenden, bald größer, bald kleiner, je nachdem er nämlich entweder den Raum vom Tone der einen Taſte bis zu dem der nächſt höhern beträgt, wie z. B. e-f, oder H-g oder den, bis zur zweitfolgenden, ſo daß zwiſchen der tiefſten, und der höheren Taſte, noch eine zwiſchen inne leer liegen bleibt, z. B. f-g. Sekunden dieſer letzteren Art nennt man große, jene erſteren aber kleine Sekunden. Außer den, in der Reihe der natürlichen Töne liegenden zwei kleinen Sekunden H-c und e-f, laſſen ſich, mittels chromatiſcher Erhöhung oder Erniedrigung, des einen Tones, oder beider, auch noch unzählige andere kleine Sekunden nachbilden, z. B. fis-g, cis-d, gis-a, dis-e, ais-h, eis-fis, his-cis, fis-gis, a-b, d-es, g-as, c-des, f-ges, b-ces, es-fes, as-bes u. ſ. w.

Manche nennen nun die große Stufe oder große Sekunde auch ganze Stufe, die kleine aber halbe, weil dieſe, wie erwähnt, gewiſſer Maßen nur halb ſo groß iſt als jene; und zuweilen gebraucht man in eben dieſem Sinne auch den Namen: ganzer und halber Ton, in welchem Sinne dieſer letztere alſo gleichbedeutend iſt mit dem Worte: kleine Sekunde, und alſo das Verhältniß zweier Töne anzeigt, deren eines um eine Stufe, jedoch nur von Einer Claviertaſte, höher iſt als das andere.

b) Aber auch ein ganz anderes, von der kleinen Sekunde weſentlich verſchiedenes Intervall wird häufig gleichfalls mit dem Namen halber Ton belegt, nämlich das Verhältniß zweier Töne, welche beide auf einer und derſelben Notenſtelle ſtehen, deren einer aber um eine Taſte höher oder tiefer iſt als der andere, oder mit andern Worten die übermäßige Prima, z. B. g-gis, as-a, e-eis, es-e, u. dergl.[1]).

Wie weſentlich verſchieden dieſe Bedeutung des Wortes halber Ton von der vorhin erwähnten iſt, wird aus folgenden Betrachtungen erhellen.

Die übermäßige Prima iſt zwar freilich rückſichtlich der Taſtenzahl der kleinen Sekunde oder kleinen, ſo genannten halben Tonſtufe gleich, (denn die übermäßige Prima, z. B. g-gis, beſteht, gerade wie die kleine Sekunde g, z. B. g-as, aus zwei Tönen zweier unmittelbar neben einander liegenden Taſten, und beide ſehen einander auf dem Claviere vollkommen ähnlich). Sie ſind aber dennoch beide weſentlich verſchieden. Denn zwei Töne, welche gegen einander eine übermäßige Prima ausmachen, ſtehen beide auf einer und derſelben Notenſtelle, nur durch ein chromatiſches Zeichen verſchieden; beide erhalten ihre Benennung von einem und demſelben Buchſtaben, nur wird der eine von dem andern durch eine chromatiſche Anhängſylbe is oder es ausgezeichnet, z. B. Ges-G, G-Gis: dieß Alles iſt anders bei der kleinen Sekunde; dort ſteht jeder der zwei Töne auf einer anderen Notenſtelle, und jeder wird durch einen anderen Buchſtaben bezeichnet, z. B. Fis-G, G-As u. ſ. w. — Ja wenn man in Anſchlag bringt, daß z. B. der Ton Gis eigentlich nicht ganz ſo hoch iſt oder ſeyn ſollte als der Ton As[2]), ſo erſcheint aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet das Intervall G-Gis in der That auch nicht ſo groß, als G-as.

Die zuerſt erwähnte große Ähnlichkeit der kleinen Sekunde und der übermäßigen Prima iſt nun wohl die Urſache, warum man der übermäßigen Prima eben ſo wie der kleinen Sekunde den Namen halber Ton

1) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. §. XXXVII. 2) Vgl. meine Theor. d. Tonſetzk., 2te Aufl. §. XIX.

Digitized by Google

beigelegt hat; — auf die zuletzt erwähnte Verſchiedenheit aber gründet es ſich, daß man, zu näherer Unterſcheidung, die kleine Sekunde großen halben Ton nennt, die übermäßige Prima aber kleinen halben Ton. (Freilich ein etwas wunderlicher und jeden Falls unklarer Sprachgebrauch)!

Oft wird der kleine halbe Ton auch chromatiſches Intervall genannt (weil die zwei Töne nur um ſo viel von einander verſchieden ſind, als ein chromatiſches Verſetzungszeichen ausmacht), oder auch chromatiſcher halber Ton, oder Semiton; und in deſſen Gegenſatze heißt die kleine Sekunde oder der große halbe Ton auch diatoniſcher halber Ton.

Am beſten wäre es eigentlich wohl, von allen dieſen abſonderlichen Benennungen gar keinen Gebrauch zu machen, ſondern bei den beſtimmten Ausdrücken: kleine Sekunda und übermäßige Prima feſtzuhalten, wodurch auf Einmal die wunderliche Unterſcheidung von großen halben, und kleinen halben Tönen, erſpart wäre.

Eben ſo ſollte man auch den Ausdruck halbe Stufe lieber überall ganz vermeiden, indem man auch darunter bald übermäßige Primen, (chromatiſche oder kleine halbe Töne) bald auch kleine Sekunden, (diatoniſche oder große halbe Töne) verſteht, durch welches Alles ebenfalls leicht Begriffverwirrung entſteht, welche nur ſehr mühſam durch die Anhängſel große und kleine halbe Stufe vermieden wird.

II. Im Gegenſatze der unter Ziff. I. erwähnten Bedeutungen des Wortes halber Ton, wo es als Bezeichnung eines Intervalles erſchien, wird eben dieſes Wort zuweilen auch gebraucht, um einen Ton für ſich allein anzuzeigen, indem man nämlich mitunter auch jeden, durch ein chromatiſches Verſetzungszeichen erhöhten oder erniederten Ton, und namentlich ſämmtliche Töne der Obertaſten unſerer Claviaturen, halbe Töne, Semitöne zu nennen pflegt[3]). (*Gfr. Weber.*)

Halbfenster, Bastardfenster, Mezzanine, ſ. im Art. Fenster.

Halbfläche, ſ. Fläche.

HALBGEBURT, iſt die Verbindung durch Erzeugtſeyn von demſelben Vater, aber verſchiedenen Müttern, oder von derſelben Mutter, aber verſchiedenen Vätern. Weder in der Lehre von der Blutſchande, noch in den von den Eheverboten, oder der Alimentenpflicht hat dieſelbe als Gegenſatz der Vollgeburt rechtliche Bedeutung, ſondern nur im Gebiete des Erbrechts, vorzüglich der Inteſtaterbfolge. Das römiſche Recht legte ihr zwar nicht, wie oft[1]) behauptet worden iſt, die Wirkung bei, daß die Erbmaſſe nach dem Urſprunge der einzeln darin befindlichen Stücke getheilt, dem Halbbruder vom Vater das vom letztern herrührende Gut u. ſ. w. zugeſprochen werden müſſe[2]); aber es gab auf den zwei nächſten Verwandtſchaftsſtufen der Vollgeburt den Vorzug vor der Halbgeburt: zweibändige Brüder und Schweſtern nebſt ihren Kindern erſten Grades ſchließen einbändige Brüder und Schweſtern aus; letztere ſo wie ihre Kinder erſten Grades aber wiederum alle übrigen Seitenverwandten[3]). Mannichfache Abweichungen hievon kommen im teutſchen Rechte vor, 1) beruhend auf einer Volksanſicht, die, durch das Sprichwort „Halbgeburt tritt einen Grad weiter" oder „das halbe Glied geht zurück" angedeutet, im Sachſenſpiegel (Buch I. Art. 3. und Buch II. Art. 20.), ſo wie im Schwabenſpiegel (Art. 256.) ſich findet, und in alten Bildern zu erſterm[4]) auf folgende Weiſe verſinnlicht wird: Von vier durch gleiche Kleidung als Brüder kenntlichen Perſonen liegt die eine todt, haltend Ähren oder Halme (die Erbſchaft) die andre, gleich jener mit zwei zwei Köpfen verſehen (vollbürtig) nimmt dieſe Ähren oder Halme in die Hand, während die beiden übrigen einköpfigen (halbbürtig), leere Hände ausſtrecken. Dieſes Sprichwort tritt z. B. ein: a) im Lübiſchen Recht[5]), nur ſehr ſelten, nämlich inſofern, als vollbürtige Vater- oder Mutterbrüder mit Kindern halbbürtiger Geſchwiſter theilen; ein ſonſtiger Vorzug der Vollgeburt läßt ſich nicht vertheidigen[6]); im Gegentheil iſt das lübiſche Recht a. a. O. den Halbgeſchwiſtern günſtiger als das römiſche, indem es dieſelben den Großältern, und beim Nachlaſſe abgeſonderter Geſchwiſter (ſ. Abſchichtung Bd I. S. 173.) den Kindern ihrer vollbürtigen Geſchwiſter vorſetzt: — b) nach dem würtenbergſchen Landrecht (P. IV. Tit. 21), wonach Enkel vollbürtiger Geſchwiſter mit halbbürtigen Geſchwiſtern theilen. — c) In den nürnbergſchen Statuten (P. III. Tit. 35. Art. 8.), welche vollbürtige Geſchwiſter der Ältern halbbürtigen Geſchwiſtern derſelben vorziehen. d) weit mehr nach ſächſiſchem Rechte; wo der Sachſenſpiegel gilt, ſind nicht nur vollbürtige Vaters- und Mutterbrüder mit Halbgeſchwiſtern zu theilen befugt[7]) ſondern es werden auch in allen Verwandtſchaftsgraden die gleich nahen Halbbürtigen von den Vollbürtigen ausgeſchloſſen, die um einen Grad entferntern Vollbürtigen aber ſind mit den halbbürtigen zu theilen berechtigt[8]). e) Endlich im preußiſchen Landrecht (Th. II. Tit. 3. §. 41.), wonach Halbgeſchwiſter den vollbürtigen nebſt deren ſämmtlichen Abkömmlingen nachtreten. Sind keine ſolchen vorhanden, ſo tritt, wie nach römiſchem Rechte, Gleichheit der Voll- und Halbgeburt ein (§. 52. daſ.). — 2) Beſſer hingegen als im römiſchen Rechte wird die Stellung der Halbbürtigen: a) in Folge des Sprichworts „je näher dem Sipp, je

---

3) Vgl. m. Theor. 2te Aufl. S. XVII.

1) z. B. in der Const. Sax. 14. P. III. die den Satz abzuſchaffen beſtimmt iſt. 2) S. Glück Inteſtaterbfolge 2te Ausg. 1822. §. 129.

3) Nov. 118. c. 3. pr. Glück a. a. O. §. 17. 127—131. 4) S. U. F. Kopp Bilder und Schriften der Vorzeit Bd I. 1819. S. 84. 5) Th. II. Tit. 2. Art. 13 — 22. 6) Die Streitſchriften ſ. bei Mittermaier Grundſ. d. teutſchen Priv. 2te Ausg. §. 390. Not. 6. wo aber (Krohn) Anhang zur Abhandlung ꝛc. Lübeck 1749 beizufügen iſt. 7) Siehe gründliche Gutachten bei von Hellfeld Repertor. jur. priv. Th. III. S. 1302 fg. und Weſtphal. teutſches Priv. Th. II. S. 481 fg. dieß im Königreiche Sachſen iſt dieß durch Const. 18. P. III. nur gegen Halbgeſchwiſterkinder anwendbar erklärt. 8) S. *Kind* quaest. T. IV.

näher dem Erbe" oder „der Nächſte im Blut, der Nächſte im Gut" nach ſächſiſchem Rechte, wonach Halbgeſchwiſter mit Kindern Vollbürtiger theilen[9]); b) außerdem, wie ſchon gedacht, noch in höherm Grade, nach lübiſchem Rechte (Th. II. T. 2. Art. 19.); c) zum Theil nach dem öſtreich. bürgerl. Geſetzbuch (§. 736. fg.) nach deſſen Linealprincipe $\frac{1}{2}$ der Verlaſſenſchaft den Nachkommen des Vaters ꝛc. ꝛc., $\frac{1}{2}$ denen der Mutter ꝛc. ꝛc., mithin z. B. wenn ein Vollbruder und ein Halbbruder vorhanden ſind, jenem $\frac{3}{4}$, dieſem $\frac{1}{4}$ gebührt. — Angemeſſen iſt es wohl, wenn das Geſetzbuch für Bern v. J. 1825 ſchon im Allgemeinen Theile (Satzung 22.) als Princip voran ſtellt „einbändige Verwandte werden im Verhältniß zu zweibändigen um einen Grad weiter hinaus geſetzt." (*Emminghaus.*)

HALBGERINNE, heißen beim Bergbau aus ſehr ſtarken, rund oder rechtwinklig ausgehauenen Baumſtämmen zuſammengeſetzte Geſluder. Des ſtarken Holzabganges wegen ſind dieſe Halbgerinne nur noch in einigen holzreichen Bergwerksgegenden gebräuchlich.

Halbgerinne nennt man auch die bei einigen Pochwerken des Harzes befindliche Abtheilung der Mehlführung, welche auf das Sümpfel folgt und ungefähr 10 bis 12 Fuß lang und 2 Fuß breit und tief iſt. (ſ. Pochwerk). (*A. Schmidt.*)

Halbgerinne (Hydraul.), ſ. Gerinne.

Halbgeschosse, ſ. Geschosse.

Halbgold, ſ. Gold.

Halbgott (mytholog.), ſ. Dämon, Genius, Heros.

HALBHOHOFEN. Schachtöfen ohne eigentliches Geſtelle und ohne offene Bruſt, deren Höhe 8 bis 16 Fuß und mehr beträgt, pflegt man etwas unpaſſend Halbhohöfen zu nennen. Von den eigentlichen Hohöfen unterſcheiden ſie ſich weſentlicher durch jenen Mangel, als durch ihre Höhe.

Man bedient ſich der Halbhohöfen vorzüglich zum Schmelzen der Silber-, Blei- und Kupfererze, und ändert ihre Bauart nach der Natur der zu verſchmelzenden Erze ſehr mannichfaltig ab.

Die Blauöfen zum Schmelzen leichtflüſſiger Eiſenſteine ſind ihrer Höhe und Bauart nach ebenfalls zu den Halbhohöfen zu rechnen. (ſ. Ofenbau.) (*A. Schmidt.*)

Halbholz, ſ. Bauholz Th. VIII. S. 115.

HALBHUFENER, HALBLÖHNER, HALBMEIER, HALBSPÄNNER, wird ein Bauer genannt der nur eine halbe Hufe ꝛc. Landes beſitzt. Vgl. Halbbauer. oben S. 224 f. (*Schilling.*)

HALBINSELN heißen diejenigen Stücke eines Feſtlandes oder einer Inſel, die dem größten Theile nach mit Waſſer umgeben ſind, und nur auf einer Seite durch einen breitern oder ſchmälern Iſthmus mit dem Feſtlande zuſammenhängen. So kann man Italien, Skandinavien, Jütland, noch mehr Morah Halbinſeln nennen; Afrika würde es ſeiner ganzen Geſtalt nach ebenmäßig ſeyn; da es aber einen eignen Haupttheil der Erde ausmacht: ſo iſt die Benennung Halbinſel dem Sprachgebrauche nach unrichtig, auch kann man die beiden Hälften Amerika's, ob ſie gleich größten Theils von den Oceanen umfluthet ſind, nicht Halbinſeln nennen; es ſind die beiden Halben eines einziges Kontinents. (*G. Hassel.*)

HALBIREN, heißt in der Rechnenkunſt, Etwas in zwei gleiche Theile zerſchneiden; bei den Tuchmachern heißt halbiren, wenn ein zweiter Werft zu dem erſten Theile des Tuchs genommen wird, in welchem Falle beide durch ein paar Faden geſchieden und auf der Seite zwei Zeichen als Merkmal angebracht werden; bei den Orgeln iſt jetzt das Halbiren oder die gedoppelten Regiſterknöpfe, die mehr verwirrten, als halfen, überflüſſig geworden und meiſtens abgeſchafft. (*Ruder.*)

HALBIREN, ein Ganzes in zwei gleiche Theile eintheilen. Das Wort hat ſelbſt ſchon Halbheit an ſich, eine teutſche Anfangſylbe mit fremdartigen Endſylben: indeſſen iſt es, wenigſtens in der Mathematik, die es mit der Sprachreinheit nicht ſo genau zu nehmen pflegt, einmal eingeführt.

Wenn man eine Größe halbirt, die Hälfte wieder halbirt und ſo immer weiter: ſo werden die Theile niemals abſolut Null, aber ſie werden unendlich klein. Ihre Summe macht dann das Ganze aus. Die abnehmenden Progreſſionen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$ u. ſ. w. ohne Ende fortgeſetzt gedacht, gibt die Summe $= 1$.

In der Geometrie iſt das Halbiren eine der gewöhnlichſten graphiſchen Verrichtungen, vorzüglich bei geraden Linien und Kreisbogen.

Die gewöhnliche Methode dabei iſt, daß man eine gerade Linie ſucht, welche durch die Mitte des gegebenen geraden, oder des gegebenen Kreisbogens geht. So wird die Linie AB (Fig. 1.) halbirt, wenn man aus deren beiden Endpunkten, mit gleicher Weite über ihr, und mit gleicher Weite unter ihr, Bogen beſchreibt, die ſich in D und E ſchneiden, ſodann von D nach E eine gerade Linie zieht, welche nothwendig die Linie AB in deren Mitte C durchſchneiden muß. So wird ferner ein Kreisbogen AB (Fig. 2.) halbirt, wenn man aus deſſen Endpunkten mit gleicher Weite Bogen beſchreibt, die ſich in D ſchneiden, ſodann von D nach dem Mittelpunkte E eine gerade Linie zieht, die den Bogen AB in deſſen Mitte C durchſchneidet.

Es iſt aber zu bemerken, daß man die Verrichtung auch bloß durch den Zirkel ausführen kann, und eine ſolche Auflöſung hat den Vorzug vor jener, daß kein Lineal dabei gebraucht wird, daß ſie folglich von den Fehlern frei iſt, welche theils aus Unrichtigkeit des Lineals ſelbſt, theils aus nicht genauem Anlegen, aus zufälliger Verrückung und aus unſicherer Führung der ziehenden Spitze entſtehen können. Da überdieß dieſe letztern Methoden ſinnreich und weniger bekannt ſind, ſo verdienen ſie wohl hier durch ein Paar Beiſpiele gezeigt zu werden.

Es ſei die Weite AB (Fig. 3.) zu halbiren. Unter mehreren Arten dieſer ohne irgend eine gerade Linie zu ziehen, alſo ohne allen Gebrauch des Lineals, bloß

---

c. 61. ed. 2., angezogene Const. 18. Bd. II. Art. 20. Const. 18. P. III.

9) S. Sachſenſpiegel

..u bewerkſtelligen, wähle ich hier ..nen Endpunkte B der gegebenen mit dieſer Weite BA einen Bo- ..cht kleiner als der Halbumfang iſt. ..rei Mal in dieſen Bogen ein; in E in gerader Linie mit A und B. .. mit AE einen Bogen von noch durchſchneide dieſen aus E mit der G. Endlich aus F und G mit ..reibe man Bogen, die ſich ſchneiden, Mitte zwiſchen A und B. Daß auf ..te zwiſchen A und B richtig beſtimmt ..an denke ſich von F und G nach A ..en gezogen. Da nun FA = GA auch ..nd die Dreiecke AHF und AHG ſich die Winkel AHF und AHG einander erhellet, daß die Dreiecke EHF und .., folglich die Winkel EHF und EHG ..lglich die Summe AHF × EHF = AHG ..nun alle vier Winkel zuſammen den gan- ..pannen, der um den Punkt H beſchrieben ..olglich zuſammen 360° betragen, ſo ma- .. EHF zuſammen 180°, ſind alſo Neben- ..ch HA und HE in einer einzigen gera- .., welches das Erſte war.

..a AF = AE und FH = FE gemacht iſt, Dreiecke AEF und FEH beide gleichſchenklig ..en den Winkel AEF = HEF, der an der des einen wie des andern Dreiecks liegt, mit ..emein. Folglich ſind AEF und HEF ähn- ..ecke, deren gleichliegende Seiten proportional ..olglich verhält ſich EA zu EF wie EF zu EB. ..er EA = 2AB; und EF = EC = √3. AH. verhält ſich 2AB zu √3. AB wie √3. AB zu ..lglich iſt 3AB² = 2AB. EH oder 3AB = 2EH; H = $\frac{3}{2}$AB und folglich, wenn man beiderſeits EB B abzieht BH = $\frac{1}{2}$AB.

Es ſei der Bogen AB (Fig. 4) zu halbiren. Die Weite der beiden Endpunkte des Bogens AB der Halbmeſſer EA = EB ſind bekannt.

Mit dieſem Halbmeſſer EA beſchreibe man aus A .. B Bogen EF und EG, beide gleich dem gegebenen ... Mit der Weite FB = GA beſchreibe man aus F ..d G Bogen, die ſich ſchneiden in D. Mit der Weite ..D beſchreibe man aus F und G Bogen, die ſich ſchnei- ..en in C, ſo liegt der Punkt C in der Mitte des gege- ..benen Bogens AB.

Die Richtigkeit erhellet folgender Maßen. Wenn man ſich die Verbindungslinien gezogen vorſtellt, ſo ſind die Dreiecke FAE, AEB, EBF ſich deckend und gleich- ſchenklig, alſo die Winkel FEA, AEB, BEF zuſammen 180°, alſo FE und EB in einer geraden Linie. Und dieſe iſt mit AB parallel. Welches das Erſte war.

Man denke ſich in dem gleichſchenkligen Dreiecke EBG eine ſenkrechte von B auf EG, die daſelbſt in H eintrifft, ſo iſt im Dreieck FEB, aus Gründen, die wir hier als bekannt voraus ſetzen, FB² = FE² × EB² × 2FE. EH. Folglich hat auch FD² dieſelbe Größe. Im gleichſchenkligen Dreiecke FDG iſt E die Mitte der Grund- linie und DF ſenkrecht auf letzterer. Alſo FED ein recht- winkeliges Dreieck, worin DE² = FD² = FE², folg- lich iſt DE² = EB² × 2FE. EH oder da 2EH = EG = AB auch FE = AB und EB = EA, ſo iſt DE² = EA² × AB². Das letztere Ergebniß verdient wohl bei- läufig wörtlich ausgedrückt zu werden: nämlich wenn man mit der Weite FB aus F und G den Durchſchnitt D macht, ſo iſt deſſen Entfernung vom Mittelpunkte C, gleich der Hypotenuſe eines rechtwinkligen Dreiecks, welches den Halbmeſſer EA und Sehne AB zu Katheten hat. Alſo wenn man die Mitte K zwiſchen D und E ſucht und aus K, über DE, einen Halbkreis beſchreibt, der den fortgeſetzten gegebenen Bogen in I ſchneidet, ſo iſt DI = AB.

Da nun FC = DE gemacht war, ſo iſt auch in dem rechtwinkeligen Dreiecke FEC die Kathete EC gleich dem Halbmeſſer AE, folglich liegt der Durchſchnittspunkt C in dem Bogen AB; ſo wie er auch in der Linie DE liegt; welches das Zweite war.

Da endlich das Dreieck AEB gleichſchenkelig und EC ſenkrecht auf FG, folglich auch auf AB iſt, ſo iſt der Winkel AEC gleich dem Winkel BEC, folglich C die Mitte des Bogens AB.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß dieſe Auflöſun- gen ſich auf Sätze gründen, welche in dem Syſtem der Geometrie zum Theil viel ſpäter vorkommen, als die Aufgaben ſelbſt, und daß die Beweiſe dieſer Auflöſungen, wie man ſchon an den obigen beiden Beiſpielen ſiehet, etwas weitläufig werden können; allein das benimmt den Methoden nichts von ihrem Werthe, da hier nicht von ſyſtematiſcher Folge die Rede iſt. Sie ſind in ihren Gründen richtig, in der Ausführung ſcharf: ſie ſind nicht mit den Fehlern behaftet, die dem Lineale und deſſen Gebrauche ankleben; ſie ſind endlich ſinnreich und ſchon theoretiſch intereſſant. Der verſtorbene Maſcheroni, der ſie in ſeiner ſogenannten Geometrie des Zirkels zuerſt ausgeführt hat, legt vielleicht etwas zu viel praktiſchen Werth darauf; aber er hat ſich immer dadurch verdient gemacht. Da die geſuchten Punkte wie H, Fig. 3 und C, Fig. 4 durch Kreisbogen beſtimmt werden, die ſich ſchneiden, ſo muß man dahin ſehen, daß dieſe Bogen ſich nicht unter zu ſpitzen Winkeln ſchneiden.

(G. U. A. Vieth.)

HALBIRT, nennet man ein Orgelregiſter, welches nur ungefähr durch das halbe Klavier geht, z. B. wenn die Vox humana von $\bar{c}$ bis $\overline{\overline{\overline{c}}}$, oder auch von $\bar{a}$ bis $\overline{\overline{\overline{c}}}$, oder das Fagott von C bis $\bar{c}$ u. ſ. w. reicht. *(St.)*

HALBKREIS, jede der beiden gleichebenen Flächen, worin ein Kreis durch irgend einen ſeiner Durchmeſſer getheilt wird, alſo eine ebene Figur, die entſteht, wenn eine gerade Linie um ihren einen feſten Endpunkt in ei- ner und eben derſelben Ebene gedrehet wird, bis ſie in die Lage kommt, die mit ihrer erſten anfänglichen Lage eine gerade Linie ausmacht.

Digitized by Google

Der Halbumfang, das iſt die krumme Linie, welche der bewegte Endpunkt des Halbmeſſers bei der eben erwähnten Drehung beſchreibt, verhält ſich zu dem Halbmeſſer wie 3,1415926 zu 1. Oder wenn dieſe Zahl durch π, der Halbmeſſer durch r, der Halbumfang durch p bezeichnet wird, ſo iſt der Ausdruck für den Halbumfang folgender $p = \pi r$.

Das Verhältniß des Halbmeſſers zum Halbumfange, welches Archimedes, und, wie es ſcheint, ſchon frühere Geometer unterſucht haben, iſt in neuern Zeiten, durch Methoden, welche die Alten noch nicht kannten, bis zu einer Genauigkeit berechnet worden, wobei man nicht um ein Vigintilliontheilchen des Halbmeſſers fehlt. Durch Zeichnung läßt ſich ebenfalls leicht eine Grundlinie finden, welche dem Halbumfange ſehr nahe kommt; z. B. auf folgende Art. Vom Endpunkte A (Fig. 1) des horizontalen Halbmeſſers trage man den Halbmeſſer in AE, ziehe CE verlängert. Durch den Endpunkt B des ſenkrechten Halbmeſſers ziehe man mit dem horizontalen eine Parallele, welche jene verlängerte in K ſchneidet, trage von K aus auf dieſe Parallele den Halbmeſſer drei Mal auf bis N, verlängere den ſenkrechten BC noch ein Mal ſo weit bis O, ziehe ON; dieß iſt ſehr nahe gleich dem Halbumfange. Es läßt ſich nämlich zeigen, daß ſie noch nicht um ein Sechszehntauſendtheilchen des Halbmeſſers zu klein iſt, alſo bei einem Halbkreiſe von ſechszehn Fuß Halbmeſſer, den halben Umfang nicht um ein Tauſendtheilchen eines Fußes, das iſt nicht einen Skrupel zu klein gibt. Die Hälfte PN iſt der Quadrant. Obgleich man nach Obigem das Verhältniß des Halbmeſſers zum Halbumfange genauer hat, als man es jemals braucht, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß es theoretiſch intereſſant ſeyn würde, ſtatt einer Näherung, das Verhältniß abſolut genau zu haben; was aber noch nicht gelungen iſt.

Die Fläche des Halbkreiſes iſt gleich einem Dreiecke, welches den Halbumfang zur Grundlinie und den Halbmeſſer zur Höhe hat; oder einem Rechtecke, welches den Quadranten zur Grundlinie und den Halbmeſſer zur Höhe hat. Bezeichnet man die Fläche des Halbkreiſes durch c, ſo iſt $c = \frac{1}{2}\pi r^2$.

Eine merkwürdige Eigenſchaft des Halbkreiſes, die ſchon von Thales über 500 Jahr vor Chriſtus Geburt entdeckt wurde, iſt die, daß alle Dreiecke, welche den Durchmeſſer zur Grundlinie und die Spitze im Umfange haben, rechtwinklige ſind. Dieß gibt ein Mittel an die Hand, ein Werkzeug, welches einen rechten Winkel darſtellen ſoll, zu prüfen, und eine Linie auf den Endpunkt einer gegebenen ſenkrecht aufzurichten.

Eine andere merkwürdige Eigenſchaft iſt die, daß der Halbmeſſer genau drei Mal in den Halbkreis eingetragen werden kann, wie in der Figur EA; EF; FD. Jede dieſer Sehnen beſpannt einen Bogen von 60°.

Ferner: wenn man mit der Sehne von 120°, das iſt mit AF, aus A und D Bogen beſchreibt, die ſich in G ſchneiden, ſodann mit der Weite CG aus A einen Bogen, der den Halbumfang in B ſchneidet, ſo iſt B die Mitte des Halbumfangs; oder AB und DB ſind die beiden Quadranten.

Man bemerke, daß nach dieſer Methode der Halbumfang halbirt iſt, ohne eine gerade Linie deßhalb gezogen zu haben: denn auch der Durchmeſſer AD braucht hier nicht wirklich gezogen zu werden, ſondern der Punkt D ergibt ſich durch das oben erwähnte dreimalige Eintragen der Weite CA. Alles geſchieht hier mit den bloßen Zirkelſpitzen. Eine ſolche Auflöſung iſt alſo von allen Fehlern frei, die durch Anlegen des Lineals, durch Unrichtigkeit dieſes Werkzeuges ſelbſt, durch Verrückung desſelben und durch unſichere Führung der ziehenden Spitze entſtehen können. Sonſt kann man freilich auch die Halbirung dadurch bewerkſtelligen, daß man von den beiden Endpunkten des Durchmeſſers A und D mit irgend einer beliebigen Weite, Bogen beſchreibt, die ſich in irgend einem Punkte G ſchneiden, und ſodann von dieſem Durchſchnittspunkte nach dem Mittelpunkte C eine gerade Linie zieht, die dann ſenkrecht auf den Durchmeſſer ſtehet und den Halbumfang in ſeine beiden Quadranten theilt.

Wenn in einem Halbkreiſe ein kleinerer Vollkreis um den Punkt F (Fig. 2) beſchrieben wird, deſſen Durchmeſſer gleich iſt dem Halbmeſſer des Halbkreiſes, ſo ſind die beiden ſichelförmigen Stücke zu beiden Seiten dieſes kleinen Kreiſes zuſammen genommen dieſem kleineren Kreiſe gleich, nämlich halb ſo groß als der große Halbkreis.

Wenn über den Durchmeſſer eines Halbkreiſes, mit der Quadrantenſehne ein Bogen AEB beſchrieben wird, ſo iſt das mondförmige Stück ABDE, die ſo genannte Lunula Hippocratis gleich dem Quadrate des Halbmeſſers. Denn der mit dem Halbmeſſer OA beſchriebene Quadrant OAED iſt gleich dem mit dem Halbmeſſer CA beſchriebenen Halbkreiſe. Von beiden das halblinſenförmige Stück ACDE abgezogen, iſt die Lunula gleich dem Dreiecke AOD. Und dieſes beſteht aus zwei Dreiecken, OCA und OCD, welche zuſammen das Quadrat des Halbmeſſers machen.

Wenn in einem beliebigen Punkte E (Fig. 3) des Durchmeſſers eine ſenkrechte EG bis an den Umfang des Halbkreiſes gezogen wird, ſo iſt dieſe immer die ſtetige mittlere zwiſchen den beiden Abſchnitten des Durchmeſſers, nämlich es verhält ſich immer, wo auch der Punkt E genommen wird, AE zu EG wie EG zu ED. Folglich iſt immer das Quadrat von EG gleich dem Rechtecke, welches AE zur Höhe und ED zur Grundlinie hat, oder das Quadrat der Ordinate iſt gleich dem Rechtecke der Abſciſſen. Dieß iſt die Kreisgleichung, die, wenn der Halbmeſſer $= r$, die Abſciſſe $AE = x$, die Ordinate $EG = y$ geſetzt wird, folgenden Ausdruck gibt $y^2 = x\,(2r - x)$.

Wenn in einem Halbkreiſe über die beiden beliebigen Abſchnitte des Durchmeſſers kleinere Halbkreiſe beſchrieben und von dem großen weg genommen werden, ſo iſt die Sichel (Arbelus), welche von dem großen Halbkreiſe übrig bleibt, an Fläche gleich dem Vollkreiſe, der die Ordinate zum Durchmeſſer hat, und ihr Umfang iſt gleich dem ganzen Umfange des großen Kreiſes. Denn was die Fläche der Sichel betrifft, ſo iſt

Digitized by Google

die Fläche des großen Halbkreiſes $= \frac{1}{8}\pi AD^2 = \frac{1}{8}\pi (AE \times ED)^2 = \frac{1}{8}\pi (AE^2 \times 2AE.\ ED \times ED^2) = \frac{1}{8}\pi\ AE^2 \times \frac{1}{8}\pi\ ED^2 \times \frac{1}{4}\pi\ AE.\ ED$, das iſt: gleich den beiden kleinern Halbkreiſen plus $\frac{1}{4}\pi$ AE. ED.

Alſo die Fläche der Sichel $= \frac{1}{4}\pi$ AE. ED, das iſt $= \frac{1}{4}\pi\ EG^2$, welches der Ausdruck für die Fläche des Kreiſes iſt, der die Ordinate zum Durchmeſſer hat.

Und was den Umfang der Sichel betrifft, ſo iſt ihre äußere Begränzung der große Halbkreisumfang ſelbſt; die innere aber beſtehet aus den beiden kleinen Halbkreisumfängen. Dieſe aber ſind zuſammen dem großen gleich. Denn die Umfänge oder Halbumfänge der Kreiſe verhalten ſich wie die Durchmeſſer oder Halbmeſſer. Iſt nun z. B. die eine Abſciſſe AE, ein Viertel des Durchmeſſers, die andere ED, drei Viertel von AD, ſo iſt auch der Halbumfang über AE ein Viertel und der über ED drei Viertel von dem über AD. Beide kleine Umfänge machen zuſammen immer ſo viel wie der große.

Die Flächenräume hingegen würden in dieſem Beiſpiele folgende ſeyn:

Die Fläche des Halbkreiſes über AD = 1 geſetzt iſt die Fläche des Halbkreiſes über AE $= \frac{1}{16}$

Die Fläche des Halbkreiſes über ED $= \frac{9}{16}$

Beide zuſammen $= \frac{5}{8}$

Alſo die Fläche der Sichel oder des Vollkreiſes über der Ordinate EG $= \frac{3}{8}$

(G. U. A. Vieth.)

HALBKREUZ, HALBKREUZER, ſo hießen, ſo lange der Johanniterorden zu Rhodus exiſtirte, die weltlichen Ordensglieder, welche die ſtrengen Gelübde nicht ablegten und nur ſchwuren, dem Orden treu und hold zu ſeyn; ſie konnten daher zu jeder Zeit zurück treten. Indeß war dieſe Klaſſe von Ordensgliedern bereits zu Malta ſo ziemlich außer Gebrauch gekommen, und wurde auch nicht weiter von den Offizianten des Ordens gebraucht.

(Ruder.)

HALBKUGEL, (Mathem.), jedes der beiden gleichen Segmente einer Kugel, worin dieſe durch einen beliebigen größten Kreis getheilt wird; oder der körperliche Raum, welchen ein Halbkreis beſchreibt, der um ſeinen feſtliegenden Durchmeſſer gedreht wird, bis er in entgegen geſetzter Lage in dieſelbe Ebene kommt, worin er anfänglich lag.

Die Fläche der Halbkugel iſt eine doppelt gekrümmte Fläche und kann als aus vielen ſchmalen Zonen beſtehend angeſehen werden, deren jede von zwei Parallelkreiſen begränzt iſt. Und wenn man die Ebenen dieſer Parallelkreiſe erweitert, ſo begränzen ſie Zonen auf der einfach gekrümmten Seitenfläche des Cylinders ABFE (Fig. 1), der mit der Halbkugel gleiche Grundlinie und Höhe hat. So iſt GIKH eine Zone der Halbkugel und LNOM die damit zuſammen gehörige Zone des Cylinders. Die Zone der Halbkugel, wenn ſie ſehr ſchmal iſt, kann wie eine Zone eines Kegels GHX angeſehen werden, und dieſe iſt gleich einem Rechtecke, welches den mittlern Kreisumfang RV zur Grundfläche und die Breite der Zone, HK, zur Höhe hat; das iſt = π. RV. KH, oder = 2π. TV. KH.

Die Zone des Cylinders, nämlich LNOM, iſt aber gleich einem Rechtecke, welches den Kreisumfang PQ zur Grundlinie und die Höhe der Zone KW zur Höhe hat; das iſt = π. PQ. KW oder = 2π. TQ. KW.

Dieſe beiden Flächen 2π. TV. KH und 2π. TQ. KW ſind aber einander gleich, wie folgender Maßen erhellet. Die Dreiecke CTV und KHW ſind einander ähnlich, weil ſie bei T und W rechtwinklig ſind und überdieß der Winkel VCD dem Winkel WHK gleich iſt (jeder 90° — TVC). Die Seiten der genannten Dreiecke ſind demnach proportional; es verhält ſich CV zu TV wie KH zu KW, oder welches einerlei iſt TQ zu TV wie KH zu KW. Folglich iſt TV. KH = TQ. KW. alſo auch 2π. TV.KH = 2π. TQ. KW, das iſt: die Fläche der Kugelzone iſt gleich der Fläche der Cylinderzone von gleicher Höhe (KW).

Eine unmittelbare Folge daraus iſt: alle Kugelzonen von gleicher Höhe haben gleiche Fläche, und die Summe aller Zonenflächen der Halbkugel, das heißt die ganze Fläche der Halbkugel iſt gleich der ganzen Seitenfläche des Cylinders von gleicher Grundfläche und Höhe.

Auch iſt folglich die Halbkugelfläche doppelt ſo groß als die Fläche ihres größten Kreiſes. Denn jene Cylinderfläche hat den Umfang $2\pi r$ und die Höhe r; ſie iſt alſo $= 2\pi r^2$. Die Fläche des größten Kreiſes aber iſt $= \pi r^2$.

Daraus folgt ferner, daß die Halbkugelfläche gleich ſei dem Kreiſe, der mit der Quadrantenſehne beſchrieben wird. Denn da das Quadrat der Quadrantenſehne doppelt ſo groß iſt, als das Quadrat des Halbmeſſers, und ſich die Kreisflächen wie die Quadrate ihrer Halbmeſſer verhalten, ſo iſt auch der mit der Quadrantenſehne beſchriebene Kreis doppelt ſo groß als der mit dem Halbmeſſer der Kugel beſchriebene, nämlich $= 2\pi r^2$.

Überhaupt läßt ſich zeigen, daß jede Segmentfläche (Calotte) der Halbkugel gleich iſt dem Kreiſe, der mit der Sehne ihres halben Mittelpunktswinkels beſchrieben iſt. Es ſei z. B. die Segmentfläche GDH, welche nach Obigem gleich iſt der Cylinderfläche LEFM, $= 2\pi r$ FM oder $= 2\pi r.$ DY oder (wenn wir DY = x ſetzen) $= 2\pi r x$. Nun iſt der mit der Sehne DG beſchriebene Kreis $= \pi\ DG^2 = \pi (DY^2 \times GY^2)$, oder wenn GY = y geſetzt wird, $\pi\ DG = \pi\ (x^2 \times y^2)$ und im Kreiſe iſt $y^2 = 2rx - x^2$, folglich $\pi\ DG^2 = \pi\ (x^2 \times 2rx - x^2)\ \pi\ DG^2 = \pi\ (x^2 \times 2rx - x^2) = 2\pi rx$, ſo wie es die Cylinderfläche LEFM oder die Calotte GDH auch war. Wenn x = r, daß heißt wenn DY = DC wird, ſo wird $2\pi rx = 2\pi r^2$, welches der obige Ausdruck für die Fläche der Halbkugel war.

Die krumme Seitenfläche des Cylinders mit ſeiner kreisförmigen Decke zuſammen genommen iſt $2\pi r^2 \times \pi r^2 = 3\pi r^2$, folglich verhält ſich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des Cylinders mit ſeiner Decke zuſammen genommen, wie 2 zu 3.

Digitized by Google

Die krumme Seitenfläche des ſenkrechten rechtwinkligen Kegels ADB, welcher mit der Halbkugel gleiche Grundfläche und Höhe hat, iſt, wenn ſie abgewickelt wird, ein Kreisausſchnitt, deſſen Bogen gleich iſt dem Umſange des größten Kreiſes der Kugel, und deſſen Halbmeſſer DA $= r\sqrt{2}$ iſt. Wie ſich alſo DA zu CA verhält, ſo verhält ſich 360 Grad zu dem Winkel des genannten Ausſchnittes, welches $= \alpha$ ſei, das iſt, es verhält ſich $\sqrt{2} : 1 = 360 : \alpha$; alſo $\alpha = \frac{360}{\sqrt{2}}$ oder, welches einerlei iſt, $\alpha = \frac{360.\sqrt{2}}{2} = 180.\sqrt{2} = 180.\ 1{,}4142135$ $= 254^\circ\ 33'\ 30''$, alſo der halbe Winkel des Ausſchnittes $= 127^\circ\ 16'\ 45''$.

Die krumme Seitenfläche des Kegels ADB oder die Fläche des genannten Ausſchnittes iſt $= 2\pi r.\ \frac{r\sqrt{2}}{2} = \pi r^2\sqrt{2}$. Folglich verhält ſich die Halbkugelfläche zu der krummen Seitenfläche des rechtwinkligen Kegels von derſelben Grundfläche und Höhe wie $2\pi r^2$ zu $\pi r^2\sqrt{2}$, das iſt wie $2 : \sqrt{2}$ oder wie $\sqrt{2} : 1$.

Wie oben die Halbkugelfläche als aus einer Menge ſchmaler Zonen beſtehend, betrachtet wurde, ſo kann man ſie auch als aus einer Menge ſehr kleiner Dreiecke beſtehend anſehen. Von den drei Spitzen jedes ſolchen Dreiecks ziehe man in Gedanken gerade Linien nach dem Mittelpunkte der Kugel, ſo entſteht eine ſehr ſchmale dreiſeitige Pyramide, welche das kleine Dreieck zur Grundfläche und den Halbmeſſer der Kugel zur Höhe hat. Ihr körperlicher Inhalt iſt alſo $= \frac{1}{3}tr$, wenn t die Fläche des kleinen Dreiecks bedeutet. Ein Ausſchnitt der Halbkugel wie GDHC (Fig. 2) iſt als ein Aggregat ſolcher kleiner Pyramiden anzuſehen und folglich gleich einer einzigen Pyramide, welche die Segmentfläche GDH zur Grundfläche und den Halbmeſſer zur Höhe hat.

Die Segmentfläche GDH war aber $= 2\pi rx$; folglich der Ausſchnitt GDHC $= 2\pi rx.\ \frac{1}{3}r = \frac{2}{3}\pi r^2 x$.

Das Cylinderſtück EFLM von der Höhe des Segments = DY iſt $= \pi r^2 x$. folglich: der körperliche Inhalt eines Halbkugelausſchnittes iſt zwei Drittel von dem körperlichen Inhalte des Cylinderſtücks, welches die Höhe des Segments hat.

Wenn $x = r$, das iſt DY = DC wird, ſo wird der Ausſchnitt die Halbkugel ſelbſt, und dieſe iſt alſo $= \frac{2}{3}\pi r^3$. Der Cylinder ABFE $= \pi r^3$. Der Kegel EFC oder, welches einerlei iſt, der Kegel ABD aber iſt $= \frac{1}{3}\pi r^3$.

Alſo die Halbkugel iſt zwei Drittel des Cylinders und das Doppelte des Kegels von gleicher Grundfläche und Höhe.

Oder: Kegel, Halbkugel und Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe verhalten ſich wie 1, 2, 3.

Da endlich die Hälften ſich wie die Ganzen verhalten, ſo verhalten ſich Kegel, Kugel und Cylinder von einerlei Durchmeſſer und Höhe ebenfalls wie 1, 2, 3, welches das merkwürdige Verhältniß iſt, welches Archimedes entdeckte.

(*G. U. A. Vieth.*)

HALBKUGEL, (im aſtronomiſchen Sinne), Hemiſphäre, Hemisphaerium. Bekanntlich theilt jeder größte, d. h. aus dem Mittelpunkte der Kugel und mit dem Halbmeſſer derſelben beſchriebene, Kreis die Kugel ſelbſt durch ſeine Ebene, und ihre Ober- oder Innerfläche durch ſeinen Umring in zwei gleiche und ähnliche Hälften: dieſe Hälften heißen Halbkugeln. Die Aſtronomie (und Geographie) verſteht aber unter Halbkugeln namentlich diejenigen Hälften, in welche die ſcheinbare Himmelskugel, gleich wie unſere Erdkugel, durch den Horizont, Äquator und Meridian (vergl. dieſe Artikel) getheilt wird. Wenn wir auf einem großen ebenen Felde, oder, noch beſſer, auf der offenbaren See, einer unbehinderten Ausſicht rings um uns her genießen, ſo ſcheint uns die Himmelskugel im Kreiſe auf der Erd- oder Meeresfläche aufzuliegen; wir dünken uns im Mittelpunkte einer Kreisſcheibe zu ſtehen, welche die Himmelskugel für uns in eine ſichtbare und eine unſichtbare, in eine obere und eine untere Halbkugel trennt. Dieſer Trennung vermittels der Ebene des ſcheinbaren Horizonts entſpricht der wahre oder aſtronomiſche Horizont, den man ſich durch den Mittelpunkt der Erde, als den eigentlichen Mittelpunkt der eingebildeten Himmelskugel, mit jenem erſteren überall parallel gelegt denkt, und deſſen erweiterte Ebene, wegen der unermeßlichen Entfernung der Himmelskörper *), gegen welche der Halbmeſſer der Erde beinahe verſchwindet, zu den nämlichen Punkten des Himmels führt, ſo daß die beiden Halbkugeln, in dem erſteren wie im letztern Falle, für gleich zu nehmen ſind, und von jedem ihrer übrigen größten Kreiſe, ſie mögen eine Lage haben, welche ſie wollen, immer eine ganze Hälfte über dem Horizonte ſteht. Es iſt einleuchtend, daß für jeden Standpunkt des irdiſchen Beobachters ein anderer Horizont, und mithin alſo eine andere Theilung des Himmels in eine obere und untere Halbkugel gehört.

Der Äquator theilt dagegen die ſcheinbare Himmelskugel, gleich wie die Erdkugel, in die nördliche und ſüdliche Halbkugel, deren erſtere den Nordpol, und letztere den Südpol zum höchſten Punkte hat. Dieſe Theilung iſt, im Gegenſatze der vorigen, nach Maßgabe des Standpunktes veränderlicher, und die folgende durch den Meridian, eine feſte Eintheilung, welche in Beziehung der Himmelskörper, die ſie begreift, überall den nämlichen Sinn hat.

Die dritte aſtronomiſche Theilung der Kugel endlich in eine öſtliche und weſtliche Halbkugel bezieht ſich auf den Meridian (Mittagskreis) des Beobachters, und iſt alſo ebenſalls, jedoch nur mit Beziehung auf die Länge (geographiſche) veränderlich.

Außerdem muß nach der Theilung der Erd- oder jeder andern Planetenkugel durch den Erleuchtungs-

*) Wegen des Genaueren hierüber vergleiche den Artikel Parallare (Horizontal-).

Digitized by Google

gränzkreis in eine erleuchtete und dunkle Halbkugel Erwähnung geſchehen, indem dieſe Theilung vermittels des Kreiſes bewirkt wird, auf deſſen Ebene die, aus dem Mittelpunkte der Ferne gedachte Gerade peependikulae ſteht. Doch fällt die Halbirung durch dieſen Kreis nicht genau aus, da die erleuchtende Kugel größer iſt, als die erleuchtete, von welchem Verhältniſſe, unter Mitberückſichtigung dee Entfernungen, der Unterſchied dieſer beiden Halbkugeln abhängt. Von der Erdkugel werden aus dieſen Gründen, wozu noch die Strahlenbrechung tritt, ſtatt einer genauen Hälfte, 181° 32′ auf Einmal durch die Sonnenſtrahlen erleuchtet.

Vergl. ſchließlich die Art. Himmel und Himmelskugel (künſtliche). *(Nürnberger.)*

Halbkugel, Magdeburger, ſ. Guericke (Otto v.) und Luftpumpe.

Halblaute und Halblauter, ſ. Laute und Lauter.

HALBLEHMGIESSEREI, eine Art Herd- oder Kaſtenförmerei, bei der man ſich, ſtatt des weniger feſten und weniger Genauigkeit zulaſſenden Sandes, des Lehms zur Bildung des Kerns bedient.

Die Halblehmgießerei findet ihre Anwendung beim Gießen durchbrochener und hohler Körper, unter andern beim Munitionsguß. (S. Herde und Kaſtenförmerei.)

(A. Schmidt.)

HALBLEUTE, HALBMÄNNER, heißen diejenigen Pächter, welche von den ihnen überlaſſenen Gütern die Hälfte des Ertrags an den Eigenthümer abgeben, und weiter kein Pachtgeld bezahlen. (Siehe Halbpacht.)

(Schilling.)

HALBMESSER, Linie vom Mittelpunkte eines Kreiſes oder einer Kugel nach dem Umfange. (Siehe die obigen Artikel: Halbkreis S. 229 ff. und Halbkugel S. 231 ff.). Die Benennung wird übrigens auch, außer bei dem Kreiſe, noch bei andern krummen Linien gebraucht. *(G. U. A. Vieth.)*

Halbmetalle, ſ. Metalle.

HALBMOND. In dee Heraldik iſt man gewohnt, den wachſenden halben Mond als das Wappen des osmaniſchen Reichs anzuſehen. Dieß iſt es jedoch nicht, und der halbe Mond iſt bloß das Sinnbild des Reichs und der Nation; der Padiſchah hat kein anderes Wappen, als ſeinen Namenszug, welcher das jedesmalige große Statsſiegel ausmacht. Indeß iſt doch der halbe Mond auf die Flaggen der Osmanen gekommen; er ziert die Minarets der Moſcheen; es gibt ſelbſt einen Ritteeorden, der dieſen Namen in dem osmaniſchen Reiche führt, aber wohl der einzige auf der Erde iſt, der nur zur Würdigung des ausländiſchen Verdienſtes geſtiftet iſt. Als dee Padiſchah Selim III. 1799 den Sieg Nelſons bei Abukir erfuhr, ſo ſandte er demſelben als Zeichen ſeiner beſondern Achtung einen mit Diamanten von hohem Werthe beſetzten halben Mond. Dieß veranlaßte den Seehelden, ſich in der Folge den Titel eines Ritters des halben Mondes beizulegen, und ſelbſt bei diplomatiſchen Unteezeichnungen, wie bei dem Waffenſtillſtande mit den Dänen, ſich ſo zu nennen. Einem Manne, der mit den meiſten Orden der Chriſtenheit geziert war, wenigſtens verdient hätte, ſie alle zu tragen, verzieh man wohl die Eitelkeit, ſich auch den einer ungläubigen Macht zuzueignen, aber der Padiſchah fand ſich dadurch ſo geehrt, daß er beſchloß, einen wirklichen Orden zu ſtiften, doch nicht für ſeine Unterthanen, denn dieſen verbietet das Geſetz, dergleichen Auszeichnungen zu tragen, ſondern für Ausländer, die ſich um die erhabene Pforte Verdienſte erworben haben. So trat 1801 der Orden des halben Mondes in das Leben, und wurde ſogleich an eine Menge britiſcher Offiziere und einige fremde Diplomaten ausgetheilt. Derſelbe beſteht aus zwei Klaſſen: die erſtere iſt für Land- und Seeoffiziere von hohem Range, Botſchafter und Geſandte; die zweite für andere Militär- und diplomatiſche Perſonen. Das Ordenszeichen beſteht aus einem goldenen, eirunden, blauemaillirten Schilde, in deſſen Mitte ein ſilberner Stern und unter demſelben ein ſilberner halber Mond ſchwebt. Die Mitglieder der erſten Klaſſe tragen dieß am Rande mit Diamanten beſetzte Zeichen an einem breiten eothen Bande übee der Achſel und auf der linken Bruſt einen ſilbergeſtickten Steen, welcher eine ſtrahlende Sonne bildet und in deſſen Mitte das Ordenszeichen befindlich iſt. Die Mitglieder der zweiten Klaſſe tragen nur das Ordenszeichen an einem ſchmälern rothen Bande um den Hals*).

(G. Hassel.)

HALBMOND (der) (Ravelin oder Demi-lune) (Kriegsbaukunſt), ein Außenwerk des Feſtungs-Polygons, beſtehend aus zwei Facen, welche in einem ausſpringenden Winkel zuſammen ſtoßen. Urſprünglich von dreieckiger oder halbrunder Form und ſehr kleinem Umfange, iſt dieß Werk eine Erfindung der alten italieniſchen Baumeiſter, um das von ihnen in die Courtine (den Mittelwall) gelegte Thor zu decken. Den Namen Halbmond (Demi-lune) bekam es erſt ſpäter, als Vauban, nach Busca's und Coehorn's Beiſpiele, ihn dadurch mit Flanken verſah, daß er die Facen an ihrer Grundlinie noch einmal brach und zurückzog. Befindet ſich innerhalb des Halbmonds noch ein kleines Werk (Réduit), ſo erhält er den Namen „zuſammengeſetzter Halbmond, (Demi-lune composée).

Die Halbmonde befinden ſich in der Regel vor der Courtine und ihre Bruſtwehren liegen, gleich denen der Enceinte, auf einem Walle. Sie decken die Courtine und die Tenaille, verhindern das Enfiliren der Hauptflanken, und, wenn ſie weit genug vorſpringen, im Fall ihrer Erſtürmung die gleichzeitige Wegnahme der beiden dahinter liegenden Bollwerke. Endlich vertheidigen ſie das vor den Bollwerksfacen liegende Ter-

*) Kuhns Handbuch der Ritterorden S. 193 u. f. Daß ſchon früher ein Orden des halben Mondes unter den Osmanen beſtanden, iſt ganz irrig, obgleich Sanſovino in den origine de cavalieri. Ven. 1566 und Ridolfi in den maraviglie dell' arte. Ven. 1648 es behaupten; denn diejenige Kette, die Mohammed II. dem Gentile Bellino, der ſich durch ſeine Gemälde die Huld des Padiſchah erworben hatte, umhing, war kein Zeichen eines Ordens, ſondern bloß ein kaiſerl. Geſchenk, das indeß den eitlen Maler verleitete, ſich ſeitdem eques auratus zu nennen. Indeß wurde er auch nachher von der Republik Venedig wirklich zum Ritter von St. Markus ernannt.

rain in der Nähe und erhalten ihre eigne Vertheidigung durch die rückwärts befindlichen Bollwerksfacen des Hauptwalls, der ſie beherrſcht. (*Benicken.*)

HALBMUNDTODT (teutſches Privatrecht), werden z. B. in Baden die Perſonen genannt, deren Dispoſitionsfähigkeit zwar nicht ganz aufgehoben aber doch ſehr beſchränkt iſt; dahin gehören nach badenſchen Geſetzen, welche zu den neueſten und beſten über die Geſchlechtsvormundſchaft gerechnet werden müſſen, I. volljährige Frauen, nach folgenden Grundſätzen: 1) jede unverheirathete Frauensperſon (auch die minderjährige, die der Vatergewalt entlaſſen iſt) bedarf der Zuſtimmung eines Beiſtands, um gebunden zu werden a) durch unwiderrufliche Handlungen in Civilgerichten, ſie mögen zur freiwilligen oder nicht freiwilligen Jurisdiction gehören, namentlich zur Errichtung von Ehepakten, Käufen, Schenkungen, Vollmachten, proceſſualiſchen Vorträgen, Vergleichen; b) durch Verträge, die Vermögensverpflichtungen für die Zukunft bezwecken, namentlich Geldanlehen, Bürgſchaften, Erbtheilungen, Verpfändungen, Verzichte und Quittungen. 2) Ehefrauen haben regelmäßig die Ehemänner als Beiſtände in den obigen Fällen nöthig; andre müſſen ſie erhalten: a) wenn der Mann eben abweſend iſt; b) wenn ein Geſchäft in Frage iſt, wobei der Ehemann in Verſuchung kommen könnte, ſeinen eignen Vortheil dem der Ehefrau vorzuziehen, wo die letztere Rechte und Vortheile zu Gunſten des Mannes aufgeben ſoll, z. B. Verpfändung ihrer Güter für Schulden des Ehemanns, Übernahme von dergleichen als Selbſtſchuldnerinn, Veräußerung ihrer Güter, oder Begründung von Verhältniſſen, wodurch ſie für Eheſchulden, wie ſie nach dem in Baden vorkommenden Errungenſchaftsſyſteme denkbar ſind, mehr als es das Geſetz mit ſich bringt, haftpflichtig wird, z. B. wenn die Ehefrau eine ſolche Schuld als perſönliche auf ſich nimmt, folglich auf die Renunciation bezüglich auf die Errungenſchaft verzichtet. — 3) Ausnahmen ſind, daß keinen Beiſtand bedürfen a) Vogtsfrauen, d. h. ſolche, die zu Verwaltung einer Stats- oder Grundherrſchaft im eigenen Namen oder als Vormünderinn zugelaſſen ſind, mithin ſchon durch ihre rechtskundigen Diener berathen werden können; b) alle Frauenzimmer zu Erwerbung und Veräußerung einzelner Fahrnißſtücke, zu ſonſtigen Verträgen über dergleichen Habe und zu allen der Haushaltsführung angehörenden Geſchäften, ohne Rückſicht des Werthes, ferner zu Handlungen, die nur Verpflichtung ihrer Perſon bezwecken, z. B. Eheverſpruch, Dienſtvermiethung, zu widerruflichen Handlungen, z. B. Teſtamenten, endlich zu gerichtlichen Vorträgen in Ehe- und Unterſuchungsſachen; c) Gewerbsfrauen, d. h. ſolche, die einen Handel, Fabrik oder Handwerk als Eigenthümerinn oder Nießbraucherinn treiben, für ſolche Rechtsgeſchäfte, welche durch die Natur des Gewerbes herbei geführt werden können. 4) Die Ernennung des Beiſtands geſchieht nach freier Auswahl der bedürfenden Frau, welche aber hiezu auf Antrag jedes intereſſirten Dritten richterlich angehalten werden darf, durch obrigkeitliche Verpflichtung mittels Handgelübdes; nur der Vater einer Majorennen kann ohne dieſe Beſtellung, wenn ihn die Tochter vor Gericht als ſelbſt erwählten Beiſtand aufführt, handeln. Der Regel nach bleibt der einmal ernannte Beiſtand, bis entweder er oder die Frau erhebliche Gründe ſeiner Entlaſſung vorbringen; Betheiligung des Beiſtands beim vorſeienden Geſchäft, oder daß ſolches 4 Stunden von deſſen Wohnſitz zu vollziehen iſt, führt zu Aufſtellung eines Interimsbeiſtands. 5) Er iſt ſchuldig, in allen Geſchäften, die ſeine Beiziehung erfordern, die Frau über die Räthlichkeit des Geſchäfts ſowohl, als die dabei zu beobachtenden Vorſichtsmaßregeln nach beſtem Wiſſen zu belehren und zu berathen, diejenigen, die ſchriftlich geſchloſſen werden, mit zu unterſchreiben, und, wenn er hiebei Betrug oder grobe Fahrläſſigkeit verſchuldet, ſie zu entſchädigen. 6) Wird die Zuziehung des Beiſtandes verabſäumt, ſo iſt a) entweder der Frau das Geſchäft nützlich, z. B. der Darleiher kann erweiſen, daß das Geld ihr zum Vortheil verwendet worden; dann iſt ſie auch verpflichtet, b) im Gegenfalle hat zwar nie der Mitcontrahent, wohl aber die Frau, ihre Erben und ſonſtigen Rechtsnachfolger die Befugniß, es als ungiltig anzuſprechen, ausgenommen aa) wenn durch den Vertrag eine Verbindlichkeit übernommen und bereits gänzlich erfüllt iſt, bb) wenn durch denſelben ein Recht der Frau aufgehoben, und ſpäter dieſe Aufhebung auf irgend eine Weiſe gültig anerkannt worden iſt. 7) Berathung der Frau durch das zuſtändige Gericht muß eintreten a) wenn ſie und ihr Ehemann oder Beiſtand über eine ihrer Angelegenheiten verſchiedener Meinung ſind, wenn der Ehemann ſie nicht ermächtigen will, vor Gericht zu ſtehen, wenn er, während ſie vor Gericht handeln will, mundtodt, abweſend oder minderjährig iſt, b) wenn ſie ihr Gut zu Tilgung ehemännlicher Schulden veräußern, oder in der oben bei 2. b) gedachten Weiſe für den Ehemann intercediren will. — Die Beamten müſſen in allen dieſen Fällen, nach hinlänglicher Information, worüber Akten zu halten ſind, ſchriftlich ihre Zuſtimmung ertheilen, und falls ſie Förderung des Beſten der Frau betrüglich oder aus grobem Verſehen unterlaſſen haben, Schadenerſatz leiſten. — II. Verſchwender, denen vom Amte, wie den Frauen, Beiſtände geſetzt, und welche erſt, wenn ſie nun ſich nicht beſſern, vom Kreisdirektorium für mundtodt im zweiten Grade erklärt werden *). (*Emminghaus.*)

HALBOPAL (Mineralog.). Der Halbopal (auch Pechopal, Holzopal, Leberopal, Quarz résinite commun), bildet eine Art der Sippſchaft von Kieſelhydrath; er iſt bloß amorph, im Bruche flachmuſchelig, zwiſchen durchſcheinend und undurchſichtig, wachsglänzend, von weißer, grauer, rother, brauner Farbe, oft bandartig oder baumförmig gezeichnet, erſcheint häufig knollenförmig, zuweilen als verſteinertes Holz und hat übrigens die Eigenſchaften des Kieſelhydrathes, enthält 82, 75 Kieſel, 10, Waſſer, 3, 50 Thon, 0, 25 Kalk, 3, 0 Eiſen-

*) S. Trefurt badenſches Civilr. 1824. S. 51. 58 fg.

Digitized by Google

oxyd (der Steinheimer nach Stucker's Analyſe). Am häufigſten kommt er in Verbindung mit Baſalt und vulkaniſchen Geſteinen vor, auf dieſe Art ausgezeichnet bei Steinheim unweit Hanau, in Ungarn bei Telke-Banya und Tokay (wo viel, in Halbopal verſteinertes Holz (Quarz résinite pseudomorphique xyloide oder ligniforme, Xilopale) gefunden wird. In den Mergeln der tertiären Formationen, zeigen ſich nicht ſelten Concretionen von Halbopal, dieß iſt beſonders der Fall bei St. Ouen, Menil-montant ꝛc. im Becken vor Paris; dieſe knollen- und nierenförmigen Maſſen ſind unter den Namen von Menilith, Knollenſtein, Quarz résinite subluisant bekannt, und bald als eigene Art, oder Gattung betrachtet worden. Werner ſtellte den Halbopal als dritte Art der Gattung des Opals auf, den Holzopal als vierte Art und den Menilith als eigenthümliche Gattung, in welcher er zwei Arten, den braunen und grauen unterſchied. (*Keferstein.*)

HALBPACHT, nennt man den Vertrag, da ein Grundſtück oder Nutzvieh einem Andern um die Hälfte der Früchte überlaſſen wird. Der Verpachter trägt alle Abgaben (arg. l. 39. D. VII. 1. und l. un. §. 3. D. XLIII. 10.), der Pachter aber allen die Fruchtgewinnung bezweckenden Aufwand. Remiß kann er auch bei den bedeutendſten Unfällen nicht begehren, weil die Grundſätze des Societätscontracts angewendet werden müſſen (l. 25. §. 6. D. XIX. 2.). (*Emminghaus.*)

Halbpfeiler, ſ. Pfeiler.

Halbsäule, ſ. Säule.

HALBSCHATTEN, Penumbra, Pénombre. Von dem wahren oder Kernſchatten (ſ. d. Art.) iſt der Halbſchatten zu unterſcheiden, der zwiſchen Schatten und Licht liegt. Wenn nämlich der leuchtende Körper nicht als ein bloßer Punkt zu betrachten, ſondern von einer gewiſſen Größe iſt, ſo fallen die Umriſſe der Schatten, welche dunkle, von ihm beleuchtete Körper ihm gegenüber werfen, nicht ſcharf begränzt aus, ſondern zeigen rings um den Kernſchatten noch einen blaſſeren Streifen, welcher im Gegenſatze jenes, den obigen Namen des Halbſchattens führt. Es iſt derjenige Raum, wohin erleuchtende Strahlen nur von einigen, nicht aber von allen Punkten des leuchtenden Körpers gelangen können, weil der dunkle Körper die übrigen auffängt: die Gränze des Kernſchattens fällt dahin, wo der leuchtende Körper vom beobachtenden Auge geſehen zu werden ganz aufhören würde; die Gränze des Halbſchattens iſt da, wo ein Theil des leuchtenden Körpers verdeckt zu werden anfängt. Dieſe vollkommen deutliche Erklärung macht eine Figur entbehrlich.

In der Aſtronomie iſt die Betrachtung des Halbſchattens bei der Lehre von den Finſterniſſen, ſowohl den Mond- als den Sonnenfinſterniſſen, von Wichtigkeit. Die dunkeln Himmelskörper, Erde und Mond, werfen, der größeren Sonne gegenüber, einen koniſchen Kernſchatten, welcher ringsum mit dem Halbſchatten umgeben iſt: dieſer Halbſchatten begreift alſo, nach der obigen Erklärung, alle diejenigen Punkte, denen ein größerer oder kleinerer Theil der Sonne durch den dunklen Körper verdeckt wird. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß die Intenſität dieſes Halbſchattens von der Größe jenes verdeckten Theiles des leuchtenden Körpers abhängig iſt, und daß die Dunkelheit nahe bei dem Kernſchatten dichter ausfällt, ſich von dort ab aber allmälig in's völlige Licht verläuft. Eben durch dieſes unmerkliche Verlaufen des Halbſchattens in den Kernſchatten wird die Beobachtung des Anfanges einer Mondfinſterniß ſo unſicher gemacht, daß Lalande[1]) die daher rührende Ungewißheit für den Beobachter, auf mehrere Minuten anſchlägt. Weiter ausgedehnt hat die Unterſuchungen über die Grade der Dunkelheit in verſchiedenen Stellen des Halbſchattens und den Einfluß davon auf die Mondsverdunkelung de la Hire[2]). Auch bei den Sonnenfinſterniſſen umgibt den Kernſchatten, den der Neumond alsdann auf die Erde wirft, ein Halbſchatten, indem er auf der Erdfläche einen Kreis abſchneidet, in welchem die Orte liegen, die nur einen Theil der Sonne durch den Mond verdeckt ſehen. Die Gränze iſt indeß um ſo weniger ſcharf zu unterſcheiden, da von andern Punkten zurückſtrahlendes Licht auf dieſe, im Halbſchatten liegende Fläche geworfen wird. Es kommen aber auch noch aus einem andern Grunde die Erfahrungen bei dem Halbſchatten nicht mit der Theorie überein, indem die ihn begränzenden Lichtſtrahlen, indem ſie an den Rändern der dunkeln Körper hinfahren, durch die Anziehung der letzteren eine Ablenkung von ihrem Wege erfahren, welche unter dem Namen der Beugung des Lichts bekannt iſt, und worüber im Art. Licht das Ausführlichere vorkommen wird. Durch dieſe Anziehung werden jene vergirenden Gränzſtrahlen dergeſtalt anders gerichtet, daß der zwiſchen ſie fallende Raum des Halbſchattens eine Breitung erfährt; und dieſe Erweiterung ſchließlich iſt es, welcher Maraldi[3]), den Namen des falſchen Halbſchattens pénombre fausse) beilegt. (*Nürnberger.*)

Halbschatten in den zeichnenden Künſten, ſ. Schatten, Schattirung, Farbe und Färbung.

HALBSCHÜRIG, ſagt man von der Wolle, wenn ſie zum zweiten Mal abgeſchoren wird, wo ſie erſt halb ausgewachſen iſt. (*Schilling.*)

HALBSEIDNE ZEUGE, heißen ſolche Zeuge, die halb aus Seide und halb aus andern Subſtanzen, Wolle, Baumwolle oder Leinen gewebt ſind. Die Kette kann das eine, der Einſchlag das andre davon ſeyn. Die vornehmſten Fabriken in halbſeidnen Zeugen beſitzt Frankreich. (*Poppe.*)

HALBSOPRAN, ital. mezzo soprano, franz. second dessus, tiefer Sopran, zweiter Sopran, heißt diejenige Gattung menſchlicher Singſtimme, welche zwiſchen der Sopran- und der Altſtimme ungefähr die Mitte hält, ſich jedoch mehr jener als dieſer nähert.

---

1) Astronomie. II. §. 1788. 2) In den Mémoires de Paris. Année 1711. 3) S. deſſen dießfallſige Unterſuchungen die in den Mem. de Paris ſ. 1723 ſtehen.

Digitized by Google

(Diejenige, welche ſich mehr der Altſtimme nähert, heißt eigentlicher **hoher Alt**). Der natürliche Umfang dieſer Stimmgattung iſt ungefähr von h bis $\overline{\overline{c}}$–$\overline{\overline{f}}$; ihr eigenthümlicher Charakter iſt etwas mehr Fülle und Derbheit, als bei der völligen hohen Sopranſtimme ſonſt vorhanden zu ſeyn pflegt. Man findet übrigens dieſe Gattung von Stimme ſowohl beim weiblichen Geſchlechte, als auch bei Knaben und Caſtraten.

Die Muſik für die Halbſopranſtimme pflegt, gerade ſo wie die für völlige Sopranſtimmen, entweder im Sopran-, oder im Violinſchlüſſel geſchrieben zu werden. Der früher gebräuchliche, eigene, ſo genannte Halbſopranſchlüſſel, d. i. der c-Schlüſſel auf der zweitunterſten Notenlinie*), iſt längſt nicht mehr üblich. (*Gfr. Weber.*)

Halbspänner, ſ. Halbbauer oben S. 224 dieſes Bandes.

Halbsparren, gleich bedeutend mit Schiftſparren, ſ. Dachsparren.

Halbtenor, ſ. Tenor und Baryton Band VII. S. 471.

HALBTHURN, ungariſch Fél Torony, Hemipyrgum, ein ſchönes Pfarrdorf am Neuſiedler See in der Wieſelburger (Moſonyer) Geſpanſchaft in Niederungarn, im Kreiſe jenſeit der Donau, dem Erzherzoge Karl gehörig; es hat 1 kathol. Pfarre und Kirche und 1 prächtiges Luſtſchloß. In einer anmuthigen Gegend, zwiſchen Faſanenhöfen an einer Anhöhe liegend, gewährt es eine reizende Ausſicht über den breiten Waſſerſpiegel des Neuſiedlerſees gegen Ruſt zu. Kaiſer Karl VI. ließ es mit ſehr prächtigen Gebäuden, Gärten, Wildbahnen und Stuttereien verſehen, und hielt ſich häufig daſelbſt auf. Hier erkrankte dieſer Monarch, als er ſich mit der Jagd beluſtigte, am 12. October 1740, mußte nach Wien gebracht werden, wo er acht Tage darauf ſtarb. Im J. 1768 erhielt es die Erzherzoginn Maria Chriſtina. Nach ihrem Hinſcheiden kam es an ihren Gemahl, den Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, und von dieſem erbte es der Erzherzog Karl. Der Ort hat 136 Bauernhäuſer, 1150 teutſche katholiſche Einwohner, worunter 78 eigentliche Bauern. (*Rumy.*)

Halbtrauer, ſ. Trauer.

Halbtriller, ſ. Triller.

Halbverdeck, Nautik, ſ. Verdeck.

HALBVIEH, heißt in der Landwirthſchaft eine Schäferei, wo die Herrſchaft und der Schäfer die Nutzung von den Schafen zur Hälfte genießen. (*Schilling.*)

Halbwagen, ſ. Wagen.

HALBWALLONENSCHMIEDE, eine Abänderung der teutſchen Friſchmethode, welche nur auf der Ankerfabrik zu Söderfors in Uplands Bergrevier in Schweden üblich iſt, und darin beſteht, daß man dabei nur Kolben oder Schirbel macht, welche zur weitern Verarbeitung abgeliefert werden, und daß das eingeſchmolzene halbgare Roheiſen nicht abgekühlt, ſondern bei ununterbrochenem Gange des Gebläſes gefriſcht wird. Man glaubt zu Söderfors, jedoch ohne Grund durch dieſes Verfahren das beſte Eiſen zu erhalten†). (*A. Schmidt.*)

HALBZEOLITH (Mineralog.), ſo wurde früher wohl der Prehnit genannt. (*Keferstein.*)

Halbzeug der Papiermacher, ſ. Papierfabrikation.

Halbzirkel, ſ. Zirkel.

HALBZIRKEL, in der Muſik, eine melodiſche Figur, welche durch zwei verſchiedene, zunächſt an der Hauptnote liegende Wechſelnoten entſteht. Es wird nämlich nach der Hauptnote ein Mal die zunächſt darunter liegende, und das andere Mal die nächſt darüber liegende Note angeſchlagen, wie z. B.

Hauptnoten: Halbzirkel:

(*St.*)

HALDA, nennt man zu Wieliczka in Polen den das dortige Steinſalzlager begleitenden, graulichweißen und bläulichgrauen, mit Gips und Steinſalz gemengten Thon. Er iſt nichts Anderes, als der die Steinſalzformation in allen Ländern bezeichnende Thon, den von Humboldt unter dem Namen **Salzthon** zuerſt kennen gelehrt hat. (*A. Schmidt.*)

HALDE, der bergmänniſche Ausdruck für jede unter Tage befindliche und durch den Bergbau verurſachte Anhäufung unhaltigen Geſteins. Dergleichen Anhäufungen bilden ſich vorzüglich in der Nähe der Förderſchächte und Wäſchen, und haben bisweilen einen ziemlich bedeutenden Umfang. Dieſen möglichſt zu verringern, muß man gleich bei der erſten Anlage eines Göpels oder Haspels auf einen hinlänglichen Haldenſturz Rückſicht nehmen, und zu dem Ende den Förderpunkt in eine zweckmäßige Höhe über die Umgebung legen. Legt man den Förderpunkt zu tief, ſo wird durch die dadurch entſtehende große Ausdehnung der Halde nicht allein die Förderung der Berge bis zum Rande derſelben, wo ſie ausgeſtürzt werden, ſehr koſtbar, ſondern es wird auch dem Ackerbaue unnöthiger Weiſe zu viel Land entzogen.

Das Recht, Halden zu ſtürzen iſt mit jeder Verleihung eines Grubenfeldes verbunden, und der Beſitzer des Bodens, auf dem es liegt, iſt gezwungen, den zum Haldenſturz und zu den nöthigen Grubenwegen erforderlichen Raum der Gewerkſchaft abzutreten. Dagegen hat er die erſten Anſprüche auf das Treiben, wenn ein Pferdegöpel vorhanden iſt, und auf die Erzfuhren von der Grube nach der Schmelzhütte. Eine andere, unbedingtere Entſchädigung für den Grundbeſitzer iſt der ſo genannte Erbkur oder Ackertheil, auf welchen er, wenn die Grube dazu kommt, die Ausbeute, an manchen Orten auch den wiedererſtatteten Verlag, gleich den an-

*) Vergl. m. Theor. d. Tonſetzk. §. XXIII.

†) S. Rinmann, Geſchichte des Eiſens. I. S. 573 u. f. Hausmann's norddeutſche Beiträge zur Berg- und Hüttenkunde, IV. S. 245 u. f.

Digitized by Google

n Gewerken erhält, ohne vorher Zubuße gegeben zu ben.

Haldenſpruch iſt eine bergrechtliche Entſcheidung, lche beim Prozeſſe über Lagerſtätte, nach vorangegan ner techniſcher Unterſuchung, in Gegenwart der Par ien und in rechtlicher Form ſogleich auf der Halde ſtreitigen Grubengebäudes erfolgt.

Haldenzug, eine ſich in einer ſich ziemlich gleich leibenden Richtung ausdehnende Reihe einzelner Hal en, die gewöhnlich dem Streichen der darunter liegen en Gänge oder Stollen entſpricht. (*A. Schmidt.*)

Halde, ſ. Duhalde.

HALDEN. So nennt man in Baiern, Tyrol und zum Theile in der teutſchen Schweiz Berge und Hügel, die nicht in Cultur genommen, das heißt, nicht mit Walde beſtanden oder als Acker und Wieſe benutzt ſind. Wahrſcheinlich entſtand die Benennung von Bergen, wo einſt Berg- oder Hüttenbau getrieben war. (*H.*)

Halden, ſ. Aldier, Aldionen. Th. II. S. 427.

Halden, ſ. Fridrikshald.

HALDEN (Arnold an der), bekannter unter dem Namen Arnold (oder nach der Landesausſprache Erni) aus dem Melchthal, einer der drei Stifter des Schweizerbundes. Er war gebürtig aus Unterwalden, wo der von König Albrecht I. geſetzte Reichsvogt Landenberg nach dem Willen ſeines Herren tyranniſche Gewalt an den freien Einwohnern übte. Als Arnold wegen eines unbekannten Vergehens angeſchuldigt war, ließ Landenberg ohne Urtheil und Recht ſeinem Vater Heinrich, der ihm wegen Anhänglichkeit an die angeſtammte Freiheit verhaßt war, das ſchönſte Paar Ochſen wegnehmen. Heinrich widerſetzte ſich des Vogtes Diener, und als dieſer äußerte, die Bauern können in Zukunft den Pflug ſelbſt ziehen, (denn damals war noch, wie ſich auch aus andern Gründen erweiſen läßt, Getreidebau in Unterwalden), zerſchmetterte ihm der aufgebrachte Arnold mit dem Stocke einen Finger. Arnold floh nach Uri, und hielt ſich verborgen, aber dem greiſen Vater, der des Sohnes Aufenthalt nicht verrathen konnte oder nicht wollte, ließ der Wütherich die Augen ausſtechen. In Uri verband ſich Arnold zur Rettung der Freiheit mit Walther Fürſt, und mit dem wegen des ungerechten Druckes dort auch Troſt ſuchenden Werner Stauffacher von Steinen im Lande Schwyz. Dieſe ſind die hochgeprieſenen drei Eidgenoſſen, die Stifter der Verbindung im Rütli, durch welche im J. 1308 die drei freien Reichsländer, Uri, Schwyz und Unterwalden von den widerrechtlich aufgezwungenen Vögten befreit, und der Schweizerbund begründet wurde. (*Escher*)

HALDENSLEBEN. So hieß im Mittelalter eine an der Ohre in Niederſachſen belegene Dynaſtie, die nach dem Ausſterben ſeiner Beſitzer das Erzſtift Magdeburg vergrößerte und in der Folge zu deſſen Holzkreiſe geſchlagen wurde: der vorzüglichſte Ort derſelben, die Stadt Neuhaldensleben, hatte ſich ſo ſehr hervorgehoben, daß, als Magdeburg auf dem linken Elbufer ein Beſtandtheil des 1807 errichteten Königreichs Weſtphalen wurde, man dieſelbe zum Hauptorte eines Diſtrikts des Elbdepartements erkor, bei der Rückkehr unter ſeinen alten Beherrſcher wurde ſie der Hauptort eines Kreiſes. 1) Neuhaldensleben, der Kreis. Er macht einen Theil der Provinz Sachſen und deſſen Regirungsbezirks Magdeburg aus, gränzt im N. an Gardelegen, im O. an Wolmirſtedt, im S. an Wanzleben und Oſchersleben, im W. an das Herzogthum Braunſchweig, und enthält an Areale 12³⁰ QMeilen oder 263,201 preuß. Morgen, worauf 1821 65 Kirchen- und gottesdienſtliche-, 309 Stats- und Municipalgebäude, 4190 Privathäuſer, 162 Fabriken, Mühlen und Magazine und 5510 Ställe und Schoppen, in 1 Stadt, 53 Dörfern und 9 Weilern ſich befanden. Der Einwohner waren 1821 32,484, worunter 15,790 vom männlichen und 16,694 vom weiblichen Geſchlechte; 1824 wurden 32,416 gezählt und darunter 31,855 Evangeliſche, 486 Katholiken und 75 Juden. Im N. desſelben zeigen ſich einige Hügel, die mit den Dollnbergen zuſammen hängen und ſtark bewaldet ſind, übrigens iſt die Oberfläche eben und wird von der Ohre bewäſſert, die hier die Brewer an ſich zieht: aber auch die Aller entſpringt in dieſem Kreiſe bei Siersleben und wendet ſich nach der braunſchweigſchen Gränze hin. Landwirthſchaft iſt die Hauptbeſchäftigung der meiſtens wohlhabenden Bewohner, die mit ihrem Korne, Rübſamen, Holze und den Produkten der Viehzucht ihre geſammten Bedürfniſſe hinreichend beſtreiten können: 1821 zählte der Kreis 3867 Pferde und Füllen, 8699 Stück Rindvieh, 60,093 Schafe, wovon 22,401 ganz, 12,500 halb veredelt waren, 349 Ziegen und 5674 Schweine. Auch findet man Eiſen, das zu Hundisburg gegoſſen wird, Vitriol, Steinkohlen in einem Bruche bei Woſensleben, Braunkohlen in einem Bruche bei Marienburg, ſchöne Sandſteinbrüche und Tabakspfeifenerde, die die Fabrik zu Harbke unterhält, auch eine ſonſt mehr, als jetzt beſuchte Heilquelle zu Moorsleben, das Amalienbad. 1821 waren 43 Waſſermahlmühlen mit 54 Gängen, 85 teutſche und 1 holländiſche Windmühlen, 1 Roßmühle, 5 Öl-, 1 Walke-, 1 Papiermühle und 6 Ziegeleien im Gange: in Wolle arbeiteten fabrikmäßig 20, in Leinewand 84 Stühle, auch ſtanden für die Hausweberei 310 Stühle zu Linnen in Bewegung. Kreisſtadt iſt 2) Neuhaldensleben, eine alte Stadt an der Ohre. Sie iſt ummauert, hat 3 Thore, 2 Kirchen, 1 Hospital, 1 Bürger-, 4 Knaben- und Mädchenſchulen, 30 Stats- und Municipalgebäude, 463 Privatgebäude, 10 Fabriken, Mühlen und Magazine, 651 Ställe und Scheunen, und 3912 Einwohner, worunter 3797 Evangeliſche, 43 Katholiken, die nach Althaldensleben pfarren, und 72 Juden mit eigner Synagoge. Die Nahrung beſteht in Wollweberei, wofür 20 Stühle im Gange ſind, in Hutmacherei, Gärberei, in Acker- und Tabaksbau, Viehzucht, Brauerei und Brennerei, auch wurden 1 Fajanze- und 1 Bouteillenfabrik, 1 Vi-

triolhütte, 1 Zuckerſiederei, die 1816 373 Zentner Rohzucker lieferte, und in der Nähe 1 Kupferhammer betrieben. Die Krämerei iſt nicht unbedeutend und die Märkte beſucht. Hier ſtand im Mittelalter eine der Feſten, die Heinrich der Löwe errichtete, aber den Erzbiſchöfen bald ein Dorn im Auge wurde: Erzbiſchof Wichmann zerſtörte ſie und ſie liegt ſeitdem in Trümmern. (*Krug und Mutzell.*). 3) Althaldensleben, Pfarrdorf in dem nämlichen Kreiſe, das 150 Häuſer und 1194 Einw. zählt. Es hat 1 luth. und 1 kathol. Pfarre, und beſaß bis 1809, wo es unter der weſtphäliſchen Regirung zum Ausſterben beſtimmt wurde, ein kath. Ciſterzienſerkloſter, dem die 3 Dörfer Althaldensleben, Bahidorf und Wedingen gehörten. Die Gebäude desſelben und die zu dem Kloſter gehörigen Grundſtücke erkaufte 1810 der Fabrikant Nathuſius zu Magdeburg, der darauf eine Merinosſchäferei und eine große landwirthſchaftliche Gewerbanſtalt, eine anſehnliche Brauerei und Brennerei, 1 Steingutfabrik, 1 Steindruckerei, 1 Runkelrübenfabrik (vielleicht die einzige, die noch in Teutſchland übrig iſt) unterhält; auch werden in erſtrer Schweizerkäſe, Weineſſig, Moſtrich und Stärke bereitet. (*Stein.*)

HALDENSTEIN. Ein altes Schloß in Graubündten, von welchem das etwas tiefer liegende Dorf und eine zu dieſem Schloſſe gehörige Freiherrſchaft ihren Namen erhalten haben. Dieſe Freiherrſchaft war bis zum Jahre 1798 gänzlich unabhängig, und gehörte zu keinem der drei Bünde, obgleich im J. 1568 der Beſitzer Gregor Carl von Hohenbalken gegen Verſprechung des Zuzuges mit ſeiner Mannſchaft bewirkte, daß ſie unter den Schutz der drei Bünde genommen wurde. Der Beſitzer hatte alle Souveränetätsrechte und 1612 erhielt Thomas von Schauenſtein von Kaiſer Matthias auch das Recht Reichsmünze zu prägen und den Freiherrentitel. Von ſeinem untern Gerichte konnte nur an ihn ſelbſt appellirt werden. Die Herrſchaft begriff außer dem Dorfe Haldenſtein und dem alten Schloſſe (das neue Schloß ſteht im Dorfe;) die jetzt zerfallenen Schlöſſer Grottenſtein oder Krottenſtein, und Lichtenſtein; die Dorfſchaft Pattánia, ehemals Sewils genannt, und einige Häuſer und Güter auf dem Berge Solaz. Seit dem Jahre 1616 iſt die evangeliſche Religion daſelbſt eingeführt. Die Freiherrſchaft iſt, nachdem ſie durch verſchiedene Hände gegangen, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an die Familie von Salis gekommen. Im J. 1798 hörte dieſes Überbleibſel des uralten Zuſtandes von Rhätien auf, und die Freiherrſchaft wurde mit dem Canton Graubündten vereinigt. Sie bildet jetzt einen Theil des Hochgerichtes der fünf Dörfer im Gottshausbunde. — Das Dorf Haldenſtein liegt eine halbe Stunde nördlich von Chur auf dem linken Ufer des Rheines am Fuße des Berges Galanda. Es iſt beſonders bekannt geworden durch die daſelbſt im J. 1761 von Martin Planta und Johann Peter Neſemann von Magdeburg errichtete Erziehungsanſtalt für Söhne aus wohlhabenden Familien, die bei dem damaligen Mangel [illegible] Bildungsanſtalten in Bündten fürs praktiſche Leben ſehr nützlich und auch von Jünglingen aus andern Theilen der Schweiz und aus Teutſchland beſucht wurde. Der Bundestag billigte und unterſtützte das Unternehmen, und es wurde ein Theil des neuen Schloſſes Haldenſtein für die Anſtalt eingerichtet. Im J. 1775 verlegte Ulyſſes von Salis dieſelbe in ſein im gleichen Hofgerichte gelegenes Schloß Marſchlins, um deſto beſſer Aufſicht führen und ſelbſt Unterricht ertheilen zu können. Der bekannte Dr. Bahrdt arbeitete mit an der neuen Einrichtung. Allein eine Menge von Schwierigkeiten aller Art nöthigte den Herrn von Salis ſchon 1777 dasſelbe eingehen zu laſſen. (*Escher.*)

HALDIN (Olof), ein ſchwediſcher Gottesgelehrter, geboren auf der Bauerhufe Hall im Kirchſpiel Ullånger in der nordſchwedenſchen Provinz Ångermanland 1671. Nachdem er zu Upſala und Lund ſtudirt und in Lund 1695 promovirt, 1696 in Stockholm ordinirt worden, ward er Hausprediger des Oberſtatthalters Graf Gyllenſtierna, 1698 Paſtor zu Roſaby in Schonen; 1706 Paſtor zu Engelholm in Schonen. Als die Dänen 1709 in Engelholm einrückten und ihm als Bezirkspropſt anbefohlen, in den Kirchen ſeines Bezirks eine Verordnung verleſen zu laſſen, deren Verleſung er dem Amtseid zuwider hielt, verbarg er die Verordnung mehrere Sonntage und lieferte dann das Original perſönlich in Stockholm ab. Während ſeines Aufenthalts in Stockholm ward er zum Paſtor der dortigen Ritterholmskirche ernannt 1711, er ſtarb 1713. Er war ein gründlicher Gelehrter, und einer der größten Orientaliſten, welche Schweden je hatte. Sein übertriebenes Studiren verkürzte ſeine Tage*). (*v. Schubert.*)

LE HALE (Adam de), ein für die Geſchichte der Muſik ſehr merkwürdiger, und doch den meiſten, ſelbſt gelehrten Muſikern bis jetzt unbekannt gebliebener Sänger (trouvère), d. i. Dichter und Komponiſt zugleich, wie es im 12ten und 13ten Jahrhunderte gewöhnlich war. Man wird daher dieſen Mann in den größten uns bekannten, ſowohl allgemeinen als beſondern Werken vergebens ſuchen, weil ſeine in keiner Hinſicht geringen Arbeiten erſt neuerdings aufgefunden worden ſind. Seine Vaterſtadt iſt Arras, bekannte Hauptſtadt und Feſtung des heutigen Departements Pas de Calais. (ſ. den Artikel Arras. Th. V. 401). Dieſer ſeiner Geburtsſtadt und ſeiner Mißgeſtalt wegen gab man ihm den Beinamen des Buckligen von Arras. Die Zeit ſeiner Geburt läßt ſich zwar nicht auf das Genaueſte, aber doch ziemlich ſicher um das Jahr 1240 beſtimmen. Eben ſo wenig Zuverläſſiges dürfte ſich von ſeiner Jugendgeſchichte auffinden laſſen. Daß er ſich aber Anfangs dem geiſtlichen Stande widmete und in der Folge dieſem wieder untreu wurde, berichtet er ſelbſt in ſeinem Abſchiede von der Vaterſtadt, welcher unter dem Titel: C'est li

---

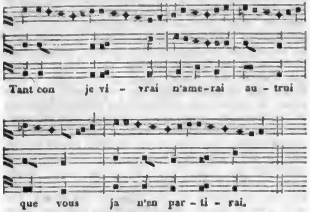
*) Nach *Georg Gezelius*, biographiskt Lexicon öfver namekunnige och lärde Svenske man. Stockh. 1778. Th. I. S. 339 — 392.

Digitized by Google

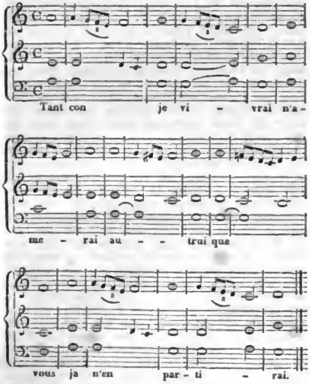
congiés Adan d'Aras und von Herrn Méon in ſeiner neuen Ausgabe der fabliaux de Barbasan im 1ſten Th. S. 106 von neuem mitgetheilt worden iſt. Wenn der ſchnell ausgeführte Vorſatz, das Mönchsleben wieder zu verlaſſen und in den bürgerlichen Stand zurück zu kehren, eben ſowohl von ſeiner Unbeſtändigkeit, als auch von einem gewiſſen Hinwegſetzen über das Urtheil ſeiner Zeit Beweiſe gibt: ſo wird die folgende Begebenheit dasſelbe Urtheil nur noch mit dem Zuſatze verſtärken, daß ein heftiges und vorſchnelles Gefühl in ſeinen jüngern Jahren Grundzug ſeines Weſens war. Er hatte ſein Herz einer jungen hübſchen Damoiſelle geſchenkt, von welcher er nach ſeiner Leidenſchaftlichkeit ſo lebendig bezaubert war, daß er ſie für die Reizendſte ihres Geſchlechts hielt, die alle Annehmlichkeiten der Schönheit und Anmuth in der lieblichſten Vereinigung beſitze. Er hielt um ſie an und hatte das unausſprechliche Glück, ſeine höchſten Wünſche erfüllt zu ſehen. Sobald aber die Schöne ſeine Frau geworden war, wurde ſie ihm ſo ſchnell und ſo ſehr zuwider, als er ſie vorher vergöttert hatte, daß er ſich auch ſo geſchwind, als möglich, wieder von ihr trennte. Er begab ſich nach Paris und trat in das Gefolge Roberts, des Grafen von Artois, zu deſſen Gebiet damals Arras gehörte. Als darauf dieſer Fürſt 1282 dem Herzoge von Alençon folgte, den Philipp der Kühne ſeinem Onkel, dem Herzoge von Anjou, Karl, dem damaligen König von Neapel, zu Hilfe ſendete, um ihm der ſicilianiſchen Vesper wegen gegen ſeine Feinde beizuſtehen: begleitete Adam de le Hale den Grafen auf ſeinem Zuge nach Unteritalien. Nach dem Tode Karls von Anjou 1285 wurde der Graf von Artois von der franzöſiſchen Partei in Neapel zum Beherrſcher des unruhigen Königreiches ernannt und er verweilte daſelbſt bis zum September des Jahres 1287, wo er nach Frankreich zurück kehrte. In dieſer Zwiſchenzeit iſt Adam in Neapel geſtorben, wie man aus einer Art Drama ſieht, betitelt, li Gieux du pélerin (das Spiel des Pilgers). Gewöhnlich, aber mit Unrecht, wird dieſes Drama einem ſeiner Zeitgenoſſen, dem Jean Badel d'Arras zugeſchrieben. Daraus ergibt ſich auch, daß die Behauptungen der Herren Fauchet und La Croix du Maine, die ſie, von Andern wieder abgeſchrieben, in der allgemeinen Biographie des Hrn. Michaud aufgeſtellt haben, falſch ſind, daß unſer Adam als Mönch in der Abtei Vaurelles geſtorben ſei. Dieſer Irrthum gründet ſich auf den Umſtand, daß Adam de le Hale nach ſeiner unglücklichen Verheirathung das geiſtliche Gewand wirklich wieder anlegte. Wann er es aber that und ob es vielleicht in der von den eben genannten Herren angegebenen Abtei geſchehen iſt, läßt ſich mit Gewißheit nicht ausmitteln. Unſer Adam war in der damaligen, in muſikaliſcher Kunſt noch rohen Zeit ein unternehmender und verſtändiger Verbeſſerer derſelben und zeichnete ſich vor Allem im Liede ſehr bedeutend aus. Man hatte aber bis auf unſere Tage keine Proben aufzuweiſen, auf welche Art er die Kunſt des Geſanges verbeſſerte. Erſt in den neueſten Zeiten gelang es dem Profeſſor der Kompoſition an der königl. Schule der Muſik zu Paris und Bibliothekar dieſer Anſtalt, Herrn Fétis, koſtbare Handſchriften von dieſem Dichter und Komponiſten in der ihm anvertrauten Bibliothek zu entdecken, was er uns in ſeiner von einer Geſellſchaft Muſiker, vom Februar dieſes Jahrs an, begonnenen muſikaliſchen Zeitſchrift, Revue musicale etc. à Paris au bureau du journal etc. 8., bekannt gemacht hat. Zwar hatten bereits der gelehrte Abt Martin Gerbert und Burney zum Behufe ihrer geſchätzten Werke über Muſik auch dieſe Bibliothek mit umſichtigem Fleiße benutzt: ſie haben uns aber nicht ein einziges Stück von unſerm trouvère angeführt, ſei es nun, daß die handſchriftlichen Werke dieſes Mannes ihrer Aufmerkſamkeit entgangen waren, oder daß ſie ſich damals, wie ſo manche andere, noch nicht am beſagten Orte befanden, was glaublicher iſt. Jetzt ſind dieſe merkwürdigen Manuſcripte zu finden cotés 65 und 66 (fonds de Cangé) und 2, 736 (fonds de la Valliere) und bieten eine nicht geringe Anzahl Beiſpiele mit den nöthigen Noten dar. Beſonders wichtig für die Geſchichte der Muſik iſt die letzte Handſchrift; ſie enthält 16 dreiſtimmige Lieder und 6 Motetten von Adam de le Hale. Das Manuſcript iſt im Anfange des 14ten Jahrhunderts verfertigt und liefert uns alſo die älteſten, bis jetzt bekannten, mehr als zweiſtimmigen Kompoſitionen des 13ten Jahrhunderts. Die Lieder haben die Form des Rondeau und ſind überſchrieben: Li rondel Adan. Sie ſind nicht mehr in der gewöhnlichen Art der Diaphonien, d. h. Geſänge, in denen die Stimmen in gleichen Noten mit einander fortſchreiten, ſo daß ſie eine ununterbrochene Folge von Quinten und Octaven bilden, wie man hinlängliche Beiſpiele in den Schriften des Guido von Arezzo und ſeinen Nachfolgern findet. Zwar folgen ſich auch hier in dieſen Liedern, wie man ſogleich ſehen wird, allerdings noch Quinten- und Octavenreihen, aber ſie ſind doch ſchon mit Terzen, Sexten und entgegengeſetzter Bewegung vermiſcht und enthalten Zuſammenſtellungen, denen eine gewiſſe Zierlichkeit vor den bis dahin gebräuchlichen keineswegs abzuſprechen iſt. Bei aller Unbeholfenheit, die das Zeitalter im Harmoniſchen nur noch zu ſehr an ſich trägt, ſieht man doch hier ſchon mit Vergnügen einen nicht geringen Fortſchritt zum Beſſern. Sie bieten uns ein nothwendiges Mittelding zwiſchen der eigentlichen Diaphonie und den vollkommnern harmoniſchen Kompoſitionen. Jedermann hatte allerdings die Nothwendigkeit eines ſolchen Überganges von den Anfängen harmoniſcher Kunſt bis zu der ausgebildeteren zu Ende des 14ten und vorzüglich des 15ten Jahrhunderts begriffen: aber es war kein Denkmal vorhanden, wodurch die Art des Fortſchreitens durch ein geſchichtliches Beiſpiel vor Augen geſtellt werden konnte. In der Handſchrift Nro. 2, 736 der Pariſer königlichen Bibliothek findet ſich folgender dreiſtimmiger Geſang, deſſen Worte einer, natürlich jetzt veralteten Schreibart wir lieber gleich voraus überſetzen wollen. „So lange ich lebe, werd' ich nur Dich lieben. Andern werd' ich nie." Hier ſind die Noten der damaligen und unſerer Zeit.

Digitized by Google

Dreiſtimmiges Lied componirt von Adam de la Hale; königl. Handſchriften Nro. 2, 736.



In unſere Noten übertragen:

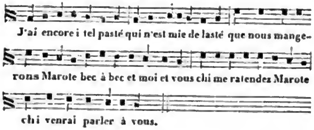


Nicht minder merkwürdige Eigenheiten liefern auch ſeine Motetten. Sie beſtehen aus lateiniſchen Kirchengeſängen, Antiphonen und Hymnen, für den Baß geſetzt, zu welchen eine oder 2 Stimmen eine Art von figurirtem Kontrapunkt machen. Zuweilen, was ganz mit dem Geſchmacke jener noch rohen Zeiten übereinſtimmt, bilden franzöſiſche Liebeslieder die obern Stimmen, oder es ſind die Worte von franzöſiſchen weltlichen Geſängen dazu genommen. Dieſe ſonderbare Vermiſchung des Weltlichen mit dem Geiſtlichen findet ſich in jenen Zeiten auch bei andern Völkern und reicht bis ins 16te Jahrhundert. Sind doch auch in unſerm Teutſchland aus ſcherzhaften Volksliedern Choralmelodien gebildet worden und über den ernſthafteſten Motetten ließ man nicht ſelten gar wunderliche Wortſätze, die dem muſikaliſchen Stücke als Motto zur Bezeichnung dienten. Übrigens gründet ſich in den kirchlichen Kompoſitionen Adams die ganze Motette mitunter nur auf eine einzige rhythmiſche Figur irgend eines gewöhnlichen Kirchengeſanges, die oft 10 bis 12 Mal im basse contrainte (ſ. contrainte basse) wiederholt wird, was einen klaren Beweis liefert, daß dieſe Art muſikaliſcher Bearbeitung gar nicht ſo neu iſt, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die meiſten der Motetten unſers Komponiſten waren für Proceſſionen beſtimmt und wurden auch bei dieſen Feierlichkeiten geſungen. Wie viele ſolcher, die Geſchichte der Tonkunſt weſentlich fördernden Kompoſitionen mögen noch in Kloſter- und Städtebibliotheken in Staub vergraben liegen!

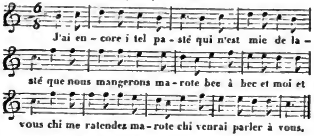
So wichtig dieſe bereits erzählten Gegenſtände dem Geſchichtsforſcher der Kunſt auch ſind: ſo bleibt doch noch vor allen Werken Adams de le Hale ein Werk zu bezeichnen übrig, das für ſich allein ſchon im Stande wäre, den Ruf dieſes, zufällig bis jetzt faſt ganz vergeſſenen, ſelbſt gelehrten Muſikern kaum dem Namen nach gekannten Sängers unſterblich zu machen. Es iſt nämlich die älteſte komiſche Oper, welche bis zur Zeit aufgefunden worden iſt. Sie hat den Titel: Le jeu de Robin et de Marion. Abſchriften davon bieten die Manuſcripte des Königs N. 2, 736 (fonds de la Vallière) und N. 7, 604 (ancien fonds). Nach dieſen Handſchriften hat die Geſellſchaft der Bücherfreunde zu Paris 1822 dieſes Geſangſpiel drucken laſſen, und zwar nur in 25 Exemplaren, um es unter ihre Mitglieder zu vertheilen. Das Büchelchen enthält 100 Octavſeiten. Die Oper iſt in Scenen getheilt, in denen der Dialog mit Geſängen wechſelt. Man findet darin Arien, couplets und dialogirte Duetten. Elf Perſonen kommen darin vor. Als Pröbchen jener alten Opernkunſt möge eine Arie mitgetheilt werden, zu deren Verſtändniß folgende Auseinanderſetzung einleiten mag. Marion liebt den Robert; ſie drückt ihm ihre Liebe in einem Geſange aus. Ein Ritter erſcheint, der ſich alle Mühe gibt, ſie untreu zu machen und ihre Liebe ſich ſelbſt zu gewinnen. Sie verwirft ſeine Anträge und erklärt ihm, daß ſie nie einen andern als ihren Robert lieben werde. Die Arie, die ſie in dieſer Lage ſingt, iſt nicht ganz ohne Annehmlichkeit. Die Muſik des Stückes iſt überhaupt nicht mehr bloße Pſalmodie, wie man ſie ſo oft in den Geſängen des Raoul de Coucy, des Gaces Brulez und des Königs von Navarra findet: es iſt ein rhythmiſcher Geſang, deſſen Phraſen oft ganz regelmäßig in den ſchönſten Verhältniſſen zu einander ſtehen.

Digitized by Google

Arie, geſungen von Robin:



Nach unſern Noten:



Das Werk iſt in Neapel wahrſcheinlich gegen das Jahr 1285 zur Unterhaltung des franzöſiſch-neapolitaniſchen Hofes komponirt worden. Herr Roquefort hat in ſeiner Schrift „vom Zuſtande der franzöſiſchen Poeſie im 12ten und 13ten Jahrhunderte S. 261 es dem Jean Bodel d'Arras zugeſchrieben: aber es iſt ein augenſcheinlicher Irrthum, denn die Handſchrift N. 2, 736 hat die Überſchrift: Chi commenche li gieus de Robin et de Marion c'Adans fist (hier fängt das Spiel von Robin und Marion an, was Adam gemacht hat) Adam de le Hale übertrifft alſo offenbar ſeine Landsleute damaliger Zeit weit, man mag nun entweder auf den Geſang oder auf die Kenntniſſe in der Kompoſition mehrſtimmiger Muſik ſehen, in der alle bekannte franzöſiſche trouvères noch tief unter den hier gelieferten Proben ſtanden. Bedenkt man nun nun noch den Ort, wo Adam ſeine vorzüglichſten Werke geſchrieben zu haben ſcheint: ſo kann es beinahe keinem Zweifel unterliegen, daß de le Hale die beſſern Grundſätze ſeiner Kunſt, von denen man damals in Frankreich noch keine Ahnung hatte, von den Italienern entlehnte. *(G. W. Fink.)*

HALE (Matthew), ein berühmter britiſcher Rechtsgelehrter und Statsmann, wurde am 1. November 1609 zu Alderley in der Grafſchaft Glouceſter geboren. Sein Vater war Advocat im Lincolnsinn, wo der Sohn, nachdem er ſeit 1626 3 Jahre lang in Magdalenen Hall zu Oxford ſtudirt hatte, 1629 ebenfalls aufgenommen und kurze Zeit vor Ausbruche der Revolution in die Zahl der prakticirenden Rechtsgelehrten aufgenommen wurde. Er erhielt bald einen ausgebreiteten Ruf, ſo daß ihn der Erzbiſchof von Laud und ſelbſt König Karls zu ihrem Conſulenten annahmen. Nach Ausbruch der Revolution wurde er Sergeant of Law, 1653 aber einer der Judges of common pleas, welche Ämter er mit eben ſo vielem Muthe als unerſchütterlicher Gerechtigkeitsliebe verwaltete, obgleich der Protector nicht ſelten deßhalb unzufrieden mit ihm war. Nach der Wiedereinſetzung Karls II., wurde er zum chief baron of the exchequer, ſo wie 1671 zum Lord Oberrichter von der königlichen Bank ernannt, welche Stelle er bis zu ſeinem Tode den 25. December 1676 mit großem Ruhme verwaltete. — Neben dem großen Ruf, in welchem er wegen ſeiner Rechtskenntniß ſtand, war er auch als Theolog und Philoſoph geachtet. Als Puritaner erzogen, verſtand er es doch, ſein Anſehn auch bei den übrigen politiſchen Parteien geltend zu machen: die Grafſchaft Glouceſter hatte ihn 1660 zu ihrem Repräſentanten im Parliamente erwählt, und hier glänzte er eben ſowohl durch ſeine Beredſamkeit, als durch die Wärme, mit welcher er ſich jedes Bedrängten in dieſer bewegten Zeit annahm. Er hatte ſich den Römer Attikus zum Vorbilde genommen: ſein Hauptgrundſatz war, ſich nie in eine Faktion zu miſchen und ſtandhaft ſeinen Weg, Schutz und Schirm der Unſchuld zu ſeyn, zu verfolgen. Freilich konnte er erſteres nicht umgehen: ganz England aber bezeugt ihm, daß er von dem zweiten nie nachgelaſſen hat. Unter ſeinen mehrere Fächer des menſchlichen Wiſſens, beſonders Jurisprudenz, Statsrecht, Theologie und Phyſik umfaſſenden Schriften, die in Rees Cyklopädie und Crabbs dictionary vollſtändig angegeben ſind, ſind die theologiſchen und phyſikaliſchen, worunter a discourse of the knowlegde of God, ferner an essay, touching the gravitation or non gravitation of fluid bodies, difficiles nugae or observations touching the Torricellian experiment, observations touching the principles of natural motion, contemplations moral and divin, überhaupt 11 verſchiedene Stücke unter dem Titel: moral and religious works, by M. H. van Thirwell. Lond. 1805. in 2 Bden herausgegeben. Unter ſeinen, das engländiſche Recht betreffenden Werken zeichnen wir aus: Sheriffs accounts. London 1683. 8. ed. 2. 1716. 8. Pleas of the crown. Lond. 1678. London Liberties. Lond. 1682. fol. Original institution, power and jurisdiction of Parliament. ib. 1707. 8. History and analysis of the common law of England. II. Vol. ib. 1713. 8. Historia placitorum coronae. II. Vol. ib. 1736. fol. — In Lincolns Inn Bibliothek befindet ſich auch noch eine Sammlung von Handſchriften von dieſem ausgezeichneten Schriftſteller, deſſen Bildniß von Holl in der british Gallery, in Crabbs dict. ſich befindet*). *(Ad. Martin.)*

HALEB, in der Frankenſprache ALEPPO: eins der bedeutendſten Ejalets des osmaniſchen Aſia, welches den nördlichen Theil des alten Syria ausmacht, und ſich von 53° 30′ bis 55° 57′ ö. L. und 35° 24′ bis 36° 5′ N. Br. ausdehnt, im N. W. an Karaman, im N. O. an Meraſch,

*) Vergl. *Rees* Cykl. *Crabbs* dict.; Biogr. univ. *Wood* Athen. Oxon. pag. 137, 572 et 817. *Moreri* grand dict. IV. p. 426 (ed. XV.)

im O. an Rakka, im S. O. an Arabiſtan, im S. an Damas, im S. W. an Tarablûs, im W. an das mittelländiſche Meer gränzend. Der Flächeninhalt beträgt 461 □Meilen. Das Land hat im W. und N., wo die Vorberge des Taurus es bedecken und in langen Ketten ſich hinein ſenken, Gebirge: die amaniſche Kette, worüber die beiden Pforten von Beilan und Sakaltutan nach Itſchil oder nach Kleinaſien ziehen, ſcheidet die Provinz von dieſer Halbinſel im W., das Gebirge Aintab bedeckt es im O., und der Libanon erhebt ſich in der Gegend von Schogr mit dem Berge Kaſius. Die vornehmſten Flüſſe, die das Land bewäſſern, ſind der Frat, der jedoch bloß die öſtliche Gränze berührt, und der Aari oder Orontes, der es bis zu ſeiner Mündung durchſtrömt und das Waſſer des bedeutendſten Binnenſee, das von Antakia an ſich zieht. Dieſer See heißt jetzt Karamort, hat ſüßes Waſſer und wird durch den Bergſtrom und andere geringere Flüſſe geſpeiſet. Der Kueik, welcher vom Gebirge Aintab herab ſtrömt und bei Haleb vorbei geht, ergießt ſich in den abflußloſen See Kineſia, deſſen Waſſer verdunſtet: der See Dſchiebul liegt ſchon in der Wüſte und hat brackiſches Waſſer. So weit ſich die Gebirge erſtrecken und Waſſer nicht fehlt, da hat das Land fruchtbaren Thonboden; wo jene verſchwinden und die Ebene anfängt, da iſt wahre Sandwüſte, worin nur hie und da geringe Oaſen aufſtoßen; und dahin gehört der ganze Südoſt. Das Klima iſt gemäßigter, als man unter dieſer Breite erwarten ſollte: Mac Kinneir fand zu Antakia eine herrliche Temperatur, eben ſo Olivier zu Haleb: der W. N. W., welcher vom mittelländiſchen Meere her weht und dem Buſen von Skanderun folgt, kühlt die unmäßige Hitze ab, und der Winter iſt kaum merklich; der Schnee, der auf den Gebirgen und am Fuße derſelben im Januar und December herab fällt, bleibt nie über 1 Tag liegen. Allein auch dieſes Land hat ſeine Plagen: im Frühjahre und Herbſte kommen zuweilen aus den Wüſten Arabiens die erſtickenden Windſtöße des Samums, die das Thermometer von ſeinem gewöhnlichen Standpunkte ſchnell auf 30 bis 34° herauf ſchnellen, herüber; Erdbeben richten zuweilen die ſchrecklichſten Verwüſtungen an, und alle Epidemien des Orients ſind mit mancherlei epidemiſchen Übeln, worunter die Beule von Haleb, auch hier zu Hauſe (ſ. nachfolg. Art.). Das Bergland von Haleb iſt höchſt fruchtbar und erzeugt Weizen, Gerſte, Sorghohirſe, vielerlei Hülſenfrüchte, Melonen, Kürbiſſe, Gurken, Kümmel, Seſam und Ricinus zum Öle, Hanf, Saflor, Baumwolle, Tabak, Oliven, Feigen und andere edle Früchte; auch gedeihen die Reben und der Maulbeerbaum, aber Holz iſt bloß auf dem Taurus zu finden und allgemein behilft man ſich mit Geſtrippe, dem Abfalle der Fruchtbäume und im Nothfalle mit Strohmiſte. Bei dieſer Mannichfaltigkeit und Ergiebigkeit von Produkten müßten die Einwohner wohlhabend ſeyn, wenn ſie nicht unter den drückendſten Laſten ſeufzten und ein Eigenthum da Platz finden könnte, wo nur Willkür an der Tagesordnung iſt; der Landmann wendet daher auf den Akkerbau auch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, und bauet nie mehr, als zu ſeinem Unterhalte und zur Beſtreitung der Abgaben an den Eigenthumsherrn und den Stat nöthig iſt. Nirgends findet man wohl eine ſo ſchlechte und ungeregeltere Landwirthſchaft. Hausvieh aller Art wird in Menge gehalten: das Kameel iſt ſchon einheimiſch. Bei den Bergbewohnern dient Viehzucht nur als ein einträgliches Nebengeſchäft; aber die Nomaden, die in der Provinz und in der Nachbarſchaft leben, machen ſie zu der Hauptſache: Viele aus den benachbarten Wüſten, wo bei der Sonnenhitze alle Vegetation erſtickt, führen ihre Herden in die Berggegenden des Landes, wo ein ewig friſcher Teppich den Raſen bekleidet. Auch Hausgeflügel wird in Menge gehalten, wovon die Tauben zu Haleb berühmt ſind: etwas Seidenkultur, vieles Raub- und Speiſewild, unter dem Geflügel die ſchmackhafte Beccafige; wenige Fiſche außer denen, die am Strande gefangen werden; viele giftige Amphibien, die Heuſchrecke häufig Landplage; Salz aus dem Dſchiebul zum Bedarfe. Der Kunſtfleiß hat ſich vorzüglich in der Hauptſtadt concentrirt, aber auch in den übrigen Städten findet man einige Induſtrie, ſelbſt unter den Nomaden, welche kunſtreiche Teppiche bereiten. Der Handel iſt von großem Umfange: Haleb treibt nach Ismir wohl den bedeutendſten Handel im osmaniſchen Aſia, es macht die Verlegerinn für die ſämmtlichen Binnenprovinzen und unterhält einen einträglichen Außenhandel mittels Karawanen mit Iran, Bagdad und Ismir; mit Europa aber verkehrt es über den Hafen Latakkia. Jährlich gehen von Haleb vier große Karawanen nach Iſtambol und andern Hauptſtädten ab, und Rouſſeau ſchätzt die Einfuhr jährlich auf 8,274,450, die Ausfuhr nach Iſtambol auf 4,520,000 Piaſter. Die Häfen, welche die Provinz ſelbſt beſitzt, Skanderun und Suwadia, ſind enge und wenig beſucht; daher Haleb ſeinen Verkehr mit Europa über Latakkia betreibt. — Das Land mag ungefähr 500,000 Einwohner haben, die in 6 Städten und etwa 1200 Dörfern, wovon aber die Hälfte in Ruinen liegen, wohnen. Dieſe ſind ein Gemiſch von Osmanen, Griechen, Armeniern, Juden und einigen Franken, welche die Stadt- und Dorfbewohner ausmachen, und von Nomaden, worunter Turkmanen, Araber, Kiurden, Tſchinganen die vornehmſten ſind. Unter den Turkmanen finden ſich die Stämme Rihanli mit 2000, Auliſchli mit 200, Dſchadſcheli mit 1000, Kirſack mit 2000, Dadekirkan mit 1000, Muſabeikli mit 500, Ditumli mit 3000, Riſchwan mit 12,000 und Kuredſchekli mit 500 Zelten, die ſämmtlich im Winter hier ihre Weideplätze nehmen; unter den Arabern zählt der Stamm Manali allein 4000 Bogen; zu den Kiurden gehören die Ruſchowanen; die Tſchinganen oder Zigeuner leben wie in Europa. Auf den Gebirgen ſind auch Maroniten und Noſairen ſeßhaft. — Der Paſchalik zerfällt in 6 Sandſchake, Haleb, Adana, Killis, Aſir, Palis und Maarra, die zuſammen 104 Siamets und 799 Timare unter ſich haben. Die Einkünfte betragen nach Heſarſena 250,570 Piaſter, indeß bringt das Land für den Paſcha und die Verwaltung eine ungleich größere Summe auf *). — 2) Die Hauptſtadt des vor-

*) Beſchreibung des Paſchaliks von Haleb von Rouſſeau (in den Fundgruben des Orients IV. 1 — 25. 93 — 97). — Paul-

Digitized by Google

gedachten Paſchaliks, Siß des Paſcha, eines Molla der erſten Klaſſe, eines griechiſchen Patriarchen, eines armeniſchen, jakobitiſchen und maronitiſchen Biſchofs. Sie liegt Br. 36° 11′ 25″ L. 54° 52′ auf einer großen Platform, worüber die 4 Hügel Schebel beni el Kaka ſich hervorheben, am öſtlichen Abhange der Hügelkette, die das Bergland von der Wüſte ſcheidet, mithin ſchon unmittelbar an der Wüſte ſelbſt, und bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm, deſſen Umfang etwa $\frac{2}{3}$ Meilen beträgt. Ein Aquadukt, von Steinen aufgeführt, führt ihr aus einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meilen das Trinkwaſſer zu, aber ihre weitläufigen Gärten und Felder werden vom Kuik bewäſſert. Eine Mauer von Bruchſteinen, die aber durch das leßtere Erdbeben faſt gänzlich zuſammen geſtürzt iſt, umgibt und ein ebenfalls ſtark beſchädigtes Kaſtell beherrſcht die Stadt mit ihren 10 Vorſtädten, die zuſammen 72 Quartiere ausmachen. In dem Kaſtelle finden ſich etwa 100 Häuſer, das Zeughaus und eine Moſchee, wo die Moslemim noch die Stelle bezeichnen, wo einſt Abraham geſeſſen haben ſoll. Die Straßen in der Stadt ſind, wie die aller osmaniſchen Städte des Orients, finſter und eng, aber doch gepflaſtert und werden reinlich gehalten; die Häuſer haben zwar ein düſteres Anſehen, aber viele ſind aus Quadern aufgeführt und theils im venetianiſchen, theils im arabiſchen Geſchmacke. Rouſſeau zählt 7 Thore, 5 Serais, 100 Moſcheen, worunter die des Zacharias einen impoſanten Anblick gewährt, 50 Metſcheck, 5 chriſtliche Kirchen, als 1 kath., 1 ref., 1 griech., 1 armeniſche und 1 ſyriſche, 1 Synagoge, 10 bis 12 Medreſſes, 2 Bibliotheken, 5 Mehkemes oder Gerichtshöfe, 50 Bäder, 100 Kaffeehäuſer, 31 Hane, 40 bis 45 große Bazars, — Springbrunnen, 15 Wakfs oder religiöſe Stiftungen, 1 Derwiſchenſeminar, mehrere Takies oder Derwiſchenklöſter, 2 Irrenhäuſer, 40 Waſſer- und 60 Windmühlen, und 40,000, nach Arvieux 14,137 Häuſer, wovon indeß das furchtbare Erdbeben am 13. Auguſt 1822 faſt $\frac{2}{3}$ nieder geſtürzt hat. Die Einwohnerzahl ſchäßten neuere Reiſende auf 230,000, worunter 50,000 Chriſten und 5000 Juden, (Rouſſeau 200,000, Seetzen 150,000, Arvieux 280,000, Ruval 235,000), allein jeßt dürfte vielleicht kaum $\frac{1}{3}$ davon noch vorhanden ſeyn, da nicht allein Tauſende davon in jenem und einem nachfolgenden Erdbeben ihren Tod fanden, ſondern auch eine furchtbare Peſt weg nahm, was jenen entkam, und die Furcht vor beiden einen Theil des Überreſtes vertrieb, und vielleicht dürfte noch manches Jahrzehend verfliegen, ehe Haleb ſeinen alten Glanz zurück erhalten wird. Doch wird es ſich ſicher wieder erheben; ſeine Lage macht es zu einem Niederlageplaße zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen osmaniſchen Provinzen, es iſt das Hauptentrepot für alle Binnenprovinzen, und die Karawanen ſind gewohnt, ihren Zug nach den heiligen Örtern über dieſe Stadt und von da nach Damas zu nehmen. Sie hatte bisher zahlreiche Manufakturen in ſeidenen und baumwollenen Stoffen aller Art, in Treſſen, Golddraht und Goldfaden, wovon allein 100 Fabriken beſtanden, in Leinwand, in Shawls, in wollenen Zeugen, in Seiſe, in Leder, Hanf, Öl und Pulver. Die Aladsjas (gemeine ſeidne Zeuge), die Tſchitaras (geſtreifte ſeidne Zeuge) und die Kutris (geſtreifte Atlaſſe) wurden im ganzen Oriente geſchäßt und überhaupt jährlich 3500 Ballen Seide verarbeitet. Es gab ſehr geſchickte Goldſchmiede, Tiſchler und überhaupt 12,000 Handwerker aller Art. Die Bazars werden mit den koſtbarſten Waaren angefüllt, der Handel, deſſen wir ſchon oben gedacht, von dem weiteſten Umfange, und ſeine Karawanen häuften die Waaren von ganz Weſtaſien hier zuſammen und vertrieben ſie weiter. Doch iſt der Handel bloß Barattohandel und Haleb kein eigentlicher Wechſelplaß, ſondern alle Wechſel wurden über Iſtambol gezogen. Seinen Hafen macht das in Tarablus gelegene Latakkia. Faſt alle ſeefahrende Nationen haben zu Haleb Comptoire und Conſuln: nirgends beſißen die Franken ſo viele Freiheiten wie hier. Aber man hält auch die Haleber für die gefälligſten, munterſten und humanſten aller Moslemim. Unter Frankreichs Schuße beſtehen einige katholiſche Miſſionen, aber nur noch 1 kath. Kloſter. Die Einkünfte dieſer Stadt werden von der Pforte an einen Muhaſſeb verpachtet: man ſchlug ſie bisher zu 739,000 Piaſter an. Die Luſt iſt rein und geſund; doch iſt Haleb nicht ſelten der Schauplaß der Peſt und die Haleber Beule endemiſch. Die Lebensmittel ſind im Überfluſſe zu haben und wohlfeil: die bekannte Haleber Taubenpoſt zwiſchen hier und Skanderun ſoll indeß aufgehört haben, ſeitdem Haleb dieſen Hafen nicht weiter benußt. — Der urſprüngliche Name dieſer Stadt war Chaleb, bei Ptolemäos Chalybon, die Hauptſtadt von Chalybonitis, die ihren Namen wahrſcheinlich dem Fluſſe, der ihre Markung durchſtrömt und Chalus (jeßt Kueik) hieß, zu danken hat. Seleukos Nikator verſchönerte ſie und vertauſchte ihren Namen mit dem einer makedoniſchen Stadt Beröa, und ſo hieß ſie unter den Römern fort bis auf die Eroberung der Araber 636, die den urſprünglichen Namen Chaleb wieder hervor ſuchten. Während der Kreuzzüge gründeten die Seldſchiukiden hier ein Sultanat, das aber nur bis 1117 dauerte; 1260 eroberten und plünderten ſie die Mongolen; 1401 die Horden Timurlenks. In der Folge gerieth ſie in die Gewalt der mammelukiſchen Sultane von Ägypten und 1517 eroberte ſie Sultan Selim I. und verleibte ſie ſeinem Reiche ein. Zu keiner Zeit ſcheint ſie indeß blühender und volkreicher geweſen zu ſeyn, als in der, die dem leßten Erdbeben von 1822 voraus ging. In der Umgebung der Stadt ſelbſt gibt es keine ausgezeichneten Ruinen. *(G. Hassel.)*

HALEB, Aleb, Aleppo, die Beule oder Krankheit von. F. Haſſelquiſt in ſeiner Reiſe, Arzneikunde zu Aleppo, S. 151, und Stephan Schultz in den Leitungen des Höchſten, 5 Thl. S. 230, beſchreiben einen Ausſchlag, der vorzüglich zu Aleppo, nach Andern, z. B. Seſtini viaggio di ritorna da Balsora p. 110, aber auch zu Diarbekr, Mardin, Bagdad, Balſora und in ei-

---

ire's kurze Beſchreibung von Syrien (in den A. G. E. XIII. 135). — Die Reiſen von *Browne*, *Volney*, *Olivier*, *Witman*, *Mac Kinneir*. — *Paultre* carte phys. et polit. de la Syrie. Par. 1800.

nigen Kantons von Damaſk, ſelbſt zu Alexandrien und Cairo vorkommt.

Zu Aleppo ſcheint aber derſelbe ſeine eigentliche Heimath zu haben, indem er dort ganz unausbleiblich iſt, unter Tauſenden kaum Ein Fremder nach einem Aufenthalte von drei Monaten, wär' es auch erſt noch in ein paar Jahren und nach ſeiner Rückkehr nach Europa, demſelben entgeht, ja Beiſpiele vorhanden ſind, daß Fremde ſchon nach einem Aufenthalte von ein paar Tagen davon befallen werden, und ſich die Krankheit in dieſer Stadt auch auf die bei Thieren, bei Hunden und Katzen äußert.

Dieſer flechtenartige Ausſchlag beginnt zuerſt unter der Form kleiner rother, nicht ſchmerzhafter Knötchen, die dann nach einigen Wochen ſich weiter ausbreiten und ſpäter eine Feuchtigkeit ausſchwitzen laſſen, welche ſchnell trocknet und einen dicken Schorf bildet. Nach 8 Monaten endlich fällt dieſer Schorf ganz weg und läßt einen unauslöſchlichen weißen Fleck als Signum mnemonicum zurück, der beſonders Frauenzimmern ſehr läſtig fällt, weil dieſe den Ausſchlag meiſt an den Lippen bekommen. Bei Männern geſchieht es eher, daß das Hautübel auch andere Stellen befällt und weil daſſelbe Individuum nur Einmal in ſeinem Leben dieſen Ausſchlag bekommt, ſo machte man auch ſchon Verſuche, durch Impfung ſich daſſelbe an ſolche Stellen des Körpers hinzuleiten, die nicht in die Augen fallen, bis jetzt wollte aber dieß nicht gelingen. (*Schnurrer.*)

Halebi, Beiname der aus Haleb gebürtigen Gelehrten, ſ. am Ende dieſes Bandes.

Halecium, ſ. Sertularia.

HALEM (Gerhard Anton von), älteſter Sohn des däniſchen Kanzleiraths Anton Wilhelm von Halem zu Oldenburg, war daſelbſt 1752 geboren und bereitete ſich unter ſeinem Vater zu dem Studium der Rechte vor, dem er ſich auf den Univerſitäten Frankfurt, Straßburg und Kopenhagen widmete. In Wetzlar machte er ſich mit dem Reichsprozeſſe bekannt und trat nach dem Tode ſeines Vaters, als Aſſeſſor des Landesgerichts zu Oldenburg, in die Dienſte ſeines Vaterlandes, um das er ſich in der Folge, als Kanzlei- und Regirungsrath, durch Entwerfung einer neuen Prozeßordnung, der Armeneinrichtungen und eines verbeſſerten Geſangbuches viele Verdienſte erwarb. Früher ſchon den Muſen geneigt, ſtiftete er in Oldenburg 1783 eine literariſche Geſellſchaft und redigirte im Verein mit dem Hofmedikus Gramberg die oldenburgſchen Blätter und nachher allein die Zeitſchrift Irene. Erfolgreicher waren ſeine geſchichtlichen Studien, denen wir die leider unvollendet gebliebene Geſchichte des Herzogthums Oldenburg (Oldenb. u. Bremen. III. B. 8. 1794 — 96) verdanken. Auch ſeine Biographien Peters des Großen (Münſter u. Leipz. III. 8. 1803 — 5) und des ruſſiſchen Generalfeldmarſchalls Grafen von Münnich, eines gebornen Oldenburgers (Oldenb. 8. 1803), ſind ausgezeichnete Werke in dieſer Gattung, und daneben verdient ſeine Gedächtnißſchrift auf Öder (Altona 1793. 8.) Erwähnung. Im J. 1790 machte Halem eine Reiſe durch einen Theil Teutſchlands, der Schweiz und Frankreichs, von welcher er in dem folgenden Jahre eine anziehende und beſonders im Bezug auf den damaligen Zeitgeiſt lehrreiche Beſchreibung herausgab: Blicke auf einen Theil Teutſchlands ꝛc. (Hamb. 1791. II. 8.). Die Stürme der Zeit, welche Europa zu Anfange unſers Jahrhunderts umgeſtalteten, riſſen auch Halem aus ſeinem alten Wirkungskreiſe. Er war eben Dirigent der herzogl. Regirung zu Oldenburg geworden, als die Beſitznahme ſeines Vaterlandes durch die Franzoſen ihn in die traurige Nothwendigkeit ſetzte, in die Dienſte des fremden Uſurpators zu treten. Er wurde Rath im kaiſerlichen Appellationshofe zu Hamburg und ſtand dieſem Amte bis um die Zeit der Einſchließung dieſer Stadt durch die Alliirten vor, wo er ſo glücklich war, nach Eutin zu entkommen, dem Hauptorte des dem Herzoge von Oldenburg gebliebenen Ländchens. Hier lebte er im Genuſſe häuslicher Freuden den Wiſſenſchaften und Künſten, bis die Rückkehr ſeines Landesfürſten ihn wieder an das Statsruder rief. Er trat als erſter Rath und Dirigent in das Kollegium der eutin'ſchen Landesregierung, jedoch mit einem kleineren Geſchäftsumfange, als vorher, ſo daß ihm reichliche Muße zu freien Studien übrig blieb, die er beſonders der Geſchichte Wagriens widmete. Eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen gewährte ihm ſeine zahlreiche und ausgeſuchte Bibliothek, die der Herzog von ihm gekauft hatte, mit Geſtattung eines lebenslänglichen freien Gebrauchs für den alten Eigenthümer. Er ſtarb am 4. Jan. 1819 eines plötzlichen Todes. Halem war drei Mal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

Unter Halem's zahlreichen und verſchiedenartigen Dichtungen, welche ſich ſämmtlich mehr durch verſtändige und ſelbſtbewußte Korrektheit, als durch natürliches poetiſches Leben auszeichnen, nennen wir das religiöſe Epos: Jeſus, der Stifter des Gottesreichs (Hannover 1810. II. 8.). Es geht von dem Grundſatze aus: Je menſchlicher das Göttliche in Jeſus betrachtet wird, deſto göttlicher erſcheint der edelſte Menſchenſohn; und verhält ſich in dieſer Hinſicht zu Klopſtock's Meſſias, wie eine deiſtiſche Paraphraſe zu der Bibel. Nicht minder verunglückt iſt ſein Verſuch eines hiſtoriſchen Epos, deſſen Held Guſtav Adolph von Schweden iſt. Unter ſeinen kleineren Gedichten findet ſich Gelungeneres*). Noch nennen wir ſeine mit Runde herausgegebene Sammlung der wichtigſten Aktenſtücke zur neueſten Zeitgeſchichte (Oldenburg 1806 — 7. 8.) als ein Werk, welches diplomatiſche Genauigkeit mit umſichtiger Auswahl verbindet.

Zwei jüngere Brüder Halem's haben ſich ebenfalls in der Literatur bekannt gemacht: L. W. C. v. Halem (noch lebend) und B. J. F. v. Halem, geb. 1768 und nach einem unruhigen Leben als Privatgelehrter in Leipzig 1823 geſtorben. Dieſer hat viele hiſtoriſche und belletriſtiſche Schriften aus den neueren Sprachen überſetzt, namentlich auch Scott'ſche Romane**). (*R.*)

*) Eine Auswahl ſeiner Schriften erſchien zu Münſter ſeit 1803. Der 5te Band enthält lyriſche Gedichte. Das Verzeichniß ſeiner einzelnen Schriften ſ. bei Meuſel. **) Seine Biographie liefert die neue Folge des Converſationslexikons.

Digitized by Google

HÄLEN, 1) eine Stadt in dem Bezirke Haſſelt der niederländiſchen Provinz Limburg, am Flüßchen Geete, in einer früher für unſicher gehaltenen Gegend, das Hageland genannt, mit 1502 Einwohnern, die Ackerbau und bürgerliche Gewerbe treiben. 2) Dorf in der nämlichen Provinz, aber in beiden Roermond, mit 560 Einwohnern. *(van Kampen.)*

HALENIUS, 1) Engelbert, ein Sohn Lars, Doktor der Theologie und Biſchof zu Skara in Schweden, war geboren 1700 zu Söderala in Helſingland. Von Gefle's Trivialſchule und Gymnaſium ging er zur Univerſität Upſala, ward dort 1728 Magiſter und Docens, 1729 Conrector der Trivialſchule zu Gefle, 1730 kehrte er als Adjunkt der Philoſophie nach Upſala zurück; 1741 ward er Adjunkt der Theologie mit dem Präbendepaſtorat Börje, 1745 Profeſſor der Theologie, 1751 Doktor der Theologie und 1753 Biſchof zu Skara. Halenius war einer der gelehrteſten Theologen Schwedens; große Naturgaben, Scharfſinn, Lebendigkeit, ein glückliches Gedächtniß, Leichtigkeit, mit Kraft und Bündigkeit zu reden und zu ſchreiben, vereinigten ſich in ihm mit einer zwangsloſen und heitern Umgangsweiſe. Als Schriftſteller hat er ſich durch Disputationen und Predigten, auch durch eine lateiniſche Überſetzung der Abhandlung des Moses Maimon de miscellis bekannt gemacht. Seine Kinder ſind unter dem Namen Hallencreutz geadelt worden. †) *(v. Schubert.)* 2) Lars oder Laurent, der Vater des Vorigen, war 1654 geboren, 1722 als Erzprieſter zu Söderala geſtorben. Er iſt vorzüglich durch ſeine hebräiſche und griechiſche Concordanz des N. T. in ſchwediſcher Sprache, die 1734 und 1742 in 2 Bänden zu Stockholm erſchien und deren Genauigkeit geſchätzt wird, bekannt. *(v. Eckendal.)*

HALENKAU, HALENKOW, großes Dorf im Hradiſcher Kreiſe der Markgrafſchaft Mähren, zur Herrſchaft Wſetin gehörig, mit 160 Häuſern, einer katholiſchen Kirche, einem evangeliſch lutherſchen Bethauſe, und 1500 Einwohnern, aber magerem Ackerboden. Von hier geht eine Straße über die Karpathen nach Ungarn, der Halenkauer Paß genannt. *(Rumy.)*

HALES, 1) ein Fluß in Jonien, welcher nahe bei Kolophon in das Meer fiel und nach Pauſanias das kühlſte Waſſer in Jonien hatte *). 2) ein Fluß in Unteritalien nahe bei Velia, deſſen Gebiet er von den Lukanern trennte, auch Heles und Heletes genannt. Bei Vibius Sequester heißt er Alynthos. *(R.)*

HALES, eine engländiſche Familie aus Kent, wovon 2 Zweige den Baronettitel führen: aus dem ältern wurde 1611 Eduard, aus dem jüngern 1660 Thomas zu dieſer Würde erhoben. Die meiſten Glieder derſelben haben ſich durch ihre Treue gegen den König ausgezeichnet und waren von jeher ſtrenge Torys. Der erſte Hales, den die britiſchen Annalen aufführen, war Robert, ein Johanniterprior und Admiral unter König Edward III., wurde zum Schatzmeiſter von England 1381 erhoben, aber noch in demſelben Jahre in dem Aufſtande, den Wat Tylne erregte, ermordet. James war im Anfange des 16ten Jahrhunderts Baron Richter vom Erchequer, und der einzige ſeiner Collegen, der ſeine Unterſchrift zu der Akte Heinrichs VIII., welche die Prinzeſſinnen Maria und Eliſabeth von der Thronfolge ausſchließen ſollte, verweigerte. Edward, ein Enkel des Vorigen, hing treu an Karl I. und verließ deßhalb England, um in Frankreich einige Zeit vor der Reſtauration zu ſterben. Edward, der Sohn des Vorigen, wurde von Jakob II. zum Mitgliede des geheimen Raths, zum erſten Lord der Admiralität, Guvernör der Fünfhäfen und vom Tower ernannt, wurde indeß in Anklageſtand geſetzt, weil er die Eide of supremacy and allegiance nicht abgelegt, auch von den Aſſizen für ſchuldig erkannt, ob er gleich die Diſpenſation des Königs für ſich hatte. Als die Revolution ausbrach, wurde er 1½ Jahr lang in den Tower zur Haft gebracht; nach der Erledigung dieſer Strafzeit ging er zu König Jakob, der ihn zum Grafen von Tendenden erhob. Er ſtarb in Frankreich 1695, und ſein älteſter Sohn Edward fiel an der Seite ſeines Königs in der Schlacht am Boyne. *(G. Hassel.)*

HALES, Alexander von, (Alexander Halesius) ein berühmter ſcholaſtiſcher Theolog und Philoſoph, der in einem Kloſter in der Grafſchaft Glouceſter, von welchem er ſeinen Namen hat, erzogen, und ſchon als Geiſtlicher angeſtellt, durch das Studium der Wiſſenſchaften auf die blühende Univerſität Paris gezogen wurde. Er ward, ungeachtet ein Verbot die Franziskaner von akademiſchen Würden ausſchloß, dennoch 1222 Doktor der Theologie zu Paris und trat um 1230 als berühmter Lehrer der Theologie auf. Er führte das in des Lombardus Sentenzen aufgeſtellte Lehrſyſtem durch philoſophiſche Erläuterungen aus, und bediente ſich in ſeinen Vorleſungen und Schriften einer ſtrengen Form. Er ſtellte nämlich den Gegenſtand der Unterſuchung zuerſt in Fragen auf, welche in Glieder oder Beſtandtheile (membra), dieſe wieder durch neue Fragen in Artikel aufgelöſt werden, führt dann die Gründe für oder wider eine Behauptung an, und entſcheidet in der Auflöſung (solutio) in Syllogismen nach Ariſtoteles und der kirchlichen Auctorität. Wegen dieſer Methode nannte ihn Tiedemann [1]) den erſten ſcholaſtiſchen Philoſophen. Richtiger aber beginnt man mit ihm die zweite Periode der Scholaſtik [2]), indem er die ſcholaſtiſche Methode nur modificirte, neben den kirchlichen Auctoritäten zuerſt nach Ariſtoteles entſchied, und ſich ſtreng ſyllogiſtiſcher Formen bediente. Die ſeinen Zeitgenoſſen imponirende Syllogiſtik erwarb ihm auch den Namen des doctor irrefragabilis. Nach Tiedemann [3]) trug er die Methode der ſcholaſtiſchen Theologie auch auf metaphyſiſche Gegenſtände über. Daß er übrigens auch die arabiſchen Philoſophen benutzte, darin war er nicht der

†) Nach Gezelius, Adelung und der Biogr. univ.
*) *Paus.* VII, 5. VIII, 28.

1) Geiſt der ſpeculativ. Philoſ. B. III. S. 357 ff. 2) S. Cramer Fortſetzung des Boſſuet. VII. S. 161. 3) S. 359 a. a. O.

Digitized by Google

Erſte; ſchon Mich. Scotus ging ihm darin voraus. Seine vorzüglichſte Schrift iſt ſeine Erklärung über das Lehrbuch des Lombarden, Summa theologiae, welche er im Auftrag des Papſtes Innocenz IV. ſchrieb und welche ſeinen Ruhm gründete [4]). Der Commentar über Ariſtoteles Metaphyſik wird ihm nicht mit voller Gewißheit beigelegt, wohl aber ein Commentar über deſſen Bücher über die Seele [5]). Übrigens hat er auch exegetiſche Schriften (postillae in universa biblia) geſchrieben. Er ſtarb 1245 [6]). (*A. Wendt*)

HALES (John), ein engländiſcher Gottesgelehrter, in einem Dorfe unfern Bath in Sommerſetſhire 1584 aus einer geachteten Familie geboren. Seit ſeinem 13ten Jahre ſtudirte er zu Oxford mit Auszeichnung Humaniora, Philoſophie, Theologie und kirchliche Alterthümer, gab bald Unterricht in der griechiſchen Sprache, und erhielt 1612 das öffentliche Lehramt derſelben. Nach 6 Jahren legte er dieſe Stelle nieder, und begleitete den engländiſchen Geſandten Carleton als Kaplan nach dem Haag, zur Zeit der Dordrechter Synode, der er als Zuhörer beiwohnte, und über die er die zuverläſſigſten und geheimſten Nachrichten ſammelte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Lehrer an dem Collegium zu Eton, und ſchloß hier einen engen Freundſchaftsbund mit dem berühmten William Chillingworth (ſ. dieſ. Art. †), dem er auch bei Verfertigung ſeines Buches: the religion of protestans behilflich war. Dieſer Umgang, ſein mildes Urtheil über die von einander abweichenden chriſtlichen Religionsparteien, und ſeine Behauptung, daß es jeder Partei frei ſtände, die Schrift nach ihren Einſichten zu erklären, brachte ihn in den Verdacht des Socinianismus. Dieſer Verdacht wurde noch verſtärkt, da man ihn irrig für den Verfaſſer der 1633 erſchienenen Schrift: Brevis disquisitio, an et quomodo vulgo dicti Evangelici Pontificios refutare queant, und einer andern, in demſelben Geiſte geſchriebenen, Schrift hielt. Deſſen ungeachtet verlieh ihm Karl I. 1640 ein Kanonikat zu Windſor, allein in neue Verdrießlichkeiten wurde er verwickelt, als 1642 ohne ſein Wiſſen und Willen ſeine Schrift vom Schisma *) gedruckt wurde. Er zog ſich dadurch in gleichem Grade den Unwillen der Episkopalen und der Römiſchkatholiſchen zu, und Beide zogen gegen ihn öffentlich zu Felde. Beſonders tadelten ſeine Gegner, daß er behauptete, es ſeien Verſchiedene, die man bisher für Ketzer gehalten, nur Schismatiker geweſen, z. B. die Arianer, und man könnte ihre Verſammlungen, in Ermangelung der rechtgläubigen, unbedenklich beſuchen, wenn ſie nur in ihrer Liturgie nichts von ihren eigenthümlichen Lehrſätzen hätten einfließen laſſen. Einen größern Nachtheil, als dieſe theologiſche Streitigkeit, brachte indeſſen dem Hales ſeine Anhänglichkeit an den König während der bürgerlichen Unruhen, die um dieſe Zeit ausbrachen. Das Parliament entzog ihm ſeine Stelle zu Eton und ſein Kanonikat, und er gerieth dadurch in die äußerſte Dürftigkeit. Eine Informatorſtelle bei einer adeligen Dame mußte er verlaſſen, weil das Parliament bei Lebensſtrafe verbot, einen Anhänger des Königs in ſein Haus aufzunehmen. Die letzte Freiſtätte fand er bei der Witwe ſeines ehemaligen Bedienten zu Eton, bei der er am 19. Mai 1656 ſein Leben ſchloß. Freunde und Feinde vereinigten ſich in dem Lobe ſeiner ſittlichen Tugenden, ſeiner Sanftmuth, Beſcheidenheit, Wahrheitliebe und Gutthätigkeit, ſelbſt bei eignen Bedrängniſſen. Auch ſeine geiſtigen Vorzüge, ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſein Scharfſinn und ſein richtiges, unbefangenes Urtheil wurden von allen Unparteiiſchen anerkannt, und erhellen aus ſeinen Schriften, von denen mehrere aus ſeinem Nachlaſſe gedruckt und von verſchiedenen Gelehrten herausgegeben wurden: Works ed. *Pearson*. Lond. 1659 und 1673. Vol. II. 4; ed. III. 1688. 8. Der erſte Theil enthält Predigten, und der zweite die 32 Briefe, welche Hales über die Dordrechter Synode an Carleton ſchrieb. Mosheim brachte dieſe intereſſanten Briefe in eine beſondere Sammlung, und gab ſie unter dem Titel heraus: *Halesii* historia concilii Dordraceni; latine vertit, variis observationibus et vita Halesii auxit. Hamb. 1724. 8. Verſchiedene theologiſche Abhandlungen von ihm wurden 1677 unter dem Titel Several tracts zuſammen gedruckt; auch hatte er Antheil an der großen Ausgabe des Chryſoſtomus, welche der Ritter H. Savilius 1612 in 8 Foliobänden herausgab **). (*Baur.*)

HALES (Stephan), Doktor der Theologie, als Phyſiker berühmt, war den 7. September 1617 zu Beelebourn in Kent aus einer adeligen Familie geboren. Er ſtudirte zu Cambridge die Theologie, verband damit Mathematik und Naturkunde, und ſein erfinderiſcher Geiſt leitete ihn ſchon damals auf die Verfertigung verſchiedener nützlicher und ſinnreicher Werkzeuge. Auch als Pfarrer von Teddington in Middleſex widmete er alle ſeine Mußeſtunden phyſikaliſchen Unterſuchungen, und machte ſich dadurch ſo vortheilhaft bekannt, daß ihn die kön. Societät zu London 1717 unter ihre Mitglieder aufnahm. Er bereicherte die Schriften derſelben mit vielen wichtigen Abhandlungen über Gegenſtände aus dem Gebiete der Naturgeſchichte, der Land- und Hauswirthſchaft, der Arzneikunde und Naturlehre. Unter andern lehrte er Korn, Fleiſch, Fiſche und Waſſer vor Fäulniß zu bewahren, das Seewaſſer zu deſtilliren [1]), Feuersbrünſte zu hem-

4) Venet. 1475 f. Norimb. 1481 f. Bas. 1502. Ven. 1576, dann 1596 IV. Voll. f. Auszug b. Cram. a. a. O. S. 166 ff. 5) In libb. III. *Aristot.* de anima Oxon. 1481 f. 6) Über ihn *J. G. Hager* Comm. V. de Alexandro ab Ales, theologorum monarcha illiusque summa theologiae. Chemnit. 1750. 4. und Schröckh's Kirchengeſch. XXXIX. S. 7 fgg.

† Er befindet ſich im XVI. Theile, S. 340, 341. (*St.*)

*) A tract concerning shisma and shismatiks; öfters gedruckt. Franzöſiſch nebſt andern Abhandlungen von ihm in *Chillingworth* relig. protestante. T. III. 278.

**) Account of the life and writ of John Hales. Lond. 1719 8. (von des Maizeaux), La vie de Hales, vor Chillingworld's religion protestante. Amst. 1730. 12. Teutſche Acta erud. Pars 169. p. 72. Mem de *Niceron* T. XXI. 159. *Chaufepié* Dict. *Wood* Atheuae Oxon. T. II. 123.

1) Man ſehe ſeine Physico-mechanical experiments. Lond. 1739. 8. und Account of a useful discovery to distille double the quantity of Seawater by blowing showers of air up trough the distilling liquor. Lond. 1756. 8. Vergl. Vogel's neue medicin. Bibl. 4 Bd. 170.

Digitized by Google

men, und erfand 1741 eine Maſchine (Ventilator), durch welche man in eingeſchloſſenen Räumen, z. B. in Krankenzimmern, Spitälern, Gefängniſſen, Bergwerken, auf Schiffen, die verdorbene Luft wegſchaffen und durch friſche Luft erſetzen kann [2]). Er kam auf dieſe Erfindung durch den Gedanken, daß der größte Theil der Schiffskrankheiten von der, zwiſchen den Verdecken eingeſchloſſenen, durch Athmen und Ausdünſtung verdorbenen Luft herrühre. Die Verſuche, welche man mit dieſem neu erfundenen hales'ſchen Ventilator anſtellte, waren ſo günſtig, daß er nicht allein in England, ſondern auch in Frankreich, mit dem größten Vortheile für Erhaltung der Geſundheit, eingeführt wurde. Aus Dankbarkeit nahm ihn daher die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris 1753 unter ihre auswärtigen Mitglieder auf. Auch in ſeinem Vaterlande, wo ihm die Hochſchule zu Oxford die theologiſche Doktorwürde ertheilte, hätte er leicht zu anſehnlichen Würden gelangen können, allein er zog die ländliche Ruhe und Stille dem äußern Glanze vor, und ſtarb zu Teddington den 4. Januar 1761. Hales war als Geiſtlicher eine Zierde ſeines Amtes, und als Phyſiker der Ruhm ſeines Vaterlandes. Mit wahrhaft patriarchaliſcher Einfalt nahm er die Perſonen vom höchſten Range auf, die ihn in ſeinem Laboratorium beſuchten. Seine beiden Hauptwerke ſind: 1) Vegetable Staticks; or an account of some statical experiments on the sap in vegetables. Lond. 1727. 8. mit 19 Kupf.; the third edit. acc. Ejus Haemastatiks. Ib. 1753 und 1769. Vol. II. 8. Franzöſiſch von Buffon (deſſen erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit) Paris 1735. 4. mit Kpf., revue par *Sigaud de la Fond.* Ibid. 1779. 8. Teutſch mit Buffon's Erinnerungen und einer Vorrede von Wolff. Halle 1748. 4. m. Kpf. Italieniſch von Maria Angiola Ardinghelli. Neap. 1756. 8. mit Kpf. Holländ. Amſt. 1734. [3]) 2) Statikal essays, containing Haemastatiks, or an account of some hydraulik and hydrostatical experiments made in the blood and blood-vessels of animals. Lond. 1733 8. m. Kpf. Ed. IV. Ib. 1769. Vol. II. 8. Franz. verm. von Sauvages. Genf 1744. 4. Teutſch, Halle 1748. 4. Hales bemühte ſich in dieſem Werke, die Kraft des Herzens, deren Erklärung Hallern vorbehalten war, aus ſtatiſchen Grundſätzen zu erläutern; allein Sprengel [4]) ſagt: „ſein Werk über die Statik des Blutes enthalte zwar manche ſehr nützliche Entdeckungen, aber es ſei auf ganz falſchen Principien gegründet;" und Metzger [5]) behauptet: „es ſei durch dieſes Werk in der Phyſiologie mehr Irrthum als Licht verbreitet worden [6]). *(Baur.)*

Halesa, Haläsa (alte Geogr. v. Sicilien) ſ. Aläsa, Th. II. S. 308.

HALESIA, eine von Ellis ſo genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Styraceen, welche Linné und die meiſten ſeiner Nachfolger zu der 11ten Klaſſe zählen. Michaux ſetzte ſie aber mit Recht wegen der Verwachſung der Staubfäden in die 7te Ordnung (Polyandria) der 16ten Klaſſe. Den Namen erhielt ſie nach Stephan Hales, einem britiſchen Geiſtlichen aus der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, welcher wichtige Unterſuchungen über die Bewegung der Säfte in den Gewächſen angeſtellt, und in 2 Schriften, den vegetable statics und Haemastatics bekannt gemacht hatte. Der Charakter der Gattung Haleſia beſteht in einem viergezähnten Kelche, einer kelchförmig n vierlappigen Corolle und einer unter dem Kelche ſtehenden vierwinkelig-geflügelten, vierfächerigen, vierſamigen Steinfrucht. Die beiden bekannten Arten dieſer Gattung ſind Sträucher, welche in Canada und Florida wachſen und eine ziemlich beträchtliche Höhe erlangen. 1) H. tetraptera L. (H. parviflora Mx) mit faſt gleichen Fruchtflügeln. Die Früchte ſollen wohlſchmeckend ſeyn (*Houttuyn* III. p. 611); abgebildet in *Cav.* diss. t. 186 und *Lam.* illust. t. 404. 2) H. diptera L. mit 2 gegenüber ſtehenden größern und 2 kleinern Fruchtflügeln; abgebildet in *Cav.* diss. t. 187. *) *(Sprengel.)*

Halesion (alte Geogr.) ſ. Alezion, Th. III. S. 16.

HALESOWEN, ein Marktflecken in der engländiſchen Grafſchaft Shrop, der außerhalb deren Gränzen zwiſchen Parzelm von Worceſter und Stafford in einem angenehmen Thale belegen iſt. Er iſt gut gebaut, hat eine ſchöne Kirche und einen ſehenswürdigen Thurm, 1010 Häuſer und 6888 Einw., die einen Wochenmarkt halten und Fabriken von Nägeln und groben Eiſenwaaren unterhalten. Vormals war hier eine Prämonſtratenſerabtei. Hier iſt Shenſtone 1714 geboren.

(G. Hassel.)

HALESUS, ein altitaliſcher Heros, der nach Virgil [1]) die Osker und Auruncer dem Turnus zuführte. Virgil [2]) gibt ihm einen Wahrſager zum Vater, der ſein Schickſal, in der Schlacht durch Evander ſeinen Tod zu finden, voraus ſah und ihn deßwegen, ſo lange er lebte, in einem Walde erziehen ließ. Aber das Schickſal ging doch in Erfüllung. Andere Dichter machen ihn zu ei-

2) A treatise upon ventilators. Lond. um 1742. 8., öfter gedruckt; Franzöſiſch von Demours. Par. 1744. 12. m. 2 Kpf. S. Leipz. gel. Zeit. 1745. S. 227. 3) Das Werk enthält viele gründliche Verſuche und ſcharfſinnige Bemerkungen über wichtige Gegenſtände der Naturlehre, und Haller nennt es (Bibl. botan. Vol. II. 204) eximium opus et unicum, experimenta multa continens, quod inprimis transspirationem stirpium plene demonstravit. Der Verſuche ſind 144, die in 7 Kapitel abgetheilt ſind. Die im erſten betreffen die Vielheit des Saftes, den die Pflanzen einziehen und ausduften; im zweiten die Stärke, womit die Bäume die Feuchtigkeit anziehen; im dritten die Kraft des Saftes in den Reben, wenn ſie weinen; im vierten ſtehen diejenigen, welche nur die ſeitwärts gehende Lage der Saftgefäße, und den freien Lauf des Saftes aus den kleinen Zweigen in den Stamm, und aus dieſem in jene zeigen; wobei der Umlauf deſſelben geläugnet, und nur ein Hin- und Hergeben zugelaſſen wird. Im fünften wird erwieſen, daß die Pflanzen viele Luft in ſich ziehen. Das ſechste unterſucht die Luft, das ſiebente die Vegetation ſelbſt, und der Anhang enthält allerlei hieher gehörige Bemerkungen.

4) Geſch. d. Arzneikunde, 4 Th. 110. 145. 5) Literärgeſch. d. Medicin, 363. 6) Hist. de l'acad. des scienc. de Paris, an 1762 p. 197. und daraus in den Comment. Lips. Vol. XV. 453. *Saverien* histor. des philos. modern. T. VIII. 179. Biogr. univ. T. XIX. (von Lefebure-Gauchy).

*) S. Sprengel's syst. veget. III. p. 84.

1) Aen. VII, 724. 2) Aen. X, 417.

Digitized by Google

nem natürlichen Sohne und Wagenführer des Agamemnon, und laſſen ihn nach dem Tode des letztern nach Italien gehen und die etruskiſche Stadt Faliſci erbauen [3]). Wenn ihm daher Virgil [4]) den Beinamen Agamemnonius gibt, ſo kann dieß nur auf die frühere Ableitung ſeines Geſchlechts gehen. Nach Silius Italicus [5]) bauete er Alſium in Etrurien. Es war überhaupt Sitte, alten italiſchen Städten einen griechiſchen Urſprung zu geben und hier führte der Name Falesi per Digamma Aeolicum am erſten auf Haleſus. (*J. A. L. Richter.*)

Halesus, Haläsus (alte Geogr. von Sicilien), ſ. Aläsus. Th. II. S. 308.

HALESWORTH, ein Marktflecken in der engl. Shire Suffolk am Bligh nahe am Kanale vom Southwold, der die Umgegend mit London verbindet. Er beſteht nur aus einer Straße, in deren Mitte der Marktplatz belegen iſt, hat 1 Kirche, 262 Häuſer und 1810 Einwohner, die 1 Wochenmarkt halten und nicht allein mit Hanf, der in der Nachbarſchaft trefflich gedeihet, mit Korn, Butter und Käſe handeln, ſondern auch Worſtedgarn für Norwich verfertigen und 1 Segeltuchfabrik und 1 Eiſengießerei unterhalten. Es iſt hier 1 Freiſchule und in der Nachbarſchaft öffnet ſich eine Heilquelle, die in Augenübeln gute Dienſte leiſtet. (*G. Hassel.*)

HALETH, bezeichnet den Zuſtand der Verzückung, in welchem die Rufajis, eine Art von Derwiſchen, ſich der Probe des glühenden Eiſens unterziehen. Sie gerathen bis zu dieſem Grade von religiöſem Wahnſinn erſt in der 4ten Abtheilung ihrer wunderlichen, in den Augen des großen Haufens aber viel geltenden Übungen. Mehreres darüber ſiehe in dem Art. Rufajis. (*A. G. Hoffmann.*)

HALEUS, ein Beiname, unter welchem Philoktetes nach vielem Umherſchweifen dem Apollo bei Kroton einen Tempel bauete und ihm die Pfeile und den Bogen des Herakles widmete. (*J. A. L. Richter.*)

HALFAJA, HALWAIA, auch HOJILAH, eine Stadt auf einer Halbinſel des Nil, im afrikaniſchen Stat Sennaar unter 15° 45′ 54″ N. Br. 52° 49′ 15″ L. zwiſchen Sennaar und Schendy belegen. Ein nicht unbedeutender Ort, den Burkhardt beſucht hat: er wird von Schilluks bewohnt, die eine Art Zeuge oder Dammur aus Baumwolle weben. Die Umgegend iſt fruchtbar an Durrah und andern Erzeugniſſen Nubiens; die Ufer des Stroms ſind mit Akazienwäldern geſchmückt. (*H.*)

Halfdan Einarson, ſ. Einari.

HALFLEUTE, ſind die Vorſpänner, welche die Schiffe auf Flüſſen mit ihren Pferden ſtromaufwärts ziehen. Nach den neuern Statsverträgen iſt für die Elbe und Weſer feſtgeſetzt, daß für ſie die Uferwege (Leinpfade) ſtets in gutem Stande erhalten werden ſollen; am Rheinufer wird jede Hinderung derſelben beſtraft. Beſchädigungen, die ſie auf dem Ufer verſchulden, werden an der Weſer nach manchen Ortsgewohnheiten durch ſie begleitende Taxatoren (Achtsleute), welche jedoch durch dieſes Begleiten keine Ausgabe oder Aufenthalt verurſachen dürfen, alsbald abgeſchätzt und erledigt; auf der Elbe ſind dergleichen Irrungen an beſtimmte Gerichte, nahe bei den Zollſtätten, zur ſummariſchen Verhandlung gewieſen*) (*Emminghaus.*)

HALFMOON, der Namen von 2 weſtindiſchen Baien, wovon die eine auf der Weſtküſte von Jamaika, $\frac{1}{2}$ Meile im N. der Orangebai, und die zweite auf der N. O. Küſte von St. Chriſtopher, $\frac{3}{4}$ Meilen im S. O. von Ragged Point belegen iſt. — Auch heißen ſo mit dem Zunamen Kay 3 kleine Eilande: eins auf der Südküſte von Jamaika, $\frac{3}{4}$ Meilen im O. N. O. von Portland Point, die beiden andern in der Bai von Honduras, das erſte unter 17° 10′, das zweite unter 16° 30′ N. Br. (*G. Hassel.*)

HALFPENNY, HALFPENCE, eine kleine britiſche Kupfermünze, die ſowohl in England als Irland 2 Forthing enthält und nach teutſchem Gelde $1\frac{7}{8}$ Kreuzer oder 4 ſächſiſche Pfennige werth iſt. Sie wurde bis auf die neueſten Zeiten, wie alle engländiſche Münzen, im Tower geprägt, wird aber jetzt meiſtens den Dampfmünzen in Commiſſion gegeben. (*H.*)

HALFTER, iſt eine Art Zaum ohne Gebiß, womit man die Pferde im Stalle anbindet. Die Halfter beſteht aus einem Nußband, zwei Backenſtücken, woran außer zwei Trägern auch auf jeder Seite ein Ring eingenäht iſt, worein die Kette gehängt wird, dem Hauptgeſtelle, auch einem Stirnbande und Kehlriemen; beide letztern werden aber öfters weggelaſſen. Es gibt auch Halftern, welche nur einen Ring, und zwar unten am Kinn haben. Dieſe dienen aber nur alsdann, wenn man das Pferd einfach oder ganz kurz anbinden will, um das Verwickeln in die Halfter zu verhüten. Außer den Halftern von Leder verfertigen die Seiler dergleichen aus Gurten, welche Art unter dem Namen Kuppelhalfter oder Judenhalfter überall bekannt iſt; auch werden ſie von Seilen, Stricken und Roßhaaren gemacht. Von allen dieſen Arten Halftern aber werden die Pferde gerne am Kopf wund. Am beſten und dauerhafteſten ſind die ledernen. Die Hauptſache bei einer gut gemachten Halfter iſt, daß ihr Beſtandtheil ſtarkes aber doch geſchmeidiges Leder und dieß nicht zuſammen geſtückelt, ſondern aus dem Vollen geſchnitten iſt. (*Schilling.*)

HALFTERKETTE, iſt eine etwa zwei Ellen lange Kette, welche in der Mitte mit einem Wirbel und an beiden Seiten mit einem Knebel verſehen iſt, wovon der eine durch einen an der Krippe befindlichen Ring, der andere aber durch die an der Halfter befindlichen eiſernen Ringe geſteckt wird, wodurch das Pferd im Stalle befeſtigt iſt. (*Schilling.*)

HALFWAY, ein Auſtraleiland in der Torresſtraße zwiſchen dem Auſtrallande und Neuguinea unter 10° 8′ S. Br. und 160° 57′ 40″ L., zu den niedrigen Inſeln gehörig und in einem Korallenriffe verſteckt, aus welchem es vielleicht erſt neuerdings hervorgegan-

3) *Ovid.* Fast. IV, 73 etc. Amor. III, 13, 31. *Solin.* 8. *Serv.* ad Aen. VII, 695. 4) Aen. VII, 724. 5) VIII, 476.

*) S. mein Corp. Jur. Germ. Th. II. S. 594. 731. 739.

Digitized by Google

gen iſt. Es iſt ein Beſtandtheil von Clarence's Archipel. Flinders, der es 1802 beſuchte, fand darauf kein friſches Waſſer, wohl aber Pandanus, Schildkröten und Rieſenmuſcheln. (*G. Hassel.*)

HALI, eine kleine Stadt im Beled el Haram der arabiſchen Landſchaft Hedſchaz. Sie liegt 18° 36′ N. Br. unter dem gleichnamigen Vorgebirge am rothen Meere, hat ein kleines Kaſtell und macht einen Gränzort gegen Jemen aus. Die Wahabiten hatten ſie eine Zeit lang beſetzt, welchen ſie indeß der Paſcha von Ägypten abnahm, und unbekannt iſt es, ob ſie jetzt unter einem eignen Scheikh ſteht oder Einem der benachbarten gehorcht. Ihr Handel war nie von Bedeutung. (*G. Hassel.*)

HALI ABBAS, ſ. Ali Ebn Abbas al Magiusi. Th. III. S. 121.

HALI ABUL HASSAN SAIPHEDDIN AL AMEDI, von ſeiner Geburtsſtadt Amed oder Diarbekir ſo genannt, ein Aſtrolog, ſtarb im Jahre der Hedſchra 762 (1360 n. Chr.) und hinterließ: Ekhâm al akhâm (Gericht der Gerichte über die Sterndeuterkunſt) und Bassirat (über die Erklärung der Träume). (*Huschke.*)

HALI AL TARABULSI, ein arabiſcher Arzt, erhielt ſeinen Beinamen von ſeiner Geburtsſtadt Tripolis, wo er gegen das Jahr der Hedſchra 616 (1219 n. Chr.) lebte. Hinterlaſſen hat er ein mediciniſch-chemiſches Werk: Zinat al hachim (Zierde des Weiſen) betitelt, welches in 4 Abtheilungen von den Mineralien und deren Bereitung zum Gebrauch für die Heilkunde, vom Nutzen der Theile des Körpers nach Galens Anſichten, vom Stein der Weiſen und von andern myſtiſchen Narrheiten handelt; das Manuſcript befindet ſich in der Florenzer Bibliothek. (*Huschke.*)

Hali Bascha, ſ. Ali Pascha Bd. III. S. 122. 123.

HALI BEG, (beſſer als ALI BEG, unter welchem Namen er im Jöcher und Adelung vorkommt), ein gelehrter Dragoman der Pforte, ein Renegat, der aus Lemberg in Polen gebürtig, mit ſeinem Chriſtennamen Albert Bobowsky hieß, jung von den Tataren weggeſchleppt und nach Iſtambul verkauft wurde, wo er zur Religionsvertauſchung bewogen ward. Da er ein beſonders Talent beſaß, Sprachen zu erlernen, wie er denn deren 17, wann auch nicht fertig geredet, doch verſtanden haben ſoll, ſo kam er bald in die Kanzlei des Statsſekretariats, wurde Dragoman, zuletzt erſter Dragoman der Pforte, als welcher er 1675 ſtarb. Er war ein redlicher biedrer Mann, der im Herzen ſtets der Religion, in welcher er geboren war, ergeben blieb und für ſeine ehemaligen Glaubensbrüder ſo Vieles that, als ſich mit ſeinen Pflichten vertrug. Von ſeinen Schriften iſt bloß ein Werk über die Liturgie der Osmanen und die Pilgerreiſen nach Mecka, das er auf Verlangen des Dr. Thom. Schmidt bei deſſen Aufenthalte in Iſtambul ſchrieb, in die Hände des Dr. Hyde gerathen und von demſelben aus dem Osmaniſchen in das Lateiniſche überſetzt und ſeine itinera mundi ab Abrahamo Peritsol. Oxon. 1691 beigefügt: aber bekannt iſt, daß er dem Conſul Ricaut die hauptſächlichſten Materialien zu deſſen ſtatiſtiſchem Werke über das osmaniſche Reich geliefert hat. Auch ſind in Handſchrift von ihm vorhanden: eine osmaniſche Grammatik und Wörterbuch, eine Überſetzung von Comenii janua linguarum und dialogi turcico-gallici (beide auf der Pariſer Bibliothek) u. a.*) (*H.*)

HALI BEN DAVID, Arzt, Geometer und berühmter Dichter, ſtarb gegen das Jahr der Hedſchra 530 (1135 n. Chr.) in Ägypten und hinterließ einen Auszug aus Mahomet ben Zacharia's Werk: al havi (über die Arzneiwiſſenſchaft); das Manuſcript befindet ſich in der Florenzer Bibliothek. (*Huschke.*)

HALI BEN REDHUAN, (nach Adelung ein und derſelbe mit Hali ben Mose und Hali ben Rizuan oder Rodoham), ſtarb als berühmter Arzt zu Thus in Perſien am zu ſtarken Genuß von Weintrauben im Jahre der Hedſchra 203 (818 n. Chr.), war ein eifriger Anhänger Galens und ſchrieb mehrere Werke zur Erläuterung von deſſen Schriften, nämlich über die Ars parva medica, wovon das Manuſcript ſich in der Madrider Bibliothek befindet, das aber mehrere Male lateiniſch erſchien: Venedig 1496. fol. Pavia 1501. fol. und Lyon 1516. 8.; ins Hebräiſche überſetzte es der Rabbine Judas. Zwei andere Manuſcripte, Commentare über Galens Schriften: de sectis und ad Glaucoma de medendi methodo, beſitzt gleichfalls die Madrider Bibliothek. Sein Werk: epistola s. tractatus aureus de medicina iſt als Manuſcript auf der Florenzer Bibliothek zu finden, wovon der Rabbine Kalonymus mehrere Abſchnitte ins Lateiniſche überſetzte, die aber noch als Manuſcript auf der Leidner Bibliothek liegen. (*Huschke.*)

HALIA, 1) eine der Nereiden. 2) Die Schweſter der Telchinen, welche vom Poſeidon 6 Söhne und die Rhodos gebar. Als dieſe Söhne der Aphrodite die Landung auf Rhodos verwehrten, beſtrafte ſie die Göttinn mit Raſerei, ſo daß ſie über die eigene Mutter herfielen. Da verbarg ſie Poſeidon in die Erde und machte ſie zu Dämonen; Halia aber, die ſich ins Meer ſtürzte, ward zur Göttinn Leukothea. (*J. A. L. Richter.*)

HALIA, bei Pauſan. Halike, eine alte Stadt in der peloponneſiſchen Landſchaft Argolis, an einer Bai vor dem Gebirge Struthuns. Sie hatte den Namen von dem vornehmſten Gewerbe ihrer Einwohner, der Fiſcherei, war aber zu Pauſanias Zeiten nicht mehr vorhanden oder doch zu einem armſeligen Dorfe herabgeſunken, das Reichardt (Tab. VI.) in dem heutigen Haliza wieder findet. Verg. auch den Art. Halieis. (*H.*)

HALIA (*Ἁλία*), der gewöhnliche Name der Volksverſammlung bei den Dorern, was ſpäter und anderswo *ἀγορά*†).

In Rhodos hießen die feierlichen Spiele, welche zu Ehren des Sonnengottes (Halios nach doriſchem Dialekt)

*) Vergl. mit Jöcher und Adelung, ſo wie *Spon* voy. en Italie und Baumgartens Hall. Bibl. und Nachr. von merkwürdigen Büchern.

†) C. O. Müller's Dorier. B. II. S. 86.

Digitized by Google

am 24ſten Tage des Monats Gorpiaea (des Boedromion der Athener) begangen wurden, Halia oder auch Alia. Männer und Knaben waren Kämpfer, und der Preis ein Kranz von Pappeln. Der Sonnentempel auf Rhodos hieß auch Halion, welches um ſo deutlicher die Herleitung dieſer Spiele von Ἅλς, das Meer, widerlegt ††). (*R.*)

HALIAETUS (Ornith.), ein Name, welchen die Griechen einer Adlerart gegeben haben, welche das Meeresufer niemals verläßt. Aber einige Naturforſcher haben den Balbuzard, falco haliaëtus *Linn.*, ſo benannt, eine Falkenart, die ſich mehr an den Ufern der Flüſſe als am Geſtade des Meers aufhält. Savigny, welcher in ſeinem Système des oiseaux d'Egypte et de Syrie dem Balbuzard den generiſchen Namen pandion beilegt, hat den Namen haliaëtus, welchen er haliaeetus ſchreibt, für den Seeadler adoptirt, der von Oken als Falco ossifragus, Fiſch-, Seeadler, Melanaëtus, Glaucopis, leucocephalus, albicaudus, Albicilla, Pygargus beſchrieben wird. Indeß iſt die Charakteriſtik, welche Savigny gegeben hat, von Cuvier und Vieillot angenommen. Aber Oken beſchreibt den falco haliaëtus, arundinaceus, carolinensis, Flußadler, Moosweih, Fiſchaar, Baldbußaar, Oſperi ſo: 2′ lang, dunkelbraun, unten weiß, mit einzelnen braunen, pfeilförmigen Flecken, Wirbel weiß, Schwanz weiß gebändert, Schnabel 2″ lang, kaum Zahn, keine Hoſen, wenig über die Ferſe (Knie) befiedert, brauner Ohrenſtreif, Sohlen von Warzen rauh, Scheitel- und Nackenfedern abgerieben vom Untertauchen. Überall, bei uns an Seen, Teichen nicht ſelten, Zugvogel, frißt bloß Fiſche des ſüßen Waſſers, Karpfen, Hechte, Forellen von 6 Pfd, fängt ſie mit den Klauen, ſchwebt hoch überm Waſſer, gewöhnlich um 8 und 12 Uhr, ſchreit Krauh krauh! und Kaih kaih! Niſtet auf den höchſten Bäumen, wird zum Fiſchfang abgerichtet. (*W. L. Brehme.*)

HALIAKMON, Ἀλιάκμων, ein Fluß des alten Makedonia an den Gränzen Theſſalia's, der ſich in die thermäiſche Bai ſtürzte. Er entſtrömt zwar den Wurzeln des die helleniſche Halbinſel in der Mitte durchziehenden Gebirgs, hat aber nur eine geringe Waſſermaſſe, und heißt heutiges Tags Indſchekara. (*G. Hassel.*)

HALIARTOS (Ἁλίαρτος), Sohn des Therſander und Enkel des Siſyphos, Erbauer der Stadt Haliartos in Böotien. (*J. A. L. Richter.*)

HALIARTOS, eine alte böotiſche Stadt, welche auch ein Gebiet Haliartia benennt. Dieſes gränzte in Weſten an die Thebais, in Norden an die Thespier, und in Oſten an Koroneia. Schon Homer kennt das in einer fruchtbaren Gegend gelegene Haliartos [1]). Nach Pauſanias [2]) gehörte es urſprünglich zu dem Reiche Orchomenos und war der Sitz eines eigenen Fürſten. Im perſiſchen Kriege zerſtörte es Xerxes, weil es der griechiſchen Sache treu blieb; jedoch ſcheint es ſich bald wieder erhoben zu haben, und Thukydides führt es als eine wichtige Stadt an [3]). Unter ſeinen Mauern fiel Lyſander in der bekannten Schlacht. Seinen völligen Untergang fand Haliartos in den Kriegen der Römer gegen den Perſeus, an deſſen Partei es feſt gehalten hatte. Den Feldbezirk ſchenkten die Römer nach Zerſtörung der Stadt den Athenern [4]).

Haliartos lag in einer engen Ebene zwiſchen dem See Kopais und einem Berge, nicht weit vom Ausfluſſe des vereinigten Permeſſos und Olmeios [5]). Nach Pauſanias fließt das Flüßchen Lophis durch Haliartia. Da demnach der Ort zwiſchen den Flüſſen Hoplites und Olmeios zu ſuchen iſt, unter dem Abhange des von dem Helikon nach dem Meere vorſpringenden Orchalides, ſo ſind die Ruinen, welche Gell [6]) bei Mazi gefunden hat, gewiß Überbleibſel des alten Haliartos. (*R.*)

Halicanum, alte Geogr., ſ. Alicanum Th. III. S. 123.

HALICORE, (mammalogiſch), ein Name, welcher Meerjungfer bedeutet, (von ἅλς das Meer und κόρη die Jungfer) und welchen Illiger der Gattung gegeben hat, die aus der einzigen Species Gung, Dugung beſteht.

Dieſes Thier hat die allgemeine Organiſation der cetacea; es hat keine Hinterfüße; ſein Schwanz endigt ſich in eine horizontale Schwimmfloſſe; ſeine vorderen Glieder ſind, ob ſie gleich innerlich dieſelben weſentliche Theile haben, woraus die Glieder der Säugethiere beſtehen, ſo von der Haut eingehüllt, daß ſie in wahre Schwimmfloſſen verwandelt ſind. Der Hals iſt ſo kurz, daß der Kopf nicht vom Leibe getrennt zu ſeyn ſcheint. Aber die Dugunge reſpiriren nicht durch Luftlöcher; ihre Lippen ſind mit Schnurren beſetzt. Auf ihrer Haut entwickeln ſich einzelne Haare und in den zwei Kinnladen haben ſie Backzähne, mit platter Krone, was ſie von den eigentlichen cetacea weſentlich unterſcheidet. Auch bilden ſie in dieſer Ordnung mit den Lamantinen und den stellariae die Abtheilung der cetacea herbivora, welche von Cuvier aufgeſtellt worden iſt. Ihre Oberkinnlade, welche ſich an ihrem Ende nach unten auf die Unterkinnlade umbiegt, hat zwei Schneidezähne, welche, da ſie nicht anderen Zähnen gegenüber ſtehen, ſich ohne Widerſtand entwickeln und wahre Hauer werden. Oken ſtellt dieſes Thier in der erſten Ordnung ſeiner achten Klaſſe neben den Lamantinen und behauptet, daß der Gung nichts Anderes als ein Lamantin mit Vorderzähnen und einem Gabel- oder Mondſchwanz ſei.

Die unter dem Namen Trichecus Dugong (*Gmel.*, *Renard*, Poissons des Indes, Taf. 34, Fig. 180) der aſiatiſche Silch (*Oken*) bekannte einzige Species dieſer Gattung hat einen Kopf, welcher nach oben gerundet, von der Stirn bis zur Schnauze ſchief iſt, und durch eine vertikale Schnauze, welche ihn endigt, ſcharf abgeſchnitten wird. Dieſer Theil des Geſichts wird von der Oberlippe gebildet, welche auf jeder Seite des Mundes

††) *Schol. Pind.* Ol. 7.
1) Il. II, 504. 2) *Paus.* IX, 29 u. 32.
3) *Thucyd.* IV, 93. 4) *Strabo* IX, 624 u. 631. *Liv.* XLII, 44. 5) *Strabo* l. c. 6) Itin. of Greece. p. 124.

Digitized by Google

hängt, und die zwei breite und bewegliche Lippen bildet, welche nach vorn viereckig, nach unten gerundet ſind und auf der Seite einen Theil des Unterkiefers bedecken. Dieſe Lippen ſind mit kleinen hornartigen Stacheln ungefähr von der Länge eines Zolls beſetzt, welche ohne Zweifel Schnuren, Fühlorgane ſind. Sie laſſen einen Ausſchnitt vor dem Oberkiefer zwiſchen ſich, welcher das Ende des Unterkiefers aufnimmt, über welchen man auf jeder Seite die Spitze der Hauer ſieht. Das Innere dieſer Lippen iſt mit hornartigen Warzen beſetzt, welche das Thier, wie man vermuthet, zum Herausausziehen des Meergraſes anwendet, von welchem es ſich nährt. Die Naſenlöcher bilden zwei kegellinige Spalten, welche ſich an dem oberen Ende der Schnauze einander nähern. Die Öffnung des Ohrs iſt ſehr klein und von einer äußeren concha nicht begleitet. Die Augen ſind einfach und klein. Die Schwimmfloſſen zeigen keine Spur von Nägeln; nur ſind ſie unten nahe an ihrem vordern Rande mit warzenartigen Calloſitäten beſetzt. Der Schwanz iſt horizontal, halbmondförmig ausgeſchnitten. Der Körper iſt an ſeiner Mitte breiter als an ſeinen Enden, und die Seite des Schwanzes iſt dünner als die entgegen geſetzte Seite. Die Haut iſt glatt, blau, unten weiß, und hat einzelne Haare. Das Fleiſch dieſes Thieres ſchmeckt wie Rindfleiſch. Das eigentliche Geburtsland ſind die Küſten des indiſchen Meeres, beſonders gegen die Philippinen und die ſüdlichen Inſeln. Wahrſcheinlich hat das Thier die Sage von Meerfräuleinen oder Sirenen veranlaßt, und kann auch allein den Alten bekannt geweſen ſeyn, als welche wohl mit Indien, nicht aber mit Amerika und Kamtſchatka in Verkehr ſtanden. Eben ſo hat man die Zähne desſelben für Nilpferdszähne angeſehen, und geglaubt, dieſes käme auch in Oſtindien, auf den Molucken, Sumatra vor. Ein bei Singapour gefangenes Individuum, deſſen Beſchreibung und Anatomie Diard und Duvaucel geliefert haben, war 7 Fuß lang. Sie haben in dem Fleiſche auf jeder Seite vor dem achten Lendenwirbelbein zwei ſchmale und platte Knochen, d. h. Rudimente des Beckens gefunden. Die Wirbelbeine des Individuum waren 52 und ſeine Rippen 36 an der Zahl. Die Ventrikel des Herzens waren an ihrem Urſprunge von einander getrennt; die Lungen waren nicht in lobi getheilt, und die trachea war unmittelbar unter der larynx in zwei Theile getheilt. Die Leber war in zwei breite lobi getheilt und die Gallenblaſe war von einem kleineren lobus bedeckt, welcher die Form einer Zunge hatte. Die Nieren waren groß und die Harnblaſe konnte ſich beträchtlich ausdehnen.

Das Thier hatte zwei Magen. Der zweite war kleiner als der erſte und an ſeiner Mündung waren zwei koniſche Blutdärme. Die glans penis hatte zwei gefaltete, große und aus einander ſtehende labia, zwiſchen welchen ein koniſches Tuberkel heraus trat, welches an ſeiner Spitze von dem orificium urethrae durchbohrt war. Dieſer penis war lang, dick und in einem etwas hervorragenden Schlauch enthalten.

Die Malaien nennen dieſes Thier Douyong und ſchätzen ſein Fleiſch ſo ſehr, daß es für die Tafel der Sultane und der Radſchas vorbehalten wird.

(*W. L. Brehme.*)

HALICYÄ, HALIKYÄ (*Ἁλικύαι*), eine beträchtliche Stadt der Karthaginenſer im weſtlichen Sicilien, deren Lage nicht genau beſtimmt iſt. Stephanos ſetzt ſie zwiſchen Entella und Lilybäum, alſo nicht weit von den Quellen des kleinen Fluſſes Halykos. Dieſer weſtliche Halykos, ein unbedeutender Küſtenfluß, bei welchem im erſten puniſchen Kriege die Karthaginenſer die römiſche Flotte beobachteten, darf nicht mit dem größern Halykos verwechſelt werden, welcher ſich auf der Südküſte Siciliens, weſtlich von Agrigentum, dicht bei Herakleа, in das Meer ergießt. Der öſtliche Halykos, jetzt Platani, kommt von dem nebrodiſchen Gebirge herab und hat von der Beimiſchung ſalziger Quellen, im erſten Theile ſeines Laufes den Namen *Ἅλυκος*. In den Friedensſchlüſſen der Karthaginenſer und Syrakuſaner, unter Dionyſios, Timoleon und Agathokles, diente er gewöhnlich als Gränzbeſtimmung und iſt überhaupt einer der bedeutendſten Flüſſe des ſüdlichen Siciliens*).

Was die Stadt Halicyä betrifft, ſo wäre ſie, nach der obigen Beſtimmung, zwiſchen Bona und Entella zu ſuchen. Als Stadt der Karthaginenſer wurde ſie oft von den Syrakuſanern angegriffen, ein Zeichen, daß ſie nicht unbedeutend war. So erhielt ſie ſich auch lange, und Cicero noch zählt die Halicyenſes unter die freien und tributloſen Bewohner Siciliens**). (*W. Müller.*)

HALICZ, HALITSCH, das iſt das Königreich Galizien, ſ. Galizien in geographiſcher, ſtatiſtiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht.

HALICZ, HALITSCH, HALICIA, Stadt im Königreich Galizien, im Stryer Kreiſe, am Fluſſe Dnieſter, mit dem ſich hier die Wislowa vereinigt, unter 49° 13′ nördl. Breite, mit einer römiſch-katholiſchen und einer griechiſchen Pfarre, zwei Klöſtern, zwei Synagogen, einer kathol. Trivialſchule, einem Poſtwechſel, 1800 Einwohnern, reichen Salzquellen, ehemals eine wichtige Stadt und die Hauptſtadt von Galizien, jetzt unbedeutend. Hier wohnen viele Juden von der Sekte der Karaiten. Auf einer ſteilen Anhöhe liegen die Ruinen eines alten Bergſchloſſes, welches die ehemalige Reſidenz der alten Beherrſcher von Galizien war, und von welchem die ganze Landſchaft Halicz (Halitſch, Halizien, Galizien) ſeinen Namen erhielt. (*Rumy.*)

HALICZER LANDSCHAFT, HALITSCHER LAND, polniſch Halicka, (ſpr. Halitzka) Ziemia, machte ehemals einen Theil von Kleinpolen aus, und wurde auch Rothreußen genannt. Der ſüdöſtliche Theil des Landes führte den Namen Pokutien. Im J. 1186 erhielt dieſe Landſchaft der ungarnſche König Bela III. Unter Emerich dem Könige von Ungarn kam ſie im J. 1198 wieder an Polen und wurde mit dieſem Königreiche 1392 förmlich vereinigt. Unter poliſcher

*) *Diod.* XV, 17. XVI. 82. XIX, 70. 72. **) *Diod* XIV, 55. XXII, 7. *Cicero* in Verr. II, 38. Vgl. Mannert. Th. II, 444 u. 363.

Herrſchaft war dieſe Landſchaft in drei Diſtrikte getheilt, den Halitſcher, Kolominsker und Trembowolsker. Als das Haus Öſtreich Galizien, auf die Anſprüche des Königreichs Ungarn ſich ſtützend (welche Benczur zu Preßburg in einer ſcharfſinnigen publiciſtiſchen Schrift erörterte), in Beſitz nahm, wurde das eigentliche Halitſcher Land zu einem Kreiſe gemacht, welcher aber den Namen Stryer Kreis erhielt. (*Rumy.*)

HALIDRYS. Eine von Lyngbye †) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der Familie der Algen, welche Agardh verwirft. Nach deſſen Syst. Alg. gehört die erſtre Art H. nodosa *Lyngb.* zu der Linnéſchen Gattung fucus, die zweite H. siliquosa zu der Gattung cystoseira *Ag.* (*Sprengel.*)

HALIEIS (ἁλιεῖς, eigentlich Fiſcher). Name der Bewohner des ganzen Küſtenſtrichs zu beiden Seiten des Vorgebirges Struthuns, welcher Halia hieß. (Vgl. oben Halia S. 249 dieſ. Bandes). Zwar ſoll, nach Strabons Angabe (VIII, 73.) die ganze Küſte des Gebietes von Hermione, dieſen Namen geführt haben. Dieſe Halieis ſind, nach Stephanos aus Byzanz Behauptung, urſprünglich vertriebene Tirynthier geweſen. (*R.*)

HALIFAX, 1) Marktflecken im Weſt Riding der engl. Grafſch. York und in einem tiefen Thale, durch das der Calder in der Entfernung von ¾ Meilen ſtrömt. Ein Ort, welcher ſich in den neuern Zeiten ungemein gehoben hat: 1443 ſtanden hier erſt 13 Hütten, jetzt erhebt ſich auf derſelben Stelle eine Stadt, die zwar bei einer ungünſtigen Lokalität nur enge, krumme Straßen, aber die ſchönſten ſteinernen Gebäude, 1 alte Haupt- und 1 andre moderne Pfarrkirche im griechiſchen Geſchmacke, 7 Bethäuſer für Diſſenters, 1 Krankenhaus, 1 Freiſchule, 1 Theater, gegen 2000 Privathäuſer und 12,036 Einw. hat, die 1 Jahr- und 2 ſtark beſuchte Märkte halten. Halifax iſt ein Hauptmarkt für dünne wollne Zeuge, Chalons und Sergen; man rechnet, daß jährlich allein 100,000 Stück Chalons in der großen Halle ausgeſtellt werden und ihren meiſten Abſatz in der Levante finden. Allein nicht bloß wollene Zeuge werden gewebt, ſondern auch alles Garn dazu geſponnen, und in neuern Zeiten haben auch die Baumwollenmanufakturen einen großen Umfang gewonnen. Auch verfertigt man Spitzen, bauet Kardendiſteln, und ſendet große Ladungen von Mauerſteinen aus den nahen Steinbrüchen nach London. Überhaupt herrſcht hier das regſte Leben und Thätigkeit: durch den Calderkanal ſteht Halifax mit Hale und dem O., durch den Rochdalekanal mit Liverpool, Mancheſter und dem W. Englands in unmittelbarer Berührung. Die ganze Umgegend theilt ſich ebenfalls in die Fabriken von Halifax: das weitläufige Kirchſpiel, zu welchem 26 Dörfer und eine Menge von einzelnen Höfen gehören, zählte 1811 nicht weniger als 73,515 Zubehörige. 2) Eine Grafſchaft des britiſchen Gouvern. Neuſcotland, im N. mit dem Lorenzgolfe und Sidney, im O. mit dem Oceane, im S. mit Lüneburg, im S. W. mit Kings, im W. mit Hant, im N. W. mit den Baſon of Minas und Cumberland gränzend. Sie hat die Schebuktubai, den Halifaxhafen und mehrere geringere Buchten, wird von verſchiedenen Flüſſen durchſchnitten und iſt der beſte und angebauteſte Theil von Neuſcotland, obgleich das Geſtade ſandig, und mehr als ⅔ noch mit ungeheuern Waldungen beſtanden ſind. Man findet hier die Stadt Halifax und die Ortſchaften Londonderry, Truro, Onslow, Colcheſter, Lawrence, Southamton, Canſo und Tinmouth, 1815 zuſammen mit 27,220 Einw. 3) Die Hauptſtadt vorgedachter Grafſchaft und von ganz Neuſcotland, der Sitz des Gouverneurs, des Raths und der Aſſembly, eines Provinzialcourth, eines Epiſkopabiſchofs und eines Scheriſs. Sie breitet ſich N. Br. 44° 44′ L. 314° 4′ am Halifaxhafen der Schebuktubai und an der Mündung des Sandwich aus, iſt mit Paliſaden eingefaßt und wird in die Stadt und die beiden Vorſtädte abgetheilt. Jene hat die Kathedrale, 4 Bethäuſer für Diſſenters, das Provinzialhaus, den biſchöflichen Palaſt, die Cityhall, 1 Collegium, ſeit 1820 einige andre Schulen, 1 Hospital: in der ſüdlichen Vorſtadt ſteht der Gouvernementspalaſt und hat vor ſich eine Batterie, die mit dem Fort George den Hafen beſchützt, in der nördlichen das königl. Schiffswerft mit der Docke, ihre 1800 Häuſer ſind mit wenigen Ausnahmen von Holze; die Zahl der Einwohner 1820 16,254, die ſich von Gewerben, Fiſcherei und Handel nähren. Halifax macht den Haupthafen des Landes: ihn beſuchen nicht bloß britiſche, ſondern auch nordamerikaniſche Schiffe. 1823 wurden auf britiſchen Schiffen 2,170,140 Guld. Waaren eingeführt, und die Zollabgaben ertrugen 388,855 Guld. An nordamerik. Schiffen waren 186 mit 16,410 Tonnen ein- und 197 mit 18,838 Tonnen ausklarirt. Die Ausfuhr beruhet hauptſächlich auf Fiſchen, Pflaſterſteinen, Schiffbauholze, Maſten und Steinkohlen. Der Hafen iſt vortrefflich, kann über 1000 Schiffe faſſen und ſteht das ganze Jahr offen, daher hier ein Theil der königl. Flotte ſtationirt iſt. Aber die Umgegend iſt dürr, ſteinig und wenig angebauet (nach der gener. descripcion of Nova Scotia. Halif. 1823. 4) Eine Grafſchaft des nordamerik. Stats Nordcarolina am Roanoke und Fiſching, 1820 mit 17,237 Einw., worunter 11,001 Sklaven. Der Hauptort Halifax liegt unter den Höhlen des Roanoke, iſt regelmäßig angelegt und zählt etwa 500 Einw., die einigen Handel treiben. 5) Eine Grafſchaft im nordamerik. State Virginia, 1820 mit 19,560 Einw., worunter 9660 Sklaven. Sie unterhält ſtarken Reisbau; das Gerichtshaus ſteht noch iſolirt. 6) Eine Bai an der Nordoſtküſte des Auſtralkontinents unter 18° 49′ S. Br., noch nicht hinlänglich unterſucht. (*G. Hassel.*)

HALIFAX (Sir George Saville, Marquis von), ein britiſcher Statsmann, der aus einer alten edlen Familie in Yorkſhire abſtammte, 1630 geboren war und während der Revolution ſtets im königlichen Intereſſe war, auch einen ſehr thätigen Antheil an der Reſtauration König Karls II. hatte. Dankbar ernannte ihn der Monarch 1668 zum Lord Saville von Eland, und gab ihm 1672 einen Sitz im geheimen Rathe, wo er ſich ſo-

†) Tentam. Hydro-phytologiae Dan. p. 37.

Digitized by Google

gleich an Schaftsbury anſchloß und in die bekannte Cabale trat, indeß mit den übrigen Mitgliedern dieſes Miniſteriums, welches der engländiſchen Conſtitution und dem Proteſtantismus den Untergang drohte, nicht ganz einverſtanden war. Indeß war er es doch, der mit Buckingham und Arlington jenen geheimen Bund mit Frankreich zu Stande brachte, der Mitwirkung zu jenem Zwecke und Beiſtand gegen Holland bedingte. 1679 wurde er zum Grafen und Marquis von Halifax erhoben. Aber dem raſchen Jakob II. war doch der Marquis viel zu bedächtlich, und viel zu ſehr Proteſtant: er entfernte ihn daher aus dem Miniſterium und geheime Rathe bei ſeinem Regirungsantritte 1685, welches zur Folge hatte, daß er nun zu der Oppoſition übertrat und bis an ſeinen Tod 1695 derſelben treu blieb. Sein Bild im Grabb*). (*G. Hassel.*)

HALIFAX (Charles Montague Earl of), ein engländiſcher Statsmann, welcher ſich auch als Dichter und als Mäcenas ſchöner Geiſter einen Namen erworben hat, war den 16. April 1661 zu Honton in Northamptonſhire geboren, der vierte Sohn des George Montague, Grafen von Northampton. Schon auf der Weſtminſterſchule ſoll er Proben ſeines Improviſatortalents durch einige Epigramme gegeben haben, und in Cambridge, wo er unter andern mit dem großen Newton eine innige Freundſchaft ſchloß, ſtudirte er vorzüglich die alten Klaſſiker und nährte und bildete dadurch ſeinen eigenen poetiſchen Geſchmack. Ein Gedicht auf den Tod des Königs Karl II. gewann ihm die Gönnerſchaft des Grafen von Dorſet, welcher ihn nach London einlud und ihn hier nicht allein in das politiſche Leben hinein zog, ſondern auch in den damals herrſchenden Kreis der Gelehrten und Schöngeiſter einführte. Montague begründete ſein junges Glück durch die Heirath mit der verwitweten Gräfinn von Mancheſter und durch die Mitunterzeichnung der Berufung des Prinzen von Oranien zum engländiſchen Throne. Er wurde Mitglied der ſo genannten Convention, und König Wilhelm, um den Eifer zu belohnen, den er für ihn gezeigt hatte, gab ihm auf den Antrag des Grafen von Dorſet eine Penſion von 500 Pfund. Seit 1691 Mitglied des Unterhauſes, blieb er eine treue Stütze der neuen Regirung, die ihn erſt zu einem Kommiſſär der Schatzkammer ernannte und nachher auch zum geheimen Rathe berief. 1694 ſtieg er zur Stelle eines Kanzlers des Zahlamtes, und in dieſem Poſten ſetzte er es nach zwei Jahren durch, daß alle alte Münze umgeſchlagen wurde. Auch andre Finanzſpekulationen gingen von ihm aus, namentlich der Plan der allgemeinen Fonds (general fund), welcher Robert Walpole's Amortiſationsfonds (sinking fund) den Weg bahnte, und die Einführung von neuen Schatzkammerſcheinen, als einer Papiermünze. Die Regirung blieb in ihrer Dankbarkeit nicht hinter dieſen Beſtrebungen des jungen Statsmannes zurück. Das Unterhaus erklärte ja ſogar durch eine eigene Empfehlung, daß Montague die Gnade des Königs verdient habe; und ſo erhielt er bedeutende Ländereien in Irland zum Geſchenk, wurde erſter Kommiſſär der Schatzkammer und während der Abweſenheit des Königs Mitglied der Regentſchaft. Im J. 1700 erhob ihn der König zum Pär unter dem Namen eines Barons von Halifax, und obgleich die Königinn Anna ihn nach ihrer Thronbeſteigung aus dem geheimen Rathe entfernte, ſo vermittelte er doch 1706 die Vereinigung Schottlands mit England. Überhaupt aber ſetzte er alle ſeine Anſtrengungen auf, um dem Hauſe Hannover die Thronfolge von England zu ſichern, und war ſelbſt der Überbringer der Akte an Georg I., welche durch die Einbürgerung der hannoverſchen Fürſtenlinie dieſen wichtigen Gegenſtand feſtgeſtellt hatte. Nach Georgs Thronbeſteigung wurde Halifax, welcher bis dahin wieder ein Mitglied der Regentſchaft geweſen war, zum Grafen erhoben und mit dem Orden des Hoſenbandes geſchmückt. Auch erhielt er ſeinen Poſten als erſter Kommiſſär der Schatzkammer wieder. Aber er ſcheint noch mehr erwartet zu haben, vielleicht Lordkanzler zu werden, und mißvergnügt über fehlgeſchlagene Hoffnungen, ließ er ſich von jetzt an zur Partei der Tory's hinüber ziehen. Er ſtarb den 19. Mai 1715.

Die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten des Grafen von Halifax ſind wenig bedeutend, einige Gelegenheitsgedichte, didaktiſche Kleinigkeiten und Epigramme, die letztern das Gelungenſte. Dazu kommen noch einige Reden und politiſche Broſchüren. Zuſammen herausgegeben: London 1715, unter dem Titel: The Works etc. of the R. H. Charles, late Earl of H.**). Berühmter iſt er als Mäcenas der Dichter und Gelehrten ſeiner Zeit, die ihn in ihren zahlreichen Dedikationen mit Weihrauch dergeſtalt umnebelten, daß Pope ſagt: He was fedwith dedications. Derſelbe hat ihn in dem Prolog ſeiner Satiren unter dem Namen Buſo als einen ſchwerfälligen Götzen gebundener Reimer dargeſtellt, und Swift meinte, die Gönnerſchaft des edlen Grafen beſchränke ſich auf ſchöne Worte und gute Mahlzeiten. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß er namentlich Addiſon's aufkeimendes Talent würdig unterſtützte. Außerdem waren Congreve und Steele ſeine beſondern Schützlinge**). (*W. Muller.*)

HALIFUN, eine Stadt in dem afrikaniſchen State Sennaar, bei welcher eine Fahrt über den Nil geht. Sie liegt 2 Meilen von Halfaia; dichte Akazienwälder bedecken die Gegend zwiſchen dieſen beiden Städten, deren Umgebung gleich fruchtbar iſt. (*H.*)

HALIGOCZ, HOLGOCZ, HELBINGSAU, HALIGOWCE, HALIGOWECZ, ſlowak. Pfarrdorf in der Zipſer Geſpanſchaft in Oberungarn diesſeits der Theiß, im erſten oder Maguraner Bezirk, mehreren adeligen Familien gehörig, mit in einem Thale zerſtreut liegenden Häuſern, einer katholiſchen Pfarrkirche, 620 kathol. Einw., einem Einkehrwirthshauſe, mittelmäßigem Acker-

*) Nach *Gilb. Burnets* history of his own time Lond. 1724. 1734. 2 Vol. fol. und *Th. Somerville* history of the polit. transactions and of partier from 1660—1702. Lond. 1792.

*) Die Gedichte auch in Johnſon's Sammlung. **) *Johnson's Lives.* Biogr. Brit. Biogr. univ.

Digitized by Google

boden und einer berühmten Höhle, Pennina genannt, in welcher man große Gerippe von unbekannten ungeheuern Thieren der Vorwelt (wahrſcheinlich Mammuthknochen) findet. (*Rumy.*)

HALIKARNASSOS, Ἁλικαρνασσός, einſt die bewunderte Hauptſtadt Kariens, der Sitz ſeiner Könige und durch Handel und Gewerbe blühend. Sie ſoll*) von Doriern aus Trözene gegründet ſeyn und machte eine der Sechsſtädte des doriſchen Bundes aus, wurde aber in der Folge die Reſidenz der kariſchen Fürſten oder Könige, die vorher ihren Sitz zu Mylaſſa gehabt hatten und unter der Oberhoheit der perſiſchen Großkönige ſtanden. Einer der letzten derſelben war Mauſolos, der ſich des ganzen Kariens bemächtigt hatte, aber in der Blühte ſeiner Jahre Olymp. 106 ſtarb, worauf ſeine Gemahlinn und Schweſter, die zweite Artemiſia, ihm jenes berühmte Denkmahl ſtiftete, das ſeinen Namen für alle Jahrhunderte verewigen wird. — Die Stadt lag auf der N. W. Seite des keramiſchen Buſens, der Inſel Kos gegenüber, hatte eine feſte Akropolis, die, wie die darin hervorſprudelnde Quelle, Salmakis hieß, einen großen ſichern Hafen, welcher durch die Felſenküſte Arkonneſos gebildet wurde, an demſelben einen großen öffentlichen Platz, und zu deſſen rechter Seite einen berühmten Tempel des Hermes und der paphiſchen Göttinn, zur linken Seite die Akropolis und den königlichen Palaſt; eine breite prächtige Straße ſtieß auf den großen Platz, und in derſelben ſtand jenes herrliche Mauſoleum, 21 Ellen hoch und von 36 Marmorſäulen umgeben, an welchem die vornehmſten Bildhauer von Hellas, unter andern Skopas gearbeitet haben, und das lange als eins der 7 Wunder des Alterthums verehrt wurde. Auf einem Hügel, im Mittelpunkte der Stadt, erhob ſich ein Tempel des Kriegsgottes mit einer koloſſalen Bildſäule desſelben, und alle dieſe Herrlichkeiten umſchloß eine hohe, mit Thürmen wohl beſetzte Mauer, die ſo feſt war, daß ſie von Alexander eine lange Belagerung aushalten konnte. Als ſie in dieſes Monarchen Hände gefallen war, theilte ſie das Schickſal von deſſen übrigen Staten. Die Römer entriſſen ſie den Lagiden und gaben ihr ihre Freiheit, aber nicht ihren Glanz zurück, der während der kleinaſiatiſchen Kriege ungemein verloren hatte. Sie blieb indeß in den erſten Jahrhunten der Cäſarn eine wichtige Handelsſtadt, und ſcheint erſt da zu Grunde gegangen zu ſeyn, als die wilden Mongolenſtämme ſich über Aſien ergoſſen. Jetzt ſind nur noch wenige Spuren von ihr übrig, und die Gelehrten ſind ſelbſt darüber uneinig, ob ſie ſolche (wie Wheler Voy. 333.) in den Trümmern von Okanſtenches, oder nach der allgemeiner angenommenen Meinung, die auch Spon und Reichard vertheidigen, in dem heutigen Bodrun ſuchen ſollen. Aber immer wird das alte Halikarnaß uns durch die großen Männer, die aus ihrem Schooße hervorgegangen ſind, ehrwürdig bleiben: hier ſind Herodot, der Vater der Geſchichte, die beiden Dionyſe, Geſchichtsforſcher und Muſiker, und die Dichter Hekataios und Kallimachos außer andern Gelehrten und Künſtlern geboren. (*H.*)

*) *Herod.* VII, 99 und *Strabo* XIV, 970.

HALIKO, 1) ein Paſtorat im ſüdlichen Finnland, Åbo und Biörneborgs Län, zählt nebſt der Kapellgemeinde Angelniemi im J. 1815 3727 Seelen; hat eine herrliche ſteinerne Kreuzkirche, eine der ſchönern Landkirchen Finnlands. In der Nähe fließt der Fluß Haliko, der ſich beim Ritterſitz Åminne in die Halikowiek des finniſchen Meerbuſens ergießt. (*v. Schubert.*)

HALIKYRNA (auch Alikyrna), eine Stadt auf der Gränze von Ätolien und Akarnanien. Plinius zählt ſie zu dem erſten Lande, Stephanos von Byzanz zu dem zweiten. (*R.*)

HALIMEDA (Korallin.). — Lamouroux trennt unter dieſem Namen eine gewiſſe Anzahl organiſirter Körper von der Familie der Korallinen, worunter ſie Pallas, Linné, Ellis, Solander und andere Zoologen ſtellen, und aus welchen Lamark ſeine Gattung Flabellaria gemacht hat, womit er jedoch mehrere andere Species vereinigt, welche Lamouroux unter dem generiſchen Namen udotea unterſcheidet. Sie ſind wahre corallinae phytoides, deren Artikulationen aber gewöhnlich viel platter und breiter ſind, was der ganzen Koralline ein fächerförmiges Ausſehen gibt. Übrigens iſt die Structur ganz ſo wie die der gewöhnlichen Korallinen, d. h. ſie beſtehen aus einer fibröſen Axe, welche von Raum zu Raum durch eine ſehr wenig wuchernde Rinde breiter gemacht und incruſtirt wird. Ellis iſt der einzige Beobachter, welcher auf der Oberfläche der amerikaniſchen Species deutliche Spuren von Poren hat wahrnehmen können, welche er für Polypenhäuschen hält. Lamark findet an ihnen Ähnlichkeit mit den alcyonia, während Andere und vorzüglich italieniſche Beobachter glauben, daß ſie organiſirte vegetabiliſche Körper ſind.

Indeſſen findet man dieſe Species von Korallinen oder Halimeden nur in den Meeren der heißen Länder, und um ſo mehr, je mehr man ſich den Äquatorialmeeren nähert. Sie hängen an den unter der See befindlichen Felſen, und ſind immer ſehr klein. Ihre Farbe iſt im lebenden Zuſtande grün; ſie werden weiß, wenn man ſie trocknet. Man findet ſie gewöhnlich in dem, was man in den Apotheken helminthocorton. nennt.

1) Halimeda incrassata, *Ellis*, Corall., tab. 25., fig. a A; Corallina incrassata *Gmel.* Dieſe Species trifft man am häufigſten in den Sammlungen. Die Artikulationen, welche ziemlich veränderliche Formen haben, ſind breit und platt, vorzüglich nach unten. Man trifft dieſe Species in den Meeren der Antillen.

Lamouroux ſchlägt vor, die Corallina monile (*Ellis* und *Solander* tab. 20, fig. c.) als eine bloße Varietät dieſer Species zu betrachten.

2) Halimeda multicaulis, *Lamark.* (Ann. du Musée, tab. 20, p. 802). Es ſcheint, daß dieſe Species ſich von der vorhergehenden vorzüglich durch die große Anzahl ſeiner Stämme und dadurch unterſcheidet, daß die unteren Artikulationen faſt cylindriſch und die

oberen platt, keilförmig und nicht ſehr in lobi getheilt ſind. Man kennt ihr Vaterland nicht.

3) Halimeda irregularis, *Lamouroux.* (Polyp. Flex. tab. 11, fig. 7.). Dieſe Species, welche auch von dem Meere der Antillen kommt, hat kleine und vielgeſtaltige Artikulationen.

Sie ſcheint viel Ähnlichkeit mit der Corallina tridens, *Solander* und *Ellis* (tab. 20, fig. a) zu haben, welche aus denſelben Meeren kommt und platte Artikulationen mit drei lobi hat.

4) Halimeda opuntia, *Lamouroux*, *Pallas*, *Ellis* (Corall. tab. 25, fig. b B.). Die Artikulationen dieſer Species ſind zuſammen gedrückt, wellenförmig und nierenförmig. Man findet ſie in dem mittelländiſchen Meere. Lamouroux glaubt, daß Pallas ſie mit Unrecht mit der folgenden verwechſelt hat.

5) Halimeda tuna, *Lamouroux* (Polyp. Flex., tab. 11, fig. 8., a, b.). Die Artikulationen ſind zuſammen gedrückt, faſt ſcheibenförmig. Das Vaterland dieſer Species iſt das mittell. Meer. (*W. L. Brehme.*)

HALIMI, iſt der Name eines berühmten türkiſchen Geſetzgelehrten unter Selim I.; er war gebürtig aus Kaſtemuni und wurde theils wegen ſeiner vielfältigen Kenntniſſe, theils aber wegen ſeines geſchickten und liebenswürdigen Benehmens zum Khodſcha oder Lehrer des Sultans erhoben[1]). Sonſt kennt die orientaliſche Literärgeſchichte einen berühmten perſiſchen Lexikographen des Namens Halimi[2]). Ein mediciniſches Wörterbuch eines Halimi benutzte auch Mohammed Eſaad Efendi in ſeinem türkiſch-arabiſch-perſiſchen Wörterbuche, welches im J. 1210 d. H. (1795) zu Conſtantinopel gedruckt iſt[3]). (*A. G. Hoffmann.*)

HALIMON. Nach Apollod. Cyzic. bei Nat. Com. VIII, 18. der Vater der Kreta, von welcher die gleichnamige Inſel ihre Benennung erhalten haben ſoll. S. Kreta. (*R.*)

Halinatron, (Mineral.), ſ. Natron.

HALING, ein Eiland an der Küſte der engländiſchen Grafſchaft Hants. Es iſt an der Küſte verſchiedentlich eingeſchnitten, hat eine unregelmäßige Geſtalt und einen fruchtbaren Boden, und enthält 3 Dörfer. (*G. Hassel.*)

HALIOS (Ἅλιος), Sohn des Alkinoos, der bei den Kampfſpielen, die während der Anweſenheit des Odyſſeus auf der Phäakeninſel angeſtellt wurden, ſich als guter Läufer und Tänzer zeigte und mit dem Laodamas ein Ballet mit Bällen tanzte*). (*J. A. L. Richter.*)

HALIOTIS (naturgeſch.), ein Name, welchen Linnée[1]) einem Schalthiere gibt, welches von Belon[2]) patella altera major und von anderern Naturforſchern Auris marina genannt wird. Adanſon nennt dieſe einſchalige Konchylie Ormier. Engländiſch heißt ſie sea-ear, Venus's ear.

Das Thier gleicht den Erdſchnecken, ſagt Linnée, und die Schale hat einige Ähnlichkeit mit Menſchenohren, was der Name Haliotis anzeigt, welcher aus dem Griechiſchen von ἅλς, das Meer, und οὖς, das Ohr, entnommen iſt; ſie ſteht offen, hat aber auf der einen Seite einen verborgenen Sehwinkel, der noch von Gewinden zeugt. An der Fläche der Schale befinden ſich einige Löcher am innern Rande, wovon die vorderen offen ſtehen, die hinteren aber zugeflickt ſcheinen. Das Thier klebt an den Felſen feſt, ſo daß man es ſelten ohne ſeine Beſchädigung losreißt. Sein Fleiſch iſt gelb und eßbar.

Luid und Scheuchzer ſprechen von den verſteinerten Konchylien dieſer Art, obgleich das Vorhandenſeyn derſelben noch bezweifelt wird, und daher die Namen Auris marina lapide facta, lapidea vel fossilis, Planites, teutſch Planiten, verſteinerte Seeohren.

Dieſe Gattung von Schalthieren wird von den verſchiedenen Naturforſchern verſchieden geſtellt. Oken macht aus ihnen die vierte Gattung der dritten Sippſchaft, der dritten Zunft der dritten Ordnung ſeiner vierten Klaſſe.

Die Charaktere dieſer Gattung ſind: Körper oval, ſehr deprimirt, unten mit einem breiten Fuße verſehen, welcher faſt auf allen Seiten hervorragt; an ſeiner Peripherie hat er einen doppelten zackigen oder krauſen Rand, welcher mit fühlfadenwurmartigen Fäden verſehen iſt; Kopf ſehr groß, mit vier Fühlern, von welchen zwei größer, ein wenig abgeplattet, und zwei kürzer, prismatiſch ſind und auf ihrer Spitze die Augen tragen. Die Kiemenhöhle liegt links, enthält zwei lange, ungleiche Kiemen und endigt ſich vorn in zwei ungleiche lobi des Mantels; die Schale iſt ſehr deprimirt, oval, mit ſehr niedriger, faſt hinterer und ſeitlicher Windung, mit ſehr weiter Öffnung; der linke oder ſäulchenförmige Rand iſt umgebogen und ſcharf; eine Reihe Löcher liegt parallel mit dieſem Rande, von welchen bloß die vorderen durch und durch gehen und die fühlfadenförmigen lobi des Mantels durchgehen laſſen.

Die Meerohren haben wirklich einige Ähnlichkeit mit den Patellen und vorzüglich mit den Fiſſurellen. Ihr Körper iſt jedoch noch viel mehr deprimirt und weniger koniſch. Der ganze untere Theil wird von einer breiten Muskelſcheibe gebildet, welche als Locomotionsorgan dient. Der obere Theil zeigt ebenfalls an ſeiner Mitte einen ziemlich breiten ovalen Raum, welcher auch muskelartig iſt, von dem Fuße herkommt und ſich an die Schale anheftet. Dieß iſt bis zu einem gewiſſen Punkt der Muskel der columella der andern Molluſken mit ſpiralförmiger Schale und zugleich der Urſprung der Anordnung des musculus adductor der zweiſchaligen Konchylien. Von der ganzen Peripherie dieſes Muskelraums entſpringt der Mantel, welcher, ſo lange er auf der Eingeweidemaſſe liegt, ſehr dünn iſt, und nach dem Maße dick wird, wie er über ſie hinaus ſchreitet. Sein doppelter Rand, welcher gar nicht zackig iſt, zeigt ſich

1) Joſ. v. Hammer in der Geſchichte der Literatur der Osmanen S. 1164. 2) Joſ. v. Hammer a. a. O. S. 1283, d'Herbelot's orient. Bib. u. d. W. Luthfallah. 3) Joſ. v. Hammer a. a. O.

*) *Homer.* Od. VIII, 119, 370.

1) Fauna Suecica, p. 19. n. 57. 2) de Aquat. p. 395.

Digitized by Google

um die ganze Peripherie des Körpers des Thiers herum, und läuft längs der Schale, ohne daß Theilung vorhanden iſt, außer nach vorn und links. An dieſer Stelle iſt er in zwei mehr oder weniger ſpitzige lobi ziemlich tief geſpalten, von welchen der linke merklich länger iſt als der rechte. In dem Übrigen der Ausdehnung des Mantels dieſer Seite, d. h. zwiſchen der linken Seite des musculus superior und dem Seitenrande derſelben Seite bildet er einen ziemlich großen Weg für die Kiemenhöhle, welche folglich ganz auf der linken Seite iſt und ſich ſtark nach hinten verlängert. Zwiſchen dem Fuße und dem Rande des wahren Mantels befindet ſich eine ziemlich breite, offenbar muskelartige Membran, welche an der ganzen Peripherie des Körpers des Thiers vorhanden iſt, und vorn einen einzigen Ausſchnitt zum Durchgang des Kopfs hat, d. h. ſie entſpringt auf den Seiten des Kopfs, auf der äußeren Seite der Fühler. Sie iſt rund herum mit einer ſehr dicken doppelten Krauſe beſetzt: die untere beſteht ganz aus kleinen fleiſchigen Tuberkeln, welche in mehreren Reihen unregelmäßig angeordnet ſind, während die obere nur in einer Reihe ſich befindet. Aber überdieß ſieht man oben eine Reihe von ziemlich langen, wahren fühlfadenförmigen appendices, welche aus einem an ihrer Baſis befindlichen, kleinen Loch heraus zu kommen ſcheinen, und in gleichen Entfernungen von einander liegen. Dieſes Muskelblatt verlängert ſich nach vorn unter die Fühler durch appendices, welche ohne Zweifel weit über den Fuß und ſelbſt über den Kopf hinaus verlängert werden können. Zwiſchen dieſem mittleren Blatt und dem Fuße iſt eine ziemlich tiefe Furche vorhanden, welche jedoch nichts Bemerkenswerthes zeigt; aber zwiſchen ihr und dem freien Rande des Mantels iſt eine andere Furche vorhanden, in welcher ſich nach vorn der Kopf und links die Kiemenhöhle befinden. Der Kopf iſt ziemlich groß, breit, deprimirt, und zeigt zwei Pare von appendices: das hinter obere und äußere Par iſt viel kürzer; es iſt ziemlich dick und hat an ſeinem Ende einen ſehr deutlichen ſchwarzen Punkt, welchen man als ein Auge betrachtet. Dieſes Par iſt an ſeiner Baſis durch eine dünne transverſale Membran vereinigt, welche einen Theil der tuba verbirgt. Das andere Par der appendices wird von den Fühlern gebildet; ſie ſind ziemlich lang, dreieckig, und ein wenig deprimirt. In der Mitte ihrer oberen Fläche iſt eine Art von longitudinaler Depreſſion vorhanden, und die Ränder dieſer Fühler ſcheinen ein wenig gefranſ't zu ſeyn, was vielleicht von der Contraction abhängig iſt. Zwiſchen dieſen zwei Fühlern und ein wenig unten ſieht man eine Art tuba oder fleiſchige, abgeplattete, transverſal gefurchte Maſſe hervorſpringen, in deren vorderer Mitte eine vertikale Spalte iſt, welche mit ziemlich dicken Lippen für den Mund beſetzt iſt. Die cavitas buccalis iſt ſowohl in Hinſicht der Größe, als auch in Hinſicht der Muskeln, welche ſie umgeben und bewegen, mittelmäßig. Auf ihrer unteren Fläche iſt eine dreieckige, ſpitzige und nach vorn freie Zunge, welche nach hinten breit und kanalförmig wird; ſie iſt mit braunen Zähnen beſetzt, welche auf vier Reihen ſtehen, und ſich nach hinten auf ein Zungenband verlängern.

Der oesophagus, welcher ſich gleich auf die linke Seite begibt, iſt ziemlich eng; er iſt von zwei ziemlich langen Speicheldrüſen begleitet; hierauf geht er unter die untere Wand der Kiemenhöhle auf die linke Seite der oberen Muskelſcheibe und kommt in die Eingeweidemaſſe, welche ganz nach hinten und jenſeits des hinteren Randes dieſer Scheibe iſt. In dieſer Maſſe baucht ſich der oesophagus in einen ziemlich beträchtlichen membranöſen Magen, welcher ganz auf ſeiner linken Seite liegt, und in der Leber völlig eingeſchloſſen iſt, welche eben ſo, wie bei den zweiſchaligen Konchylien, eine Art von ziemlich dicker Lage um ihn herum bildet. Der Darmkanal, welcher äußerſt kurz iſt, entſpringt von dem Magen faſt gleich neben der Inſertion des oesophagus und begibt ſich von hinten nach vorn, um das rectum zu bilden. Das rectum, welches mit dem unteren Theile des Herzens unmittelbar zuſammen hängt, trennt ſich bald von demſelben, und bildet in der Kiemenhöhle, wo es ſich öffnet, einen Vorſprung von faſt einem Zoll. Es ſcheint, daß es an ſeinem freien Theile von einer Art glanduloſen Organs begleitet iſt.

Die Kiemenhöhle liegt, wie weiter oben geſagt worden iſt, ganz auf der linken Seite; ſie iſt groß und vorzüglich von vorn nach hinten ſehr lang. Ihre untere Wand wird von der ſehr dünnen Haut gebildet, welche den oesophagus bedeckt und von der äußeren und tiefen Seite des musculus medianus zu dem linken lobus des Mantels geht. Die obere Wand wird ebenfalls von dem rechten lobus des Mantels gebildet, welcher ſich nach hinten krümmt, um längs der linken Seite des musculus medianus hin zu laufen, und welcher hierauf quer läuft, um den linken lobus des Mantels zu erreichen. Wir haben bereits erwähnt, daß der vordere Rand dieſer Wand der Kiemenhöhle ſich in zwei dreieckige, ungleiche lobi verlängert, welche durch die Löcher der Schale heraus treten. An der inneren Fläche dieſer oberen Wand befinden ſich eine und vielleicht zwei Reihen dreieckiger, ſehr platter appendices, deren Natur und Verrichtung man nicht kennt, aber welche nicht gefäßreich ſind. Die Kiemen bilden zwei ſehr lange, ſchmale Kämme, welche die ganze Länge der Kiemenhöhle einnehmen. Die rechte Kieme, welche faſt unmittelbar an dem musculus medianus adhärirt, iſt jedoch ein weniger kürzer, als die linke. Beide werden von einer unzähligen Quantität kleiner Blätter gebildet, welche die zu verarbeitende Flüſſigkeit durch eine Kiemenvene aufnehmen, welche den Rücken oder den adhärirenden Theil der Kieme einnimmt, und an der Baſis der Kiemen eingetreten iſt, nachdem ſie ſich aus der ſucceſſiven Vereinigung der Venen jeder Seite des Körpers gebildet hat. Die Kiemenarterien hingegen nehmen die freie Fläche jedes Kiemenkamms ein; ſie entſpringen an der Spitze der Kiemen und ihr Durchmeſſer nimmt nach dem Maße zu, wie ſie ſich nach hinten begeben. Da wo ſie zu dem vorderen Theile der Eingeweidemaſſe über das rectum kommen, vereinigen ſie ſich in einen

Digitized by Google

Ventrikel, welcher doppelt zu ſeyn ſcheint, und welcher ſich in das Herz öffnet, deſſen pericardium mit der Wurzel des rectum äußerſt feſt adhärirt, faſt eben ſo wie bei den zweiſchaligen Konchylien. Von dieſem Ventrikel gehen hierauf die aortae aus, welche ſich ſogleich in mehrere Äſte theilen, von welchen die ſtärkſten in die Leber und das ovarium eindringen.

Die Zeugungsorgane ſcheinen nur aus einem ungemein großen ovarium zu beſtehen, welches nicht bloß faſt die ganze Leber einhüllt, ſondern auch allein und eine beträchtliche Maſſe bildend, welche die Windung ausfüllt, ſich auf die rechte Seite begibt und die ganze Seite des Körpers bis zu dem vorderen Theile des musc. medianus einnimmt. Der oviductus ſcheint einzig zu ſeyn und ſich in die Kiemenhöhle zu endigen. Er adhärirt unter und ein wenig hinter der Endigung des rectum mit der linken Seite des Centralmuskels.

Die Schale dieſer Thiere zeichnet ſich durch die Schönheit der Perlmutter aus, welche ſie innerlich überzieht. Ihr gerader Rand iſt immer dünn und ſcharf; er hat ziemlich oft an dem vorderen Theile einen mehr oder weniger tiefen Ausſchnitt, welcher der Anfang eines Lochs iſt, welches denjenigen Löchern gleicht, die durch die Scheibe der Schale hindurch gehen, und zum Durchgange der fühlfadenförmigen lobi des Mantels dienen, um ohne Zweifel eine Art von Reſpirationskanal zu bilden. Die Anzahl dieſer Löcher iſt veränderlich. Sie werden auf ſucceſſive Weiſe und nach innen nach dem Maße ausgefüllt, wie die Schale wächſt, ſo daß nur fünf oder ſechs Löcher offen bleiben. Der linke oder ſäulchenförmige Rand bildet eine Art ſcharfes perlmutterartiges Blatt, welches in die Furche der linken Seite des Körpers eindringt. Zu Folge deſſen, was Adanſon in ſeiner Histoire du Senegal ſagt, ſcheint es, daß dieſe Schalen bei derſelben Species je nach dem Alter verſchieden ſind, und zwar nicht bloß in Hinſicht der Form, d. h. in Hinſicht des Verhältniſſes der zwei Durchmeſſer, was manche länger, ſchmäler, und andere kürzer, breiter macht, in Hinſicht der Farben, in Hinſicht der Anzahl der Löcher, welche bei den alten ſechs oder ſieben und bei den jungen nur drei oder vier an der Zahl ſind, ſondern auch in Hinſicht der Anzahl der Runzeln, von welchen die meiſten oben verziert ſind. Adanſon ſagt, daß nur 50 bis 60 Runzeln bei den jungen und bis 150 Runzeln bei den alten vorhanden ſind, dieß ſind ohne Zweifel die Abweichungen, welche die Unterſcheidung der Species dieſer Gattung ſo ſchwer machen.

Dieſe Thiere ſcheinen in allen Meeren vorhanden zu ſeyn. Eben ſo wie die Patellen findet man ſie vorzüglich an den Stellen, welche von Felſen ausgefüllt ſind, welche ſie bisweilen faſt ganz bedecken, wiewohl ſie bei niedrigem Stande des Meeres bloß liegen können. Sie bewegen ſich auch vermittels der breiten Muskelſcheibe, welche den unteren Theil ihres Körpers bildet, ziemlich langſam, jedoch viel ſchneller als die Patellen. In dem Moment, wo ſie ſich bewegen, ſieht man ihren Fuß nicht, und noch weniger den Mantel, aber die Muskelkrauſe, welche ſich zwiſchen ihnen befindet, entfaltet ſich ſo, daß ſie weit über die Schale hinaus reicht und daß ſie endlich eine äußerſt ſchöne und regelmäßige Anordnung von Franſen zeigt. Man kennt die Art der Nahrung, welche dieſe Thiere ſuchen, faſt ganz und gar nicht, jedoch ſcheint es, daß ſie mehr vegetabiliſch, als animaliſch iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß zwiſchen den Individuen keine Berührung Statt findet, und daß jedes derſelben unabhängig von jedem andern eine große Anzahl Eier oder vielleicht Junge hervor bringt. Doch wiſſen wir hierüber noch nichts Beſtimmtes.

Die Anzahl der Species dieſer Gattung iſt ziemlich beträchtlich; doch iſt es wegen der Abweichungen, deren die Schale fähig iſt, ziemlich ſchwer, ſie zu unterſcheiden. Die beſten ſpecifiſchen Unterſchiede findet man ohne Zweifel in der Anordnung der Fimbriae des Mantels.

Man hat in neueren Zeiten mehrere Gattungen mit einigen Species aufgeſtellt, welche Linné unter die Meerohren ſtellte. So haben Helblins und dann de Lamarck aus der Haliotis imperforata ihre Gattung Stomatia gemacht. Denys in Monfort und Leach haben aus den Species wahrer Meerohren, welche eine Art innere Furche haben, die mit der Reihe der Löcher parallel iſt, die Gattung Padolla gemacht.

1) Haliotis tuberculata, *Linn.*, das Knotenohr. Schale oval oder etwas länglich, vier bis fünf Zoll lang und $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, oben durch ihre große Anzahl Runzeln rauh; Farbe gewöhnlich roth mit weißer abwechſelnd. Man nimmt allgemein an, daß dieſe Species in allen Meeren und ſelbſt an den Küſten Englands gefunden wird.

2) Haliotis striata, das Runzelohr, *Linn.* (*Martini* Conch. 1, tab. 14, fig. 138.) Sie iſt der vorhergehenden ſehr ähnlich, von welcher ſie ſich nur dadurch unterſcheidet, daß die Runzeln, mit welchen der Rücken verziert iſt, regelmäßiger und weniger knotig ſind; ſie iſt roth oder grün, oder dieſe zwei Farben ſind mit einander vermiſcht. Aus Aſien und der Barbarei.

3) Haliotis varia, das Buntohr, *Linn.*, (*Martini* Conch. 1, t. 15, fig. 144.) Oval mit longitudinalen Runzeln, von welchen die größten knotig ſind; Farbe weiß oder gelblich braun, oder ſchmuzig grün; 20 bis 30 Löcher, von welchen vier oder fünf durch und durch gehen. Aus Indien.

4) Haliotis marmorata, das Marmorohr, *Linn.*, *Gm.* 1., *Gualt.*, (t. 69, fig. A, C.) Dieſe Species iſt auch oval, drei bis vier Zoll lang, mit ſehr feinen, longitudinalen und anderen transverſalen Runzeln, welche faſt nicht zu erkennen ſind. Die Anzahl der Löcher iſt ungefähr 30, von welchen vier bis fünf offen ſind. Die Farbe iſt vermiſcht, braun, weiß, grün und roth. Aus Afrika und Indien.

5) Haliotis bistriata, *Linn.*, *Gm.*, (*Martini* Conchyl. 1, t. 15, fig. 142.) Schale oval, mit transverſalen, erhabenen und doppelten Runzeln verziert; Farbe grünlich mit braunrothen Streifen; die rechte Seite iſt ſinuos. Aus Afrika.

6) Haliotis asinina, das Langohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Tost., t. 69, fig. D.) Schale viel ſchmäler

Digitized by Google

und glatter als bei den andern Species, höchſtens drei Zoll lang, an dem geraden Rande ſtark gebogen; Farbe vermiſcht, braun, grün und weiß. Die longitudinalen Runzeln ſind in der Nähe der Windung, knotig und oft noch punktirt. Dieß iſt eine ſeltene Species Indiens.

7) Haliotis australis, *Linn.*, *Gm.*, *Chemnitz.*, (Conch. 10, tab. 166, fig. 1603 und 1604.) Schale oval, konvex, zehn bis zwölf Zoll lang und 2½ Zoll breit, vergittert, d. h. in zwei Richtungen gerunzelt. Die Windung iſt bauchig und hervorragend; die Farbe iſt vermiſcht, roth und bläulich; die Öffnungen ſind rund, nahe an einander und 6 bis 7 an der Zahl. Aus Neuſeeland.

8) Haliotis guineensis, *Linn.*, *Gm.*, *Schröter*, (Einleit. in die Conchyl. 2, p. 388, t. 4, fig. 18.) Schale oval, etwas konvex, feſt, in zwei Richtungen gerunzelt; Farbe vermiſcht, weiß, grün und roth; die Öffnungen ſind deprimirt, an der Zahl ſechs. Das Vaterland dieſer Species ſind die Küſten von Guinea.

9) Haliotis pulcherrima, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 313, t. 166, fig. 1605 und 1606.) Eine ſchöne kleine Species, welche höchſtens ſieben Linien lang, faſt rund iſt, mit knotigen Runzeln; die Windung iſt hervorſpringend; die Farbe iſt vermiſcht, weiß und roſenroth; dreißig Öffnungen, von welchen fünf durch und durch gehen. Die Inſeln des Südmeers.

10) Haliotis stridae, das Hohlohr, *Linn.*, *Gm.*, *Gualt.*, (Test. tab. 69, fig. 5.) Schale dick, 7 bis 9 Zoll lang, faſt rund, mit longitudinalen, oben wellenförmigen Runzeln. Die Farbe iſt gewöhnlich grün. Aus Indien und Afrika.

11) Haliotis gigantea, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 115, t. 167, fig. 1610 und 1611.) Schale ſehr platt, vier bis ſechs Zoll lang und 3½ Zoll breit, oben durch longitudinale, wellenförmige Runzeln rauh, welche durch transverſale Runzeln gekreuzt werden; Farbe vermiſcht, roth und weiß. Der linke Rand iſt ſehr breit. Aus Neuholland.

12) Haliotis iris, *Linn.*, *Gm.*, *Chemn.*, (Conch. 10, p. 317, t. 167, fig. 1612 und 1613.) Schale dünn, dickbäuchig, 4½ Zoll lang und 3 Zoll breit, oben durch transverſale und longitudinale Runzeln rauh, oben blaugelb und nach innen von den ſchönſten Regenbogenfarben glänzend. Aus Neuſeeland.

13) Haliotis rubra, *Leach.*, (Melang. Zool. p. 54, tab. 23.) Sehr ſchöne, ein wenig ovale Schale, longitudinal gerunzelt, mit transverſalen Leiſten, welche aus Löchern kommen, die rund, ſehr zahlreich (45 bis 50) und ſehr eng ſind; Farbe ziegelroth. Aus Neuholland.

14) Haliotis Cracherodii, *Leach.*, (l. c., p. 131, t. 58.) Oval, drei Zoll lang, gerunzelt, oben bläulich ſchwarz, nach innen regenbogenfarben. Aus Kalifornien.

(*W. L. Brehme.*)

HALIPHEROS (Ἀλιφήρος), einer von den 50 Söhnen des arkadiſchen Königs Lykaon.*) Wahrſcheinlich falſche Schreibung ſtatt Ἀλίφηρος. Denn die nach jenem Sohne des Lykaon genannte Stadt in Arkadien heißt Aliphera. S. dieſ. Art. Th. III, 129. 130.

(*J. A. L. Richter.*)

HALIPHRON. Nach *Hellanic.* ap. *Natal. Com.* VIII, 17. der Vater des Deukalion, der ihn mit der Nymphe Jophoſſa erzeugt haben ſoll. (*R.*)

HALIPLUS (entomol.), ein Name, welcher von Latreille einer Abtheilung von coleopterae pentamerae beigelegt iſt, welche zuvor in der Gattung dyticus, der Familie der nectopodes oder remipedes, begriffen wurde.

Der Name haliplus (von ἁλίπλοος, ἁλίπλους, mare navigans) iſt nicht glücklich gewählt, denn die hier fraglichen Inſekten findet man niemals im Seewaſſer.

Illiger hat, um die merkwürdigſte beſondere Beſchaffenheit anzuzeigen, welche dieſe Gattung auszeichnet, und in einer Bruſtplatte beſteht, welche ſich über die Hinterfüße erſtreckt, die von ihr bedeckt werden, dieſen Inſekten den Namen cnemidotus von κνημίς, ἰδος, der Unterſchenkel und οὖς, ὠτος, das Ohr, gegeben.

In dem Dictionnaire des sciences naturelles iſt auf der Tafel der nectopodes (no. 3) eine Species der Gattung haliplus abgebildet. Geoffroy hat ſie unter dem Namen dyticus striatus mit gelbem Bruſtſtück angezeigt. Er bemerkt, daß der untere Theil des Bruſtſtücks zwei breite Platten bildet, welche die Artikulation der Hinterfüße und die Hälfte ihrer Schenkel bedecken, weßhalb ſie ſich nur horizontal bewegen können. Auch ſchwimmt das Inſekt ſehr gut durch dieſe Bewegung. Doch kann es ſich nicht auf dem Erdboden fort bewegen. Das hier fragliche Inſekt iſt haliplus impressus. Oken hat dieſes Thier in die ſiebente Ordnung ſeiner dritten Klaſſe geſtellt und beſchreibt es ſo: wie Floh, grau, Bruſt gelb, Hinterfüße ſehr lang, dünn, zwei große Bauchplatten, an denen die Schenkel befeſtigt ſind.

Eine andere Species, welche Fabricius haliplus obliquus nennt, hat auf den Flügeldecken, welche gelblich ſind, fünf ſchräge braune Flecke. Sie iſt in dem 14ten Hefte von Panzer's Fauna (no. 6) abgebildet. Eine dritte Species wird von Fabricius haliplus flavus genannt. (*W. L. Brehme.*)

HALIRRHOTHIOS (Ἀλιῤῥόθιος), Sohn des Poſeidon und der Nymphe Euryte, that der Tochter des Ares, Alkippe, Gewalt und wurde deßwegen vom Vater erſchlagen. Poſeidon verklagt nun den Ares bei den 12 Göttern, die über ihn im Areopagos zu Athen Gericht hielten, ihn aber frei ſprachen. Dieſer erſten Rechtshandlung wegen bekam das Gericht den Namen Ἄρειος πάγος*).

(*J. A. L. Richter.*)

HALISERIS, *Agardh* (Syst. Alg.). Eine Pflanzengattung aus der Familie der Algen, der Ordnung der Fucoideen und der Gruppe der Laminarieen (*Ag.*). Ihr Charakter beſteht in einem ebenen, linienförmigen, gerippten, häutigen Laube (frons) und Kapſeln, welche in Häufchen beiſammen ſtehen. Die fünf von Agardh angeführten Arten dieſer Gattung kommen bloß im Meere vor. 1) H. Justii *Ag.* mit äſtigem Stiel, mit Zweigen,

*) *Apollod.* III, 8. 1; cf. *Paus.* VIII, 25, wo Haliphthoros geleſen wird.

*) *Apollod.* III, 14. 2; cf. *Steph. Byz.* s. h. v.

Digitized by Google

welche durch das gabelförmige Laub hindurch laufen, und mit einzeln ſtehenden Kapſelhäufchen. An den Küſten der Antillen. (Dictyopteris Justii *Lamour.*). Abgebildet im Extr. du Journ. Philomat. t. 6. f. A. 2) H. polypodioides *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, glattrandigem Laube, und an der Rippe angehäuften Samenhäufchen. Im atlantiſchen und mittelländiſchen Meere. (Fucus membranaceus *Stackh.*, F. polypodioides *Lamour.*). Abgeb. in *Stackh.* t. 6, *Turn.* t. 87, und *Lamour.* diss. t. 24, f. 1. 3) H. Woodwardia *Ag.* mit linienförmigem, gabligem, gezähnt-gewimpertem Laube. An den nördlichen Küſten Neuhollands. (Fucus Woodwardia *Turn.*). Abgeb. in *Turn.* t. 158. 4) H. delicatula *Ag.* mit faſt einfachem, ſehr zartem Laube, und mit Kapſelhäufchen, welche in zwei parallelen Linien am Rande ſtehen. An den Küſten der Antillen. (Dictyopteris delicatula *Lamour.*). Abgeb. im Extr. du Journ. Philom. t. 6. f. B. 5) H. linearis *Ag.* mit beinahe einfachem, zartem Laube, undeutlicher Rippe, verlängerten, linienförmigen Abſchnitten und zerſtreut ſtehenden Kapſelhäufchen. An den Küſten von Amerika. (Dictyopteris linearis *Desv.*) (*Sprengel.*)

HALISERNA, bei Steph. dem Byz. HALISARNA, eine Stadt in der Gegend Teuthrania der kleinaſiatiſchen Landſchaft Myſia, von welcher man wenig mehr als ihr einſtiges Daſeyn weiß. (*H.*)

HALISSOS, der Name einer Stadt in der Landſchaft Akarnanien der alten Hellas, die unterhalb Leukadia etwa ½ Meile vom ioniſchen Meere lag. Strabo, Skylax, Ptol. und Steph. Byz. nennen ſie Alyzia, Plinius Halyzea. Es iſt das heutige Selavina. (*H.*)

HALITHERSES (Ἁλιθέρσης), 1) Sohn des Antäos und der Samia, Tochter des Fluſſes Mäander. (Paus. VII, 4.) 2) Sohn des Maſtor, ein alter Held auf Ithaka und geſchickter Wahrſager, der dem Odyſſeus ſeine ſpäte Rückkehr voraus ſagte und bei der Volksverſammlung, die Telemachos veranſtaltete, einen Adler, der über derſelben ſchwebte, als Omen von dem Untergange der Freier und der Rückkehr des Odyſſeus deutete, (Od. II, 167 ꝛc.) auch den Eupeithes, aber vergebens. zum Frieden gegen Odyſſeus mahnte. (*J. A. L. Richter.*)

HALIUSA, eine kleine unbedeutende Klippeninſel, die an den Küſten von Peloponnes im argoliſchen Buſen (zwiſchen den jetzigen Eilanden Hydra und Spezzia) liegt und bloß zu Zeiten von Fiſchern beſucht wird, auch etwas Weide hat. Doch findet ſich zwiſchen ihren Klippen ein bequemer Hafen, den die Piraten dieſer Meere benutzen. Es heißt gegenwärtig Karavi. (*H.*)

HALIVAILS, ein Gebirge auf der hebridiſchen Inſel Sky, an den weſtlichen Küſten von Scotland, das ſich zu einer Höhe von 2000 Fuß erhebt und 2 Spitzen trägt, die eine bedeutende Bergfläche trennt. Dieſe beiden Spitzen dienen den Piloten als ein ſicheres Kennzeichen bei der gefährlichen Fahrt zwiſchen den Inſeln. (*G. Hassel.*)

HALIZONES, ein kleinaſiatiſches Volk in der Ilias, welches dort den Zuſatz: aus Alybe hat und den Trojanern Beiſtand leiſtet *). Der Dichter ſagt ferner: Alybe ſei der Geburtsort des Silbers und verſetzt das Volk durch ein τηλόθεν in eine bedeutende Entfernung von Troja. Strabo findet in Alybe den ſpäteren Namen Chalybe und macht daher die Halizones zu Chalybern oder Chaldäern, welche freilich ſpäterhin ſtatt des Silbers nur Eiſen hatten **). (*R.*)

HALJALL, ein großes und ziemlich ausgedehntes Kirchſpiel im weſenbergſchen Kreiſe (oder dem Diſtrikt Wierland) in Eſthland, oder dem jetzigen Gouvernement Reval, mit 20 Gütern, welche zuſammen gegen 230 Haken Landes nach ehſtländiſchem Maßſtabe betragen. Es liegen in demſelben mehrere ſchöne und anſehnliche Landgüter, z. B. Kattentak, Wrangelshof, Saggad, Sauß u. a. m. (*J. C. Petri.*)

HALKA oder ALKA, in der Pehlwi-Sprache der Hahn, Kehrkas in den Zendbüchern, ein in der perſiſchen Religionslehre heiliger Vogel. Er iſt ein Feind der Dews und Zauberer, und kämpft nebſt dem Hunde gegen dieſelben. S. übrigens Hahn (Mythol. u. ſymb.) oben S. 182 dieſ. Bandes. (*J. A. L. Richter.*)

HALKA, ſprachgemäß im Oriente eigentlich der Ring, aber figürlich in neuern Zeiten der Hofſtat eines Paſcha oder anderer osmaniſchen hohen Statsbeamten, indem er bei öffentlichen Gelegenheiten in der Mitte desſelben wie von einem Ringe umgeben erſcheint. Dieſen Hofſtat bilden die Tſchokadaren oder Lakeien, die Tſchauſche oder Furiere, die Tüfenkedſchi oder Leibgarde zu Fuße, die Dſchebeli oder Leibgarde zu Pferde, die Mehterehana oder Kapelle, das Achor oder die Stallmeiſter und die Itſchoglan oder Pagen (Hammer's Statsverf. des osm. Reichs, II. 246). Von dem Hofſtate des Herrſchers oder Padiſchah gebraucht man bekanntlich dieſen Ausdruck nicht, ſondern dieſer heißt das Seraj. — Im Mittelalter ſchufen die mammelukiſchen Sultane von Ägypten, als ſie ſich auf dieſem Throne feſt geſetzt hatten, 1262 eine Garde von tſcherkeſſiſchen Sklaven, die ſie Halka nannten, und ein ſtehendes, ihre Perſon und ihre Krone bewachendes Corps war, das ihnen aber bald ſelbſt, wie alle Prätorianer ihren Herren, gefährlich wurde: Barkok, der Anführer dieſer Halka, ſetzte 1382 den letzten mammelukiſchen Sultan ab und bemächtigte ſich des Throns. (*H.*)

HALKI, 1) auch Chalki, eine der Demonneſeinſeln im Marmormeere, nur mit 1 Dorfe und 2 Klöſtern. 2) ein kleines unbewohntes Eiland im arabiſchen Buſen Kuria Muria, der Stadt Haſek in Hadramaut gegenüber. (*G. Hassel.*)

HALKYONE, ein Berg, der ſich im alten Makedonia auf der Halbinſel Pallene unweit vom Vorgebirge Kanaſträon erhob; auch hieß ein kleiner Ort in Lokris am maliachiſchen Buſen ſo, wahrſcheinlich beide von der Nymphe Alkyone (Th. III, S. 151.) und daher wohl beſſer Alkyone genannt. (*H.*)

Halkyone, ſ. Alcyone, Th. III, S. 151.

---

*) Il. II, 856. **) *Strabo,* XII, 826. Vergl. Chalybes, Th. XVI, S. 118. 119.

Digitized by Google

Halkyoneus, ſ. Alcyoneus, Th. III S. 151.

HALL, eine Grafſchaft im nordamerikaniſchen State Georgia, vom Rochgebirge bedeckt und vom Schattahuſchi bewäſſert: ſie hatte 1320. 5086 Bewohner, worunter 399 Sklaven und 6 freie Farbige. Der Hauptort heißt Gamesville. (*G. Hassel.*)

HALL, oder gemeiniglich HALLS KEY, ein kleines unbewohntes Eiland in der Hondurasbai, unter 16° 10′ N. Br. und 238° 24′ L. (*G. Hassel.*)

HALL, ein Marktflecken, Schloß und Pfarrort im Traunviertel des Landes ob der Ens, mit eigenem Commiſſariatsbezirke, auf einer Anhöhe und an der Straße von Kremsmünſter nach Steier, 1½ Stunde von Kremsmünſter. Der Markt hat außer einem Brauhauſe 120 Häuſer. In dem Pfarrbezirke zählt man, nebſt dieſem Markte, noch eine Ortſchaft und 180 Häuſer, in welchen 1095 Menſchen wohnen. Am Michaelis- und am Thomastage iſt zu Hall öffentlicher Jahrmarkt. Die Herrſchaft gehörte den Grafen von Trautmannsdorf und iſt eine k. k. Pfandherrſchaft. Sie war vormals ein Zugehör der Herrſchaft Steier und wurde vom Kaiſer Ferdinand III. um 1654 an Maximilian Grafen von Trautmannsdorf verpfändet. Hall hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von dem unten im Thale entſpringenden Salzbrunnen, welcher unweit dem Flüßchen Sulzbach ſich befindet. Dieſer Quell iſt wegen Heilung der Kröpfe und der Krätze berüchtigt und ſein Waſſer ſoll die vom Schlage Gelähmten ſtärken; die Müller, Bäcker und andere Leute nehmen es, um das Salz zu erſparen. — Cluver ſetzt die alte Römerſtation Ernolana, die in der Peutingerſchen Tafel vorkommt, höchſt ungewiß in dieſe Gegend. Nach dem Stiftbriefe vom J. 777 räumte Taſſilo, Herzog in Baiern, dem Kloſter Kremsmünſter die Salzpfanne, mit 3 Perſonen zum Salzſieden, als Eigenthum ein. Noch iſt ein Ort zwiſchen dem Pfarrhofe Pfarrkirchen und Hall am Sulzbache zu ſehen, wo vielleicht vormals die Salzpfanne geſtanden haben mag, und einige Schritte vom Bache weg noch heut' zu Tage eine ſauere Quelle anzutreffen, welche mit Steinen umher beſetzt iſt, und von welcher man behauptet, daß ſie innerhalb 24 Stunden, gleich dem Meerwaſſer, ſteigt und fällt. Man machte vor einigen Jahren den Verſuch, aus dieſem ſauern Waſſer Salz zu ſieden, fand es aber viel zu geringhaltig; dagegen wird es als Sauerwaſſer benutzt und verſchickt*). (*Rumy.*)

HALL, am Kocher, gemeiniglich Schwäbiſch Hall genannt, 27° 24′ 21″ L., 46° 6′ 46″ Br., kön. würtembergſche Oberamtsſtadt im Jartkreiſe, Sitz des Oberamts und Oberamtsgerichts, eines Cameralamts, eines evang. Dekanats und Poſt, mit 6515 evang. Einwohnern. Die Stadt hat 2 Vorſtädte, eine anſehnliche Hauptkirche, die auf einem Hügel ſtehende St. Michaelskirche mit verſchiedenen Denkmählern und einem über 600 Pfund ſchweren Mammuthszahn, ein ſchönes Rathhaus, eine alte Münze, worin die erſten (von der Stadt benannten) Häller geſchlagen wurden, und eine Saline. Von den Vorſtädten heißt die eine Unter-Limpurg; wobei ſich die Ruinen von Ober-Limpurg, der Stammburg der Grafen von Limpurg, befinden. Die Saline, welche bisher einen Hauptnahrungszweig der Stadt ausmachte, und jährlich ungefähr 80,000 Ztnr. Salz lieferte, der Stadt ohne Zweifel auch ihren Urſprung gab, iſt nun eine Laſt für den Stat, der gegen eine jährliche Abgabe an die Privattheilhaber früher den ganzen Betrieb übernommen hat, weil in Folge der neuen Entdeckungen und beſonders ſeit der Entdeckung des großen Steinſalzlagers Wilhelmsglück, anderthalb Stunden von Hall, es nicht mehr die Koſten lohnt, die Saline zu betreiben, die bei einer ganz geringhaltigen Soole von 5½ Grad (neuerlich ſogar nur 3 Grad) ein ſehr koſtſpieliges Gradiren erfordert, um nur auf den halben Gehalt der Soole in den neu entdeckten Salinen gebracht zu werden. Hall iſt ein ſehr alter Ort: ſchon 889 erlaubte K. Arnulph dem Kloſter Kempten, jährlich 6 Karren Salz in Hall zu holen. Während des Interregnums machte ſich die Stadt unabhängig und blieb Reichsſtadt, bis ſie 1802 unter Würtemberg kam. (*Memminger.*)

HALL, eine landesfürſtliche Stadt in Tyrol, im Kreiſe Unter-Innthal, am Fluſſe Inn, mit 460 Häuſern und 4380 Einwohnern. Dazu gehört der Weiler Heiligenkreuz. Sie gränzt an das Gericht Tauer und an das Landgericht Sonnenburg, und erhielt 1303 von dem Herzoge Otto in Kärnthen verſchiedene Privilegien; iſt der Sitz der Berg- und Salinen-Direktion, des Berggerichts und Landmünzeprobiramts; hat eine Münze, ein k. Gymnaſium (in welchem ehemals Jeſuiten, die hier ein Collegium hatten, docirten), ein von der Kaiſerinn Maria Thereſia zum Andenken ihres am 18ten Auguſt 1765 geſtorbenen Gemahles gegründetes Fräuleinſtift, ein im J. 1742 erbautes Spital zum heil. Geiſt. Im J. 1300 wurde die Salzpfanne von Tauer hierher verſetzt; im J. 1352 der Grund zu der Pfarrkirche St. Nikolaus gelegt. Im J. 1567 legte der Erzherzog Ferdinand den Grundſtein zu dem königlichen, nachher erloſchenen Stifte für die männliche Jugend, an deſſen Stelle das ſchon angeführte Fräuleinſtift trat. Im J. 1567 wurde die Münze in die Burg Haſeck überſetzt. Das Stadtwappen beſteht in einem rothen Felde, in welchem man eine weiße Salzkufe mit gelben Reifen ſieht, welchem Wappen Kaiſer Maximilian zwei gekrönte gelbe Löwen, welche die Kufe in ihren Klauen halten, beigefügt hat. Eine Meile von der Stadt gegen Norden in der Taueralpe iſt der 5088 Fuß über das Meer erhobene Salzſtock, der ſchon im 13ten Jahrhunderte bearbeitet ſeyn ſoll. Das Salz wird in großen Stücken aus dem Berge gehauen, in Waſſer aufgelöſt, und die Soole nach Hall geleitet und geſotten, wo ſie eine jährliche Ausbeute von 280,000 Zentnern gibt. Eine Stunde über dem Salinengebäude auf einer Anhöhe, welche den Namen „das Thörel“ führt, öffnet ſich die prächtigſte Ausſicht auf einen großen Theil des Unter-Inn- und Wippthales. Unweit von Hall iſt das Einbrücker Bad. Das Holz für die Salzpfanne zu Hall wird aus den Waldungen im Ober-

*) S. Gielge's topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Landes ob der Ens. 1 Theil (Wels 1814), S. 253 ff.

r=Innthale, bei Imſt, Laudeck, Pfunds, Telfs, Ehrenberg und den Waldungen d Paznauer Thale auf dem Inn nach Hall factoren ſind zu Botzen und Leiſers, Ziel, cit, Lermors, Reitti, Vils, Neſſelwängle, Bregenz uud Trient. In Botzen iſt die nsfactorei. Salzmagazine ſind zu St. Lau= Kaſtengſtatt, Brixleck, Jenbach, Neumarkt, Valſugana. Unter der Berg= und Salinen= Hall ſteht die Oberſalzfactorei, das Salzver= Bauverwalteramt, das Getreide= und Schmalz= t, die Bergmeiſterſchaft und das Waldmeiſter= ale. Die Nonnenklöſter zu Hall ſind ſämmt= en. (*Rumy.*)

L (John) *), geboren 1627 zu Durham, ſtu= Cambridge die Rechtswiſſenſchaften und zog hier tige politiſche Schriften die Aufmerkſamkeit des ents auf ſich, welches ihn mit Cromwell nach nd ſchickte. Aber ſeine Leidenſchaft für das an= eſchlecht richtete ihn bald zu Grunde. Er kehrte n ſein Vaterland zurück und ſtarb 1656, in ſei= 9ſten Jahre. Seine vorzüglichſten Schriften, in ſich ein ſchönes Talent für die leichtere Kunſt nicht nnen läßt, ſind: Horae vacivae or Essays. Cam- ge 1646. 8. Poems. Ebend. 1646. 8. Eine zweite mlung im nächſten Jahre. Auch überſetzte er Lon= s Buch vom Erhabenen und Hierokles Schrift über goldnen Verſe in das Engländiſche **).

(*W. Müller.*)

HALL (Joseph), gewöhnlich Bishop Hall genannt, war den 11. Julius 1574 in Priſtow=Park im Sprengel ſhby de la Zouche in Leiceſterſhire geboren und hatte n ſeiner Jugend mit der Dürftigkeit ſeiner Ältern zu kämpfen. Dennoch gelang es ihm, in Cambridge Theologie zu ſtudiren und ordinirt zu werden. Hierauf war er eine Zeit lang Schullehrer zu Tiverton in Devonſhire. Ein einträglicherer Poſten wurde ihm durch einen Ruf zum Rektorat von Halſted in den Beſitzungen der Lady Drury von Suffolk. Hier verheirathete er ſich, litt aber viel durch einen witzigen und kühnen Atheiſten, mit welchem ſeine Stellung ihn in Verbindung brachte. Sir Edmund Bacon, welcher damals ſeine Bekanntſchaft machte, überredete ihn daher um ſo leichter, ihn auf einer Reiſe nach Flandern zu begleiten. Nach ſeiner Rückkehr kalt aufgenommen, entſchloß ſich Hall, ſeine Stelle in Halſtedt niederzulegen, und ging nach London, um dort ſein Glück zu verſuchen. Hier hatte er durch Empfehlung nicht ſo bald die Gunſt erlangt, vor dem jungen Prinzen Heinrich in Richmond zu predigen, als dieſer ſein Gönner wurde und ihn mit ſich an den Hof nehmen wollte. Jedoch zog Hall die Pfarrei von Waltham, welche der Graf von Norwich ihm antrug, der Laufbahn vor, welche der Prinz ihm eröffnen wollte. Mit ſchnellen Schritten folgten jetzt Ehren, Titel, Pfründen und andre Beförderungen dem von vielen Seiten begünſtigten Manne. Er begleitete den König Jakob als Kaplan nach Schottland und wurde von demſelben zur Synode nach Dort geſchickt, um in dieſer bekannten Verſammlung des proteſtantiſchen Klerus die biſchöfliche Kirche von England zu vertreten. Auch in Schottland hatte er gegen die Presbyterianer gekämpft, jedoch mit Milde und Nachſicht, und eben ſo benahm er ſich in der Folge, als er 1627 Biſchof von Exeter geworden war, gegen die unruhigen Puritaner. Aber die Heftigkeit eines Laud machte Hall's weiſe Toleranz zu Schanden und führte die blutigen Entſcheidungen herbei, denen man durch vermittelnde Maßregeln vielleicht noch hätte zuvor kommen können. Dieſe Verhältniſſe verwickelten Hall unter andern in einen Streit mit Milton, welcher die Gelehrſamkeit ſeines Gegners verſpottete, anſtatt ihn zu widerlegen. Im Jahre 1641, als die königliche Macht faſt nur noch ein Schatten war, wurde Hall durch dieſelbe von Exeter zum Biſthum von Norwich verſetzt. Aber bald nachher, als er in der Zahl der zwölf Prälaten gegen das Parliament proteſtirte, aus welchem die Biſchöfe vertrieben worden waren, wurde er gefangen genommen, in den Tower eingeſchloſſen und ſein Vermögen ſequeſtrirt. Nach manchen Mißhandlungen und Mühſeligkeiten erlangte Hall ſeine Freiheit wieder und predigte mit unveränderter Geſinnung in der Kathedrale von Norwich. In der Folge mußte er ſich nach Higham bei Norwich zurück ziehen, unermüdet, wenn auch unbemerkt, in ſeinem geiſtlichen Berufe fort wirkend, bis der Tod ihn im 82ſten Jahre ſeines Lebens, den 8. Septbr. 1656, abrief.

Der Biſchof Hall war ein Mann von würdigem Charakter, voll Liebe und Eifers für Alles, was er als recht und wahr erkannt hatte, jedoch ohne feindſelige Leidenſchaft gegen anders Denkende, ausgerüſtet mit vielumfaſſender Gelehrſamkeit und einer ausgezeichneten Gabe der Rede. Seine moraliſche Eloquenz hat ihm den Namen des chriſtlichen Seneca verſchafft, und er iſt auch der Erſte, welcher in engländiſcher Sprache ein Muſter des proſaiſchen Briefſtils aufſtellte. Außer dieſen vermiſchten Briefen beſtehen ſeine proſaiſchen Schriften theils in Predigten, Reden und Abhandlungen, theils in polemiſchen Aufſätzen, welche gegenwärtig ihr Zeitintereſſe verloren haben [1]).

Dauernder ſind Hall's Anſprüche auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm durch ſeine Satiren begründet, und er darf mit Donne um die Ehre rechten, der Vater der didaktiſchen Satire in England zu ſeyn [2]). Was Hall's Satire würdig auszeichnet, iſt die moraliſche Unterlage ſeines eigenen Charakters. Übrigens hat er ſich, wie Donne, nach Juvenal und Perſius gebildet, und bewegt ſich in

*) Dieſer John Hall muß mit einem andern gleiches Namens nicht verwechſelt werden, welcher ſich unter der Regirung der Königinn Eliſabeth als Wundarzt auch durch Schriften bekannt gemacht hatte. Unter Anderm hinterließ er eine Anatomie in engländiſcher Sprache, Lond. 1561. 4. **) *Campbell's* Specimens III, 371. Biogr. univ.

1) Ein Verzeichniß derſelben gibt Cibber. Die namhafteſten und in mehrere Sprachen überſetzten Werke ſind: Der chriſtliche Seneca, die Centurie der Meditationen u. a. m. 2) Hall's Satiren erſchienen ſchon 1598. Von Donne's Satiren iſt mir kein früherer Druck bekannt, als der von 1719.

dieſer fremden Manier mit ziemlicher Leichtigkeit, die natürliche Härte der Dichtungsart durch einen harmoniſchen Vers (den gereimten fünffüßigen Jambus) mildernd. Hall's Blick iſt ſcharf und klar, wenn auch nicht tief, ſein Spott meiſt treffend und unterhaltend, ohne unedel zu werden, und obgleich er nicht ſelten die Sitten ſeiner Zeit ins Einzelne ausmalt, ſo verliert er ſich doch nie in die Perſönlichkeit des Paſquills. Schade nur, daß er gar zu gern ſeine Gelehrſamkeit zur Schau trägt. Außer den 6 Büchenn der eigentlichen Satiren, welche 1598 und 1753 unter dem Titel Virgidemiae (Ruthenernten) gedruckt worden ſind, gehören zu den ſatiriſchen Schriften Hall's noch: Mundus alter et idem, eine umgekehrte Utopia, worin er die Fehler und Laſter der wirklichen Staten und Völker ſtraft, und: Quo vadis, eine Cenſur der engländiſchen Reiſen auf dem Feſtlande.

Es gibt mehrere Sammlungen von Hall's Schriften, von 1625, 1634, 1660 u. ſ. w. Die vollſtändigſte Ausgabe: The Works of J. H. London 1810. X. 8. [3]) *(W. Müller.)*

HALL (Richard), ein katholiſcher Geiſtlicher in England, einer von denen, welche wegen der unter der Regirung der Königinn Eliſabeth gegebenen Pönalgeſetze aus dem Lande flüchten mußten. Er begab ſich in die damaligen ſpaniſchen Niederlande, erhielt zu Douay eine Profeſſur, zu St. Omer ein Kanonikat und ſtarb im Jahre 1604. Er ſchrieb: de caussis tumultuum Belgicorum et contra coalitionem multarum religionum, quam liberam religionem vocant. Douay 1581. 8. — Pro defensione Regiae et Episcopalis auctoritatis contra rebelles; de quinquepartita conscientia. Ebendaſ. 1598. 4. — De proprietate et Vestiario Monachorum aliisque ad hoc vitium exstirpandum necessariis. S. *Bayle* Lex. *(Rotermund.)*

HALL (Thomas), ein Engländer, der am 22. Julius 1610 zu Worceſter geboren und zu Oxford erzogen und gebildet war. Er hatte Theologie ſtudirt, trat aber, als die Revolution Alles dahin riß, auf die Seite der Puritaner und war ein heftiger Verfechter Cromwells, ſo lange dieſer das Heft der Regirung hielt: nach der Reſtauration ging er zu den Preſbyterianern über und ſtarb als deren Prediger am 13. April 1665. Er hat eine Menge Controversſchriften, Diſputationen und andre polemiſche Schriften hinterlaſſen, die in *Wood's* Athenae oxonienses angeführt werden: die meiſten ſind jetzt vergeſſen. Werth dürften allenfalls ſein practical and polemical commentary upon the third and fourth chapthers of the latter epistle of S. Paul to Timothy und an exposition by Way of supplement or the 4 — 9 chapthers of Amos haben. Übrigens ſprach er auf der Kanzel mit großer Würde und eingreifender Beredtſamkeit und galt für einen der beſten Prediger ſeiner Zeit, beſaß auch viele humaniſtiſche Kenntniſſe, und hat Manches aus Ovid u. A. in ſeine Mutterſprache übergetragen. *) *(H.)*

HALLADALE, ein Fluß im nördlichen Scotland und zwar in der Grafſchaft Sutherland. Er ſtrömt vom Bein-Griam herab, macht auf eine Strecke die Gränzen zwiſchen Sutherland und Caithneß und endigt ſeinen reißenden Lauf im Pentlau frith, etwas über 1 Meile im S. O. von Strathy Head. Durch das Zuſtrömen von einer Menge Berggewäſſer ſchwillt er im Früh- und Spätjahre ſehr an. *(G. Hassel.)*

Halladsch, ſ. Helladsch.

HALLAL, heißt der Moslem, welcher ſich zur Wallfahrt entſchloſſen hat, bis er den Pilgermantel (Ihram) auf einem der beſtimmten Orte auf ſeinem Wege nach Mekka erlangte. Vergl. den Art. Hadsch am Ende dieſ. Bandes. *(A. G. Hoffmann.)*

HALLAND, eine ſchwediſche Provinz, nebſt Schonen und Bleckingen Theil des alten ſüdlichen Gothenlandes, in früherer Zeit bald zu Schweden, bald zu Dänemark, bald zu Norwegen gehörend, daher noch heute die Sprache gedehnt und weich iſt, und, wie die ſchoniſche, dem Däniſchen ähnelt, ſeit den Friedensſchlüſſen von Brömſebro 1645 und Roſkilde 1658, feſter und bleibender Beſitz der Krone Schweden, ein 15 Meilen langes, doch nur 4 Meilen breites Küſtenland der Nordſee (am Kattegatt), in kirchlicher Hinſicht Theil des Stifts Götheborg; rückſichtlich der Civiladminiſtration bildet es das Län Halmſtad, 45 Q. Meilen, im Jahr 1819 mit 79,346 Einwohnern, mit 4 Vogteien (Laholm, Halmſtad, Warberg und Fjäre); in juridiſcher Hinſicht unter dem Göthe-Hofrätt (Gothiſches Hofgericht) zu Jönköping, 1 Lagſaga (Hallands Lagſaga, Provinzialgerichtsbezirk) mit 3 Kreisgerichtsbezirken, nämlich dem Häradshöfdingebezirk der 3 Härad (Kreiſe) Arſtad, Faurås und Himble; 2) dem der 2 Härad Wiske und Fjäre; dem der 3 Härad Halmſtad, Stök und Tönnerſjö; zur eingetheilten (National-) Armee ſtellt Halland 334 Mann; ein eigenes Hallands-Infanterie-Bataillon beſteht auch. In kirchlicher Hinſicht enthält Halland 4 Propſteien (contract), nämlich: 1) Fjäre und Wiske Contract mit 9 Paſtoraten und 20 Kirchen, 2) Warbergs Contract mit 14 Paſtoraten und 32 Kirchen, 3) Halmſtads Contract mit 11 Paſtoraten und 22 Kirchen, 4) Laholms Contract mit 11 Paſtoraten und 18 Kirchen (davon eins, Fagerhult, zu Schonen gehört). Alle 4 enthalten ſonach 45 Paſtorate und 92 Kirchen. In den Hallandſchen Paſtoraten, wie in denen eines Theils von Bohus

3) Some Specialities in the Life of J. H. written with his own hand. Vor den Remaining Works. Lond. 1660. 8. *Bayle, Chaufepié,* Biogr. Brit. *Cibber's* Lives I, 320. *Campbell's* Specimens II, 255 ff. Biogr. univ. Bouterwek. I, 371 ff. Hall's poetiſche Schriften finden ſich auch in Anderſon's Sammlung.

*) Edmund Hall, ein jüngerer Bruder des puritaniſchen Predigers und Schriftſtellers Thomas, zu Worceſter um das Jahr 1620 geboren, widmete ſich dem Soldatenſtande und diente als Kapitän unter den Parliamentstruppen gegen Karl den Erſten. Nach dem Kriege widmete er ſich den Studien, war ein Gegner Cromwells und kam, weil er ihm nur eine drittehalbjährige Regirung prophezeihte, ein Jahr in das Gefängniß und ſtarb den 13ten April 1687. Er ſchrieb gegen Cromwell einen Tractat Lingua, Manus, Digitus Testium genannt und in engländiſcher Sprache vom Abfalle und dem Antichristo. *(Rotermund.)*

Digitized by Google

und Weſtgothland, ſind eigne Witwenſitze für die Witwen der Paſtoren. In den 5 Städten der Provinz findet man eine kleinere Trivialſchule zu Halmſtad, und Stadtſchulen zu Warberg, Jaholm, Falkenberg und Kongsbacka, mit 2 und 1 Lehrern. — Im Oſten gränzt Halland an Weſtgothland und Småland, im Norden an Weſtgothland, im Weſten an das Kattegatt, im Süden trennt es der waldige Bergrücken Hallandsås von Schonen. Auch an den Gränzen gegen Weſtgothland und Småland, wie im Innern, iſt Halland bergig; am Meere eben; mehrere Bergketten ziehen ſich in das Innere; am meiſten bergig iſt das nördliche Halland oberhalb des Fluſſes Falkenbergså; das ſüdliche iſt ebener und fruchtbarer; die ergiebigſten Kornfelder findet man in der Gegend von Halmſtad. Im Ganzen iſt der Boden nur mittelmäßig; Brache iſt nicht üblich, ſondern alles urbare Land wird jährlich beſäet und gibt im Durchſchnitte höchſtens das vierte Korn. Gelegenheit zu Urbarmachungen iſt noch viel vorhanden. Die Beſteuerung iſt unverhältnißmäßig hoch. Die Viehzucht iſt anſehnlich, Bergbau wird nicht betrieben; der Wald, meiſtens Buchen und Eichen, hat ſehr abgenommen und gibt nicht viel Ertrag; man gebraucht viel Torf. Fabriken findet man nicht, aber die ländliche Induſtrie iſt einträglich: die Halländerinnen ſtricken, ſpinnen, weben viel; ſelbſt die Männer ſtricken Handſchuhe und Strümpfe; man verkauft Leinwand, Walmar (grobes Tuch), Pferdedecken, Schuhe. Der Fiſch-, zumal der Lachsfang, iſt nicht unbeträchtlich; der geräucherte Lachs wird weit verführt. — Die Halländer ſind ein biederes, lebhaftes, behendes und kräftiges Volk; auch die Hütte des Armen zeigt Reinlichkeit, Nettigkeit und Liebe zu Blumen. Die Bauernhäuſer haben oft Dachfenſter, nicht ſelten zugleich mit Wandfenſtern, und linnene, mit eingewebten Bildern geſchmückte Tapeten. Steinzäune ſind ſehr häufig. Zum Schwanden (Niederbrennen des Waldes für den Ackerbau) iſt ſelten Gelegenheit; dagegen verbrennt man oft die waldloſe Erdoberfläche oder den Raſen, um Getreideland zu gewinnen; an den Küſten düngt man häufig mit Seetang; im Innern mit Haide (Erica). Viele Knechte gehen jährlich zum Dreſchen nach Schonen, wodurch der Ackerbau leidet. — Halland hat viele maleriſche Gegenden. Die anſehnlichſten Flüſſe ſind von Süden aus die Laga, die Niſſa, die Äthra (Falkenbergså), Wiskjeå und Kongsbeckaå, welche ſich in das Meer ergießen, zum Theil bei ihren Mündungen weite Buſen bilden; die bedeutendſten Landſeen ſind: Fägen, Horredsſjön, Wiſſelängen und Lögnaren; aus letzterem entſpringt Kongsbeckaå; die übrigen genannten Flüſſe entſtehen in Weſtgothland und in Småland. (*v. Schubert.*)

HALLATON, HALLOUGHTON, ein kleiner Marktflecken in der engländiſchen Grafſchaft Leiceſter, hat nur 598 Einwohner und hält einen Wochenmarkt. (*G. Hassel.*)

HALLAUR, ein Diſtrikt der Halbinſel Guzurate in Vorderindien, welcher im N. an den Golf von Cutch, im O. an Jhalawar, im S. O. an Cattywar, im S. W. an Burda, im W. an Okamundel ſtößt, und die Radſchaſchaften Noamagur, Ruicote und Gundul, das Gebiet von Amran und andre kleine Fürſtenthümer enthält, die meiſtens dem Guicowar zinsbar ſind. Der Diſtrikt hat eine ſtarke Bewäſſerung von mehrern geringen Flüſſen und iſt höchſt fruchtbar an Getreide, Baumwolle und andern indiſchen Produkten, aber kein Holz, außer was von den Fruchtbäumen abfällt. Die Häuptlinge deſſelben werden Jahregas genannt, aber faſt alle einträgliche Stellen ſind durch Braminen beſetzt.*) (*G. Hassel.*)

HALLAWAR, ein Städtchen in dem Kreiſe Tiflis der ruſſiſchen Provinz Gruſien, das Tiflis gegenüber auf der andern Seite des Kur liegt und eigentlich als eine Vorſtadt dieſer Hauptſtadt anzuſehen iſt. (*J. C. Petri.*)

HALLBAUER (Friedrich Andreas), Kirchenrath und Profeſſor der Theologie zu Jena, Sohn eines Wundarztes zu Altſtädt in Thüringen, wo er den 13. Septbr. 1692 geboren war. In ſeiner Vaterſtadt, auf dem halleſchen Waiſenhauſe und zu Calbe vorbereitet, legte er die akademiſchen Jahre zu Halle und Jena zurück, und hielt dann auf der letztern Hochſchule öffentliche Vorleſungen. Er wurde 1721 Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät, 1731 ordentlicher Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt, 1738 außerordentlicher und 1740 ordentlicher Profeſſor der Theologie, und ſtarb den 1. März 1750. Ein ſehr geſchätzter Lehrer, der in beſonderem Anſehen ſtand und ſich um die jena'ſche Univerſität vielfach verdient machte. Unter ſeinen Schriften wurde beſonders ſeine Homiletik[1]), geſchätzt, die ſich damals von den meiſten andern charakteriſtiſch auszeichnete, und zur Verbeſſerung des Geſchmacks im Predigen viel beitrug. Er gab auch mehrere Schriften von Erasmus, Palearius, Sandhagen, Joh. Sturm u. A. mit Anmerkungen heraus, ließ Parentationen (drei Zehenden. Jena. 3tr Aufl. 1728. 8.) drucken, beſtritt in verſchiedenen Programmen und Diſſertationen die Zinzendorf'ſche Lehre und Überſetzung des neuen Teſtaments u. e. A.[2]). — Sein Bruder, **Georg Chriſtian**, geboren zu Altſtädt den 28. October 1695, ſtarb den 15. Februar 1744 als Rektor der Stadtſchule zu Jena. Er ſchrieb Comm. de graecae vocis enthusiasmi vera notione. Jen. 1741. 4., überſetzte einige Schriften der Madame Guion u. e. A.[3]) (*Baur.*)

---

*) Nach *Hamilton* East India Gaz. und descr. of Hindostan.

1) Nöthiger Unterricht zur Klugheit zu predigen, zu katechiſiren und andere geiſtliche Reden zu halten. Jena 1723. 5te Aufl. 1747. 8. Das Buch iſt ſehr reichlich mit Gelehrſamkeit und Literatur ausgeſtattet, und rügt die Fehler, welchen beſonders Anfänger im Predigen ausgeſetzt ſind, mit großer Vollſtändigkeit und Strenge. S. Schulers Geſch. des Geſchmacks im Predigen, 2. Th. 117. — Hallbauer ſchrieb auch eine Anleitung zur politiſchen Beredtſamkeit. Jena 1736. 8. 2) Götten's gel. Europa 2. Th. 456. 3. Th. 823. Moſer's Lex d. Theol. 250. 799. Brucker's Bilderſaal 3. Zehend. Beiträge zu den Acta eccl. hist. 2. Bd, 364. Acta societ. lat. Jenens. Vol. 1, 249. (Hallbauer war Direktor derſelben). Schmerſahl's Nachr. v. jüngſt verſt. Gel. 2. Bd. 1 — 56. Unparteiiſche Kirchenhiſtorie. 3. Th. 1019. Meuſel's Lex. d. verſt. Schriftſt. 5. Bd. 3) Mylius's blühend. Jena. 211. Acta scholast. 3. Th. 532. Dunkel's Nachr. v. verſt. Gel. 1. Th. 642.

Digitized by Google

HALLE, PORTIKE, STOA. Halle heißt, erſtens, ein jeder bedeckter Ort, der vor einem Eingange oder vor mehreren Eingängen zu einem Inneren daſſelbe mit einem Äußeren als Mittelglied zwiſchen beiden verbindet, zweitens, ein jeder bedeckter öffentlicher Ort, und auch ein bedeckter Ort in einem Privathauſe, der durch ſeine Beſtimmung zu geſellſchaftlicher Vereinigung, zu Verſammlungen, zu Spaziergängen, oder auch nach dem vorigen Begriffe einen öffentlichen, zum Theile dem Äußeren angehörigen Charakter erhalten hat.

Das Wort hat, ſo wie das engliſche Hall, mit dem gothiſchen Alh, das eine Kirche, einen öffentlichen Saal ausdrückte, mit dem altſchwediſchen Hall, worunter man daſſelbe verſtanden hat, mit dem angelſächſiſchen Healle u. ſ. w., alle aber mit dem griechiſchen Aulá (αὐλή) das gleichfalls einen öffentlichen Saal, ſo wie auch ein Vorzimmer, eine Vorhalle bezeichnet, und mit dem hiervon abgeleiteten lateiniſchen Aula, denſelben Laut, dieſelbe Hauptbedeutung, und ohne Zweifel auch dieſelbe Urwurzel, und von ihm ſtammt auch das ähnlich lautende heutige Saal ab. S. Saal.

Vor Allem gehören aber nach dem oben feſtgeſetzten Hauptbegriffe hieher die Halle, als Vorhalle zu allen Arten von Gebäuden, ſo wie auch alle Gallerien und bedeckte Gänge, ſie mögen Laubhallen in Gärten, oder Hallen um öffentliche Plätze ſeyn, ſie mögen zwiſchen Umfaſſungsmauern die Thüren zu den inneren Räumen begränzen, oder von Bogenſtellungen, oder von Säulen gebildet, wie die Periſtyle der Alten, um das Äußere eines Gebäudes, oder im Inneren um einen Hof, oder um einen Saal herum ziehen, wo der Hof oder der Saal in Bezug auf ſeine Umgebung oft als der äußere, oft als der innere Raum zu betrachten iſt, je nachdem die Umgänge von der andern Seite innere Abtheilungen des Hauſes, oder mehr dem Äußeren angehörige, oder gar das Äußere ſelbſt begränzen. Unter der zweiten Abtheilung des Begriffes der Hallen ſtehen die Getreidehallen, Fleiſchhallen u. ſ. w., nämlich die öffentlichen Vorrathshäuſer, die bedeckten Marktplätze und Kaufhäuſer, und ſelbſt die einzelnen Kaufmannsläden, Buden, werden in mehrern Ländern und Gegenden Hallen genannt, wenn ſie an größere, beſonders öffentliche Gebäude angebaut ſind. S. die Art. Kaufhäuser, Magazine, Marktplätze. Hieher gehören auch vorzüglich noch die öffentlichen Hallen der Alten, die Portike, die Baſiliken und die Leſchen, von welchen ebenfalls in Folgendem gehandelt wird.

I. Die Halle, als Vorhalle, das Prothyraion oder Prothyron, und die Stoa der Griechen, jenes von der Thüre, Thyra (θύρα), der es vorlag, dieſe von den Säulen, Stoen, (στοαί) die ſie zierten, ſo benannt, iſt die Porticus der Römer, von Poros (πόρος), Öffnung, Zugang, oder von porta, Thüre, welche ſie begränzte. Sie war anfänglich nichts, als ein kleinerer oder größerer Überbau, Dachung und Vorbau der Hausthüre, um manches Unbequeme, und nachtheilige Einflüſſe von Witterung und Wechſel der Jahreszeiten deſto ſicherer von dem Eingange zum Inneren des Hauſes abzuhalten. So wie gewonnene Bequemlichkeit, Ruhe und Wohlſtand erzeugte, die Bedürfniſſe vermehrte, und den Umfang der Häuſer vergrößerte, da wurde auch die Vorhalle erweitert. Kunſt und Prachtliebe bildeten und ſchmückten ſie, und was früher ein durch die Noth bedingter Bautheil war, wurde jetzt nicht nur an Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, ſondern auch an den Paläſten der Reichen und Großen ein Ort des Überfluſſes, ein weitläufiges Vorgebäude, zum Spazierengehen, zu geſellſchaftlichen Genüſſen, und zu mannichfaltigen andern Vergnügungen beſtimmt. Ja mit den immer größeren Fortſchritten der Völker in Kultur und Luxus vervielfältigte und wiederholte ſich die Halle an den Außenſeiten der Gebäude und im Innern in gar mannichfaltigen Größen und Anordnungen, zur Erhöhung der Pracht und zur Erreichung neuer Bequemlichkeiten. Die Denkmähler der älteſten Völker zeigen uns die allmälige Erweiterung und Vervielfältigung der Vorhalle. Wir ſehen ſie in den ägyptiſchen Denkmählern anfänglich bloß die Tempelthüre, erſt als kleinere, dann als größere Pfeiler- oder Säulenhalle begränzen, hierauf als Säulengang rings um die Tempel der Ägypter gereiht. Wir ſehen ſie ſofort als weitläufige Säulenhalle die Vorhöfe ihrer großen Werke umfangen, und als vielfältigen Raum wiederholt auf die Vorhöfe folgen (Beiſpiele im Art. Tempel). In dem älteſten bekannten griechiſchen Wohnhauſe, wovon uns Homer die Beſtimmungsſtücke in der Odyſſee und Ilias hinterlaſſen hat, erſcheint das Prothyron ſchon als Stoa, in Geſtalt einer weitläufigen Säulenhalle, unter dem Namen Aithuſa (αἴθουσα), d. i. feurige oder ſonnige; weil man ſich an dieſem Orte an der Sonne zu wärmen pflegte. Sie wiederholte ſich nach dem hinter der Hausthüre gelegenen Thyroreion (θυρωρεῖον), weiter im Innern um Säle, und ſpäter um weitere Höfe. Hauptſächlich aber erweiterte und vervielfältigte ſich die Stoa an den öffentlichen Gebäuden der Griechen. Hier zeigte ſie ſich nicht nur zuerſt als Mauerhalle und als Säulenhalle vor der Tempelthüre, und bildete den Tempel in Antis, den toskaniſchen Tempel und den Proſtylos, ſie fügte ſich auch zugleich der Hinterſeite des Tempels an, und brachte den Amphiproſtylos zum Vorſcheine. Sie umgab ſofort in weitläufigen Periſtylen, oder Säulenumſtellungen, erſt von einfachen, dann von doppelten Reihen, die Tempel, und erhob ſich endlich ſelbſt an den inneren Seiten der Tempel, oft in mehreren, über einander laufenden Gallerien, wodurch die übrigen verſchiedenen Tempelarten der Alten gebildet wurden. Beſonders häufig aber ſchloß ſie ſich an die Agoren und Gymnaſien in ausgebreiteten und ſo zweckmäßig angelegten Hallen an, daß ſie im Sommer angenehmen Schatten und im Winter Schutz vor rauhen Winden, und ſonnige Gegenden anbot, um in jeder Jahreszeit theils zu angenehmen öffentlichen Spaziergängen und zu Volksverſammlungen zu dienen, theils anlockende Räume zu körperlichen Übungen, zu

Digitized by Google

öffentlichen Geſprächen und zu Lehrvorträgen der Weiſen zu geſtatten. Häufig waren dieſe Hallen zur Erhöhung des Genuſſes, und zum lehrreichen Vergnügen mit Statuen und Wandgemälden geſchmückt. (Beiſpiele ſ. unter in der Abth. II. dieſ. Art. und in den Art.: Gymnasium, Marktplatz, Tempel und Wohnhaus [Tit. Wohnhäuſer der Griechen]).

Von keinem Volke wurde aber die Portike mehr vervielfältigt als von den Römern. Vor der Thüre hieß ſie ihnen auch Vestibulum, entweder von der Gewohnheit der Alten, dieſen Ort der Göttinn Veſta zu weihen, oder weil man hier bei feierlichen Beſuchen die Schleppen der Kleider fallen ließ. Nun aber hatten die Römer die gemeinen Vortheile ſowohl als das Angenehme ihres Gebrauches von den Griechen kennen gelernt. Es glänzten daher nicht allein ihre Tempel, ihre Theater und alle ihre öffentlichen Gebäude von Portiken aller Art und zu mannichfaltigem Gebrauche, ſondern dieſes auf Bequemlichkeit, auf Lebensgenuß und auf ſtolze Pracht unabläſſig ſinnende Volk betrachtete die Portike in ihrer vollendeten Ausbildung, ohne auf ihre urſprüngliche Bedeutung weitere Rückſicht zu nehmen, bloß als einen, theils ſeinem Stolze ſchmeichelnden Aufenthalt, theils zum Genuſſe von Bewegung und Luft vorzüglich geeigneten Ort, wo man das Angenehme verſchiedener Jahres- und Tageszeiten ſich verſchaffen konnte, ohne von dem Unbequemen derſelben, noch von den Launen der Witterung abzuhängen. Sie wurde daher ein wahres Bedürfniß in den Wohnungen der Reichen und Großen, die ſie nun nicht nur vor der Hausthüre, als eigentliche Portike anlegten, und auch nach der Hausthüre in ihren Atrien folgen ließen, ſondern auch um ihre Höfe und Säle in ihren Periſtylen wiederholten, und von allen Seiten ihren Häuſern anſchloſſen, wo die Lage den beabſichtigten Zweck begünſtigte. Denn nicht nur die Lage verſchiedener Portiken, deren jede zum Gebrauche in einer andern Jahres- oder Tageszeit beſtimmt war, wurde nach Erforderniß dieſer Beſtimmung verſchieden gewählt, ſondern auch einer und derſelben Portike eine ſolche Wendung ihrer Seiten gegen die Himmelsgegenden oder gegen den Strich der Winde gegeben, daß ihr Gebrauch in verſchiedenen Jahres- oder Tageszeiten Statt finden konnte. Der gewählten Lage mußte aber auch die Anordnung des Baues ſelbſt und die Einrichtung der Portike entſprechen. Es mußten alſo ihre Pfeiler oder ihre Säulen, ihre Säulenweiten oder ihre Thür- und Fenſteröffnungen, und andere, von den Umſtänden geforderte, einzelne Theile in gar mannichfaltiger Art und in verſchiedenen Verhältniſſen gebildet werden, ſo wie auch das ganze Gebäude eine nach der gewählten Lage, nach der beſonderen Beſtimmung und nach den jedesmaligen Umſtänden geordnete Weite, Höhe, Grund- und Hauptform erhalten mußte. Daher ſehen wir die Portike der Römer theils, wie gewöhnlich, in Geſtalt geradeliniger Gallerien und Gänge, theils nach krummen Linien der Länge nach fortziehend, und oft als geradelinige Periſtyle im Viereck, oft als krummlinige in der Grundform eines Kreiſes geſchloſſen.

Ja ſogar als Kryptoportike, das iſt, Grottenhallen hingen ſie die Großen und Reichen ihren Häuſern an. Dieſe hatten hauptſächlich die Beſtimmung, bei brennender Sonnenhitze einen ruhigen Aufenthalt und Spaziergang in erfriſchender Kühle zu gewähren. Sie wurden gewöhnlich als düſtere, überwölbte Gänge, entweder ganz oder doch zum Theile unter der Erde angelegt, und empfingen ihr Licht von ihren beiden Enden her, vielleicht auch aus Öffnungen im Schlußſteine der Gewölbe, was der Zuſammenſturz dieſes Theiles in den wahrſcheinlichen Reſten dieſer Art von Gebäuden nicht mehr deutlich wahrnehmen läßt. Die mehr als zwei hundert Fuß lange Kryptoportike, deren Überreſte man unter den Trümmern der berühmten Villa Adriana entdeckte, empfing ihr ſchwaches Licht durch hohe, ſchmale, an beiden Enden des Ganges angebrachte Öffnungen, die wie Schießſcharten ausſahen, und jetzt mit Marmorſtücken zugeſtellt ſind, durch deren Fugen der Tag einfällt. Eine andere dergleichen unterirdiſche Grottenhalle in den weitläufigen Ruinen dieſer Villa war mit Grotesken, eine andere mit andern Gemälden verziert. In einer ähnlichen düſteren Halle hielt ſich M. Livius Druſus auf, um als Tribun einen über die Volkszwiſtigkeiten entſcheidenden Entſchluß zu faſſen. Vielleicht war auch eine der Kryptoportiken auf dem tuſciſchen Landgute des jüngeren Plinius von dieſer Art. Wenigſtens ſcheint ſie ziemlich tief angelegt geweſen zu ſeyn. Er ſchreibt von ihr an ſeinen Freund Apollinaris (in Libr. V, 6.), daß ſie unter einer in der Höhe angelegten Sommerkryptoportike erbaut, und einer unterirdiſchen Portike ganz ähnlich ſei; daß man im Sommer von der in ihr eingeſchloſſenen Kälte ſtarre; daß ſie an ihrer eigenen Luft genug habe, weder äußerer Luft bedürfe, noch auch dieſelbe zulaſſe.

Dann wurden die Kryptoportiken aber auch über der Erde mit zweckmäßig angeordneten Fenſteröffnungen und Luftzügen erbaut. Eine ſolche hatte Plinius unter andern auf ſeinem tuſciſchen Landgute, welche er die Sommergrottenhalle (Cryptoporticus aestiva) nannte. Ich habe ihrer eben bei der vorhergehenden gedacht. Vorzüglich aber zeichnete ſich in dieſer Art des Plinius Kryptoportike auf ſeinem laurentiniſchen Landgute aus. Die Beſchreibung derſelben, die er uns in einem Briefe an ſeinen Freund Gallus (Libr. II. Epist. 17.) hinterlaſſen hat, verſchafft zugleich eine deutliche Vorſtellung von einer zweckmäßigen Anlage und Einrichtung ſolcher Gebäude. Sie war nach dieſer Beſchreibung ſo lang und ſo hoch, daß ſie faſt wie ein öffentliches Gebäude ausſah. Auf beiden Seiten hatte ſie Fenſter, nach dem Meere hin die meiſten, an der Gartenſeite, wo ſich die ſonnige Himmelsgegend ausbreitete, nur einzelne, abwechſelnd, theils in weiteren Abſtänden.

War das Wetter heiter und ruhig, ſo wurden alle Fenſter geöffnet. Strich aber der Wind von einer oder

Digitized by Google

der andern Gegend her, ſo blieben nur die auf der Seite, woher kein Wind kam, und zwar mit dem beſten Erfolge offen. Vor der Grottenhalle befand ſich ein offener, mit Violendüſten erfüllter Spaziergang.

Auf ihm lag die Sonne mit voller Kraft, und die dadurch erhaltene Wärme wurde noch durch die von den Mauern der Grottenhalle zurück fallenden Strahlen vermehrt. So wie ſie nun hier die Sonne fing, ſo ſchützte ſie auch dieſe Gegend vor dem Nordwinde, den ſie von der andern Seite her abhielt: darum war es hinter derſelben eben ſo kalt, als es vor derſelben warm war. Zugleich wehrte ſie aber auch dem Südweſtwinde, und brach und zähmte ſo von verſchiedenen Seiten die entgegen geſetzteſten Winde. Eine ſolche Luſt gewährte dieſe Kryptoportike im Winter. Noch größere bot ſie im Sommer an. Vormittags kühlte ſie den offenen Spaziergang, Nachmittags die Wege, ſammt dem zunächſt liegenden Theile des Gartens mit ihrem Schatten, der mit dem Zunehmen und Abnehmen des Tages bald kürzer, bald länger nach dieſer oder jener Gegend hin fiel. Sie ſelbſt war aber gerade dann am meiſten von Sonne frei, wenn dieſe ihr am heißeſten auf die Firſte ſchien. Dazu war ſie bei offenen Fenſtern von den Weſtwinden durchſtrichen, und daher niemals wegen fauler und ſtokkender Luft ungeſund. Noch finden ſich manche Überreſte von Gebäuden unter den Ruinen alter Städte, die wohl nichts Anderes, als ſolche Grottenhallen geweſen ſind. Eine derſelben unter den Trümmern vom Hauſe des Clodius auf dem Albanergebirge war nur von einer Seite dem Zufluſſe des Lichtes und der Luſt geöffnet. Hier waren große Thüröffnungen, die zu Fenſtern dienten, und etwas höher, oben im Anfange des Gewölbes Fenſteröffnungen angebracht. Dieſe Kryptoportike war von Backſteinen erbaut, und ſcheint ein edles, reich verziertes Werk geweſen zu ſeyn. An der inneren Wölbungsfläche ſind noch von dem roſtartig verzierten Deckenwerke vertiefte Felder aus Stuck gebildet ſichtbar.

Der römiſchen Weichlichkeit waren endlich dieſe Gebäude ſo ſehr zum Bedürfniſſe geworden, daß man ſogar während des Krieges, ja mitten im Feldlager Kryptoportiken anlegte, was auch endlich den Kaiſer Hadrian veranlaßte, den Gebrauch derſelben zu verbieten.

Aus den öffentlichen Gebäuden der Alten ſind die Hallen überhaupt in die Gebäude des Mittelalters und vorzüglich in den chriſtlichen Kirchen- und Kloſterbau übergegangen, und haben ſich in demſelben fortgebildet, und bis auf unſere Zeiten erhalten. (S. Kirche, Kloster u. a. Art.). Alle unſere öffentlichen Gebäude nehmen, ſo wie unſere Wohnhäuſer, die Portike als einen äußerſt bequemen, ſehr zweckmäßigen und edeln Theil an. Sie zeigt ſich an denſelben oft in ihrer urſprünglichen Art, bloß als eine kleine Dachung von Mauern unterſtützt vor der Hausthüre zum Schutze des Einganges, oft zur Zierde von Pfeilern oder von Säulen getragen, oft als eine einzelne große Mauervertiefung, Niſche, mit einem Chorgewölbe, einem Tonnengewölbe oder einer andern Deckenform verſehen, oft aber als eine weitläufige Pfeilerhalle, Bogen- oder Arkadenhalle und Säulenhalle, wie bei den Alten, zu einem angenehmen Aufenthalte, zum Genuſſe des Spazierganges, und zu mancherlei andern Zwecken, welche die Beſtimmung und der Gebrauch des Gebäudes ſelbſt veranlaſſen (Beiſpiele und Anſchauungen in den einzelnen Artikeln, welche die verſchiedenen Arten der Gebäude abhandeln, beſonders im Art. Wohnhaus). Endlich ſieht man die Portike, in weitläufige Gänge verwandelt, theils an den äußeren, theils an den inneren Seiten der Gebäude hin, theils in mehreren Stockwerken über einander fortziehen, beſonderen Zwecken und großer Bequemlichkeit dienen, und die Pracht der Häuſer in einem hohen Grade vermehren. Vorzüglich bedeutend umgeben ſie die Märkte und öffentliche Plätze, wo ſie in Bezug auf dieſe, die hier das Innere, die umliegenden Theile der Stadt aber das Äußere ſind, als das verbindende Mittelglied zwiſchen beiden erſcheinen, und einen großen und vortheilhaften Einfluß auf die allgemeine Thätigkeit äußern. (S. Marktplatz u. a. m.)

Frankreichs Architekten wollen nach dem heute dort üblichen, gemeinen Sprachgebrauche, ſich immer mehr von dem urſprünglichen Sinne des Wortes entfernend, jetzt nur ſolche Hallen Portike genannt wiſſen, die von Pfeilern und Bogen gebildet ſind, die Pfeiler mögen übrigens als reine Pfeiler erſcheinen, oder ſich als Kernpfeiler mit Pilaſtern oder mit Säulen verbunden darſtellen. Den Portiken ſetzen ſie Colonnaden, und zwar Proſtyle und Periſtyle entgegen, worunter ſie von freiſtehenden Säulen unterſtützte lange Hallen oder Säulengänge, ſo fort kleinere Hallen, und große umfangende Hallen oder Säulenumgänge verſtehen.

So wie ſich bei den Alten mit Vergrößerung der Häuſer auch die Vorhalle verdoppelt hatte, und außer der Portike vor der Thüre auch nach der Hausthüre noch andere Portiken folgten: ſo liegt um ſo mehr bei der Bauart unſerer Häuſer, welche alle Abtheilungen des Hauſes, ſo viel wie möglich unter einem einzigen gemeinſchaftlichen Dache zu vereinigen ſtrebt, die eigentliche Vorhalle gewöhnlich nicht vor der Hausthüre, ſondern nach derſelben, vor den Hauptthüren zu den übrigen Abtheilungen des Hauſes, an der Stelle des Atrium, des Cavädium der Römer, und die Testudo; das Atrium testudinatum, das iſt, der bedeckte Vorhof iſt nichts Anderes, als dieſe unſere eigentliche Vorhalle. (Vgl. die Riſſe der Wohnhäuſer alter und neuer Völker zum Art. Wohnhaus). Sie iſt daher eben ſo, wie der Römer Porticus vor der Hausthüre als das Vestibulum anzuſehen, und hat darum auch bei mehreren der heutigen Völker z. B. in Frankreich und in Italien, dieſen alterthümlichen Namen behalten. Bei uns Teutſchen aber wird ſie in einem ähnlichen Sinne Hausehre genannt, weil man den angekündigten Gäſten bis dorthin entgegen geht, und die fortgehenden bis dahin begleitet, ihnen alſo hier die erſte und die letzte Hausehre erweiſt. Häufig wird dieſes

Digitized by Google

Wort auch *Aere* ausgeſprochen und geſchrieben, und ſcheint ſo mit dem Lateiniſchen Area verwandt zu ſeyn, welches überhaupt einen ebenen Boden, einen freien oder leeren Platz bezeichnet. Außerdem werden der Halle in geringeren Wohnhäuſern auch noch einige andere, mit der eben zuletzt angeführten Bezeichnung übereinſtimmende Benennungen gegeben, nämlich *Diele*, *Flur* und *Tenne*, welche alle entweder auf ebene Plätze, oder auf eben und feſt gemachte Böden, die theils dem Äußeren, theils dem Inneren angehören, hindeuten.

Die zweckmäßigſte Grundform der Vorhalle iſt entweder der Kreis, oder die längliche Rundung, entweder das gleichſeitige Viereck, oder das von dieſem nicht ſehr abweichende längliche Viereck, ſo wie auch das gleichſeitige Vieleck, oder ſonſt ein ſymmetriſches Polygon, deſſen großer Durchmeſſer in Bezug auf ſein Längenmaß ſich doch nicht zu weit von der Länge des kleineren entfernt. Allein manchmal fordert das Bedürfniß, und die daraus entſpringende Eintheilung des inneren Raumes, ihr die Geſtalt eines im Verhältniſſe zu ſeiner Breite ſehr langen Viereckes zu geben. Mit dieſer Grundform nimmt ſie dann auch den beſonderen Namen *Hausgang* an, und iſt ſo mit dem *Thyroreion* (θυρωρεῖον) der Griechen ganz einerlei. Übrigens muß die Vorhalle in ihrer ganzen baulichen *Anordnung* dem Inneren des Gebäudes entſprechen. Sie muß gleichſam den Zweck, die Beſtimmung desſelben verkünden, oder doch wenigſtens den Eintretenden ihn ahnen laſſen. Als Mittelglied des Äußeren und Inneren, und gleichſam noch zur Hälfte dem Äußeren angehörig, ſpreche ſie in ihrer ganzen *Ausführung* vorzüglich die Feſtigkeit aus. Die *Formen* ihrer einzelnen Theile ſeien daher ſtark und maſſenvoll, und der *Bauſtoff* Stein und Metall.

Zuletzt in den Zeiten des höchſten Glanzes und der höchſten Ausbildung eines Volkes erſchienen die *Vorhallen*, *Portiken*, gänzlich von dem Körper des Hauſes getrennt, *als eigene Gebäude, die entweder doch noch in einer bedeutenden Beziehung auf die Hausthüre ſtanden, oder aber ohne allen Bezug auf irgend einen Eingang zu einem anderen Hauſe, als ſelbſtſtändige Werke*, die ihre eigenthümliche Beſtimmung hatten, und nur noch in ihrem Namen ihre erſte Entſtehung beurkundeten. In der *erſten Art* dienten ſie oft zu Vorbereitungen vor dem Zutritte zu einem Hauptbaue, wie die *Propylaia*, die Vorhallen zu den großen ägyptiſchen Tempeln (S. Tempel). Oft umgaben ſie die *Vorthore* zu bedeutenden Anlagen mit mannichfaltigen Räumen, als Örtern zum Ausruhen im Schatten, zu angenehmen Spaziergängen, zur lehrreichen öffentlichen Unterhaltung, und zu manchen andern Zwecken beſtimmt. Wie einſt die Propylaien der Akropolis zu Athen, die Propylaien von Eleuſis u. a. m., und ſind eigentlich als muſterhafte Thore zu bedeutenden Anlagen anzuſehen. (S. Art. Thor). *In der andern Art* aber waren ſie bei den Griechen unter dem alten Namen der *Stoa*, bei den Römern unter dem der *Portike* als öffentliche Gebäude berühmt, die ganz allein zum Vergnügen und zum Nutzen des Volkes errichtet, die Schönheit der griechiſchen Städte, und beſonders die Pracht des alten Roms ungemein erhöhten. Zu ihnen eilte man, hauptſächlich um daſelbſt, beſonders während der Sommerhitze, im kühlenden Schatten zu luſtwandeln, oder ſich von ſeinen Sklaven auf dem Tragſeſſel, oder von ſeinem Zugviehe im leichten Wagen herum führen zu laſſen. Hier genoß man theils der Geſellſchaft und ihrer mannichfaltigen Vergnügungen, theils des Anblickes der ſchönen Einrichtungen und Umgebungen dieſer Hallen, und der mannichfaltigen öffentlichen Auftritte: denn hier wurden nicht nur allein Kunſtſchätze in Sculptur und Malerei, und andere Merkwürdigkeiten aufgeſtellt, ſondern auch Geſchäfte abgethan, Senats- und Volksverſammlungen gehalten, von den Richtern Streitigkeiten entſchieden, die Geſandten fremder Könige und Völker empfangen, große Verlöbnißfeierlichkeiten und Schmäuſe abgehalten. Hier endlich fand man auch die Handelsleute, welche koſtbares Fahrniß, wie Edelſteine, Statuen und Büſten, Guß- und Schnitzwerk, Stickerei und Bildgewirke zu verkaufen hatten, mit ihren Waaren ſtehen.

Daß *dieſe öffentlichen*, aus Säulen-, Pfeiler- und Bogenhallen und aus verſchiedenen Gemächern gebildete *Gebäude* in hoher Vollkommenheit angeordnet, und mit großer Pracht und Schönheit ausgeführt waren, iſt faſt Alles, was man aus den Nachrichten alter Schriftſteller entnehmen kann. Allein weder dieſe, noch Trümmer von einigen dieſer Hallen ſind hinreichend, eine beſtimmte Vorſtellung von ihrer ganzen baulichen Anordnung und Raumeintheilung, von der Mannichfaltigkeit ihrer architektoniſchen Formen, und von dem Charakter eines Ganzen zu Stande zu bringen. Man hat zwar mehrere derſelben theils durch Grundriſſe, theils durch Aufriſſe wieder herzuſtellen verſucht. Allein die Willkür, die bei dem Mangel an allen näheren Beſtimmungen faſt alle ſolche Zeichnungen geſchaffen hat, iſt zu groß, und verbietet uns daher, ſie zur Erläuterung und Verſinnlichung ihrer baulichen Einrichtung zu gebrauchen. Doch haben wir einige, die nämlich, welche noch in bedeutenden Trümmern und andern Bruchſtücken antiker Anſchauungen auf uns gekommen eine theilweiſe Reſtauration zuließen, auf beiliegenden Blättern „*öffentliche Portiken der Alten*" überſchrieben, theils in Grundriſſen theils in Aufriſſen mitgetheilt.

Das Beſte aber, was wir hiemit verbinden zu können glauben, iſt, in folgender zweiten Abtheilung dieſes Art., die Nachrichten der Alten von den merkwürdigſten dieſer Denkmäler zuſammen zu ſtellen, und auf vorhandene Trümmer derſelben aufmerkſam zu machen.

II. *Als ſelbſtſtändige öffentliche Hallen* der eben beſtimmten zweiten Art ſind uns aus dem Alterthume folgende bekannt, und zwar aus der Zeit

der alten Griechen:

Die Stoa des Archon Baſileus zu Athen (Στοὰ βασιλική) am Kerameikos. Sie hatte dieſen

Digitized by Google

Namen, weil hier der Baſileus Gericht hielt. Hier ſprach auch der Areiopagos das Recht; hier leiſteten die Athenäer ihrer Stadtobrigkeit, den Theſmotheten den Eid, und die Geſetzestafeln waren in dieſer Halle aufgeſtellt. Um ihr Dach ſtanden einige Statuen von gebrannter Erde, Theſeus, wie er den Skiron in das Meer ſtürzt, und Aurora, wie ſie den Kephalos entführt. Neben der Halle aber waren dem Konon und ſeinem Sohne Timotheos, ſo wie auch dem kypriſchen Könige Euagoras, und Zeus dem Befreier und Erhalter Statuen errichtet, denen ſpäterhin auch die Statue Hadrians beigeſellt wurde [1]).

Die Stoa Zeus des Befreiers, oder der zwölf Götter, war gleich bei der vorigen Stoa gelegen, und wurde von dem eben angezeigten, ihr zunächſt ſtehenden Götterbilde Zeus des Befreiers ſo genannt. Sie wurde von den Freigelaſſenen erbaut, und war mit vortrefflichen Wandgemälden von der Hand des großen Malers und Bildhauers Euphranor ausgeſchmückt. Dieſe waren hauptſächlich die berühmten Bilder der zwölf Götter, von denen die Halle ebenfalls benannt wird. Auf der letzten Wand aber ſah man Theſeus, und zugleich mit ihm die Volksregirung und das Volk; ferner die Athenäer, wie ſie den Lakedaimoniern in der Schlacht bei Mantinea Hilfe bringen, und das Reitertreffen, in welchem ſich von Seiten der Athenäer Xenophons Sohn Gryllos, und unter der böotiſchen Reiterei der Thebaner Epaminondas auszeichneten; ein hochberühmtes Werk der Malerkunſt [2]). In dieſer Halle waren auch Schilde beſiegter Feinde aufgehängt, welche nachher Sulla bei der Plünderung Athens mit ſich fort nahm [3]).

Die Stoa der Hermen zu Athen war unter mehreren Stoen, die vom Stadtthore bis an den Kerameikos lagen, und ihre Zugänge mit erzenen Bildern berühmter Männer und Frauen begränzt hatten, die größte: denn zu ihr gehörten auch einige Kapellen und des Hermes Gymnaſium. In ihr lag das Haus des Polytion zu einem Tempel des Dionyſos des Jauchzenden geweiht, und hier waren die Statuen der paioniſchen Athene, des Zeus, der Mnemoſyne, und der Muſen aufgeſtellt, an die ſich ein Apollo, das Werk und Geſchenk des Eubulides, anſchloß. Aus der Wand ſchauete das Geſicht des Akratos, eines Genius aus der Begleitung des Dionyſos, hervor. Die dem Heiligthume des Dionyſos nachbarliche Zelle enthielt unter vielen Bildſäulen aus gebrannter Erde, auch die des atheniſchen Königs Amphiktyon, wie er den Dionyſos und andere Götter bewirthet [4]).

Die peiſianakteiſche Stoa, welche nachher die Poikile, d. i. die bunte Halle von den mannichfaltigen Gemälden, die ihre Wände bedeckten, und auch die lange Halle [5]) von ihrem weiten Umfange genannt wurde, war die berühmteſte von allen Stoen Athens. Jene vortrefflichen Gemälde waren größten Theils Polygnot's und Mikon's Werke. Der hochſinnige Polygnot nahm für ſeinen Antheil keine Bezahlung, weil er Athen zu Ehren arbeitete. Das erſte Gemälde, das man beim Eintritte erblickte, war ſein Werk. Es zeigte die Schlachtordnung der Athenäer gegen die Lakedaimonier bei Oinoe, in dem Augenblicke, wie beide Heere, den erſten Angriff zu beginnen, vorrücken. Das andere auf der mittleren Wand war Mikon's Werk, und ſtellte die Athenäer vor, wie ſie unter der Anführung des Theſeus mit den Amazonen kämpfen. In dem darauf folgenden Gemälde, das wie das erſte von Polygnotos Hand war, ſah man die Griechen nach der Eroberung von Troja, und die Verſammlung ihrer Heerführer, die eben über des Ajax an Kaſſandra verübte Frevelthat berathſchlagen. Ajax ſelbſt war im Bilde vorgeſtellt; und unter den gefangenen Frauen ſah man auch Kaſſandra, und Laodikea, letztere in der Geſtalt der Elpinike, eines griechiſchen Frauenzimmers, das ſich dem Maler zu dieſem Zwecke hingab. Der Gegenſtand des vierten Gemäldes war die Schlacht bei Marathon. Hier ſah man die Athenäer, und die anderen griechiſchen Völker, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, und ihre Feinde, die Perſer, in gleichmuthigem Kampfe mit einander. Unter den Fechtenden erkannte man den Kallimachos, den Held Echetlos, den Kynaigyros, und den Feldherrn Miltiades. Letzterer war in dem Augenblicke vorgeſtellt, wo er die Griechen eben zur Tapferkeit anmahnet, und das Zeichen zum Angriffe gibt. Auf der Seite der Perſer erkannte man den Datis und Artaphernes. Da, wo nach langem Kampfe der Ausgang der Schlacht vorgeſtellt war, erblickte man die Flucht der Perſer, und wie die Geängſtigten ſich in die See drängen. Am Ende des Gemäldes war die phönikiſche Flotte abgebildet, und die Niederlage der Feinde, die ſich in die Schiffe geworfen hatten. Der Meiſter dieſes großen Bildes war des berühmten Phidias Bruder Panainos. Doch ſcheinen auch Mikon und Polygnotos daran gearbeitet zu haben. Hier ſah man auch den Held Marathon, von dem dieſer Ort den Namen führte. Man ſah Theſeus, als ſtiege er aus der Erde hervor, Athene, Herakles und Butes. Der letzte war ſo vorgeſtellt, daß man nur ſein Haupt und ſeine Augen wahrnahm, der übrige Theil des Körpers aber durch den vorliegenden Berg verſteckt wurde. Pamphilos von Athen hat ebenfalls zur Verzierung dieſer Halle beigetragen. Sein Werk war ein Bild, welches Alkmene und die Herakliden vorſtellte, wie ſie die Athenäer um Hilfe gegen Euryſtheus bitten. Auch war Sophokles mit der Kithara an den Wänden dieſer Halle gemalt, und hier hingen auch die ehernen Schilde, welche die Athenäer den Skionaiern und ihren Hilfs-

1) *Pausaniae* Descript. Graec. Libr. I, 3. vgl. *Meursius* in Ceramico Gemino c. III. 2) *Pausan.* I, 3. *Plin.* Hist. Nat. XXXV. c. XI. sect. XI, 25. *Valer. Max.* VIII, 11. et alii ap. *Meursium* in Ceramico Gemino in cap. IV. et ap. *Eund.* in Attic. Lection. Libr. VI. c. XVII. 3) *Pausan.* X, 21. 4) *Pausan.* I, 2., et *Scriptorum vett. loca* ap. *Joan. Meursium* de Athen. Attic. Libr. I. cap. III.

5) K. O. Müller im Art. Attika, Encyklopädie Th. VI. S. 240, aus dort angezeigten Schriftſtellen der Alten.

Digitized by Google

völkern abnahmen, und andere Schilde und Waffen, die von den Lakedaimoniern erbeutet wurden. Bei der Thüre der Halle hatten die Athenäer wegen des Sieges über den Pliſtarchos dem Hermes ein ehernes Standbild errichtet, und vor der Halle ſtanden die ehernen Statuen des Kynaigyros, des Solon und des Lykurgos. Von dieſer Stoa iſt noch merkwürdig, daß ſie, in welcher einſt unter den dreißig Tyrannen Athens 15,000 Bürger ermordet wurden, von dem Weltweiſen Zeno zum Lehrorte gewählt wurde, um ähnliche Ereigniſſe für die Zukunft zu verhüten, und ſeine Schüler von ihr den Namen Stoiker erhielten[6]). Bedeutende Trümmer dieſes merkwürdigen Bauwerkes ſollen noch nördlich von der Akropolis vorhanden ſeyn, wovon Mehreres im Art. Attika, Encyklop. Th. VI. S. 232.

Die Stoa des Eumenes zu Athen hatte wahrſcheinlich von ihrem Bauherrn ihren Namen[7]). Sie war um die Scene des Theaters erbaut, theils um den Zuſchauern einen ſicheren und angenehmen Zufluchtsort darzubieten, wenn die Schauſpiele durch Regengüſſe unterbrochen wurden, theils um bequemen Raum für die Zurüſtungen der Spiele zu gewinnen[8]), theils auch, um dem Volke einen Luſtort zum Spaziergange und Gelegenheit zur Unterhaltung mit wiſſenſchaftlich gebildeten Männern zu verſchaffen[9]). Von ihr ſieht man noch einen Überreſt in zertrümmerten Arkaden, die am ſüdweſtlichen Fuße der Akropolis zwiſchen dem Theater des Dionyſos und dem Odeion des Herodes ſich ausſtrecken[10]).

Die perſiſche Stoa auf dem Markte zu Sparta war unter allen Werken, welche dieſen Platz verherrlichten, das ausgezeichnetſte[11]). Sie wurde von der Beute erbaut, welche die Lakedaimonier bei Plataia im Siege über die Perſer gemacht hatten[12]), und nach und nach zu der Größe erweitert, und mit den prächtigen Verzierungen geſchmückt, welche man in der Folge der Zeit an ihr bewunderte[13]). Über den Säulen ſah man Perſer aus weißem Marmor gehauen[14]), welche das Dach der Halle unterſtützten[15]), und unter ihnen auch ihren Feldherrn Mardonius, des Gabrias Sohn. Auch war die Bildſäule der Artemiſia, Königinn von Halikarnaſſos, die freiwillig dem Xerxes Hilfe leiſtete, hier aufgeſtellt[16]).

Auch hatte man einige ganz im Vierecke angelegte Stoen in Sparta. Sie ſtanden auf einem Platze, der unſern des Karneios und zunächſt am heiligen Hauſe des Dionyſos Kolonata lag, und wurden in alten Zeiten ſehr häufig beſucht, beſonders um allerlei kleine Waaren und Geräthſchaften, die man daſelbſt fand, einzukaufen[17]).

Die Stoa der Hellanodiken und die korkyra'ſche Stoa waren an dem Markte zu Elis die bedeutendſten Gebäude. Beide waren von doriſcher Ordnung. Die erſte war durch vier Säulenreihen in drei Theile getheilt, und der tägliche Aufenthalt der Hellanodiken, d. i. der Richter in den olympiſchen Spielen, die ganz nahe dabei in dem Hellanodikaion ihre Wohnung hatten. Die andern, welche die Eleer von dem zehnten Theile der bei Beſiegung von Korkyra gemachten Beute erbauten, verbreitete ſich mit einer doppelten Säulenreihe, wovon die eine gegen den Markt hin, die andere gegen die außerhalb des Marktes liegenden Theile gewendet war. In der Mitte der Halle wurde die Decke nicht von Säulen, ſondern von einer zuſammenhängenden Mauer unterſtützt, die auf beiden Seiten mit Statuen verziert war, unter welchen ſich auch jene des Sophiſten Pyrrhon, eines Sohnes des Piſtokrates befand[18]).

Die Stoa Poikile zu Olympia in dem Haine Altis, welche auch die Stoa der Echo genannt wurde. Auch ihre Wände waren ehemals mit mannichfaltigen Gemälden geſchmückt, wovon ihr erſter Name den Urſprung hatte. Sie hatte aber beſonders das Merkwürdige, daß der Schall der Stimme ſieben Mal in ihr wiederhallte. Vor ihr war eine Bildſäule des Zeus aufgeſtellt[19]).

Die Stoa des Agaptos in demſelben Haine wurde von ihrem Baumeiſter alſo genannt[20]), und die Stoa des Kliſthenes zu Sikyon führte von ihrem Gründer den Namen. Er ließ ſie von der Beute erbauen, die er im Kriege ſeiner Bundesgenoſſen, der Amphiktyonen gegen die Stadt Skiron gemacht hatte[21]).

In dem alten Rom waren die von andern Gebäuden unabhängigen öffentlichen Portiken, von welchen uns die alten Schriftſteller Nachrichten oder andere Denkmäler-Anſchauungen hinterlaſſen haben, folgende, die wir wegen der großen Anzahl derſelben nach der Ordnung der Anfangsbuchſtaben ihrer Namen hier beſchreiben:

Die Abſidata, ſ. weiter unten die Bogenportike.

Die ämiliſche Portike wurde von den beiden curuliſchen Ädilen M. Ämilius Lepidus und L. Ämilius Paullus im J. 562 der St. R. auf dem Emporium, das iſt, auf dem Hafen- und Handlungsplatze an dem Tiberfluſſe außerhalb der alten Porta trigemina, welche unweit der heutigen Kirche Santo Aleſſio bei den Salinen am Ufer des Fluſſes ſtand, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Handelsleute erbaut[22]). Sie war die erſte Portike in Rom, die als ſelbſtſtändiges Gebäude erſchien, da man vorher die Portiken hier nur in Ver-

6) *Pausan.* I. cap. XV. und andre Schriftſt. bei *Meursius* Athen. Attic. Libr. I. cap. V. 7) *Jo. Gottlob Schneider* Commentar. ad Vitruv. V, 9, 1., voc. *Eumenia* ex *Suida* et *Carolo Fea.* 8) *Vitruvius* de Architectura, V, 9. 9) *Spon* voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant faite dans les années 1675 etc. Tom. II. p. 126. 10) *Spon* l. c. 11) *Pausan.* III, 6. 12) *Pausan.* l. c. *Vitruv.* l. c. I, 1. 13) *Pausan.* l. c. 14) *Pausan.* l. c. 15) *Vitruv.* l. c. 16) *Pausan.* l. c.

17) *Pausan.* III, 13. 18) *Pausan.* VI, 24. 19) *Pausan.* V, 21. 20) *Paus.* V, 15. 21) *Pausan.* II, 9. 22 *Liv.* Hist. Libr. XXXV, 10. *Nardini* Rom. Vet. VII, 9.

Digitized by Google

bindung mit andern Gebäuden kannte[23]). Dreizehn Jahre nach ihrer Erbauung nämlich im J. 575 Roms führte der Cenſor M. Fulvius Nobilior neben manchen Verbeſſerungen, die er dem Hafenplatze verſchaffte, vor welchem er unter andern ein Schiffsbecken ausſtechen ließ, auch am Ende deſſelben, das iſt, an der andern, von der Stadt abgewandten Seite dieſes Platzes eine Portike auf, die wir die *fulviſche* nennen, und trug damit nicht wenig zur Beförderung des Handels und zur Frequenz des Hafenplatzes bei[24]). Bald darauf im J. 580 ließen die Cenſoren G. Fulvius Flaccus und A. Poſtumius Albinus die *ämiliſche Portike* erneuern, und noch manche andere Bequemlichkeit mit dem Hafenplatze verbinden[25]), der nun immer bedeutender wurde, und zuletzt, wie *Trümmer*, *Inſcriptionen* und *andere Überreſte* ſprechen[26]), mit noch andern Hallen und mit weitläuſigen Magazingebäuden verſehen war. Die *merkwürdigen Trümmer* zwiſchen dem jetzigen Monte Teſtaccio und dem Tiberſtrome ſind die Überreſte dieſer Gebäude. Sie waren vor zweihundert Jahren noch bedeutend. Man ſah unter den ungemein vielen, in der ganzen Gegend umher liegenden Marmorblöcken auch noch mehrere Säulenſchäfte von gelbem Marmor, konnte noch den aus dem Ufer heraus geſchnittenen Buſen des Hafens wahrnehmen[27]), fand hier den Stein mit dem alten Schifferzollgeſetze[28]), und zwiſchen den Mauerreſten der alten Magazingebäude mehrere Steinſchriften, dem Sylvanus, dem Genius der galbinianiſchen Magazine, und ihrer Fortuna geweiht[29]). *Fabretti* ſtellte um das Jahr 1679 eine Ausmeſſung dieſer Überreſte an, durch welche die Anlage in Bezug auf ihren Umfang und ihre Raumeintheilung, ſo wie die Bauart dieſer erſten ſelbſtſtändigen Hallen ſo ziemlich bekannt wird. Sehr breite und 1063 rheinl. Fuß lange Stufen lagen von unten aus dem Schiffsbecken bis zu dem Anfange *dreier Portiken* herauf, die vielleicht 100 Fuß, auf der Horizontallinie gemeſſen, von der unterſten Stufe entfernt waren. An dem oberſten Ende dieſer großen Freitreppe nahmen die *drei Portiken* ihren Anfang, die eine links, die andere rechts, die dritte gerade vor der Mitte der Treppe, und zogen von hier an, in rechtwinkeliger Richtung auf die Treppenbreite, oder Stufenlänge, jede 190 Fuß lang, aufwärts. Hier berührten ſie mit ihren Enden die ſchmalen Seiten zweier langen *Magazingebäude*, und bildeten mit denſelben zwei Höfe, deren alſo ein jeder auf drei Seiten mit Gebäuden umgeben, auf der vierten aber gegen die Freitreppe und den Tiber hin von keinem Gebäude geſchloſſen war. *Alle drei Portiken waren Bogenhallen.* Eine jede der beiden äußeren war eine *doppelte*; ſie beſtand nämlich aus zwei neben einander laufenden gewölbten Gängen, und hatte eine Breite von ungefähr 60 Fuß, die mittlere etwa 120 Fuß breite beſtand aus zwei doppelten, und war alſo eine *vierfache Bogenhalle*. Jede Halle hatte ſieben, ihrer Breite nach durchgehende Bogenöffnungen, von welchen eine die Verbindung mit den Magazingebäuden herſtellte, die ſechs andern gegen die Höfe hin offen, und hier wahrſcheinlich von Säulen begränzt waren. Ein jedes der *Magazingebäude* hatte zwölf, ſeiner Länge nach neben einander gereihete, und durch Thüröffnungen mit einander verbundene große Säle, die ſich ohne Zweifel ebenfalls gegen die Hofſeiten hin öffneten, und dann hier vielleicht auch von Säulen begränzt, mit den Säulen der Bogenhallen die drei von Gebäuden eingeſchloſſenen Seiten jedes Hofes mit einer Säulenumſtellung, einem Periſtyle, umgaben. Die drei Außenſeiten dieſer zuſammenhängenden Gebäude waren von Umfaſſungsmauern gebildet, wovon die hintere, 1063 Fuß lange, gegen die Ebene des Monte Teſtaccio hinaus Bogenfenſteröffnungen hatte, und zwar für jeden der vier und zwanzig Säle, welche die beiden Magazingebäude zuſammen enthielten, vier, jedes Mal eine große, 5¼ Fuß breite und 10 Fuß hohe in der Mitte, zwei kleinere beiderſeits darüber, und eine ſehr kleine hoch oben über der Mitte. Alle dieſe Fenſteröffnungen waren mit Gitterwerk verwahrt, wie die Aushöhlungen in den Fenſterſteinen zeugen. Die gedachten Umfaſſungsmauern, ſo wie die Scheidewände der Säle waren von ganz unregelmäßigen Bruchſteinen, die Hallen aber in ihren Wölbungen und Pfeilern von vorzüglich glatt und richtig behauenen Werkſtücken aufgeführt. Dieſes ganze Hallenwerk lag auf einem Platze, der 1633 Fuß, nach der Länge der Magazingebäude, breit, und 835 Fuß, nach der Länge der Hallen hin, tief war, und von einer Mauer aus gebrannten Ziegeln begränzt und eingeſchloſſen wurde. *Grundriß* und *Theilaufriſſe* dieſes Hallenwerkes findet man bei Fabretti an der in Note 29 angezeigten Stelle.

Die Portike des Agrippa, ſ. die *Portike der Argonauten*.

Die P. des Apollo auf dem Palatinus ſchloß einen großen Platz ein, in deſſen Mitte ſich der berühmte *Tempel des Apollo Palatinus* erhob. von welchem ſie ihren Namen hatte[30]). Sie war zwar wie der Tempel zur Ehre dieſes Gottes, aber nicht als eine Vorhalle zum Tempeldienſte, ſondern als ein ſelbſtſtändiges Gebäude zum angenehmen Spaziergange[31]), und zur Belehrung erbaut, weßwegen auch eine öffentliche Bücherſammlung von griechiſchen und lateiniſchen Werken, Schätze der Gelehrſamkeit der Alten und der

23) Schulze Geſch. und Beſchr. der alten Stadt Rom, Th. I. §. 588 u. 473. 24) *Liv.* XI, 51. *Nardini* l. c. Schulze a. a. O. §. 539 et 578. 25) *Liv.* XLI, 27. *Nardini* l. c. *Schulze* §. 539 et 581. 26) *Raph. Fabretti* de Aquis et Aquaeductib. diss. III. in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. Tom. IV. p. 1762 — 1763. Fragmenta Vestigii Vet. Rom. ex Lapidibus Farnesian. cum not. *Bellorii* Tab. I., *Horrea Lolliana*, Tab. IV. *Navalemper.* Tab. XVI., *Portic. AEm.* 27) *Flamin. Vacca* in Memorie di varie Antichità an. 1594. §. 95. 28) *Venuti* in Antichità di Roma, edit. *Visconti* Tom. II. cap. 2. pag. 47. *Borrichius* in Antiqua Urb. Rom. Facie, cap. XV. 29) *Fabretti* l. c. diss. III. in *Graevii* Thes. T. IV. p. 1763 et 1764.

30) *Vellej. Paterc.* Hist. Rom. Libr. II, 81. *Dio Cassius* Hist. Rom. Libr. LIII, 1. *Propertius* III, 27. (II, 31.) 9. 31) *Propertius* III, 27.

Digitized by Google

Neueren, in ihrem beſonders dazu beſtimmten **Bibliotheksraume** aufgeſtellt wurde[32]). Der Bauherr dieſer vereinigten Werke war Cäſar Octavianus. Schon im J. Roms 718, als er nach Bezwingung des Sext. Pompejus durch ſeinen Freund und Feldherrn Agrippa, und nach Bändigung der hetruriſchen Aufrührer ſiegreich nach Rom zurück gekehrt war, widmete er den Platz, den er auf dem palatiniſchen Berge neben ſeinem Wohnhauſe zum Baue einer Erweiterung desſelben aus mehren angekauften Häuſern bereitet hatte, jenen dem öffentlichen Gebrauche und dem Apollo geweihten Werken; weil der Blitz dort eingeſchlagen hatte, und die Wahrſager ausſprachen, daß der Gott dieſen Platz verlange[33]). Er führte dieſe Werke mit einer ganz beſonderen Freigebigkeit[34]), und mit einem bewunderungswürdigen Koſten- und Prachtaufwande aus[35]). Acht Jahre hernach, nämlich im J. R. 726, als er eben zum ſechsten Male und mit ihm Agrippa zum zweiten Male das Conſulat bekleidete, wurden ſie vollendet, und feierlich eingeweiht[36]), und natürlicher Weiſe auch als ein Denkmal des Sieges über Antonius und Cleopatra bei Actium gefeiert, weil Apollo dort ſichtbarlich ſeine Hilfe gezeigt hatte[37]). Die Portike war ringsum von **Säulenreihen** aus phönikiſchem Marmor gebildet[38]) und von der gelblichen Elfenbeinfarbe dieſes Marmors[39]) glänzte ſie wie Gold[40]). Abwechſelnd erhoben ſich in den Säulenweiten **Standbilder**[41]), die Schar der Töchter des alten Danaus[42]), die funfzig Beliden, und der wilde Vater ſelbſt mit gezogenem Schwerte[43]). Es müſſen alſo über hundert Säulen die Hofſeiten dieſer Portike gebildet haben, und die Außenſeiten beſtanden wahrſcheinlich in einer maſſiven, mit verſchließbaren Eingängen verſehenen Mauer[44]). Den Danaiden gegenüber im Hofe ſtanden die Reiterſtatuen ihrer Männer, der funfzig Söhne des Ägyptos, unter freiem Himmel[45]). Auch ſah man hier ein Marmorbild Apollo's ſchöner als der Gott im Tempel ſelbſt. Die Lyra tönte nicht; aber lebendig ſchien der geöffnete Mund des Gottes ein Lied zu ſingen. Um den Altar vor dem Tempel ſtanden vier Ochſen, als lebten ſie, Werke des großen Bildgießers Myron[46]); und hier war auch das **viereckige Rom**, ein von Steinen gebildetes viereckiges Behältniß, worin die Werkzeuge, die bei neuen Gründungen der Stadt der guten Vorbedeutung wegen gebraucht zu werden pflegten, aufbewahrt wurden[47]). Der **Tempel** des Gottes war von blendend weißem Marmor gebaut, und oben auf dem Firſte des Giebels ſtand der Sonnenwagen glänzend von Gold. Die Thürflügel waren von Elfenbein, ein edles Werk der Bildnerei. Auf dem einen ſah man, wie die Gallen (Bänkelſänger) von dem Gipfel des Parnaſſos herab geworfen werden. Der andere zeigte in rührenden Geſtalten den jammervollen Tod von den Kindern der Niobe[48]). Der Gott ſelbſt im Tempel, ein Marmorwerk des berühmten Skopas[49]), war als Sänger im langen Gewande vorgeſtellt, zu ſeinen Seiten ſah man ſeine Mutter und ſeine Schweſter[50]). Das Bild wurde von M. Lucullus aus der Inſel Pontia nach Rom gebracht[51]). Als Octavius Auguſtus im J. R. 741 das Pontificat erlangt hatte, und alle griechiſche und lateiniſche Wahrſagerbücher, die von unbekannten oder auch von wenig tüchtigen Auctoren herrührten, und unter dem Volke im Umlaufe waren, über zweitauſend an der Zahl aufbringen, und, die ſibylliniſchen ausgenommen, aller Orten verbrennen ließ, da legte er eine Auswahl dieſer letzteren in zwei vergoldeten Schränkchen unter dem Fußgeſtelle jener Bildſäule nieder.[52]) Auch war hier eine Statue der Diana berühmt, von der Hand des Timotheos[53]), eines Meiſters, der im Stile des Skopas arbeitete, und mit demſelben und mehreren der größten Künſtler ihrer Zeit das Grabmahl des Mauſolos, eines der bekannten ſieben Wunderwerke der Welt, verfertigte[54]). Der Kopf dieſer Statue war von Aulanius Euander aufgeſetzt[55]). Unter den übrigen Kunſtmerkwürdigkeiten dieſer durch ihre Pracht ſo hochberühmten öffentlichen Portike müſſen nach dem Zeugniſſe des Alterthums noch vorzüglich erwähnt werden: **die Daktyliothek**, oder Sammlung geſchnittener Edelſteine, welche der junge Marcellus, der Sohn der Octavia und Neffe des Auguſtus in der Zelle des Tempels geſtiftet hat[56]); ferner **die goldenen Dreifüße**[57]), zu deren Verfertigung Auguſtus im J. R. 728 alle ſilberne Statuen, die ihm einſt errichtet wurden, mehr als vierzig an der Zahl zu Geld zuſammen ſchmelzen[58]), und hiervon dem Apollo dieſe goldenen Gaben fertigen ließ[59]). Endlich **der große erzene Kronleuchter**, der in dem Tempel hing, und die brennenden Lampen, gleichwie ein Apfelbaum ſeine Früchte trug[60]). Er wurde einſt von Alexander dem Großen bei der Eroberung Thebä's erbeutet, und in Kyme ebenfalls dem Apollo geweiht[61]). In dem großen Brande der palatiniſchen Gebäude unter Commodus im J. R. 944, im 191ſten der chriſtlichen Zeitrechnung hat ohne Zweifel die Portike mit ihrem Tempel ungemein gelitten. Doch ſcheint ſie noch zum Theile im 6ten chriſtl. Jahrh. beſtanden zu haben; da Papſt Gregorius Mag-

32) *Sueton. Tranq.* August. cap. 29. *Dio Cassius* l. c. *Ovid.* Trist. III. 1. 63 et 64. 33) *Vellejus Paterc.* l. c. *Dio Cassius* Libr. XLIX, 15. *Suetonius* l. c. 34) *Vellejus* l. c. 35) *Flavius Josephus* de bello judaic. II, 4. 36) *Dio Cassius* Libr. III, 1. 37) *Propert.* V, 6. (IV, 6.). 38) *Propert.* III, 27, (II, 31.). 39) *Sidon. Apoll.* Carmin. Libr. XI, 17. 40) *Propert.* l. c. 41) *Ovid.* Fast. III, 1, 61. 42) *Propert.* l. c. v. 4. 43) *Ovid.* l. c. v. 62. et *Idem* Art. Amator. I, 73. 74. 44) *Propert.* l. c. v. 1. 2. 45) *Aeron* apud antiquum *Persii* Scholiastam in nota ad Satyr. II. loc. „fratres inter ahenos.“ 46) *Propert.* l. c. v. 5—8. 47) *Festus* de verbor. signif. voc. „Quadrata.“

48) *Propert.* l. c. v. 9—14. 49) *Plin.* Hist. Nat. XXXVI, 5, 4, 7. 50) *Propert.* v. 15 u. 16. 51) *Plin.* IV, 13. 52) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 31. 53) *Plin.* XXXVI, 5. 4, 10. 54) *Plin.* l. c. n. 9. *Vitruvius* in Libr. VII. Praefatione. 55) *Plin.* ibid. n. 10. 56) *Plin.* XXXVII, 1, 5. 57) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 52. 58) *Sueton.* l. c. *Dio Cassius* Libr. LIII, 22. *Augustus Ipse* in Monumento ancyrano, in opposito latere, in Seriei primae continuatione. 59) *Dio Cass.* l. c. conf. *Sueton.* l. c. 60) *Plin.* XXXIV, 3, 7. *P. Victor* de Regionibus Urbis, sub Reg. X. Palat. 61) *Plin.* l. c.

Digitized by Google

nus die Überreſte der trefflichen Bücher, welche in der Bibliothek des palatiniſchen Apollo verwahrt wurden, aus chriſtlichem Eifer verbrannt haben ſoll[62]).

Die P. der Argonauten hatte von den berühmten Gemälden, die ſie ſchmückten, ihren Namen. Sie hieß aber auch P. des Agrippa[63]), P. des Neptun[64]) und vipſaniſche P.[65]): denn M. Vipſanius Agrippa war ihr Bauherr. Er ließ ſie im J. R. 729 zum Andenken ſeiner gewonnenen Seeſchlachten erbauen, und mit Gemälden, welche die Argonauten vorſtellten, auszieren[66]). Unter dieſen zeichnete ſich natürlicher Weiſe der Führer des Schiffes[67]), der Äſonide[68]) Jaſon[69]) aus, und der Phylliride[70]), nämlich Chiron, des Saturnus und der Phyllira Sohn. Dieſe Portike lag in der IX. Region der Stadt, die vom flaminiſchen Circus benannt wurde[71]), unfern von den Bogen einer Waſſerleitung[72]), und zunächſt bei der P. der Septen, mit welcher ſie in der engſten Verbindung ſtand[73]). Jene Bogen waren die Endbogen der Aqua Virgo, welche zwiſchen der Südfronte der Argonautenhalle und der Nordfronte der Septenhalle herzogen, und durch ihre Öffnungen die Verbindung beider Hallen bewirkten[74]). Ohne Zweifel hatte Agrippa den Tempel des Neptuns, der ihr und den Septen ebenfalls ganz nahe lag, in den Platz, den er mit der Argonautenhalle umfing, eingeſchloſſen[75]). Sie und die genannte P. der Septen, ſo wie die des Pompejus, der Europa und des Quirinus waren die beſuchteſten P. Roms, in denen ſich unter Schwärmen müßiger Leute beſonders auch die Wohlleber und Schmarozer nach ihrer Beute herum trieben[76]). Äußerſt volkreich war die Argonautenhalle im Monate December während der Feier der Saturnalien, wo ſie von den Buden, in welchen die Kaufleute große kryſtallene und murrhiniſche Gefäße zum Verkaufe ausſtellten, ſo angefüllt war, daß Jaſon mit ſeinen Argonauten kaum mehr geſehen wurde[77]). Das Angenehme des Aufenthaltes in ihr ſowohl als in ihrer Nachbarſchaft wurde beſonders noch durch den Lorberhain erhöht, den Agrippa mit ihr verband, und welchem der Dichter Martialis faſt ſein ganzes Leben lang mit ſo großem Vergnügen gegenüber wohnte[78]). Das große Werk, das mit Einſchluß ſeines Tempels auch das Poſeidoneion, d. i. Neptuns Wohnung hieß, wurde in dem großen Brande, der unter der Regirung des Titus im J. R. 833 die mit ihm verbundene P. der Septen und alle nachbarliche Prachtwerke, den Tempel des Serapis, der Iſis, die Bäder und das Pantheon des Agrippa, das Diribitorium, das Theater des Balbus, die Scene des Pompejus, die octavianiſchen Werke, und den Tempel des capitoliniſchen Jupiters mit den umliegenden Tempeln verwüſtete, ebenfalls verdorben[79]). Doch nach einigen Jahrzehnten wurde es von Hadrian mit den Septen, mit den Bädern und dem Pantheon des Agrippa und mit andern heiligen Häuſern wieder hergeſtellt[80]), und beſtand bis in den ſpäteren Zeiten des römiſchen Kaiſerthums. Mit ihm ſcheint in dieſen Zeiten noch eine andere P. verbunden geweſen zu ſeyn, welche man das Meleagribum und die Portike des Meleagers zu nennen pflegte[81]), oder es war ein Theil der Argonautenhalle, welcher damals dieſen Namen, vielleicht von einem Gemälde, womit er geſchmückt war, führte. Die Stelle, welche die Argonautenhalle einſt einnahm, iſt in dem heutigen Rom in dem Raume zu ſuchen, welcher ſich nördlich von der Kirche di Santo Ignazio und dem Collegio Romano zwiſchen der Straße del Corſo und zwiſchen dem Seminario Romano, und der Kirche di Santa Maria in Aquirio ausbreitet. Faſt in der Mitte dieſes Raumes erhebt ſich noch ein bedeutender Überreſt des Alterthums, den man zum Theile der Argonautenhalle, zum Theile dem mit ihr verbundenen Tempel des Neptuns mit Recht zuſchreibt[82]). Obgleich ihn auch Andere für Überbleibſel eines Tempels des Mars, oder des Antonius, wieder Andere für Trümmer einer Portike oder Baſilika dieſes Imperators halten, welche aber von gründlichen Forſchern des Alterthums[83]) ſowohl als auch aus dem Zuſammenhange der hier benutzten Schriftſtellen und Denkmäler widerlegt werden[84]). Dieſe Überbleibſel beſtehen hauptſächlich aus elf korinthiſchen Säulen von griechiſchem Marmor, deren Schäfte aus mehreren Stücken zuſammen geſetzt, und verkehlt ſind. Die Höhe dieſer Säulen beträgt 39 Fuß 7 Zoll pariſer Maßes, und 4 Fuß 2 Zoll ihr unterer Durchmeſſer. Sie ſind vom Feuer, wie es ſcheint, ſehr verdorben, und beſonders haben die Fußgeſimſe und Häupter ungemein viel gelitten. Erſtere waren attiſcher Art, und letztere mit Olivenblättern verziert. Über ihnen liegt noch ein Theil der ungeheuern Säulenauflage, die an der Außenſeite noch ziemlich gut erhalten, und von großartigem Stile iſt. Unter der Regirung des Papſtes Innocentius XII. in dem letzten Zehntel des 17ten Jahrhunderts wurden dieſe Säulen von dem Architekten Ritter Fontana mit der Vorderſeite eines von ihm auf Befehl des Papſtes unter dieſen Trümmern erbauten Palaſtes vermauert, und das Antike mit dem Modernen ſehr geſchickt verbunden. Es iſt dieſer Palaſt die Dogana di Terra oder das heutige Landzollhaus von Rom. Weun man durch die Thür dieſes Palaſtes in den Hof fortgeht, ſo ſieht man noch manche Trümmer

62) *Joannes Sarisberiensis*, Policraticus. II, 26. 63) *Horat.* Epistol. I, 6, 26. 64) *Dio Cassius* I, 111, 27. 65) *Tacitus* Hist. I, 31. *Martialis* Epigr. IV, 16. 66) *Dio Cassius* l. c. 67) *Martialis* XI, 1, 12. 68) *Martialis* II, 14, 6. 69) *Juvenalis* in Satyr. VI, 153. 70) *Martialis* l. c. 71) *P. Victor* de Regg. Urb. sub Reg. IX. *Notitia Urbis*, Reg. IX. 72) *Martialis* IV, 16. 73) *Martialis* II, 14, 5. 6. 74) Die Beweisſtellen weiter unten in den Portiken der Septen Nr. 265 et 266. 75) *Dio Cass.* LXVI, 24. *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 76) *Martialis* I, 14. III, 20. XI, 1. 77) *Juvenalis* Satyr. VI, 153., conf. *Jo. Masson* Vita Horat. p. 214. 78) *Martialis* I, 109.

79) *Dio Cassius* Libr. LXVI, 24. 80) *Aelius Spartianus* in Hadriano c. XIX. 81) *P. Victor* l. c. *Notitia Urbis* l. c. 82) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, 9. *Borrichius* in Antiq. Urb. Rom. Facie, cap. XI, 5. 6.; et alii. 83) *Nardini* l. c. 84) Vergl. beſonders P. der Septen.

Digitized by Google

des alten Gebäudes: Reſte von Mauerwerk aus Bruchſtein und Ziegel, welches mit Marmor bekleidet, und zwiſchen den Säulen mit Niſchen verſehen war; Trümmer von einem andern großen Marmorgebälke, und Trümmer von hohen Gewölben, deren Flächen noch roſtartige Deckenverzierung in Gips zeigen. Vor dritthalb hundert Jahren mußten dieſe Reſte noch bedeutender geweſen ſeyn: denn die damaligen Unterſucher dieſes Denkmahls[85]) geben beſtimmt zwei und vierzig Säulen an, die den Tempel umgaben, und deren auf jeder Seite funfzehn, die Eckſäulen mitgerechnet, die Seitenhallen, acht die Vorhalle und acht die Hinterhalle bildeten. Die Zelle wurde nach ihnen von achtzehn Säulen geſtützt. Wenn auch die Phantaſie dieſer Kenner Manches zur Anordnung ihres Tempels ergänzt hat, ſo müſſen ſich doch nothwendiger Weiſe ihre beſtimmten Angaben auf vorhanden geweſene bedeutende Spuren gründen; und ſo viel iſt gewiß, daß man auch ſpäter noch, kurz vor Aufführung des jetzt zwiſchen die Trümmer hinein gebauten Hauſes hinter den noch ſtehenden elf Säulen noch andere desſelben Stiles ausgegraben hat[86]). Die Gegend, in welcher dieſe merkwürdigen Überreſte der Argonautenhalle geſehen werden, heißt ſeit undenklichen Zeiten Piazza di Pietra oder Area petraea, eine Benennung, die auf einſt hier weit umher gelegene Marmor- oder Steintrümmer deutet.

Die Bogenportike, Porticus absidata, lag in der IV. Region der Stadt[87]). Man meint, ſie habe den Namen daher, weil ſie in Geſtalt der Triumphbogen gebaut, die Thaten irgend eines Imperators oder anderen großen Römers in Bildnereien dargeſtellt hätte; weil man ſie ſonſt doch wohl nicht mit dieſem Namen ausgezeichnet haben würde, da es wohl noch mehrere Bogenportiken in Rom gab[88]). Doch könnte es, ſo meinen wir, auch die erſte in Bogen ausgeführte Portike in Rom geweſen, und ihr deßwegen dieſer einmal ertheilte Name für alle Zukunft vorzugsweiſe geblieben ſeyn.

Die capitoliniſchen P. waren theils an dem capitoliniſchen Steige, theils auf der Höhe des Capitoliums zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, und zur Prachterhöhung dieſer Gegenden angelegt. Sie gehörten zu Roms prächtigſten Hallen[89]). Schon im J. 580 der Stadt zog ſich eine von dem Tempel der Concordia nach dem Tempel des Saturnus hin; es war jene, welche die Cenſoren G. Fulvius Flaccus und A. Poſtumius Albinus pflaſtern ließen[90]). Andere zogen rechts von hier im Weſten und höher liegend nach der Tempelſeite des Capitoliums hinauf[91]). Im J. 595 wurden mehrere Portiken auf dem Capitolium von dem Cenſor P. Cornelius Scipio Naſica erbaut, welche von den Alten unter Rom's Prachtwerken genannt werden[92]). In ihnen ſah man ein Heer von Reiterſtatuen, welche Q. Metellus Scipio errichten ließ[93]), und hier gaben auch die Feldherrn, die über Roms Feinde triumphirten, nachdem ſie die Opfer mit den gewöhnlichen Cärimonien im Tempel vollbracht und den Lorber im Schoße des Zeus niedergelegt hatten, den Senatoren und Fürſten des Volkes große öffentliche Schmäuſe, wozu auch die Conſuln mit der Bitte eingeladen wurden, ſich nicht dahin zu bemühen, damit an dieſem Tage kein Mächtigerer als der Triumphator dem Gaſtmahle beiwohne[94]).

Die P. des Catulus iſt von dem Conſularen Q. Lutatius Catulus nach ſeinem mit C. Marius, im J. Roms 653 bei Vercellä über die durch das Noricum eingefallenen Cimbrer erfochtenen Siege auf der Stelle des im J. 633 zerſtörten Hauſes des Conſularen Fulvius Flaccus, der, ein Freund und Anhänger des Cajus Gracchus, mit demſelben gefallen war, erbaut worden[95]). Sie lag auf der Nordweſtſeite des palatiniſchen Berges, in der Nähe von Catulus Hauſe, und gränzte unmittelbar an jenes des Livius Druſus, welches letztere nachher das Haus des Cicero wurde[96]). Allein ſchon im J. 696, als Cicero durch die Verfolgungen des Clodius des Landes verwieſen war, wurde ſie mit dem Hauſe des Cicero zerſtört[97]), und auf dieſen Stellen ein Tempel der Freiheit, mit weitläufigen Säulenhallen umgeben, erbaut[98]), die aber ebenfalls bald wieder eingegangen ſind, da man nach Cicero's Rückkehr deſſen Haus neu wieder aufbaute[99]).

Die claudiſche P. breitete hinter den Thürmen des Titus auf dem esquiliniſchen Hügel ihre Schatten aus, da wo einſt Nero's goldener Palaſt ſich endigte[100]). Dieß iſt Alles, was uns von ihr aus dem Alterthume bekannt iſt. Die Stelle, die ſie einſtens einnahm, iſt alſo öſtlich hinter den bekannten Trümmern jener Thermen in den Gärten zu ſuchen, in welchen man heut' zu Tage die Ruinen von neun großen Gemächern eines oberen Geſchoſſes entdeckt hat, die unter dem Namen der Satte Sale bekannt ſind.

Die Curva, ſ. die krumme P.

Die P. der Europa wurde von einem Gemälde ſo genannt, welches ohne Zweifel unter andern Gemälden, die wahrſcheinlich ihre Wände verzierten, das Hauptgemälde war. Es ſtellte dieſes Gemälde des Agenors Tochter, die Europa vor, wie ſie der muthwillige Stier entführt, der zu ihr, der Sidonierinn, von Liebe entbrannt

85) *Lucio Fauno* in Antichità della città di Roma et *Andrea Palladio* Architect. Libr. IV. 86) *Barthol. Marlianus* in Urb. Rom. Topographiae Libr. V, 4. 87) *Sext. Rufus* de Regionb. Urb. sub Reg. Templ. Pacis. *P. Victor* de Regb. Urb. sub Reg. IV. Templ. Pac. *Notitia Urbis* sub Reg. IV. 88) *Pancirollius* in Nota ad Notitiam Urbis, sive in Descriptione Urb. Rom. sub Reg. IV. 89) *P. Virgilius Maro* Aen. VIII, 655. 90) *Livius* XI, 1, 27. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. §. 306, 584 und 763. 91) *Tacitus* Hist. Libr. III; *Donatus* de Urbe Roma Libr. II, 11; und Schulze a. a. O.

92) *Vellej. Paterc.* II, 1. 3. 93) *Tacitus* Histor. III, 71, 3. 94) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. II, 6. 95) *Valer. Max.* V, 3. 96) *Cic.* ad Attic. II, 24; *Idem* ad Familiares V, 6. 97) *Cic.* ad Attic. IV, 1, 2, 3. 98) Schulze a. a. O., Th. I. §. 648 aus *Appianus* de bello civil. II, 15; *Dio Cassius* XXXVIII, 17; *Cicero* in Pison. II, 22; *Asconius Pedianus* in not. ad h. Ciceronis loc. *Cicero* ad Fam. XIV, 2; *Idem* ad Attic. III, 20 et IV, 1, 2, 3; *Plut.* in Cicerone post red. 31, 33. 99) Schulze a. a. O. aus dort angez. Quellen. 100) *Martial.* Lib. de Amphitheatro sive de Spectaculis Epigr. 2.

Digitized by Google

war [101]). Dieſe Portike war ein höchſt angenehmer Aufenthalt, wo man beſonders des Nachmittags und des Abends eine milde, lieblich laue Luft unter Buchsbaumpflanzungen genoß, die zur Erhöhung des angenehmen Aufenthaltes an dieſem Orte, und, wie es ſcheint, rings umher angelegt waren [102]). Daher ſie auch gleich den P. des Quirinus, des Pompejus, der Argonauten und Septen, einer der beſuchteſten Spaziergänge Roms, voll von müßigen Menſchen war, und von Leuten, die Unterhaltung und Bewegung in angenehmen Umgebungen ſuchten, ſo wie auch von Schmarozern, die hier ihrer Gelegenheit nachgingen, durchzogen wurde [103]). Zu dieſer großen Frequenz trugen auch ferner noch theils die bei ihr angeſtellten Laufübungen [104]), theils ihre Lage auf dem Marsfelde, wo ſo viele zum Nutzen und Vergnügen des Volkes ſich ausbreiteten, und vorzüglich ihre Nachbarſchaft bei der Argonautenhalle und bei den Septen [105]) Vieles bei. Aus Vergleichung der bisher benutzten und angezeigten Schriftſtellen der Alten und der Lage der übrigen P. des Marsfeldes, ſcheint ſie nordweſtlich von der Argonautenhalle gelegen, und in dem heutigen Rom ungefähr jene Gegend am weſtlichen Fuße des Monte Citorio eingenommen zu haben, welche von dem Collegium Capranicum und den Kirchen Santa Maria in Aquirio, Santa Maria Maddalena und Santa Maria in Campo Marzio begränzt wird.

Die flaminiſche P. war nur im Plane, aber eine große Conception, die hier Erwähnung verdient. Der Imperator Gallienus wollte ein ſolches ungeheures Werk von dem Marsfelde bis zur milviſchen Brücke hin aufführen. Die P. ſollte eine Pentaſtiche werden, das iſt, in einer fünffachen Ordnung ſich erheben. Die unterſte Ordnung ſollte aus Kernpfeilern mit angelehnten Säulen beſtehen, die vier oberen aber ſollten reine Säulenhallen werden [106]).

Die P. Fontinalis war mit der ämiliſchen die erſte, die in Rom als ein ſelbſtſtändiges Gebäude unabhängig von einem andern Gebäude entſtanden war. Sie wurde in demſelben Jahre, wie die erſtern, und von demſelben Bauherrn vor dem Thore Fontinalis, welches ohne Zweifel mit der alten Porta Capena, die unweit der heutigen Kirche di Santo Gregorio in Monte Coelio auf der Straße lag, dieſelbe iſt, bis zum Altare des Mars hinaus angelegt, um einen angenehmen Spaziergang auf das Feld hinaus zu bewirken [107]).

Die fulviſchen P. alle drei von dem Cenſor M. Fulvius Nobilior um das Jahr Roms 575 erbaut. Die eine ließ er am Ende des Hafenplatzes (ſ. oben bei der ämiliſchen P.), die andere, bei welcher er zugleich ein Forum anlegte, vor der Porta Trigemina auf dem Abhange des Berges Aventinus, beide zur Bequemlichkeit des Handels und zum Vergnügen der Handelnden erbauen [108]). Letztere wurde einige Jahre nachher durch Vorſorge der Cenſoren Q. Fulvius Flaccus und A. Poſtumius Albinus gepflaſtert [109]). Bei dem Tempel des Herkules der Muſen, den er ſelbſt drei Jahre nach ſeinem Triumphe über die Aitolier und nach Eroberung von Ambrakia erbauen ließ [110]), legte er ebenfalls eine P. an [111]), wohl nicht, um dem Tempeldienſte ein Vorhaus, ſondern um dem Volke ein Gebäude zum Vergnügen und zum Luſtwandeln zu verſchaffen. Jene Säulenreihen, die auf einem Bruchſtücke des alten Marmorgrundriſſes von Rom [112]), zunächſt bei der P. der Octavia zu beiden Seiten einer Mauer hin und um den Tempel des Herkules herum zu ziehen ſcheinen, ſind ohne Zweifel Reſte dieſer Hallen, wie die Fragmente der Inſchriften beweiſen. Doch findet man dieſer P. nur hier und in der angeführten Stelle des Livius, nicht aber in den Beſchreibungen von Rom, weder bei Rufus noch bei Victor, noch in der Notitia urbis, als eines beſonderen Gebäudes gedacht.

Die gordianiſche P. kam nicht zur Ausführung. Allein die Schönheit der Anordnung, welche der Imperator Gordianus dieſer Anlage beſtimmte, und die deutliche Beſchreibung, die von derſelben aus dem Alterthume zu uns kam, verdient, daß wir ihrer hier als eines lehrreichen und ſichern Beiſpieles gedenken. Sie ſollte einen lichten Raum von 1000 Fuß nach der Länge und 500 Fuß nach der Breite umfaſſen. Dieſer innere Raum ſollte mit Lorbern, Myrten und Buchsbaum reichlich bepflanzt werden, und mitten durch dieſen Garten ſollte nach der ganzen Länge deſſelben ein Weg führen, mit farbigem Marmor gepflaſtert, und beiderſeits mit niederen Säulen und darüber aufgeſtellten kleineren Standbildern verziert. Dieſe Straße ſollte, ein herrlicher Spaziergang vom Haupteingange der Portike bis zur andern ſchmalen Seite derſelben, hier zu einem königlichen Prachtſaale führen, der 500 Fuß lang werden und alſo dieſe ganze Seite einnehmen ſollte. Auch gedachte der Imperator in Gemeinſchaft mit ſeinem Schwiegervater, dem Oberſten der Leibwache Miſitheus, Thermen mit dieſer Portike zu verbinden. Die Sommerbäder ſollten ſich gleich hinter dem königlichen Prachtſaale anſchließen, und die Winterbäder von der andern Seite den Haupteingang zur Portike umgeben, alſo daß er theils den Luſtgarten, theils die Hallen zu ſeinem Vergnügen benutzen konnte. Gordianus wollte dieſes ſchöne Werk am Fuße des Hügels auf dem Marsfelde anlegen; allein es kam nicht zu Stande. Die dazu beſtimmte

101) *Martial.* II, 14, 15 — 18.; VII, 31, 12; et XI, 1, 11. 102) *Id.* II, 14, 15. 16.; III, 20, 12. 13. 103) *Id.* XI, 1.; III, 20, et II, 14. 104) *Id.* VII, 31, 11. 12. et II, 14. 4. 105) *Id.* II, 14, 5. 6., III, 20, 11. 12. et XI, 1, 11. 12. 106) *Trebell. Pollio* in Gallienis, c. XVIII. 107) *Liv.* XXXV, 10; *Nardini* in Rom. Vet. VII, 9. Schulze a. a. O., Th. I. §. 558. Vergl. §. 217.

108) *Liv.* IX, 46; *Donatus* de Urb. Rom. Libr. III, 13. 109) *Liv.* XI, 1, 27. 110) *Liv.* XXXVIII; *Plin.* Hist. Nat. XXXV, 10, 36, 4; *Eumenius* in oratione pro restaurandis scholis, sect. VII; conf. *Torrentius* ad *Suetonii Tranquilli* locum in Augusto, c. 29: „A Marcio Philippo aedes Herculis etc.“ 111) *Livius* XI, 46. 112) *In Fragment. Vestigii Vet. Rom.* cum notis *Bellorii*, Tab. II.

Digitized by Google

Gegend wurde von Privatleuten erworben, die hier ihre Beſitzungen, ihre Häuſer und Gärten anbauten [113]).

Das Hekatonſtylon, ſ. die P. des Pompejus.

Die P. des Herkules, ſ. oben unter den fulviſchen Portiken.

Die krumme P., Porticus Curva, war wahrſcheinlich nach der Grundform eines Bogenſtückes angelegt, wovon ſie ihren Namen erhalten hat. Sie lag in den Gärten des Commodus und war wegen eines Gemäldes in Moſaik berühmt, welches den Imperator Commodus mit ſeinen vertrauteſten Freunden, worunter auch Peſcennius Niger geſehen wurde, vorſtellte, wie ſie der Iſis Opfer bringen [114]).

Die P. der Livia wurde von Kaiſer Auguſtus erbaut, und von ihm zum Andenken ſeiner Gemahlinn Livia ſo genant [115]). Er ließ ſie auf der Stelle aufführen, wo das ihm durch Vermächtniß zugefallene, ungemein weitläufige und prachtvolle Haus des reichen Vedius Pollio geſtanden hatte, das er von Grund aus zerſtören ließ [116]). Im J. Roms 765 war ſie vollendet, und Auguſtus weihete ſie zur Ehre ſeiner Tochter Söhne der Cäſaren Cajus und Lucius ein [117]). Sie gehörte zu den berühmteſten und prächtigſten Gebäuden Roms, und war, wie überhaupt die P., hauptſächlich zum Luſtwandeln und zur geſellſchaftlichen Unterhaltung beſtimmt [118]). Doch wurden auch, wie häufig in dieſen Gebäuden, Geſchäfte darin vorgenommen, und man weiß, daß Trajan in der P. der Livia zu Gericht zu ſitzen pflegte [119]). Noch eine vorzügliche Auszeichnung dieſer P. waren die trefflichen Gemälde von alten griechiſchen Meiſtern, mit denen ſie Auguſtus ſchmücken ließ [120]), und eine beſondere Merkwürdigkeit die ungeheure Weinrebe in ihrem Hofe, welche ſich um das Jahre Roms 820 mit ihren Äſten ſo weit ausgebreitet hatte, daß ſie in Geſtalt einer Laube alle daſelbſt im Freien angelegte Spaziergänge beſchattete, und allein in einem Herbſte zwölf Tonnen oder Amphoren Wein gab [121]). Dieſe prächtige und weitläufige Halle lag mit dem Tempel der männlichen Eintracht, den Livia ihrem Gemahle zu Ehren in dem Umfange der P. erbaut hatte [122]), auf der Gränze der III. und IV. Region der Stadt [123]), und noch in den ſpäteren Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs wird ihrer, doch ohne den Tempel, in der dritten Region gedacht [124]). Die Stelle, die ſie einſtens einnahm, iſt alſo in dem heutigen Rom am Abhange des esquiliniſchen Hügels zwiſchen der Kirche di Santo Andrea in Portugallo und der heutigen Suburra aufzuſuchen [125]).

Die Margaritaria oder Perlenportike lag in der VIII. Region der Stadt, welche vom Forum Romanum benannt wurde [126]), und ihrer wird daſelbſt noch in den ſpäteren Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs gedacht [127]). Ohne Zweifel hatte ſie ihren Namen daher, weil hier vielleicht die Perlenhändler ſich am häufigſten einfanden, oder vielleicht ihre ſchönſten und koſtbarſten Waaren daſelbſt aufſtellten.

Die P. des Meleagers, ſ. in P. des Agrippa.

Die P. des Metellus war mit jenen des Octavius und des Scipio Naſica auf dem Capitol eines der erſten dieſer Art Pracht- und Luſtgebäude, welche als Zeichen der untergehenden alten Einfachheit der römiſchen Republik angeſehen wurden: weil ſie die Großen zum Wetteifer in ſolchem öffentlichen Aufwande reizte, und die Luſt des Volkes zur behaglichen Ruhe und zur Weichlichkeit begünſtigte [128]). Q. Cäcilius Metellus, derſelbe, welcher die Achaier in einer großen Feldſchlacht beſiegte, und das gegen Rom empörte Makedonien unterwarf, wovon er mit dem Beinamen Makedonicus geehrt wurde, war um das Jahr 605 oder 608 der Stadt der Erbauer dieſer öffentlichen Halle. Er verband mit ihr zugleich zwei Tempel, welche die Halle begränzten. Einen derſelben, vielleicht aber auch beide ließ er von Marmor aufführen, den erſten Marmortempel, den Rom ſah, und gab dadurch den Ton zu einer ganz neuen Art von Prachtäußerung oder Verſchwendung an, wie der alte ſtrenge Geſchichtſchreiber ſich hierüber auszudrücken nicht anſteht [129]). Von dieſen Tempeln war einer der Juno, der andere dem Jupiter Stator geweiht, und manchmal wurde der Jupitertempel [130]), manchmal auch der Junotempel [131]) das heilige Haus des Metellus genannt. Doch iſt es nicht ganz gewiß, ſondern nur wahrſcheinlich, daß jenes erſtere heilige Haus des Metellus, von dem der gelehrte Varro ſagt, daß es an dem Wege nach dem Marsfelde gelegen ſei, und daß der griechiſch-römiſche Bildhauer Paſiteles die Statue des Jupiter in demſelben von Elfenbein gemacht habe [132]), eben derſelbe Tempel des Jupiter Stator geweſen iſt, der mit dem Tempel der Juno die Portike des Metellus begränzte. Übrigens war dieſer Tempel des Jupiter Stator ein Werk des Architekten Hermodos oder Hermodoros. Er war ein Peripteros, ſein Dach rings um die Zelle von dreißig frei ſtehenden Säulen geſtützt, und die Breite des dadurch gebildeten Umganges der Säulenzwiſchenweite gleich. An der Vorder- und Hinterſeite des Tempels wurden jedes Mal ſechs Säulen, und an jeder der Nebenſeiten elf Säulen, die Eckſäulen mit gerechnet, geſehen [133]). Metellus ließ dieſe

113) *Jul. Capitolinus* in Gordiano Tertio, c. XXXII. 114) *Ael. Spartianus* in Pescennio Nigro, c. VI. 115) *Suet. Tranq.* August. c. 29; *Dio Cassius* LIV, 23. 116) *Dio Cassius* l. c. *Ovidius* Fast. VI, 639 — 648. 117) *Dio Cassius* LVI, 27. 118) *Strabo* Libr. V, wo er ſie περίπατον nennt. *Plin.* Epist. I, 5. 119) *Dio Cassius* LXVIII, 10. 120) *Ovid.* Art. Amat. I, 71 et 72. 121) *Plin.* Hist. Nat. XIV, 1, 3. 122) *Ovid.* Fast. VI, 37 et 38. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Templ. Pac. 123) *Sext. Rufus* l. c. et sub Reg. Isis et Monetae. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. III. et sub Reg. IV. 124) *Notitia Urbis* sub Reg. III.

125) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. III. c. IX. 126) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. VIII. 127) *Notitia Urbis* sub Reg. VIII. 128) *Vellej. Paterc.* II, 1. 129) *Vellej. Paterc.* II, 11. 130) *Varro ap. Plinium* Hist. Nat. II, 11. 131) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. 132) *Varro* l. c. 133) *Vitruvius* de architectura Libr. III, 2. (III, 1.).

Halle auch mit vortrefflichen Bildnereien verzieren. Aus Makedonien hatte er die 26 erzenen Reiterſtatuen mitgebracht, welche Alexander den Großen und die 25 aus ſeiner Leibwache am Granikus gefallenen Krieger vorſtell.en. Sie waren auf Befehl des Königs von dem berühmten Liſippos in vollkommener Lebensähnlichkeit, worin dieſer vorzüglich Meiſter war, gebildet, und in dem von Statuen glänzenden Orte Dio in Makedonien errichtet, mitten unter ihnen aber erhob ſich die Statue Alexanders ſelbſt[134]. Dieſe Werke nun hatte Metellus neben andern in ſeiner öffentlichen Halle aufgeſtellt[135], und ihnen geſellten ſich ſpäter noch manche andere große Bildwerke zu: denn auch der Cornelia, der Gracchen Mutter, des älteren Scipio, des Afrikaners, Tochter wurde nach dem Jahre 633 eine ſitzende Statue in dieſer dem Volke gewidmeten Halle errichtet, die beſonders durch ihre Pantoffeln ohne Riemen die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte[136]. Noch Vitruvius kannte die Portike des Metellus unter ihrem erſten Namen und in ihrer urſprünglichen Geſtalt[137]. Doch bald nach Beendigung ſeiner Bücher über die Baukunſt, d. i. um die Jahre 722 bis 724 Roms verſchwand ſie in der weitläufigen Portike der Octavia[138]. S. P. der Octavia. Von ihrer Form ſoll noch ein Andenken in einer Silbermünze mit der Aufſchrift Q. Metellus Pius, einſt aus dem Schatze des Herzogs von Mans im Muſeum des P. Chamillart, übrig ſeyn[139].

Die Milliarienſis, die man von ihrer großen Ausdehnung, vielleicht von tauſend Schritten oder von tauſend Säulen ſo genannt glaubt, befand ſich in den ſalluſtiſchen Gärten und wurde von dem Imperator Aurelianus prächtig ausgeſchmückt. Hier pflegte dieſer Kaiſer täglich ſich und ſeine Pferde müde zu reiten[140]. S. übrigens Gärten der Römer im Art. Gärten.

Die minuciſche alte P. und die minuciſche Getreideportike, Minucia vetus und Minucia frumentaria, waren zwei Hallen in der IX. Region der Stadt, die unfern des flaminiſchen Circus lagen[141], wahrſcheinlich gegen die Nordſpitze des capitoliniſchen Berges hin[142], und in verdorbener Sprache auch die mimitiſchen P. geſchrieben wurden[143]. Als ihr Erbauer wird von den Alten Q. Minucius Rufus angegeben, derſelbe, der im J. Roms 644 Conſul war, und über die damals von ihm beſiegten thrakiſchen Skordisker ungefähr um 646 einen glänzenden Triumph hielt[144]. Noch in der zweiten Hälfte des VIII. römiſchen Jahrhunderts hört man ſie die berühmten Portiken nennen[145], und ihr Andenken dauerte bis in die ſpäteren Zeiten des Kaiſerreiches herab fort[146]. Dieſen Ruhm hatten ſie hauptſächlich ihrer Beſtimmung zu danken: denn in ihnen verſammelte ſich das Volk, das Getreide zu faſſen, das zu beſtimmten Zeiten unter daſſelbe vertheilt wurde[147]. Beide Portiken ſind von der Familie der Minucier ohne Zweifel gerade für dieſen dem Volke höchſt angenehmen und wohlthätigen Zweck erbaut worden: denn ſie hatten ihren eigenen Getreidecurator, der von ihnen den Namen führte[148], und mit Recht vermuthet man[149] aus dem Namen „der alten municiſchen Portike“, daß dieſe nicht erſt von dieſem Conſulare Minucius Rufus, ſondern von einem ältern Gliede ſeines Hauſes, und wahrſcheinlich ſchon von jenem alten Minucius Augurinns erbaut worden war, durch den das römiſche Volk im J. der Stadt 315 Getreideaustheilungen aus dem Vermögen des getödteten Sp. Melius erhalten, und welches dem Minucius deßwegen aus Dankbarkeit eine Ehrenſäule mit ſeiner Statue, und das Bild eines vergoldeten Ochſen vor der Porta trigemina geweiht hatte[150], oder doch wenigſtens von einem ſeiner Nachkommen, der durch den Bau jener alten Halle das Andenken ſeines Ahnherrn wieder auffriſchte, und dem in derſelben Abſicht der Conſular Minucius Rufus mit Erbauung einer neuen Halle nachfolgte, und gewiß die alte Halle ſeiner Vorältern bei dieſer Gelegenheit erneuerte, weßwegen ihm auch, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, der Bau beider Hallen zugeſchrieben wurde[151]: „denn es
„war Sitte in den römiſchen Familien,“ ſetzt unſer neueſter gründlicher Erklärer hinzu[152], „dergleichen alte Fa-
„milienanlagen, Einrichtungen oder Verdienſte als hei-
„lige Vermächtniſſe zu betrachten und immer unter den
„Augen des Volkes im Anſehen zu erhalten, wie dieſes
„mit gar vielen Einrichtungen, die von Familien aus-
„gingen, nachgewieſen werden könnte.“ Von den Auszierungen dieſer berühmten Hallen wird nur die Statue eines ehernen Herkules genannt, die ſich in einer derſelben befand[153]. In der Nähe der Halle ſcheint auch ein kleines, dem Minucius geweihtes Heiligthum beſtanden, und von dieſen minuciſchen Anlagen ein nördlich von dem capitoliniſchen Hügel gelegenes Thor den Namen gehabt zu haben[154].

Die P. des Naſica, ſ. die capitoliniſchen P.

Die P. des Neptun, ſ. die P. der Argonauten.

---

134) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 8, 19, 6.; *Vellej. Paterc.* I, 11.; *Arrianus* de exped. Alexand. Libr. I; *Livius* XLIII; conf. quoque *Lipsius* ad *Vellej.* locum supra cit. 135) *Vellej. Paterc.* l. c. 136) *Plinius* Hist. Nat. XXXIV, 6, 14. 137) *Vitruvius* l. c. 138) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. Vergl. Schulze a. a. O., Th. I. nach §. 666. Anmerkg 18. 139) *Harduinus* ad *Plinii* locum, supr. cit. 140) *Flavius Vopiscus* in Aureliano, c. XLIX. 141) *Notitia Urbis* edita cum commentar. *Pancirolli*, sub Reg. IX. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. 142) Schulze a. a. O., Th. I. §. 219. 143) *Sext. Rufus* et *P. Victor* l. c. l. c. 144) *Vellej. Paterc.* II, 8 sub fin.

145) *Vellej.* l. c. 146) *Sext. Rufus, P. Victor* et *Notitia Urbis* l. c. l. c. 147) *Apulejus Madaur.* in Libro de Mundo, in Paris. *Floridi* editione, pag. 750. in edit. *Bosschue* Lugd. Batav. Tom. II, p. 366; conf. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI, X. 148) *Inscriptio in vet. Lapide* edit. in Not. ad *Frontini* de Aquaeductibus Libr. II, in *Graevii* Thesauri Tom. IV. pag. 1659, 3. 149) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. c. X. Schulze im a. W. Th. I. §. 219. 150) *Livius* IV, 16; *Plinius* Hist. Nat. Libr. XVIII, 3, 4., XXXIV, 5, 11., et *Nummus Familiae Minuciae ap. Patinum.* p. 179. 151) Wie *Vellej.* loc. supr. cit. 152) Schulze im angef. Buche §. 219 am Ende. 153) *Aelius Lampridius* in Commodo, c. XVI. 154) *Festus* de verborum signific. voc. „Minucia.“

Digitized by Google

Die P. der Octavia, welche, wie die Halle des Octavius, gewöhnlich die octaviſche Portike genannt wurde, lag, wie jene, am flaminiſchen Circus. Allein, ſie zog ſich ſüdlich ganz in die Nähe des Theaters des Marcellus hin[155]), und hieß deßwegen auch manchmal die P. des Marcellus[156]), wo jene hingegen dem Theater des Pompejus angränzte[157]). Auf der Weſtſeite berührte die P. der Octavia die Hallen, welche den Tempel des Herkules der Muſen umfingen, und war mit denſelben durch die in einer ſtarken Scheidemauer angebrachten Thüröffnungen verbunden[158]). Sie wurde von dem Imperator Cäſar Octavianus nach Bezwingung der Dalmatier von der in dieſem Kriege gemachten Beute und unter dem Namen ſeiner Schweſter Octavia um das J. 722 bis 724 erbaut[159]). Sie war wohl eine der weitläufigſten P. in Rom: denn Octavianus umfing mit ihr die alte P. und die heiligen Häuſer des Metellus[160]). Eine Schule, bei den Alten bekanntlich ein Ort, wo die Philoſophen und andere wiſſenſchaftlich gebildete Leute zum Geſpräche und zu gelehrtem Wettſtreite, gleichſam zu gelehrten Spielen und zur Geiſtesübung zuſammen kamen, wurde mit der P. verbunden[161]), Bibliotheksſäle in derſelben angelegt, welche Octavianus durch den gelehrten Grammatiker C. Meliſſus einrichten ließ[162]) und Octavia dem Andenken ihres Sohnes Marcellus weihte[163]); und gewiß hat auch die Curia der Octavia[164]) einen Theil dieſer weitläufigen Hallen ausgemacht, da man überhaupt der Werke der Octavia als eines zuſammenhängenden Ganzen gedacht findet[165]). Die heiligen Häuſer des Metellus, welche jetzt von der octaviſchen P. umſchloſſen waren, und wovon das eine dem Jupiter Stator, das andere der Königinn Juno geweiht war, ließ Octavianus durch zwei lakoniſche Bildhauer, Sauron und Batrachos, erneuern[166]) und die von beiden Tempeln begränzte alte Halle des Metellus, welche ſich damals vielleicht in baufälligem Zuſtande, oder doch gewiß in einer baulichen Anordnung befand, die dem hohen Sinne des Imperators nicht entſprach, ließ er wahrſcheinlich in jenen Hintergebäuden der beiden Tempel fortbeſtehen, welche man auf dem Bruchſtücke des alten Marmorgrundriſſes wahrnimmt[167]). Sauron und Batrachos ſollen reiche Leute geweſen ſeyn und den Bau auf ihre eigene Koſten unternommen haben, in der Hoffnung, daß man ihrer durch eine Inſchrift an dieſen Werken gedenken werde; allein dieſe wurde ihnen verſagt[168]): denn beide Tempel hatten von alten Zeiten her ohne Inſcription beſtanden[169]). Die Künſtler ſuchten daher ihre Namen auf eine andere Weiſe und an einer andern Stelle des Tempels zu verewigen. In den Schnecken der Säulenhäupter brachten ſie die Sinnbilder ihrer beiden Namen an, eine Eidechſe, die auf Griechiſch Saura heißt, und einen Froſch, Batrachos, welche Thierbilder der Berichtgeber dieſes mit eigenen Augen an Ort und Stelle geſehen hat[170]), und wir heute noch in einem übrig gebliebenen ioniſchen Säulenhaupte zur Beſtätigung der Wahrheit anſchauen. Es befindet ſich in der Kirche di Santo Lorenzo außerhalb den Mauern der Stadt, deren Säulen von verſchiedenen Orten Roms hierher zuſammen gebracht wurden[171]). In der einen Schnecke, und zwar gerade in derſelben Mitte, die man das Auge zu nennen pflegt und die gewöhnlich mit einer Roſette verziert iſt, erblickt man ſtatt letzterer einen auf ſeinem Rücken liegend ausgeſtreckten Froſch, und in der andern Schnecke eine Eidechſe in der Windung zunächſt um die Roſette des Schneckenauges gelegt[172]). Übrigens, erzählt der Augenzeuge weiter, iſt es eine bekannte Sache, daß einſt in dem Tempel des Jupiter die Male-

155) *Festus* ibid. voc. „Octaviae.“ 156) *Florus:* teste *Fabricio* in descript. Urb. Rom. cap. XIII. sub Titulo: „Octaviae Porticus.“ 157) S. weiter unten: P. des Octavius. 158) Bruchſtück des alten Marmorgrundriſſes von der Portike der Octavia und der des Herkules in Fragmentis Vestigii Vet. Romae ex Lapidibus Farnesianis cum notis *Petri Bellorii* Tab. II. 159) *Dio Cassius* XLIX, 43 sub fin. *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 29. 160) *Vellej. Paterc.* I, 11. 161) *Plinius* Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 162) *Sueton. Tranq.* de illustribus Grammaticis, c. 21. 163) *Plutarchus* in Marcello sub fin. 164) *Plinius* XXXVI, 5, 4. 8. 165) *Plin.* XXXIV, 6, 14; XXXVI, 5, 4, 3. 166) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 14. 167) Inter *Fragmenta Vestigii Vet. Romae a Petro Bellorio* explic. Tab. II.

168) *Plin.* l. c. 169) *Vellej. Paterc.* Libr. I, 11. 170) *Plin.* l. c. 171) Ich habe den von *Plinius* l. c. gebrauchten Ausdruck: „in spiris columnarum“ mit Winkelmann in observations sur l'architecture des anciens, chap. I. §. 46, und mit Sachſe in Geſchichte und Beſchreibung der alten Stadt Rom, 1ſten Theil, §. 617, „in den Schnecken der Säulenhäupter“ erklärt. Es iſt mir zwar nicht unbekannt, daß spira bei *Vitruvius* in Libr. III, cap. V (vulgo cap. III, sect. 6), bei *Pollux* in onomastic. Libr. VII, cap. XXVII. segm. 121, bei *Flavius Josephus* in Antiqq. jud. Libr. XV. cap. 11, nr. 5. und bei *Festus* voc. „Spira“, ja bei Plinius ſelbſt in Libr. XXXVI, 23, 51, „Fußgeſims, Baſe“ der Säule heißt, und daß daher mehrere Gelehrte und beſonders *Carlo Fea* in ſeiner Note zu Winkelmann a. a. O. und Hirt in Baukunſt u. d. Grundſätzen des Alten auf d. 6ten Seite, Zweifel gegen Winkelmann erhoben haben, ob Spira, das wohl auch Schnecke heißen könnte, wirklich in jener Stelle des Plinius in ſolcher Bedeutung zu nehmen ſei, oder nicht vielmehr „in den Fußgeſimſen der Säulen“ überſetzt werden müßte; beſonders da die ioniſche Schnecke bei *Vitruvius* l. c. und Libr. IV. cap. 1, mit dem Worte voluta bezeichnet wird. Allein, da das vitruviſche Wort voluta weder bei Plinius noch bei irgend einem andern Alten weiter vorkommt, spira aber, um mannichfaltige ähnliche Krümmungen auszudrücken, nicht nur bei *Plinius* IX, 25, 58, und Libr. XVI, 39, 76, 1., ſondern auch bei vielen andern Alten, z. B. bei *Virgilius* in Georgic. II, 154, und Aeneid. II, 217, bei *Cato* de Re Rustic. 77, bei *Valerius Flaccus* in Argonaut. VI, 396, u. ſ. w. gebraucht wird. Da ſich ferner Plinius noch überdieß in der oben angezeigten Stelle XXXVI, 23, um spirae als Fußgeſimſe zu bezeichnen, des Beiſatzes „subditae columnis“ bedient: ſo muß wohl spirae, das überhaupt im gemeinen Leben alle dergleichen Windungen und gewundene Dinge anzeigte, auch die Windungen der ſo genannten Schnecken der Säulenhäupter bedeuten, für welche voluta bloß das architektoniſche Kunſtwort war. Aus allen dieſen Gründen glauben wir mit Winkelmann den wahrhaften Weg eingeſchlagen zu haben, wenn wir gerade dieſes Säulenhaupt als einen Beweis und als eine Erklärung der oben benutzten Stelle des Plinius annehmen, um ſo mehr, da noch auf keinem Fußgeſimſe der Froſch und die Eidechſe vorgefunden worden iſt. 172) Abbildungen bei Winkelmann in Monumenti inediti Nr. 206. und in deſſen Histoire de l'art edit. Paris an II de la Republ. Franç. Tom. II. Pl. XXVIII, bei Hirt in Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten, Pl. X. Nr. 28, und bei Andern.

Digitized by Google

rei und alle andere Bauzierden auf eine weibliche Gottheit gedeutet haben. Denn als nach beendigtem Baue des Junotempels die Standbilder hinein getragen wurden, hatten ſie die Träger, ſo ſagt man, verwechſelt, und die Religion habe ſofort feſt darauf gehalten, daß ſich auf dieſe Weiſe die Gottheiten gleichſam ſelbſt ihre Wohnſitze gewählt hätten. Daher kommt es dann, daß in dem Tempel, in welchem Jupiter verehrt werden ſollte, die Juno verehrt wird [173]). Die Standbilder in dieſen Tempeln waren Werke der größten Künſtler in Marmor. Die Göttinn im Tempel der Juno war von Dionyſios, eine andere Juno in demſelben Tempel von Polykles gefertigt. Auch war eine Venus von Philiskos aus Rhodos da. Die übrigen Statuen waren Werke des Praxiteles [174]), unter welchen ſich auch zwei ſeines Sohnes Kephiſſodoros, des Erben ſeiner Kunſt, befanden, nämlich ein Äskulapios und eine Diana [175]) Den Jupiter in ſeinem Tempel hatten die Söhne des Timarchides gehauen. In demſelben Tempel befand ſich das Meiſterwerk des Heliodoros, Pan mit Olympos ringend, eine Marmorgruppe, welche für die zweitſchönſte in der Welt gehalten wurde. Auch ſah man hier eine badende Venus und einen aufrecht ſtehenden Dädalos von dem Meißel des Polycharmos [176]). Doch war war dieſes nicht alles Schöne, was die P. der Octavia umfaßte. Auch aus den umfangenden Hallen glänzten dem Volke die herrlichſten Kunſtwerke entgegen. Hier waren jetzt die Bildwerke aufgeſtellt, die einſtens die P. des Metellus verherrlichten. Hier ſah man jetzt die berühmte ſitzende Statue der Cornelia, der Mutter der Gracchen, und jener Schwarm von ehernen Reiterſtatuen, den Metellus aus Makedonien mitbrachte [177]), ſtand der Hauptſeite der Tempel gegenüber, und war immer noch der ſchönſte Schmuck dieſer öffentlichen Anlagen [178]). Auch ſoll ſich Phidias's Venus, eine Marmorſtatue, die von der höchſten Schönheit war, in der P. der Octavia befunden haben [179]). Unter den übrigen Werken, welche dieſe Hallen verherrlichten, werden nachfolgende ausgezeichnete Stücke genannt: des Praxiteles Cupido von pentheliſchem Marmor, einſt der Ruhm der Stadt Thespiai in Böotien, die faſt allein wegen dieſes Bildwerkes von den Fremden ſo häufig beſucht wurde [180]). Dieſer berühmte Cupido, den Mummius, als er Thespiai aller ſeiner Kunſtſchätze beraubte, nicht berührte, weil er geweiht war [181]), wurde endlich doch von Cajus Cäſar den Thespiaiern genommen, von Claudius ihnen zwar wieder zurück gegeben, von Nero aber abermals nach Rom gebracht [182]). Da wurde er in der Schule der octavianiſchen P. aufgeſtellt [183]), bald darauf aber durch den Brand dieſes Gebäudes zerſtört [184]). Die ausgezeichnetſten Gemälde in dieſer Schule waren von dem berühmten Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Kteſidemos. Eines ſtellte die Schweſter des Priamos, die edle Heſione, das andere Philippos und Alexander mit Minerva vor [185]). In dieſen weitläufigen octavianiſchen Bauwerken ſah man auch die beſten Werke des berühmten Malers Artemon: eines ſtellte Herkules vor, wie er auf dem doriſchen Berge Öta ſeine ſterbliche Hülle abwirft, und mit Einwilligung der Götter in den Himmel ſteigt. Ein anderes war ein hiſtoriſches Gemälde, und hatte des trojaniſchen Königs Laomedon Geſchichte mit Herkules und Neptun zum Gegenſtande [186]). In der Curia war das berühmteſte Standbild ein marmorner Cupido mit dem Blitze in der Hand, deſſen Meiſter nicht bekannt war. So viel wird aber hiervon verſichert, daß Alkibiades, der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit, unter dem Bilde dieſes Gottes vorgeſtellt ſei [187]). — Dieß iſt es, was die Alten in ihren Schriften von der P. der Octavia aufgezeichnet hinterlaſſen haben: wenig zwar, doch hinreichend, um einen hohen Begriff von dem Glanze, der ſie erfüllte, in uns zu erregen. Allein kaum dauerte dieſer Glanz ein Jahrhundert. In dem großen Brande unter Titus, im Jahre Roms 833, im 80ſten der chriſtlichen Zeitrechnung, wurde der größte Theil der weltberühmten Prachtgebäude auf dem Marsfelde, und mit ihnen auch die P. der Octavja zerſtört. Alle Werke der bildenden Künſte, welche einſt dieſe Halle verherrlichten, wurden verdorben, und die hier aufbewahrten Schätze der Gelehrſamkeit und der redenden Künſte in Aſche verwandelt [188]). So lag die Halle der Octavia über 120 Jahre lang in Trümmern, bis endlich der Imperator Septimius Severus ſehr viele von den uralten öffentlichen Gebäuden Roms auf ſeine Koſten erneuern, und dieſes der Nachwelt durch Inſchriften an den Gebäuden verkündigen ließ [189]). Da wurde auch die P. der Octavia wieder hergeſtellt. Er und ſein Sohn Caracalla trugen beide zu dieſem Werke bei, und vollendeten es im J. Roms 955, im 202ten der chriſtlichen Zeitrechnung, als er nämlich zum dritten Male, und mit ihm ſein Sohn und Mitherrſcher Aurelius Antoninus (Baſſianus Caracalla) zum erſten Male die Würde des Conſulates bekleidete. Dieß bezeugt die Inſchrift, die heute noch an den Überreſten des Haupteinganges zu dieſer P., an der Außenſeite derſelben, oben in der Säulenauflage in folgenden Worten geleſen wird:

Imp. Caes. L. Septimius. Severus.
Pius. Pertinax. Aug.
Arabic. Adiabenic. Parthic. Maximus.
Trib. Potest. XI. Imp. XI. Coss. III. P. P. Et.
Imp. Caes. M. Aurelius. Autoninus.
Pius. Felix. Aug.
Trib. Potest. VI. Cos. Procos.
Incendio. Corruptam. Restituerunt.

---

173) *Plinius* l. c. 174) *Plin.* XXXVI, 5. 4, 10. 175) *Plinius* in eod. Libr. cap. et sect. nr. 6. 176) *Plinius* ibid. sect. IV, 4. 177) S. oben P. des Metellus. 178) *Vellej. Paterc.* I, 11. 179) *Plinius* XXXVI, 5, 4, 3. 180) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 4. *Pausan.* Libr. IX, 27. *Cicero* in Verrem, IV, 4. 181) *Cicero* l. c. 182) *Pausan.* l. c. 183) *Plin.* l. c. 184) *Pausan.* l. c. 185) *Plin.* XXXV, 10, 37. 186) *Plin.* XXXV, 11, 40, 32. 187) *Plin.* XXXVI, 5, 4, 8. 188) *Dio Cassius* LXVI, 24. 189) *Dio Cassius* LXXVI, 16.

Digitized by Google

Caracalla ließ des Vaters Thaten, Kriegszüge und Triumphe in der Halle abbilden, daher man ihn auch gemeinhin als alleinigen Erbauer derſelben rühmte, mit dem Beiſatze, er habe ſie, die von nun an die P. des Severus hieß, unter dem Namen ſeines Vaters erbaut[190]). Die gedachten Überreſte des Haupteinganges liegen in dem heutigen Rom unmittelbar an der Kirche di Santo Angelo in Peſcheria. Man erkennt in ihnen den korinthiſchen Bauſtil, und ſieht deutlich, daß an der äußern Seite gegen Mittag, ſo wie an der mitternächtlichen, gegen die Hauptſeiten der beiden Tempel hin gerichteten Seite jedes Mal vier korinthiſche Säulen, und zwei, ebenfalls mit korinthiſchen Häuptern gezierte, faſt frei ſtehende und unverjüngte Pilaſter als Eckpfeiler das Säulengebälke und die Giebel, was Alles noch, doch zerbrochen, beſteht, getragen haben. Die architektoniſchen Glieder des alten Hauptbalkens und Bilderbandes an der mittäglichen Außenſeite ſind ihrer Länge nach, bis auf einen ſehr kleinen Theil rechts und links, abgemeißelt, um die Ebene der Tafel zur Inſchrift der Imperatoren Severus und Caracalla zu bilden, was natürlicher Weiſe in derſelben Zeit geſchehen iſt. In den Giebelfeldern bemerkt man noch einige undeutliche Spuren von Sculptur, und die Säulen beſtehen noch zum Theile, zum Theile ſind ſie verſchwunden und durch neuere Conſtructionen erſetzt, oder mit dergleichen verbaut. An die Stelle von zweien beim Hinſchauen rechts an der mittäglichen Vorderſeite iſt eine Arkade getreten, und die zwei gerade gegenüber an der mitternächtlichen Seite nebſt dem rechtſeitigen Eckwandpfeiler ſind in dem Mauerwerke der Kirche di Santo Angelo verſchwunden. Die Säulen ſind 32 Fuß 6¼ Zoll Pariſer Maß hoch, und 3 Fuß 4½ Zoll im unteren Durchmeſſer ſtark. Sie haben alſo 9¼ Durchmeſſer zur Höhe. Der Säulenſtamm iſt verkehlt und nach einer geraden Linie verjüngt. Das Haupt erſcheint hier in ſeiner ſchönen Schlankheit und vollkommenen Ausbildung. Statt der gewöhnlichen Blume iſt aber zwiſchen den Schnecken der Adler Jupiters auf dem Blitze ſitzend angebracht. Zwiſchen der Platte des Hauptes und dem Hauptbalken bemerkt man das kleine Bänkchen, welches die Alten anordneten, um dem Hauptbalken eine etwas erhöhtere Lage und vollere Anſicht, und der Platte des Säulenhauptes Sicherheit gegen den Druck des Hauptbalkens beſonders beim Aufbringen der Maſſen zu verſchaffen. Das Gebälke iſt ohne alle Verzierung und alle ſeine Glieder ſind glatt. Eine Abbildung des Säulenhauptes findet man bei *Desgodetz* (pag. 171), bei Hirt (in Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten, Pl. XII. Fig. V) und bei Andern, ſo wie auch Abbildungen der Ruine in den bekannten Sammlungen von alten Gebäuden Roms, z. B. bei *Barbault* (in Monumens de Rome ancienne Pl. 32. pag. 52). In dem marmornen Bruchſtücke des alten Grundriſſes der octavianiſchen P., welches aus den Zeiten des gedachten Imperators Septimius Severus auf uns gekommen iſt[191]), erkennt man deutlich dieſen ſüdlichen Haupteingang wieder. Mit Hilfe der Abmeſſungen ſeiner Trümmer, der Vergleichung des angezeigten Fragmentes und der Beobachtung der Richtung der noch übrigen Eckwandpfeiler und der Lage noch einiger anderer Überreſte dieſer P. kann man ſich eine ziemlich vollſtändige Vorſtellung von dem Umfange und von der Anordnung dieſer merkwürdigen Anlage machen. In gedachtem Fragmente iſt beſonders das zu bemerken, daß der Tempel des Jupiters, den Vitruvius noch in ſeiner erſten Anlage als einen vollſtändigen Peripteros geſehen hat[192]), hier als ein Peripteros ohne Hinterhalle erſcheint, daher ſich im äußeren Umfange nur 24, und auf jeder der Nebenſeiten nur 10 Säulen dem Auge darſtellen, eine Veränderung, die entweder ſchon bei der Erneuerung der Tempel durch Cäſar Octavianus, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, bei Wiederherſtellung derſelben unter Septimius Severus geſchehen iſt, da ohne Zweifel die hintere Säulenreihe durch die zerſtörende Flamme zu viel gelitten hatte. Wir haben nach den angezeigten Quellen eine bauliche Wiederherſtellung dieſer Halle auf den hierher gehörigen, „Portike der Alten“ überſchriebenen Blättern in Grundriß und Aufriß verſucht, und unten einige Hinweiſungen zur Erklärung derſelben beigefügt. Nach den neueſten gründlichen Unterſuchungen und Vergleichung derſelben Quellen[193]) ergibt ſich über Form, Lage und Umfang des Denkmahls und über ſeine Stelle in dem heutigen Rom Folgendes: Die Hallen, von einer doppelten Säulenreihe gebildet, ſchloſſen beide Tempel in der Grundform eines länglichen rechtwinkligen Vierecks ein, deſſen eine ſchmale Seite nördlich gegen den flaminiſchen Circus hin gewendet war. Die andere ſchmale Seite mit dem Haupteingange kehrte ſich der ſüdlichen Himmelsgegend zu, und berührte mit ihrem öſtlichen Ende faſt das Theater des Marcellus, deſſen Reſte von hier kaum vierzig Schritte entfernt liegen; mit dem weſtlichen Ende aber reichte ſie nach der Gegend der P. des Philippus hin. Der öſtlichen langen Seite lag der tarpejiſche Fels und ein Theil des capitoliniſchen Hügels gegenüber. Die weſtliche lange Seite aber zog ſich parallel mit dem Tempel des Herkules der Muſen, und mit den Hallen, die ihn umgaben, ganz nahe an denſelben hin, und lief nördlich in einem ziemlich ſpitzen Winkel gegen den flaminiſchen Circus aus. In dieſem Umfange liegen nun die beiden Kirchen Santo Angelo in Peſcheria und Santa Maria in Campitelli, welche letztere darum auch Santa Maria in Porticu Octaviä genannt wird, und faſt auf den Trümmern des Tempels des Jupiters erbaut iſt; ferner liegt in dieſem Raume ein großer Theil des Palaſtes bei Serlupi in Campitelli, mit den zwiſchen dieſen Hauptgebäuden bis an den Platz Capizucchi liegenden Häuſern und Straßen.

190) *Ael. Spartianus* in Antonino Caracalla, cap. IX., et *Idem* in Severo Imperatore, cap. XXI sub fin.

191) Inter *Fragmenta Vestigii Veter. Romae* cum notis *Bellorii*, Tab. II. 192) S. oben in der P. des Metellus bei nr. 133. 193) Vergl. auch Schulze in Beſchreib. u. Geſch. der alt. Stadt Rom, Th. I. §. 615.

Digitized by Google

Die P. des Octavius wurde von Cn. Octavius, demſelben, der curuliſcher Ädil, Prätor, Conſul und Decemvir sacris faciundis war, und den König Perſeus von Makedonien in einer Seeſchlacht beſiegte, einige Zeit nach ſeinem über dieſen König abgehaltenen Triumphe, nämlich um das Jahr 589 erbaut[194]). Sie war eine doppelte P.[195]), und zwar die erſte doppelte Portike in Rom[196]). Sie hatte alſo wahrſcheinlich nicht allein vier Säulenreihen auf derſelben Ebene neben einander, oder zwei Hallenreihen, welche einen Hof, einen Garten oder ſonſt einen inneren baulichen Raum umfangen, ſondern auch zwei Ordnungen, eine über der andern[197]). Man nannte ſie im Alterthume gewöhnlich die korinthiſche P.[198]), und dieſen Namen hatte ſie von ihren ehernen Säulenhäuptern[199]), deren Stoff für jenes koſtbare Metall ausgegeben und gehalten wurde, welches die Römer korinthiſches Erz nannten[200]). Auch hieß ſie die makedoniſche Portike und Portike des Perſeus, entweder als ein Siegeszeichen des Cn. Octavius, oder weil er vielleicht ſeine Kriegsthaten durch Gemälde in derſelben verherrlichen ließ[201]). Sie wird von den Alten als ein höchſt anmuthiger Aufenthalt[202]) und als ein prächtiges Gebäude dargeſtellt, das ſich vom Circus Flaminius an bis zunächſt an das Theater des Pompejus hin ausdehnte[203]). Nachdem ſie durch eine Feuersbrunſt verdorben war, ließ ſie Kaiſer Auguſtus wieder aufbauen, und neuerdings die octaviſche P. nach dem Namen desjenigen nennen, der ſie zuerſt an derſelben Stelle erbaut hatte[204]). Der Ort, den dieſe Halle einſt einnahm, iſt in dem heutigen Rom, nach den neueſten gründlichen Unterſuchungen[205]), öſtlich von dem Theater d'Argentina in der Häuſermaſſe zwiſchen den Straßen Ceſarini und Florida, und den Plätzen del' Olmo und Strozzi zu ſuchen, worin als Hauptgebäude die Paläſte Ceſarini, Colonna di Sonnino und die Kirche Santo Nicolo a' Ceſarini genannt werden. Nächſt dieſer Kirche in einem Hofe ſtehen noch vier antike Säulen ioniſchen Stiles aufrecht neben einander in der Richtung eines Kreisbogenſtückes. Ihre Stellung, ſo wie noch andere Überreſte in vielen der nachbarlichen Höfe, von welchen ein Augenzeuge berichtet[206]), der ſeiner Zeit noch Mehreres ſah, beweiſen, daß ſie zu einer weitläufigen Anlage gehört haben, und verbürgen, daß die P. des Octavius wenigſtens zum Theile ein Werk ioniſchen Stiles war, und aus Säulenhallen beſtand, die in einer Rundung noch eine andere innere bauliche Anlage umfingen.

Die P. des Philippus in der IX. Region der Stadt[207]) wurde von Marcius Philippus, dem Stiefvater des Kaiſers Auguſtus, zum Vergnügen des römiſchen Volkes und zur Verſchönerung der Stadt erbaut: denn oft ermahnte Auguſtus, der ſelbſt ſo viel für Roms Verſchönerung that, die anderen Großen, daß auch ſie, ein jeder nach ſeinen Kräften, durch Errichtung neuer Prachtgebäude oder durch Wiederherſtellung alter Denkmähler zur Verherrlichung Roms beitragen ſollten[208]). Weßwegen auch Philippus den Tempel des Herkules der Muſen, den einſt der edle Cenſor M. Fulvius Nobilior drei Jahre nach ſeinem Triumphe über die Aitolier und nach der Eroberung von Ambrakia erbauen ließ[209]), wieder herſtellte[210]), und nächſt demſelben ſeine prächtige P. aufführte[211]). Dieſe Halle war mit den vortrefflichſten Gemälden geſchmückt. Unter dieſen leuchteten beſonders als große Meiſterſtücke hervor: Helena von Zeuris Hand[212]), Bakchos, Alexander als Knabe, und Hippolytus, Theſeus Sohn, wie er vor dem auf ihn losgelaſſenen Ungeheuer erſchrickt, von dem berühmten griechiſch-ägyptiſchen Maler Antiphilos, einem Schüler des Kteſidemos[213]), und der trojaniſche Krieg in mehreren Bildern, von Theodoros gemalt[214]). Die P. des Philippus beſtand noch wohl erhalten bis in das Mittelalter herab, und Serlio ſah von ihr noch ſo bedeutende Ruinen, daß er einen Grund- und Aufriß davon entwerfen und öffentlich bekannt machen konnte[215]). Sie eignet ſich daher ganz vorzüglich, unſere Ideen über dieſe Art von Gebäuden der Alten zu berichtigen, weßwegen wir ſie auch auf einem der beiliegenden, mit „Portike der Alten“ überſchriebenen Blättern neben noch einigen andern in geometriſchen Zeichnungen mittheilen. Aus der Anſchauung wird man wahrnehmen, daß die Halle des Philippus ebenfalls wie jene des Octavius eine doppelte Portike geweſen iſt, und durch eine Vergleichung des Ganzen und ſeiner Theile mit dem unten beigefügten Maßſtabe kann man ſich eine Vorſtellung von der Coloſſalität dieſes Werkes verſchaffen. Das Übrige der Zeichnung erklärt ſich mit Hilfe der wenigen unten angeſchriebenen Hinweiſungen von ſelbſt. Einige haben dieſe ſchätzbare Hinterlaſſenſchaft aus dem Alterthume, die in Rom gemeinhin Cacabario genannt wurde, für das Haus des Marius, Andere für die P. des Pompejus, und wieder Andere für die des Octavius gehalten[216]). Allein die richtige

194) *Festus* de Verbor. significat. voc. „Octaviae.“ 195) *Plinius* XXXIV, 3, 7. 196) *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. 197) Conf. quoque *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. c. 3. 198) *Plinius* l. c. *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* l. c. 199) *Plinius* l. c. 200) *Plinius* XXXIV, 1 et 2. 201) *Schegkius* in Nota ad Velleji II, 1. *Fabricius* in Descript. Urb. Rom. cap. XIII. 202) *Vellej. Paterc.* II, 1. 203) *Vellejus* l. c. *Sext. Pomp. Festus* l. c. *Plinius* XXXIV, 8, 7. 204) *Festus* l. c. *Augustus* in Monumento Ancyrano, in opposit. Later. Serie I. 205) Schulze i. a. Buche Th. 1. §. 595 — 605. 206) *Flaminio Vacca* in Memoria di varie Antichità etc. scritte an. 1594. Nr. 20.

207) *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. *P. Victor* de Regionib. Urb. *Notitia Urbis.* 208) *Sueton. Tranq.* in Augusto, c. 29. 209) *Livius* XXXVIII; *Eumenius* in Oratione pro restaurandis scholis, sect. VII; conf. *Plin.* XXXV, 10, 36, 4. et *Harduinus* ad h. Plin. loc. et *Torrentius* ad *Suetonii* loc. supr. citat. 210) *Sueton. Tranq.* l. c. conf. *Marlianus* in Urb. Rom. Topograph. Libr. V. cap. IX. 211) *Martialis* in Epigram. V, 50.; conf. *Fabricius* in Descript. Urb. Rom. cap. XIII; *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. III. cap. XVII. et alii. 212) *Plinius* l. c. 213) *Plinius* in eod. Libro et capit., sect. XXXVII. 214) *Plin.* in ejusd. Libri capite XI. sect. XL, 40. 215) Serlio in ſeiner Architektur III. Buche, im IV. Kapitel, von den römiſchen Antiquitäten. 216) Serlio a. a. O. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. VI. cap. III.

Digitized by Google

Anſicht des Ganzen und die ſorgfältige Vergleichung der Stellen alter Schriftſteller mit örtlichen Umſtänden und übrig gebliebenen Trümmern haben jene Meinungen als irrige widerlegt, und dieſem Denkmahle ſeinen urſprünglichen Namen wieder zugeſichert [217]). Seine Überreſte reichen von der Kirche Santo Carlo ad Catin bis an den Judenplatz in gerader Richtung faſt von Norden nach Süden herab, und die Straße, welche den Platz vor Santo Carlo mit dem Judenplatze verbindet, läuft faſt parallel mit der Länge des Monumentes, und würde dasſelbe, wenn es noch ganz wäre, zwiſchen den inneren Pfeilern der linkſeitigen Hallenreihe, und zwiſchen dem inneren Baue, der die Rundſäle und Treppen enthält, durchziehen.

Die P. der Pola wurde von Agrippa's Schweſter, Pola, nächſt den Septen angelegt und mit Bahnen zum Wettrennen verſehen, war aber im J. Roms 747, als Auguſtus die Werke auf dem Felde Agrippa's zum Gebrauche des Volkes öffnete, noch nicht fertig [218]). Sie iſt wahrſcheinlich jener Theil der Septen, welcher nachher unter dem Namen der Trigaria bekannt war; ſ. weiter unten P. der Septen.

Die P. des Pompejus, die auch Hekatoſtylon, das Hundertſäulige von dem Walde der Säulen, die ſie bildeten, genannt wurde [219]), ließ Cn. Pompejus Magnus, wahrſcheinlich zugleich mit ſeinem Theater, alſo nach Beſiegung des Königs Mithridates vom J. R. 694 bis zu ſeinem 2ten Conſulate, d. i. bis in das Jahr 699 erbauen [220]). Sie lag ganz nahe vor dieſem Theater [221]), nämlich gleich hinter der Scene desſelben [222]), und diente nicht allein dem Volke zur Zuflucht, wenn die Schauſpiele durch Regengüſſe unterbrochen wurden, und um für theatraliſche Zurüſtungen den nöthigen Raum zu verſchaffen [223]), ſondern war zugleich eine derjenigen Hallen, die von Roms müſſigem Volke am meiſten beſucht wurde [224]): denn durch ihre Lage gerade vor dem Theater, durch ihre große Ausdehnung, durch die Mannichfaltigkeit der Eintheilung, der Form und der Art ihrer Räume, und endlich durch die Pracht ihrer Einrichtung war ſie ganz vorzüglich zum Luſtwandeln, zur Augen- und Ohrenweide geeignet. In Bezug auf die zuerſt genannten Eigenſchaften darf man nur die Bruchſtücke ihres Grundriſſes betrachten, welche aus den Zeiten des Imperators Septimius Severus auf uns gekommen ſind [225]); da ſchon iſt man genöthigt, ſich einen hohen Begriff von der anziehenden Lage dieſer Halle, von ihrer Größe und von der Mannichfaltigkeit ihrer Eintheilung zu machen. Hierzu kommt noch, was jene Bruchſtücke nicht mehr andeuten, der Luſtwald, der ſich in vielen Reihen hoher Platanen der Portike anſchloß, und von rauſchenden Waſſerwerken belebt und gekühlt war [226]). Kein Wunder alſo, wenn eine ſo friſche und geſunde Luft, ſo angenehme und dichte Schatten dieſe Halle erfüllten, daß ſie vorzüglich auch deßwegen allgemein beſucht und von Dichtern beſungen wurde [227]). Der ſchöne Platanenwald mit ſeinen Waſſerwerken, der das Angenehme dieſer P. vollendete, war auch dazu noch mit Statuen [228]), und beſonders mit Marmorbildern wilder Thiere verziert [229]). Auf die Pracht der inneren Einrichtung machen uns die Berichte der Alten, durch Erwähnung der attaliſchen, mit Gold durchwirkten Teppiche aufmerkſam, welche den Glanz dieſer Halle ungemein erhöhten [230]). Mit ihnen waren Thüröffnungen und zum Theile die Wände behängt. Ein anderer Theil der Wände war mit den trefflichſten Malereien geſchmückt. Unter dieſen waren die berühmteſten: Kadmus und Europa, von Antiphilos aus Ägypten, einem Schüler des Kteſidemos [231]); dann ein Gemälde des großen Polygnot's von Thaſos, das ſich ſonſt in der Curia des Pompejus befand, und einen Mann mit einem Schilde vorſtellte, von dem man nicht ſehen konnte, ob er im Hinaufſteigen oder im im Hinabſteigen begriffen wäre [232]); ferner die vortreffliche Opferung der Ochſen, ein großes Gemälde, einzig in ſeiner Art, von dem berühmten ſykioniſchen Maler Pauſias, in einem neuen, von ihm zuerſt erfundenen Stile angeordnet, und mit einer ihm ganz eigenthümlichen Behandlungsweiſe ausgeführt [233]); endlich der ganz vorzüglich ſchöne Alexander und eine ſitzende Kalypſo von der Hand des hochberühmten Atheners Nikias [234]). Ein geräumiger Saal in dieſen Hallen wurde von dem Erbauer zu Verſammlungen des Senates beſtimmt und eingeweiht [235]) und hieß daher die Curia des Pompejus. Hier war ſeine Statue aufgeſtellt, welche ihm nach Vollendung dieſer Werke die Dankbarkeit des römiſchen Volkes errichtete. Nachdem aber Julius Cäſar in dieſem Saale von den Verſchwornen ermordet war, ließ Cäſar Octavianus denſelben im Jahre Roms 712 vermauern [236]), und die Statue des Pompejus in dem Theater ſelbſt, ober den Sitzreihen, in der Mitte des oberſten Halbkreiſes unter einem Bogen aufſtellen [237]).

217) *Donatus* de Urb. Rom. in Libr. III. cap. XVII; Schulze l. a. Buche, Th. I. §. 603. 218) *Dio Cassius* LV, 8. 219) *Euseb. Pamphil.* Chronicon interprete S. *Hieronymo*, sub Olymp. CCLVI, Philippi Imp. anno II, Domini CCXLVI; *Martialis* in Libr. II. Epigr. 14. vers. 9 et 10, et *Idem* in Libr. III. Epigr. 19. 220) *Plutarchus* in Vita Pompeji, ante med. *Dio Cassius* XXXIX, 40. 221) *Appianus* de bello civil. in Libr. II, 115. 222) *Vitruvius* de Architectura in Libr. V. c. IX; Alter Marmorgrundriß des Theaters und eines Theiles der Portike des Pompejus aus den Zeiten des Kaiſers Septimius Severus inter Fragmenta Vestigii Vet. Urb. ex lapidibus Farnesian. cum *Not. Bellorii* Nr. XV. 223) *Vitruvius* l. c. 224) *Martialis* Epigr. XI, 1. v. 10 et 11. et *Idem* in Libr. II. Epigr. 14. 225) *Fragmenta Vestigii Vet. Romae* ex lapidibus Farnesianis a *Bellorio* illustrata, Tab. XII et Tab. XV. 226) *Propertius* Libr. III. Elegia 28. (II, 32) v. 11 — 15; *Martial.* III, 19. v. 1 ad 2, et II, 14, 10. 227) *Ovid.* Art. am. I. v. 67 et 68, et III, 387 et 388. *Propertius* l. c. et *Ejusd.* V. 8 (IV, 8) vers. 75; *Martialis* V, 10, vers. 5. 228) *Propertius* III. Eleg. 27, 11 — 16. 229) *Martialis* III, 19, 1 et 2. 230) *Propertius* l. c. 231) *Plinius* in Hist. Nat. XXXV, 10, 37. 232) *Plinius* XXXV, 9, 35. 233) *Plinius* ibid. 11, 40, 24. XI, sect. XL, 24. 234) *Plinius* ibid. 28. 235) *Plutarchus* in Caesare, 28. 236) *Sueton. Tranq.* in Caesare, 88; *Dio Cassius* XLVII, 19. 237) *Sueton. Tranq.* in Augusto, cap. 31; *Plutarchus* in Caesare, 66, et *Idem* in Bruto, 17; conf. Schulze im a. W., Th. I. §. 684.

Endlich, als Rom das Feſt ſeiner tauſendjährigen Gründung beging, und nach andern großen Feierlichkeiten auch in dem Theater des Pompejus drei Tage und drei Nächte hindurch dem Volke Schauſpiele gegeben wurden, gerieth dieſes Theater in Flammen, welche ſofort auch die nahe liegende hundertſäulige Halle ergriffen und zerſtörten[238]). Der Ort, den ſie einſtens einnahm, iſt in dem heutigen Rom, nach den neueſten Unterſuchungen[239]) jener von Paläſten, Häuſern, Plätzen und Straßen bedeckte Raum, den nördlich der ſüdliche Theil der Kirche di Santo Andrea in Valle einnimmt, und die ſeitwärts von dieſer Kirche nach Oſten ziehende Straße del Sudario begränzt, öſtlich aber die Weſtſeite des Theaters d'Argentina und eine von hier aus in die Straße del Monte della Farina gezogene gerade Linie, ſüdlich die eben genannte Straße, und weſtlich die Straße dei Chiavari umſchließen.

Die Porphyrportike, wahrſcheinlich von dem Bauſtoffe ihrer Säulen oder von der Bekleidung ihrer Wände ſo genannt, muß, wenn dieſes iſt, ein prachtvolles Werk geweſen ſeyn. Leider wiſſen wir aber von ihr nichts Weiteres, als daß die öffentlichen Schreiber und verpflichteten Fertiger der Verzeichniſſe mannichfaltiger Dinge und Handlungen hier ihren Aufenthalt und ihre Niederlage gehabt haben[240]).

Die P. des Quirinus war eine der beſuchteſten Roms, und wimmelte, gleich den P. des Pompejus, der Europa und der Argonauten, voll müßiger Menſchen[241]). Ohne Zweifel lag ſie unweit des Tempels des Quirinus, und hatte von ihm ihren Namen. Ihre Stelle und allenfallſigen Überreſte wären alſo in dem heutigen Rom auf dem quiriualiſchen Hügel, dem jetzt ſo genannten Monte Cavallo, in der Gegend des Capuzinerkloſters und der Kirche di Santo Andrea de' Geſuiti aufzuſuchen; denn hier erhob ſich am Rande des Berges das heilige Haus des Quirinus. Unten im Thale, das vom Tempel einſt das Thal des Quirinus genannt wurde[242]), gleich hinter der Kirche di San Vitale, wo jetzt der Jeſuitengarten ſich nach San Andrea hinauf zieht, ſah man noch vor drei Jahrhunderten und drüber die weißen Marmorſtufen der prächtigen Freitreppe, die aus dem Thale zum Tempel hinauf führte, und oben in einem Weinberge, der damals dem Auditor Rotá Genutius gehörte, des Tempels Unterbau. Da wurden viele Marmorplatten, und Bruchſtücke quadrirter Fußböden ausgegraben. Die prächtigen Marmorſtufen ließ der römiſche Senator Ottone Milaneſe hinweg nehmen, und aus ihnen die 124 Stufen hohe Treppe an der Nordſeite des capitoliniſchen Berges zur Kirche Santa Maria d'Ara Celi nach Michel Angelo's Plan hinauf führen[243]).

Die P. der Septen, das iſt, der Schranken, innerhalb welcher das römiſche Volk in vielen, nach Stand und Gewerbe gemachten Raumabtheilungen, gleichwie die Schafe im Schafſtalle unterſchieden, ſich verſammelte, hatten von eben dieſen Schranken ihren Namen. Sie waren wohl die weitläufigſten und größten der ganzen Stadt. Schon M. Tullius Cicero ſollte das ruhmwürdige Werk, wie er es ſelbſt nennt, in C. Julius Cäſars Namen in Ausführung bringen, die Septen nämlich, die ſonſt von Holz waren, von Marmor erbauen, ſie mit Dächern verſehen, mit hohen Portiken in einer Länge von tauſend Schritten umfangen, und die öffentliche Villa damit verbinden[244]). Was mancherlei Hinderniſſe und zuletzt der eingefallene Bürgerkrieg dem Tullius unmöglich machten, das ſetzte M. Ämilius Lepidus ins Werk. Er führte den Bau der Septen auf dem Marsfelde nach dem Sinne des eben erwähnten Planes aus, und umgab ſie von allen Seiten mit Hallen. M. Vipſanius Agrippa vollendete ſie. Er ließ ſie mit Marmortafeln und mit Gemälden verzieren[245]), und ohne Zweifel auch mit Statuen ausſchmücken: denn noch hat ſich das Andenken mehrerer vorzüglich ſchätzbarer Statuen der Septen, nämlich des Flötenſpielers Olympos, des Pan, und des Chiron mit Achilles, deren Meiſter aber unbekannt ſind, erhalten[246]). Nach einer ſolchen prachtvollen Vollendung ließ ſie Agrippa im J. R. 728 zur Ehre des Imperators C. Julius Cäſar Octavianus, der eben mit dem Namen Auguſtus verherrlicht war, einweihen, und ſie nach ihm die juliſchen Septen nennen[247]). Von Manchen wurden ſie aber wegen ihres großen Bauherrn die agrippiniſchen Septen[248]), und jener Theil des Marsfeldes, worauf ſie nebſt andern großen Werken des Agrippa ſich verbreiteten, das Feld des Agrippa genannt, welches Auguſtus im J. R. 747 dem Volke, als einen zu ſeinem Vergnügen vorzüglich geeigneten Ort, öffnete[249]). So ſtanden nun die Hallen der Schranken nicht allein als eine Zierde der Hauptſtadt der Welt da, ſondern auch zum Nutzen und zum Vergnügen des Volkes. Schon Auguſtus unterhielt das Volk hier mit Kampfvorſtellungen[250]), und mit mannichfaltigen andern Schauſpielen[251]), welche die ihm nachfolgenden Imperatoren wiederholten, beſonders Caligula, der einige ſeiner berühmten großen Fechterſchauſpiele daſelbſt halten ließ[252]), Claudius, der hier das große ordentliche Kampfſchauſpiel auf ſeinen Jahrestag dem Volke gab, und noch ein außeror-

258) *Euseb. Pamphil.* in Chronic. S. *Hieronymo* interprete, sub Olymp. CCLVI. Philippi Imp. an. II, Domini CCXLVI. 239) Schulze im angef. Buche. §. 601. 240) *Flavius Vopiscus* in Probo, cap. II. 241) *Martialis* in Libr. IX. Epigr. 1. 242) *Ovidius* Fast. IV, 375. in editt. *Mazar.*, *Moreti* et octo aliorum. *Juvenalis* Satyr. II. v. 133.

243) *Venuti* in Rom. modern. p. 811. *Nardini* in Rom. Vet. Libr. II. cap. VI., ex *Fulvio*, teste oculato. 244) *M. Tull. Cicero* ad Attic. IV. Epist. 6. 245) *Dio Cassius* LIII, 23. 246) *Plin.* Hist. Nat. XXXVI, 5. 4. 8. 247) *Dio Cassius* l. c. 248) *Aelius Lampridius* in Alexandro Severo, c. XXVI. *P. Victor* de Regionib. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. 249) *Dio Cassius* LV. 8., conf. *Pitiscus* in Lexic. Antiqq. Rom. voc. „Septa" p. 399. col. a. 250) *Dio Cassius* l. c. 251) *Sueton. Tranq.* Aug. c. 43. 252) *Id.* in Calig. c. 18.

Digitized by Google

dentliches kleineres, welches nur wenige Tage dauerte[253]), und Nero, welcher ſein berühmtes und prächtiges gymniſches Weltſchauſpiel in den Septen hielt[254]). Rom ſtellte nun auch hier ſeinen Reichthum an Gold und Edelſteinen zum Verkaufe aus. Hier konnte man koſtbare Gemmen, von den geſchickteſten Meiſtern künſtlich gebildete Becher, Gefäße aller Art, und aus allen möglichen Stoffen verfertigten Schmuck zu kaufen finden[255]). Wieder eine andere Gegend der Septen war unter dem Namen der Trigaria, das iſt, der dreiſpännigen, zur Pferdeübung im Wettrennen beſtimmt[256]), und dieſe iſt ohne Zweifel jene Portike, welche Pola, Agrippa's Schweſter, bei den Septen erbaute, und Laufbahnen zum Wettrennen dabei anlegte[257]). Daher ſtrömte man dann auch, ſich zu ergehen, zu zerſtreuen und zu vergnügen, nach den Septen hin[258]), und natürlich hatten die Schmarozer, welche die mit den Septen ſo nahe verbundene Argonautenhalle durchzogen, auch bis hieher ihre Jagd ausgedehnt[259]). Der große Brand, der unter Titus Regirung im J. R. 833 faſt alle die großen Prachtwerke dieſer Gegend verdarb, ergriff auch die Septen und das mit ihnen verbundene Poſeidoneion, oder die Argonautenhalle mit ihrem Tempel[260]). Allein ſchon einige Jahrzehnte nachher wurden ſie, ſo wie viele der übrigen verdorbenen Prachtwerke von dem Imperator Hadrian wieder hergeſtellt[261]), und man findet ihrer in den ſpäteren Zeiten des Kaiſerreiches gedacht[262]). Die noch vorhandenen Bruchſtücke eines in der Zeit des Imperators Septimius Severus in Marmor gearbeiteten Grundriſſes der juliſchen Septen[263]), und einige von den Gebäuden ſelbſt noch übrig gebliebene Trümmer, welche in Bezug auf ihre bauliche Anlage vollkommen mit jenem Grundriſſe übereinſtimmen, machen es uns möglich, noch einige beſtimmtere Anſichten von der Anordnung und Bauart dieſer weitläufigen Halle hinzu zu fügen. Aus ihnen erſehen wir, daß dieſelbe nach ihrer Breite eine ſiebenfache Portike geweſen iſt. Ihre ſieben Hallen, welche in Geſtalt langer Gänge nach der Länge der Portike zwiſchen zwei Seitenmauern fortzogen, wurden von gewaltigen frei ſtehenden Pfeilern gebildet, deren ſich jedes Mal ſechs nach der Breite der Portike in einer Reihe neben einander zwiſchen zwei an den beiderſeitigen Seitenmauern empor ſtrebenden Wandpfeilern erhoben. Hierdurch entſtand alſo zugleich eine große Menge anderer, nach der Breite der Portike gerichteten Hallenreihen, welche die ſieben nach der Länge der Portike fortziehenden rechtwinkelig ſchnitten, und ſich beiderſeits in Thüröffnungen endigten, die in den Seitenmauern der Portike angebracht waren. Dieſes ſcheint unwiderleglich auch bei den Enden der ſieben nach der Länge der Portike fortziehenden Hallen der Fall geweſen zu ſeyn, ſo daß die Umfaſſungsmauern des Ganzen allerſeits durch eine bedeutende Anzahl von Thüren geöffnet waren. Die Querhallen waren 26 Palmen im Lichten weit. Gleiche Weite hatten die äußerſten, beiderſeits an den Umfaſſungsmauern hin ziehenden langen Hallen. Die fünf mittleren aber waren ſchmäler, wie der alte Grundriß ſowohl als die Überreſte bezeugen. Aus den Pfeilern entſprangen Gewölbe und bildeten die Decken. Die Hauptmaſſe des Gebäudes war, wie die Überreſte ſprechen, von tiburtiniſchem Steine, und, was wir oben aus den Schriftſtellen der Alten bereits anzeigten, mit Marmor bekleidet. Auf dieſe Überreſte iſt jetzt der aldobrandiniſche Palaſt an der Straße del Corſo, der alten Via Lata, gegründet. Die Lage dieſer Trümmer längs der gedachten Straße hin, und andere Überreſte, die man bei dem Baue der Vorhalle und der Hauptſeite der Kirche Santa Maria in Via Lata, ſo wie anderer, in der Nachbarſchaft erbauter Paläſte ausgrub[264]), verglichen mit den ſeither benutzten Schriftſtellen der Alten zeugen, daß dieſe Portike von dem heutigen Palaſte d'Aſti an, längs der Straße del Corſo fort, und, einſchließlich der Argonautenhalle, die als Fortſetzung der Septenhalle zu betrachten iſt, bis an den Fuß des Monte Citorio hin zog. In dieſer Richtung traf ſie auf das Ende der Bogen der Aqua Virgo, welche in den luculliſchen Gärten jenſeits der heutigen Straße del Corſo ihren Anfang nahmen, und ſich auf dem Marsfelde hart vor der Hauptſtirnſeite der Septenhallen endigten[265]). Die prächtigen Reſte dieſes Endes fand man, als im J. Chriſtus 1626 der Grund zum Baue der Vorderſeite der Kirche di Santo Ignazio gegraben wurde[266]). Hier alſo hinter der Linie, welche die Breite der Vorhalle der genannten Kirche, der öſtlich von ihr ausgehende Flügel des Collegio Romano und die Lage des Oratorio di Santo Franceſco Saverio del Caravita bis an die Straße del Corſo hin beſtimmen, dehnte ſich die Hauptſeite der P. der Septen hart vor den Endbogen der Aqua Virgo aus, denen ſich auf der andern Seite die mit den Hallen der Septen durch die Öffnungen eben dieſer Bogen verbundene, und eigentlich zu den Septen gehörige Argonautenhalle anſchloß (ſ. oben Halle der Argonauten). Die Gebäude, welche ſich heut' zu Tage über den Trümmern der P. der Septen erheben, ſind alſo: die Kirche di Santo Ignazio, das Collegio Romano, das Oratorio di Santo Franceſco Saverio del Caravita, der Palaſt de Carolis, die Kirche di Santa Maria in Via Lata, die Accademia di Fran-

253) *Sueton.* in Claud. c. 21. 254) *Id.* in Nerone. c. 12. 255) *Martialis* IX, 60. 256) *Sext. Rufus* de Regionib. Urb. sub Reg. Circ. Flamin. *P. Victor* de Regb. Urb. sub Reg. IX. Circ. Flamin. *Plin.* XXXVII, 12, 72. 257) *Dio Cassius* LV, 8. 258) *Martialis* l. c. *Papinius Statius* Sylvar. IV, 6, 1. 259) *Martialis* II, 14. 260) *Dio Cassius* LXVI, 24. 261) *Aelius Spartianus* in Hadriano, c. XIX. 262) *Rufus* et *Victor* l. l. c. c. 263) Inter Fragmenta Vestigii Vet. Rom. a *Bellorio* explicat. Tab. X.

264) *Petrus Bellorius* in Nota ad Fragment. Vestigii Vet. Rom. Tab. X. teste adducto *Andrea Bufalino.* 265) *Sext. Julius Frontinus* de Aquaeductibus in Libr. I., in *Graevii* Antiqq. Rom. Tom. IV. p. 1644. 266) *Nardini* in Rom. Vet. Libr. IV. cap. IX. *Donatus* de Urb. Rom. Libr. III. cap. XVIII.

Digitized by Google

cia, der aldobrandiniſche Palaſt, der Palaſt d'Aſti, der Palaſt Panfili, der Palaſt Ercolano und das Kloſter und die Kirche di S. Marta, mit den dazwiſchen liegenden Häuſermaſſen, Straßen und Plätzen.

Die P. des Severus, ſ. die P. der Octavia.

Die vipſaniſche P., ſ. die P. der Argonauten.

Schluß. Noch ſind theils die Namen, theils die Lage mancher anderer Portiken des claſſiſchen Alterthums aufbewahrt. Da aber die uns bekannten Nachrichten von ihnen auch weiter nichts als dieſes angeben, ſo können wir uns derſelben nicht als lehrreicher Beiſpiele zur weiteren Vervollſtändigung dieſes Artikels bedienen. Die P. des Auguſtus, des Nerva, Trajanus und andere ſ. man im Art. Forum, die des Nero, Domitianus und Anderer, unter Wohnhäuſer der Römer im Art. Wohnhaus. Von den zwei und funfzig öffentlichen Portiken der alten Kaiſerſtadt Conſtantinopel wiſſen wir aber bis jetzt kaum etwas mehr, als daß ſie einſtens beſtanden haben[267].

Zu den öffentlichen Hallen der Alten gehören vorzüglich noch die Baſiliken und die Leſchen. Dieſe ſchönen, und auch für den Baumeiſter höchſt lehrreichen Gebäude müſſen wir aber an andern Orten, und zwar erſtere in den Artikeln Gerichtshöfe und Kirchen, letztere im Artikel Säle in baulicher und antiquariſcher Hinſicht betrachten. Vgl. auch Basilica Th. VIII. S. 32.

Wenn unſere jetzt meiſt in das Privatleben zurückgezogene Lebensweiſe mehr Öffentlichkeit erhalten könnte: ſo würde der dadurch erweckte Geiſt unſere ſo genannten Muſeen leicht in ſolche öffentliche Hallen umwandeln. Die mannichfaltigen, unſerer Zeit eigenen Entdeckungen und Forſchritte in den Wiſſenſchaften, in den nützlichen Künſten und in der Art des Lebensgenuſſes würden dieſe Anſtalten der Alten unter uns in einem höheren Sinne wieder herſtellen, und der Name Volkshallen würde eine ihnen vorzüglich eigenthümliche Bezeichnung werden. Wie weit aber unſere beſtehenden Anſtalten zum öffentlichen, geſellſchaftlichen Vergnügen durch zweckmäßige Einrichtungen, und durch richtige architektoniſche Behandlung dazu beſtimmter Orte dieſer Idee genähert werden, und dann dazu beitragen können, den Geiſt der Öffentlichkeit wieder hervor zu rufen, werden unſere dahin gehörigen Abhandlungen, beſonders die Artikel Museum und Volkshalle in Beziehung auf den vorſtehenden Artikel entwickeln. (*Leger.*)

HALLE, in der Handlung ein Gebäude oder ein bedeckter öffentlicher Platz, worunter Waaren und in der Regel eine beſtimmte Art von Waaren feil geboten werden. In Teutſchland kommt das Wort in dieſer Bedeutung ſeltner vor, als in Frankreich, wo jede große Stadt dergleichen Gebäude beſitzt. Auch auf den britiſchen Inſeln findet man Hallen für Leinewand, wollne Zeuge, Seide, und überhaupt bedeutet es daſelbſt einen großen, zu einem öffentlichen Zwecke beſtimmten Saal, daher Gerichtshof, wie Weſtminſterhall, und Verſammlungsort der Municipalitäten. (*Rüder.*)

HALLE, gewöhnlich zum Unterſchiede von andern Städten gleiches Namens Halle in Sachſen, im Magdeburgſchen oder Halle an der Saale genannt, iſt Kreisſtadt des Saalkreiſes, der zum königl. preuß. Regirungsbezirke Merſeburg und des Herzogthums Sachſen gehört, und liegt nach Bode unter 51° 29′ 26″ N. Br., 29° 37′ 47″ L., in einer Entfernung von 11 Meilen in der Mitte zwiſchen Magdeburg, Nordhauſen und Wittenberg dicht an der Saale, von der 2 Arme einzelne Theile der Stadt von einander trennen. Sie iſt umgeben von einer Hügelreihe, die ſich vom Petersberge herab nach dem Flußbette zu ſenkt und auf Porphyr ruht. Da, wo die felſigen Saalufer näher und ſteiler zuſammen treten, bilden ſich anmuthige Partien, welche ½ Stunde von der Stadt gegen Norden bei dem Dorfe und der Burgruine Giebichenſtein zu geſchmackvollen und wohl erhaltenen Gartenanlagen benutzt ſind.

Die Stadt, deren Umfang etwa 2 gute Stunden beträgt, beſtand ehedem aus 3 Städten; der eigentlichen Stadt mit ihren fünf Vorſtädten und den beiden Amtsſtädten Glaucha gegen Süden und Neumarkt gegen Norden, die aber jetzt zu einer Geſammtſtadt vereinigt ſind. Die innere Stadt hat 6 Thore und 2 Pforten: Moritzthor, Ranniſchesthor, Galgthor, Steinthor, Ulrichsthor und Clausthor und dieſem letztern zu beiden Seiten die Mühl- und Kuttelpforte. Von dieſen Thoren iſt jedoch jetzt größten Theils alles Mauerwerk abgebrochen, um einen freiern Zugang zur Stadt, offne Plätze und mit der Zeit durch Ausfüllung der Stadtgräben und Zwinger öffentliche Spaziergänge zu gewinnen. Der äußern Thore ſind neun; gegen Mittag auf dem rechten Saalufer vor der Amtsſtadt Glaucha das Hamſterthor und obere Ranniſchethor: gegen Morgen das obere Galgthor, Schimmelthor und obere Steinthor, welche auf die Kunſtſtraßen nach Merſeburg, Leipzig und Berlin führen: gegen Mitternacht, das heilige Geiſtthor und Kirchthor vor der Amtsſtadt Neumarkt auf die Kunſtſtraße nach Magdeburg und Giebichenſtein führend. Auf dem linken Saalufer führt das Schieferthor (jetzt eine bloße Barriere) über die ſo genannte Schieferbrücke (auch Schifferbrücke), die nach einer neuen Methode mit einer ſehr kunſtreichen Holzverbindung erbaut iſt, auf die Kunſtſtraße nach Eisleben, und das ſchwarze Thor eben dahin, von der Vorſtadt Strohhof aus, welche auf einer, von der Saale gebildeten Inſel liegt. Von öffentlichen Plätzen ſind bemerkenswerth: 1) der große, mit ſchönen Gebäuden umgebene Marktplatz mitten in der Stadt; 2) der ſo genannte große Berlin, 3) der Franckensplatz vor dem Waiſenhauſe, 4) der Domplatz, 5) der Paradeplatz. Die Hauptſtraßen ſind: die große Ulrichs-, große Stein-, große Klausſtraße, Galgſtraße, Ranniſcheſtraße, Barfüßerſtraße, Brüderſteaße, Märkerſtraße, der alte Markt mit ſeiner Fortſetzung bis zur

267) Hievon ſ. man *Petrus Gyllius* in Topographia Constantinopoleos, Libr. II. cap. XXII., et Libr. IV. cap. VIII.

Moritzkirche, die kleine Stein-, Klaus- und Ulrichsſtraße, in Glaucha der Steinweg und auf dem Neumarkt die breite Straße. Dieſe Straßen ſind jetzt größten Theils neu gepflaſtert, doch ſcheint wegen der unter dem Pflaſter fortgehenden Röhrleitungen, welche Saalwaſſer in alle Theile der Stadt verbreiten und wegen des bröcklichen Materials auf ein vollkommen gutes Pflaſter kaum zu rechnen.

Die Zahl der Häuſer iſt 2384, nämlich:

1) Öffentliche Gebäude:	
a) für kirchliche Zwecke	11
b) für Stats- und Gemeindezwecke . .	111
2) Privatgebäude:	
a) Wohnhäuſer	2010
b) Fabriken, Mühlen und Magazine . .	39
c) Ställe, Scheunen und Schoppen . .	213
Summa	2384

Unter den öffentlichen Gebäuden ſind zu bemerken: 1) die Marienkirche auf dem Markte, zwiſchen 1529 und 1554 aus der alten Marienkirche und der Gertrudenkirche in einem ſehr ſchönen gothiſchen Stile erbaut. Sie hat 4 Thürme und außer dieſen gehört noch zu ihr, der frei ſtehende ſo genannte rothe Thurm, welcher im 15ten Jahrh. erbauet worden und jetzt mit einer im gothiſchen Geſchmacke aufgeführten Reihe von Arkaden verziert iſt, in deren einer Seite die Hauptwache befindlich iſt, während die übrigen zu Kaufläden dienen. 2) Die Ulrichskirche, erbaut 1339, gehörte früher zu dem Servitenkloſter und wurde 1527 Pfarrkirche, als die alte Ulrichskirche, die in der Nähe des Ulrichsthores lag, abgebrochen wurde. 3) Die Moritzkirche, ihrem ältern Theile nach, die älteſte in Halle, und zwiſchen 1156 und 1184 erbaut. Das ſchöne heitere hohe Chor, wurde zwiſchen 1388 und 1402 von Conrand von Eimbeck und Peter von Meel angebaut, ſie hat wie die Ulrichskirche keinen Thurm. 4) Die Domkirche wurde von Albrecht V. in den Jahren 1520 — 23 ſchnell erbaut, entbehrt aber ebenfalls des Thurmes (die übrigen Kirchen ſind, die zu St. Georgen in Glaucha, zu St. Laurentius auf dem Neumarkt und die katholiſche). 5) Das Rathhaus liegt auf dem Markte und iſt ein altes, aber in einzelnen Theilen ſchönes Gebäude. Ein Gang führt über eine Gaſſe in 6) das Wagegebäude, an dem ſonſt das ſteinerne Rolandsbild ſtand, welches jetzt auf die andere Seite des Markts verpflanzt iſt. Dieſes Gebäude dient der Univerſität zu akademiſchen Feierlichkeiten und Vorleſungen. 7) Die Univerſitätsbibliothek in neuerer Zeit erweitert, am Paradeplatz, ihr gegenüber 8) die ſchöne Ruine der Moritzburg, der früheren Reſidenz der Erzbiſchöfe von Magdeburg, wenn ſie in Halle waren, 1400 erbaut und ſchon im 30jährigen Kriege zerſtört: ihr zur Seite 9) das geſchmackvolle neue Gebäude der Freimaurerloge zu den drei Degen. 10) Die Francke'ſchen Stiftungen, eine eigene kleine Stadt, mit einem ſchönen Hauptgebäude vor dem Ranniſchen Thore am Franckensplatze, ſie erwarten bald eine neue Zierde durch die in Erz gegoſſene Bildſäule ihres berühmten Gründers. 11) Das neue Hospital- und Krankenhaus, dicht an der Saale 1825—26 erbaut, mit einer geſchmackvoll verzierten Kirche, 75 Krankenbetten und mehreren andern trefflichen Einrichtungen zur Verpflegung von 50 alten Bürgern männlichen und weiblichen Geſchlechts. Außerdem beſitzt die Stadt an wohlthätigen Inſtituten ein adeliges Fräuleinſtift, andere kleinere milde Stiftungen, eine Irrenheilanſtalt, mehrere Badeanſtalten, bei welchen theils Saale, theils ein Mineralwaſſer benutzt wird. Die Beſorgung der Armenangelegenheiten leitet unter dem Magiſtrat eine Armendirektion und eine Anzahl von Bezirksvorſtehern und Armenvätern. Ein Frauenverein nimmt ſich verwaiſeter und verwahrloſeter Kinder an. Eine Sparkaſſe ſichert armen Dienſtboten ein kleines Einkommen von ihren Erſparniſſen, mehrere Leichenkaſſen beruhigen in Abſicht auf die Beerdigung. Die Stadt iſt der Sitz einer naturforſchenden Geſellſchaft und des thüringen-ſächſiſchen Vereins zur Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums. Von Zeitſchriften werden hier redigirt: die Allgem. Literaturzeitung, ein gemeinnütziges Wochenblatt und der ſo genannte Kurier. Es befinden ſich in der Stadt 5 Sortiments- und noch mehrere Verlagsbuchhandlungen, 4 Apotheken und 5 große Gaſthöfe nebſt einer bedeutenden Anzahl kleinerer. Für das Vergnügen ſorgen ein Schauſpielhaus und mehrere geſchloſſene Geſellſchaften, ſo wie Spaziergänge und Erholungsörter in der Nähe und Ferne. — Die Zahl der Einwohner war im J. 1825 23,087, nämlich 22,570 Evangeliſche, 426 Katholiken und 91 Israeliten; 1821 waren 23,216, nämlich 11,637 männlichen, 11,579 weiblichen Geſchlechts; 1816 19,136 und 1802 18,314 gezählt, doch in allen dieſen Zahlen die Mitglieder der Univerſität, die Penſionäre der Francke'ſchen Stiftungen ꝛc. nicht begriffen, mit welchen das heutige Volkskapital ſicher auf 25,000 ſteigt. 1816 waren darunter 2237 Bürger, 107 Rentenirer und Civiliſten, 1187, die von Künſten und Handwerken und 617, die von ihrer Handarbeit ſich nährten. Die Bewohner von Halle leben zum Theil von Acker- und Gartenbau; Gemüſe und Obſt wird in vorzüglicher Güte gewonnen und von Feldfrüchten werden außer den gewöhnlichen Getreidearten, beſonders die Tuchſcherkarde und Kümmel erbaut. Von Fabriken ſind in neuern Zeiten nur noch die Stärkenfabriken einiger Maßen blühend. 1819 waren in Wolle und Halbwolle 30, in Leinewand 19, in Strümpfen 92 Stühle vorhanden, auch wurde gutes Leder und chemiſche Fabrikate verfertigt. Man zählte an Handwerkern 58 Bäcker, 17 Kuchenbäcker und Conditoren, 45 Fleiſcher, 8 Seifenſieder, 17 Gärber, 136 Schuhmacher, 12 Handſchuhmacher, 3 Kürſchner, 23 Riemer und Sattler, 15 Seiler, 121 Schneider, 13 Hutmacher, 8 Zimmerleute mit 56 Geſellen, 61 Tiſchler, 8 Rade- und Stellmacher,

Digitized by Google

61 Böttcher, 14 Drechsler, 9 Bürſtenbinder, 2 Kammmacher, 24 Maurer mit 97 Geſellen, 5 Töpfer, 11 Glaſer, 17 Huf- und Waffenſchmiede, 44 Schloſſer und Meſſerſchmiede, 8 Gürtler, 3 Kupferſchmiede, 2 Roth- und Gelbgießer, 4 Zinngießer und 7 Klempner; an Künſtlern 12 Mechaniker, 11 Uhrenmacher, 6 Gold- und Silberarbeiter, 2 Pitſchierſtecher, 20 Buchbinder und 10 Buchdrucker mit 24 Preſſen; an Handelsleuten 11 Gewürz- und Material-, 39 Ausſchnitt-, 8 Eiſen- und Quincallerie-, 9 Buch- und Kunſt-, 12 Wollen- und Weinhändler, 4 Apotheker, 28 Krämer und 220 Höker und Victualienhändler, dann 6 Gaſthöfe, 21 Krüge, 9 Speiſewirthe, 49 Schenkwirthe. Ihr Verkehr und ihr Kramhandel iſt nicht unbedeutend, beſonders verſendet ſie viele Stärke, Seiſe, Hüte, Leder und Sämereien, hält Wochen- und beſuchte Kram- und Viehmärkte, die in der Stadt befindliche Mineralquelle iſt zu ſchwach, um ſtark benutzt zu werden: die ſo genannten Haller Lerchen kommen meiſtens aus der großen Lauchſtädter Haide, Brauerei, Brennerei und Weineſſigbrauerei iſt bedeutend. An Mahlſteuer entrichtete ſie 1821 24,917 Rthlr. 22 Sgr. 1 Pf., an Schlachtſteuer 14,807 Rthlr. 9 Sgr. 9 Pf.

Die *halle'ſchen Salzwerke* ſind äußerſt ergiebig. Ein Maß Soole aus dem Hauptbrunnen gibt 16 Loth reines Salz und braucht nicht gradirt zu werden. Die Salzwerke gehören theils dem Könige, theils Privatperſonen, die letztern, wenn ſie das Recht haben auf ihre Koſten Soole verſieden zu laſſen, werden *Pfänner* genannt. Sie beſitzen ſtatt der ehemaligen mehr als 100 kleinen ſo genannten *Kothe*, jetzt 2 große Siedehäuſer in der Stadt, neben den 4 Soolbrunnen. Die *königl. Saline* liegt außerhalb der Stadt an dem Saalufer, wodurch die Verſchiffung des gewonnenen Salzes ſehr erleichtert wird. Die halle'ſchen Salzwerke ſind ſchon ſehr frühe bearbeitet worden und unſtreitig hat die Stadt davon den Namen (ἄλς, ἁλός). Der Theil derſelben, wo die Brunnen ſtehen, heißt noch jetzt vorzugsweiſe die *Halle*. Auch nennt man dieſen Theil, wegen ſeiner tiefern Lage, *das Thal*, weßhalb die ehemalige Gerichtsbarkeit der Stadt eine doppelte war (*Berggerichte* und *Thalgerichte*), und auch noch jetzt der Verein der Arbeiter in den Salzwerken ſich die *Thalbrüderſchaft* nennt. Dieſe Arbeiter, *Halloren* genannt, ſollen von den ehemaligen wendiſchen Einwohnern dieſer Gegend abſtammen und manche Eigenthümlichkeiten, Sitten und Trachten derſelben ſcheinen allerdings darauf hinzudeuten, jedoch läßt ſich etwas Gewiſſes hierüber nicht erweiſen; vielleicht ſind ſie gar Nachkommen der alten Ureinwohner, die von den ſpäter herein brechenden Wenden unterdrückt wurden, ohne ſich mit ihnen zu vermiſchen; denn es findet ſich bei den alten Geographen der Name *Halonen* oder *Caliconen**). Die Halloren ſind vortreffliche Schwimmer, abgehärtet gegen Hitze und Kälte und haben manche beſondere Vorrechte, ſo wie die Pflicht bei Feuersgefahr hilfreiche Hand zu leiſten. Das Ausbringen des Salzes richtet ſich in der Regel nach dem vermuthlichen Abſatze: man könnte weit mehr beſchaffen, wenn dieſer da wäre. Gewöhnlich liefern die Pfännerſchaften 2900, die königl. Werke 4000, beide mithin 6960 Laſt = 223,560 Zentner.

Die öffentlichen Behörden der Stadt ſind: 1) der Magiſtrat aus einem Oberbürgermeiſter, der zugleich Landrath iſt, einem Bürgermeiſter, mehreren beſoldeten und unbeſoldeten Stadträthen beſtehend, der zugleich das Patronat über die 3 evangeliſch-lutherſchen Pfarrkirchen der Stadt und das Hospital beſitzt, die Polizei und das Vermögen der Stadt verwaltet, welches letztere theils in liegenden Gründen beſteht, theils außer andern Gefällen durch eine Communalſteuer aufgebracht wird. Ihm zur Seite ſteht der Gemeinderath, der den Beſchlüſſen des Magiſtrats, Namens der Bürgerſchaft, beſonders was Ausgaben betrifft, Sanction ertheilt und die Magiſtratsmitglieder wählt. Der Magiſtrat ſteht unter der königlichen Regirung zu Merſeburg; 2) das *Landgericht*, beſteht aus einem Direktor, 5 Räthen und einigen Aſſeſſoren; es iſt abhängig vom königlichen Oberlandesgericht in Naumburg. Kleinere Rechtsangelegenheiten verhandeln die 3 *Gerichtsämter*, ſo wie das *Kreisgericht* mit der *Patrimonial-Gerichtsbarkeit* über die im Kreiſe liegenden Rittergüter beauftragt iſt; 3) das *Oberbergamt*; 4) das *Hauptſteueramt*; 5) das *Gränzpoſtamt*. In kirchlicher Hinſicht gehört die Stadt und Neumarkt zur zweiten Diöceſe des Saalkreiſes, deren Superintendent in Halle wohnt, die Pfarre zu Glaucha gehört zur erſten Diöceſe. In Allem befinden ſich 13 evangel. Pfarrgeiſtliche und 1 katholiſcher hier.

Halle hatte ſonſt 2 *Gymnaſien*, 1 luther. und 1 reform. mit dazu gehörigen Realklaſſen. Seit dem Jahre 1808 ſind dieſelben mit den Schulanſtalten der Francke'ſchen Stiftungen vereinigt und die ſtädtiſchen Schulen ſind jetzt nur folgende: 1) 4 *Parochialſchulen* von 2 Klaſſen, mit 2 Lehrern; 2) *eine Hilfsſchule* mit 1 Lehrer; 3) die 2 *ſtädtiſchen Armenſchulen*, jede von 2 Klaſſen und 2 Lehrern, mit der eine beſondere *Arbeitsanſtalt* verbunden iſt; 4) *die Hilfsklaſſe* dieſer Armenſchulen mit 1 Lehrer; 5) *die Schule zu Glaucha* mit 2 Klaſſen und 2 Lehrern; 6) *die Schule zu Neumarkt* ebenfalls mit 2 Klaſſen und 2 Lehrern; 7) *die reformirte und die katholiſche Schule*; 8) 4 *Privatvorſchulen* für kleinere Kinder; 9) 2 *höhere Privatinſtitute*, eins für Knaben, eins für Mädchen. Alle dieſe Schulen mit Ausſchluß von den unter 5 und 7 bemerkten gehören zum ſtädtiſchen Schulverbande, und ſtehen unter der ſtädtiſchen Schulinſpection und einem beſondern Specialinſpektor. In ihnen wurden 1816 zuſammen über 2141 Kinder unterrichtet, und mehr als 600 davon unentgeldlich. Die Zahl der Lehrer beläuft ſich auf 87.

Das *halle'ſche Waiſenhaus*, welcher Name aber nicht das Ganze der weitläufigen *Francke'ſchen*

*) S. Kruſe's Karte des alten Germaniens.

Digitized by Google

Stiftungen bezeichnet, iſt berühmt bis in die fernſten Weltgegenden. Dieſe Stiftungen ſind das Werk des frommen Gottvertrauns und der unermüdeten Menſchenliebe August Hermann Francke's, der geboren 1663 zu Lübeck, von Erfurt, wo er Prediger war, gewiſſer Maßen verdrängt und nach Halle berufen wurde. Er ward hier zuerſt Prediger in Glaucha, dann an der Ulrichskirche und Profeſſor bei der neu errichteten Univerſität. Die große leibliche und geiſtige Armuth und beſonders der hilfsbedürftige Zuſtand vieler Kinder rührte ihn und er belehrte ſie bei den öffentlichen, in ſeinem Hauſe veranſtalteten Almoſenaustheilungen, wozu er ſelbſt nach Kräften gab und milde Herzen anſprach. Als er ein Mal 7 Gulden empfangen hatte, eine unerwartet reiche Gabe, rief er aus: das iſt ein ehrlich Kapital, davon muß man was Rechtes ſtiften, ich will eine Armenſchule damit anfangen. Er gründete ſie zunächſt in ſeinem Hauſe, die Wohlthaten vermehrten ſich, mit ihnen die Hilfe ſuchenden Kinder; Waiſen wurden ganz in Koſt und Pflege genommen, ein Haus dazu gekauft und 1698 war ſo viel Geld eingekommen, daß der Grund zu dem neuen großen Hauptgebäude angelegt werden konnte. 1700 war es bewohnbar, manchmal hatte es am Lohn der Arbeiter gefehlt, aber Gott immer in der größten Noth wunderbar geholfen. Von Jahr zu Jahr erweiterte ſich der Kreis der Stiftungen, und manche andere Anſtalt wurde mit ihnen verbunden. Als Francke 1727 ſtarb, ſtand ſein Werk vollendet da, und ſteht noch jetzt zu ſeinem Ruhme in ſchöner Blühte, ſein Beſtehen gründend auf die Einkünfte der Felder, der Buchhandlung, der Apotheke und auf die Gunſt des den Stifter ehrenden Landesherrn. Die einzelnen Anſtalten ſind: 1) die Waiſenanſtalt; ſie hat ſeit ihrer Stiftung weit über 4000 vaterloſe Waiſen erzogen. Die gegenwärtige Zahl derſelben iſt 100, wovon $\frac{2}{3}$ Knaben und $\frac{1}{3}$ Mädchen ſind. Durch das Degenſche Vermächtniß wurde im vorigen Jahre der Fonds vermehrt; 2) das Pädagogium, eine Erziehungsanſtalt für Knaben und Jünglinge aus den höhern Ständen. Es hat 6 Klaſſen, einen eigenen Inſpector und eine bedeutende Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Lehrer; 3) die lateiniſche Schule, ein ſehr frequentes Gymnaſium von 9 Klaſſen unter einem Rektor und einer angemeſſenen Anzahl von Haupt- und Hilfslehrern. Es iſt damit eine Penſionsanſtalt verbunden, die an 400 Zöglinge enthält, welche zum Theil ganze und halbe Freiſtellen haben; 4) die Bürgerſchule mit 8 Klaſſen; 5) die Töchterſchule ebenfalls mit 8 Klaſſen; 6) die Knabenfreiſchule; 7) die Mädchenfreiſchule; 8) die Realſchule. Die Zahl der in dieſen Schulen unterrichteten Kindern beläuft ſich über 2000, von welchen an 600 freien Unterricht genießen. Die erwerbenden Anſtalten des Waiſenhauſes ſind: 1) die Apotheke, die ehedem durch den Verkauf ihrer zum Theil aus Vermächtniſſen herrührenden Geheimmittel ſehr bedeutende Einkünfte hatte; 2) die Buchhandlung, auch ſchon unter Francke entſtanden, die beſonders durch die Wohlfeilheit der von ihr verlegten Schulſchriften, namentlich ihrer Ausgaben von klaſſiſchen Auctoren für die gelehrte Jugendbildung ſehr wohlthätig gewirkt hat. Das Waiſenhaus beſitzt auch eine eigene, bedeutende, dem öffentlichen Gebrauche geöffnete, beſonders im Fach der bibliſchen Literatur reichhaltige Bibliothek, ſo wie ein Naturalien- und Kunſtkabinet. Verbunden ſind mit den Francke'ſchen Stiftungen noch: 1) die Canſtein'ſche Bibelanſtalt, begründet im J. 1710 durch den Freiherrn von Canſtein in Berlin, welche in ihrer Druckerei mit ſtehen bleibenden Lettern (nicht Stereotypen) ſchon über 2,000,000 ganze Bibeln und 1,000,000 Neue Teſtamente zu ſehr wohlfeilen Preiſen geliefert hat. 2) Die oſtindiſche Miſſionsverwaltung angefangen durch Francke, der dem König Friedrich von Dänemark die erſten Miſſionarien für ſeine Colonie Tranquebar auf der Küſte Malabar zuſandte. Sie ſammelt milde Beiträge zur Unterſtützung der evangeliſchen Miſſionen in Oſtindien und unterhält, leitet und berathet angehende Miſſionarien bis zum Abgange ihrer Beſtimmung.

Die halle'ſche Friedrichs-Univerſität, eine ſo berühmte Pflegerinn der Wiſſenſchaften, der eine ſehr große Anzahl ausgezeichneter Gelehrten in Vergangenheit und Gegenwart Ruhm und Zierde verleiht, wurde im Jahre 1694 von König Friedrich I. geſtiftet, indem die früher beſtandene, durch einen Thomaſius verherrlichte Ritterakademie erweitert wurde. Sie hat bewegte Zeiten geſehen und mannichfaltige Schickſale erlebt, erfreute ſich aber ſtets der Gunſt ihrer erhabenen Beſchützer, die ihr ſelbſt unter der Fremdherrſchaft, nachdem ſie im Jahre 1806 durch einen Machtſpruch Napoleons eine Zeit lang aufgehoben war, zu Theil wurde. Das Meiſte hat jedoch für ſie gethan, Friedrich Wilhelm III., ſo daß ſie jetzt bedeutende Fonds beſitzt. Einen neuen Glanz erlangte ſie, durch die Vereinigung mit ihrer älteren Schweſter, die 300 Jahre zu Wittenberg blühte, die Wiege der Reformation und evangeliſchen Kirche, die Hüterinn von Luthers Grab, die Mutter großer Männer war und gleichfalls dem Namen Fridericiana führt. 1827 lehrten bei der Univerſität ohne die Meiſter nicht weniger als 61 Profeſſoren und Privatdocenten, und zwar 11 Theologie, 7 Jurisprudenz, 10 Arzneiwiſſenſchaft und 33 Philoſophie, Kameralwiſſenſchaften, unter 1103 Studenten; im Winterſemeſter 1826—1827 waren 789 Theologen, 203 Juriſten, 52 Mediziner und 59 Philoſophen. In den erſten Jahrzehnten ihrer Stiftung zählte ſie wohl 3000 bis 5000 Studirende; allein in der Folge wurde ſie auf den richtigen Standpunkt einer Frequenz von 1500 bis 2000 Studirenden herabgebracht, bis ſie unter der weſtphalenſchen Regirung auf 600 bis 800 ſank, ſich jetzt indeß wieder zu ihrem alten Glanze, wenn auch langſam, erhebt. Durch die Vereinigung mit Wittenberg iſt die Zahl der Stipendien und Freitiſche für dieſelben geſtiegen. Die Univerſität hat ein theologiſches Seminar mit eigenen bedeutenden Fonds, das jetzt in mehrere Sectionen nach den einzelnen theologiſchen Disciplinen getheilt iſt; daran ſchließen ſich das Pädagogium und das philologi-

Digitized by Google

ſche Seminar. Einzelne beſondere akademiſche Übungsvereine für verſchiedene Wiſſenſchaften, wecken den Privatfleiß. Für die Bildung junger Ärzte leiten verſchiedene Profeſſoren eine mediziniſche, eine chirurgiſche und eine geburtshilfliche Klinik. Mehrere Male in der Woche werden die anſehnliche Univerſitätsbibliothek, das Kupferſtichkabinet und das akademiſche Muſeum geöffnet. Der ſchön gelegene botaniſche Garten und das in demſelben befindliche Obſervatorium erläutern die Vorträge über Pflanzenkunde und Aſtronomie. Preisaufgaben beleben den Eifer der Studirenden in allen Fakultäten. Ein eignes geräumiges und zweckmäßig eingerichtetes Univerſitätsgebäude liegt in den Wünſchen für die Zukunft*). — Noch zu bemerken iſt: daß die der Marktkirche zugehörige Marienbibliothek und mehrere ausgezeichnete Privatſammlungen von Naturprodukten, namentlich das berühmte anatomiſche Muſeum von Meckel, dem wiſſenſchaftlichen Streben Vorſchub leiſten. Der oben erwähnte thüringen-ſächſiſche Verein zur Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums iſt durch die eben erfolgte Anreihung an die akademiſchen Inſtitute des beſondern Schutzes von Seiten des Stats verſichert. Die Verwaltung der akademiſchen Angelegenheiten liegt in den Händen des akademiſchen Senats, deſſen Haupt der Prorektor iſt, welcher von einem Kanzler, einem Direktor und den 4 Dekanen unterſtützt wird. Das Organ des Miniſteriums iſt der Curator oder Regirungsbevollmächtigte; der Univerſitätsrichter führt die disciplinariſchen Unterſuchungen, ein Secretär und ein Rendant beſorgen das Regiſtratur- und Kaſſenweſen. Das Letztere iſt neuerdings erweitert durch die Errichtung einer eignen akademiſchen Witwenkaſſe.

Die Geſchichte von Halle verliert ſich in das graue Alterthum. Die erſten Bewohner dieſer Gegenden ſind unſtreitig Sueven geweſen. Nachher haben hier andere Stämme gehauſet, bis im 7ten Jahrh. die über der Elbe herkommenden Wenden Alles verdrängten. Von dieſen ſcheint unſere Stadt, damals vielleicht nur für ein Haufen von Hütten in der Nähe der Soolbrunnen, Dobrebora genannt worden zu ſeyn. Im J. 806 findet ſich der Name Halle zuerſt. Otto I. ſchenkte 965 den Ort der Kirche zu Magdeburg und Otto II. verlieh ihm 981 Stadtrechte. Doch iſt der Umfang der Stadt ix der damaligen Zeit noch ſehr gering geweſen und manche jetzt zu derſelben gehörigen Theile lagen noch außerhalb ihren Ringmauern. Die älteſte Kirche war die Michaeliskapelle, deren Thurm noch jetzt am alten Markte ſteht. Ihr gegenüber lag das Rathhaus. Nach und nach entſtanden mit der Erweiterung des Orts Kirchen und Klöſter. Der Letztern waren 5. Zwei Auguſtinerklöſter zum Neuenwerk vor Halle, und zu St. Moritz, ein Dominikaner-, Franziskaner- und Servitenkloſter und ein Nonnenkloſter Ciſterzienſer-Ordens. Die Stadt ſcheint bald zu einer gewiſſen Macht gelangt zu ſeyn, denn ſie konnte ſchon im 13ten und 14ten Jahrh. mit ihren Landesherrn, den Erzbiſchöfen von Magdeburg langwierige und meiſtens glückliche Kriege führen. Im J. 1435 hielt ſie eine Belagerung durch 30,000 Mann aus, welche der Kurfürſt von Sachſen zur Vollſtreckung der Reichsacht, wegen beharrlichen Ungehorſams gegen ſie heran geführt hatte. Auch zwiſchen dem Rathe und der Pfännerſchaft herrſchten häufige Streitigkeiten und Kämpfe. Zwei Mal 1350 und 1450 wurde die Stadt durch auch in andern Städten Teutſchlands wüthende Krankheiten, die man mit dem gemeinſamen Namen der Peſt bezeichnete, verheert. — Die Reformation faßte in Halle bald feſten Fuß, obwohl hier gerade der Generalpächter des päpſtlichen Ablaſſes, der Cardinal und Erzbiſchof von Mainz und Magdeburg Albrecht V. aus dem Hauſe Brandenburg hauſete. Bald predigte man in Halle evangeliſch und Luthers Lieder ſchallten vom Munde zu Munde, doch wurde der evangeliſche Gottesdienſt nicht eher völlig eingerichtet, als im Jahre 1541, wo Dr. Juſtus Jonas als Superintendent nach Halle berufen wurde. Freilich galt es auch da noch manchen Kampf, doch ſiegte die Sache des Lichts auch hier und Luther ſelbſt hat mehrere Male bei ſeinem Durchreiſen, namentlich noch am 20. Januar 1546 in Halle gepredigt. Im ſchmalkaldenſchen Kriege iſt Halle dadurch berühmt geworden, daß nach der unglücklichen Schlacht von Mühlberg, der Landgraf Philipp von Heſſen dem erzürnten Kaiſer in dem Reſidenzſchloß des Erzbiſchofs öffentliche Abbitte leiſten mußte. Während des 30jährigen Krieges wurde es oft von den verſchiedenen kämpfenden Parteien heimgeſucht und namentlich wurde die Moritzburg mehrere Male mit ſtürmender Hand erobert, und wie faſt ganz Teutſchland durch dieſen langwierigen Kampf zerrüttet wurde, ſo auch der blühende Zuſtand der Stadt. Durch den weſtphalenſchen Frieden fiel Halle an das Haus Brandenburg, leiſtete aber erſt nach dem Tode des bisherigen Adminiſtrators Herzogs Auguſt von Sachſen, welcher im Jahre 1681 erfolgte, dem großen Kurfürſten die Huldigung. Im 7jährigen Kriege hatte Halle ſehr viele Drangſale zu erdulden und die unaufhörlichen Brandſchatzungen von Seiten der Kaiſerlichen, Franzoſen und Reichstruppen waren Urſache, daß die Stadt faſt ganz verarmte. Noch ſchrecklicher aber brach das Unglück 1806 über Halle herein und am 17. October von den Franzoſen im Sturm erobert, theilte ſie das Schickſal aller, auf dem linken Elbufer liegenden preußiſchen Länder und wurde dem neuen Königreiche Weſtphalen einverleibt. Kriegeslaſt, Geiſtesfeſſeln und fremder Übermuth drückten auch hier traurige Jahre hindurch. Mehrere der Anhänglichkeit an das königl. preuß. Haus verdächtige, ausgezeichnete Gelehrte und Beamte, wurden als Geißeln eine Zeit lang im Innern Frankreichs feſt gehalten. Die Stunde der Rettung und Befreiung ſchlug aber auch für Halle. Der Frühling des

*) Nachträglich iſt zu bemerken, daß die oben ausgeſprochenen Wünſche bald in Erfüllung gehen werden, indem, bei Gelegenheit der funfzigjährigen Jubelfeier des hochverdienten Kanzlers ꝛc. Dr. Aug. Hermann Niemeyer's im April 1827 Se. Majeſtät der König Friedrich Wilhelm III. zu dieſem Behufe 40,000 Thaler allergnädigſt beſtimmt hat. (St.)

Digitized by Google

Jahres 1813 führte ſiegreiche Preußen nach Halle und der glorreiche Kampf auf den Feldern von Leipzig brachte in denſelben Herbſttagen für Halle eine neue Periode des Friedensglückes unter dem Scepter Friedrich Wilhelms III., die es 7 Jahre vorher von deſſen Herzen losgeriſſen hatten ***). (*Fr. Hesekiel.*)

HALLE, 1) ein Kreis des preuß. Reg. Bez. bei Minden in der Provinz Weſtphalen. Er macht einen Theil der vormaligen Grafſchaft Ravensberg aus, gränzt im N. an Osnabrück, im NO. an Bürde, im O. an Herforden, im SO. an Bielefeld, im S. und O. an den Reg. Bez. Münſter und enthält 5^{70} □Meilen oder 123,000 preuß. Morgen, worauf ſich 1821 in 4 Städten, 4 Kirchſpielen und 19 Bauerſchaften, 13 geiſtliche und 40 Stats- und Municipalgebäude, 4035 Privathäuſer, 727 Fabriken, Mühlen und Magazine und 1468 Scheunen und Schoppen befanden. Die Zahl der Einwohner belief ſich in dieſem Jahre auf 26,825, wovon 13,166 männlichen und 13,659 weiblichen Geſchlechts; 1824 aber auf 27,076, worunter 26,322 Evangeliſche, 529 Katholiken und 225 Juden. Der Kreis wird von einer vom Teutoburger Waldgebirge abſtreifenden niedern Bergkette durchſtrichen, einem Flötzgebirge, das aus Kalk, Thon, Mergel und Sandſteinen beſteht, iſt aber ſonſt flach, und hat bloß kleine Flüſſe und Bäche, worunter die Heſſel der bedeutendſte iſt. Der ſandige Boden erzeugt Getreide kaum zur Nothdurft, und ſein Haupterzeugniß iſt der Flachs, der in der Umgegend von Werther ſo fein fällt, daß die Iſſelhorſter und Güterslohег ihn zu dem feinen Geſpinnſte holen, woraus zu Brüſſel die feinſten Spitzen geklöppelt werden. Auch der Hanf, der hier gewonnen wird, iſt trefflich und dient zur Ausfuhr. Vieles Garn wird im Kreiſe ſelbſt verſponnen und geht als Molgarn aus; vieles auch zu Löwentleinen verwebt, wie denn die meiſten Einwohner ihre Stühle im Hauſe haben, deren 1821 1504 gezählt wurden. Die Viehzucht iſt ein zweiter Nahrungszweig: 1821 waren 2351 Pferde und Füllen, 8857 Stück Rindvieh, 3671 Schafe, deren Veredlung doch aufgegeben iſt, 854 Ziegen und 610 Schweine vorhanden. Es finden ſich Steinkohlenlager und bedeutende Sandſteinbrüche: man hatte 40 Mahlmühlen mit 69 Gängen, 1 Roßmahlmühle und 15 Ölmühlen. 2) Mit dem gewöhnlichen Beiſatze in Weſtphalen, die Kreisſtadt des vorgedachten Kreiſes in einer weiten Ebene, die von kleinen Bächen bewäſſert iſt. Sie hatte 1821 2 gottesdienſtliche, 2 Municipalgebäude, 154 Privathäuſer, 26 Ställe und Schoppen und 1164 Einw., worunter 1079 Evangeliſche, 34 Katholiſche und 51 Juden ſich befanden. Ihre Hauptnahrungszweige ſind außer Ackerbau und Viehzucht der Garn- und Leinenhandel: auf der hieſigen Legge werden im Durchſchnitte für 36,000 Rthlr. Leinewand gezeichnet. Außerdem gibt es einige Tabakſpinner und 25 Kaufleute und Krämer. Der Ort hat 1719 Stadtrechte erhalten: bei demſelben findet ſich ein ſehenswürdiges Denkmahl aus dem Ritteralter. (*Krug u. Mützell.*)

HALLE, 1) eine Stadt in der niederländiſchen Provinz Südbrabant, Bez. Brüſſel. Sie liegt an der Senne, iſt offen und altfränkiſch gebaut, hat 1 Pfarrkirche, worin ein wunderthätiges Marienbild ſich findet, zu dem jährlich zahlreiche Wallfahrten aus den ſüdlichen Niederlanden geſchehen und deſſen Wunder ſogar Juſt Lipſius Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, 2 eingegangene Kloſterkirchen, einige Mildthätigkeitsanſtalten, 1 Bürgerſchule, gegen 750 Häuſer und 4800 Einwohner (1801 3746, 1815 4612). Man findet hier Brauerei, Brennerei, Gärbereien, Salzraffinerien, 1 Papiermühle; die Einwohner verfertigen auch Spitzen, Seife, ſehr ſchöne Drechsler- und Wagnerwaaren und unterhalten Krämerei und Marktgewerbe. Die Stadt war ſonſt der Hauptort einer Grafſchaft, welche der Herzog von Aremberg 1652 von der Krone Spanien gegen Scheenberghe eintauſchte, es auch noch in ſeinen Titeln führt. 1691 wurde die Stadt von den Franzoſen ausgeplündert und zum Theile verbrannt. 2) Ein Dorf in der Provinz Südbrabant, Bez. Löwen an der Lütticher Straße, hat 750 Einw. und unterhält Gärbereien, Seifenſiedereien, Salzraffinerien, 1 Papier- und verſchiedene Ölmühlen, auch Brennerei. 3) Ein Dorf in der Provinz und dem Bezirk Antwerpen, $1\frac{1}{2}$ Meile von der Hauptſtadt mit etwa 500 Einw. (*van Kampen.*)

HALLE oder HALL (Eduard), der Verfaſſer der ſchätzbaren alten engländiſchen Chronik über den Zeitraum von Heinrich IV. bis Heinrich VIII. Sie führt den Titel: Chronicle of the union of the two noble and illustres families of Lancastre and York, beginnyng at the tyme of King Henry the fowerth to the reigne of Henry the eight. London, 1542. fol. Sehr ſelten, eben ſo wie die zweite und dritte Ausgabe, London 1548 u. 1550. fol. Dieſe beiden Ausgaben erregten ein großes Ärgerniß wegen einer Biographie Heinrichs VIII., die Grafton, der Herausgeber des Werks, aus dem handſchriftlichen Nachlaſſe dieſes Königs mitgetheilt hatte und daher wurde das Buch durch eine Parliamentsakte 1555 unterdrückt. Ein neuer Abdruck: London, 1809. 4. Von des Verfaſſers Leben wiſſen wir, daß er 1499 zu London geboren war, in Cambridge und Oxford die Rechte ſtudirte, darauf als Advokat in London lebte, Beiſitzer im Gericht des Sherifs wurde und 1547 ſtarb †). (*R.*)

HALLE (Joh. Sam.), ſ. am Ende dieſes Bandes.

HALLÉ. Eine franz. Künſtlerfamilie, in welcher Claude Guy Hallé ſich den größten Ruf erworben hat. Er war der Sohn des Malers Daniel Hallé und 1651 zu Paris geboren, wo er unter ſeinem Vater und in der Folge nach den Meiſterwerken der dortigen Sammlungen ſich ausbildete. Er galt für einen der beſten Hiſtorienmaler ſeiner Zeit, ſowohl in Rückſicht auf Erfindung, wie in der leichten und korrekten Ausführung

***) Vgl. Joh. Chriſtoph v. Dreyhaupt Beſchreibung des Saalkreiſes, fortgeſetzt von Joh. Friedr. Stiebritz. Halle, Waiſenhaus 1772—73. 2 Th. 8. Blicke auf Halle und ſeine Umgebungen von Friedrich Heſekiel. Halle, Kümmel 1824. 8.

†) *Wood* Athen. Oxon.

und dem angenehmen Kolorit. Seine freundſchaftliche Verbindung mit Le Brun war ihm ſehr förderlich und verſchaffte ihm manche ehrenvolle und einträgliche Arbeiten für den Hof. 1680 malte er für die Kirche Notre Dame ein Votivbild, die Verjagung der Kaufleute aus dem Tempel vorſtellend, welches ſeinen Ruf begründete und ihm die Mitgliedſchaft der Akademie erwarb, deren Direktor er in der Folge wurde. Auch verfertigte er zahlreiche Cartons, nach denen in der königlichen Manufaktur Tapeten gewirkt wurden. Seine Arbeiten ſind faſt alle in Paris und den umliegenden königl. Luſtſchlöſſern geblieben. Er wird als ein ſtiller, faſt zu beſcheidener Mann geſchildert und erreichte das hohe Alter von 85 Jahren.

Sein Sohn Noël Hallé hatte ſich in Italien ausgebildet und arbeitete in der Manier ſeines Vaters, jedoch etwas kräftiger und effectvoller als dieſer. Seine Hauptwerke ſind ein Deckenſtück in einer Kapelle der Kirche S. Sulpice und ein Chriſtus, der die Kinder ſegnet, eben daſelbſt.

Abraham und Claude Hallé arbeiteten gegen Ende des 16ten Jahrh. unter Bunel*). *(R.)*

HALLÉ (Joh. Noël), geb. zu Paris den 6. Jan. 1754, folgte ſeinem Vater (Noël), einem geſchickten Maler als Knabe ſchon nach Rom und beſchloß daſelbſt, ſich, wie ſein Vater, den ſchönen Künſten zu widmen. Dieſer Plan zerſchlug ſich aber wieder und er wurde auf ſeines Oheims, Anna K. Lorry, Anrathen bei ſeiner Rückkehr nach Paris ſein Schüler und bald ſein glücklicher Nebenbuhler in der Arzneikunde. Im J. 1778, wo er Doktor wurde, nahm ihn auch gleich die eben entſtandene Société roy. de Médecine zu ihrem Mitgliede auf. Dieſe Geſellſchaft gerieth bald in Zwiſtigkeiten mit der länger beſtehenden, der Faculté de Médecine und als Mitglied auch Hallé; man verweigerte ihm daher die ſo genannte Régence, eine Würde, zu deren Erlangung jeder Doktor das Recht hat. Da er deßhalb keine Vorleſungen halten durfte, ſo widmete er ſich bloß der Praxis und dieß mit dem glücklichſten Erfolge und weit ausgebreitetem Rufe; auch iſt dieß die Zeit, wo er am Meiſten als Schriftſteller leiſtete: er gab ſeines Oheims Lorry Werk über die Hautkrankheiten von Neuem heraus (Paris, 1784. 8.) und die Schriften der Société R. de Médecine jener Jahre ſind voll ſeiner Abhandlungen, die alle gediegen, meiſt klaſſiſch ſind, und bloß eine derſelben (recherches sur la nature et les effets du méphitisme des fosses d'aisance) erſchien als ganz vorzüglich einzeln gedruckt (Paris, 1785. 8.). Alles geſtaltete ſich durch die Revolution anders, die Streitigkeiten der gelehrten Vereine hörten mit dem Daſeyn derſelben auf und ſo wurde auch Hallé nach hergeſtellter Ruhe im J. 1794 zum Profeſſor der mediciniſchen Phyſik und Diätetik an der Ecole de Santé, der jetzigen Ecole de Médecine ernannt; deßgleichen machte ihm die Republik, da er allgemein beliebt und geachtet war, zum Mitglied der Commiſſion für Abfaſſung und Wahl der Elementarbücher. Bei der Bildung des Nationalinſtituts wurde er gleichfalls Mitglied deſſelben und einige Jahre ſpäter (1804), nachdem Corviſart ſeine Stelle am Collége de France niedergelegt hatte, von dieſem vorgeſchlagen, Profeſſor der Medicin an demſelben. Der Kaiſer Napoleon machte ihn zu ſeinem Leibarzt und ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. Bei der Rückkehr der Bourbonen zog man ihn ſeiner Verdienſte halber wieder an den Hof und Monſieur, Graf von Artois, erwählte ihn zu ſeinem Leibarzt, ſo wie auch der König Louis XVIII. ihm das Ritterkreuz des St. Michaelordens verlieh. — Schon ſeit längerer Zeit ſpürte er, daß er am Gries litt, was ihn oft ſo angriff, daß er ſeine Vorleſungen ausſetzen mußte; darüber ärgerlich und das Vorhandenſeyn größerer Steine ahnend, zwang er zwei ſeiner Collegen ihn zu operiren. Zwar ging Alles glücklich von Statten, doch ſtarb er kurze Zeit nachher, wahrſcheinlich in Folge der Operation, am 11. Februar 1822. — Außer obigen Abhandlungen lieferte er viele herrliche Beiträge zur Encyclopédie méthodique und zum großen dictionnaire des Sciences médicales, veranſtaltete eine Überſetzung von Goodwyn's Connexion of Life with Respiration (Paris, 1798. 8.) und eine Ausgabe von Tiſſot's ſämmtlichen Werken (Paris, 1809. 8.). — Durch ſeine, obgleich kleinen Schriften, Vorleſungen und Erfahrungen, die er in einer langen und ſtarken Praxis ſammelte, hat er wirklich die mediciniſchen Wiſſenſchaften, unterſtützt von Fourcroy, Vicq d'Azyr und Andern, weiter gefördert und Frankreich erkannte wohl in ihm den rechten Mann, um einen neuen, beſſern Umſchwung auch in der Medicin zu bewirken; daher wählte ihn ſtets, wenn neue Entdeckungen zu prüfen waren, ſowohl die ältere königl. Geſellſchaft, wie auch die jetzige Fakultät, das Gouvernement und das Inſtitut zum Mitglied dieſer Commiſſionen†). *(Huschke.)*

HALLÉ (Pierre), gewöhnlicher lateiniſch Petrus Hallaeus, geb. 1611 zu Bayeux, ſtudirte zu Caen Theologie, Philoſophie und Jurisprudenz und zeichnete ſich ſchon in ſeiner Jugend durch poetiſches Talent aus. Er wurde Profeſſor der Rhetorik und in der Folge Rektor der Univerſität zu Caen, von wo ihn der Kanzler Seguier, den er dort bewillkommnet hatte, nach Paris entführte. Unter manchen andern Ämtern und Ehrenſtellen, die er in der Hauptſtadt bekleidete, nennen wir die Profeſſuren der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und des kanoniſchen Rechts. Auch wurde er Mitglied der Akademie und königl. Poet und ſtarb 1689.

Eine Sammlung ſeiner lateiniſchen Gedichte und Reden: Orationes et poemata etc. erſchien 1755. 8. Außerdem hinterließ er mehrere juriſtiſche Schriften.

Ein andrer lateiniſcher Dichter dieſes Namens, Antoine Hallé (nicht Halley, wie Jöcher ſchreibt) war 1593 zu Bazanville bei Bayeux geboren, lehrte eine Zeit lang die Beredſamkeit auf der Univerſität zu Caen und ſtarb

*) S. Abregé de la Vie des plus fameux peintres. T. III. p. 380 ff.

†) S. Dict. de Sc. médic. Biograph.

Digitized by Google

zu Paris 1676. Die Sammlung ſeiner Poemata erſchien 1675. 8. *) (*R.*)

HALLE, Jo. Sam., ſ. am Ende d. Bandes.

HALLEBERG, ein iſolirt gelegener, bewaldeter Berg in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, am See Wenern, nämlich an dem ſüdlichen Buſen des Dalboſjön, eines Theils des Wenern (ſ. Dalbosjön), unweit der Stadt Wenersborg und des Gotha-Elf. Hohe und ſchroffe Felſenwände bilden dieſen Berg; die eine dieſer Felſenwände, die höchſte, etwa 80 Ellen hoch, wird, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, für eine Ättestupe der heidniſchen Schweden (wo dieſe ſich einen freiwilligen Tod gaben) gehalten; der flache Rücken des Berges führt den Namen Wälehall oder Wallhall; am Fuße des Berges, in der Nähe des faſt verwachſenen kleinen Odensteiches, neben einem Dörfchen, erheben ſich, 3 bis 4 Ellen über die Erde, 8 aufrecht ſtehende Steine, Häſtevadsſtenar genannt, ein Viereck umſchließend; etwa 100 Ellen weiter ſüdlich bilden 12 kleinere Steine einen Ring, wahrſcheinlich eine Gerichtsſtätte der heidniſchen Schweden; in der Umgegend trifft man eine Menge heidniſcher Grabhügel. Ein enges bewaldetes Thal trennt den Halleberg von dem gegenüber ſich erhebenden iſolirten Hunneberg (ſ. Hunneberg). Beide Berge beſtehen aus Granit; über den Granit erhebt ſich eine wagerechte Sandſtein- und über dieſe eine wagerechte, alaunhaltige, bituminöſe Thonſchieferſchichte auf einem Lager von Stinkſtein; oben ragt eine mächtige Schichte von Flötztrapp hervor. Die Trappſchichte nimmt zwei Dritttheile der geſammten Höhe der Berge ein, die ſich über den Wenern bis 130 Ellen erheben. Der Trapp iſt in unzählige viereckige, unregelmäßige Pfeiler mit Querriſſen zerſpalten. Aus dem ſchwarzen Schiefer des Hunneberges hat man Zement bereitet, der beim Schleuſenbau zu Brinkeberg, Trolhättaa und Åkerſtröm völlig die Stelle der Puzzolana vertrat. Aus dem Stinkſteine wird Kalk gebrannt. Auch vorzügliche ſchwarze Kreide findet man am Fuße des Hunneberges. — Hinter Munkeſten, da wo der Halleberg ſich plötzlich ſchroff endigt, erblickt man einen kleinen See, deſſen Tiefe zu meſſen bisher vergeblich verſucht ward. (*v. Schubert.*)

HÄLLEFLINTA (Mineralog.), die ſchwediſche Bezeichnung eines Foſſils, welches in Schweden große Bergmaſſen mit bildet; es gehört zur Gattung oder vielmehr Sippſchaft des Feldſpathes, iſt amorphiſcher Feldſpath oder Feldſtein, aber gewöhnlich innigſt mit etwas Quarz gemengt, von röthlicher Farbe, ſplittrigem Bruche, matt und durchſcheinend. Der Hälleflinta wurde häufig auch Petrosilex und Hornſtein genannt; mit letzterem hat er oft auch große Ähnlichkeit, gehet auch in ihn über, unterſcheidet ſich aber leicht durch die Schmelzbarkeit vor dem Löthrohre. Er kommt im granitiſchen Gebirge, ausgezeichnet bei Sala, Dannemora, Hällefors und Götheborg vor. (*Keferstein.*)

HALLEIN, HALLE (latein. Halla, Halliola), Munizipal- und Salzſtadt im Salzburger Kreiſe, im flachen Lande des Herzogthums Salzburg, unter 47° 43' der nördlichen Breite, am linken Ufer der Salzach in einer ſehr ſchönen Gegend, 3 Stunden von der Hauptſtadt Salzburg entfernt, mit 320 Häuſern, 4600 Einwohnern, einer katholiſchen Pfarr- und vier andern katholiſchen Kirchen, einer Knaben- und Mädchenſchule, 6 Mauthmühlen. Hallein iſt der Sitz eines Landgerichts, eines Salz-Oberamtes, einer Forſtinſpektion, einer Oberförſterei, einer Stiftungsadminiſtration, eines Phyſikats, eines Mauthamtes, eines Municipalrathes, eines Decanal-Pfarramtes und des Poſtwechſels zwiſchen Salzburg und Golling. Außerdem befinden ſich hier drei milde Stiftungen: das Bürgerſpital, das Bruderhaus und das Leproſenhaus. Auch iſt hier eine bedeutende Baumwollenmanufactur und Stecknadelfabrik. Am merkwürdigſten iſt aber Hallein wegen des großen Salzwerkes in dem Dürrnberg oder Thürnberg, an deſſen Fuße die Stadt liegt, einer der größten Salinen Öſtreichs. Die erſte Entdeckung des Salzlagers wird dem Jahre 1123 zugeſchrieben. Der Dürrnberg oder Thürnberg iſt jener berühmte Salzberg, der in den alten Urkunden unter dem Namen Tumal vorkommt. Zu Hallein wird die im Dürrnberge durch das Auflöſen der gegrabenen, nicht reinen Salzſteine bereitete Sohle zu Salz verſotten. Früher waren hier zu dieſem Ende vier Pfannen in der Größe von 60 bis 65 Schuh im Quadrat, welche gegen tauſend Eimer Sohle faßten, im Gebrauche; da man aber ihre Unbequemlichkeit einſah, wurden letzthin kleinere von 200 Eimer Gehalt in dem neuen Siedhauſe in Gang geſetzt. Es werden hier jährlich gegen 300,000 Zentner Salz bereitet, wovon tractatenmäßig 264,000 Zentner an Baiern abgegeben werden. Zu der ganzen Quantität werden 1,200,000 Eimer Sohle verbraucht, die in hölzernen Rinnen aus dem Salzberge nach Hallein geleitet wird. Das Halleiner Arbeitsperſonale bei dieſer Saline beläuft ſich auf 2140 Köpfe, worunter 893 wirkliche Arbeiter ſind. Zum Halleiner Salzkammergute gehören drei Steinbrüche. An mehreren Orten des Dürrnberges brechen auch verſchiedene Gattungen Marmor, worunter man auch den berühmten Muſchelmarmor antrifft. Unter den Wäldern, die zu Hallein gehören, iſt der Bannwald der beträchtlichſte. Nebſt der Salza oder Salzach (Ach bedeutet einen Fluß) und der Albe ſind bei Hallein noch verſchiedene Bäche. Hallein oder Halla, hat wie Hall, Hallſtadt, Halle in Sachſen, und andere gleichnamige Städte, ſeinen Namen vom Salze (ἅλς) *). (*Rumy.*)

HALLEINER SOHLBAD; es iſt erſt ſeit 1825 von Clem. Berger zu Hallein in einem angenehmen,

*) Dict. hist. de Caen. Jöcher und Adelung.

*) Mehr von Hallein und ſeiner Saline findet man in den vaterländiſchen Blättern für den öſtreichſchen Kaiſerſtat 1803 Nr. XVII: Hallein und die Salinen von Thürnberg, ferner in Vierthaler's Reiſen durch Salzburg (Salzburg 1799), und Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Öſtreich (Wien 1816), Koch-Sternfeld's Salzburg und Berchtesgaden, in hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-geographiſchen Beiträgen (Salzburg 1810), in J. H. von Bleuel's Sammlung der geographiſch-ſtatiſtiſchen Beiträge über Salzburg (Salzburg 1806), in Dr. Schulte's Reiſe durch Salzburg und Berchtesgaden (Wien 1804) und in den Voyages aux salines de Salzburg et de Reichenhall etc. par le Chevalier *de B.* (*Bury.*) Berlin 1807. 8.

Digitized by Google

ſonnigen Garten angelegt, und mit bequemen Badekabinetten und heizbaren Umkleidezimmern ausgeſtattet. Der ſtete Betrieb der hieſigen Saline während der Sommerzeit, die Benutzung einer tief im Salzberge entſpringenden muriatiſchen Schwefelquelle, die Gelegenheit zu den ſo wohlthätigen Lungendampfbädern, laſſen eine baldige größere Aufnahme des Bades erwarten. (*Th. Schreger.*)

Hallel und Hallelujah. S. Psalmen.

HALLEN, ein Kirchſpiel in der ſchwediſchen Provinz Jemteland, im J. 1815 mit 786 Seelen, Filial des Paſtorats Sunne; mit ſteinerner Kirche, die ein paar ſchöne Gemälde des jemtiſchen Bauers Sundin des Älteren, „die Einſetzung des heiligen Abendmahls" und „die Abnahme Chriſti vom Kreuze" ſchmücken. Hallen treibt vielen Kornbau; denn der das Kirchſpiel im Oſten begränzende See Hallen, auch Hallesund genannt, eine enge Bucht des mächtigen Storsjö (ſ. Storsjö) ſichert vor Nachtfröſten, die in Jemteland ſonſt leicht verderblich werden. (*v. Schubert.*)

HALLENBERG, 1) an der Hönne, Stadt im Kreiſe Brilon des weſtphalenſchen Regirungsbezirks Arnsberg, beſitzt 3 gottesdienſtliche, 6 Munizipalgebäude, 188 Privathäuſer, 9 Fabriken, Mühlen und Magazine, und 1398 Einwohner, worunter 1383 Evangeliſche und 15 Juden. Die Nahrung beſteht in Wollweberei, Frachtfahren, Landwirthſchaft und Marktgewerbe. Der bei der Stadt befindliche Schieferbruch wird jetzt nicht betrieben. (*Krug u. Mützell.*) — 2) Urſprünglich wohl HALDINBERT, ein verfallenes Bergſchloß im kurheſſenſchen Amte Steinbach Hallenberg, der Provinz Fulda. Es liegt auf dem Amdsberge, von dem Marktflecken Steinbach nur ¼ Meile entfernt, und wurde im 10ten Jahrhunderte zur Schutzwehr gegen die Hunnen erbaut, kam auch nachher in den Beſitz der Grafen von Henneberg, wovon ein Zweig daſelbſt ſeine Reſidenz nahm, und bis 1538 oder bis auf den Grafen Albrecht von Henneberg Römhild es bewohnte. In der Folge wurde es mit Schmalkalden verbunden, theilte deſſen Schickſale und verfiel, nachdem die Einwohner es bequemer fanden, im nahen Steinbach zu wohnen. Jetzt iſt es Ruine, doch wird es noch immer als mit dem Amte Steinbach verbunden aufgeführt *). (*G. Hassel.*)

HALLENCOURT, ein Marktflecken und Cantonshauptort im franzöſiſchen Departement Somme, Bezirk Abbeville, nur 2 Meilen im S. von Abbeville, mit 1253 Einwohnern, die Leinwand, feine Tiſchzeuge, Baſins und Halstücher verfertigen und über Abbeville abſetzen. Der Ort hat durch die bekannte, hier befindliche Grabſchrift:

Ci gît le fils, ci gît la mère, ci gît la fille avec le père,
Ci gît la soeur, ci gît le frère, ci gît la femme et le mari,
Et n'y a que trois corps ici.

wobei eine abenteuerliche Geſchichte zum Grunde liegt, eine Art von Berühmtheit erhalten. (*G. Hassel.*)

HALLER (Albrecht von), geboren den 16. Octbr. 1708 zu Bern in der Schweiz, geſtorben eben daſelbſt den 12. December 1777. Sein Vater, Niklas Eman. Haller, aus einem alt-angeſehenen bernſchen Geſchlechte, hatte ſich als Advokat bei dem großen Rathe der Republik den Namen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten und ein bedeutendes Vermögen erworben. War von der einen Seite der älterliche Wohlſtand dem lernbegierigen Knaben Albrecht, dem jüngſten unter vier Söhnen, zur freien Entwickelung ſeiner ſeltenen Anlagen förderlich, ſo ſchien von der andern ſein ſchwächlicher Körper — er litt mehrere Jahre hindurch an der engliſchen Krankheit — derſelben ein unüberſteigliches Hinderniß entgegen zu ſtellen. Allein die rechte Kraft erſtarkt und bewährt ſich im Kampfe. Die Zurückgezogenheit, zu welcher der Knabe ſich verurtheilt ſah, ertheilte ſeinem kindlichen Beſtreben eine faſt männliche Richtung, ſeinem Geiſte die Luſt an tiefſinniger Betrachtung, ſeinem Charakter ein Gepräge des Ernſtes und der Würde, in denen wir die Grundzüge ſeines ganzen ſpätern Lebens und Wirkens erkennen. Während ſeine Altersgenoſſen ſich im Freien mit Spielen erluſtigten, ſaß er daheim und ſchrieb, las oder zeichnete, und in Kurzem war ihm die aufgezwungene Beſchäftigung zum Bedürfniſſe des Lebens geworden. Was ſein Lebensbeſchreiber Zimmermann [1]) uns von den Übungen des fünfjährigen und den Arbeiten des neun- und zehnjährigen Knaben — einer von ihm entworfenen chaldäiſchen Sprachlehre, zwei Wörterbüchern für die griechiſche und hebräiſche Sprache und einer nach dem Beiſpiele von Bayle und Moreri veranſtalteten Sammlung von 2000 Lebensbeſchreibungen berühmter Männer und Frauen — berichtet, dient, wie unvollkommen dieſe Verſuche geweſen ſeyn mögen, mindeſtens zum Beweiſe, wie gerade das Schwierige und Weitausſehende einer Unternehmung, ſtatt ihn abzuſchrecken, ihn anzog und feſſelte, und wie ſein Geiſt ſchon damals mit ſeltener Thätigkeit nach mehreren Seiten hin ſich ausbreitete. Aber eben dieſe Vielſeitigkeit, die, mit dem Nächſtliegenden und, nach der gewöhnlichen Anſicht, allein Nothwendigen nicht zufrieden, gern alles Wiſſenswürdige in ihren Kreis gezogen hätte, erregte ihm oft lebhaften Tadel von Seiten ſeines an eine feſtgeregelte Lebens- und Geſchäftsordnung gewöhnten Vaters, wie ſeines bejahrten und ſtrengen Lehrers Baillodz, eines ehemaligen Landpredigers, und oft mußte er ein demüthigendes: „in omnibus aliquid, in toto nihil." ſich zurufen hören. Haller ließ ſich durch Äußerungen der Art nicht niederſchlagen, und die pedantiſche Engherzigkeit des Lehrers ward (1718) der Gegenſtand ſeines erſten poetiſchen Verſuchs, einer Satire in latein. Sprache. Die Bekanntſchaft mit den Dichtern der Zeit, Lohenſtein, Canitz und Brockes, die in die nächſten Jahre fällt, machte ihn der lateiniſchen Poeſie abwendig, und von ſeinem 12ten Jahre an beſang er, was ſich ihm darbot, in kleineren und größeren teutſchen Gedichten, in denen er den geprieſenen Vorbildern nacheiferte oder ſie zu übertreffen ſuchte. Zu dem Ende wählte er nicht ſelten abſichtlich ſolche Stoffe, die bereits von dem Einen

*) Meiſtens nach Häfner's Schmalkalden.

1) Das Leben des Herrn von Haller, von D. Joh. Ge. Zimmermann. Zür. 1755. S. 7 folg.

oder Andern der genannten Dichter behandelt worden waren, und freute ſich nicht wenig, wenn es ihm gelungen war, ihnen eine neue, ihm eigenthümliche Seite abzugewinnen. So ſehr aber auch dieſe Erſtlingsverſuche des Knaben, wie ſchon das angedeutete Verfahren erwarten läßt, des wahren poetiſchen Hauchs entbehren mochten, ſo blieben ſie gleichwohl als ſprachliche Vorübungen nicht ohne Einfluß. Er war zwölf und ein halb Jahr alt, als er ſeinen Vater durch den Tod verlor. Von jetzt an ſich ſelbſt überlaſſen, beſuchte er zunächſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ohne darum aufzuhören, frei, wie zuvor, ſelbſt während des Unterrichts, den Eingebungen ſeines Genius oder ſeiner Laune zu folgen [2]). Der Wunſch, einem theuern Freunde nahe zu ſeyn, führte ihn i. J. 1722 nach **Biel** in das Haus eines gelehrten Arztes, deſſen Sohn jener Freund war, und der, ein Schüler Descartes's, es ſich angelegen ſeyn ließ, ſeinen jungen talentvollen Zögling in das Heiligthum jener damals noch nicht veralteten Philoſophie einzuführen. So wenig dieſer indeſſen ſich mit den Sätzen des franzöſiſchen Denkers zu befreunden vermochte, ſo wahrſcheinlich iſt es, daß hier in dem Hauſe des Arztes zuerſt die Luſt zur Heilkunde und deren Hilfswiſſenſchaften in ihm erwacht ſei. Noch war aber an ein geordnetes Studium nicht zu denken. Kränklich und menſchenſcheu floh er die Geſellſchaft; ganze Monate verſchloß er ſich in ſein Zimmer, und las oder machte Auszüge aus dem Geleſenen. Ein großer Theil ſeiner Zeit blieb dem Studium der Dichter und einigen poetiſchen Übungen gewidmet. Homer und vielleicht mehr noch Virgil begeiſterten ihn zur Nachahmung; und ſo entſtand, neben zahlreichen lyriſchen Gedichten, Trauerſpielen und Überſetzungen aus Ovid, Horaz und Virgil, die alle in dem kurzen Zeitraume von 1722 bis gegen das Ende von 1723 geſchrieben wurden, auch ein epiſches Gedicht von 4000 Verſen, das „den Urſprung des Schweizerbundes" zum Gegenſtande hatte. Mit Vorliebe pflegte er dieſe Kinder ſeiner ſüßeſten Stunden, und als eine in der Nachbarſchaft ausgebrochene Feuersbrunſt das Haus, in dem er wohnte, bedrohete, dachte er nur auf ihre Rettung, nicht ahnend, daß er wenige Jahre ſpäter (1729) ſie alle ſelbſt den Flammen übergeben würde. Zwei Monate nach zurückgelegtem funfzehnten Jahre (im Decbr. 1723) verließ er ſein Vaterland, um ſich in **Tübingen** für den erkorenen ärztlichen Beruf vorzubereiten. Leider ſah er ſich in den Erwartungen, mit denen er dahin gegangen war, nur zu bald getäuſcht. Elias Camerarius las ſelten, Zeller gehörte als Leibarzt mehr dem Hofe, als der Univerſität an, und du Vernoy, ein kundiger Anatom, der einzige akademiſche Lehrer, dem ſich Haller mit innigerem Vertrauen anſchloß, erlag der Armuth und fand zu wenig Unterſtützung, als daß er bei dem beſten Willen mehr als Gewöhnliches hätte leiſten können. Hierzu kam der rohe Geiſt der meiſten Studirenden, die den zaghaften, unerfahrenen Jüngling Anfangs verhöhnten und ſpäter, als er es gerathener fand, ſich ihnen zu nähern, zur Theilnahme an ihren wilden Freuden verlockten. Er gab ſich ihnen eine Zeit lang hin, um dem Spotte der unlautern Geſellen zu entgehen, fühlte ſich aber nur dann erſt recht glücklich, wenn er, dem zügelloſen Taumel entflohen, in der Einſamkeit ſeines Zimmers die heiteren Gaben ſeiner Muſe in Empfang nehmen konnte. Nur ein Gedicht aus dieſer Zeit, „Morgengedanken" überſchrieben, hat ſich erhalten. Der Dichter verſchonte dasſelbe, als er die übrigen zum Untergange verurtheilte, vielleicht weil es ihm einen bedeutenden Moment ſeines Lebens vergegenwärtigte; denn es ward in einer Morgenſtunde des Tags niedergeſchrieben, wo er zum erſten Male öffentlich eine Probe ſeines Wiſſens ablegen ſollte. Mit allgemeinem Beifalle vertheidigte er an dieſem Tage (21. März 1725) unter du Vernoy's Vorſitze eine Abhandlung desſelben gegen des Profeſſor Coſchwitz zu Leipzig [3]) vermeintliche Entdeckung eines neuen Speichelgangs, und wenige Wochen ſpäter ſagte er Tübingen, das ihm nicht mehr genügen konnte, Lebewohl, um ſich nach **Leyden** zu wenden, wo **Boerhaave**, das ärztliche Orakel Europa's, damals noch in friſcher Kraft, und deſſen Zögling **Albinus**, in welchem das Jahrhundert ſpäter einen ſeiner größten Anatomen verehren ſollte, eine Menge lernbegieriger Schüler aus der Nähe und Ferne um ſich verſammelten. Wie glücklich ſich H. hier zu den Füßen der trefflichſten Meiſter, unter Jünglingen, die, wie er, in der Wiſſenſchaft den Beruf ihres Lebens gefunden, und umgeben von allen wünſchenswerthen Hilfsmitteln des Lernens, gefühlt habe, läßt ſich leicht denken. Ein wohl verſorgtes und zweckmäßig eingerichtetes anatomiſches Theater, ein botaniſcher Garten, den kein anderer an Reichthum übertraf, Anſtalten für Naturlehre, Chemie und ärztliche Praxis, und die erleſenſten Bücherſammlungen ſtanden denen, die ſie zu ſchätzen und zu brauchen wußten, offen, und daß Haller keiner der Letzten unter dieſen geweſen, bedarf wohl nicht erſt der Erwähnung. Mit welchem hingebenden Eifer er jedes Wort ſeiner Lehrer feſt gehalten, beweiſen die von ihm dreizehn Jahre ſpäter mit einem an ſcharfſinnigen Bemerkungen reichen Commentar herausgegebenen Vorleſungen Boerhaave's [4]) zur Genüge. Auch die früher ſchon begonnenen Adverſarien und Auszüge wurden fortgeſetzt und die letzteren von jetzt an jedes Mal mit kurzen Kritiken begleitet. Kleine Ausflüge nach **Amſterdam**, wo der ehrwürdige, beinahe neunzigjährige **Ruyſch** und deſſen anatomiſchen Präparate ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten, und eine Reiſe durch das nördliche Teutſchland, die gleichfalls zunächſt der Wiſſenſchaft und ihren Pflegern galt, wurden während der Ferien unternommen. Auf der letzteren Reiſe fühlte er ſeit ſeiner Ankunft zu Leyden zum erſten Male wieder das Bedürfniß, ſeinen

2) „Die Profeſſoren hielten ihre Lection; er aber machte unterdeſſen Verſe." So erzählt **Zimmermann**, meiſt nach H.'s eigenen Mittheilungen, a. a. O. S. 15.

3) De ductu salivali Coschwitziano. Tub. 1725. Als Nachtrag: Experimenta et dubia circa duct. saliv. Coschw. Lgd. Bat. 1727. (*R.*) 4) *Herm. Boerhaave* Praelectiones acad. in suas institutiones rei medicae, cum Comment. V Tom. Gotting. 1739 — 44.

Digitized by Google

Empfindungen in einem Gedichte Sprache zu geben, und ſo entſtanden die Verſe, die unter der Überſchrift „Sehnſucht nach dem Vaterlande“ in die Sammlung ſeiner Poeſien aufgenommen ſind. Bald nach ſeiner Rückkunſt, gegen das Ende des Jahres 1726, unterwarf er ſich den gewöhnlichen Prüfungen und erhielt, nachdem er den 23. Mai 1727 über eine Abhandlung de ductu salivali Coschwiziano disputirt hatte, in ſeinem neunzehnten Jahre die mediciniſche Doctorwürde. — Einige Wochen ſpäter verließ er Leyden, das ihm die Weihe der Wiſſenſchaft gegeben hatte, und ging zunächſt nach London, wo ihm der Umgang mit Cheſelden und Hans Sloane, dem Beſitzer eines reichen naturhiſtoriſchen und Kunſtkabinets, und die Bekanntſchaft des Anatomen Douglas, ſo wie der Beſuch der Hospitäler eine Reihe genußreicher und mit wiſſenſchaftlicher Ausbeute vielfach geſegneter Tage bereitete. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Oxford eilte er nach Frankreich und deſſen Hauptſtadt. Auch hier waren es meiſt Ärzte und Wundärzte, um deren Freundſchaft er ſich bewarb. Geoffroy und Juſſieu ſchloſſen ſich mit Liebe an ihn an, le Dran berief ihn zur Theilnahme an ſeinen chirurgiſchen Operationen im Hospital der Charité; vor Allen aber ward Winslow ihm Freund und Lehrer, und beim Geſchäft des Zergliederns ein Führer zur treuen, von Syſtemſucht freien Beobachtung der Natur [5]). Gern hätte er vor ſeiner Rückkehr ins Vaterland auch Italien bereiſt; aber Kränklichkeit nöthigte ihn, darauf zu verzichten, und ſo verließ er im Februar 1728 Paris und ging über Straßburg nach Baſel. Hier lehrte damals mit ſeltenem Ruhme Newton's und Leibnitzens glücklicher Nebenbuhler im Gebiete der höhern Mathematik, Joh. Bernoulli. Haller ward ſein gelehriger Schüler, und mit demſelben Eifer, mit dem er kurz zuvor noch Boerhaave's Vorträgen und Winslow's Demonſtrationen gefolgt war, vertiefte er ſich jetzt an der Hand des hochverehrten Lehrers in die Geheimniſſe der Differential- und Integralrechnung. Auch ſpäter ſetzte er dieſe Arbeiten mit gleicher Liebe fort, und es iſt bekannt, wie er am Tage ſeiner Trauung noch in der Nähe der Geliebten mehrere Stunden dem Indifferentialcalcul widmete. Zu Baſel war es auch, wo zuerſt der Sinn für ein regelmäßiges botaniſches Studium in ihm erwachte. Die reiche Flora der Umgegend, vielleicht auch, wie er ſelbſt äußert [6]), das Andenken an Caspar und Joh. Bauhin, die hier vordem gelebt und gewirkt hatten, und die Nähe des wackern Stähelin veranlaßten ihn, ſelbſt zu ſammeln und ſo zu einer Zeit, wo er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, kaum die gemeinſten Arten zu unterſcheiden verſtand, ſein großes Werk über die ſchweizeriſchen Pflanzen vorzubereiten. Die eigentliche Vorſchule dazu aber war die Reiſe, die er i. J. 1728 in Geſellſchaft ſeines Freundes, Joh. Geßners, nachherigen Chorherrn zu Zürich, des Genoſſen ſeiner mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Studien, über Biel, Neufchatel und Genf durch Savoyen, dann durch das Walliſerland über den Gemmi, den Thuner und Vierwaldſtädterſee nach Luzern, Zürich und Baden und von da zurück nach Baſel machte. Lange hatte ihm die Muſe geſchwiegen; hier kehrte er endlich in die Arme der alten Freundinn zurück. Indeſſen bedurfte es eines langen Zuredens ſeiner Freunde, bevor er der „poetiſchen Krankheit“, wie er es nannte, bei ſich Raum gab; denn er war gegen ſein dichteriſches Vermögen mißtrauiſch geworden, und die Poeſie war ihm kein leichtes Spiel mehr, ſondern ein ernſtes, mühevolles Ringen mit widerſpenſtigen Stoffen und Formen und mit den eingewurzelten Grundſätzen einer Schule (der lohenſteinſchen), deren Weiſe er jetzt, ſeitdem er mit den britiſchen Dichtern ſich befreundet hatte, nicht mehr zu billigen vermochte. Einen Beweis davon liefert das offene Geſtändniß in dem Vorworte zu ſeinem 1729 vollendeten Gedichte „die Alpen“ [7]), das aus den Erinnerungen ſeiner Schweizerreiſe hervorgegangen war. Seine Hauptbeſchäftigungen aber blieben Mathematik, Pflanzenkunde und Anatomie, in welcher letztern er eine Zeit lang Unterricht ertheilte, während er ſelbſt in der mediciniſchen Praxis noch den Unterricht eines erfahrenen Arztes genoß. „Er war nicht zu ſcheu, ein Lehrer zu ſeyn, und nicht zu ſtolz, um ſelbſt noch zu lernen“ [8]). Endlich (1729) begrüßte er die Vaterſtadt wieder, um als Arzt ſeinen Mitbürgern zu nützen. Mit dem glücklichſten Erfolge übte er ſeine Kunſt, indem er überall der Erfahrung folgte und nur da, wo dieſe ihn verließ, zur Theorie ſeine Zuflucht nahm, der er allerdings ſchon damals manche willkommene Entdeckung verdankte. Dennoch konnte auch er dem Schickſale nicht entgehen, das den Undank der Städte und bürgerlichen Gemeinweſen gegen die Trefflichſten der Ihrigen ſprichwörtlich gemacht hat. Als er um die Stelle eines Arztes beim Inſelſpitale anhielt, ward ihm der Dichter zum Vorwurfe gemacht, und ſein Geſuch um die Profeſſur der Beredtſamkeit mit der Bemerkung, daß ſolche dem Arzte nicht gebühre, zurück gewieſen. Poeſie und Wiſſenſchaft waren in ſolchen Fällen ſeine Tröſterinnen, und das Gedicht „Gedanken bei einer Begebenheit“ verdankt einer dieſer trüben Erfahrungen ſeine Entſtehung. Mit faſt leidenſchaftlicher Vorliebe aber ſetzte er, unbekümmert um das verhöhnende Urtheil der Schwachen, ſeine botaniſchen Vorarbeiten fort, und häufige Exkurſionen während der Sommermonate, vollendeten ſeine Kennerſchaft in dieſem Gebiete. Der Winter war zum größeren Theile der Zergliederungskunſt gewidmet, über die er in einem auf ſeine Veranſtaltung eingerichteten Hörſaale unentgeldliche Vor-

5) S. Eloge historique d'Alb. de Haller (par *Senebier*). Basle 1778. p. 10. 6) S. d. Vorr. zur Enumeratio method. stirp. helvet. Gotting. 1742.

7) „Die ſtarken Vorwürfe“ heißt es da, „lagen mir lebhaft im Gedächtniſſe. Aber ich wählte eine beſchwerliche Art von Gedichten, die mir die Arbeit unnöthig vergrößerte. Die zehnfolbigen Strophen, die ich brauchte, zwangen mich, ſo viel beſondere Gemälde zu machen, als ihrer ſelber waren, und alle Mal einen ganzen Vorwurf mit zehn Linien zu ſchließen. Die Gewohnheit neuerer Zeiten, daß die Stärke der Gedanken in der Strophe alle Mal gegen das Ende ſteigen muß, machte mir die Arbeit noch ſchwerer. Ich wandte die Nebenſtunden vieler Monate zu dieſen wenigen Reimen an u. ſ. w.“ 8) Zimmermann a. a. O. S. 85. —

Digitized by Google

leſungen hielt. Daneben wurden die römiſchen Claſſiker von Ennius an der Zeitfolge nach geleſen, und manche freie Stunde mit numismatiſchen Studien ſo angenehm als nützlich hingebracht. — Süßere Stunden aber, wie wir glauben müſſen, bereitete ihm die Liebe. Mariane Wyß, die Tochter eines reichen Patriciers, ward im J. 1731 ſeine Gattinn. — Um dieſelbe Zeit vermochte ihn ein Freund ſeiner Muſe, der Schultheiß Iſaac Steiger, mit ſeinen Gedichten öffentlich hervor zu treten. Derſelbe drohte ihm nämlich mit einer Herausgabe der bereits vorhandenen, wenn er nicht ſelbſt Hand anlegen würde, und ſo erſchien i. J. 1732 zum erſten Male eine Sammlung derſelben, noch ohne Namen des Verfaſſers. Der Beifall, mit dem ſie von den Kunſtrichtern empfangen wurde (erſt ſpäter wurden auch tadelnde Stimmen laut), mußte ihn über die Angriffe der Theologen tröſten, die in dem Vaterlande und außerhalb desſelben ſich gegen ihn rüſteten. Sie verſtummten endlich vor dem lauten Urtheile der Unbefangenen, und auch der ſpätere Tadel, der über ſprachliche Härten, Schwerfälligkeit und Dunkelheit Klage erhob, fand in Bodmer's und Breitinger's Lobpreiſungen auf lange Zeit hin ein entſcheidendes Gegengewicht. — Unterdeſſen hatte auch das ferne Ausland von den Verdienſten Haller's Kunde genommen, und die Akademie der Wiſſenſchaften zu Upſala ernannte ihn (1734) zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Im nächſtfolgenden Jah e endlich übertrug ihm ſeine Vaterſtadt die Stelle eines Bibliothekars. Mit ſeltenem Fleiße und Eifer unterzog er ſich den Geſchäften ſeines neuen Berufs, bis eine ehrenvolle Einladung ins Ausland ihn auf geraume Zeit dem vaterländiſchen Dienſte entfremdete.

Die neu gegründete und bald nachher unter des trefflichen Münchhauſen einſichtsvoller Leitung kräftig aufblühende Georgia Auguſta zu Göttingen konnte für das glückliche Gedeihen ihres jungen Lebens kaum eine ſicherere Gewähr finden, als indem ſie (1736) den 28jährigen Albr. Haller in den Kreis ihrer Lehrer — als Profeſſor der Medicin, Anatomie, Botanik und Chirurgie — berief. Haller hing indeſſen mit zu warmer Vorliebe an ſeinem Vaterlande, als daß er ſich nicht den Bemühungen ſeiner Berner Freunde, ihn durch Sicherung eines reichlicheren Einkommens zu feſſeln, hätte nachgiebig erweiſen ſollen. Daß er endlich dennoch ging, war die Wirkung der Mißgünſtigen, die den Göttinger Ruf als ein ſchlau erſonnenes Mittel, ſeine Lage zu verbeſſern, darzuſtellen wußten. Ihrer Ränke überdrüſſig und froh der Ausſicht auf einen erweiterten Wirkungskreis, verließ er im September desſelben Jahres mit den Seinigen Bern und kam am 30ſten in Göttingen an, das der Schauplatz ſeiner Größe, aber auch die Geburtsſtätte manches empfindlichen Seelenleidens für ihn werden ſollte. Das Bitterſte mußte er gleich Anfangs erfahren. Der Umſturz des Wagens bei der Einfahrt in Göttingen zog ſeiner Gattinn eine Krankheit zu, die wenige Wochen darauf ihren Tod zur Folge hatte, und 18 Monate ſpäter nahm eine Bruſtkrankheit ihm auch ſeinen älteſten vierjährigen Sohn dahin. Die Tiefe ſeines Schmerzes bei dem Verluſte der Gattinn bezeugen die Gedichte „beim Abſterben ſeiner geliebten Mariane“ und „Über eben dieſelbe“, beide der ungeſuchte Ausdruck eines echt-innigen Gefühls. Öfter, als früher, kehrte er ſeit der Zeit in ſich zurück, und der Geiſt ernſter, zuweilen nur allzu peinlicher Selbſtprüfung, den Manche erſt in ſeinem ſpäteren Leben und den Werken ſeines höhern Alters haben finden wollen, ward der vorherrſchende in allen der ſtillen Beſchäftigung mit ſeinem Innern gewidmeten Stunden [9]). — Den 12. October 1736 trat H. ſeine Profeſſur mit einer Abhandlung de methodo studii botanici an, und bald darauf ward zur Einrichtung eines botaniſchen Gartens und eines anatomiſchen Theaters, die beide noch fehlten, geſchritten, mit dem letzteren auch eine Anſtalt für anatomiſche Zeichnung in Verbindung gebracht, die ihm ſpäter die erſprießlichſten Dienſte leiſtete, während er für ſich ſelbſt eine Sammlung anatomiſcher Präparate anzulegen begann. Durchdrungen von der Würde und Wichtigkeit ſeines Berufs, entſagte er eine Zeit lang jeder nicht unmittelbar in ſein Fach einſchlagenden Beſchäftigung, und ſelbſt die Sonn- und Feiertage fanden ihn meiſt unter ſeinen Leichnamen und Präparaten. Mehr, als die ihm durch Münchhauſen's Gunſt zu Theil gewordenen mehrmaligen Gehaltszulagen, mußte ihn die Bereitwilligkeit, mit welcher die Behörde ſeinen Vorſchlägen zur Vervollkommnung jener Anſtalten entgegen kam, und die mit jedem Jahre zunehmende Anzahl wißbegieriger Jünglinge, die ſein Name aus allen Gegenden herbei zog, erfreuen. — Auf einer Reiſe in die Schweiz (i. J. 1739) fand er in Eliſabeth Bucher, eines reichen Berner Rathsherrn Tochter, die zweite Gattinn. Das Glück dieſer neuen Verbindung war indeß von kurzer Dauer; Eliſabeth ſtarb im erſten Wochenbette, und der Sohn, den ſie dem trauernden Gatten hinterließ, folgte ihr wenige Monate darauf ins Grab. Auch dieß Mal bewährte ſich die Wiſſenſchaft ihm als treue, tröſtende Freundinn. Es erſchienen nun in raſcher Folge die oben ſchon genannten Commentarien zu Boerhaave's Vorleſungen (1739 u. folg. S. Anm. 4.), das Iter Helveticum (1740) mit den reichen botaniſchen Ergebniſſen der letzten Reiſe ins Vaterland, eine Reihe kleiner, meiſt anatomiſcher Schriften und i. J. 1742 das bekannte, trefflich ausgeſtattete Werk über die Schweizerpflanzen [10]), die Frucht vierzehnjähriger unermüdlicher Forſchungen und mühſamer, in zwanzig geſchriebenen Foliobänden niedergelegter Vorarbeiten. Daneben ward er (ſeit 1742) einer der thätigſten Mitarbeiter an der von Wettſtein zu Amſterdam herausgegebenen bibliothèque raisonnée, die er mit zahlreichen kritiſchen Beiträgen über theologiſche, philoſophiſche, mathematiſche, mediciniſche, geſchichtliche und äſthetiſche Werke bereicherte. Im J. 1743 trat die erſte

9) S. die Auszü[illegible]e aus d. T[illegible]gebüchern in Haller's Tagebuch ſeiner Beobachtungen über [illegible]chriftſteller und über ſich ſelbſt. Bern 1787. Th. 2. S. 2[illegible]1 f. [illegible] methodica stirpium Helveticarum. Gotting. [illegible] werden darin (mit den ſpätern Zuſ[illegible] ſeinem Syſteme beſchrieben.

Abtheilung ſeiner anatomiſchen Tafeln mit Erklärungen ans Licht, die eine Menge neuer Entdeckungen darboten [11]) und ſeinen Ruhm durch ganz Teutſchland feſt begründen halfen [12]). Mit welcher Liebe und Umſicht er in der nächſten Zeit, erſt als bloßer Mitarbeiter, dann (ſeit 1747) als Ordner, an der Götting. gelehrten Zeitung Theil genommen, beweiſen die Jahrgänge derſelben bis zu ſeinem Tode, die mit den zwölftauſend von ihm verfaßten Anzeigen und Beurtheilungen in faſt allen Fächern des menſchlichen Wiſſens ein fortlaufendes Tagebuch ſeines literariſchen Lebens bilden [13]). Bei einer ſo nach allen Seiten hin wirkſamen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, wie die ſeinige war, konnte es nicht an einzelnen feindlichen Berührungen fehlen. Sein Verdienſt war es, daß keiner der Kämpfe, in die er verflochten ward, ohne reichen Gewinn für die Wiſſenſchaft vorüber ging. Wie viele — ſeine und Boerhaave's Anſicht beſtätigende Verſuche wurden allein bei Gelegenheit des mehrjährigen Streites mit Hamberger (Prof. in Jena) über das Athemholen angeſtellt [14])! War es ihm hier um die Wiſſenſchaft zu thun, ſo galt es in einem andern gleichzeitigen Streite mit Jul. Offray de la Mettrie der Vertheidigung ſeiner innigſten religiöſen Überzeugung. Der witzige Verfechter eines groben Materialismus hatte dem frommgläubigen teutſchen Forſcher ſeinen Homme Machine (1747) zugeeignet, dieſer dagegen in dem Journal des Savans ſeine Mißbilligung der darin enthaltenen Grundſätze unverhohlen ausgeſprochen und ſich von jeder Verbindung mit dem Verfaſſer feierlichſt losgeſagt. Mit Freuden nahm der kampfluſtige Franzoſe den zugeworfenen Handſchuh auf und ließ ſeine in Galle getauchte Feder nicht eher ruhen, als bis ihn der Tod (1751) vom Schauplatze abrief [15]). Nie aber verlor H. unter dieſen Fehden ſein Ziel aus dem Auge. Schon i. J. 1747 erſchienen die ſpäterhin mehrmals aufgelegten und überſetzten Grundlinien ſeiner Phyſiologie [16]), die zehn Jahre nachher in erweiterter Geſtalt [17]) ans Licht trat. Von ſeiner ans Unglaubliche gränzenden Beleſenheit legte ſeine Methodik des ärztlichen Studiums [18]) Zeugniß ab. Durfte er doch in der Vorrede dazu von ſich behaupten, daß er in den letzten 23 Jahren viertauſend mediciniſche Werke, über die er urtheile, ſelbſt geleſen habe! Und wie viel an Kraft und Zeit nahm daneben die Univerſität ſelbſt, deren Stolz er war und für deren Beſtes er fortdauernd wirkte, in Anſpruch! Im J. 1750 übernahm er den Vorſitz in dem von ihm neu geſtifteten Collegium der Wundärzte; im nächſtfolgenden Jahre ward auf ſeinen Vorſchlag eine Schule für Geburthilfe eröffnet, die Errichtung einer reformirten Kirche, gleichfalls auf ſeine Veranlaſſung, angeordnet, und nach einem von ihm vorgelegten Plane die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gegründet, die unter ſeiner Leitung (er war gleich bei ihrem Entſtehen zu ihrem beſtändigen Präſidenten ernannt worden) den Ruhm der Univerſität, der ſie angehörte, wie die Sache der Wiſſenſchaften, denen ſie diente, auf lange Zeit hin zu fördern beſtimmt war [19]).

11) Iconum anatomicarum fasc. I. Gotting. 1743. fol. Im J. 1756 erſchien das achte und letzte Heft. Eine ausführliche Inhaltsanzeige der 6 erſten Hefte lieferte Zimmermann in Haller's Leben, S. 187 — 191 und S. 248 — 259. 12) Vielleicht iſt hier der ſchicklichſte Ort, die mannichfachen Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen, die ihm im Laufe ſeines Lebens zu Theil wurden, in Eins zuſammen zu faſſen. Im J. 1734 ward er Mitgl. der Akad. zu Upſala, 1739 der teutſchen Geſellſch. zu Leipzig, in demſ. J. kön. großbrit. Leibarzt, 1743 Mitgl. der königl. Soc. d. Wiſſ. zu London, 1747 der Akademie zu Stockholm, 1749 königl. großbrit. Statsrath und in den Reichsadelsſtand erhoben, auch Mitgl. d. Akad. d. Wiſſ. zu Berlin, 1751 Mitgl. der kaiſerl. Akad. d. Naturforſcher und d. Akad. zu Bologna, 1752 d. chirurg. Akad. zu Paris, 1753 der botan. Geſellſch. zu Florenz, 1754 eines der acht auswärtigen Mitglieder d. k. Akad. d. Wiſſ. zu Paris. Im J. 1755 ward ihm, nach Mosheims Tode, die Würde eines Kanzlers der Göttinger Univerſität und zugleich die eines Kanzlers und Curators der Univerſität Halle, an Wolff's Stelle, angetragen, die er beide ausſchlug. Im J. 1756 ward er Mitglied des großen Raths ſeiner Vaterſtadt, 1759 Mitgl. der baierſchen botan. Geſellſchaft, 1764 der Züricher, 1765 der Harlemer und Celler ökonomiſchen Geſellſchaft; 1767 erhielt er eine ehrenvolle Einladung nach S. Petersburg, die er aber eben ſo wenig, als früher nach Oxford, Utrecht und Berlin, annahm; 1772 ward er in das Collegium der Ärzte zu Edinburg aufgenommen, 1773 in die gelehrten Geſellſchaften zu Padua und Kopenhagen; 1775 ward er Präſident der ökonomiſchen Societät ſeiner Vaterſtadt, 1776 Ritter des ſchwediſchen Nordſternordens, 1777 endlich, ſeinem Todesjahre, Mitglied der Akademie zu S. Petersburg. 13) Mehr als hundert derſelben, zum Theil in Auszügen, gibt Haller's Tageb. S. Anm. 9. 14) Die bis 1748 gewechſelten Streitſchriften ſ. in Hamberger's Diſſertation: de respirationis mechanismo et usu genuino. Jen. 1748. 4., zu vergl. mit d. Gött. gel. Zeit. von 1746 bis 1748. Über die weitere Fortſetzung des Kampfes aber, an dem ſeit 1749 auch Haller's Schüler, K. Fr. Trendelenburg, für den Meiſter Theil nahm, ſ. die folg. Jahrg. derſ. Zeitſchr. bis 1753. Die Geſchichte des Streits gibt Zimmermann im Leben ꝛc. S. 169 — 220. In einem minder reinen Lichte erſcheint H. in dem Streite gegen Linnée, deſſen Syſtem er hartnäckig bekämpfte, und am wenigſten möchte zu billigen ſeyn, daß er die dem ausgezeichneten Manne gebührende Achtung ſo weit vergeſſen konnte, um mehrere Streitſchriften, deren Verfaſſer er ſelbſt war, (Epistola ad patrem Alb. Hallerum, continens dubia contra fundamenta botanica Linnaei, Gotting. 1750; Ep. ad J. G. Zimmermann, qua dubia ex Linn. fundamentis bot. hausta tradere pergit, ibid. 1751) unter dem Namen ſeines 15 — 16jährigen Sohnes in die Welt zu ſenden.

15) Dieſe Streitigkeiten haben für unſere Zeit ihre Bedeutung verloren. Die Schriften de la Mettrie's: l'Homme Machine, Histoire naturelle de l'ame, Homme plante, L'art de jouir, discours sur le bonheur, le petit homme à longue queue (das Letztere ein bitterer Ausfall gegen Haller) dürften immer noch als Actenſtücke zur Geſchichte einer trübſeligen gemütharmen Zeit nicht ganz unbeachtet bleiben. Charakteriſtiſch iſt es, daß Haller bei dieſer ſeiner polemiſchen Stellung jede Theilnahme an den Streitigkeiten über Poeſie und deren Weſen, ſelbſt dann, wenn es die Vertheidigung ſeiner eigenen Dichterweiſe galt, von ſich fern hielt. 16) Primae lineae physiologiae. Gotting. 1747. 8. Vermehrt 1765. 17) Elementa physiologiae corporis humani. VIII Vol. Lausan. 1757 — 1766. 4. 18) *H. Boerhaavii* method. studii med. cum amplissimis auctariis. Amstelod. 1751. 4. 19) Der erſte Band der Abhandlungen der kön. Societ. erſchien Oſtern 1752 unt. d. Titel: Commentarii Societ. regiae Gottingensis. Faſt keiner der nachfolgenden Bände entbehrt ſeiner Beiträge. Über das, was H. der Geſellſchaft bis zu ſeinem Tode geweſen, ſ. *Heyne* Elogium Alberti de Haller in Nov. Comment. Soc. reg. Gott. T. VIII. p. 14: „Praesidis partes ac munera non ad honorem magis suum, quam ad religionem publicamque utilitatem pertinere putavit; itaque absens quoque Sodales consilio et auctoritate rexit, nominis autem sui celebritate claritatem Societatis eximie auxit.“

Digitized by Google

So ſehr ihn aber auch Alles dieſes an Göttingen feſſeln mochte, ſo fehlte es doch auch nicht an Manchem, was ihm den Aufenthalt daſelbſt verleidete, und oft ſehnte er ſich nach ſeinem Bern zurück, dem er ſchon ſeit 1745, wo er in den großen Rath ſeiner Vaterſtadt aufgenommen worden war, aufs Neue angehörte. Endlich im J. 1753, nachdem er in ſeiner Beſchreibung des königl. Pflanzengartens[20]), das letzte in Göttingen erſchienene ſelbſtſtändige Werk, vollendet hatte, kehrte er mit den Seinigen (i. J. 1743 hatte er ſich zum dritten Male mit einer Tochter des weimarſchen Hofraths und Leibarztes Teichmayer vermählt) auf immer nach dem Vaterlande zurück. — In Göttingen ſchien man jetzt erſt ganz zu würdigen, was man an ihm beſeſſen[21]). Der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften blieb ſeine thätige Theilnahme auch ferner. Nicht umſonſt war ihm die Würde ihres Präſidenten auch für die Zukunft übertragen worden; die zahlreichen Beiträge für die Jahrbücher derſelben, die er ihr von Zeit zu Zeit bis an ſeinen Tod zuſandte, zeugen von der Liebe, mit welcher er an einer Anſtalt hing, die ihm zum großen Theile ihre Entſtehung und Blühte zu danken hatte, und die Einſtimmigkeit, mit welcher dieſelbe bald nach ſeinem Abgange ſeinem Ruhegehalte eine Zulage aus ihren eigenen Mitteln beifügte, mag eben ſo als ein ehrendes Zeugniß für den Empfänger, als für die dankbaren Geſinnungen der Geber gelten. Auch die gelehrten Zeitungen erfreueten ſich fortwährend ſeiner eifrigſten Theilnahme. — Zum Amman ſeiner Vaterſtadt erwählt, that er für das Wohl ſeiner Mitbürger, was ſeine Stellung mit ſich brachte, ohne darum der Wiſſenſchaft untreu zu werden. Als Mitglied des akademiſchen Senats ordnete er das Schul- und Unterrichtswefen in Bern und Lauſanne. Die Errichtung eines philologiſchen Seminars am letzteren Orte war insbeſondere ſein Werk. Bald darauf ward er mit einem Gehalte von 5000 Gulden zum Director der Salzwerke zu Ber und Aigle, zum Mitgliede des Sanitätscollegiums, der Donnerkammer, des Ehegerichts, der ökonomiſchen Commiſſion u. ſ. w. ernannt, und immer brachte er gern die zunächſt der Wiſſenſchaft beſtimmte Zeit dem Dienſte des Vaterlandes zum Opfer. So verbeſſerte er die Einrichtung der Salzwerke, gab der akademiſchen Schule zu Lauſanne eine zweckmäßigere Geſtalt, veranlaßte neue mediciniſch-polizeiliche Maßregeln und (1758) die Errichtung eines Waiſenhauſes in ſeiner Vaterſtadt, vermittelte (1764) die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen Wallis und dem Canton Bern und ordnete (1767) die kirchlichen Angelegenheiten des Waadtlandes. Zu gleicher Zeit wurden früher begonnene literariſche Arbeiten fortgeſetzt, eine große Anzahl einzelner Abhandlungen zu Tage gefördert und manches neue größere Werk angefangen und vollendet. Wir rechnen dahin vor Allem ſeine botaniſche, chirurgiſche, anatomiſche und mediciniſch-praktiſche Bibliothek, von denen nur die letztere unvollendet geblieben iſt[22]). Und doch gewann er unter der Menge dieſer ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten noch Zeit zu drei philoſophiſchen Romanen (Uſong, Alfred und Fabius und Cato), in denen er ſeine Anſichten über die despotiſche, beſchränkt monarchiſche und ariſtokratiſch-republikaniſche Verfaſſung niederlegte. Erſt in den letzten vier Jahren ſeines Lebens zog er ſich, gewarnt durch ſeine geſchwächte Geſundheit, von den öffentlichen Geſchäften zurück. Hielt er noch eine Zeit lang durch den Genuß des Opiums ſeine körperliche und geiſtige Kraft aufrecht[23]), ſo beſchleunigte er doch vielleicht durch das Übermaß im Gebrauche deſſelben ſein Ende. Wenige Monate noch vor ſeinem Tode hatte er (d. 17. Jul. 1777) die Freude, den Kaiſer Joſeph II., der unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein reiſte, und Fernay, wo Voltaire ſeiner harrte, vorüber gegangen war, in ſeinem Hauſe zu begrüßen. Joſeph fällte nach einer zweiſtündigen Unterhaltung das Urtheil, Haller ſei auch noch in ſeinem Alter weit mehr, als der Ruf von ihm ſage[24]). Bald darauf verſchlimmerte ſich ſein körperlicher Zuſtand, und er ſtarb den 12. Dec. 1777, im 70ſten Jahre ſeines raſtlos thätigen Lebens. Er hinterließ aus ſeinen drei Ehen vier Söhne und eben ſo viele Töchter. Der älteſte der Söhne, Emanuel[25]), hat ſich durch Werke über Pflanzenkunde und ſchweizeriſche Geſchichte einen Namen unter den Gelehrten ſeines Vaterlandes erworben[26]). Haller's Bücherſammlung ward vom Kaiſer gekauft und der Mailänder Bibliothek einverleibt.

Zeigt uns ſchon dieſer kurze Abriß ſeines Lebens überall in ihm den treuen Prieſter der Erkenntniß, den unermüdlichen Forſcher, und in dem tiefen Ernſte eines raſtloſen wiſſenſchaftlichen Strebens den Grundzug ſeines Weſens: ſo bedarf es nur weniger Striche noch, um das Bild des merkwürdigen Mannes zu vollenden, den die

---

20) Enumeratio plantarum horti regii Gottingensis. Gott. 1753. 8. (Verſchieden von einem zehn Jahre früher unter demſelben Titel erſchienenen, unvollſtändigeren Werkchen. 21) S. Michaelis Vorr. zu den Comment. reg. soc. Gott. 1754. Vol. III.

22) Biblioth. medicae pars botanica. Tigur. I. T. 1771 — 1772. 4. Biblioth. anatomica. Ibid. II. T. 1774. 77. 4. Bibl. chirurgica. Basil. II. T. 1774. 75. 4. Bibl. practica Bas. II. T. 1776. 77. 4. 23) Eine Rede von ihm über die Wirkſamkeit des Opiums, mit Beziehung auf ſeinen eigenen Zuſtand, vom J. 1776 iſt in den Comment. der Gölting. Societät abgedruckt. 24) In ſ. Tageb. erwähnt H. dieſes Beſuchs nur mit den Worten: „Auch meiner Eitelkeit und Eigenliebe iſt etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergeſſen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menſchen abhängt, von deren Gunſt oder Ungunſt ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben." Wenige Tage ſpäter beſuchte ihn ein geſchätzter Geiſtlicher der Stadt, um ihm zu der gewordenen Ehre Glück zu wünſchen. Haller's ganze Antwort beſtand in den Worten der Schrift: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind." 25) S. Meuſel's Lexikon der von 1750 — 1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. Bd 5. S. 104 f. 26) Üb. Haller's Leben ſind insbeſondere zu vergleichen: das mehrmals erwähnte Leben von Zimmermann (geht nur bis 1754); Eloge historique d'Alb. de Haller. Basle 1778 (von *Senebier*), [mit einem Verzeichniß ſeiner Schriften]; Lobrede auf Hrn. v. Haller von Tſcharner, Bern 1778; Jördens's Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten, Bd 2. S. 307 f. Üb. ſ. Tod. ſ. teutſches Muſeum, 1778. Bd 1. Febr. S. 191. — Von ſeinem eigenen Leben erzählt H. in der Perſon des Ol-ſu im dritten Buche ſeines Uſong, S. 227 — 233.

Digitized by Google

Achtung der Zeitgenoſſen ſchon mit dem Namen des Großen ehrte. Groß und ſchön gewachſen — obgleich von einem kränklichen und reizbaren Körper —, mit einem Geſicht voll Ausdruck und einem hellen, feurigen Auge, flößte er ſchon durch ſeine Erſcheinung Jedem, der ihn ſah, Ehrfurcht ein. Frühere Kränklichkeit und ſpätere körperliche Leiden, von denen er in keinem Zeitraume ſeines Lebens ganz frei blieb, mochten die Haupturſache jener Empfindlichkeit ſeyn, die allerdings nicht ſelten die Heiterkeit ſeiner Seele ſtörte und wohl zuweilen allzu heftig ſich äußerte. Hierzu kamen die trübſinnigen, in einer tief gewurzelten hypochondriſchen Stimmung gegründeten Vorſtellungen von der Verderbtheit der Welt und der urſprünglichen Sündhaftigkeit des menſchlichen Gemüths, mit denen er in einſamen Stunden ſich ſelbſt quälte und vor deren nachtheiligeren Einflüſſen ihn vielleicht nur der vielſeitige Verkehr mit der Wiſſenſchaft und die natürliche Güte ſeines Herzens behüten konnte, die ſich bis an ſein Ende in treuer Anhänglichkeit an ſeine Freunde [27]) und in der Dankbarkeit gegen ſeine Lehrer bewährte, zu denen er auch alle die rechnete, aus deren Schriften er Neues zugelernt hatte. Daher in mehreren ſeiner Werke die ihm oft zum Vorwurfe gemachte Citatenfülle, deren er zur Vergrößerung ſeines Ruhmes nicht bedurfte. Wie ſehr er dieſen auch lieben mochte (daß er etwas und vielleicht zu viel auf ihn geſetzt, geſteht er ſich ſelbſt an vielen Stellen ſeiner Tagebücher [28])): ſo ſuchte er ihn doch gewiß in ganz andern Dingen, als in bloß zu leerem Prunke entworfenen Titelverzeichniſſen. Auch der Glanz des höhern geſelligen Lebens, zu deſſen Genuſſe es ihm nicht an Aufforderung fehlen konnte, hatte für ihn, der die einſame Stille in der freien Natur oder auf ſeinem Arbeitszimmer über Alles liebte, keinen oder nur wenig Reiz. Seine liebſte Geſellſchaft waren die Genoſſen ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, ferne und nahe, und ein nach faſt allen europäiſchen Ländern gerichteter Briefwechſel (in teutſcher, lateiniſcher, engländiſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache) ſeine liebſte Unterhaltung. Am häufigſten verkehrte er auf dieſem Wege mit Joh. Geßner in Zürich und mit Karl Bonnet zu Genf [29]). — Seines warmen, nicht erſt ſpäter angebildeten, ſondern mit ihm aufgewachſenen, religiöſen Sinnes iſt oben ſchon gedacht worden. Die Selbſtbetrachtungen ſeines Tagebuchs geben uns das Bild einer Seele, die Gott ſucht und findet, die aber verzweifelt, wenn ſie in flüchtigen Anwandlungen irdiſcher Eitelkeit oder im Drange weltlichen Treibens ihn auf Augenblicke aus den Augen verloren [30]). Dieß führt uns zunächſt auf Haller's theologiſche und philoſophiſche Anſichten. Die Grundlage der erſteren war, in Übereinſtimmung mit der orthodoxen Theologie der Zeit, der Glaube an ein böſes Prinzip im Menſchen, der die fortdauernde Einwirkung böſer Geiſter nicht ausſchloß. Was eine das Wort feſt haltende Exegeſe ihn in den heiligen Büchern hatte finden laſſen, dafür mußten ihm dieſelben Bücher, die nach ſeinem eigenen Ausdrucke, „ſeine Theologie“ waren, Troſt bieten. Wie er, im Sinne ſeiner ſtreng ſupernaturaliſtiſchen Anſicht, über die Göttlichkeit der Sendung Jeſus, ſeine göttliche Natur und ſeine Genugthuung dachte, hat er in den zunächſt gegen Voltaire und die Freigeiſterei der Zeit gerichteten Briefen über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung [31]) niedergelegt. — Von dem eifrig proteſtantiſchen Sinne Haller's zeugen mehrere Stellen ſeiner Schriften [32]). — Kürzer dürfen wir uns über ſeine Philoſophie faſſen. Sie war ein freies, den Feſſeln des Syſtems entbundenes Philoſophiren, das nur Eine Auctorität über ſich erkannte, die der Offenbarung. „Seine Philoſophie,“ ſagt Bonnet, „war ganz praktiſch, weil ſie ganz chriſtlich war, und nichts konnte ſeinen Beifall erhalten, als was auf die Vervollkommnung des Verſtandes oder auf die Beſſerung des Herzens abzweckte.“ Haller gehörte keiner Schule an. Wie wenig ihn Des Cartes für ſich zu gewinnen vermocht hatte, haben wir oben geſehen; aber auch Leibnitz und Wolff, ſo hoch er Beide hielt und wie Manches er von ihnen bereitwillig aufgenommen — daher die Wolffianer ſich ſeiner gern als ihres Genoſſen rühmten [33]) — fanden an ihm keinen nachbetenden Jünger. Als erklärter Gegner des Materialismus mußte er zwar, wie de la Mettrie's, ſo auch Helvetius's und Hartley's Anſichten beſtreiten, und er that es mit der Überzeugung eines offenbarungsgläubigen Denkers; aber an ernſte Beobachtung gewöhnt, verwarf er eben ſo den blinden Dogmatismus des Schulſyſtems, als er vor der in die Luft bauenden Hypotheſenſucht warnte [34]). Er ereiferte ſich gegen diejenigen, die ſich alles Zweifels ſchämten und ſich nach und nach „jene Herrſchaft über die Wiſſenſchaften anmaßen wollten, die Bakon und Gaſſendi der Schule entriſſen hatten“; aber auch über die, welche da behaupteten, daß die Wahrheit jenſeits eines Abgrundes liege, über den keine Brücke führe. Zu weit würde es uns führen, wollten wir ſeine Ideen über Moral, Geſetzge-

27) S. das Leben von Zimmermann, S. 8, wo ein eigenes Beiſpiel aufgeführt wird. 28) „Noch immer Ungeduld, Ruhmſucht, heimlich, auch wohl öffentlich!“ ruft er d. 19. Dec. 1736 aus. — „Ich habe heute den Gottesdienſt der Lectur eines thörichten Lodes nachgeſetzt, da ich doch weiß, wie ſchädlich ſolche Speiſe mir iſt und wie angenehm das Gift ſich einſchleicht.“ (24. Jan. 1741). — „Wir herrſcht nicht mein Hochmuth! O mein Gott, lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin, auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!“ (d. 22. Jul. desſelb. J.) 29) Von den Briefen an ihn ſind die lateiniſchen (1004 Briefe in 6 Bänden) und ein Theil der teutſchen im Druck erſchienen. 30) „Ich elender Menſch (heißt es in d. Tageb. ſeiner Beobachtungen rc. Th. 2 S. 254), wie ſehr hängt mein Herz an tauſend zeitlichen Kleinigkeiten! Ich ſuche Frieden, wo keiner iſt, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geiſt, der in mir iſt, der ewig bleiben wird, — vergiß ich darob.“ Und Ähnliches an unzähligen andern Stellen. 31) Bern 1772. 8. (Ins Franz., Schwed. und Holländiſche überſetzt). Damit zu vergleichen: Briefe über einige Entwürfe noch lebender Freigeiſter wider die Offenbarung. Drei Theile. Bern, 1775 — 77. 8. 32) S. beſonders Götting. gel. Anz. 1764, S. 25; 1763, S. 261; 1768, S. 1389. 33) S. Ludovici's Hiſtorie der Wolff'ſchen Philoſophie, Lpz. 1758, wo er unter den Anhängern der Letzteren aufgeführt wird. 34) S. Vorr. zur Überſetz. von Buffon's Naturgeſch. Hamb. 1751.

bung und Statsverwaltung, wie ſie in ſeinen Werken zerſtreut vorliegen, zuſammen ſtellen; wir gehen vielmehr zu Haller's Leiſtungen im Fache der Kritik über, der, wie wir geſehen haben, ein großer Theil ſeiner literariſchen Thätigkeit zugewendet war. Vielleicht hat Keiner vor und nach ihm das Geſchäft der Kritik in einem größern Umfange ausgeübt, als er, und daß er vor Vielen ſeiner Zeit dazu berufen war, möchte kaum einem Zweifel unterworfen ſeyn. Allerdings gilt dieß insbeſondere von den Beurtheilungen ſeines Fachs, die recht im eigentlichen Sinne, um uns eines Ausdrucks Goethe's zu bedienen, productiv waren, die, wo ſie verwarfen, gewiß immer das Beſſere gaben und nirgend den redlichen Forſchungseifer ihres Verfaſſers und ſeinen durch reiche Erfahrung geſchärften Blick verläugneten. Seine Urtheile in andern Fächern waren meiſt nur Berichte über den Inhalt, in gedrängter Kürze erſchöpfend, durchwebt mit fruchtbaren Winken und von kunſtrichterlicher Anmaßung ſo frei, daß wir nicht ſelten das offene Geſtändniß in ihnen leſen, ihr Verfaſſer verſtehe von dieſem oder jenem — wie von Muſik, Baukunſt, dramatiſcher Poeſie ꝛc. — wenig oder nichts. Allen ſeinen Beurtheilungen gebührt das Lob der vollſten Unparteilichkeit, ſo wie des ſtrengſten Rechtlichkeitsſinnes, dem die reinſte Humanität zur Seite ſtand, die nur gegen abſolut Schlechtes, vor Allem aber gegen den Spott der Freigeiſterei und gegen die Anmaßung der Beſchränktheit den Ton der unerbittlichen Strenge annahm [35]). — Es iſt althergebrachte Sitte, Haller unter den teutſchen Dichtern vom erſten Range zu nennen, und an der Befugniß dazu zu zweifeln, möchte leicht in den Augen Mancher, namentlich ſolcher, die von den wiſſenſchaftlichen Leiſtungen des großen Mannes keine oder nur entfernte Kunde genommen, als Hochverrath an einem heiligen Namen erſcheinen. Fragen wir zunächſt, ohne uns um die Urtheile Anderer zu kümmern, was er ſelbſt davon gehalten, ſo finden wir Äußerungen, wie folgende: „Tauſend andere Geſchäfte erdrücken mich und laſſen mir wenig Augenblicke übrig, die ich einem ſo unnöthigen und unwichtigen Dinge weihen könnte, als meine Reime in meinen Augen ſind" [36]). — „Die Verſe wurden mir ſchwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzuſetzen; auch dieſe veränderte ich, ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich ſehr früh auf, einiges Vergnügen an der Poeſie zu fühlen" [37]). — „Ganz andere Arbeiten waren mein Hauptzweck, und mich deucht, es wäre billig, einem ſolchen gelegentlichen Verfaſſer Vieles zu verzeihen, das einem eigentlichen Dichter nicht vergeben würde, der ſein Leben einzig der Poeſie weiht" [38]). — Wir fragen, ob Leſſing's: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die ſich durch eigene Kraft empor arbeitet" mehr ſagt. Indeſſen muß es uns verſtattet ſeyn, das beſcheidene, vielleicht allzu demüthige Urtheil des Mannes über ſich ſelbſt mindeſtens zu beſchränken. Haller's tiefes, leicht erregbares Gefühl und eine lebendige Einbildungskraft, die ſich nirgend in ſeinen dichteriſchen Werken verläugnen, daneben, wenn auch nicht die volle poetiſche Weltanſchauung ſelbſt, wie wir ſie bei dem echten Dichter vorausſetzen, doch ein Analogon derſelben in der philoſophiſch-religiöſen Betrachtung des Lebens, in Verbindung mit einer edeln und kernhaften Sprache, ſtellen ihn hoch unter den Dichtern ſeiner Zeit und erklären den Einfluß, durch den es ihm gelang, ſich zum Vermittler zwiſchen ganz entgegen geſetzten Meinungen und Zwecken zu machen. Von der andern Seite überzeugen wir uns aber auch bald, daß die wiſſenſchaftliche Richtung ſeines Strebens von dem Augenblicke an, wo dieſelbe überwiegend und über ſein geiſtiges Leben entſcheidend hervor trat, die freie Entfaltung ſeiner dichteriſchen Anlagen hemmte und es zu einer vollendeten Entwickelung derſelben nicht mehr kommen ließ. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, wie es in den angeführten Stellen ſich ausſpricht, war denn auch wohl die Urſache, daß er ſelbſt ſpäter noch, wie in jener Zeit, wo Lohenſtein, Canitz und Brockes ſeine Führer und Muſter waren, an fremde Vorbilder ſich anſchloß, und, die wenigen Fälle ausgenommen, wo ſein tiefer bewegtes Gemüth ſich ſelbſt eine Sprache erfand, in mehr oder weniger entlehnten Weiſen ſang. Während ſeines Aufenthalts in England namentlich hatte er erkannt, daß, wie ſeine eigenen Worte lauten, „philoſophiſche Begriffe und Anmerkungen ſich reimen ließen," und der Einfluß der Engländer läßt ſich in den meiſten ſeiner didaktiſchen Gedichte nicht verkennen. Geſteht er doch ſelbſt, daß eines derſelben „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben," nur geſchrieben worden ſei, um „in einem nach dem engländiſchen Geſchmacke eingerichteten" Gedichte darzuthun, daß die teutſche Sprache keinen Antheil an dem Mangel philoſophiſcher Dichter habe, und eine gleiche oder ähnliche, lediglich äußere, Veranlaſſung möchte ſich bei mehreren ſeiner didaktiſchen Poeſien leicht nachweiſen laſſen. Dennoch fehlt es keiner derſelben — zu denen wir auch die Satiren rechnen — an jener Stärke der Betrachtung und Würde der Anſicht, an jener Gedankenfülle und fruchtbar ſchweren Kürze, in die Wachler [39]) mit Recht das Grundweſen unſers Dichters ſetzt. Aber am glänzendſten unſtreitig erſcheinen dieſe Vorzüge in dem Gedichte „Über den Urſprung des Übels", welches, das Lieblingskind ſeines Urhebers, lange nachher noch unſern didaktiſchen Dichtern ein Vorbild geblieben iſt. Gleichen Ruhm mit demſelben erwarben ſich „die Alpen", die, neben jenen Eigenthümlichkeiten, in den zahlreichen beſchreibenden Stellen durch lebendige Auffaſſung und ergreifende Darſtellung einer großen Natur ſich auszeichnen, obgleich auch in ihnen der Lehrton der vorherrſchende iſt. Der britiſche Ernſt ſeiner Muſe, der zu Hagedorn's geſelliger Heiterkeit den vollkommenſten Gegenſatz bildet, tritt nur in dem nicht vollendeten Gedichte

35) S. *Heyne* Elogium etc. p. 19. 36) Vorr. zu d. Gedichten, dritte Ausg. 37) S. Haller und Hagedorn gegen einander verglichen, Brief an v. Gemmingen im Tagebuche ꝛc. Bd 2. S. 113. 38) Vorr. zu d. Gedichten, S. 7.

39) Vorleſungen üb. d. Geſch. der teutſcher Nationalliteratur, Th. 2. S. 103.

Digitized by Google

„Über die Ewigkeit“ als fromme Begeiſterung entgegen, während die Gedichte „An Doris“ und „Bei Marianens Tode“ in einfach ſanfter Weiſe die Bewegungen eines menſchlich aufgeregten Gemüths rührend offenbaren. Wir werden Wenige gegen uns haben, wenn wir gerade in dieſen anſpruchloſen Klängen der Sehnſucht und des Schmerzes das finden, was die Befähigung Haller's für Poeſie außer Zweifel ſetzt und es uns beklagen läßt, daß äußere Einflüſſe ihn öfter, als gut war, dem Wege des reinen Naturausdrucks der Empfindung entzogen. Dieſe veränderte Richtung Haller's mag zum Theil auf die Rechnung jener Spaltung zu ſetzen ſeyn, die zu ſeiner Zeit Teutſchland in zwei äſthetiſche Hälften trennte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn er in der gedankenreichen Kürze britiſcher Dichter das wirkſamſte Gegengift gegen die Seichtigkeit der gottſched'ſchen Schule zu finden meinte. Unter dem Einfluſſe der Erſteren war es ihm bald gelungen, ſich von dem eiteln Flitterprunke der lohenſtein'ſchen Manier zu befreien; nicht ſo leicht ward es ihm, die ſprachlichen Unebenheiten zu beſeitigen, die nur übelwollende Tadelſucht dem ſchweizeriſchen Dichter ſo hoch anrechnen konnte. Wie wenig er auch in dieſer Beziehung die Mühe des Feilens geſcheut, beweiſen die ſpätern Ausgaben ſeiner Gedichte in Vergleichung mit den früheren [40]). Wenn wir hier noch bemerken, wie ſein Beiſpiel im Kampfe der Schweizer mit Gottſched und deſſen Jüngern die Niederlage der Letztern herbei führen und ſo den Aufſchwung der teutſchen Poeſie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorbereiten half: ſo glauben wir nicht mit dem kleinſten ſeiner Verdienſte zu ſchließen, und wir fügen nur noch einige Worte über die bereits genannten drei Romane, Werke ſeines höheren Alters bei, über die Folgendes genügen mag: Uſong [41]) ſoll zeigen, wie auch der unbeſchränkte Alleinherrſcher, mit Einſicht, Wachſamkeit und Tugend, ſeine Völker beglücken könne; Alfred [42]) redet der beſchränkten Monarchie das Wort, die Wirkung des Beiſpiels eines tugendhaften Fürſten auf die untergeordneten Diener des States ins Licht ſtellend, und Fabius und Cato [43]), ein hiſtoriſches Fragment, preiſt die ariſtokratiſche Verfaſſung eines Stats von kleinerem Umfange mit einer Vorliebe, die dem Berner Patrizier wohl zu verzeihen iſt. Alle drei ſind, ungeachtet vieler einſeitigen Anſichten, die gegründete Bedenken gegen den hiſtoriſchen Standpunkt ihres Verfaſſers erregen könnten, von Seiten der faſt durchaus edeln und würdigen Darſtellung der Beachtung nicht unwerth [44]). *(K. Förster.)*

Die ausgezeichneteſten Verdienſte erwarb ſich aber Haller als Anatom und Phyſiolog, unverwelkliche Lorbern werden in dieſer Hinſicht ſeinen Namen ſchmücken, ſo lange Wiſſenſchaften blühen. Er ſagt von ſich ſelbſt: „dudum in physiologicis laboribus majorem vitae meae partem posueram.“ (In der Vorrede zu dem Werke: de partium corp. hum. fabrica. ed. 8. p. 4.) und beklagte öfters, daß er durch viele andere Beſchäftigungen abgehalten wurde, dieſen Studien ganz zu leben.

Unübertroffen iſt Haller als Förderer der Anatomie und Phyſiologie, keinen Zweig jener ließ er ohne Berührung und für die Bearbeitung dieſer ſchuf er eine neue Methode, welche bis in die neueſten Zeiten beibehalten worden iſt und die zu den wichtigſten Aufſchlüſſen führte. Mit Recht bezeichnet daher ſein Name eine neue Epoche in der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft.— Im Laufe des 17ten und in den erſten Decennien des 18ten Jahrh., hatte man die Anatomie mit vielem Eifer bearbeitet und eine Maſſe von Entdeckungen lagen zur ſinnigen Deutung und Verarbeitung zu einem Ganzen bereit, Albin und Winslow hatten ſchon den Geiſt für ſtrengere, der Natur treue Genauigkeit in den anatomiſchen Beſchreibungen, Erſterer auch in den Abbildungen geweckt, Boerhaave hatte mit kräftigem Geiſte ſich bemüht, die anatomiſchen Entdeckungen und neueren phyſiologiſchen Lehren zum Beſten der praktiſchen Heilkunde zu benutzen, aber zu wenig eigener Forſcher in jenen Grundpfeilern der geſammten Heilkunde, konnte er die Lücken nicht ausfüllen, die Irrthümer nicht berichtigen und mehrern ſeiner Lehrſätze fehlten daher die giltigen Beweiſe. Dieſes fühlte ſein geiſtvoller Schüler Haller wohl ſchon früher, vorzüglich aber bei der Herausgabe der Vorleſungen ſeines Lehrers und darum dachte er vor Allem daran, die Anatomie mehr in Beziehung auf Phyſiologie und beide als brauchbarere Grundlagen der praktiſchen Heilkunde zu bearbeiten. Über mehrere der wichtigſten phyſiologiſchen Lehrſätze herrſchten, als er auftrat, noch viele Zweifel, ſeine Abſicht war, dieſe durch nicht zu beſtreitende Thatſachen zu heben. Wir erinnern nur an die wichtigen Entdeckungen Harvey's und Aſſelini's, welche eine große Reform in der Phyſiologie herbei geführt haben und die damals noch für Mehrere der Beſtätigung durch wiederholte Beobachtungen in der Natur bedurften. Auch die lebhaften Streitigkeiten der Jatrochemiker und Jatromathematiker führten auf die fühlbarſten Lücken in den Kenntniſſen von den Wirkungen der Organe während des Lebens, die zu ihrer Ausfüllung eines Mannes von H. vielſeitiger Bil-

40) Die erſte Ausgabe erſchien zu Bern 1732. Ihr folgten, ohne die vielen Nachdrücke, elf andere, alle mit Verbeſſerungen von der Hand des Dichters, die letzte, von ihm beſorgte zu Göttingen 1777. Die meiſten Gedichte ſind ins Franzöſiſche (von V. E. Tſcharner), mehrere ins Italieniſche (von *Soresi*) und ins Engliſche (von *Ms. Howard*) überſetzt worden. 41) Uſong, eine morgenl. Geſchichte in 4 Büchern. Bern 1771. Zuletzt ebend. 1778. Überſetzt in das Franzöſiſche (von *Correvon*), Engliſche, Italieniſche, Holländiſche und Ungariſche. 42) Alfred, König der Angelſachſen. Götting. u. Bern 1773. (Ins Franz. überſetzt.) 43) Fabius und Cato, ein Stück der römiſchen Geſchichte. Bern u. Götting. 1774. 44) Außer den genannten Werken vergleiche über Haller als Dichter vorzüglich ſeine eigenen Geſtändniſſe in dem angeführten Briefe an v. Gemmingen („Hagedorn und Haller gegen einander verglichen“) in dem Tagebuche ſeiner Beobachtungen über Schriftſt. und ſich ſelbſt, Th. 2. S. 118. Hottinger's Verſ. einer Vergleichung der teutſchen Dichter mit den Griechen und Römern, in den Schrift. der teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim. Bd 5. S. 308 folg. und Manſo über Albr. v. Haller in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen (Nachträge zu Sulzer), Bd 1. S. 118.

Digitized by Google

bung, ausgebreiteter Beleſenheit und Gründlichkeit zu ihrer Ergänzung bedurften.

Haller's anatomiſche Studien hatten treffliche Lehrer geleitet. Duvernoy in Tübingen konnte ihm zwar wegen Mangels an menſchlichen Leichnamen, einen gründlichen Unterricht in der Anatomie des Menſchen nicht ertheilen, es übte ſich aber doch ſein damals erſt ſiebenzehnjähriger Schüler fleißig in der Zergliederung der Thiere, eine Übung, die ihm ſpäter bei ſeinen zootomiſchen Unterſuchungen und Viviſectionen viel nützte. Albin, Ruyſch, Douglas und Winslow führten ihn tiefer in die Anatomie des Menſchen ein, für welche er bald eine entſchiedene Vorliebe gewann und gaben ſeinen Forſchungen die Richtung zur Genauigkeit und Gründlichkeit, welche ſich über alle ſeine Arbeiten verbreiteten. Seine Talente und ſein Fleiß erwarben ihm bald die Zuneigung jener berühmten Männer, durch welche er auch Gelegenheit erhielt, ſich ſelbſt in der Zergliederung von Leichnamen zu üben. Vorzüglich rühmte er die freundſchaftliche Behandlung, deren ihn Douglas würdigte, welcher ihm den Zutritt zu den Arbeiten für ſeine Geſchichte der Knochen geſtattete. Immer höher ſtieg ſein Eifer zu eigenen Zergliederungen, um denſelben zu befriedigen ſuchte er ſich, nicht ohne Gefahr, in Paris heimlich ausgegrabene Leichname zu verſchaffen und verfolgte die Gebilde weiter, auf welche ihn der genaue Anatom Winslow aufmerkſam gemacht hatte. Auch Le Dran's Vorleſungen ließ er nicht unbenutzt und zergliederte unter ſeiner Leitung. Durch den treuen Unterricht dieſer Meiſter in der Zergliederungskunde kehrte er gut vorbereitet in ſein Vaterland zurück, wo er bald Gelegenheit fand, ſelbſt als Lehrer aufzutreten. Während er ſich nämlich zu Baſel aufhielt, um Mathematik zu ſtudiren, wurden ihm die anatomiſchen Demonſtrationen übertragen, welche der damals kränkliche Profeſſor der Anatomie J. R. Mieg nicht halten konnte. Und als er von da nach ſeiner Vaterſtadt Bern zurückkehrte, um ſich der Ausübung der Heilkunde zu widmen, ſo gelang es ihm nach kurzer Zeit, ein Gebäude zu Zergliederungen von Leichnamen und anatomiſchen Demonſtrationen angewieſen zu erhalten. Hier arbeitete er, bis ihm in Göttingen die trefflichſten Hilfsmittel zu ſeinen mannichfachen Forſchungen und literariſchen Arbeiten zu Gebot ſtanden.

Seine zahlreichen Berichtigungen und Bereicherungen der Anatomie machte er in vielen kleinen Schriften, Programmen und Geſellſchaftsſchriften zuerſt, dann geſammelt, verbeſſert und mit mehrern neuen Abhandlungen vermehrt, in ſeinen beiden anatomiſchen Hauptwerken, Opuscula anatom. minora. Vol. III. Lausan. 1762—68 und Icones anatomic. Fasc. I—VIII. Götting. 1743—1756 bekannt. Auch hat er mehrere derſelben, in ſeiner Ausgabe von Boerhaave Praelectiones und in den unten zu erwähnenden phyſiologiſchen Schriften mitgetheilt. Zu Haller's vorzüglichſten anatomiſchen Arbeiten gehören ſeine Zergliederungen und Abbildungen der Schlagadern, ihrer feineren Verzweigungen und mannichfachen Anaſtomoſen, des Zwerchfeldes, der Netze, der Samengefäße in den Hoden, die Unterſuchungen über den Bau des Herzens, der Klappe des Kolons und des Wachsthumes der Knochen. Alle dieſe Arbeiten zeichnen ſich durch eine nicht genug zu rühmende Deutlichkeit und Gründlichkeit aus; die anatomiſchen Abbildungen ſind nebſt den Albinſchen, die beſten jener Zeit und mehrere derſelben ſind in Hinſicht der Richtigkeit und Reinheit der Darſtellung der verſchiedenen Gebilde in ihrer relativen Lage, als treffliche Muſterblätter zu betrachten. Durch ſeine feinen anatomiſchen Unterſuchungen der Gewebe des menſchlichen Körpers, der Endigungen der Arterien, der Anfänge der Venen und Ausführungsgänge legte er ſchon einen guten Grund zu dem Theile der Anatomie, welche man ſeit Bichat unter dem Namen allgemeine Anatomie beſonders bearbeitet. Die pathologiſche Anatomie wurde von ihm nicht überſehen, ſeine Opuscula pathologica partim recusa, partim inedita. Lausann. 1755, enthalten mehrere ſchätzbare Beiträge für dieſelbe. Die Zootomie wurde durch ſeine Thierzergliederungen, durch die Unterſuchungen des Gehirnes der Vögel und Fiſche, der Augen der Fiſche, durch die Beobachtungen über das bebrütete Ei und ſeine Viviſectionen bereichert.

Zum Beſchluſſe ſeiner für die Förderung der Anatomie unternommenen Arbeiten, erſchien noch in den Jahren 1774 bis 1777 ſeine Bibliotheca anatomica in 2 Bänden. Sie enthält einen Theil der Früchte ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit und iſt ein unentbehrliches literariſches Repertorium für den Anatomen. Ähnliche nützliche Sammlungen gab er über die Literatur der Botanik, Chirurgie und praktiſche Medicin heraus. Die Bibliotheca medico-practica konnte er aber nicht mehr ſelbſt vollenden, die beiden letzten Bände wurden von Tribolet und Brandis herausgegeben. — Der Name eines um die Anatomie ſo hoch verdienten Mannes, ziert mit Recht auch ihre Nomenclatur und nie möge man bei den von ihm zuerſt genauer beſchriebenen Theilen, den Netzen, den Samengefäßnetzen u. ſ. w. den Namen Haller vergeſſen.

Noch wichtigere Dienſte, als der topographiſchen Anatomie leiſtete Haller der Phyſiologie. Er ſetzte ſich durch ſeinen unermüdeten Fleiß und umfaſſende Beleſenheit in den Beſitz aller anatomiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſe bis auf ſeine Zeit, zergliederte die Leichname der Menſchen bis in die feinſten Theile, mit der ſtrengſten Genauigkeit, benutzte die Injectionen, die Vergrößerungsgläſer, die ſorgfältigen Beobachtungen lebender Geſchöpfe, Viviſectionen, Thierzergliederungen, pathologiſche Anatomie, Chemie, Phyſik und Mathematik zur Erforſchung und Berichtigung phyſiologiſcher Lehren; durch dieſe Vereinigung aller Hilfsmittel, welche nur das Studium der Phyſiologie fördern können, ſchuf er eine neue Methode der Bearbeitung dieſer wichtigen Wiſſenſchaft, welche eine Reform derſelben nothwendig zur Folge haben mußte und welche bis in die neueſten Zeiten zur Erweiterung der Kenntniſſe von den Lebenserſcheinungen des Menſchen, mit ausgezeichnetem Vortheile beibehalten wurde. Schon wegen der Weckung die-

Digitized by Google

ſes Geiſtes der Gründlichkeit und treuen Naturbeobachtung, doppelt aber, da mit ſeinem großen phyſiologiſchen Werke wirklich eine neue Epoche für die Phyſiologie beginnt, verdient er den Namen eines Begründers der neueren Phyſiologie. Es würde uns zu weit führen, wenn wir Alles angeben wollten, was dieſe Hallern verdankt, nur einige Hauptmomente wollen wir ausheben.

Harvey's Lehre von dem Blutumlaufe, durch welche die Bedeutung eines ganzen Hauptſyſtems des Organismus eine andere Geſtalt gewonnen hatte, bedurfte noch der Ergänzung rückſichtlich des Blutlaufes in den feinſten Gefäßen, ja ſie war ſelbſt noch mehrerer auf treue Naturbeobachtung gegründeter Beweiſe benöthigt, um gegen ſo manche, damals noch herrſchende Zweifel ganz geſichert zu werden. Haller füllte durch ſeine ſorgfältigen Unterſuchungen an Leichnamen und lebenden Geſchöpfen dieſe Lücken aus und ſtellte über den Blutlauf in den feinſten Gefäßen Anſichten auf, zu welchen man dem Weſentlichen nach immer wieder zurück kehrte, wenn auch dazwiſchen andere Meinungen ſich zu verbreiten begannen. Über den mechaniſchen und chemiſchen Theil der Reſpiration verbreitete er richtigere Anſichten, die Unterſuchungen über die Bewegung der Bruſthöhle beim Athemholen und ob Luft zwiſchen den Lungen und den Wänden des Thorax befindlich ſei, verwickelten ihn in einen heftigen Streit mit Hamberger, welcher bis zu dem Tode des Letztern fortgeführt wurde. Das Wichtigſte über dieſen Gegenſtand findet ſich in Hallers Abhandl. de respiratione experimenta anatomica. Götting. 1746 u. 49, in den Mémoires sur la respiration und in den Opp. minora. T. II. Aus dieſen Kampf ging H. ſiegreich hervor. — Waren auch die Folgerungen, welche H. aus ſeinen zahlreichen und mühſamen Unterſuchungen über das bebrütete Ei zog, der Natur nicht angemeſſen, ſo lieferten jene doch treue beobachtete Thatſachen, die auf andere Weiſe gut benutzt werden konnten und führten zu nützlichen Erfahrungen über die Entwickelungsgeſchichte einzelner Gebilde, unter denen er dem Herzen und Gefäßſyſteme beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte. — Vorzüglichen Ruhm erwarb er ſich durch ſeine genauern Beſtimmungen der verſchiedenen Arten der Lebenskraftäußerungen im Allgemeinen, durch die ſorgfältigere Unterſcheidung des Tonus, der Muskelkraft oder Irritabilität (Irritabilitas Halleri), und der Nervenkraft, Empfindlichkeit oder Senſibilität. Vermochte er auch nicht dieſe wichtige Lehre ganz aufs Klare zu bringen, hat er auch zu manchen falſchen Auslegungen Veranlaſſung gegeben: ſo hat er doch die Bahn zu gründlicherern Forſchungen über dieſelbe gebrochen und den Weg gezeigt, auf welchem man zu tiefern Einſichten vielleicht noch gelangen kann. — Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß H. durch Gliſſon's Schriften*) zu ſeiner Lehre von der Reizbarkeit der Muskelfaſer hingeleitet worden iſt. Dieſer nannte die der thieriſchen Faſer im Allgemeinen, den Muskeln, Flechſen, Häuten u. ſ. w. nicht nur, ſondern auch dem Blute zukommende Kraftäußerung Irritabilität. Dieſe Lehre fand aber nicht viel Beifall. H. erkannte auch bald das Mangelhafte derſelben und ſonderte die den Muskeln nur zukommende Kraftäußerung durch die Benennung Irritabilität, von dem in allen Gebilden verbreiteten Tonus. Im J. 1739 erklärte H. zuerſt, daß die Muskelkraft von der Irritabilität abhänge; von 1747 an unterſchied er beſtimmter die todte Kraft, Elaſticität, Tonus, die eigentliche Muskelkraft, Irritabilität, und Nervenkraft, Senſibilität, ſo daß den Muskeln eine dreifache Kraftäußerung zukomme: die vis mortua, vis insita oder irritabilitas und vis nervea. Dieſe neue Lehre trug er in ſeiner Phyſiologie vor, es erſchienen über dieſelbe mehrere Diſſertationen von Zinn 1749, von Öder 1751, von Zimmermann 1752, von Wolsdorf und Caſtelli 1753. Im J. 1752 hielt H. zwei akademiſche Reden, in welchen er zu beweiſen ſuchte: daß die Empfindlichkeit nur den Nerven zukomme, und das Vermögen auf einen Reiz ſich zuſammen zu ziehen, nur der Muskelfaſer eigenthümlich und von den Nerven ganz unabhängig ſei. — Dieſe Reden wurden 1753 in den Göttinger Commentarien durch den Druck bekannt gemacht und verwickelten H. in viele Streitigkeiten mit Le Cat, de Haen, Delius, Krauſe, Bondelli u. A., ſeine Gegenſchriften ſind in den Mémoires sur les parties sensibles et irritables. Lausanne 1756—1759 enthalten, auch findet ſich viel darüber in ſeiner großen Phyſiologie. Man ſieht aus dieſer Darſtellung, wie H. behutſam, unter fortdauernden Experimenten an lebenden Thieren nur Schritt für Schritt die Unabhängigkeit der Muskelreizbarkeit weiter ausdehnte und doch ſcheint er eben zuletzt noch, von dem rechten Weg abgewichen zu ſeyn. Wie ſchwierig es aber iſt, über dieſe Lehre zur Gewißheit zu gelangen, beweiſen wohl die widerſprechenden Meinungen der Phyſiologen über dieſelbe jetzt noch, nach einem Zeitraume von faſt ſiebenzig Jahren.

Die literariſchen Arbeiten H. über Phyſiologie finden ſich theils in mehrern einzelnen Abhandlungen und Diſſertationen, theils in ſeinen beiden phyſiologiſchen Handbüchern. Die erſte Auflage der kleinen Phyſiologie: Primae Lineae physiologiae erſchien zu Göttingen 1747 und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, öfter aufgelegt und in das Franzöſiſche, Italieniſche, Engliſche und Teutſche überſetzt. Mehrere Decennien hindurch wurde dieſes Lehrbuch faſt allgemein für die Vorleſungen und zum Privatunterrichte benutzt; noch im Jahre 1800 hat v. Leveling eine zu dieſem Zwecke beſtimmte neue Auflage beſorgt**).

Die Herausgabe ſeines bis jetzt noch unübertroffenen Meiſterwerkes, der Elementa physiologiae corporis humani, begann zu Lauſanne 1757 und wurde

*) *Glisson* tract. de ventric. et intest. Lond. 1671 p. 191 und de irritabilitate a phantas. et appetitu recta. Amstelod. p. 99.

**) Alb. v. Haller Grundriß der Phyſiologie m. d. Verbeſſ. von H. A. Wrisberg, Sam. Th. Sömmering und Ph. F. Meckels umgearbeitet von H. Mar. v. Leveling. Erlangen, 1800.

Digitized by Google

1763 mit dem achten Bande beendigt. Es enthält dieſes treffliche Werk eine vollſtändige Sammlung aller Unterſuchungen, Erfahrungen und Lehren über die feinere Anatomie und die Phyſiologie von den älteren bis auf H's Zeiten, verbunden mit einer ausnehmend reichhaltigern Literatur und den Reſultaten eigener zahlreichen Unterſuchungen, Beobachtungen und Forſchungen des Verfaſſers. Eine unentbehrliche Schatzkammer von literariſchen Nachweiſungen und treu beobachteten Thatſachen für einen jeden Gelehrten, der jene Fächer mit Gründlichkeit bearbeiten will. — Auch von dieſem Werke ſind mehrere Auflagen, eine zu Neapel, eine andere zu Venedig, eine teutſche Überſetzung zu Berlin und eine franzöſiſche zu Paris erſchienen. Vom J. 1778 an unternahm H. ſelbſt noch die mit neuen Unterſuchungen und Beobachtungen vermehrte, aber im Ganzen abgekürzte Ausgabe dieſes großen Werkes in Octav: De partium corporis humani praecipuarum fabrica et functionibus; opus quinquaginta annorum. Bernae et Lausannae 1778, allein er konnte dieſelbe nicht mehr vollenden, von 30 Büchern, welche die Elementa physiologiae enthalten, erſchienen nur zehn Bücher. In der Vorrede zu dem erſten Theile lieferte H. ein Verzeichniß ſeiner wichtigſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Entdeckungen (Catalogus nonnullorum inventorum auctoris. p. 35). Die Zuſätze, welche dieſe Ausgabe auszeichnen, ſind, um die erſte Auflage zu ſuppliren, ausgehoben und unter dem Titel: Auctuarium ad elementa physiologiae corp. hum. Laus. 1782 erſchienen.

Nicht ſo glücklich war H. als Botaniker, ſein Wettkampf mit Linnée glückte ihm nicht, dieſer war ihm an umfaſſenden Kenntniſſen des Pflanzenreiches und einem richtigeren Blick zu einer für dem damaligen Standpunkt der Botanik paſſendern Syſtematik, überlegen. — Doch iſt der Eifer, mit welchem er auch in dieſem Zweige der Wiſſenſchaften arbeitete, zu rühmen. Schon während ſeiner Studierzeit beſchäftigte er ſich fleißig mit der Botanik, jedoch ohne beſondere Vorliebe für dieſelbe***); erſt nach der Zurückkunft von ſeinen Reiſen fing er an, derſelben gleiche Thätigkeit wie der Anatomie zu widmen, legte er den Grund zu einer Flora der Schweiz und arbeitete gründlich für die richtigere Beſtimmung der Pflanzenfamilien. Zu dieſem Zwecke machte er von ſeinem 20ſten bis 28ſten Jahre, von 1728 bis 1736 jährlich Reiſen auf die Alpen in Begleitung von Joh. Geßner, Stähelin und Thomas. Von 1736 bis 1753 bereiſte er von Göttingen aus den Harz, Thüringen, die Gegenden von Halle und Hannover, wobei er eine beträchtliche Anzahl Pflanzen zuſammen brachte, die er mit vieler Genauigkeit unterſuchte und mit den vorhandenen Beſchreibungen kritiſch forſchend verglich. Auch die Literatur der Botanik war ihm durch ſeine unermüdliche Beleſenheit in ihrem ganzen Umfange bekannt geworden und er ließ keine Gelegenheit vorbei eilen, die ihm geſtattete, fremde Herbarien zu benutzen, von denen die Sammlungen eines Joh. Jak. Huber, Albr. Gagnebin und Werner de la Chevol als die wichtigeren zu nennen ſind. — In einer kleinen Schrift: de methodico studio botanices absque praeceptore Goett. 1736 (wieder abgedr. in den Opusc. Bot. p. 31 sqq.) gab er die Grundzüge zu einem natürlichen Syſteme, welches ſowohl auf den Habitus der Pflanzen und ihre natürliche Verwandtſchaft, als auf die Verhältniſſe der Staubfäden gegründet war. Allein er fand wenig Beifall und H. ſah nicht ohne die Gefühle beleidigten Ehrgeizes Linnée's Syſtem mit glänzendem Erfolge ſich immer weiter verbreiten. Hierin, verbunden mit der beleidigenden Zurückſetzung, die er von Linnée dadurch glaubte erfahren zu haben, daß dieſer die von H. angegebenen Pflanzencharaktere nicht benutzt hatte, lag wohl hauptſächlich der Grund der Bitterkeit eines Streites gegen dieſen ausgezeichneten Mann (in den eben angef. Schriften in den Göttinger Anz. 1748. S 500 und in Haller's Tagebuch 2. Bd S. 200), welcher zu der Schattenſeite in Haller's literariſchem Wirken gehört, vorzüglich wegen der Kritiken, die er unter dem Namen ſeines 15jährigen Sohnes, Gottlieb Emanuel, herausgab: Dubia ex Linnei fundamentis hausta, Götting. 1751. — Nuper proposita dubia illustrata, 1752. Dubiarum contra sect. septimam fundamentorum Linnei Manip. 1 u. 2. 1753.

Haller's vorzüglichſtes botaniſches Werk iſt die Historia stirpium Helvetiae indigenarum. T. I—III. Bern. 1768, in welcher 2486 Pflanzen mit vieler Genauigkeit und mit einer von eben ſo großer Beleſenheit, als Scharfblick zeugenden Angabe der Synonyme, beſchrieben ſind. Acht und vierzig derſelben beigefügte Kupfertafeln, liefern lehrreiche Abbildungen mehrerer Pflanzen. Außer dieſer trefflichen Flora, ſchrieb er noch mehrere kleine botaniſche Abhandlungen, die faſt alle in ſeinen Opuscula botanica geſammelt ſind. Hieher gehören die Beſchreibungen ſeiner botaniſchen Reiſen durch die Schweiz und auf den Harz, einige brauchbare Monographien: de Veronicis alpinis, über die Bärtsia alpina, die Stähelina montana und eine Diss. de pedicularibus, und von denen der Libellus de Allii genere naturali (1745) noch den heutigen Monographien der Gattung Allium als Baſis dient. Als Frucht ſeines Aufenthalts im mittleren Teutſchland iſt vorzüglich ſeine Ausgabe von Ruppii Flora Jenensis zu betrachten, welche viel Eigenthümliches von ihm enthält, durch ſeine Beſorgung mit trefflichen Kupferſtichen verſehen wurde, auch in Hinſicht auf Kritik allen andern für jene Gegend erſchienenen Floren vorgezogen zu werden verdient. Seine letzte botaniſche Arbeit war die Bibliotheca botanica, ſie iſt in demſelben Geiſt geſchrieben, wie die Bibl. anatomica, von welcher wir oben geſprochen haben, ſteht dieſer aber an Gehalt nach. Wie iſt es auch möglich, daß ein Mann in Fächern von ſo weitem Umfange mit gleichem Glücke und gleicher Gründlichkeit ſollte arbeiten können? Immer bleibt Hallern der Ruhm, für Anatomie, Phyſiologie und Botanik gemein-

***) Haller ſagt dieß ſelbſt in der Vorrede zu der Enumerat. Stirp. Helvet. p. 17.

Digitized by Google

ſchaftlich, nach dem Standpunkte dieſer Wiſſenſchaften zu ſeiner Zeit, mehr und umfaſſender gewirkt zu haben, als ein Gelehrter vor oder nach ihm. — Seinen Namen verewigte Linnée in der Botanik durch die ſüdafrikaniſche Gattung Halleria, durch die von ihm auf dem Harze entdeckte Arabis Halleri, und Allione, auch durch die piemonteſiſche Anemone Halleri. (*Seiler.*)

HALLER (Berchtold), der wichtigſte Beförderer der Reformation zu Bern, geboren 1492 in dem damals rottweilſchen, jetzt würtembergſchen Dorfe Aldingen*). Seine erſte Bildung erhielt er auf der damals nicht unberühmten Schule zu Pforzheim, wo ſich eine innige Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Mitſchüler Melanchthon bildete. Nachher ſtudirte er auf der Univerſität zu Cölln, wo er den Grad eines Baccalaureus der Theologie erhielt. Die gründlichen Kenntniſſe, beſonders in den alten Sprachen und die ſchöne Diction ſeiner lateiniſchen Briefe bewieſen, wie wohl er ſeine Studienzeit angewandt hatte. Nachdem er hierauf einige Zeit an der Schule zu Baſel gelehrt hatte, kam er im J. 1518 nach Bern, wo er zuerſt auch Unterricht ertheilte, und bald eine Kaplanei erhielt. Seine Kenntniſſe, ſein Fleiß und ſeine Beredſamkeit, verbunden mit Beſcheidenheit und einem einnehmenden Weſen, das durch ein entſprechendes Äußeres unterſtützt wurde, erwarben ihm Achtung und Zuneigung. Beſonders kam er mit denjenigen großen Geſchlechtern, die der Reformation geneigt waren, mit den Wattenwyl, den Mai, den Weingarten in freundſchaftliche Berührung. Bald erhielt er vom großen Rathe eine Chorherrenpfründe am Stifte zu Bern, und wurde dann 1521 zum Leutprieſter an dieſer Hauptkirche gewählt. Schon früher hatte er Luthers kleine Schriften eifrig geleſen, und predigte daher vom J. 1520 an nach den ſonntäglichen Evangelien, über die zehen Gebote zwar vorſichtig, aber doch ſo, daß er damals ſchon in nicht geringer Gefahr ſchwebte. Denn ſo viele Neigung für die Reformation ſich bei einigen der vorzüglichſten Mitglieder der Regirung und bei vielen Bürgern zeigte, ſo hatte die Gegenpartei beſonders im kleinen Rathe doch noch ein entſchiedenes Übergewicht, und unter den Bürgern einen ſehr ſtarken Anhang. Daher ſchwebte Haller wegen der ſteigenden Erbitterung der Parteien mehrere Jahre in beſtändiger Lebensgefahr, die auch einen entſchloſſenern Mann hätte ſchrecken können. Wirklich verlor er auch im J. 1522 den Muth ſo, daß er den Entſchluß faßte, ſich, unter dem Vorwande in Baſel die griechiſche und hebräiſche Sprache gründlicher zu ſtudiren, von Bern zu entfernen. Glücklicher Weiſe theilte er ſeinen Vorſatz Zwingli mit, der ihn dringend bat, auf dem Platze, wohin die Vorſehung ihn geſtellt, auszuharren und ſeinen geſunkenen Muth wirklich wieder aufrichtete. Seine Gegner ſuchten ihn in die Gewalt des Biſchofs von Lauſanne, zu deſſen Sprengel die Stadt Bern gehörte, zu bringen. Er wurde vor den großen Rath berufen, um ſich wegen ſeiner Lehre zu verantworten. Die Parteien ſtanden in der Rathsſtube heftig gegen einander und eben ſo ſtarke Parteiung zeigte ſich unter den Bürgern; und da Hallers Freunde beſorgten, der Entſchluß, ihn nach Lauſanne zu ſenden, könnte durchgeſetzt werden: ſo führten ſie ihn unter ſtarker Begleitung in ſeine Wohnung zurück und bewachten dieſelbe. Indeſſen wurde dann dem Biſchofe von Lauſanne von der auf ihre Auctorität eiferſüchtigen Regirung die begehrte Zuſendung Hallers und Sebaſtian Meyers, des kühnen Predigers bei den Barfüßermönchen, abgeſchlagen mit der Erklärung, man werde ihm zu Bern ſelbſt gehöriges Recht gegen die Predikanten halten. Auch war es Hallers Wirkſamkeit ſehr beförderlich, als der Rath durch ſeine Geſandten bei einer Tagſatzung zu Baden im Januar 1523 erklären ließ, daß Bern ſeine Predikanten das heil. Evangelium und die heil. Schrift wolle verkündigen und predigen laſſen, ohne Verhinderung und ſie dabei ſchützen. In ähnlichem Sinne erließ dann die Regirung im Junius 1523 einen Beſchluß, daß jeder Prediger dem Volke die bloße lautere Wahrheit vortragen ſolle. Allein im Herbſte dieſes Jahres wurden Haller und Sebaſtian Meyer und mit ihnen ihr Freund Thomas Wyttenbach von Biel wegen eines Geſpräches über das Kloſterleben, das ſie mit einer Nonne zu Bern aus der Familie May gehalten, angeklagt, und auf eine ſchlaue Weiſe verſucht, ihre Verbannung zu bewirken. Endlich gelang es aber ihren Freunden im großen Rathe, die Sache durch den Beſchluß zu unterdrücken, daß die Prediger ihrer Kanzel warten und des Kloſters müßig gehen ſollen. Daher verſuchten nun ſeine Feinde, ihn bei Nacht unter dem Vorwande eines Krankenbeſuchs aus dem Hauſe zu locken und dann zu entführen. Der Anſchlag wurde aber von einigen Steinhauern, die denſelben belauſcht hatten, und Hallern zuriefen, er ſolle im Hauſe bleiben, vereitelt. Ein andrer Angriff, der bei Tage auf ſein Leben geſchehen ſollte, wurde wieder durch den Zulauf von Bewaffneten aus dem Volke, die ihn beobachteten, verhindert, und der wiederholt gemachte Verſuch, ſeine Abſendung nach Lauſanne zu bewirken, konnte im großen Rathe nie durchgeſetzt werden. Zwar erhielt die katholiſche Partei durch den Einfluß andrer eidgenöſſiſcher Orte und durch die Beſorgniſſe, welche der Bauernkrieg erregte, ſeit dem Jahre 1524 wieder ein bedeutendes Übergewicht, und Sebaſtian Meyer wurde wirklich verbannt: aber auch die Freunde der Reformation, zu denen beſonders der Schultheiß Jakob v. Wattenwyl gehörte, behielten großen Einfluß, und eben jene Beſorgniſſe mäßigten die Heftigkeit des Parteigei-

*) Das Geſchlecht Haller findet ſich in verſchiedenen Gegenden. Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erſcheint Jakob Haller als Mitglied des großen Rathes zu Bern. — Johannes, der weder mit dieſem Jakob noch mit Berchtold ſcheint in Verwandtſchaft geſtanden zu haben, wurde 1487 in dem St. Gallenſchen Städtchen Wyl geboren, und war der erſte Geiſtliche im Canton Bern, der ſich verheirathete. Wegen der Unruhen im Berner Oberland 1528 ging er nach Zürich, wurde Pfarrer zu Bulau und fiel 1531 in der Schlacht bei Cappel. Sein älterer Sohn Johannes, geboren 1523, wurde Archidiakon zu Zürich, dann auf Begehren der Regirung von Bern dieſer Stadt überlaſſen, wo er 1575 als Dekan ſtarb. Von dieſem ſtammt der große Naturforſcher, Anatom und Phyſiolog Albrecht von Haller ab.

Digitized by Google

ſtes und überzeugten von der Nothwendigkeit, daß ein Ausbruch verhütet werden müſſe. Daher wurde mit Meyer auch ſein heftigſter Gegner, der Leſemeiſter der Predigermönche, Hans Heim, verbannt und den Predigermönchen ſo wie den Barfüßern geboten, ſich des widerwärtigen Predigens zu enthalten: man ſolle ſich mit den Predigten in der Stiftskirche begnügen. Hier aber predigte Haller, zwar ohne ſeiner Überzeugung irgend etwas zu vergeben, jedoch vorſichtig und behutſam, wie ihm Zwingli ſelbſt gerathen hatte: dadurch rettete er nicht nur ſich ſelbſt, ſondern er wirkte durch Behutſamkeit und Mäßigung weit mehr, als unter den damaligen Verhältniſſen ein lebhafterer Kopf vermocht hätte. Allein als der Bauernkrieg unterdrückt und die bekannte Disputation zu Baden im Mai 1526 angeordnet war, ſchien die katholiſche Partei entſchieden zu ſiegen: denn den 21. Mai wurde der Beſchluß durchgeſetzt, beim alten Glauben zu bleiben, und ſich von der Mehrheit der eidgenöſſiſchen Orte nicht abzuſondern. An demſelben Tage beſchloß der kleine Rath, Haller und der Pfarrer zu Erlenbach, Peter Cunz, ſollen ſogleich nach Baden reiſen, nicht um zu disputiren, ſondern um Rechenſchaft von ihrer Lehre abzulegen: dazu ſollte ihnen nicht einmal das übliche Geleite bewilligt werden. Allein der große Rath gab ihnen ein der Reformation geneigtes Mitglied des kleinen als Beſchützer zu. Nach den gedruckten Akten dieſer ganz parteiiſch für die Katholiken eingerichteten Disputation, äußerte ſich Haller einzig über die zweite Theſis, welche die Behauptung aufſtellt, daß der wahre Leib Chriſtus in der Meſſe wirklich geopfert werde. Gegen dieſe disputirte er mit gewichtigen Gründen, verließ dann aber Baden vor Beendigung der Disputation. Bald nach ſeiner Rückkunft wurde er vor den kleinen Rath berufen und ihm der Befehl angekündigt, wieder Meſſe zu leſen. Allein er verweigerte jede Antwort anderswo als vor dem großen Rathe, und ſeine Freunde ſetzten es durch, daß die Sache dahin mußte gebracht werden. Hier entſtand nun ein ſo heftiger Streit, daß die Bürger vor dem Rathhauſe zuſammen liefen und ſich das Gerücht verbreitete, die Parteien ſeien in der Rathsſtube im Handgemenge begriffen. Als endlich Stille hergeſtellt war, erklärte Haller, daß er ſich dem Befehle, Meſſe zu leſen, nicht unterwerfen könne, aber um Entzweiung der Regirung zu verhüten, ſeine Chorherrenſtelle aufgeben wolle. Dieß beſänftigte die Gemüther und die Parteien ſchloſſen einen Vergleich, der dann zum Vortheile der Reformation ausſchlug. Die Chorherrenſtelle und damit auch die Verpflichtung, Meſſe zu leſen, wurde ihm zwar abgenommen; dagegen wurde ihm ein andres Einkommen und eine andre Wohnung angewieſen, und er zugleich als Prediger beſtätigt. Dieß war der letzte Kampf zu Bern, bei dem ſeine Exiſtenz, oder wenigſtens ſeine Wirkſamkeit in dieſer Stadt auf dem Spiele ſtand, nachdem er ſeit etwa fünf Jahren in beſtändiger Lebensgefahr geſchwebt hatte. Denn ſeit der Disputation zu Baden hob ſich zu Bern die reformirte Partei immer mehr, und die katholiſchen Orte der Eidgenoſſenſchaft beförderten dieß ſelbſt durch die Anmaßung, womit ſie Bern in dieſer Rückſicht Geſetze vorſchreiben wollten. Haller erhielt nun auch den Auftrag, in der Adventszeit außer ſeinen gewöhnlichen Predigten noch drei Mal in der Woche zu predigen; ja man erlaubte ihm, noch einen Gehilfen zu ſuchen. Deßwegen rief er **Franz Kolb**, gebürtig von Rötelen, der ſchon früher eine Chorherrenſtelle zu Bern gehabt, aber im Jahre 1522 wegen ſeiner heftigen Predigten gegen die Mißbräuche in der Kirche, beſonders aber gegen die Sittenloſigkeit, das Penſionsweſen und das Reislaufen ſich entfernt hatte. Haller konnte von jetzt an weit ungehemmter auftreten, und er erntete endlich den Lohn ſeines Ausharrens, als der große Rath im November 1527, weil die katholiſchen Orte beharrlich die Mittheilung eines der vier Originale der Akten der badenſchen Disputation zu Vergleichung mit den von Murner zu Luzern gedruckten Akten verweigerten, eine feierliche Disputation zu Bern ſelbſt ausſchrieb. Haller erhielt nebſt Kolb den Auftrag, die Theſes abzufaſſen. Sie überſandten dieſelben Zwingli zur Prüfung, worauf ſie zu Zürich gedruckt wurden; denn Bern hatte damals keine Druckerei. Dieſe zehen Theſes enthalten die Hauptſätze der reformirten Lehre: die fünfte iſt gegen die lutherſche Lehre vom Abendmahle gerichtet. Äußerſt lebhaft äußerte Haller ſeine Freude, als Zwingli ihm verſprach, ſelbſt zu der Disputation nach Bern zu kommen: denn nun hielt er den Sieg für entſchieden. Allerdings wirkte dieß um ſo vortheilhafter, da Zwingli ſich aus hinreichenden Gründen 1526 geweigert hatte, nach Baden zu kommen. In den Akten der Disputation zu Bern zeigt ſich Hallers Schriftkenntniß und Beſonnenheit in hellem Lichte. Auch die Rathſchläge, die er nach der Disputation der Obrigkeit übergab, wie bei Einführung der Reformation zu Werke zu gehen ſei, und die auch meiſtens befolgt wurden, zeugen von vieler Klugheit und Sanftmuth, und es findet ſich darin keine Spur von Rachſucht gegen ſeine Verfolger. Aber noch einmal ſah er ſein Leben im Dienſte der Wahrheit bedroht. Zu Solothurn kämpften die Parteien heftig gegen einander: endlich wurde durch den Einfluß berneriſcher und anderer Geſandten der Entſchluß bewirkt, einen vorzüglichen Prediger zu berufen. Bern überließ Solothurn im Januar 1530 Hallern auf einige Zeit. Er blieb ſechs Wochen daſelbſt, und predigte in dieſer Zeit dreißig Male. Allein die Gegenpartei veranſtaltete ein Wunder, indem das Bild und das Reliquienkäſtchen des h. Urſus eines Morgens ſchwitzten; alſobald wurde mit allen Glocken geläutet, und die Gläubigen ermahnt, Gott und dem h. Urſus für dieſe Warnung zu danken. Der dadurch erregte Auflauf wurde zwar geſtillet, aber es zeigte ſich dabei, wie ſehr Hallers Leben in Gefahr ſtand. Bern berief ihn deßwegen zurück. Von da an lebte er ruhig zu Bern ſeinem Amte und den Wiſſenſchaften. Wichtige Veränderungen in ſeinem Leben werden keine mehr erwähnt. Allein ſchon den 26. Februar 1536 machte eine ſchwere Krankheit ſeinem Leben ein frühes Ende. — Nach einigen Nachrichten ſoll er ſich 1529 verheirathet haben, doch iſt dieß ungewiß: Kinder hinterließ er we-

nigſtens nicht. — Haller war ganz der Mann, wie ihn die Verhältniſſe zu Bern erforderten, wenn die große Anhänglichkeit der Mehrheit der Einwohner an dem Alten ſollte allmälig beſiegt werden. Während Kolb, der Arzt Valerius Anshelm (der 1529 nach Bern zurückkam und die berühmte Berner Chronik abfaßte), und Sebaſtian Meyer, drei kräftigere und kühnere Charaktere nach und nach von Bern vertrieben wurden, blieb der behutſamere, ja zuweilen furchtſame Haller immer bei ſeiner Predigerſtelle, und bewirkte zwar langſam und leiſe, aber ſicher, eine ſolche Veränderung in der Vorſtellungsart ſeiner Zuhörer, daß die meiſten Zünfte, in welche die Bürger zwar nicht politiſch aber militäriſch eingetheilt waren, und deren jede ihren eignen Kaplan und eigne Sacra hatte, die Meſſe noch vor der Disputation zu Bern abſchafften. — Außer einer handſchriftlichen Berner Chronik und den Vor- und Nachreden bei den Akten der Disputation zu Bern hat er keine Schriften hinterlaſſen. Seine frühere Lage zu Bern, dann die vielen auf ihm laſtenden Geſchäfte, ſeine ganze Perſönlichkeit und endlich die Kürze ſeines Lebens erklären dieß hinlänglich **). *(Escher.)*

HALLER (Gottlieb Emanuel v.), ein Sohn des berühmten Albrechts von Haller, wurde zu Bern am 17. October 1735 geboren. Anfangs widmete er ſich zu Göttingen, wo ſein Vater lehrte, der Medizin und vor Allem der Botanik und verſprach auch in deſſen Fußtapfen zu treten. Aber als der Vater nachher zurück ging, folgte auch der Sohn, und legte ſich nun mehr auf die Rechte und die Geſchichte ſeines Vaterlandes, um demſelben nützlicher werden zu können. Nachdem er 1760 Paris beſucht hatte, erhielt er das Amt eines Vicebibliothekars zu Bern und bald darauf das eines Kriegsraths-Sekretärs. Indeß verhinderten mancherlei Urſachen, daß er nicht vor 1773 in den großen Rath treten konnte: als er dieß aber erreicht hatte, ging er ſchnell die Ehrenſtufen ſeines Vaterlandes durch, wurde Großwaibel oder Vicepräſident des Stadtgerichts, auch in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, wie er denn bei der Tagſatzung der italienſchen Vogteien als Geſandter Berns auftrat. Nach ſeiner Rückkehr 1775 erhielt er das Amt eines Gerichtsſchreibers oder Civil- und Criminalrichters von Bern, 1785 aber die eines Landvogts von Nyons, als welcher er am 9. April 1786 ſtarb. Von ſeinen Schriften ſind außer einigen kleinern über einzelne Theile des Linné'ſchen Syſtems ***) folgende zu bemerken: 1) Specimen bibliothecae Helveticae. Bern, 1757. 4. 2) Sechs verſchiedene Verſuche eines kritiſchen Verzeichniſſes aller Schriften, welche die Schweiz angehen. Ebendaſ. 1759—70. 8. Beide Werke nehmen in der Literatur der Schweiz einen ehrenvollen Platz ein und zeugen von großem Fleiße und Beredſamkeit. 3) Conseils pour former une Bibliothèque historique de la Suisse, ib. 1771. 8. — 4) Catalogue raisonné des auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la Suisse, à Bâsle, 1773. 4. — 5) Bibliothek der Schweizergeſchichte ſyſtematiſch-chronologiſch geordnet. 7 Bde. Bern 1785—88. gr. 8., wovon aber 3r bis 7r von J. J. Stapfer, Pfarrer zu Bern, jedoch ohne deſſen Namen aus den hinterlaſſenen Papieren des Verf. herausgegeben ſind. Auch hatte Haller Antheil an der zu Yverdun von Profeſſor Félice beſorgten Ausgabe der Encyklopädie, ou Dictionaire raisonné des Sciences (1770 seqq.). Vergl. die von Stapfer der Vorrede zum 6ten Theile der Schweizer Geſchichtsbibliothek (S. 7—18) beigefügte Lebensbeſchreibung, dann Saxe Onomasticon literarium. Tom. 8. p. 130. Auch die Biogr. univ. und Meuſel's Lexikon der verſtorbenen teutſchen Schriftſt. Bd. 5. S. 104 ff. *(Ad. Martin.)*

HALLER von HALLERSTEIN, ein altadeliges Geſchlecht, vermuthlich aus Franken abſtammend, das von da nach Baiern, Steiermark und Krain kam, und 6 Meilen von Laibach das Schloß Hallerſtein erbaute. Schon 1198 war dieſes Geſchlecht zu Nürnberg anſäſſig, und es erbaute 1276 unfern dieſer Stadt die Kirche und das Hospital zum heil. Geiſt zum Gebrauch der Reiſenden. Barthel Haller v. Hallerſtein war Kaiſer Ferdinands Kriegsoberſter und Rath, ließ ſich nachher zu Frankfurt am Main nieder, und ſtarb daſelbſt 1551 als Schultheiß. Peter Haller v. Hallerſtein wandte ſich zu Anfange des 18ten Jahrh. von Nürnberg nach Siebenbirgen, und wurde daſelbſt Stammvater des freiherrlichen Geſchlechts dieſes Namens †). *(Baur.)* Sein Sohn, Johann Haller (Freiherr v. Hallerſtein oder Hallerkö), ein eifriger Vertheidiger des römiſch-katholiſchen Glaubens in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh., als dieſer in Ungarn und Siebenbirgen durch den Proteſtantismus und den Socinianismus verdrängt zu werden in Gefahr ſtand. Wegen ſeines Eifers für die kathol. Religion ließ ihn der ſiebenbirgiſche Fürſt Michael Apafi zu Fogaraſch ins Gefängniß werfen. In ſeiner Gefangenſchaft ſchrieb er in magyariſcher Sprache das hiſtoriſche Werk Hármas Historia (dreifache Geſchichte), worin er ſich über die Thaten Alexanders des Großen, und Troja's Untergang ausführlich verbreitet, und eine Ährenleſe aus der Geſchichte lieferte. Es wurde zu Klauſenburg 1693 in 4. gedruckt, und zu Preßburg 1750 in Quart neu aufgelegt. Außerdem hat man noch von ihm einen clypeus tolerantiae, welcher 1682 von Jak. Coreno, unter dem Titel: Békességes turésnek paysa in das Magyariſche überſetzt iſt. *(Rumy.)* — Ladislaus Haller (Graf von Hallerſtein oder Hallerkö, ein ausgezeichneter ſiebenbirgſcher Statsmann, Gelehrter und Schriftſteller in magyariſcher Sprache. Er wurde im J. 1717 geboren. Schon im 24ſten Lebensjahre erhielt er von der

---

**) Vgl. Scheurer's berniſches Mauſoleum Bd. I. — *Adami* Vitae Theologorum. p. 28, wo ſich auch die Artikel der Berner Disputation finden. — Haller's Bibliotb. der Schweizergeſchichte. Bd. 2. S. 114.

***) Doch nur angeblich, vgl. S. 303. *(St.)*

†) Das allgem. (Fritſcheſche) hiſt. Lex., und die dort angeführten Schriftſt. Adelungs Zuſ. zum Jöcher. Auch Will und Nopitſch im Nürnberg. Gel. Lex. führen mehrere dieſes Geſchlechts an.

Digitized by Google

Regirung einen wichtigen Auftrag, den er zu ihrer vollen Zufriedenheit ausführte, wofür er mit der Würde eines königl. Raths und dem Amte des Obergeſpans des Marmaroſcher Comitats belohnt wurde. Er liebte die Wiſſenſchaften und die Beförderung der damals noch wenig als Schriftſtellerſprache ausgebildeten magyariſchen Sprache ſo ſehr, daß er mitten unter ſeinen Amtsgeſchäften den Telemach und einen Theil von Ovids Metamorphoſen ins Magyariſche überſetzte; doch erſchien die gelungene Überſetzung des Telemach erſt nach ſeinem Tode, denn er ſtarb bereits am 1. März 1751, in ſeinem 34ſten Lebensjahre, als er gerade den königl. Ruf zur Septemviraltafel erhalten hatte. Sein Manuſcript der noch unvollendeten Überſetzung von Ovids Metamorphoſen ging aber nach ſeinem Tode verloren. Die erſte Ausgabe ſeiner magyariſchen Überſetzung des Telemach beſorgte ſein Bruder, der General Graf Gabriel Haller. Sie wurde im J. 1755 zu Kaſchau gedruckt und erſchien unter dem Titel: Telemakus bujdosának történetei, melyeket Frantzia nyelven irtt Fenelоni Saligniak Ferencz Kameraki Ersek, Magyarra forditott Hallerköi Haller László Gróf Ur etc. Die Überſetzung fand ſolchen Beifall, daß bereits im J. 1758 die zweite und im J. 1770 die dritte Ausgabe erſchien, von der bereits die ganze Auflage längſt vergriffen iſt. Graf Ladislaus Haller trug durch ſeine Überſetzung des Telemach viel zur Vervollkommnung der magyariſchen Sprache bei, denn er hatte ſeine Mutterſprache ganz in ſeiner Gewalt, kannte ihre Kraft, und wagte ſie durch glücklich neu gebildete Worte zu bereichern, welchem rühmlichen Beiſpiel ſpäter Báróczy, Kazinczy und andere klaſſiſche magyariſche Schriftſteller folgten. Sein Bildniß ziert das ſechſte Heft des Erdélyi Museum (Siebenbürgiſches Muſeum, Peſth 1817). *(Rumy.)*

HÄLLER, gemeiniglich Heller geſchrieben, in Teutſchland die kleinſte Kupfermünze, die jetzt wohl nirgends mehr geſchlagen wird und die Hälfte eines Pfennigs gilt; daher wahrſcheinlicher der Name Halber, woraus in der Folge Häller entſtanden iſt und ſo viel als Halfpenny, in Oberſchwaben Haller, in Böhmen Halti, als von der Reichsſtadt Halle, wo vormals eine kaiſerliche Münze war und wo ſie zuerſt ausgeprägt ſeyn ſollen. Sie kamen ſtatt der denarii auf, hießen im Mittelalter auch Pfennige und wurden pfundweiſe ausgegeben. 600 Häller galten eine Mark Silber. Sie waren urſprünglich eine Scheidemünze, wurden ſeit 1356 auch in den kaiſerlichen Münzſtätten zu Frankfurt a. M., Nürnberg, Ulm und Donauwerth geſchlagen, und waren zu $\frac{1}{3}$ von Silber, zu $\frac{2}{3}$ von Kupfer. Auf eine halliſche Mark ſollten 31 Schilling 4 Häller gehen, und ein Pfund Häller für 1 Goldgulden gelten. Späterhin kamen die Kupferhäller auf, die ſich bis auf die neueſten Zeiten erhalten haben: die Scheidemünze nannte man die weißen, die Kupfermünze die rothen Häller. So gemein aber auch im Handel das Pfund Häller war, ſo weiß man doch jetzt deſſen wahren Werth, den es in den Staten Teutſchlands vielleicht verſchieden gehabt haben mag. Gewöhnlich nimmt man an, daß 7 Häller 1 Kreuzer, und deren 12 ein Schilling, 20 Schillinge aber gerade 1 Pfund Häller ausgemacht haben, mithin 7 Pfund Häller 1 Gulden werth geweſen ſeien. — Von dieſem Häller haben wir mehrere teutſche Sprichwörter: bei Häller und Pfennig bezahlen, nicht einen Häller darum geben, nicht einen blutigen Häller haben; wer den Häller nicht ſpart, wird keines Pfennigs Herr u. a. *(G. Hassel.)*

HALLERIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Caprifolien und der zweiten Ordnung der vierzehnten Linné'ſchen Klaſſe. Ihr Charakter iſt ein dreilappiger, ſtehen bleibender Kelch, eine trichterförmige Corolle mit vielgeſpaltenem Saume und mit einem größeren ausgerandeten oberen Fetzen, ein ſtehen bleibender Griffel und eine kugelige, einfächerige, vielhaarige Beere mit Samen, deren Keimgänge ſich in einem Mittelpunkte vereinigen. Die beiden bekannten Arten dieſer Gattung ſind ſtrauchartige Gewächſe, welche im ſüdlichen Afrika wachſen. 1) H. lucida *L.* mit eiförmigen, lang zugeſpitzten, geſägten Blättern, zweilippiger Corolle und hervorragenden Staubfäden. Abgebildet in *Lam.* Illustr. tab. 546 und in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 2. 2) H. elliptica *Thunb.* prodr. mit ablangen, an beiden Enden verſchmälerten, gezähnten Blättern, gleichförmiger Corolle und eingeſchloſſenen Staubfäden. Abgebildet in *Burm.* Afr. t. 89. fig. 1. *(Sprengel.)*

HALLERMUND, eine Grafſchaft und ein Dynaſtengeſchlecht, das ſchon vor Heinrich des Löwen Zeiten in dem Lande am Deiſter blühete. Die Burg Hallermund, die ihren Namen doch wohl von dem kleinen Flüßchen Haller, der zu Hallerſpringe der Erde entquillt und der Leine nachgeht, thronte im S. von Springe und im W. von Eldagſen auf einem Vorberge des Deiſters, der noch jetzt den Namen des Burgbergs führt: ihre ältern Beſitzer hatten das Land umher, die Städte Eldagſen und Springe, Lodium, wo Graf Wulbrand von Hallermund 1163 ein freies Ciſterzienſerſtift gegründet hatte, die Adenſer Gohe und Wulfingen erworben und ſich ein ziemlich arrondirtes Gebiet erworben, das aber nicht von Braunſchweig, ſondern von den Hochſtiftern Minden und Hildesheim zu Lehn ging; daher ihre ewigen Reibungen mit den Welfenfürſten. Die Hallermunde theilten ſich in 2 Linien, wovon die ältere zu Eldagſen, die jüngere auf Burg Hallermund ihren Sitz hatte. Graf Gerhard aus der jüngern Linie verkaufte 1282 Hallermund, das ſeitdem in Trümmer verfiel, und die Hälfte der Grafſchaft an Herzog Otto den Strengen von Lüneburg; 1411 erloſch mit den Grafen Otto und Willebrand der ältere Stamm und Herzog Bernhard I. zog, jedoch mit Widerſpruche der Lehnsherrn zu Minden und Hildesheim, nun auch die zweite Hälfte der Grafſchaft ein [1]). Hallermund wurde dadurch ein Theil der Lüneburgſchen, allein in dem Theilungsreceſſe, den 1428 Herzog Bernhard I. mit ſeines Bruders Herzog Wilhelm dem Siegreichen und Herzog Heinrich dem Friedfertigen abſchloß, wurde Hallermund zu

1) *Scheidt* p. 245.

Digitized by Google

dem braunſchweigſchen Antheile [2]) und in der Folge in einem anderweiten Theilungsvertrage zwiſchen den Herzogen Heinrich und Erich I. 1495 zu dem Lande am Deiſter oder dem nunmehrigen Fürſtenthume Calenberg geſchlagen, wobei ſie ſeitdem geblieben iſt. Ihre Zubehörungen ſind unter mehrere Ämter vertheilt. — Als Kurfürſt Georg ſeinen erſten Miniſter Graf Franz Ernſt von Platen 1704 mit dieſer Grafſchaft und den derſelben anklebenden Inſignien, auch allen Gerechtſamen, als einen unmittelbaren Reichsſtand nach dem Rechte der Erſtgeburt in abſteigender Linie beafterlehnte, ſo wurde dabei ausdrücklich reverſirt, daß unter ſolchen Gerechtſamen nichts, als das Recht der reichsgräflichen Unmittelbarkeit und des Sitzes und Stimme bei Reichs-, Kreis- und andern Verſammlungen im Reiche zu verſtehen ſei, und die Grafen von Platen für ewige Zeiten an die reditus, jura et pertinentiae der Grafſchaft Hallermund keinen Anſpruch machen, noch ſich den Landesbehörden oder ſchuldigen Landesabgaben entziehen, vielmehr die Stimme auf Reichskreisverſammlungen in dem Sinne und Gutbefinden des jedes Mal regirenden Landesherrn führen ſollen [3]). (*G. Hassel.*)

HALLERSTEIN (August), ein Jeſuit, Aſtronom und Mathematikus, war Mandarin und Präſes des mathematiſchen Tribunals zu Peking und ſtarb zwiſchen 1770 und 1780. Man hat von ihm Observationes astronomicae ab an. 1717 ad 1752 a patribus Soc. J. Pekini Sinarum factae, geſammelt von Hallerſtein und herausgegeben vom P. Hell, Wien 1768. gr. 4. 2 Theile. — Aſtronomiſche Beobachtungen 1744 und 1747 zu Pekin gemacht, ſtehen in den Philosophical Transact. — Observationes Cometae visi Pekini 1748. Ebend. num. 494. — Mercurius in Sole observatus Pekini Sinarum, d. 7. Nov. 1756. In den Nov. Comm. Petrop. T. IX. ad an. 1762. 1763. Im J. 1770 gefundene Methode bei einer Sonnenfinſterniß aus Beobachtungen den kleinſten Abſtand der Mittelpunkte zu berechnen. In Hells aſtronom. Ephemeriden, Wien 1774. — De differentia meridianorum Petropolitani et Pekinensis, in den Nov. Commentar. Acad. scient. imperialis Petropol. Tom. 19. p. 603 f. (*Rotermund.*)

HALLERVORD (Johann), aus Königsberg in Preußen, als Literator und Bibliograph nicht unrühmlich bekannt, ſtarb 1676, nur 31 Jahre alt. Man hat von ihm De historicis latinis spicilegium. Jen. 1672. 8. und Bibliotheca curiosa, in qua plurimi rarissimi atque paucis cogniti scriptores indicantur. Regiom. et Frf. 1676; mit einem neuen Titel 1687. 4. Das erſte iſt ein alphabetiſch geordnetes Supplement zum Voſſius de hist. lat., und das zweite zu Geßners bibl. univ. [*]). (*Baur.*)

2) Erath Nachr. von Erbtheilungen S. 49. 3) Größten Theils nach Wolf's Geſchichte der Grafen von Hallermund und Scharfs polit. Stat des Kurf. Braunſchweig-Lüneburg.

*) *Baillet* jugem. T. II, 6. *Fabricii* hist. bibl. suae. P. V, 459. *Pisanski* hist. lit. Prussiae P. III, 75. Biogr. univ. T. XIX. von Beuchot).

HALLEY, als Mathematiker und Naturforſcher hoch berühmt, wurde am 29. October [1]) 1656 in dem Kirchſpiel St. Leonard nahe bei London geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Seifenſieder, bemerkte frühzeitig die ausgezeichneten Anlagen ſeines Sohnes und ſcheute daher keine Koſten dieſelben auszubilden. Der junge Halley beſuchte zuerſt die St. Paulsſchule und erwarb ſich dort eine treffliche klaſſiſche Bildung, zugleich aber auch ſchon bedeutende mathematiſche und phyſikaliſche Kenntniſſe. Im J. 1673 bezog er die Univerſität zu Oxford und widmete ſich vorzugsweiſe den mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien mit ſo glücklichem Erfolge, daß er ſchon 2 Jahr darauf, alſo in ſeinem 19ten Lebensjahre eine neue directe Methode die Aphelien und Excentricitäten der Planeten zu beſtimmen erfand und in einer eigenen Schrift bekannt machte [2]). Es war vom Anfange ſeines Aufenthalts in Oxford an immer einer ſeiner Lieblingsplane, ein Verzeichniß der Firſterne nach eigenen Beobachtungen zu entwerfen und durch genaue Beſtimmung der wahren Örter dieſer Sterne Tycho Brahe's Beobachtungen zu vervollſtändigen und zu berichtigen; da er aber erfuhr, daß Hevelius und Flamſteed ſchon mit dieſer Arbeit beſchäftigt waren: ſo faßte er den Entſchluß, die Sterne zu verzeichnen, welche dem Südpole ſo nahe liegen, daß ſie weder über dem Horizonte von Danzig noch von Greenwich je aufgehen. In dieſer Abſicht verließ er die Univerſität, noch ehe er, wie es in England gewöhnlich iſt, einen akademiſchen Grad angenommen hatte, und ſchiffte ſich im November 1776 nach St. Helena ein, wo er nach einer dreimonatlichen Reiſe ankam. Nachdem er dort bei einem keineswegs ganz günſtigen Himmel ſein Vorhaben ſo gut als möglich ausgeführt und außer den von den Schiffern benannten Conſtellationen ein neues Sternbild, die Karlseiche, zu Ehren ſeines Königs und Beſchützers Karls II. eingeführt hatte, kam er im November 1678 nach England zurück, und wurde unmittelbar darauf von der Univerſität Oxford zum Magister artium creirt und von der königl. Societät zu ihrem Mitgliede erwählt. Noch in demſelben Jahre gab er ſein Verzeichniß der ſüdlichen Geſtirne mit angehängten Bemerkungen über verſchiedene aſtronomiſche Gegenſtände heraus [3]). Er macht in dieſen Bemerkungen hauptſächlich auf den Vortheil aufmerkſam, welchen man aus den Durchgängen der untern Planeten zur Beſtimmung der Sonnenparallaxe ziehen könne, wozu ihn ein von ihm zu St. Helena beobachteter Durchgang des Merkur veranlaßte. Auf dieſe Parallarenbeſtimmung kam er nachher öfter zurück [4]); doch erſt im J. 1716

1) Dieſes Datum ſteht in *Hutton's* Dict., vermuthlich iſt aber der 29. Oct. a. St. gemeint, denn das Eloge de Halley von Mairan gibt den 8. Nov. an. Montucla (Hist. de mathémat. T. II.) ſagt gar, H. ſei am 8. Nov. a. St. geboren, welches wohl ein Mißverſtändniß iſt. 2) Methodus directa geometrica investigandi excentricitates planetarum. Londini 1677. 3) Catalogus stellarum australium s. Supplementum catalogi Tychonici ad ann. 1677. Lond. 1679. 4. 4) Philos. Transact. Year 1691 u. 1716.

Digitized by Google

gelang es ihm, dieſe Methode zu einem höhern Grade von Genauigkeit zu erheben, als man bis dahin irgend gehofft hatte, worauf er dieſelbe für den nächſten, freilich erſt nach ſeinem Tode zu erwartenden, Venusdurchgang dringend empfahl. — Im J. 1679 wurde er von der königl. Societät nach Danzig geſendet, zunächſt in der Abſicht, einen zwiſchen Hooke und Hevel[5]) entſtandenen wiſſenſchaftlichen Streit beizulegen. Er kam dort am 26. Mai an, wurde von Hevel auf das Freundlichſte empfangen und verweilte, mit dieſem gemeinſchaftlich beobachtend und Kenntniſſe austauſchend, bis zur Mitte des Julius, wo er nach England zurückkehrte.

In den Jahren 1680—1681 machte Halley eine Reiſe nach Frankreich und Italien, um die Aſtronomen von Greenwich und Paris in nähere Verbindung mit einander zu bringen und ſich ſelbſt unter Caſſini's Leitung in der Aſtronomie zu vervollkommnen. Auf dieſer Reiſe beobachtete er den damals erſchienenen merkwürdigen Kometen, und wurde dadurch ſpäter veranlaßt, die Theorie der Kometenbahnen nach Newton's Syſteme zu bearbeiten, wo ſich dann bei der Vergleichung der Bahnen von 24 Kometen bald fand, daß die Elemente der in den Jahren 1531, 1607 und 1682 erſchienenen ſo nahe übereinſtimmten, daß eine Identität des beobachteten Geſtirns ſich kaum noch bezweifeln ließ. Halley ſetzte daher die Umlaufszeit dieſes Kometen auf 75 bis 76 Jahre, welches der Erfolg nachher beſtätigt hat. Dieſe Entdeckung iſt offenbar ſo wichtig, daß ſie allein hinreichen würde, Halley's Namen zu verewigen. Übrigens macht H. ſeine Kometographie erſt im Jahre 1705 bekannt[6]).

Bald nach ſeiner Rückkehr nach England im J. 1682 verheirathete er ſich mit Miß Tooke und lebte mit dieſer liebenswürdigen Frau 55 Jahre in einer glücklichen Ehe. Er ſchlug jetzt ſeinen Wohnſitz in Iſlington auf, wo er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten eifrig fortſetzte. Eine der wichtigſten Schriften, die er hier zunächſt ausarbeitete, iſt ſeine Theorie der Variation der Magnetnadel[7]), die erſte gründliche Abhandlung über dieſes merkwürdige Phänomen (vergl. den Art. Magnet). Zugleich beſchäftigte er ſich damit, die Theorie der Mondsbewegung genauer zu unterſuchen, um die Beſtimmung geographiſcher Längen auf Mondsbeobachtungen zu begründen. Fortdauernd blieb die Mondstheorie ihm eine Lieblingsbeſchäftigung und noch 40 Jahre ſpäter verſuchte er es, die Mondsperiode der alten Chaldäer wieder ins Leben zu rufen, um vollkommnere Mondstafeln zu erzielen. Verſprach er ſich nun auch hievon zu viel, ſo bleibt ihm doch das Verdienſt die Seculargleichung des Mondes und diejenige Veränderung ſeiner Geſchwindigkeit, welche von der Verſchiedenheit des Abſtandes der Erde von der Sonne herrührt, erkannt zu haben. — Doch kehren wir zur chronologiſchen Folge der Arbeiten H's zurück! Eine kurze Unterbrechung in dieſen Arbeiten veranlaßte der Tod von H's Vater, welcher in zerrütteten Vermögensumſtänden, die theils durch die große Feuersbrunſt in London, theils durch andere Unglücksfälle herbei geführt waren, ſtarb. Indeſſen noch im J. 1684 brachte das Studium der Werke Kepler's, deſſen bekannte Geſetze er aus den Centralkräften noch nicht genügend erklären konnte, Halley in nähere Verbindung mit Newton, der damals ſeine Principia mathematica philosophiae naturalis zwar ſchon ausgearbeitet hatte, aber noch mit der Herausgabe derſelben zögerte. Auf H's Antrieb und durch ſeine Mitwirkung beim Drucke[8]), erſchien jenes berühmte Werk endlich im J. 1686.

In den nächſtfolgenden Jahren lieferte H. für die philos. Transactions und für die Miscellanea curiosa[9]), eine Menge anderer intereſſanter Aufſätze über Gegenſtände aus der Aſtronomie, Phyſik, phyſiſchen Geographie, Algebra u. ſ. w., welche hier einzeln aufzuzählen zu weitläufig ſeyn würde, in denen allen man aber Spuren ſeines Genius findet. — Als im J. 1691 die Savilianiſche Profeſſur der Aſtronomie zu Oxford vacant wurde, hielt H. um dieſe Stelle an, doch ohne Erfolg, weil ſeine religiöſen Überzeugungen, deren er kein Hehl hatte, nicht den Beifall des Biſchofs Stillingfleet, der ihn empfehlen ſollte, fanden. — H's Theorie der Variation der Magnetnadel hatte unterdeſſen ſowohl in als außerhalb England Aufſehn erregt und war meiſtens beifällig aufgenommen worden, doch war ſie nach H's eigener Überzeugung noch keineswegs völlig genügend. Halley ſparte daher keine Mühe, ſich ſo viele Beobachtungen des Phänomens als möglich zu verſchaffen. Sein König (Wilhelm III.) wohl einſehend, daß hier keine bloße gelehrte Streitfrage zu entſcheiden, ſondern eine für Englands Seemacht und Handel wichtige Unterſuchung zu führen ſei, übertrug ihm das Commando eines Schiffs mit dem Befehle, durch Beobachtungen die Geſetze der in Rede ſtehenden Naturerſcheinung auszumitteln und die geographiſche Lage der engländiſchen Colonien in Amerika genauer, als es bis dahin geſchehen war, zu beſtimmen. Zu dieſem Zwecke ging H. am 24. November 1698 unter Segel; doch kaum hatte er die Linie paſſirt, als Krankheiten unter ſeinem Schiffsvolke ausbrachen und endlich der Oberlieutenant

5) Hooke hatte die Werkzeuge Hevels, welche noch bloſse Abſehen und Theilungen mit Transverſallinien hatten, ſtrenge kritiſirt. Halley's Prüfung entſchied aber zu Gunſten Hevels. 6) A Synopsis of the astronomy of comets. Philos. Transact. Year 1705. Eine lateiniſche Überſetzung mit Commentar von Whiſton erſchien im Jahre 1710 hinter deſſen praelect. physico-mathem. auch als Appendix zum 2ten Bande von *Dav. Gregorii* Astronomiae phys. et geometricae elementa, deßgleichen eine franz. von Lemonnier im J. 1743 in deſſen Théorie des comètes. 7) Philos. Transact. Year 1683. Nr. 148.

8) cf. Is. *Newtoni* praef. ad. Philos. nat. princ. math. 9) Der vollſtändige Titel dieſer Zeitſchrift iſt: Miscellanea curiosa, containing a collection of some of the principal phaenomena in nature, accounted for by the greatest philosophers of this age, being the most valuable discourses read and delivered to the Royal Society; as also a collection of curious travels, voyages, antiquities, and natural histories of countries presented to the same society. 3 Vol. 8. Lond. 1708.

Digitized by Google

ſeines Schiffs ſogar Aufruhr gegen ihn anzettelte, ſo daß H. ſich genöthigt ſahe, ſchon im Junius 1699 nach England zurück zu kehren. Dort wurde der widerſpenſtige Lieutenant vor Gericht geſtellt und caſſirt; Halley aber ging im September deſſelben Jahrs mit dem nämlichen Schiffe und mit einem andern kleineren, das gleichfalls unter ſeinem Commando ſtand, zum zweiten Male unter Segel. Dieß Mal durchkreuzte er das atlantiſche Meer von einer Hemiſphäre zur andern, ſo weit ihm nur das Eis vorzudringen erlaubte und machte ſeine Beobachtungen zu St. Helena, an der braſiliſchen Küſte, am grünen Vorgebirge, zu Barbadoes, bei den kanariſchen Inſeln u. ſ. w.

Von dieſer Reiſe kam er im September 1700 nach England zurück und gab das Jahr darauf eine Karte heraus, welche alle ſeine Beobachtungen der Magnetnadel auf ein Mal zur Anſchauung bringt[10]). Nicht unerwähnt darf es bleiben, weil es nicht bloß dem Glücke, ſondern eben ſo ſehr der theilnehmenden Fürſorge Halley's zuzuſchreiben iſt und mithin ſeinem Kopfe und Herzen zur Ehre gereicht, daß er auf dieſen beiden Seereiſen, auf denen er in nicht vollen zwei Jahren 4 Mal die Linie paſſirte und den Einflüſſen der verſchiedenartigſten Klima's ausgeſetzt war, keinen einzigen Mann an ſeinem Schiffsvolke verlor. — Wenig über ein halbes Jahr war unſer H., nunmehr Capitän in der engländiſchen Marine, von ſeiner großen Reiſe zurück, als er Befehl erhielt, eine genaue hydrographiſche Karte und Beſchreibung des britiſchen Kanals aufzunehmen, welches er mit gewohnter Genauigkeit vollzog. Bald darauf erhielt H. von der Königinn Anna einen neuen Auftrag, der ihn zu einer Reiſe nach Teutſchland nöthigte. Der Kaiſer Leopold hatte nämlich den Plan, ſeine Häfen am adriatiſchen Meere zu erweitern und zu verbeſſern, und erbat ſich dazu von der Königinn von England einen kunſtverſtändigen Mann. Dieſe ſandte ihm unſern H. Am 22. November 1702 ging derſelbe über Holland nach Wien und von dort zu ſeiner Beſtimmung nach Iſtrien. Politiſche Gründe hinderten indeſſen die Ausführung des Unternehmens, doch gab der Kaiſer dem Capitän H. einen koſtbaren Diamantring und ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an die Königinn Anna, als Beweiſe ſeiner Zufriedenheit. Kurz nach ſeiner Ankunft in London erhielt H. Befehl, an das eben verlaſſene Geſchäft zurück zu gehen. Auf dieſer neuen Reiſe wurde er bei der Durchreiſe in Hannover dem damaligen Kurprinzen Georg (nachmals König von England) und deſſen Schweſter, der Königinn von Preußen, vorgeſtellt und von dieſen zur Tafel gezogen. In Wien genoß er am Tage ſeiner Ankunft beim Kaiſer dieſelbe Ehre. Er wurde darauf nach Trieſt geſendet und ließ dort unter ſeiner Aufſicht die Feſtungswerke ausbeſſern und erweitern. Im November 1703 kehrte er nach England zurück und wurde an des damals eben verſtorbenen Wallis Stelle Profeſſor der Geometrie an der Univerſität Oxford, welche ihm auch zugleich den Grad eines Doctor legum ertheilte. Auch in dieſem Verhältniſſe bewährte ſich H's unermüdlicher Fleiß, indem er gleich nach Antritte ſeines Amts aus einem arabiſchen Manuſcripte der bodleyaniſchen Bibliothek die im griechiſchen Grundtexte nicht mehr vorhandene Schrift des Apollonius von Perge de sectione rationis ins Lateiniſche zu überſetzen, und deſſelben Geometers gänzlich verloren gegangene 2 Bücher de sectione spatii nach den Andeutungen, welche Pappus über ihren Inhalt gibt, wieder herzuſtellen begann[11]). Eben ſo veranſtaltete er ſpäter eine treffliche Ausgabe von des Apollonius Werk über die Kegelſchnitte[12]). Gleichzeitig fuhr er fort für die Philosophical Transactions manche, zum Theil noch immer wichtige Aufſätze über die Verdunſtung, über die Taucherglocke, über das Barometer, über die Paſſatwinde, über merkwürdige Meteore, über die Fixſterne u. ſ. w. zu liefern, und wurde darum von der königl. Societät, nach Hans Sloane's Abgang im J. 1713 zu ihrem Secretär gewählt. Nach Flamſteed's Tode im J. 1719 wurde H. zum königl. Aſtronomen in Greenwich ernannt und, um dieſem Amte alle ſeine Zeit widmen zu können, gab er die Stelle als Secretär der königl. Societät auf. Obgleich er ſchon 63 Jahre alt war, als er ſein Amt in Greenwich antrat, beobachtete er doch noch 18 Jahre hindurch den Himmel mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, ſo daß er in dieſer ganzen Zeit faſt keine Beobachtung verfehlte, und dieß Alles allein, ohne irgend einen Gehilfen. Aus Vorliebe für dieſes Geſchäft ſchlug er auch die ihm angetragene Ehrenſtelle eines Lehrers der Mathematik bei dem Herzoge von Cumberland aus, wobei ihm ſein hohes Alter freilich auch zum gegründeten Vorwande diente. Doch ertheilte ihm der König Georg II. auf Veranlaſſung ſeiner Gemahlinn, welche die Greenwicher Sternwarte mit vielem Vergnügen in Augenſchein genommen hatte, wegen ſeiner früheren Dienſte auf der Flotte, den halben Capitänsgehalt als Penſion.

Um die Mitte des Jahrs 1729 wurde H. zum Associé étranger der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften erwählt.

Bis in ſein ſpätes Alter genoß H. einer dauerhaften Geſundheit; erſt im Jahre 1737 wurde ſeine rechte Hand paralytiſch, welches ihn jedoch nicht abhielt, wie vorher wöchentlich ein Mal nach London zu kommen, um ſeine Freunde in dem nach ihm benannten Halley's Club um ſich verſammelt zu ſehen und den Sitzungen der königl. Societät beizuwohnen. Nach und nach nahm jedoch ſein paralytiſches Übel zu und ſeine Kräfte ſchwan-

10) Philos. Transact. N. 195. Miscellanea curiosa. Vol. I. p. 80, wiederholt in *Musschenbroek's* diss. phys. experimentalis de Magnete.

11) *Apollonii Pergaei* de sectione rationis libri duo, ex Arabico latine versi et de sectione spatii libri II. restituti ab *Edm. Halley*. Oxon. 1706. 12) *Apollonii Pergaei* Conicorum libri octo, priores quatuor cum lemmatis Pappi et commentariis Eutocii graece nunc primum prodeuntes ex Mss. Bodlejanis et Savilianis, posteriorum tres ex diversis Mss. arabicis in latinum versi, octavus autem restitutus; accedunt Sereni libri II. de sectionibus cylindri et coni. ibid. 1710. fol.

Digitized by Google

den allmälig hin, bis er endlich am 14. Januar 1742 in ſeinem 86ſten Jahre ſanft verſchied.

Was H's Charakter betrifft, ſo haben wir ſchon oben darauf hingedeutet, daß Menſchenfreundlichkeit ein Hauptzug desſelben war. Ein gutes Gewiſſen, Zufriedenheit mit ſeinem Schickſale, und ein geſunder kräftiger Körper gaben ihm jene liebenswürdige Heiterkeit, die, verbunden mit ſeiner Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit, Beſcheidenheit, Sanftmuth, Bereitwilligkeit ſich mitzutheilen, Mäßigung und Billigkeit in ſeinen Urtheilen, Jeden, der ihn kennen lernte, einnahm. Peter der Große, der auf ſeiner Reiſe in England Halley beſuchte, und ſich mit ihm über die Flotte, welche er ſeinem Reiche geben wollte und über viele andere Gegenſtände unterhielt, war ſo zufrieden mit ſeinen Antworten und ſeinem ganzen Betragen, daß er ihn zu Tiſche lud und ihn vertraulich wie einen Freund behandelte. Ähnliche Auszeichnungen, die Halley von Seiten anderer hohen Perſonen zu Theil wurden und die er eben ſo ſehr ſeinem Charakter und ſeinem feinen Betragen als ſeinen Kenntniſſen verdankte, haben wir ſchon oben erwähnt.

Außer den zahlreichen Abhandlungen Halley's, welche die philos. Transactions vom 11ten bis zum 60ſten Bande enthalten und den übrigen von ihm, theils verfaßten, theils herausgegebenen, ſchon angeführten Schriften mag hier noch des ptolemäiſchen Sternverzeichniſſes gedacht werden, wovon H. im J. 1712 zu Oxford in der dort erſchienenen Sammlung der Geographiae veteris scriptores Graeci minores eine Ausgabe veranſtaltete, die nach Delambre's Urtheile die correkteſte, eleganteſte und bequemſte unter den jetzt vorhandenen iſt; nur daß weder H. noch Hudſon in der von ihm gefaßten Vorrede die Quelle angibt, aus welcher H. die zahlreichen und wichtigen, von ihm aufgenommenen Varianten geſchöpft hat. — Das auf den beiden großen Seereiſen Halley's geführte Tagebuch iſt erſt im J. 1775 von Alex. Dalrymple herausgegeben worden[13]). (*Gartz.*)

HALLIA, *Thunb.* Prodr. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminoſen, und der ſechsten Ordnung (Decandria) der 17ten Linnéſchen Klaſſe. Zum Charakter hat dieſe Gattung einen fünfgetheilten, regelmäßigen Kelch, welcher kürzer als die Corolle iſt, und eine zweiklappige, einſamige Hülſenfrucht. 1) H. virgata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, drehrundem Stiele, linienförmig-lanzettförmigen, borſtig zugeſpitzten, unbehaarten Blättern. Wächſt am Vorgebirge der guten Hoffnung. (H. flaccida *Thunb.* iſt eine Abart mit etwas längeren Blühtenſtielen). 2) H. alata *Thunb.* Pr. mit krautartigem, geflügeltem Stiele, ablangen, zugeſpitzten, unbehaarten Blättern, und am Ende ſtehenden Blühtentrauben. Ebendaſ. 3) H. argentea *Spr.* Syst. mit zweiblättrigen, etwas dornigen Blattſtielen, ablang-lanzettförmigen, auf beiden Seiten ſeidenhaarigen Blättern, und traubenförmigen Blühten. In der ſongariſchen Steppe. (Sophora argentea *Pall.*). 4) H. cordata *Thunb.* Prodr. ſtrauchartig, mit dreikantigen Zweigen, welche, wie die faſt ungeſtielten, herzförmigen, zugeſpitzten Blätter, krummbehaart ſind, mit eiförmigen, zugeſpitzten Afterblättern, und mit einblumigen Blühtenſtielen, welche haarförmig und eben ſo lang, als die Blätter ſind. Im ſüdlichen Afrika. (Hedysarum cordatum *Jacqu.* Hort. Schönbr., Glycine monophylla *L.* Mant.). Abgebildet in *Jacqu.* Schönbr. III. t. 296. 5) H. Asarina *Thunb.* Pr. mit krautartigem Stiel, welcher, wie die geſtielten, ſtachlicht-ſtumpfen Blätter, krummbehaart iſt, mit zurückgeſchlagenen Afterblättern, und einblumigen, haarförmigen Blühtenſtielen, welche kürzer als die Blätter ſind. Ebendaſ. (Crotalaria Asarina *Berg.* plant. cap.) 6) H. imbricata *Thunb.* Pr. Staudengewächs mit krummbehaartem Stiel, faſt ungeſtielten, herzförmigen, zugeſpitzten, zuſammengefalteten, krummbehaarten, dicht zuſammen ſtehenden Blättern, eiförmig-ablangen, trockenhäutigen Afterblättern, und ungeſtielten Blumen, welche in den Blattachſeln ſitzen. Ebendaſ. (Hedysarum imbricatum *L.* Suppl.). Abgeb. in *Thunb.* Nov. Act. ups. VI. t. 1. f. 2. 7) H. hirta *Willd.* sp. pl. Staudengewächs mit ſteifbehaartem Stiel, herzförmig-rundlichen, ſtumpfen, geſtielten, ſteifbehaarten Blättern, keinen Afterblättern, und einblumigen Blühtenſtielen, welche kürzer, als die Blätter ſind. In Oſtindien. 8) H. sororia *Willd.* sp. pl. mit krautartigem, glattem, ſich ſchlingendem Stiel, nierenförmigen, ausgerandeten Blättern, und Blühten, welche traubenförmig beiſammen ſtehen. Ebendaſ. (Hedysarum sororium *L.* Mant.; Glycine monophyllos N. L. *Burm.* ind.). Abgebildet in *Burm.* ind. t. 50. f. 2. — S. *Sprengel* Syst. vol. III. p. 195. (*Sprengel.*)

HALLIER, FRANÇOIS, ein franz. Theolog. Er war zu Chartres um 1595 geboren, wurde, nachdem er ſeine erſte Bildung empfangen hatte, Edelknabe bei der verwitweten Herzoginn Aumale, in deren Dienſte er ſich in der lateiniſchen und franzöſiſchen Dichtkunſt verſuchte, aber bald angezogen von dem Reize der Wiſſenſchaften, denſelben verließ und auf der Univerſität das Fach der Philoſophie und Theologie ergriff. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, trat er als Hofmeiſter in das Haus Villeroy, und begleitete ſeinen Eleven nach England, Griechenland und Italien: zu Rom wurde er Papſt Urban VIII. vorgeſtellt, dem ſein Äußeres und ſeine Kenntniſſe ſo gefielen, daß er ihn zu den höhern Würden der Kirche beſtimmte. Nach ſeiner Rückkehr zu Paris wurde er Doktor der Sorbonne und Profeſſor der Theologie 1645, trat aber ſogleich als entſchiedener Gegner der Janſeniſten auf, und wurde daher von der Sorbonne 1652 nach Rom geſchickt, um die Verdammung der 5 janſeniſtiſchen Sätze durchzuſetzen. Dieß gelang vollkommen, und Papſt Innozenz X. ſchleuderte die Bulle cum ascensione auf alle Anhänger Janſens herab. Hallier gewann dadurch in den Augen der Jeſuiten und deren Anhänger ungemein: man beeiferte ſich, ihn auf einen höhern Standpunkt zu verſetzen, und beſtimmte ihn zum Beichtvater des Kardinals Richelieu, eine Stelle, die er indeß, ſo einflußreich ſie auch war,

13) *Mairan* éloge de Mr. Halley in der Hist. de l'acad. roy. des sciences. Année 1742. *Hutton* mathem. and philos. dictionary. Vol. I. *Nicollet* in der Biogr. univ. T. 19.

Digitized by Google

doch ausſchlug und es vorzog, 1656 das Biſthum Cavaillon anzunehmen. Seine ſchwächliche Geſundheit erlaubte ihm jedoch erſt 1657 dieſes Amt anzutreten, in welchem er bereits 1658 ſtarb. Seine Schriften, worunter de sacris electionibus et ordinationibus. Par. 1636. zuerſt ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruf begründete und ihm ein Jahrgeld von dem Klerus verſchaffte, und eine Analysis logica. Par. 1638. ſind im Adelung und in der Biogr. univ. enthalten: die meiſten ſind Streitſchriften in der janſeniſtiſchen Angelegenheit. So orthodox Hallier bei ſeinem Leben gehalten wurde, ſo gefielen doch ſeine Ordinationes universi cleri gallicani circa regulares, die Jean Gerbais 1665 herausgab, den Jeſuiten keineswegs und ſie wurden dann von Cellot und andern Männern dieſes Ordens heftig angegriffen. (*H.*)

HALLIFAX (Samuel), ein Episkopaltheolog, der Sohn eines Apothekers zu Mansfield in Derbyſhire, war geboren 1733, bildete ſich zu Cambridge, wo er 1751 den Doktorhut erhielt, dann nach einander die arabiſche Sprache und das Civilrecht lehrte, nebenbei aber auch die Kanzel beſtieg und ſich durch ſeine Analysis of the roman civil law, compared with the laws of England. Lond. 1774. einen gegründeten Ruf als Rechtskundiger erwarb. Außerdem gab er Twelve Sermons on the prophecies, concerning the christian religion. Lond. 1776, und an analysis of Bishop Butlers analogy, annexed to a charge of that prelate 1778 heraus, und dieſe beiden Schriften bewirkten, daß man ihm 1781 das Biſthum Glouceſter anvertraute und 1787 auf den biſchöflichen Stuhl von St. Aſaph führte, wo am 4. März 1790 ſtarb. Er verband mit tiefen Einſichten in das römiſche und engländiſche Recht eine große Beleſenheit und Kenntniß in der Theologie und dem kanoniſchen Rechte, war in den orientaliſchen Sprachen, deren Lehrſtuhl er in Cambridge bekleidet hatte, wohl bewandert, auch ein guter Kanzelredner, der die allgemeine Achtung in das Grab nahm. (*H.*)

HALLIST, ein Kirchſpiel der pernauſchen Kreiſes in Liefland (der jetzigen riga'ſchen Statthalterſchaft) mit 11 Gütern, die zuſammen 67 Haken Landes ausmachen. Es hat eine ziemlich ebene Grundfläche und abwechſelnden Kornboden. In die Länge beträgt es 3 Meilen und in die Breite noch etwas mehr. Die Einwohner legen ſich ſtark auf den Flachsbau. (*J. C. Petri.*)

HALLITE (Mineralog.), ſo wurde früher zuweilen der Aluminit, oder die baſiſche ſchwefelſaure Thonerde, von ihrem Fundorte Halle, genannt. (*Keferstein.*)

Halljahr, ſ. Jubeljahr.

HALLMAN (Karl Friedr.), ein ſchwed. Luſtſpieldichter, welcher 1732 geboren war und 1799 ſtarb. Er war ein Freund und Genoſſe des originellen Bellman, wie dieſer ein luſtiger Geſellſchafter und Zecher, verſank aber dadurch in ein ſo wüſtes Leben, daß auch ſein poetiſches Talent darin unterging. Sonſt hätte er vielleicht ein Holberg der Schweden werden können, von deſſen Geiſte ein Funken in ihm zu glimmen ſchien. So verſchwendete er aber ſeine derbe komiſche Kraft in den Parodien ſchlechter Opern, und die ſchwed. Komödie blieb, wozu Guſtav III. ſie durch königl. Auctorität geſtämpelt hatte, eine matte und ſteife Nachtreterinn der franzöſiſchen. 1820 iſt zu Stockholm eine Sammlung ſeiner Schriften erſchienen*). (*R.*)

HALLMANN (Joh. Christian), ein wenig bekannter dramatiſcher Schriftſteller des 17ten Jahrh., welcher zu den Nachahmern des Andreas Gryphius gehört. Seine Trauerſpiele ſind bombaſtiſche Deklamationen, mit allegoriſchen Perſonen und phantaſtiſchen Maſchinerien ausſtaffirt, und noch opernhafter ſind ſeine Freuden = und Schäferſpiele geſtaltet. Von ſeinem Leben iſt nur ſo viel bekannt, daß er in Jena ſtudirte, mit Eifer neuere Sprachen betrieb, als Kandidat der Rechte und Praktikus beim kaiſerl. Oberamte zu Breslau anſäſſig wurde und daſelbſt 1704 ſtarb. Seine letzten Lebensjahre ſcheint er mit Komödianten in Verkehr geſtanden zu haben, nachdem er von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergetreten war und ſich dadurch ſeine juriſtiſche Laufbahn verkümmert hatte. Seine Werke erſchienen 1673 (nach der Vorr.) in einem ſtarken Octavbande zu Breslau o. J. unter dem Titel: J. C. H. von Breslau ꝛc. Trauer=, Freuden= und Schäferſpiele. (*R.*)

HALLMANN (Joh. Gustav), war am 24. Junius 1726 zu Dylta in Nerike geboren, bildete ſich zu Stockholm und wurde zu Upſala ein Schüler Linné's, auf deſſen Empfehlung ihn das Reichshandelscollegium nach Frankreich und Italien ſchickte, um zu erproben, ob der Maulbeerbaum ſich wohl dem nordiſchen Klima aneignen laſſe. Er blieb 7 Jahre lang im Süden; 1751 ließ er ſich zu Padua den mediciniſchen Doktorhut aufſetzen und trat dann in Verbindungen mit verſchiedenen auswärtigen Gelehrten, kehrte 1754 in ſein Vaterland zurück, wurde 1755 Leibmedikus, 1773 Aſſeſſor bei dem königl. Collegium medicum und ſtarb am 10. März 1797. Er war ein gründlicher Arzt, hatte eine ausgebreitete Praxis, und hat ſich um Schweden auch dadurch verdient gemacht, daß er 1770 eine Anſtalt für veneriſche Kranke zu Stockholm begründete. Geſchrieben hat er übrigens nichts als kleine Reden und Abhandlungen in den Akten der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. (*v. Eckendal.*)

HALLOIX, latein. Hallosius (Peter), Jeſuit, zu Lüttich 1572 geboren, und daſelbſt den 23. Julius 1656 geſtorben, war ein geſchickter Kanzelredner und iſt als Philoſoph, Literator und Kenner der Kirchengeſchichte nicht unrühmlich bekannt, durch ſeine Anthologia poet. gr. lat. Antw. 1617. 8. und ſeine Illustrium ecclesiae orient. scriptorum Saec. I. II. vitae et documenta. Duaci 1633—36. Vol. II. fol. In ſeinem Origenes defensus etc. Leod. 1648. fol. nahm er ſich dieſes, in alten Zeiten hart verklagten Kirchenvaters nachdrücklich an†). (*Baur.*)

Halloran, ſ. O' Hallaran.

Halloren, ſ. den Art. Halle, S. 286 d. Bandes.

HALLOTRICHUM (Mineralog.) nannte Scopoli (principia mineral. 81) ein natürlich vorkommendes Salz, welches nach Klaproth (Beiträge III, 104), Bitterſalz mit etwas ſchwefelſaurem Eiſen iſt. (*Keferstein.*)

---

*) Sein Luſtſpiel Finkel oder die unterirdiſche Branntweinbrennerei, iſt ein derbes, keckes und lebensvolles Volksſtück in ariſtophaniſchem Geiſte.

†) *Konigii* bibl. vet. et nov. h. v. *Foppens* bibl. belg. T. II, 981, wo H's übrige Schriften und deſſen Bildniß ſich finden.

Digitized by Google

HALLOWEL, eine Stadt in der Grafſchaft Kennebeck des nordamerik. States Moine. Sie liegt N. Br. 44° 16′ am ſchiffbaren Kennebeck, hat 2 Kirchen, 1 Akademie, 1 Bank, 2 Druckereien, 1 Poſtamt, 220 Häuſer, von welchen ein Theil von Backſteinen aufgeführt iſt, und 2500, 1810 2068 Einw., die einen lebhaften Produktenhandel treiben. Der Fluß trägt bis an die Kaien des Orts Fahrzeuge von 150 Tonnen. (*G. Hassel.*)

HALLSTADT, HALAZESTADT, ALTSTAT, ein Marktflecken am Maine in dem Landgerichte Bamberg des baiernſchen Obermainkreiſes, und nur ¼ Meile von Bamberg entfernt, war unter K. Karl d. Gr. ein Königshof an der Straße von Forchheim nach Sachſen. K. Heinrich II. ſchenkte ihn den 7. Mai 1007 zur Ausrundung des Stifts Bamberg, und bald blühte er zu einem volkreichen Dorfe auf, und wurde zu den vorzüglichſten Orten des alten Erzdiakonats Bambera gezählt. Denn es übertraf an Zahl der Häuſer und Menſchen, welche letztere ſich jetzt auf 1250 in 224 Häuſern belaufen, alle Dörfer ſeiner weiten Umgebung. Seit Jahrhunderten war es daher der Sitz eines Gerichts und eines Rentamts; bis zur Säkulariſation von 1803 genoß auch ein adeliger Domherr die Gefälle eines Oberpfarrers daſelbſt*). Noch hat es ein Schloß, wo das zeitige Rentamt ſeinen Sitz nimmt, das 2744 Familien unter ſich hat: ſeine Einwohner nähren ſich vom Acker-, Obſt-, Hopfen- und einem geringen Weinbau, ſo wie einer bedeutenden Viehzucht, und unterhalten 4 Mahl- und Sägemühlen und eine Fahrt über den Main. Außer der Tiefeneller, welche durch den Ort, und der Scheßlitz, welche oberhalb deſſelben fließt, hat derſelbe auch noch den kleinen Roppbach hiſtoriſch merkwürdig.*). (*Eisenmann u. Jäck.*)

HALLSTADT, ein landesfürſtlicher Markt im Traunviertel des Landes ob der Ens, am Hallſtädter See, mit einem eigenen Commiſſariat, einer eigenen Pfarre und einem evangeliſch lutherſchen Bethauſe. Eine halbe Stunde in der Höhe iſt das Berghaus, und eben ſo weit längs dem Hallſtädter See hinauf ſind die Salzpfannen. Hallſtadt iſt 11 Stunden von Gmunden, 10 Stunden von Salzburg, 7 Stunden von St. Wolfgang, 4 Stunden von Iſchel und eben ſo viele von Auſſee entfernt. Zu dem Pfarrbezirke gehören, nebſt dem Markte, 5 Ortſchaften, 292 Häuſer, in welchen 1690 Menſchen wohnen. Der ganze Umfang des Hallſtädter Salinendiſtrikts beträgt vom Sadlingberge bis zum Dachsſteine 17,990 Klaftern, vom Dachsſteine bis zum Rueßberge 12,900, vom Rueßberge bis zum Sandlingberge 10,900, folglich der ganze Umfang 41,790 Klaftern, und der Flächeninhalt dieſes Bezirks 66,837 Joch 1270 Q. Kl. Der Salzberg zu Hallſtadt, in welchem der Salzſtock von Morgen gegen Abend ſtreicht, liegt zwiſchen hohen Kalkbergen in einem engen Thale, das einſt das Regenthal hieß. Gegen Morgen ſtößt ſein Fuß, auf welchem der Markt Hallſtadt gebaut iſt, auf den Hallſtädter See; gegen Norden berührt er die Charwand, den Kreuzberg und das Mühleck, gegen Weſten den blaſſen Blankenſtein; in Süden trennt ihn der Dammkogel und der Siegesſchnipſen von der hohen Kalkgebirgskette, die daſelbſt von Oſten gegen Weſten zwiſchen Öſtreich, Steiermark und Salzburg ſich hinzieht. Das Mittelgebirge, welches dieſen Salzberg bildet, iſt grauer Kalkſtein. Auſſen, ſowohl am Berge, als in den Klüften ſeiner Kalkfelſen, die den Salzſtock einſchließen, ſitzt bald mehr, bald weniger grauer Thon auf. Die Mächtigkeit des Salzſtockes in dieſem Berge beträgt 675 Stabel*) in der Breite und 1588 Stabel in der Länge von Oſten gegen Weſten hin: es iſt aber wahrſcheinlich, daß der Salzſtock noch tiefer fortſetzt, indem die Tiefe auf 237 Stabel angegeben wird. Sein Gebirge iſt mehr Kern-, als ſo genanntes Haßlgebirg, das heißt: es enthält mehr Bänke und Blöcke vom Steinſalze, als kleine Salzſtücke, die zwiſchen Thon- und Gipslagen eingeſprengt ſind. Der älteſte Berg, der zu Hallſtadt bebaut wurde, war der Neuberg, welchen die Kaiſerinn Eliſabeth mit eigener Hand aufgeſchlagen haben ſoll. Er hatte bloß Schöpfgebäude und war bereits im Jahre 1576 verſotten und verlaſſen. Nach und nach ſind 17 andere Schachte eröffnet. 1719 iſt der Kaiſerinn Chriſtina-Berg aufgeſchlagen und ſeit 1782 wird der Maria-Thereſien-Berg gebaut, in welchem zwei Kern-Verwäſſerungs-Schöpfgebäude aufgeführt ſind. In dem Hallſtädter Salzgebirge wird jährlich eine Maſſe Salzauflöſung von nicht weniger als 1,600,000 Eimern in 800 Stuben, jede zu 2000 Eimern, ſechszehngrädiger, wohl abgelegener Sohle, nebſt dem jährlichen Vorrathe von 15 Stuben oder 100,000 Eimern, erzeugt. Am Fuße des Salzgebirges befindet ſich ein brauner Hornſtein; auch zeigt ſich ein dicker Schiefer und ſchimmernder grauer Kalkſtein; Tropfſteine und Mehlkreide findet man in der Höhle am Grippenſteine. Verſchiedene ſchöne Gipsarten brechen theils in dem Gebirge zwiſchen den Kalkſteinen, meiſtens aber im Salzſtocke ſelbſt. Grober Alabaſter und ſchuppiger Gipsſtein iſt beſonders im Steinſalze vermiſcht zu finden. Feiner undurchſichtiger Alabaſter in den Salzgruben und feiner durchſcheinender Alabaſter. Verſchiedene Arten von Strahlgips, theils in den Salzbergen, theils in den Strehnen. Auffallend ſind zu Hallſtadt zwei Waſſermühlen, die wenigſtens 30 Klaſtern über die niedrigſte Lage der Stadt erhoben ſind. Beide treibt ein Waldbach, welcher vom Salzberge herab kommt und ſich über Felſen ſtürzt. Eine Viertelſtunde von Hallſtadt, am ſüdöſtlichen Ufer des Sees, ſind zwei Naturmerkwürdigkeiten: der Hirſchenbrunn uud der Keſſel. Beide rinnen im Frühjahre ſtark an, wenn der Schnee im Gebirge ſchmilzt. Der Keſſel befindet ſich etwa 150 Schritte vom Ufer des Sees in der Aushöhlung eines Felſens, worin das Waſſer im ruhigen Zuſtande 3 bis 4 Schuhe unter dem

*) *Eccard.* comm. de rebus Franciae orient. Wurzburgi, 1729. fol. Tom. I. p. 712. *de Lang* rerum Boicarum autographa. Monaci 1822. 4. p. 57. Further Deduction v. Lorber. 1772. fol. Nr. 3.

*) Ein Stabel wird zu 4 Schuh gerechnet, wovon jeder 12 Zoll enthält.

Digitized by Google

Rande dieſes Felſenkeſſels ſteht. Wenn alſo der Keſſel Zufluß erhält, dann ſteigt das Waſſer ſprudelnd, als ob es koche, 10 bis 12 Fuß über ſeinen gewöhnlichen Stand empor; es hat dann eine ſolche Gewalt, daß ein hinein geworfener Stein nicht zu Boden ſinkt, ſondern von dem Waſſer in die Höhe getrieben und fortgeſchwemmt wird. Der Hirſchbrunn liegt unmittelbar am Ufer des Sees, aus welchem gewöhnlich Waſſer, gleich einer ſtarken Quelle, rauſcht. Wahrſcheinlich kommt das Waſſer von den Behältern in den Gebirgen, die ſich 1400 Klafter über dieſe erheben, und von dem Schmelzen des darauf liegenden Schnees. Merkwürdig iſt auch die Echern, ein Thal, wo ein Waldbach durchfließt und ſich in den See begibt; je weiter man in dieſes Thal hinein kommt, um ſo ſtärker rauſcht der Waldbach aus der einſamen Wildniß hervor, und wirft ſich über Felſenblöcke und Steinklippen mit ſolcher Gewalt herab, daß unter ſeinen Stößen die Erde zittert. Auch hat dieſes Thal einige Waſſerfälle. — Der Salzberg liegt weſtlich ſehr nahe bei der Stadt. Ungewöhnte Steiger brauchen eine Stunde hinauf; 180 Klaftern über dem See befindet ſich die Wohnung eines Bergmeiſters. Der Rudolphsthurm iſt auf einer frei ſtehenden Spitze des Berges und das Berghaus befindet ſich auf der Spitze des 224 Klaftern hohen Berges. Der Salzſtock nimmt dort ſeinen Anfang. Der nächſtgelegene Berg iſt der Katharina-Thereſien-Berg. Der Weg führt faſt gleich fortlaufend durch ausgezimmerte Strecken zu den Wehren oder Sinkſtuben, zu welchen man auf Steigen hinab ſteigt, die entweder von Holze gemacht oder in den Berg gehauen ſind. In dieſe Wehren oder Sinkſtuben wird Waſſer eingelaſſen, welches ſo lange darin bleibt, bis es ſich hinlänglich mit Salz geſchwängert hat. Sie ſind von verſchiedener Größe; manche zählt nur etliche Stuben, jede zu 2000 Eimern gerechnet; die größeren ſteigen bis zu 80 Stuben; zwar ſind in dem Katharina-Thereſien-Berge zwei Sinkſtuben von noch größerem Umfange, wovon die größte 300 Stuben oder 600,000 Eimer hält, ſie ſind aber daher entſtanden, weil das Waſſer die Seitenwände wegriß, und folglich mehrere Stuben in Eine zuſammen floſſen; jetzt ſucht man dieſes möglichſt zu verhüten, weil ſo große Stuben zur An- und Ablaſſung des Waſſers viele Zeit, beinahe ¾ Jahre erfordern. In allen Stuben wird ſo lange Waſſer zugelaſſen, bis es die Firſte oder den Wehrhimmel, das iſt, die Decke oder den obern Theil der Grube erreicht. In dem Katharina-Thereſien-Berge befindet ſich eine kleine Kapelle von Salzſteinen. Von der Spitze des Salzberges hat man noch 3 bis 4 Stunden auf den Gipfel des blaſſen Berges zu ſteigen, der 756 Wiener Klaftern über den Hallſtädter See, folglich 1117 Klaftern über das Meer ſich erhebt, und deſſen Haupt meiſtens mit Schnee bedeckt iſt. — Es ſind mehrere Anzeigen vorhanden, daß ſchon Römer am Hallſtädter See gewohnt haben, und einige römiſche Alterthümer ſind in dortiger Gegend gefunden worden. — Eine Tradition gibt das Jahr 1311 als das Jahr der Entdeckung des Hallſtädter Salzberges an, wo die Kaiſerin Eliſabeth das Lager mit eigener Hand aufgeſchloſſen haben ſoll, allein die Salinen ſind wohl älter, ſcheinen aber ſeit 1311 aufgekommen zu ſeyn. Damals hatte man zu Hallſtadt 12 kleine Pfannenwerke errichtet, die man gegen gewiſſe Bedingungen Privaten überließ. Das berühmte Geſchlecht der Herren, jetzt Grafen von Seeau, hatte lange Zeit eine Salzpfanne zu Lehen beſeſſen. Maximilian und Ferdinand I. hielten es der Mühe werth, dieſe Pfannen einzulöſen und auf eigene Koſten zu beſorgen: es wurden ſtatt der 12 kleinen nunmehr 2 große Pfannen nach ſalzburg-halleiniſcher Art erbaut. Als aber die Wälder zu Hallſtadt zu Grunde gerichtet waren, mußte eine davon ſchon im Jahre 1693 nach Ebenſee verſetzt werden, und weil die zurückgebliebene andere Pfanne ſammt dem Markte im J. 1750 verbrannte: ſo wurde ſie um ¼ kleiner gemacht, dann wieder vergrößert, und in den Jahren 1765, 1772, 1774 und 1780 verbeſſert. Im J. 1810 hatte ſie in der Länge 10 Klaftern 4 Schuh 6 Zoll, in der Breite 8 Klaftern 5 Schuh 4 Zoll, als Oval im Umfange aber 30° 4′ 8″. Sie wog an Eiſen 810 Zentner und hielt 1300 Eimer oder 1705 Zentner Salz. — Der Proteſtantismus hatte ſich früh in dieſen Gegenden verbreitet, und faſt alle Berg- und Hüttenleute bekannten ſich zu Luther's Dogmen. Allein auch hier wollte man keine Lutheraner haben. Im J. 1733 wurden zwei Schiffsladungen Proteſtanten von Hallſtadt, Lauſen, Griſern und Iſchel nach Ungarn und Siebenbürgen abgeführt; im folgenden Jahre gingen 47 Familien nach Heltau in Siebenbürgen; ihnen folgten 1735 noch 593 und mehrere zogen mit Herrn von Reck nach Nordamerika; von dieſem Jahre an bis zum Joſephiniſchen Toleranz-Edikt 1781, geſchahen jährlich Partikular-Auswanderungen dieſer Glaubensgenoſſen. Im J. 1750 hatte Hallſtadt das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden. Die Kirche verbrannte, die Glocken fielen herab und die Pfannenhäuſer wurden eingeäſchert. Erſt nach dieſem Brande wurde das Verweſerhaus und die Pfannenhäuſer in der Lahe erbaut, um den Marktflecken vor fernerer Feuersgefahr zu ſichern *). (*Rumy.*)

HALLSTÄDTER SEE, ein Binnenſee in Öſtreich ob der Ens, bei dem Marktflecken Hallſtadt im Traunviertel, 4260 Wiener Klaftern lang und 1130 Klaftern breit. Er mißt 1495 Quadrat-Joch und erhält Zuflüſſe vom Traunfluſſe, vom Goſa- und Fluderbache, und führt ſehr ſchmackhafte Fiſche. Ungeachtet ſeiner Tiefe friert er nicht ſelten zu, ſo daß man mit Schlitten darüber fahren kann. Der Spiegel des Hallſtädter Sees iſt 30 Klaftern höher als Iſchl, und 80 Klaftern höher als das Niveau des Gmundner oder Traunſee's, folglich beträgt der Fall des Traunfluſſes vom Hallſtädter bis in den Gmundner See in einer Länge von 16,820 Klaftern 80 Klaftern, oder auf $210\frac{2}{10}$ Klaftern eine Klafter. Der Traunfluß, welcher in Steiermark entſpringt und ſein Waſſer aus dem Auſſee, Grundelſee und noch einem kleinen See erhält, ſtürzt von Oſten gegen Weſten durch

*) Mehr über Hallſtadt und ſeine Salinen ſ. in Gielge's topographiſch-hiſtoriſcher Beſchreibung des Landes Öſtreich ob der Ens, 1 Th. S. 255 — 267.

Digitized by Google

das hohe Koppengebirge in den Hallſtädter See. Die umliegenden vorzüglichſten Berge ſind über den Hallſtädter See erhaben, z. B. die Thörlwand 392 Wiener Klaftern, das Roßkögerl über den Roßmoos 340, der Raſchberg 500, der Sandlingberg 610, der Pätſchen 245, der Gipfel am Sarsſteine 766, der hohe Koppen 656, der Däumelkogel 770, der Krippenſtein 824, der Hierlatz 738, der Hirſchberg 780, der Gletſcher des Hallſtädter Schneeberges 1140, der höchſte Punkt am Hallſtädter Schneeberge, Dachsſtein genannt, 1280, das hohe Kreuz zum Schneeberge 1190, der höchſte Punkt des Blaſſen- oder Blankenſteins ober dem Salzberge 756, der Rudolphsthurm am Salzberge 180, das große obere Berghaus daſelbſt 263, der hohe Waſſerberg am Salzberge 372, der Maria-Thereſien-Berg am Salzberge 198, der höchſte Kogel in der Ramsau ober dem Kalmberge 680, der hohe Schratten 576, der höchſte Punkt am Zwölferkogel 736 Klaftern u. ſ. w. Das Goſauthal iſt höher als der Hallſtädter See um 100 Wiener Klaftern.

(*Rumy.*)

HALLUIN, ein großes Dorf in dem Bezirk Lille des franz. Departements Norden mit 3030 Einwohnern, die ſich vom Feldbaue, der Viehzucht und dem Leinen- und Spitzengewebe nähren, auch gute Kunſtbleichen unterhalten. Es war eine uralte Freiherrſchaft. Däm von Halluin oder Halowin kommt ſchon 1266 vor; Gualter II. war 1360 unter den 40 Geißeln, die König Jean, um ſeine Freiheit zu erhalten, nach England ſtellen mußte; Jeanne, Gualters III. Witwe, war Oberhofmeiſterinn der Prinzeſſinn Marie von Burgund, als im burgund'ſchen Statsrathe die Frage entſtand, wem von den vielen Freiern, die um ihre Hand warben, dieſelbe mit Karls des Kühnen Erbſchaft werden ſollte. Die meiſten Räthe neigten ſich, von franzöſiſchem Golde gewonnen, zu dem Dauphin Karl VIII., der damals noch Kind war, hin. Da erhub ſich die Oberhofmeiſterinn: „Nicht ein Kind, „edle Herren, ſondern ein Mann kann uns frommen. „Die Prinzeſſinn iſt Jungfrau: ihr Schoß kann uns „bald einen Sohn gebären, der Burgund zu retten vermag und der Wunſch der ganzen Nation iſt! Was „nützt ihr ein Knabe!" Dieſe Worte verfehlten ihren Eindruck nicht — und der Erzherzog Maximilian führte Marien heim. — Noch mehrere Halluins haben ſich in saga und toga ausgezeichnet. Georg von Halluin (auch wohl Halowin), Herr von Comines und ein Sohn jener Jeanne, ſtand in Karls V. Dienſten, war General und Geſandter in England, ſtarb 1537 und machte ſich als Schriftſteller durch ſeine Abhandlung de restauratione linguae latinae, durch eine Schrift wider Luther, durch Anmerkungen zum Virgil, durch ein Werk über Muſik und de coronatione imperatorum, Alles in lateiniſcher Sprache, bekannt *). Noch mehrere Halluin werden mit Achtung in der franzöſiſchen und niederländiſchen Geſchichte genannt. Die Familie, die große Güter erworben und ſich in mehrere Zweige getheilt hatte, erloſch in ihrem letzten Sproſſen, Franz Joſeph aus dem Hauſe Eſcheberg 28. Febr. 1663, und die Güter kamen mit der Hand von deſſen Schweſter Maria Joſepha Barbara 1668 an den Herzog Ferdinand Joſeph Franz von Croy und Havre. (*v. Stramberg.*)

*) Von ſeinem Leben und ſeinen Schriften handelt *Foppen's* Biblioth. Belg. I, 338, wo auch deſſen Bildniß ſich findet.

HALLWYL. Ein altes, noch bewohntes Schloß im aargau'ſchen Bezirke Lenzburg an dem gleichnamigen See, der zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit und ſehr fiſchreich iſt. Es hat einen bedeutenden Umfang und äußerſt feſte Mauern, und war ehemals eine Inſel, welche durch den Ausfluß des Sees, die Aa, gebildet wurde: jetzt aber iſt der eine ſumpfige Arm dieſes Flüßchens, der ſich bei Wildegg in die Aare ergießt, ausgetrocknet worden. Im Schloßhofe ſteht eine Kirche, welche von Karthäuſermönchen erbaut wurde, denen einſt einer der frühern Beſitzer das Schloß mit Allem, was dazu gehört, ſoll geſchenkt haben auf den Fall, daß ſein lange abweſender einziger Sohn nicht zurückkehren würde: allein die Mönche wurden, als der Sohn erſchien, in ihrer Hoffnung getäuſcht. Dieſe Kirche iſt jetzt in ein Wirthſchaftsgebäude verwandelt; da das Schloß in die Pfarrei Seengen gehört. Eine unerfreuliche Antiquität, die im Schloſſe aufbewahrt wird, iſt ein Schwert, welches dasjenige ſein ſoll, womit die Königinn Agnes 1308 in der gräßlichen Blutrache Albrechts I. drei und ſechzig unſchuldige Männer, die Beſatzung des benachbarten, dem von Balm gehörigen Schloſſes Farwangen enthaupten ließ. — Das Schloß Hallwyl wurde 1415., als die Eidgenoſſen das Aargau eroberten, von den Bernern, denen ſich die habsburgſchen Vaſallen, Wolf, Walther und Thüring von Hallwyl, nicht unterwerfen wollten, erſtürmt und verbrannt; nachher aber wieder aufgebaut. Zu dieſem Schloſſe gehörte bis 1798 eine der bedeutendſten Freiherrſchaften der Schweiz, welche den ganzen Hallwyler See, die Dörfer Farwangen und Dennweil mit hohen und niedern Gerichten, ferner die niedern Gerichte zu Seengen, Meiſterſchwanden und in einigen andern Dörfern enthielt. Seit 1798 hat aber zum Beſten der Einwohner alle Patrimonialgerichtsbarkeit in der Schweiz aufgehört.

Von dieſem Schloſſe hat ein noch fortdauerndes altes adeliges Geſchlecht ſeinen Namen, deſſen Stammbuch daſelbſt aufbewahrt wird. Wie gewöhnlich hat man demſelben durch fabelhafte Genealogien einen römiſchen Urſprung gegeben. Die Etymologie des Namens ab ala oder alis, weil es zwei Flügel im Wappen führt, iſt erkünſtelt. Die Genealogie iſt um ſo unſicherer, da im Jahre 1380 die in dem Schloſſe aufbewahrten Urkunden in einer Feuersbrunſt vernichtet wurden. Schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erſcheint Johann von Hallwyl als Marſchall des Grafen von Habsburg (S. Habsburg, Marſchälle, Schenken u. ſ. w. oben S. 72. dieſes Bandes) und als Landvogt im Sundgau und Aargau: mehrere ſeiner Nachbaren bekleideten ſolche Hof- und andere Ämter bei den Herzogen von Öſtreich. In den Schlachten am Morgarten (1315) und bei Sempach 1386. und in dem Kriege Herzog Friedrichs von Öſtreich gegen die Appenzeller (1405.)

Digitized by Google

opferten mehrere aus dieſem Geſchlechte ihr Leben für ihre Lehnsherren auf. Durch dieſe Kriege der Öſtreicher gegen die Eidgenoſſen ſank das Haus, wie ſo viele andre habsburgſche Vaſallen, und ſah ſich 1400 genöthigt, Horgen und Maſchwanden der Stadt Zürich zu verkaufen. Als Rudolf, Thüring und Walther von Hallwyl im J. 1415 ihr Stammſchloß erobert ſahen, ergaben ſie ſich mit der Burg Wildegg an die Berner, und erhielten dann das Bürgerrecht zu Bern. Thüring erſcheint aber bald wieder in öſtreichſchen Dienſten als unverſöhnlicher Feind der Eidgenoſſen bei den Verſuchen, welche Kaiſer Friedrich III. im J. 1442. machte, das Aargau wieder an ſich zu reißen, und tritt dann in dem Bürgerkriege der Eidgenoſſen 1443 als öſtreichſcher Hauptmann der Zürcher auf, aber ohne großen kriegeriſchen Ruhm zu erwerben. Deſto ruhmvoller glänzt Hans von Hallwyl als Anführer der Berner im burgundſchen Kriege, wo er beſonders in der entſcheidenden Hauptſchlacht bei Murten (1476.) durch den entſchloſſenen und gut geleiteten Angriff, welche er mit der Vorhut auf die burgundſche Stellung machte, Vieles zum Siege beitrug. Das Geſchlecht pflanzte ſich im Elſaß, in der Schweiz und in Öſtreich fort. Von der ſchweizeriſchen Linie wurde im J. 1616 ein Zweig durch Hug von Hallwyl nach Böhmen verpflanzt und erhielt die gräfliche Würde; ſie wurde ſehr zahlreich, iſt aber im achtzehnten Jahrhundert wieder erloſchen. — Auf den Älteſten des Geſchlechtes erbte immer der Marſchalls-Titel fort, zu Folge einer Urkunde Herzog Leopolds von Öſtreich v. J. 1380, worin es heißt: „Das Marſchall-„Amt zwiſchen dem Gotthard und dem Eggenbach“ (die Gränze zwiſchen Ober- und Nieder-Elſaß) „wenn wir oder unſere Nachkommen, Herzoge zu Öſtreich zu Felde „liegen, daß dann jeder Älteſte von Hallwyl unſers „Volks Marſchall ſeyn ſoll.“ *) (*Escher.*)

HALM nennt man den Stängel der Gräſer und grasartigen Gewächſe, und namentlich der Getreidearten, oder der ſo genannten Halmfrüchte. Der Halm der Getreidearten iſt geſtreift, in beſtimmten Zwiſchenräumen mit Knoten verſehen, und dadurch gegliedert, und in der Mitte hohl. Die erſten unterſten Knoten am Halme ſind rankend, d. h., von der Art, daß ſie, wenn ſie mit Erde bedeckt ſind, oder auch nur an ſelbige zu liegen kommen, Wurzeln und neue Nebenhalme treiben, wodurch das Beſtocken oder Beſtauden der Sat bewirkt wird. Auf dieſe letzte Eigenſchaft der grasartigen Gewächſe gründet ſich auch größten Theils das zum Verjüngen der Wieſen angewandte Verfahren (ſ. Verjüngen und Wieſen). Da der Halm als derjenige Theil des Getreides, welcher zwiſchen der Wurzel und der Ähre und Riſpe ſich befindet, vorzüglich zur Stütze der Ähre und Riſpe, nächſtdem aber auch als Behälter und Fortleiter der eingeſogenen Nahrungsſtoffe dient, und dann abgetrocknet dem Landwirthe das ihm in vieler Hinſicht ſo ganz unentbehrliche Stroh liefert: ſo muß der Landwirth ernſtlich darauf bedacht ſeyn, durch eine dem Boden, und der zu erbauenden Getreideart angemeſſene Bearbeitung und Düngung, ſo wie durch eine, der Beſchaffenheit des Bodens und dem Düngungszuſtande desſelben gemäße, ſtärkere oder ſchwächere Ausſat, und nachherige zweckmäßige Behandlung des aufgelaufenen Satkorns ſeinen Saten einen geſunden und kräftigen Halm zu verſchaffen, endlich aber durch ſorgfältiges Abtrocknen und Aufbewahren der Halme ein gutes Stroh zu gewinnen. (*Schilling.*)

HALMA (Franz), ein gelehrter Buchhändler von Utrecht, welcher auch zu Amſterdam und Rotterdam eine Handlung hatte, und ſich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Sprachforſcher, Überſetzer und Dichter bekannt gemacht hat. Sein Hauptwerk iſt ein niederländiſches Wörterbuch: Woerdenboek der neederduitsche en Fransche Taalen. Utr. 1710. 1717. 4. Auch noch öfter wiederholt, unter dem Titel: Le grand dict. françois et flammand. Leide 1778 oder 81. II. 4. An dem franzöſiſchen Theile, welcher zuerſt Amſterd. 1686. 4. erſchien, hat T. Rourel mit gearbeitet. Halma's bekannteſtes Gedicht führt den Titel: Het Kasteel van Aigermont. Leuwarden 1715. 4. *) (*R.*)

HALMBRACHE heißt das im Herbſte, nach der Ernte, und nach vollbrachter Beſtellung des Wintergetreides vorgenommene erſte Umbrechen, (Stoppeln, Umſtürzen,) derjenigen Felder, welche im nächſt vergangenen Sommer Wintergetreide oder Raps getragen haben, und nun im nächſten Frühjahre mit Sommergetreide, (Gerſte, Hafer), beſtellt werden ſollen; — ſ. Stoppeln, Stürzen. (*Schilling.*)

HALMFRÜCHTE gleichbedeutend mit Getreide.

HALMI, magyariſcher Marktflecken in der Ugotſcher Geſpanſchaft in Oberungarn jenſeits der Theiß, im untern oder transtibiskaner Bezirke, an der Landſtraße, auf einer großen angenehmen Ebene, an die Ortſchaften Akli, Túr-Terebes und an den See Eger angränzend, mehreren adeligen Grundherren, vorzüglich dem Freiherrn von Perényi gehörig, meiſtens mit reform. magyariſchen Einwohnern, die hier eine eigene Pfarre und Kirche, einen Poſtwechſel an der Straße nach Nagy-Bánya, fruchtbaren, aus Sand und Thon gemiſchten Boden, der Weizen, Rocken, Hafer und Kukurutz (Mais) von vorzüglicher Güte hervorbringt, guten Wieſewachs und Weide, Weingärten, Waldungen, einträgliche Schweinezucht und ſtark beſuchte Jahrmärkte haben. Die Kirche ſteht auf einem Hügel (Halom), woher der Ort wahrſcheinlich ſeinen Namen erhielt. In dieſem Hügel findet man eine Menge Menſchenknochen; es iſt daher wahrſcheinlich ein Grabhügel, der nach einer Schlacht errichtet wurde. Dieſe Ortſchaft iſt der Hauptort der Herrſchaft Halmi. (*Rumy.*)

HALMÖE auf der golowinſchen Karte Holmöer, ein Eiland im baltiſchen Meere, das auf der NO. Küſte von der Inſel Arröe belegen iſt und zum däni-

*) S. Helvetiſches Lexikon und Holzhalbs Fortſetzung unter Hallwyl.

*) Baſeler Lexikon und Adelung.

Digitized by Google

ſchen Amte Sonderburg des Herzogth. Schleswig gehört. Es hat gute Weide und ein Paar Höfe. (*H.*)

HALMONES, auch HOLMONES, eine Ortſchaft in Böotien, die nach Pauſan (IX, 24) 4 Stunden nördlich vom See Kopaïs in der Nähe von Hyettos lag. Nach Orchomenos hin breiteten ſich die athamaniſchen Felder aus. (*H.*)

HALMOS, (*Ἄλμος*), Sohn des Siſyphos, der in dem vom Könige Eteokles in Orchomenos erhaltenen Stückchen Land die Stadt Halmones erbauete (Paus. IX, 35) und die Chryſogeneia und Chryſa zu Töchtern hatte. (*J. A. L. Richter.*)

HALMSTAD, die Hauptſtadt der ſüd-ſchwediſchen Provinz Halland, anmuthig gelegen, an der Mündung des Fluſſes Niſſa, in welchem der fette Halmſtad's Lachs gefangen wird, im J. 1815 mit 1691 Einwohnern. Halmſtad, ſchon im Jahre 1307 mit Stadtprivilegien verſehen, hat ein Schloß, auf welchem der Landshöjding über Halland reſidirt, eine niedere Gelehrtenſchule (kleinere Trivialſchule) mit 1 Rector, 2 Collegen, 53 Schülern (im Herbſte 1821) und kleiner Schulbibliothek, eine prächtige Kirche, breite Gaſſen; iſt Sitz der Landhaushaltungsgeſellſchaft Halland's. Den Hauptgegenſtand des ausländiſchen Seehandels machen Bretter aus. 1512 legte der däniſche König Hans ein Kloſter an, welches jetzt zerfallen iſt. Bei Halmſtad hat man Meerbäder eingerichtet. Eine halbe Meile von Halmſtad, zu Sperlingsholm, einer der anmuthigſten Stellen des ſüdlichen Schwedens, trifft man eine vielbeſuchte Mineralquelle. — Einmal jährlich, im Herbſt, wird in Halmſtad ein bedeutender Markt gehalten. (*v. Schubert.*)

Halmydessos, ſ. Salmydessos.

HALMYRIS, ein See im alten Möſien, welcher von dem ſüdlichſten Arme des Iſter geſpeiſet wird. Es iſt der heutige Ramſin im Sandſchack Siliſtria des osmaniſchen Europa, und fließt durch zwei Kanäle in das Meer ab. Nahe dabei lag eine gleichnamige Ortſchaft, deren Plinius und Prokopius gedenken, und die Reichardt nahe bei Kiſilbaſchi ſucht. (*H.*)

HALMZEHNTE, GARBENZEHNTE, NATURALZEHNTE, iſt derjenige Zehnte, welcher aus dem Felde ſelbſt von jeder Art der gebauten Früchte erhoben wird. — Die *Halmzehnten* theilt man nach der Verſchiedenheit ihrer Erhebung ein, in 1) *ſtehende*, welche das Recht mit ſich führen, daß keiner der Zehntpflichtigen aus dem Sommer-, Winter- oder Brachfelde eher ſeine Früchte fortfahren darf, bis alle Früchte in ſolchem Felde ab- und aufgebracht, alſo zur Auszehntung fertig ſind; — 2) in *fliegende*, wobei der Zehntberechtigte verpflichtet iſt, jede einzelne Wanne, ſobald ſie ab- und aufgebracht iſt und ihm dieß von dem Zehntpflichtigen angezeigt wird, bald nachher, binnen einer beſtimmten Anzahl von Stunden, auszehnten zu laſſen; und 3) in *Raubzehnten*, welche unter zwei Zehntberechtigten derjenige zieht, welcher am beſten aufpaßt, und zuerſt kommt; — 4) in *Laſtzehnten*, welche der Zehntgeber ſtehen läßt, und welche folglich der Zehntnehmer ſelbſt vom Felde abholen laſſen muß, endlich 5) in *Bringzehnten*, welche der Zehntgeber dem Zehntberechtigten, oft wohl gar, bevor er die übrigen neun Zehntel einfahren läßt, in die Scheune zu bringen verpflichtet iſt. Vergl. Zehnten und Garbenzehnten überhaupt. (*Schilling.*)

HALO, (Phyſik), ein wäſſeriger Meteor, welcher einen leuchtenden Kreis um die Sonne, den Mond und die Sterne hervorbringt. Dieſe Kreiſe ſind bisweilen weiß, andere Male gefärbt und dem Regenbogen ähnlich. Man bemerkt bisweilen mehrere ſolche Kreiſe und immer ſind ſie concentriſch. Um den Mond herum zeigen ſie ſich am häufigſten, weil das faſt immer zu ſtarke Sonnenlicht ſie nicht wahrnehmen läßt, und weil das Licht der Sterne faſt immer zu ſchwach iſt, als daß es ſie hervorbringen könne. Der Durchmeſſer dieſer Kreiſe iſt ſehr verſchieden. Er verändert ſich ſogar, während man ſie beobachtet. Sie erſcheinen gewöhnlich oval, wenn man ſie mit bloßem Auge beobachtet, doch ſind ſie ſehr rund, wenn man ſie mit einem Inſtrument betrachtet.

Zwiſchen dieſen Ringen und dem leuchtenden Körper, welchen ſie einhüllen, (ſie mögen bloß weiß oder gefärbt ſeyn,) bemerkt man immer einen Raum, welcher weniger leuchtend und weniger glänzend iſt, als dieſe Kreiſe. Bei den gefärbten Kreiſen ſind die Farben weniger lebhaft und ſchwächer als die des Regenbogens, und man entdeckt, daß ſie je nach der Verſchiedenheit ihrer Durchmeſſer auch in einer verſchiedenen Ordnung auf einander folgen. Newton beobachtete einen Kreis dieſer Art im Jahre 1692 und die Ordnung, in welcher die Farben ſich zeigten, war da folgende: Die Farbe des innern Ringes (er bemerkte drei Ringe,) war nach innen blau, in der Mitte weiß und nach außen roth. Die Farbe des zweiten Ringes war nach innen purpurroth, hierauf blau, alsdann grüngelb und endlich blaßroth. Die innere Farbe des dritten Ringes war blaßroth und die äußere blaßgelb. Man bemerkte in Frankreich im Jahre 1683 einen Kreis, deſſen Mitte weiß war, worauf eine in's Rothe ſchießende Farbe, alsdann eine blaue und nachher eine grüne Farbe folgten, und deſſen äußerer Umkreis ſehr dunkelroth war. Einen andern Kreis beobachtete man im Jahre 1728, deſſen äußerer Umkreis blaßroth war, worauf eine gelbe und dann eine grüne Farbe folgten, und welcher ſich nach innen in einen weißen Ring endigte, ſo daß in Hinſicht der Farbe dieſer Kreiſe (ſie mögen einfach oder mehrfach ſeyn,) niemals etwas Gewiſſes und Feſtes vorhanden iſt.

Dieſes Phänomen, welches von der Reflexion und der Refraction herrührt, welche die Lichtſtrahlen erleiden, wenn ſie durch dichten Nebel hindurch gehen, zeigt ſich ziemlich häufig. Muſſchenbroek verſichert uns, daß man in Holland jährlich mehr als 50 ſolche Kreiſe bemerkt. Middleton verſichert in den Transactions philosophiques ebenfalls, daß ſie in Nordamerika ſehr häufig ſind, wo man gewöhnlich jede Woche einen oder zwei Kreiſe um die Sonne, und monatlich auch einen oder zwei Kreiſe um den Mond wahrnehme.

Die Urſache dieſes Phänomens befindet ſich in un-

Digitized by Google

ſerer Atmoſphäre und in kurzer Entfernung von der Oberfläche der Erde. Hier entdeckt man, daß dieſe Kreiſe nur von wenig Perſonen auf einmal und ſelten in einem Raume geſehen werden können, welcher ſich mehr als drei Meilen weit ausdehnt. Auch ſiehet man ſie verſchwinden, ſobald der Wind zu gehen anfängt. Sie zeigen ſich bloß bei beſtändiger Witterung und bei Windſtille. Niemals werden ſie bei heiterm Wetter geſehen, wohl aber dann, wenn ein leichter Nebel in die Luft in die Höhe ſteigt. Wenn aber der Wind dieſen Nebel vor ſich hin treibt und ihn in der Luft ſchwanken läßt, ſo fangen dieſe Kreiſe an von der Seite aus, zu verſchwinden, wo die Luft reiner und durchſichtiger wird.

Man kann ähnliche Kreiſe künſtlich hervorbringen, wenn man in der Kälte ein mit warmem Waſſer gefülltes Gefäß aufſtellt, deſſen Dünſte ſich zwiſchen das Licht einer Kerze und das Auge des Beobachters erheben. So zeigen ſich auch oft ähnliche Ringe in den Hausbädern, wenn neben der Badewanne angezündete Kerzen ſtehen.

Ausführlicher wird dieſer Gegenſtand von de la Fond in ſeinem Dictionaire de Physique und von Newton in dem zweiten Buche ſeiner Optik abgehandelt. (*W. L. Brehme.*)

HALOA, (*Ἀλῶα*), ein zu Ehren der Demeter, welche als Göttinn des Säens und Erntens auch Haloas *) heißt, zu Athen im Monat Poſideon gefeiertes Feſt. Auch dem Dionyſos wurden an dieſem Feſte Opfer gebracht, welche ſämmtlich in Früchten der Erde beſtanden. Thiere durften nicht geopfert werden. Die Feier dauerte mehrere Tage und war fröhlich, beſonders für die Landleute, als Erntefeſt. Andre leiten den Namen des Feſtes davon ab, daß er an die alte Lebensart der Griechen *ἐν τοῖς ἅλωσι*, in Kornfeldern, erinnern ſolle. **) (*R.*)

HALOANDER, (Gregorius), hieß eigentlich Hoffmann, nicht aber wie Nopitſch [1]) meint, Salzmann. Er iſt zu Zwickau, wahrſcheinlich zu Anfange des 16. Jahrhunderts geboren, denn er wird nur als Graecarum literarum studiosus in der im Jahre 1518 eröffneten griechiſchen Schule des Georg Agricola bei Conradi [2]), alſo nicht wie Hugo [3]) meint, als einer, der ausſtudirt habe, bezeichnet, daher es denn auch ganz natürlich iſt, daß Johann Baptiſt Egnatius ihn in einem Briefe vom 20. Januar 1527 noch „juvenis“ nennt. Die vielfache Beſchäftigung mit dem Griechiſchen, zunächſt unter der Leitung des ſchon erwähnten Agricola, war es wohl, die unſern Gregor veranlaßte, ſeinen Familiennamen, der Sitte jener Zeiten gemäß, zu gräciſiren. Der Gedanke aber, ſeine Kenntniſſe zum Beſten der Rechtswiſſenſchaft anzuwenden, wurde (ſo berichtet Conradi) zuerſt von Julius (von) Pflugk (dem nachherigen Domherrn von Naumburg) ſeinem eifrigen Gönner und Freunde, in ihm erweckt. Ja dieſer geſtattete ſogar Haloandern, ihn im Jahre 1520 auf ſeiner Reiſe nach Italien auf ſeine eigenen Unkoſten zu begleiten. Daß er aber deſſen Hofmeiſter nicht war, geht ſchon daraus hervor, daß Pflugk aus allen Briefen, die uns Conradi mittheilt, als der ältere, Rath ertheilende Freund und Mäcenas erſcheint. In Bologna benutzte Haloander in'sgeheim die von Bologninus († 1508.) als Polizian's († 1494.) Papieren gefertigten Vorarbeiten zu einer berichtigten Ausgabe des Pandektentextes; allein nicht ohne perſönliche Gefahr, wie er ſelbſt ſchreibt, da jene Vorarbeiten einem dortigen Dominikanerkloſter vermacht waren und eigentlich jedem Fremden unzugänglich ſeyn ſollten. Daß er in Bologna zum Doctor juris creirt ſei, erzählt Melchior Adami [4]), aber freilich ohne eine Quelle dieſer Nachricht anzugeben. Er kehrte hierauf mit Pflugk nach Teutſchland zurück, und ſuchte, verſehen mit Empfehlungsſchreiben von Egnatius, Wilibald Pirkheimern in Nürnberg auf. Auch der dortige Magiſtrat intereſſirte ſich für ihn, unterſtützte ihn mit Geld und ließ auf öffentliche Koſten im Jahre 1529 die Ausgabe der Pandekten, wie ſie das Reſultat der Bemühungen Haloanders war, in Quart und zwar ohne Gloſſe drucken. Noch in demſelben Jahre folgte eine Ausgabe der Inſtitutionen und 1530 aller 12 Bücher des Codex in Folio, welcher er ein möglichſt vollſtändiges Verzeichniß der römiſchen Conſuln anfügte, das freilich in der Folge durch ſpätere Auffindungen, namentlich der Fasti capitolini, vielfach berichtigt und ergänzt iſt. Vollſtändigkeit der Überſchriften iſt ein großer Vorzug dieſer Ausgaben und die ihm gemachten Vorwürfe wegen zu großen Leichtſinns bei Veränderung der Lesarten ſind gewiß großen Theils übertrieben. Endlich im Jahre 1531 veranſtaltete er die erſte Ausgabe des griechiſchen Textes der juſtinianſchen Novellen ebenfalls in Folio nach einer Handſchrift aus der Verlaſſenſchaft des Bologninus mit beigefügter alter und neuer Ueberſetzung. Er ging hierauf zum zweiten Male nach Italien, insbeſondere auch um die in der Vorrede zu den Novellen verſprochene Ausgabe der Libri Feudorum nach Minucius († c. 1464) vorzubereiten, als er nach ſehr kurzem Krankenlager in Venedig in einer hilfloſen Lage am 5ten September eben deſſelben Jahres (nach Andern 1532) ſtarb. Hält man dieſes und den Beifall, den ſeine Ausgaben ſchon damals einernteten, zuſammen mit der früher erwähnten Gefahr, ſo gewinnt die Anſicht des Jacob Spiegel und Vincenz Obſopöus [5]), daß er eines gewaltſamen Todes geſtorben ſei, doch wohl einige Wahrſcheinlichkeit. Im Manuſcript hinterließ er zum Drucke fertig nur eine kleine Schrift, die unter dem Titel: Notitia utraque cum Orientis tum Occidentis ultra Arcadii, Honoriique Caess. tempora, illustre vetustatis monumentum, Basileae 1552 erſchien. Daher alle die Commentare zu den Inſtitutionen,

*) Auch Halois und Euhalosia. **) S. *Demosth.* in Neaer. *Harpokr.* u. *Suidas.* Vrgl. *Potter.* I, 796.

1) Fortſ. v. Will's Nürnb. Gel. Lexik. Bd II. S. 19. 2) Parerg. lib. I. p. VI. 3) Civiliſt. Lit.-Geſch. 2te Ausg. §. 167. Note 2.

4) In vit. Jureconsultor. Germanor. Fft. 1705. fol. p. 28. 5) Cfr. *Conradi* parerga, lib. I. p. XIII. not. a.

Digitized by Google

Novellen u. ſ. w., die unter ſeinem Namen aufgeführt zu werden pflegen, in der That nicht von ihm herrühren, ja meiſt gar nicht exiſtiren. Nach ſeinem Tode wurde ſeine Ausgabe einzelner Theile des Corpus Juris auch zu mehrern Geſammt-Ausgaben desſelben benutzt, z. B. 1548, dann von Miräus († c. 1562.) u. A. — Vergl. außer den gelegentlich ſchon angeführten Schriften: G. L. *Hausfritz* memor. Haloandri Nor. 1736. 8. *Brencmann* histor. pandectar. Lib. I. c. II. p. 74. et lib. IV. c. 3. p. 325 sq. Will Nürnberg. Gel. Lexik. Bd II. S. 23. und *Haubold* instit. jur. Roman. literar. N. 99. p. 81. (*Ad. Martin.*)

HALOCNEMON *Marsch. Bieberst.* (Flor. taur.-caucas. Suppl.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Chenepodieen, und der erſten Ordnung der erſten Linnéſchen Klaſſe. Ihr Charakter iſt folgender: Der gemeinſchaftliche Kelch wird durch eine Schuppe des Blühtenkätzchens gebildet, der eigenthümliche iſt dreiblättrig und verſchloſſen, und fällt mit den Schuppen des Kätzchens ab. I. Blattloſe: 1) H. strobilaceum *M. B.*, weitſchweifiges Staudengewächs mit ſehr kurzen Gliedern. Am kaspiſchen und mittelländiſchen Meere (Salicornia glauca *Delil.* aegypt., S. mucronata *Lag.*, S. strobilacea *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Halophil. t. 4. 2) H. caspicum *M. B.*, mit ſtrauchartigem, faſt aufrecht ſtehendem Stiele, deſſen Glieder beinahe cylindriſch ſind, und mit fadenförmigen Blühtenähren. Am kaspiſchen Meere (Salicornia caspica *Pall.* It.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 7. — II. Beblätterte: 3) H. arabicum *Spr.* Syst., aufrecht ſtehendes Staudengewächs mit eiförmigen Gliedern, abwechſelnden, ſcheidenförmigen, ſtumpfen Blättern, und eiförmigen Blühtenähren. In Arabien. (Salicornia foliata *Pall.* It. *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* It. I. N. 92. t. D. f. 3. 4) H. nodulosum *Spr.* Syst., aufrecht ſtehendes Staudengewächs mit kreiſelförmigen jüngeren, und alternirenden, faſt kugeligen, halbſtielumfaſſenden, angedrückten älteren Blättern, und ablangen, ſchimmelgrünen Schuppen des Kätzchens. An den ägyptiſchen Küſten. (Salicornia strobilacea *Sieb.* S. nodulosa *Delil.* Fl. Aeg.) 5) H. foliatum *Spr.* Syst., Staudengewächs mit linienförmig-drehrunden, ſtielumfaſſenden Blättern, und ungeſtielten Blühtenähren. In Sibirien. (Salicornia foliata *Pall.* It., *Linn.* suppl.) Abgeb. in *Pall.* Haloph. t. 5 — 6. — S. *Spr.* Syst. veg. vol. I. p. 19. (*Sprengel.*)

HALOGÈNE. Salzſäureſtoff (Davy's Chlorine, oder richtiger Xyrine) nennt Schweigger bezeichnender das Radical der Salzſäure, welches eigentlich noch unbekannt, und daher eine hypothetiſch angenommene Baſis iſt.

Girtanner glaubte zwar früher beweiſen zu wollen, daß dieſe Baſis Hydrogène wäre. Aber ſpätere Verſuche haben gezeigt, daß das Hydrogène-Gas, welches er erhielt, von dem Waſſer, das zerlegt wurde, herkam, ohne welches die Salzſäure auch in ihren mittelſalzigen Verbindungen nicht exiſtiren kann. — Durch Elektricität ließ ſich ebenfalls die Salzſäure nicht zerlegen. Bacchiani's Entdeckung, daß er an dem einen Pole von Volta's Säule Salzſäure, an dem andern Natrum aus dem Waſſer zu erhalten gewähnt hatte, blieb unbeſtätigt. Auch Davy's, Henry's, Gay-Luſſac's, Thenard's u. A. Verſuche der Art waren bis jetzt fruchtlos.

Nach Davy, Gay-Luſſac u. A. enthält die Salzſäure keinen Sauerſtoff. Sie ſagen: die Chlorine ſei das ſauermachende Princip, und dieß enthalte Waſſerſtoff, in ſich gebunden, keinen Sauerſtoff. Davy nannte nun die gemeine Salzſäure: Waſſerſtoff-Chlorine (Gay-Luſſac's, *Acide Hydrochlorique*), und die überoxydirte Salzſäure ſchlechtweg Chlorinſäure. — Euchlorine iſt, nach Davy, die gasförmige Verbindung des Sauerſtoffes mit dem Chlorin, welche entſteht, wenn man auf vieles Knallſalz wenig Salzſäure gießt. —

Andere nahmen 3 Verbindungen des Halogène mit Oxygène an: 1) Euhalogène: 1 At. Halogène u. 1 At. Oxygène; 2) Halogène-Gas: 1 At. Hal. und 4 At. Oxygène; 3) Halogèneſäure, d. i. 1 At. Halog. und 5 At. Oxygène, und es haben Berzelius u. A. für den Oxygène-Gehalt der Salzſäure mehrere unbezweifelte Beweiſe aufgeſtellt. (Vergl. unten Salzſäure.) (*Th. Schreger.*)

HALOKRATES, ein Sohn des Herakles und einer der 50 Töchter des Thespios, welcher aus Dankbarkeit dafür, daß ihn jener von dem Löwen auf dem Helikon befreit hatte, ihm ſeine 50 Töchter überließ. (*St.*)

HALOMETER, Soolwage, Salzspindel. Die Einrichtung der Soolwagen iſt ſo mannichfaltig, als der Ausdruck für den Salzgehalt einer Soole, der durch ſie beſtimmt werden ſoll. Im Allgemeinen beſtimmt man dieſen Salzgehalt (die Löthigkeit oder Grädigkeit) nach dem Gewichtstheil reinen Kochſalzes, das entweder in einem zu Grunde liegenden Gewicht, oder einem feſtgeſetzten Volumen Soole enthalten iſt. Hiernach hat die Löthigkeit oder Grädigkeit einer Soole auf verſchiedenen Salinen verſchiedene Bedeutungen. Auf der königl. preuß. Saline Dürrenberg des Herzogth. Sachſens verſteht man z. B. unter einer dreilöthigen Soole eine ſolche, in welcher drei Theile Waſſer mit einem Theile Kochſalz verbunden ſind, während auf mehreren andern Salinen eine Soole dreilöthig heißt, wenn eine Kanne derſelben 3 Loth Kochſalz enthält. Auf noch andern Salinen nennt man ein Soole dreilöthig, wenn in 103 Theilen derſelben 3 Theile Kochſalz aufgelöſt ſind. Auf mehreren Salinen berechnet man den Salzgehalt nach der Anzahl Gewichtstheile, die in 100 dergleichen Gewichtstheilen Soole ſich befinden, alſo nach Procenten. Die erſte und letzte dieſer Methoden ſind die bequemſten.

Die Soolwagen werden gewöhnlich von Glas verfertigt, und kommen in ihrer Geſtalt im Ganzen mit den meiſten andern Aräometern überein. Sie beſtehen nämlich aus einer ungefähr 2¼ Zoll im Durchmeſſer haltenden Glaskugel, die unten mit einer kleinern in Verbindung ſteht, oben aber in einen gegen 8 Zoll langen und ¼ Zoll ſtarken Hals ausläuft. Die kleinere Kugel wird mit zuſammen geſchmolzenem Siegellack und

Digitized by Google

Schrot ſo weit beſchwert, daß der Punkt, bis zu welchem die Soolwage, wenn man ſie in reines Waſſer einſenkt, niederſinkt, und der, bis zu welchem ſie beim Einſenken in geſättigte Soole aufſteigt, auf die Länge des Halſes fallen. Bei ihrem höchſten Stande über einer Soole, darf die Soolwage ihre ſenkrechte Stellung nicht verlieren, und ſie muß deßhalb gut äquilibrirt ſeyn.

Um eine ſolche Soolwage mit der Scale zu verſehen, verſchließt man ihren Hals mit einem Stöpſel, und klebt an die Außenſeite, der Länge des Halſes nach, einen ſchmalen Streifen Papier. Sodann ſenkt man ſie in deſtillirtes Waſſer von 12° R. und bezeichnet die Stelle, bis zu welcher ſie ſich (etwa ¼ Zoll unter dem obern Ende des Halſes, niederſenkt) mit dem Nullpunkte. Jetzt macht man eine ſiebenlöthige Soole von 12° R., ſenkt die Wage in dieſelbe und bemerkt die Stelle des Einſenkens mit 7. Eben ſo verfährt man mit 14-, 20- und 26löthigen Solutionen. Die Zwiſchenglieder zwiſchen den ſo erhaltenen Normalpunkten 0, 7, 14, 20 und 26 laſſen ſich leicht einſchalten. Sind die nöthigen Abtheilungen der Scale auf dieſe Art beſtimmt, ſo trägt man ſie auf einen andern, eben ſo breiten und langen Papierſtreifen über, und klebt dieſen an die innere Seite des Halſes ſo neben den äußern Streifen, daß die ſich entſprechenden Punkte in einer Horizontallinie liegen. Hierauf löſt man den äußern Streifen ab, und verſchließt den Hals der Soolwage wieder mit dem vorher gebrauchten Stöpſel. [1]) Weil es mühſam iſt, viele Salzſolutionen von verſchiedenem Gehalte zu verfertigen, und ſelbſt richtig gefertigte Solutionen während des Gebrauches abdunſten, alſo ihr ſpecifiſches Gewicht ändern können: ſo hat Herr Biſchof, Salinendirector zu Dürrenberg, die dort gebräuchlichen Soolwagen ſeit 1802 nach folgenden Principien verfertigt. — Man nimmt ſtatt der verſchiedenen Salzſolutionen bloß reines Waſſer von 15° R. Iſt nun eine Soolwage ſo weit vorgerichtet, daß ſie ihre gehörige Schwere hat: ſo wird ſie gewogen; dann werden die ſpecifiſchen Schweren derjenigen Soolen, die von der Wage angezeigt werden ſollen, mit ihren Übergewichten, um ſo viel ſie nämlich ſchwerer als reines Waſſer ſind, dividirt, und die erhaltenen Quotienten mit der Schwere der Soolwage multiplicirt: oder die Übergewichte werden durch die ſpecifiſchen Soolſchweren dividirt, und die Quotienten mit der Schwere der Soolwage multiplicirt. Im erſtern Falle geben die Produkte, im letztern die Quotienten die Gewichte an, welche, wenn man ſie auf die eine Schale einer gemeinen Wage legt, die am andern Arme derſelben mit Gleichgewicht an einem Pferdehaar hängende und zu graduirende Soolwage ſo weit herausziehen werden, daß da, wo der Waſſerſpiegel dieſelbe berührt, ſich die Punkte zu denjenigen Soolen ergeben, in welchen die Wage bis zu dieſen Punkten einſenken wird.

Wenn daher A = der ſpecifiſchen Schwere der Soole, (die des Waſſers = 1) B deren Übergewicht gegen ein gleiches Volumen Waſſer und H gleich dem Gewicht der Soolwage iſt: ſo wird das aufzulegende Gewicht

$$h = \frac{H}{AB} = \frac{HB}{A} \text{ ſeyn.}$$

Keine der in der Natur vorkommenden Soolen iſt eine reine Kochſalzſolution, denn ſie enthalten ſämmtlich mehr oder weniger andere Salze und Erden in ſich aufgelöſt. Da aber der Scale einer jeden Soolwage eine reine Kochſalzſolution zum Grunde liegt, ſo kann man durch ſie allein keinen Schluß auf den wahren Kochſalzgehalt einer Soole machen, ſondern muß die durch ſie erhaltenen Reſultate nach den Ergebniſſen einer vorangegangenen chemiſchen Analyſe modificiren, um mit Sicherheit ſaliniſtiſche Berechnungen darauf gründen zu können. *(A. Schmidt.)*

HALONE, ein Eiland in der Propontis, bei Plinius angeführt, aber von Skylax Elaphonneſos genannt. Es iſt das heutige Alone oder Alonia zwiſchen der Inſel Marmora und der Küſte des Feſtlandes. *(H.)*

HALONESOS, ein Eiland des ägäiſchen Meeres im O. von Skopelos, nach Reichardt das heutige Dromi. Es gab einſt Gelegenheit zu einem Kriege zwiſchen den Athenäern und dem makedoniſchen Philipp. *(H.)*

HALORAGIS *Forst.* (Gener.), eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Onagrae, und der vierten Ordnung der achten Linnéſchen Klaſſe, deren Charakter in einem vierblätterigen Kelche, welcher über den Fruchtknoten ſteht, vier Blumenblättchen und einer vierfächerigen, vierſamigen Steinfrucht beſteht: 1) H. cercodia *Ait.* Hort. Kew., mit eiförmig ablangen, geſägten Blättern, geſtielten, in Wirbeln zuſammen ſtehenden Blühten und winklig geflügelten Früchten; wächſt auf Neuſeeland (Tetragonia ivaefolia *L.* suppl.; Cercodia erecta *Murr.* comm. gott.; Halor. Tetragonia *L'Hérit.* Stirp. H. alata *Forst.* prodr.) Abgeb. in *Jacquin* icon. I. t. 69) 2) H. racemosa, *Labill.* Nov. Holl. mit linienförmig lanzettförmigen, an beiden Enden verſchmälerten, fein geſägten Blättern, traubenförmigen Blühten, und winklig geflügelten Früchten. Auf der ſüdweſtlichen Küſte Neuhollands. Abgeb. *Labill.* l. c. t. 128. 3) H. gonocarpus, *Spr.* syst. mit eiförmig ablangen, fein geſägten Blättern, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, ungeſtielten Blühten und kugelig winkligen Früchten. Auf der Nordküſte Neuhollands (gonocarpus tetragona. *Labill.* l. c. t. 53.) 4) H. prostrata *Forst.* prodr. mit ablangen, glattrandigen, geſtielten Blühten und kugeligen Früchten. In Botanybai und auf Neucaledonia. 5) H. digyna. *Labill.* Nov. Hov. mit linienförmigen, zugeſpitzten Blättern, wirbelförmigen, traubenförmigen, nickenden, mit zwei Piſtillen verſehenen Blühten und kugeligen Früchten. An der Südweſtküſte Neuhollands. Abgeb. in *Labill.* l. c. t. 129. — S. *Spreng.* system. vegetab. Vol. II. p. 260. *(Sprengel.)*

HALOSYDNE (*Ἁλοσύδνη*), Beiname der Thetis bei Hom. Il. XX, 207. u. Odyss. IV. 404. Kalli-

1) S. v. Langsdorf, Anleit. zur Salzwerkskunde ꝛc. Heidelb. u. Leipz. 1824.

Digitized by Google

machos nach Euſtath. p. 332 und Apollon. IV, 1599. haben auch Nereiden ſo benannt, der erſte jedoch in der Variation *ὑδατοσύδνη*. Die natürlichſte Erklärung iſt vor *ἅλς* und *ὑδνέω* d. h. nähren. Heſych. Andre nehmen *ἁλόσυδνος* für *ἁλόσυνος, ἅλιος, θαλάσσιος*, noch Andre trennen *ἁλο* und *σύω, σεύω*, alſo: die Bewegerinn des Meeres. (*R.*)

Halowin ſ. Halluin oben S 315. dieſes Bandes.

HALS, der, (anat.) iſt ein ſchmaler Theil des Körpers, welcher zwiſchen dem Kopfe und der Bruſt liegt, und in Hinſicht der Länge, ſo wie nach der Beleibtheit und der Conſtitution unendlich verſchieden geſtaltet erſcheint. Bei manchen Subjecten iſt der Hals dick und ſehr kurz, bei andern hingegen dünn und ſehr lang. Wenn der erſte Fall nicht von der bloßen Beleibtheit herrührt, ſo fällt er gewöhnlich mit dem apoplektiſchen habitus zuſammen. Der zweite zeigt ſich oft bei denjenigen, welche zur Phthiſis Prädispoſition haben. Der Hals beſteht aus Integumenten, Zellgewebe, Fett, aus Wirbelbeinen, welche zu den Bewegungen des Kopfes und des Halſes dienen, gewöhnlich ſieben an der Zahl ſind, und das Rückenmark einſchließen, welches die Halsnerven abgibt, aus Arterien und Venen, aus Nerven, lymphatiſchen Gefäßen, aus einer Portion der trachea und vorzüglich aus dem larynx, welcher die Erhabenheit bildet, die wir Adamsapfel nennen, und welche gewöhnlich bei Männern ſichtbarer iſt als bei Frauenzimmern, aus den pharynx, aus einer Portion des oesophagus, aus den Muskeln, aus Drüſen, unter welchen die beträchtlichſte die glandula thyreoidea iſt, und endlich aus Bändern.

Diejenigen Organe des Halſes, welche die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen, ſind: 1) die arteriae carotides, (gemeinſchaftliche Kopfarterien). Auf jeder Seite des vorderen Theils des Halſes liegt eine ſolche Arterie, die rechte carotis iſt kürzer, der Mittellinie näher, weiter vorn und größer als die linke. Die Karotiden ſind um ſo oberflächlicher, je weiter oben ſie unterſucht werden, die carotis communis, von welcher hier die Rede iſt, theilt ſich dem obern Rande der cartilago thyreoidea gegenüber in der Höhe des untern Theils des dritten Halswirbels in die carotis interna und in die carotis externa. Es ſind die carotides communes die größten Arterienſtämme des Halſes. — 2) Die vena jugularis interna, (innere Halsvene); dieſe Vene folgt demſelben Lauf, welchen die arteria carotis nimmt, auf deren äußerer Seite ſie liegt. Dieſe zwei Gefäße ſind in eine gemeinſchaftliche, cellulös-fibröſe Scheide eingehüllt, doch hat jedes ſeine beſondere celluloſe Membran. Man unterſcheidet die Vene von der Arterie: erſtens durch die geringe Dicke ihrer Wände, welche zuſammenfallen und faſt durchſichtig ſind, dann durch ihre beſtändige Lage nach außen, endlich durch die Farbe des Bluts. —

Am Cadaver iſt die vena jugularis interna gewöhnlich abgeplattet, ſo daß ſie einen Halbkanal bildet, welcher auf der äußern Hälfte der art. carotis liegt. Während des Lebens iſt ihr Umfang viel beträchtlicher, ſo daß ſie einen mehr oder weniger großen Theil der vorderen Fläche der Arterie bedeckt. Aber er nimmt während der Exſpiration zu, und vermindert ſich zur Zeit der Inſpiration. Es folgt hieraus, daß die vena jugularis interna während gewiſſer Operationen um ſo größer ſeyn wird, je größer das Hinderniß der Reſpiration iſt. — 3) Die vena jugularis externa. Dieß iſt diejenige Vene, welche gewöhnlich zum Aderlaß am Halſe gewählt wird. Sie wird durch viele Äſte in der Ohrdrüſengegend gebildet und öffnet ſich am unteren Theile des Halſes, in die vena subclavia, ſehr oft, nachdem ſie die Venen der Schulter aufgenommen hat. Nach unten kreuzt ſie den musc. sternomastoideus ſehr ſchief, auf welchem ſie ruht. Hingegen iſt ſie parallel mit der Richtung der Faſern des m. platysmamyoides, welcher ſie bedeckt. Es folgt hieraus, daß, wenn man dieſes Gefäß parallel mit ſeiner Axe öffnet, die Faſern des musc. platysmamyoides (des breiten Halsmuskels), ſo zu ſagen, nur von einander weichen, während man ſie nothwendiger Weiſe zerſchneidet, wenn man die Wunde in die Quere macht. In dem erſten Falle muß das Blut wegen der natürlichen Neigung der Fleiſchfaſern ſich zu nähern, und hierdurch die kleine Wunde zu verſchließen, ſchwer ausſtrömen. In dem zweiten Falle vergrößern dieſe Faſern durch ihre Contraction die Öffnung, und müſſen das Ausſtrömen des Bluts erleichtern. — Da dieſe Vene die meiſten der äußerlichen Venen des cranium aufnimmt, ſo begreift man, daß ſie vermittels mehrerer venae emissariae das Blut ziemlich direkt aus dem Sinus ziehen kann. Während des Aderlaſſes an dieſer Vene empfiehlt Larrey den Druck unterhalb der Öffnung nicht zu entfernen, bevor man die Compreſſe auf dieſe letztere gelegt hat, weil man ſonſt, ſagt er, ſich der Gefahr ausſetzen würde, die Luft in dieſes Gefäß eindringen zu laſſen und ſo eine leichte Operation in eine ſchnell tödtliche Wunde zu verwandeln.

Gewöhnlich iſt die vena jugularis externa an ihrem unteren Drittel einfach. Bisweilen iſt ſie jedoch doppelt, ja ſogar dreifach, und in dieſem Falle iſt jeder ihrer Äſte nicht ſehr voluminös, und gibt ſich durch die Haut hindurch ſchwer zu erkennen, weßhalb dann der Aderlaß nicht ohne Schwierigkeiten iſt. — 4) Der larynx (Luftröhrenkopf, Kehlkopf) und die trachea (Luftröhre, Kehle). — Der canalis laryngotrachealis liegt auf der Mittellinie des vorderen Theils des Halſes. Der eigentliche larynx wird hauptſächlich von der cartilago thyreoidea, der cartilago cricoidea, den cartilagines orythaenoideae und von der membrana crico-thyreoidea gebildet. — Die erſte, welche härter und mehr geneigt iſt, zu verknöchern, als die zweite, iſt ſo angeordnet, daß ſie auf ihrem obern Rande einen ausgeſchnittenen Vorſprung bildet, welcher vorzüglich bei den Männern ſehr nach oben hervorragt, und in dieſer Hinſicht iſt der Unterſchied bei den zwei Geſchlechtern ſo groß, daß es, ſtreng genommen, bei den Erwachſenen hinreichend ſeyn würde, dieſen Theil zu berühren, um das Geſchlecht zu unterſcheiden. In dieſer Portion des canalis laryngotrachealis wird unbeſtreitbar die Stimme gebildet. — Die trachea liegt mit ihrer membranöſen

Digitized by Google

Portion, oder mit ihrem hintern Viertel auf dem oesophagus, welcher mit ihr, vermittels eines ziemlich lockern Zellgewebes, verbunden iſt, und dieſe Anordnung läßt erklären, wie fremde, in dem oesophagus ſteckengebliebene Körper in die trachea haben gehen können und ſo umgekehrt. Nach vorn und auf den Seiten iſt ſie unmittelbar von der glandula thyreoidea (Schilddrüſe) umgeben. — 5) Am hintern Theile des Halſes verdient die Verbindung des Kopfes mit dem Atlas und ſelbſt mit dem epistropheus eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit. Da die condyli des os occipitis convex, länglich und ſchief nach außen und nach hinten gerichtet ſind, und da die obere Fläche des Wirbelbeins, auf welchem ſie ruhen, mit dieſer Anordnung übereinſtimmen: ſo geſtattet dieſe Artikulation nur Beugungs- und Ausdehnungs-Bewegungen; aber da die ligamenta occipito-atlantica geſchmeidig und breit ſind, da der hintere Bogen des Wirbelbeins dünn iſt, und keinen processus spinosus hat: ſo kann dieſe doppelte Bewegung ziemlich weit, doch nicht ſo weit getrieben werden, als man bei'm erſten Anblick würde glauben können, weil der processus odontoideus und ſeine Ligamente verhindern, daß der atlas ſich nach vorn beugt. Die Rotationsbewegung geſchieht hauptſächlich auf dem processus odontoideus und den Gelenkoberflächen des epistropheus. Die Theile zeigen ſich in folgender Ordnung, wenn man ſie von vorn nach hinten unterſucht: a) Der arcus anterior des atlas und das Ligament, welches ihn mit dem os occipitis verbindet; b) der processus odontoideus und die ligamenta odontoidea; c) das ligament. transversum und das ligament. occipito-epistrophicum; d) die dura mater; e) der canalis medullae spinalis, welcher mit der medulla ausgefüllt iſt. — Der processus odontoideus bildet eine Art von Zapfen, um welchen ſich der Atlas dreht. Da er an die innere Seite der condyli des os occipitis vermittels zwei kurzer fibröſer Bündel befeſtigt iſt, ſo kann er auf die medulla erſt drücken, nachdem das ligament. transversum des erſten Wirbelbeins zerriſſen iſt, wofern er nicht darunter weggeht, in welchem Falle die ligamenta odontoidea vorher zerriſſen ſeyn müßten. Man begreift, daß ſowohl bei der einen als bei der andern Weiſe eine beträchtliche Kraft erforderlich iſt, um dieſe Störung hervorzubringen. Es ſcheint jedoch, daß die zum Strange Verurtheilten häufig auf die Weiſe ſtarben, aber in den meiſten Fällen waren die ligamenta odontoidea zuvor zerriſſen, und dann ging dieſer Fortſatz aus ſeinem Ringe heraus, unter dem Ligament des Atlas weg, und legte ſich in den Rückenmarkskanal, ſo daß er die medulla zerriß und einen plötzlichen Tod hervorbrachte. Bisweilen war auch das ligament. transversum zerriſſen, und der Tod auf dieſelbe Weiſe erfolgt. — Bei den Kindern iſt weit weniger Gewalt erforderlich, um dieſelbe Wirkung hervorzubringen. Der processus verticalis des zweiten Wirbelbeins iſt bei ihnen wenig entwickelt. Seine Ligamente ſind weit weniger reſiſtirend. Der Ring, welcher ihn einſchließt, iſt weniger zuſammengezogen. Das ligament. transversum beſitzt noch eine gewiſſe Elaſticität, ſo daß dieſer Fortſatz unter dieſem letzteren Ligament heraus treten kann, ohne ſeine eigenen Ligamente zu zerreißen. Dieß ſind die verſchiedenen beſondern Beſchaffenheiten, welche begreifen laſſen, wie, wenn man ein Kind an den Seiten des Kopfs anfaßt, und es ſo weit in die Höhe hebt, daß ſeine Füße den Boden verlaſſen, es geſchehen kann, daß man es mit Blitzesſchnelle tödtet, wenn es einige Bewegungen macht, um ſich los zu machen. — Es iſt auch zu bemerken, daß die zwei erſten Wirbelbeine ſo mit einander artikuliren, ſo unter einander und mit dem Kopfe verbunden ſind, daß ein verwundendes Inſtrument leicht, und bloß durch weiche Theile hindurch in den canalis spinalis eindringen und durch die Verletzung des oberen Theils der medulla auf der Stelle tödten kann. Wenn man demnach einen ſtechenden und ſchneidenden Körper durch die fossa cervicis hindurch einſenkt, ſo wird es möglich ſeyn, auf das ligament. occipito-atlanticum oder auf das ligament. atlantico-epistrophicum zu kommen und den Anfang der medulla spinalis zu durchſchneiden.

Dieſe Anordnung ſcheint von den Fleiſchern gut gekannt zu ſeyn, indem ſie oft die Thiere dadurch tödten, daß ſie ein Meſſer hinter dem os occipitis einſenken. Ja ſelbſt der gemeine Mann weiß, daß man, wenn man eine Stecknadel in dieſe Gegend einſenkt, den Tod hervorbringen kann. Mehr als Einmal haben auch Miſſethäter von dieſer Kenntniß Gebrauch gemacht, um vorzüglich an jungen Kindern abſcheuliche Verbrechen zu begehen. Wenn das Inſtrument von vorn eingeſtochen würde, ſo würde man nicht dieſelbe Gefahr laufen, weil der processus odontoideus es verhindern würde, direkt zu der medulla zu kommen. Unter dem zweiten Wirbelbein können Wunden dieſer Art nicht mehr Statt finden. Denn alle dieſe Knochen liegen dachziegelförmig über einander, ſo daß ſie einen vollkommenen Kanal bilden, deſſen Wände keinen freien Raum zeigen, welcher das Eindringen der fremden äußeren Körper geſtatten könne.

Roſenmüller's anatomiſch-chirurgiſche Abbildungen und Loder's anatomiſche Kupfertafeln dienen dazu, ſich von jedem einzelnen Organe des Halſes, ſo wie überhaupt von allen übrigen Theilen des menſchlichen Körpers eine Vorſtellung zu verſchaffen.

Auch iſt Hals wohl ein anatomiſcher Ausdruck, womit man einen ſchmälern Theil am oder doch nahe am Ende eines Stückes des menſchlichen Körpers bezeichnet. *(W. L. Brehme.)*

HALS, der, (architekt.), 1) das erſte Glied des Kapitäls, welches gleich auf den Stab des verdünnten Schaftes folgt und mit demſelben einerlei Ausladung bekommt. 2) Der oberſte Zapfen an einem Zapfenſtänder des Schleuſenthores, woran ſich das Halseiſen oder die Halsklammer befindet. Dieſes iſt eine, nach einem Halbzirkel gebogene eiſerne Schiene, welche mit Ankern und Dobeln in die Seitenmauer der Schleuſe befeſtigt iſt, um die Flügel des Schleuſenthores zu halten. *(R.)*

HALS, der, (Artill.) heißt bei der Kanone und Haubitze das Metallſtück, welches die Traube mit dem

Digitized by Google

Bodenſtücke verbindet. Er dient zur leichteren Handhebung des Geſchützes und wird bei deſſen Berechnung zum Behuf der Beſtimmung des Inhalts oder Gewichts wie der Unterſuchung des Schwerpunktes oder der Hinterwichtigkeit als abgekürzter Kegel berechnet, und dafür das Rundſtäbchen um die beiden Bändchen an demſelben weggelaſſen. (*Beniken.*)

HALS, wird der dünne Theil irgend einer Sache, z. B. eines Inſtruments, einer Geräthſchaft ꝛc. genannt. So ſpricht man von dem Halſe einer Branntweinswage, einer Weinwage, einer Salzwage und eines Aräometers überhaupt. So ſpricht man von dem Halſe eines Sporns, eines Ankers, eines Amboßes, einer Violine ꝛc. (*Poppe.*)

HALS (*Ἅλς*), eine Tyrrhenerinn, Dienerinn der Kirke und Zauberinn, wie dieſe. Den Odyſſeus verwandelte ſie nach einer ſpätern Sage (Ptol. Hephäst. IV. am Ende) in ein Pferd und behielt ihn in dieſem Zuſtande bei ſich, bis er vor Alter ſtarb. (*J. A. L. Richter.*)

HALS. Von mehreren Künſtlern dieſes Namens iſt der berühmteſte Franciscus Hals, geboren zu Mecheln 1584, welcher für einen Schüler des ältern Karl van Mander gilt. Jedoch ſcheinen ſeine Studien nicht eben anhaltend und geregelt geweſen zu ſeyn. Denn ein angeborener, allmälig bis zur Leidenſchaft überhand nehmender Hang trieb ihn an, die Natur und das Leben in unmittelbarer Gemeinſchaft aufzufaſſen, und ſeine Biographen berichten, daß er drei Viertheile ſeines Lebens in Wirthshäuſern und Schenken zugebracht habe. Vielleicht war es auch dieſe Lebensart, welche ſein glänzendes Talent vorzüglich auf die Porträtmalerei lenkte, in welcher er nur von van Dyck übertroffen wurde, aber alle andre Zeitgenoſſen weit hinter ſich zurückließ. Die Zahl ſeiner Porträte iſt groß und von ſehr mannichfachem Charakter in Bezug auf das darzuſtellende Original. Aber alle ſind in Stellung und Ausdruck geiſtreich aufgefaßt und durch die Freiheit in der Behandlung des phyſiognomiſchen Charakters im Ganzen, mit Entfernung jeder ſklaviſchen Rückſicht auf das unweſentliche Einzelne, zu dem Werthe hiſtoriſcher Köpfe erhoben, ohne doch die Anſprüche unbefriedigt zu laſſen, welche an das Porträt gemacht werden dürfen. Denn die Ähnlichkeit ſeiner Köpfe verſchaffte ſeinem Pinſel nicht mindern Ruf, als der reine Kunſtwerth derſelben. Seine Malerei iſt leicht, aber kräftig: er trug die Farben zart auf und gab alsdann mit wenigen dreiſten Strichen und Drucken dem Ganzen Leben und Wahrheit. Auch das Koſtüm führte er fleißig aus und ſeine Hände werden als muſterhaft betrachtet. Nicht minder geſchickt iſt er in der Wahl der Farben und Töne der Hintergründe, im Verhältniß mit den darauf zu ſetzenden Köpfen. Bekannt iſt die Anekdote von Van Dyck's Beſuche bei Hals in einem Wirthshauſe von Harlem, wo Einer des Andern Porträt malte, und Hals das Inkognito ſeines Gaſtes an der erſten Anlage des Gemäldes jenes Unbekannten errieth. Van Dyck, damals auf dem Wege nach England, wollte ihn überreden, mit ihm nach London zu gehen, aber Hals gefiel ſich zu ſehr in ſeinem freien Elend, um es für das vorgeſpiegelte Glück aufzugeben. Seine meiſten Arbeiten finden ſich in Delft und Harlem. Er ſtarb 1666 und hinterließ mehrere Söhne, Maler und Muſiker, welche, wenn auch nicht das ganze Talent des Vaters, doch deſſen ganzen Lebensgeſchmack geerbt zu haben ſchienen. Unter ſeinen Schülern ſind Adrian Brouwer und Thiery van Bahlen die ausgezeichnetſten, und auch Adrian von Oſtade hat eine Zeit lang unter ihm gearbeitet. Sein Bruder Dirk Hals malte mit Geſchmack und Fertigkeit Thiere und Converſationsſtücke.

Ein Theodor Hals wird als Schüler des Abraham Blomaert aufgeführt und gehört zu derſelben Familie*). (*R.*)

HALS, ein kleiner Marktflecken an der Ilz, links der Donau, im baierſchen Paſſau, des baierſchen Unterdonaukreiſes, nur ½ Meile von Paſſau entfernt. Er hat 80 Häuſer, 310 Einwohner, ſtarken Flachsbau, eine Tabaksfabrik, Bierbrauerei und lebhafte Gewerbe. Oberhalb des Marktes ragen die Überreſte einer einſt anſehnlichen Burg hervor, des Stammſchloſſes eines berühmten Grafengeſchlechtes von Hals. Der Ort hat 1810 ſehr viel durch Brand gelitten. Der Stammvater der Grafen von Hals, die ſich öfters auch von Cham ſchrieben, ſoll ein gewiſſer Adelram geweſen ſeyn; nach Andern hat Kaiſer Rudolph II. zuerſt 1280 Albrecht dem Tapfern den Titel eines Grafen von Hals gegeben. Seine Familie ſtarb mit 1375 aus. Hierauf kam die Grafſchaft an die Landgrafen von Leuchtenberg, welche ſie 1485 an die Herren von Aichberg verkauften. In der Folge finden wir ſie im Beſitze der Herren von Degernberg, und von dieſen erkauften dieſelbe die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern 1517, welche ſie zu Straubingen ſchlugen. (*Eisenmann.*)

HALS, ein kleiner Marktflecken in Norderjütland, und zwar in dem Amte Aalborg, des däniſchen Stifts Jütland, an der Mündung des Liimfiorden, neben welchem eine jetzt verfallne Schanze zur Vertheidigung derſelben gelegen iſt. Er hat eine Pfarre, 100 Häuſer und 1817 764 Einw., die ſich meiſtens von der Fiſcherei im Liimfiorden nähren. (*H.*)

Halsband, Halsbinde, ſ. Halsgeschmeide.

HALSBAND, nennen die Böttcher die Bänder oder Reifen von Holz oder Eiſen, deren ſie ſich bedienen, wenn die Stäbe einer Tonne oder eines Faſſes aufgeſetzt werden. (*St.*)

HALSBRATEN, die zwei Stücken Wildprett, welche am Halſe neben dem Schlunde und der Luftröhre bei dem Rothwilde herunter gehen; gewöhnlich auch Kehlbraten genannt. (*W. Pfeil.*)

HALSBRETT, iſt bei den Zeugmachern ein oberhalb des Stuhles wagerecht ſchwebendes Brett, worin mehrere Reihen Löcher ſich befinden, durch welche die Halsſchnüre (ſ. dieſ. Artik.) nach ihrer Ordnung gezogen ſind, damit jede Schnur im Zampel ihre rechte Stelle habe. (*St.*)

*) S. Fiorillo. B. III. S. 100 ff. Füßli's Künſtlerlex.

Digitized by Google

HALSBRÜCKE, ein dem Rathe zu Freiberg gehöriges Vorwerk, am Johannesbruche, im Amte Freiberg des erzgebirgſchen Kreiſes, im Königr. Sachſen. Dabei der Bergflecken Halsbrücke an der Mulde, mit 200 Einw. Merkwürdig dabei iſt eine über das Muldenthal führende, auf mehreren ſteinernen Bogen führende Waſſerleitung, Altväterwaſſerleitung, oder halsbrückner Waſſerleitung; ferner die vom Steiger Heumann wieder in Gang gebrachten Schlackenbäder, deren Waſſer auch verſchickt werden; endlich das große, durch Herrn v. Charpentier errichtete Amalgamirwerk. (*G. F. Winkler.*)

HALSE, auf den Schiffen, iſt die Benennung zweier langer Taue an den unterſten Ecken des großen Segels (ſ. Segel), und an jeder Seite der Focke (ſ. d. Art.), mit welchem ſie vorwärts angeholt werden. (*St.*)

HALSEIGEN, werden in mehrern norddeutſchen Ländern, z. B. in Hildesheim, die Hörigen, oder Leibeigenen genannt. S. dieſe Art.*). (*Emminghaus.*)

HALSEISEN, iſt ein geſetzlich eingeführtes und von der Criminalrechtspraxis in mehreren Ländern bis jetzt noch beibehaltenes Correktionsmittel zur Verſinnlichung der Ehrenſtrafe. Es iſt ein Eiſen, befeſtiget entweder an einem Pfahl oder an einem Gebäude, gewöhnlich am Rathhauſe. Der Verbrecher wird damit am Halſe angeſchloſſen und ſo öffentlich eine beſtimmte Zeit lang der Anſchauung des Volks Preis gegeben. Das Urtheil, in welchem dieſe Strafe erkannt wird, beſtimmt die Zeit, wie lange der Verbrecher ſtehen ſoll. Dieſes gemeine Halseiſen oder der Strafpfahl (palus simplex) darf nicht mit dem Schandpfahl (palus infamans) verwechſelt werden. Die Ausſtellung an den Schandpfahl[1]) wird zu den ſo genannten peinlichen, die Ausſtellung an den Strafpfahl zu den bürgerlichen Strafen gerechnet. Jene als infamirende[2]) Strafe betrachtet, geſchieht in der Regel mit Zuziehung des Henkers und mit Beobachtung gewiſſer beſchimpfenden Auszeichnungen, z. B. mit einem gelben Hute (bei muthwilligen Bankeruteurs) mit einem Mantel und dergleichen[3]). Dieſe wird nur durch Gerichtsdiener vollzogen. Jene gehört zu der hohen, dieſe zu der niedern Gerichtsbarkeit. Der Pranger wird als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit angeſehen, und gegen Verbrecher ſchwererer Art, meiſt nur als ſchärfender Zuſatz zu andern Strafen z. B. bei der Zuchthausſtrafe, angewandt, die Ausſtellung im gemeinen Halseiſen aber findet nur bei geringen Verbrechen Statt, z. B. bei kleinen Diebereien an Garten- und Feldfrüchten[4]). Seitdem durch die trefflichen criminaliſtiſchen Forſchungen eines Borſt, G. W. Böhmer, Feuerbach, Geſterding, Grävell, Grollmann, Henke, Hofaker, Kleinſchrod, Klien, Konopak, Lotz, Martin, Meiſter, Mittermaier, Örſtedt, Pfiſter, Puchta, Roßhirt, Schirach, Soden, Spangenberg, Stelzer, Stübel, Tittmann, Walter, Weber, Welker, Wening, u. A. die Schule und das Leben, die Praxis und die Theorie mehr mit einander befreundet, und ſo das Criminalrecht mit der Criminalpolitik beſonders durch die geiſtreichen Bemühungen des Eduard Henke[5]) in nähere Verbindung gebracht worden iſt, hat man ſich auch im Kapitel der ſo genannten Ehrenſtrafen ziemlich allgemein darüber verſtändiget, daß ſie, als eigentlich beſchimpfende und entehrende Strafen betrachtet, nur nachtheilig wirken; weil ſie das Ehrgefühl abſtumpfen oder ertödten, von welchem allein eine wahrhafte Beſſerung ausgehen kann. Wenn von ihnen gerühmt wird, daß ſie ein Mittel ſeien, im Finſtern ſchleichende Verbrecher, wie z. B. Verführer der Jugend, Kuppler, Fälſcher, Betrieger, falſche Spieler, Unterhändler von Dieben, Falſchmünzer u. ſ. w. Aller Augen offen zu ſtellen, und ſie dadurch ſo kenntlich zu machen, daß jeder ſich vor ihnen zu hüten im Stande iſt: ſo würden ſie ſich dadurch nur als polizeiliche Maßregel zum Zwecke der Sicherheit, nicht aber als eigentliche Strafen rechtfertigen, und daher etwa nur in der Verbindung mit der gegen ausländiſche Verbrecher nach überſtandener Strafe zu verhängenden Landesverweiſung, zu verfügen ſeyn. So wie daher in neuerer Zeit die ſonſt ſo häufigen, bald mehr bald weniger beſchimpfenden Strafen, wie z. B. der Strohkranz, der Laſterſtein, die Geige oder Fiedel, das Austrommeln oder Ausklingeln, das Reiten auf einem Eſel und andere, zur Beluſtigung des Pöbels dienende Beſchimpfungen[6]) faſt überall außer Gebrauch gekommen, ſo auch iſt die Anwendung des Halseiſens ſehr eingeſchränkt worden, und ſchwerlich wird irgend eine neue geläuterte Strafgeſetzgebung Europa's die öffentlichen Ausſtellungen und das Brandmarken[7]) aus der Vergeſſenheit wiederum hervor rufen.

Bemerkenswerth iſt es, daß das Halseiſen auch bei verſchiedenen morgenländiſchen Völkern, z. B. in Siam, China, Perſien als Strafe vorkommt[8]); das Seltſamſte dabei iſt, daß hier die Strafe nicht länger ſchimpflich iſt, als ſie währet. Derjenige, der ſie heute leidet, iſt morgen eben ſo ehrlich, wie zuvor und zu den vornehm-

*) Vgl. v. *Hellfeld* Repert. Jur. Germ. Bd. III. S. 1806.

1) Der Schandpfahl oder der Pranger iſt eine urſprünglich teutſche Strafe, und in der P. G. O. Art. 115. 123. 158. 161 u. 198 ausdrücklich beſtätigt. 2) Vgl. *Jo. Volkm. Bechmann*, de jure numellarum. Witt. 1737. C. II—IV. 3) S. Stelzer's Grundſätze des peinl. Rechts. Kap. VIII. §. 117. 4) Man vergleiche Pufendorff, de jurisdict. Germ. P. II. Sect. II. Cap. II. §. 33—40. S. 204 u. f. und P. II. Sect. III. Cap. I. §. 314—317. S. 484 u. f. Eben deſſ. Observat. jur. univ. Tom. IV. Observ. 130. Meiſter's vollſt. Einleit. zur peinl. Rechtsgel. S. 34 u. 431. *Wernher*, observ. pract. Cent. II. observ. 9. Cent. IV. observ. 83 und Eiſenhard's Rechtshändel Th. IX. Nr. 3. Kleinſchrod's ſyſt. Entwickelung der Grundbegriffe und Grundwahrh. des peinl. Rechts nach der Natur der Sache und der poſit. Geſetzg. 3. Thl. §. 80. S. 157. 5) In ſeinem Handb. des Criminalr. und der Criminalpol. 2 Thle. Berl. 1823 u. 1826. 6) Vgl. darüber *Engau* elementa jur. crim. P. 1. §. 67. 68. 7) Die Verwerflichkeit des Brandmarkens erkannte ſchon Conſtantin: „Si quis in metallum fuerit pro criminum deprehensorum qualitate damnatus, minime in facie ejus scribatur; quo facies, quae ad similitudinem pulcritudinis caelestis est figurata, minime maculetur." Cap. 17. C. de poenis. 8) Über die Beſchaffenheit dieſer Maſchine dort vergl. den Art. Halseisen in der teutſchen Encykl. B. XIV. S. 135.

Digitized by Google

ſten Bedienungen tüchtig[9]). Ein Bramine mußte einſtens dieſe Strafe ausſtehen, und drei Jahre darauf wurde er ein Mitglied des königl. Raths. In Perſien wird dieſe Strafe an den Statsverbrechern vollzogen. Während der Dauer derſelben wird dem Verbrecher ein vornehmer Statsbedienter zur Bewachung beigegeben, der in dieſem Auftrage eine beſondere Ehre erblickt.

(*Alex. Müller.*)

HALSEISEN, iſt auch ein Inſtrument, welches bei dem Waſſerbau vorkommt. S. den Art. Halsklaue. Ein Werkzeug des Sporners führt gleichfalls dieſen Namen. (*Alex. Müller.*)

Halsen (nautiſch), ſ. Segel u. Tauwerk.

Halsflosser, ſ. Kehlflosser.

HALSGERICHT, hochnothpeinliches, iſt jene nach Vorſchrift der P. G. O. der Vollſtreckung der Todesſtrafe gewöhnlich am Richtplatze vorangehende öffentliche Criminalgerichtsſitzung, worin der zum Tode verurtheilte Inquiſit nochmals über ſeine Schuld, in Gegenwart des Criminalrichters und der Schöppen, und zwar in der Anklageform vernommen, dann das Todesurtheil laut vorgeleſen, nachher der Stab, zum Zeichen, daß das Gericht geendet ſei, zerbrochen, dem Angeſchuldigten vor die Füße geworfen, und dann die Sitzung ſelbſt, nach geſchehenem Umfragen an die Schöppen, und Umwerfung der Stühle und Bänke aufgehoben, der dabei mit gegenwärtige Scharfrichter aber angewieſen wird, die Strafe ſelbſt in der erkannten Art ſofort zu vollſtrecken.

Die weſentlichen hierher gehenden Beſtimmungen der P. G. O. kommen Art. 82. 89. 90. 96. 102. 215 und 217 vor.

Dieſe ganze Feierlichkeit[1]), wobei das altgermaniſche Verfahren in nuce noch aufgeführt zu werden pflegt, iſt ein Überbleibſel der redlichen öffentlichen Rechtstage, hie und da öffentliche Malefizrechtstage, ſpäterhin aber hochnothpeinliche Halsgerichte genannt, welche aber auf unſer heutiges Criminalgerichtsverfahren nicht mehr paßt.

Die Rechtsmaxime, wo kein Kläger, iſt auch kein Richter, wurde von unſern Vorfahren nicht nur in bürgerlichen, ſondern auch in peinlichen Strafrechtsſachen beobachtet. Daher ihr peinlicher Rechtsprozeß nicht, wie heut' zu Tage, mit der Inquiſition, ſondern mit der Klage begann. Es gab auch nicht beſondere Gerichte für peinliche Rechtsangelegenheiten, ſonde n die vor Erlöſchung des carolingiſchen Kaiſerſtamms mit hoher Gerichtsbarkeit verſehenen Grafen= oder Landgerichte verwandelten ſich in Halsgerichte, ſobald als eine Criminalſache vor ihr Forum gebracht wurde. Es mußte dann zum geringſten mit zwölf Beiſitzern beſetzt ſeyn. Hinſichtlich der Anklage, der Stellung des Angeklagten vor Gericht, der Vertheidigung oder Beantwortung der Anklage, der Überführung, der Verurtheilung, der Urtheilsvollſtreckung, war das altteutſche Verfahren ganz abweichend von dem unſrigen[2]). Vom Anfange des zehnten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden alle Verhandlungen in bürgerlichen ſowohl als in peinlichen Rechtsſachen, und zwar letztere öffentlich mit Geruf und Zetergeſchrei[3]) vorgenommen. Das Publikum oder das Volk nahm daran Antheil, nicht nur als paſſiver Zuſchauer und Zeuge, ſondern als eigentlicher aktiver (unmittelbarer oder mittelbarer) Mitrichter. Nicht minder öffentlich geſchah die Berathung des Gerichtsperſonals. Mit Frag, Folg, Urtheil und Recht ſind (ſo bezeugen die Gerichtsbriefe aus allen Gegenden des damaligen Teutſchlands bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts) alle Rechtserkenntniſſe zu Stande gekommen. Auf Anordnung eines Vorſprechers entwarf der Richter die Frage, über dieſe Frage wurde dann von den Beiſitzern des Gerichts der Folge nach, wie ſie nämlich hinter einander ſaßen, abgeſtimmt, und wenn dieß Geſchäft vorbei war, wurde gar oft das herumſtehende Volk gefragt, ob das durch die Mehrheit der Stimmen erfundene Urtheil den Geſetzen, Gewohnheiten, Herkommen ihres Ortes, ihrer Grafſchaft, ihrer Stadt, Flecken, Dorfes, angemeſſen, d. h. ob es auch recht wäre. Alle dieſe Verhandlungen gingen nicht ſchriftlich, ſondern bloß mündlich vor ſich.

Nachdem aber dieſe Öffentlichkeit des altteutſchen Gerichtsverfahrens aus unſern Gerichtsſtuben ſo ganz und gar verſchwunden iſt, und ſeit der Zeit, wo der akkuſatoriſche Inſtructionsprozeß dem inquiſitoriſchen Platz gemacht hat, wo ein vom State beſtellter Richter inquirirt, und das Erkenntniß über Schuld oder Unſchuld den Land= und Hofgerichten übertragen worden iſt, erſcheint die Hegung des ſo genannten hochnothpein-

9) In den Staten des Orients, wo alle Strafmittel durch die Laune des Despoten gerechtfertiget werden, und bloß auf Furchterweckung berechnet ſind, iſt eine Ehrenſtrafe nach dem Begriffe, den das civiliſirte Europa damit verbindet, ganz unmöglich, weil ja der Despotie nirgends Ehre wohnt, und geduldet wird. Solchen Menſchen, ſagt Pauw (Recherches philos. sur les Egypt. et Chin. Sect. X.) „von den Chineſen“ kann man Alles nehmen außer der Ehre. „Der Kaiſer, ſagt du Holde (Description géogr. etc. de l'Empire de la Chine, II. p. 157) läßt den Vornehmſten Stockprügel geben, und gehet dann mit ihnen um, wie zuvor.“

1) Die genauere Beſchreibung darüber findet man bei *Heil*, judex et defensor. p. 459 — 463. 472 — 486. *Lünig* theatr. ceremoniale. T. II. p. 1409. *Jo. Fr. Hertel*, de constitutione sive forma judicior. crimin. sollemnium. Jen. 1733. *Casp. Ach. Beck* de sollemni ritu fract. baculi. Jen. 1751. Quiſtorp's Beiträge ed. 2. S. 95—99. *Carol. Fr. Walch*, Progr. de ritib. judiciorum crim. in C. C. C. art. 100. abrogatis. Jen. 1734. Ausführliche Beſchr. des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Heilbr. und Leipz. 1798. Stübel's Criminalverfahren. §. 3411 — 3422.

2) Man vergl. Maurer's Geſch. des altgerm. und namentlich altbaiernſchen öffentl. mündlichen Gerichtsverfahrens ꝛc. Heidelberg, 1824. Andr. Buchner, das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerl. und peinl. Rechtsvorfallenheiten nach altteutſcher, vorzüglich altbaiernſcher Rechtspflege u. ſ. w. Erlangen, 1825. 3) Geruf, vom teutſchen Worte Rufen, bezeichnet 1) das Geſchrei, welches unſere Voraltern bei Anſicht eines Kapitalverbrechers, bei Verfolgung des flüchtigen Miſſethäters und bei Gefangennehmung desſelben erhoben; 2) das Rufen und Zuſammenſchreien, welches bei der Anklage des Beſchuldigten vor Gericht von Seiten des Klägers und ſeiner Begleiter mußte erhoben werden. Das erſte hießen ſie das ſchlechte Geruf, dieſes aber das hohe oder Zetergeſchrei. Über den Zweck desſelben vgl. Buchner a. a. O. §. 93 u. 94.

Digitized by Google

lichen Halsgerichts als ein ganz unnützes und koſtſpieliges Schauſpiel; denn die ganze mündliche Verhandlung und die dabei zu beobachtende eitle Cärimonie der Anklage, bewirkt keine Änderung des Urtheils, was nach Leſung der Akten und kollegialiſcher Berathſchlagung gefällt worden iſt. Sehr weiſe iſt daher dieſe Komödie, die doch eigentlich in nichts weiter als in der nochmaligen öffentlichen Ableſung des ſchon vorher bekannten Urtheils eines abweſenden Gerichts beſteht, in vielen Ländern, z. B. in Preußen[4]) und namentlich auch in Baiern ſchon längſt durch die baierſche Maleſizordnung von 1616[5]) abgeſchafft worden, welche, wegen der darin angeführten Motive, nachgeleſen zu werden verdient[6]). In Weimar hat man dieſes Schauſpiel noch in den Jahren 1820 und 1824 und in Dresden noch am 12. Junius 1821 auf dem Marktplatze, bei Gelegenheit der Hinrichtung Kaltofens, des Mörders Gerhards von Kügelgen, mit vielen Cärimonien und vielem Gepränge aufführen ſehen. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSBARKEIT, oder peinliche Gerichtsbarkeit, iſt die von der Statsgewalt öffentlichen Dienern übertragene Befugniß, peinliche Verbrechen zum Zwecke einer öffentlichen Beſtrafung vollſtändig unterſuchen zu dürfen. So wie die Gerichtsbarkeit im Allgemeinen nicht nur das Recht, die Merkmale eines beſtimmten Falles aufzuſuchen, und über die Übereinſtimmung derſelben mit den Merkmalen der unter beſtimmten Rechtsregeln begriffenen Fälle mit Statsauctorität zu urtheilen, (Recht der Unterſuchung und Entſcheidung) ſondern auch das Recht, den dieſem Urtheile entſprechenden Zuſtand herbei zu führen (Recht der Execution) begreiſt: eben ſo begreiſt auch die peinliche Gerichtsbarkeit dieſelben Rechte bei einer peinlichen Sache, nämlich das Recht, die Verſchuldung des Verbrechers auf verfaſſungsmäßigem Wege ſo vollſtändig als möglich zu ermitteln, und dann ſeine Strafe durch ein Erkenntniß nach den Geſetzen zu beſtimmen und in Vollzug zu ſetzen.

Dieſe Gerichtsbarkeit kommt unter den verſchiedenſten Benennungen vor. Man nennt ſie hohe oder Obergerichtsbarkeit, Fraiſch, hohe Fraiſch, Ungericht, Vogtei, Zentgericht, Maleſizgerichte. (S. dieſe Artikel). Sie wird auch mitunter mit dem Namen des Blutbanns bezeichnet, — ein Ausdruck, unter welchem man jedoch auch, wenn er im Gegenſatze von der Gerichtsbarkeit vorkommt, nur das Recht der Execution verſteht*).

Über die verſchiedenen Abtheilungen dieſer Gerichtsbarkeit, die Arten ihrer Erwerbung, über den Gegenſtand derſelben, über die Bedingungen der Ausübung derſelben, über ihre Wirkung und den Verluſt derſelben, vergl. die Art. Strafgerichtsbarkeit, Peinlichkeit, peinliche Gerichte, peinliche Gerichtsſtände, peinlicher Prozeß. (*Alex. Müller.*)

HALSGERICHTSORDNUNG KAISER KARLS V., oder die ſo genannte CAROLINA, iſt das von Kaiſer Karl V. mit Einſtimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 bekannt gemachte, aus 222 Artikeln beſtehende Reichsgeſetz über peinliche Verbrechen und Strafen, und die Art, bei Unterſuchung und Beſtrafung derſelben zu verfahren.

Wird auch die Carolina jetzt nirgends mehr buchſtäblich befolgt, weil ſich eine dem Zeitgeiſte mehr angemeſſene Praxis gegen viele ihrer Beſtimmungen unter den Augen der Landesfürſten und mit deren ſtillſchweigender Genehmigung gebildet hat: ſo darf doch der Theorie nach die fortdauernde Giltigkeit dieſes proviſoriſch beibehaltenen Reichsgeſetzes in allen teutſchen Staten, wo nicht deſſen geſetzliche Aufhebung erfolgt iſt, nicht bezweifelt werden. Zwar hat die peinliche Gerichtsordnung durch die Vereinigungsurkunde zum rheiniſchen Bunde vom 12. Julius 1806 (Art. 2. dieſer Urkunde) ihre Giltigkeit als Reichsgeſetz verloren; aber ſie behauptet darum als ein angenommenes Geſetz noch überall ihre volle Kraft, wo man ſie ihr partikular rechtlich nicht entzogen hat. Was Andere[1]) von der fortgeſetzten Anwendung der Geſetze, welche nicht Reichsſtatsgeſetze im engſten Sinne ſind, bezeugt haben, gilt auch von der peinlichen Gerichtsordnung Kaiſer Karls V.[2]). Die Belege hierzu liefert die tägliche Erfahrung; denn nicht bloß in den Urtheilen der Fakultäten und Schöppenſtühle, ſondern auch in den Strafreſcripten der Juſtizcollegien wird, unter der oben erwähnten Vorausſetzung, immer noch nach ihr entſchieden.

Viele ſchätzbare Nachrichten zur Geſchichte der Carolina findet man in den hier unten[3]) angezeigten

---

4) Allgemeines Criminalrecht für die preuß. Staten. Th. 1. §. 547. 5) Tit. 6. §. 4. 6) Wider dieſe unpaſſende Gewohnheit eifert vorzüglich *Martini*, monita ad nemesin carolinam. Lips. 1762. §. 3. Hartleben, Juſtiz- und Polizeifama. Tübingen, 1804. II. Bd. Maurer a. a. O. §. 119. 227. 228. 229.

*) Über die Strafgerichtsbarkeit im engern und eigentlichen Sinn, über deren rechtliche Natur, die darin enthaltenen urſprünglichen und abgeleiteten Rechte, ſo wie über die Pflichten, welche aus der Criminalgerichtsbarkeit folgen, ſ. L. F. G. Meiſter's Einl. zur peinl. Rechtsgelehrſ. in Teutſchl. Gött. 1766. Kap. 10 — 13. Kleinſchrod's vollſt. Einl. in die Lehre von der peinl. Gerichtsb. Frankf. 1812. Stübel, das Criminalverfahren in den teutſchen Gerichten. §. 20 — 38. §. 100 — 112. §. 170 — 175. Mittermaier's Handb. des peinl. Prozeſſes. Heidelb. 1810. 1r Bd. S. 224 — 273. Martin's Lehrbuch des teutſchen gemeinen Criminalprozeſſes. Gött. §. 23 — 34.

1) z. E. Günther Heinrich von Berg, Abhandl. zur Erläut. der rheinſchen Bundesakte. Hann. 1808. Th. 1. Abth. III. S. 50 u. f. 2) ſ. Tittmann's Handb. der Strafrechtswiſſ. u. ſ. w. 3r Thl. in der Vorrede S. VI bis VIII. 3) *Chr. Thomasius*, D. de occasione, conceptione ac intentione Constit. crim. Carolinae. Hal. 1711. 4. und in *ejusd.* Coll. Diss. Tom. III. N. 89. S. 64. Joh. Horix, wahre Veranlaſſung der peinl. Halsgerichtsordnung K. Karls V. Mainz 1757. S. 24. Jul. Friedr. Malblank's Geſch. der peinl. Gerichtsordnung Kaiſer K. V. von ihrer Entſtehung und ihren weiteren Schickſalen bis auf unſere Zeit. Nürnb. 1783. *Christ. Dan. Erhard* D. de constitutionis Carolinae in forum sax. introducta observv. hist. Lips. 1799. 4. — Aber vorzugsweiſe verdient hier genannt zu werden Eduard Henke's Grundriß einer Geſch. des teutſchen peinl. Rechts und der peinl. Rechtswiſſ. 2 Thle. Sulzb. 1809. Der 2te Theil dieſes in echt philoſophiſchem Geiſte geſchriebenen und durch Gründlichkeit der Unterſuchungen wie durch Schönheit des Vortrags in einem hohen Grade ſich auszeichnenden Buchs

Digitized by Google

Schriften. Hier davon nur ſo viel. Sie iſt urſprünglich die Privatarbeit eines bambergſchen geheimen Raths, des Freiherrn Johann von Schwarzenberg und Hohenlandsberg[4]), welcher den Beamten eine Richtſchnur im Verfahren verſchaffen, und theils der durch Einführung des römiſchen und kanoniſchen Rechts entſtandenen Verwirrung abhelfen, theils andere im Strafprozeſſe üblich gewordene Mißbräuche verdrängen wollte. Durch die unſinnigſte und albernſte Anwendung und Einmiſchung jener fremden Rechte, namentlich durch die auf das Barbariſcheſte angewendete, an ſich ſchon barbariſche, Tortur, durch die immer bedeutenderen Eingriffe der Geiſtlichkeit in das Gebiet der weltlichen Macht, als welche durch die Einrichtung der Sendgerichte[5]) ihr geiſtliches Strafgericht weit über ſeine urſprünglichen Gränzen auszudehnen wußte, indem die Sendgerichte und Konſiſtorien der Biſchöfe theils auch weltliche Strafen, namentlich Geldbußen, zu verhängen begannen, theils unterſtützt durch eine Verordnung Innozenz III.[6]), auch weltliche Strafen jeglicher Art, auf Vergehen gegen die Religion, wie namentlich auf Ketzerei, Apoſtaſie, Blasphemie, Sakrilegium, Meineid, Magie u. ſ. w. verhängten, und welche ſie unter dem Namen der Sünde ihrer Gerichtsbarkeit unterwarfen[7]), beſonders aber durch die damals ſich immer mehr befeſtigende Anſicht des kanoniſchen Rechts, daß in dem Verbrechen ein Angriff gegen die kirchliche Ordnung und Zucht, eine Beleidigung der Gottheit, eine Entheiligung ihres Geſetzes und Schwächung des Anſehens derſelben durch geſtiftetes Ärgerniß[8]), in dem Verbrecher ſelbſt ein Seelenkranker und Sündhafter, der es vergaß, daß nur in der genauen Befolgung kirchlicher Vorſchriften und Heilsordnungen ihm irdiſches Glück und ewiges Heil zu Theil werden könne; in der Strafe aber das Mittel der Heilung, der Ausſöhnung mit der rettenden Kirche, deren Geſetze zugleich dadurch gerächt werden[9]); endlich das Mittel der Söhnung der Gottheit, welche dieſe Kirche und ihre Gebote ſchützt und aufrecht erhält; erblickt werden müſſe, wurden die Gebrechen des altteutſchen Verfahrens nur noch vermehrt.

Die Einführung des römiſchen Rechts hätte zwar damals im Gebiete des peinlichen Rechts nur wohlthätige Folgen haben können, denn der Geiſt der darin enthaltenen Strafnormen und Beſtimmungen über das ſtrafrechtliche Verfahren iſt, abgeſehen von der Praxis unter einigen despotiſchen Kaiſern, und von einzelnen Conſtitutionen derſelben, ein gerechter und milder, und wenn auch nicht mit demokratiſcher Gleichheit verträglich, doch eben ſo wenig geeignet, despotiſche Willkür zu fördern. Allein das römiſche Recht konnte im 14. und 15. Jahrh. noch keinen entſcheidenden Sieg über altteutſche Rechte und Gewohnheiten herbei führen, ſelbſt da nicht, wo dieſe Gewohnheiten und Gebräuche als ſchreiende Mißbräuche erſchienen. Noch immer herrſchte, unter gänzlich veränderten geſelligen Verhältniſſen, die alte, aber nun unpaſſende und darum verderblich gewordene Sitte der Kompoſitionen und gerichtlichen Bußen fort, die der Geldgierde nun als Mittel des Erwerbes diente, und darum ſelbſt in Fällen geduldet wurde, wo die Zügelloſigkeit des Fauſtrechts, wie z. B. bei allen Arten gewaltthätiger Verbrechen, wodurch der öffentliche Frieden gebrochen wurde, zur Ausſprechung härterer, an Leib und Leben gehender Strafen genöthiget hatte[10]). Auf der andern Seite übten heimliche und Vehmgerichte[11]), ſo wie die vom Adel verfolgten und an ih-

---

handelt von S. 4—292, von der Geſchichte der peinlichen Gerichtsordnung, ihrer allmäligen Aufnahme, und von dem Inhalte und Werth dieſes Geſetzbuchs. 4) Über ſein Leben und Wirken, ſo wie über ſeine Schriften, ſ. *J. Fr. Christii*, comm. de Joanne Schwarzenbergico. Halae 1726. — Joh. Andr. Cl. Roßmann Nachr. von dem Verf. der bamberg., brandenb. und des heil. röm. Reichs peinlichen Halsgerichtsordnung, Johann Freih. von Schwarzenberg; in den Erlangenſchen gelehrten Anzeigen von 1751. Nr. 25., auch in Schott's juriſtiſchem Wochenblatt, Jahrgang III. Leipz. 1774. Nr. 17. Longolius, ſichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach. Th. 4. Hof 1775. Hauptſtück 1. Von der brandenburg. Halsgerichtsordnung. S. 53 u. f. — G. Th. Strobel, Johann Freiherrn von Schwarzenberg zwei ſehr merkwürdige Briefe, nebſt einer kurzen Nachr. von deſſen Leben und Schriften. Altorf 1773, auch in deſſen verm. Beitr. zur Geſch. der Lit. Nürnb. 1775. S. 1—32, wie auch in Plitt's Repert. für das peinl. Recht. Thl. II. Frankf. 1789. Malblank's Geſch. der peinl. Gerichtsordnung K. Karls V. Nürnb. 1783. Kap. 4. Vom Leben und Charakter des Freih. v. Schwarzenberg. Böttcher's kleiner Beitrag zur Lebensbeſchr. des berühmten Verf. der bamberg. Halsgerichtsordnung, des Frh. Joh. v. Schwarzenberg (in den ſtatswiſſenſch. und juriſt. Nachr. 1799. Nr. 102 u. 103.). Iſt Joh. v. Schwarzenberg ſo zuverläſſig, wie Roßmann und Horix behaupten, welchen Koch und die Neueren nachgebetet, Verfaſſer der bamberg. und brandenb. und der nach dieſen gefertigten Halsgerichtsordnung K. Karls V.? (in den literariſchen Blättern, Nürnb. 1802). — Nach der Behauptung Einiger, z. B. Chr. Fried. Imm. Schorch's, iſt Ulrich Tengler's Laienſpiegel von rechtmäßigen Ordnungen in bürgerl. und peinl. Regimenten als Quelle der bamberg., und ſomit auch der P. G. O. Karls V. zu betrachten. S. Schorch über Ulrich Tengler's Laienſpiegel und deſſen Gebrauch zur Erläuterung der Halsgerichtsordnung K. Karls V. Frankf. 1796. Nun findet ſich freilich eine groſe Übereinſtimmung zwiſchen ihm und der bambergiſchen P. G. O.; allein dieſe muß als Quelle von jenem betrachtet werden, denn ſie iſt ſchon 1507 erſchienen, der Laienſpiegel dagegen erſt 1509 zu Augsburg. Vgl. Feuerbach üb. Ulrich Tenglers Laienſpiegel; in Grolmann's Biblioth. des peinl. Rechts. Bd. II. St. 1. Nr. 3. 5) S. vorzüglich K. Ph. Kopp's ausf. Nachr. von der ältern und neuern Verfaſſung der geiſtl. und Civilgerichte in den heſſ. Landen. Kaſſel 1769. §. 78. und Henke's Geſch. des teutſchen peinl. Rechts. Thl. 1. S. 53 u. folgende, und S. 137 u. folg. 6) S. Cap. 13. X. de judiciis (II. 1.) „— — quum enim non humanae constitutioni, sed divinae legi innitamur, quia potestas nostra non est ex homine sed ex Deo; nullus, qui sit sanae mentis, ignorat, quin ad officium nostrum spectet, de quocunque mortali peccato corripere quemlibet Christianum, et si correctionem contemserit, per districtionem ecclesiasticam coercere“ cf. *J. H. Bohmer* Jus eccles. protest. Lib. II. tit. 2. §. 4 seqq. 7) Vgl. überhaupt *C. A. Tittmann* de caussis auctoritatis juris canon. in jure criminali germ. diss. II. Lips. 1798. Henke's Geſch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 267 u. folg. Eichhorn's teutſche Stats- und Rechtsgeſchichte. Gött. 1818. Th. 1. §. 105 u. f. 181 u. f. 8) Cap. 4. X. de tempor. ordinatt. (II. 11.). 9) S. z. B. Decret. Grat. 1. dist. 4. Cap. 1—2. de censibus in 6to (3. 20.). 10) S. Henke's Geſch. des peinl. Rechts. Th. 1. S. 269 u. f. und Eichhorn's teutſche Stats- und Rechtsgeſchichte. §. 379. 11) Henke's Geſchichte u. ſ. w. Th. 1. S. 146 u. f. u. S. 249 u. f.

Digitized by Google

ren Rechten mit frecher Willkür verletzten Städter eine rein terroriſtiſche und darum nur Unheil wirkende Strafrechtspflege, theils durch Vernachläſſigung ſchützender und die Gerechtigkeit des Verfahrens ſichernder Formen, theils durch voreilige Anwendung der äußerſten, nur gegen Feinde und Rechtsloſe zuläſſigen Mittel, namentlich durch rückſichtsloſe Verhängung der ſchwerſten, durch Blutdurſt und Rachgier oft noch an Grauſamkeit geſteigerten Strafen[12]). Wie hätte auch unter dieſen, eine geſetzliche Eigenmacht zu ſehr begünſtigenden, Verhältniſſen das Eindringen des römiſchen Strafrechts eine Wohlthat für die damalige Zeit werden können, da es durch Richter angewandt wurde, deren Mehrzahl die Quellen des römiſchen Rechts wegen Unkunde der Sprache und des Alterthums überhaupt, unzugänglich waren, und die wegen der moraliſchen Verworfenheit, welche Viele unter ihnen auszeichnete[13]), genau beſtimmter und die Willkür möglichſt beſchränkender Vorſchriften bedurften? Bei der damaligen ſehr ſchlechten Beſchaffenheit der Strafgerichte Teutſchlands konnte ſomit auch das römiſche Recht nur verderblich wirken: es diente nur, die ſchon lange beſtehende Ungewißheit des Rechts zu vermehren, und die Gerichte, in welche es durch gelehrte Beiſitzer eingeführt worden war, in dem Vertrauen und der Liebe des am Vaterländiſchen hängenden Volks immer tiefer ſinken zu laſſen.

Zu der Verwirrung im Strafverfahren trugen am meiſten bei die erſten, man darf ſagen, barbariſchen Verſuche, den römiſchen Inquiſitionsprozeß und die Tortur mit den öffentlichen teutſchen Gerichten in Verbindung zu bringen. Ein Grundſatz, welcher dem Richter das Recht einräumt, ohne handhafte That, auf bloßen Verdacht hin, ohne Klage jemand zu verhaften, und ihn durch Martern zur Bekennung von Verbrechen, an die er vielleicht nie gedacht hat, zu zwingen, ward nur zu bald in der Hand ſo roher, unwiſſender und gewöhnlich auch leidenſchaftlicher Richter die ſchrecklichſte Geißel der Menſchheit. Ganz Teutſchland wiederhallte von Klagen wegen unſchuldig hingerichteter Menſchen. Dieſes Unweſen war auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß auch jeder im Volke ſich nach beſſeren Zeiten ſehnte. Kein Reichstag verging, ohne Klagen über dieſes unmenſchliche Chaos, ohne die dringendſten Wünſche um Abſtellung derſelben[14]). Die gegründetſten Klagen über den ſchlechten Zuſtand der Criminalgerichte führte das Reichskammergericht[15]). Kaiſer Maximilian, der durch die Errichtung des Landfriedens, durch Verbeſſerung der weſtphalenſchen Gerichte und beſonders durch die Stiftung des Reichskammergerichts, ſchon ſehr auf die Ausrottung der Mißbräuche hin gewirkt hatte, die ſich in die Verwaltung der ſtrafenden Gerechtigkeit eingeſchlichen hatten, war es auch, der in einem Strafgeſetzbuche durch ſchickliche Verſchmelzung der heimathlichen und der eingedrungenen fremden Rechte den Kampf zwiſchen denſelben zu beendigen, und zugleich den der Rechte unkundigen Beiſitzern der Gerichte eine feſte Regel bei der Unterſuchung und Beurtheilung von Straffällen vorzuzeichnen trachtete. Dazu ward auch unter ſeiner Regierung am Schluſſe des 15. Jahrh. durch Berathung mit den Ständen des Reichs auf den Tagen zu Freiburg und Augsburg die Einleitung getroffen. Aber während der hier beſchloſſene Entwurf zu einer peinlichen Gerichtsordnung für das geſammte Reich unausgeführt blieb, unterzog ſich in einem einzelnen teutſchen State der Ausarbeitung einer neuen Strafgeſetzgebung der ſchon erwähnte Johann Freiherr v. Schwarzenberg und Hohenlandsberg, ein durch Kenntniſſe und allgemeine Bildnng unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorragender Mann. Sein Entwurf einer beſſeren peinlichen Gerichtsordnung erſchien zuerſt 1508 als Bambergſche Halsgerichtsordnung (gedruckt zu Mainz 1510). Der damalige Fürſtbiſchof von Bamberg Georg führte nämlich dieſe Gerichtsordnung zuerſt in den Gerichten ſeines Fürſtenthums ein, um eine vorläufige Probe von deren Anwendbarkeit und Brauchbarkeit in Teutſchland zu machen, und 1516 ließen auch die Markgrafen Georg und Kaſimir dieſelbe als Provinzialgeſetz unter dem Namen der brandenburgſchen Halsgerichtsordn.[16]) in ihren Fürſtenthümern bekannt machen. Als hierauf auch von Kaiſer und Reich der frühere Beſchluß für die Verbeſſerung des teutſchen Criminalweſens und die Annahme eines allgemeinen Strafgeſetzbuchs nach vielen Berathſchlagungen und Schwierigkeiten erneuert worden war, wurde auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 ebenfalls der ſchwarzenbergſche Entwurf oder die bambergſche Halsgerichtsordnung mit wenigen Abänderungen den Ständen vorgelegt, und von dieſen dem Reichsregiment zu Nürnberg zur Erwägung anempfohlen. Im J. 1529 kam ſie beinahe unverändert auf dem Reichstage zu Speier vom neuen zur Vorlage, endlich wurde ſie im J. 1532 auf dem Reichstage zu Regensburg durch Stimmenmehrheit zum Reichsgeſetz erhoben, und unter dem Titel: Kaiſer Karls V. und des heiligen römiſchen Reichs peinliche Gerichtsordnung bekannt gemacht. Da aber Kaiſer Karl V. auf das Andringen der Stände dieſen ihre Gerechtſame vorbehalten hatte, ſo wurde ihr ausdrücklich die ſo genannte ſalvatoriſche Klauſel[17]) beigefügt: daß dadurch den Ständen an ihren alten, wohl hergebrachten, rechtmäßigen und billigen Gebräuchen nichts benommen werden ſolle; eine Klauſel, die nachher mit vollem Rechte auch auf neue Geſetze und Gebräuche ausgedehnt wurde. Aber dieſe Klauſel auch war es, die jenen Reichsſtänden, welche ſich ſchon Anfangs der Abfaſſung dieſer Gerichtsordnung widerſetzt hatten, zum Vorwande diente,

12) S. Henke's Geſchichte ꝛc. Th. 1. S. 285 u. folg. 13) Eben deſſ. Geſchichte u. ſ. w. Th. 2. S. 204 u. folg. 14) Vgl. *Kress* praefat. comment. constitut. crim. Carol. Malblank a. a. O. S. 172. Maurer's Geſchichte der altgermaniſchen und namentlich altbaiern. Gerichtsverf. u. ſ. w. §. 224. 15) Neue Sammlung der Reichsabſchiede. 1. Buch. 2. Th. S. 46.

16) Beide, die bamberg. und die brandenb. Halsgerichtsordn. ſind im Anhange zu *Böhmer* meditatt. in L. C. C. abgedruckt. Vgl. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalr. Gött. 1816. §. 23. 17) Sie iſt in der Vorrede zur P. G. O. enthalten.

Digitized by Google

um ſie zu ignoriren. Lange Zeit blieb ſie in manchen Ländern unbefolgt, und die gröbſten Mißbräuche, ſo auch die Gerichte in ihrer alten Form z. B. im J. 1537 in Lübeck, dauerten nach wie vor, fort. Erſt nachdem dieſelbe von Gobler und Remus ins Lateiniſche überſetzt, und von einem Gilnhauſen, Carpzov und andern ſpätern Gelehrten ihre Vorzüge erkannt worden waren, ſtieg auch allmälig ihr Anſehen. Schnell hinter einander ward dieſelbe in Lüneburg, in der Grafſchaft Solms, in der Grafſchaft Sponheim, im Herzogthum Zweibrücken, im Bisthume Würzburg, ja faſt in ganz Teutſchland förmlich eingeführt. Auch auf die baierſche Criminalgeſetzgebung, zumal auf die Malefizordnung von 1616 hatte dieſelbe Einfluß erhalten[18]).

Nach und nach wurden in den einzelnen Reichsländern theils ergänzende, theils abändernde Verordnungen dazu erlaſſen und ſelbſt in einigen der größeren neue Schöpfungen in Criminalſachen begonnen. Doch hat die Carolina, wie wir ſchon oben bemerkten, ſelbſt nach Auflöſung der Reichsverfaſſung ſich in der Mehrzahl der teutſchen Bundesſtaaten als proviſoriſches Landesgeſetz in Anſehen erhalten.

Wenige urſprünglich teutſche Geſetze ſind ſo häufig herausgehoben, überſetzt, erläutert, ergänzt, gelobt und getadelt, als die Carolina. Man glaubte, an einem mit der Bildungsgeſchichte der Nation und mit dem Wohl und Wehe ihrer Bürger ſo innigſt verwebten Kunſtwerke dürfe auch nicht der kleinſte Theil unerhellt bleiben, und gerade auch dadurch wurde unter den Auſpicien einer humanen Philoſophie, beſonders im 18. Jahrh., welches das merkwürdigſte in der Geſchichte des peinlichen Rechts und der Criminalrechtswiſſenſchaft iſt, nach und nach der Weg zu reiferen Verſuchen gebahnt.

Eine ganz vollſtändige Aufzählung und Kritik der großen Anzahl von Ausgaben, welche von der Carolina nach und nach veranſtaltet wurden, hat bis jetzt die Literatur noch nicht aufzuweiſen.

Die richtigſten Nachrichten darüber verdanken wir den mühſamen Bemühungen des Dr. Georg Wilhelm Böhmer[19]). Von den Handausgaben der Carolina iſt zu empfehlen: Johann Chriſtoph Koch's Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiſer Karls V., nach der Originalausgabe v. J. 1533 auf das genaueſte abgedruckt und mit der 2ten und 3ten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen nebſt dem Horix'ſchen Programme, Gießen 1769. 1773. 1781 1785. 1800. 1816. Kaiſer Karls V. P. G. O. Nach der älteſten Ausgabe v. J. 1533 abgedruckt. Göttingen 1789. Dieſer Abdruck, der mit dem von Koch gelieferten völlig gleichlautend iſt, findet ſich auch hinter Ge. Jak. Friedr. Meiſter's Principia juris criminalis. — S. auch Gerſtlacher's Handbuch der teutſchen Reichsgeſetze Th. II.

Ob von den gedruckten Ausgaben der P. G. O. die ohne Angabe des Jahres zu Mainz durch Ivo Schöffer gedruckte Ausgabe die älteſte ſei, oder die im Hornung 1533 eben daſelbſt und aus derſelben Druckerei hervorgegangene, iſt ſtreitig[20]). Außer mehreren Überſetzungen[21]) und Erläuterungen[22]) der peinlichen Gerichtsordnungen, wodurch der Gebrauch derſelben in den Gerichten immer mehr erleichtert und verbreitet wurde, dürfen die Werke Ben. Carpzov's nicht ungenannt bleiben, die von dem Augenblick ihrer Erſcheinung an bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrh. in eben dem Maße zu ſehr geprieſen und erhoben worden ſind, als man ſie nachher zu ſehr verſchrieen und herabgewürdigt hat.

Über den inneren Werth der Carolina ſelbſt, ſind vorzüglich in früherer Zeit ſehr verſchiedenartige Urtheile gefällt worden. Joh. Oldendorp ſchätzte das eine, freilich hoch ausgezeichnete Fragment, L. II. D. de poenis (XLVIII, 19.) höher, quam totum illum librum de judicio capitali, vom Halsgericht. (Act. for. progymn. class. VII. Nr. 1.). Leyſer nannte die Carolina ein opus maxime imperfectum, und ſetzte hinzu: inter omnes ICtos, quotquot umquam consiliis principum adhibiti sunt, nulli ineptiores fuerunt iis, per quos Carolus V. imperator suas de criminibus leges compilavit. — „Exegerunt illi monumentum inscitiae suae, inertiae, indiligentiae, aere perennius, quod nulla umquam delatura est vetustas. Totum hoc jus mancum, mutilum, obscurum, et sibi ipsi contrarium est“[23]).

Semler[24]) iſt in ſeinen Ausſtellungen beinahe unerſchöpflich. Er nennt die Carolina zuerſt im Allgemeinen „einen unreinen Abdruck des Juſtinianiſchen Geſetzbuchs, ein weſentlich unvollkommnes, durch mancherlei Auswüchſe verunſtaltetes Skelett, was mehr ein Werk des Ungefährs, als ein Ausfluß natürlicher Ordnung und geſetzgeberiſcher Klugheit zu ſeyn ſcheine“; (!) ferner „ein mageres Produkt der alten derzeitigen Barbarei, dem es an geſunden Grundſätzen einer aufgeklärten Vernunft, Moral und praktiſcher Philoſophie ganz mangele“; ingleichen „eine unreife Geburt, die ihr Daſeyn lediglich einer unverdauten und verworrenen Compilation aus den gleichzeitigen fremden und einheimiſchen Rechten zu verdanken hat“; endlich „eine ſehr trübe Ent-

18) Vgl. Maurer a. a. O. §. 224. 19) Vgl. deſſen Handbuch der Literatur des Criminalrechts. §. 14. Eben Denſ., über die authentiſchen Ausgaben der Carolina. Gött. 1818.

20) S. darüber *Carol. Frid. Walch*, Progr. de L. C. C. edit. authentica. Jen. 1785. G. W. Böhmer's Literatur des Criminalrechts §. 14. — Eb. Derſ. üb. die authent. Ausg. der Carolina. — Neues Archiv des Criminalrechts von Kleinſchrod, Konopak und Mittermaier. Bd. II. S. 651 u. folg. 21) Vgl. G. W. Böhmer's Literatur. §. 18. 22) Unter den der jüngeren Zeit angehörigen Erläuterungen der P. G. O. verdient vorzüglich *G. P. Kress*, Comm. in constit. crimin. Caroli V. Hannov. 1721., eine rühmliche Auszeichnung. Vgl. überhaupt Henke's Geſchichte des peinl. Rechts. Th. 2. S. 140—146 und S. 301 u. fg., auch Böhmer a. a. O. §. 19. u. 20. 23) In ſeinen Med. ad D. spec. 633. med. 1. 24) In ſ. Schrift üb den innern Werth der P. G. O. Kaiſer Karls V.; in Hagemann's und Günther's Archiv für die theor. und prakt. Rechtsgelehrſ. 1. Bd. Braunſchw. 1788. 8. S. 202—302.

ſtehungsquelle einer äußerſt heterogenen, ſchwankenden und trieglichen Anwendung".

Zur Rechtfertigung dieſes harten Urtheils im Allgemeinen macht er der P. G. O. im Beſondern den Vorwurf folgender Mängel: 1) „Mangel an aller natürlichen Ordnung und daraus nothwendig erfolgte Verworrenheit des Vortrags und Entſcheidens der Art, die den peinlichen Richter nicht ſelten ohne einen allgemeinen anwendbaren Leitfaden, da, wo ihm ſolcher am nöthigſten ſeyn würde, und minder beträchtliche Dinge zum Überfluß eingeſchärft werden, in der größten Ungewißheit im Dunkeln tappen läßt". — 2) „Unvollſtändigkeit in der Dispoſition ſelbſt". — Denn es ſeien übergangen crimen repetundarum, peculatus, falsi, ambitus, plagii, de residuis, concussionis, injuriarum etc. Manche Lehren ſeien nur flüchtig und äußerſt unzulänglich abgehandelt worden; z. E. vom crimen laesae majestatis et perduellionis, adulterii, vom moderamen inculpatae tutelae, von den socii criminum, vom conatus delinquendi etc. 3) „Dunkelheit und Unbeſtimmtheit des Vortrags, die vorzüglich aus dem Gebrauche beſonderer, vom Geſetzgeber unerklärt gelaſſener Ausdrücke erwachſen iſt". 4) „Widerſpruch in der Entſcheidung". 5) „Äußerſte Unvollkommenheit in Beſtimmung adäquater und anwendbarer Grundſätze, und ſtatt derſelben zu häufige Verweiſung der peinlichen Richter auf unbeſtimmte Gewohnheiten, Rath der Rechtsverſtändigen, und Verſchickung der Akten in die oberen Gerichtshöfe u. ſ. w." 6) „Zu allgemeine Begünſtigung des römiſchen Rechts". 7) „Häufige Vermiſchung der fremden und vaterländiſchen Rechte". 8) „Zu große Härte und Blutdürſtigkeit in Beſtimmung der Strafen." 9) „Bloße Verweiſung auf des peinlichen Richters Willkür in Fällen, wo feſte Beſtimmung der anzuwendenden Strafe nöthig war". 10) „Zu große Weitläufigkeit in Nebendingen". 11) „Bloße Wiederholung ſchon vorgetragener Dinge, und des römiſchen peinlichen Rechts". 12) „Einmiſchung zu der Zeit ſchon nicht mehr im Gange ſeiender Verbrechen, z. B. der böslichen Befehdung".

Andere fielen in das entgegen geſetzte Extrem des Lobes. So nennt z. B. Michaelis[25]) die Carolina: ein höchſt verehrungswürdiges Stück geſetzgebender Weisheit und Güte, auf welches Teutſchland ſtolz ſeyn könne. Gemäßigter in ihrem Lobe ſind Klaproth und Koch. Erſterer, ſo ſehr er auch die Abfaſſung neuer Geſetzbücher empfiehlt, macht doch bei der Carolina die Bemerkung, daß durch ſie nicht nur die finſterſte Barbarei in Criminalſachen verdrungen, ſondern auch dem Rechtsgelehrten Anlaß gegeben worden ſei, die Criminalſachen weiter aus einander zu ſetzen[26]). Selbſt Koch, wenn er gleich die P. G. O. mit v. Olenſchlager das Muſter eines jus arbitrarium nennt, ſtellt nicht in Abrede, daß Karl V. die höchſt löbliche und dem gemeinen Weſen überaus heilſame Abſicht gehabt habe, unſchuldiges Blutvergießen zu verhindern, unmenſchliche Gebräuche aus den peinlichen Gerichten zu verbannen, und dagegen eine vernünftige Ordnung einzuführen[27]). Der Hauptfehler, den man bei Beurtheilung der P. G. O. beging, war der, daß man den Unterſchied zwiſchen abſolutem und relativem Werthe aus den Augen verlor, und ſich nicht in die Verhältniſſe und auf die Bildungsſtufe jenes Zeitalters zu verſetzen wußte, das ſie entſtehen ließ. Man überſah den Zweck, der durch dieſelbe bei einem noch halb barbariſchen Volke, wie damals das teutſche war, erreicht werden ſollte. Nicht ein neues Recht ſollte geſchaffen, ſondern das beſtehende nur ergänzt, oft nur näher beſtimmt, ja bisweilen nur allgemeiner verſtändlich ausgedrückt werden. Von den verſchiedenartigen Beſtandtheilen deſſelben wurde keiner gänzlich aufgehoben; römiſches, hier kaiſerliches Recht genannt, und altteutſche Gewohnheiten wurden vielmehr mit und neben einander als giltig und verbindend anerkannt[28]), eine Beſtimmung, die als unerläßlich erſcheinen mußte, ſollte anders das Geſetzbuch in das Leben übergehen.

In der Betrachtungsweiſe der einzelnen Verbrechen und in der Art der Beſtrafung derſelben konnte und mußte der herrſchenden Anſicht des Volks nachgegeben werden, wenn das Geſetzbuch der Anwendung nicht entbehren ſollte. Von dieſer Seite betrachtet, und da keine Reformation per saltum geſchiehet, verdient die P. G. O. als der erſte Verſuch zur Löſung einer der ſchwierigſten Aufgaben in der Statskunſt um ſo mehr eine nachſichtige und ſchonende Beurtheilung, als es bei dieſem ſchwierigen Geſchäft der Geſetzgebung hauptſächlich mit darauf ankam, nach einem vorausgegangenen langen Kampfe zwiſchen fremdartigen Elementen, worin weder das eine, noch das andere obſiegte, beide mit einander zu vereinigen, und jedem da, wo es nach Grundſätzen der Gerechtigkeit herrſchen ſollte, die Herrſchaft einzuräumen und zu begränzen.

Am allerwenigſten verdient der Urheber der P. G. O. darüber Tadel, daß er, wie z. B. bei den Beſtimmungen der Art. 104 u. 105 über die Quellen, woraus in einzelnen Fällen die Entſcheidung zu ſchöpfen iſt, bei Art. 112. 124. 162. 178. über den Maßſtab der Strafbarkeit, bei den Art. 110. 111. 112. 114. 115. und mehreren andern über die Gränzen des richterlichen Ermeſſens, ingleichen bei den Art. 130. 131. 137. 158. über den Strafzweck u. ſ. w. in allgemeinen Sätzen ſich ausſprach; denn indem er ſich hierbei an die Ausſprüche des römiſchen Rechts anſchloß, und überdieß dem richterlichen Ermeſſen einen, unter andern Verhältniſſen beinahe zu weit ausgedehnten, Spielraum eröffnete, bot er der Doktrin das Mittel dar, im Fortgange der Zeiten und mit fortſchreitender Geſittung auch ſein Werk fortzubilden, und ſtets zu entwickeln.

---

25) In ſeinem moſaiſch. Recht. Th. 6. S. 50. 26) Vergl. deſſen Entwurf einer Geſetzgebung. 1te Fortſ. S. 5 der Vorr.

27) Vgl. deſſen Vorr. zur P. G. O. S. 12 u. 21. 28) S. Quiſtorp, von den vorzüglichſten altteutſchen Gewohnheiten, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. Eben Derſ. von den vorzüglichſten Stellen des röm. und kanon. Rechts, auf welche in der P. G. O. Beziehung gemacht wird. (Beide ſtehen in deſſen Beitr. zur Erläut. verſchiedener Rechtsmat., St. 1. Nr. 7. St. 3. Nr. 14.)

Digitized by Google

Karls V. Criminalordnung hatte durchaus nicht den Zweck, erſchöpfend zu ſeyn, und das Studium der Quellen des Rechts überflüſſig zu machen: vielmehr ſollte ſie bloß ein Manuale für die Praktiker ſeyn, und überall, wo ein in derſelben nicht entſchiedener Punkt zur Sprache kommt, die Entſcheidung theoretiſch gebildeter Männer eingeholt werden. Daher konnte auch aus der Carolina allein zu keiner Zeit die Wiſſenſchaft des Criminalrechts gebildet werden, vielmehr mußten die wichtigſten Lehren immer aus dem römiſchen und kanoniſchen, d. i., den fremden Hilfsrechten genommen werden.

Mit Recht hat daher Henke[29]) die Ehrenrettung der Carolina wider die Vorwürfe des Semler und zwar ſo glücklich unternommen, daß ſeit ſeiner hiſtoriſchen Prüfung das Endreſultat hinſichtlich der wahren Würdigung der Carolina kein anderes iſt, als das, daß ſie ein nothwendiges Mittelglied war zwiſchen der älteren und neueren Geſetzgebung; daß in ihr nur ſo weit, als es nothwendig und räthlich war, dem Zeitgeiſte gehuldigt iſt, während ein anderer Theil derſelben mit ſo frei und beſonnen wirkender wiſſenſchaftlicher Thätigkeit entworfen iſt, daß die Beſtimmungen desſelben auch für unſere Tage noch immer anwendlich ſind, und daß im Verhältniß zu den übrigen Fortſchritten, welche die ſeitdem verfloſſenen Jahrhunderte in der wiſſenſchaftlichen Kultur gethan, unſer Zeitalter nicht bedeutend vorgerückt iſt. Mit Einem Worte, die P. G. O. Karls V. bezeichnet in der Geſchichte der peinlichen Geſetzgebung den Untergang des Reiches der Rechtsloſigkeit und der Anarchie, und den Anfang einer feſter begründeten Ordnung, in welcher das Recht zur Herrſchaft gelangt, und die Sicherheit der Individuen nur geſichert iſt durch das Geſetz, das jetzt nicht mehr ganz als das Erzeugniß der Zeitumſtände, ſondern als das Produkt einer höhern Thätigkeit erſcheint. Was insbeſondere das prozeſſualiſche Gebäude der Carolina betrifft, ſo kann ihr auch in dieſer Hinſicht das Lob nicht verſagt werden, daß ſie auf einer hiſtoriſch-richtigen Grundlage beruhet. Man wollte es bei der hergebrachten Einrichtung des Gerichtsweſens in den verſchiedenen Ländern Teutſchlands bewenden laſſen. Daher wurde, obgleich zunächſt der römiſche Accuſationsprozeß eingeführt, doch darum das der geiſtlichen Polizei ſehr zuſagende Inquiſitionsverfahren nicht aufgehoben. Dieſes wurde für den Fall, wo es am Kläger fehlt, als ein Verfahren von Amts wegen darneben beibehalten. Indem man aber hinſichtlich der Eröffnung des Prozeſſes, und der Verpflichtung des Anklägers, ſo wie in Allem, was zur Überführung des Angeklagten dienet, dem römiſchen Verfahren folgte, und den teutſchen Prozeß wenigſtens als Endformalität (Art. 78 und folgende vom endlichen Rechtstag) beizubehalten trachtete, wurde, beſonders weil für den unterſuchenden Richter kein beſtimmter Gang ſeines Verfahrens vorgezeichnet war, der Praxis und Doktrin zu viel überlaſſen, welche in faſt 3 Jahrhunderten ein Prozeßſyſtem begründet hat, das voller Anomalien iſt, und wobei man die hiſtoriſchen, und aus dem Standpunkte der ſchnellen und guten Adminiſtration der Criminal-Juſtiz hervorgegangenen, nach dem Bedürfniſſe des Augenblicks berechneten Principien, die den Verfaſſern der Carolina bei der Verſchmelzung des Accuſations-Verfahrens mit dem Inquiſitions-Verfahren und der Verbindung der Mündlichkeit mit der Schriftlichkeit des Verfahrens vorſchwebten, vielfach aus den Augen verloren, auch die im Laufe der Zeit anders geſtalteten Rückſichten der Humanität und Politik ganz unbeachtet gelaſſen hat. Das praktiſche Reſultat der Vergleichung des Criminalprozeſſes der Carolina mit der Fortbildung unſers jetzigen teutſchen Criminalprozeſſes gewährt jeden Falls die doppelte Überzeugung:

1) Daß ſie ein höchſt ſchätzbarer Grundſtein für die Entwickelung unſers Criminalprozeſſes iſt; 2) daß ſie in ſofern noch über dieſem ſtehet, als durch die bei ihr als Regel feſtgeſetzte Mündlichkeit, durch die darin verordnete Theilnahme der Schöffen, und durch das Verfahren beim endlichen Rechtstage eine Öffentlichkeit hergeſtellt wurde, die unſerm jetzigen peinlichen Verfahren in jeder Hinſicht abgehet, und welcher Mangel bei dem fortſchreitenden Geiſte und Sinne für teutſche Gerechtigkeit, bei dem zunehmenden Gefühle des Volkes, und den muſterhaften Beſtrebungen der Pfleger der Criminal-Rechtswiſſenſchaft von Zeit zu Zeit fühlbarer hervortritt[30]).

(*Alex. Müller.*)

HALSGESCHMEIDE, HALSKETTEN (im alten und neuen Orient). Halsketten wurden hier nicht bloß von Weibern, ſondern auch von Männern, beſonders vornehmen getragen. Wie Joſeph von Pharao (1 Moſ. 41, 42.), ſo wird Daniel vom chaldäiſchen Könige Belſazar mit einer goldnen Halskette (chald. הֲמְנִיכָא wahrſcheinlich das griechiſche *μανιάκης*) als beſonderer Gnadenbezeigung beſchenkt (Dan. 5, 7. 16. 29 vgl. Xenoph. Cyr. 1, 3 §. 2. 2, 4 §. 5). Bei den Weibern beſtanden ſie theils aus angereihten Perlen, Korallen, durchbohrten Edelſteinen oder Metallkügelchen (חֲרוּזִים Hoheſl. 1, 10., vgl. خَرَزَ durchbohren, um anzureihen, خَرَزٌ Halsband aus angereihten Perlen u. dgl.), theils aus kettenartig gearbeitetem Metall (allgemeinere Namen ſind: חֲלִי Halsſchmuck, Hoheſl. 7, 2. Spr. 25, 12, עֲנָק Hoheſl. 4, 9, רָבִיד Ezech. 16, 11): und unten waren daran noch andere Zierathen befeſtigt, als kleine Monde (שַׂהֲרֹנִים Jeſ. 3, 18), kleine Sonnen (שְׁבִיסִים ebend.), Amulette (לְחָשִׁים) und auch Riechfläſchchen (בָּתֵּי נֶפֶשׁ Jeſ. 3, 20). Die an edlen Metallen reichen Midianiter hingen dergleichen koſtbaren Halsſchmuck ſelbſt ihren Kameelen an (Richt. 8, 26). S. Hartmanns Hebräerinn am Putztiſche, II, 172 ff. 259 ff. (*Gesenius.*)

29) In ſeiner Geſchichte. S. 118—130.

30) Man vergleiche die treffliche Abhandlung von Roßhirt über den Geiſt des in der Carolina aufgeſtellten Criminalprozeſſes, mit beſonderer Rückſicht auf unſere Praxis und auf die viel beſprochenen Anſichten von Öffentlichkeit und Mündlichkeit, in dem neuen Archiv des Criminalrechts. 8. B. 4. St. S. 610—634.

Digitized by Google

HALSGESCHMEIDE BEI GRIECHEN UND RÖMERN. Der Gebrauch der Halsketten und andern Schmuckes findet ſich bei den Griechen ſchon in ſehr früher Zeit. Wer kennt nicht das berüchtigte Halsband der Harmonia, in welches Hephäſtos die unſelige Eigenſchaft legte, jede Beſitzerinn unglücklich zu machen, und den Bernſteinſchmuck, welchen Eurymachos der Penelope ſandte, um ihre Gunſt zu gewinnen [1])? Vermuthlich verdankten die Griechen dergleichen anfänglich den kunſtreichen Phönikern, wie denn ein ſolcher bei Homer [2]) ein ähnliches Halsband zum Verkaufe anbietet. Jungfrauen vorzüglich ſcheinen, wie Porſon [3]) gezeigt hat, ſich dieſes Schmuckes bedient zu haben, und deßhalb nennt ſie Lykophronides bei Athenäos [4]) im Gegenſatze zu den Frauen, goldgeſchmückte. (*παρθένοι χρυσοφόροι.*) Vielleicht ſchrieb ſich auch daher zu Athen das Geſetz, welches den Hetären verbot, ſich ſolchen Schmuckes zu bedienen [5]), weßhalb ihn Thais bei Terenz ablegt, ehe ſie die Straße betritt. — Auch hierin zeigt ſich aber deutlich die verſchiedene Sinnesart des ioniſchen und doriſchen Stammes; denn zu Syrakuſä verabſcheuete man früher den Luxus ſo ſehr, daß ein (ſpäter freilich nicht beobachtetes) Geſetz beſtand: es ſolle keine Frau goldnen Schmuck noch purpurne Kleider tragen, wenn ſie nicht wolle für eine Hetäre gehalten werden [6]).

Bei den Römern ſind wohl zu unterſcheiden die Halsbänder der Frauen (monilia) und die goldenen Ketten der Männer (torques). Letztere mochten ſeit den Kriegen mit den Galliern, wo T. Manlius ſich mit der Kette des galliſchen Rieſen ſchmückte [7]), und dadurch den Ehrennamen Torquatus erwarb, nicht ſelten über der Rüſtung getragen werden, und ſie vertraten einiger Maßen die Stelle unſerer Orden, wenn ſie als Belohnungen vom Feldherrn ertheilt wurden [8]). Die Frauen aber verſchwendeten in ſpäterer Zeit in koſtbaren Halsbändern große Summen, und legten einen beſondern Werth darauf, wenn ſie auch nur vorgeben konnten, der Schmuck habe früher einer berühmten Perſon, z. B. der Kleopatra angehört [9]).

Über die Form und ſonſtige Beſchaffenheit der Halsbänder bei den Griechen läßt ſich ſchwer Etwas beſtimmen. Denn bei Schriftſtellern findet ſich nicht leicht eine genauere Beſchreibung, und die alten Künſtler ließen entweder dergleichen Nebendinge ganz weg, oder deuteten ſie nur leicht an [10]). Nur zweimal kommen, wie die Herausgeber von Winckelmann's Werken [11]) bemerken, Halsketten in Marmor vor [12]). Homer nennt uns zwar in den angeführten Stellen als Beſtandtheile Gold und Elektron; ob aber darunter wirklich Bernſtein zu verſtehen ſei oder die bekannte Miſchung edler Metalle, iſt zweifelhaft. Wenigſtens wird Schmuck aus Edelſteinen in früherer Zeit äußerſt ſelten erwähnt; denn daß das Halsband der Harmonia, welches man noch zu Pauſanias Zeit in dem Tempel des Adonis zu Amathunt aufzubewahren meinte [13]), aus grünlichen, in Gold gefaßten Steinen beſtand, beweiſet nichts, und ſchon Pauſanias ſchloß daraus auf die Unechtheit desſelben. — Perlenhalsbänder wurden erſt zu Alexanders des Großen Zeit üblich [14]). Bei den Römern galten dieſe für das Koſtbarſte, und je nachdem ſie aus einer oder mehrern Schnüren beſtanden, nannte man ſie monolina, dilina, trilina [15]). Man reihete aber auch, wie Scheffer [16]) darthut, Edelſteine und Perlen abwechſelnd an einander.

Zum Schluſſe gedenken wir noch zweier merkwürdigen Halsketten. Die eine findet ſich an der Salbenſpenderinn auf der aldobrandiniſchen Hochzeit [17]). Sie beſteht aus einem goldenen Bande, an welchem ringsum, wie es ſcheint, Pappelblättern ähnlich geformte Angehänge befeſtigt ſind. — Die zweite, nach Böttiger mehr ein Buſengeſchmeide, hat Guattani [18]) mitgetheilt, und danach Böttiger [19]) ſtechen laſſen. Es fehlt hier (nach Böttigers, doch zweifelhafter Meinung) das eigentliche Halsband, an welches dieſer Schmuck angehängt wurde. Von einem geſchnittenen Steine hängen zwei Ketten, aus Chryſolithen und Hyacinthen beſtehend, herab, die zum Schmucke der beiden Brüſte gedient haben ſollen. Zwiſchen beiden hängt ſenkrecht eine dritte Kette, an welcher ein bleierner Intaglio als Amulet befeſtigt iſt. Es läßt ſich indeſſen auch als eigentliches Halsgeſchmeide denken, zumal da an dem Ende der einen obern Kette eine offene Schlinge iſt, ſo daß es ſcheint, als ſeien beide beſtimmt geweſen, zuſammen gekettet zu werden. (*Wilhelm Adolph Becker.*)

Die Halsbinden der Neuern ſind den Griechen und Römern nicht bekannt, wenigſtens nicht als Schmuck. Das Focale der Römer iſt nur für Patienten, und andre Halsbinden dienen als Ausfutterung gegen das Reiben der Metalle. Beſonders bedienten ſich Redner, um ſich gegen den Schnupfen zu ſchützen, ſolcher Binden und Tücher, sudaria *). (*R.*)

Halsgeſchwür ſ. Halskrankheit.

Halskette ſ. Halsgeſchmeide.

HALSKLAMPE, im Schiffbaue, iſt die ringförmige, rund erhobene Einfaſſung des Halsgats, um die Halſen daran zu befeſtigen. (*St.*)

HALSKLAUE, HALSEISEN, HALSKLAMMER, im Waſſerbaue, eine nach einem halben Zirkel gebogene, platte Schiene, welche mit Anker und Döbel in der

1) Odyss. XVIII, 294. 2) Odyss. XV, 458. 3) Zu *Eurip.* Hecuba, 153. 4) XIII. p. 564. 5) S. *Meurs.* Them. Att. 1, 6. 6) S. was Athenäos nach Phylarchos Buch 12. S. 521 erzählt. 7) Bei den Galliern und andern verwandten Völkern war dieſe Sitte ſo allgemein, daß P. Cornelius Scipio in einem Feldzuge gegen die Bojer 1470 goldene Ketten erbeutete. S. Liv. B. 36. K. 40. 8) S. Auct. lib. de bello Hisp. cap. 26. *Suet.* Octav. 43. — 9) Vgl. Böttig. Sab. Th. 2. Scene 7. 10) S. z. B. Tiſchbeins Vaſeng. 1. 2. 15. 11) Bd 5. S. 367. 12) Die Abbildung einer ſolchen Natur ſ. daſ. Tab. II. H.

13) S. Boeot. 41. 14) S. Voß, Antiſymb. 1. Th. S. 275 f. 15) S. Böttig. Sab. Th. 2. S. 153. 16) De torquibus c. X. p. 47. 17) S. Böttiger a. a. O. S. 55. 18) In ſeinen Monum. ant. ined. 36 Hft. oder Mon. März. Tab. 1. 19) Zur Sabina Th. 2. Taf. XI.

*) *Horat.* Sat. II, 3, 255. *Gell.* VI, 9. *Suet.* Nero. 51. *Martial.* XIV, 130. *Quintil.* XI, 3.

Digitized by Google

Mauer einer Schleuſe befeſtiget iſt, um die Schleuſenthürflügel oben am Halſe zurück zu halten. (*St.*)

Halskrankheit, ſ. am Ende dieſ. Bds.

HALSSCHNUR, nennen die Seidenwirker diejenige Schnur, mit welcher die Schäfte an die Rahmſchnur eines Zugſtuhles gebunden werden, wenn geblümte Zeuge auf dem Kegelſtuhle mit vielen Schäften gewirkt werden. (*St.*)

HALSTEAD, ein Marktflecken in der engländiſchen Grafſch. Eſſex an der Colne und unter einem Hügel, hat eine Kirche, eine Grammaticalſchule, die viele treffliche Schüler gezogen hat, 784 Häuſer und 3280 Einw., die einen Wochenmarkt halten. Vormals war der Ort wegen ſeiner Boy- und ſonſtigen Fabrikate bekannt, aber dieſe Manufactur iſt ganz in Verfall gerathen. (*G. Hassel.*)

HALSZANGE, heißt, bei den Nadlern, eine kleine, mit zugeſpitzten Kneipen verſehene Zange, welche zum Biegen des Drahtes gebraucht wird. (*St.*)

Halt in der Muſik, ſ. Fermate.

HALTAUS (Christian Gottlob), Rektor der Nikolausſchule in Leipzig, wo er 1702 von Ältern geringen Standes geboren wurde. Schon in der erſten Jugend zeichnete er ſich durch beharrlichen Fleiß aus, und er erwarb ſich dadurch, während ſeiner akademiſchen Jahre, das beſondere Wohlwollen des Profeſſors Joh. Burch. Mencken, der ihn bei ſeinen bibliographiſchen Arbeiten, und beſonders bei der Herausgabe der Scriptor. rerum german., gebrauchte. Dadurch wurde Haltaus auf hiſtoriſch-diplomatiſche Unterſuchungen über das Mittelalter geleitet, denen er fortan alle ſeine Mußeſtunden widmete. Er kam 1734 als Tertius an gedachte Schule, erhielt 1746 das Conrectorat und 1751 das Rectorat, und ſtarb den 11. Februar 1758. Still und eingezogen hatte er immer ſeinem Berufe gelebt, und durch ſeine, mit ungemeiner Beſcheidenheit verbundene, Gelehrſamkeit und ſeinen redlichen Charakter hatte er ſich die Achtung und Liebe Aller derer erworben, die ihn kannten. Die erſte Frucht ſeines vieljährigen Forſcherfleißes war ſein, für die ſchnellere und zuverläſſigere Erforſchung der Zeitangaben in Urkunden und für die Zurückführung derſelben auf unſre Zeitrechnung wichtiges, Calendarium medii aevi, praecipue germanicum, in quo obscuriora mensium, dierum, festorum ac temporum nomina ex antiquis monumentis illustrantur, in usum historiae ac rei diplomaticae. Lips. 1729. 8.; in einer freien Überſetzung mit vielen Zuſätzen und Berichtigungen aus den ältern und neuern Zeiten (von W. F. L. Scheffer). Erlang. 1797. 4. Wenn gleich dieſes Werk mit der jetzt vorgerückten Wiſſenſchaft in keinem Verhältniſſe mehr ſteht, und auch die Überſetzung nur zum Theil die Wünſche der Kenner befriedigt *): ſo muß doch dankbar anerkannt werden, daß Haltaus ſpäteren Forſchern die Bahn gebrochen hat. Größeres Verdienſt noch erwarb er ſich durch ſein Glossarium germanicum medii aevi, maximam partem e diplomatibus, multis praeterea aliis monimentis, tam editis quam ineditis, adornatum, indicibus necessariis instructum, cum praef. J. G. Boehmii. Lips. 1758. Vol. II. Fol. zuſammmen 12. Alph. 7 Bogen. Der größte Theil des Werks war unter des Verfaſſers ſorgfältiger Aufſicht abgedruckt, und er hatte das Manuſcript ganz vollendet, als er ſtarb, daher Böhme nur die Vorrede hinzu fügen durfte. Eine umfaſſende Kenntniß der Geſchichte und Sprache des Mittelalters, die ausgebreitetſte Beleſenheit, und ein Fleiß, dem wenig oder nichts entgeht, ſetzten den Verfaſſer in den Stand, eine Arbeit zu liefern, die zur Erklärung der ältern teutſchen Sprache und Alterthümer, der mittlern Reichsgeſchichte, der Statsverfaſſung, und beſonders der Rechte und Geſetze unſers Vaterlandes ungemein viel beiträgt, und überhaupt einen Schatz von gründlichen Sach- und Worterklärungen enthält. Auch die gute lateiniſche Schreibart dient dem Werke zur Empfehlung **). (*Baur.*)

HALTDAMM, ein Damm, der in der Abſicht angelegt wird, das bei Regengüſſen von den Bergen ſtrömende Waſſer damit aufzufangen, um es ſodann nach den Sammelteichen leiten zu können. (*A. Schmidt.*)

HALTENBERGSTETTEN, eigentlich NIEDERSTETTEN genannt, ein Städtchen des Fürſten von Hohenlohe-Jartberg, unter wirtembergſcher Oberherrſchaft, im Jartkreiſe und Oberamte Gerabronn, am Vorbach, mit 1055 evangel., 292 kathol. und 175 jüd., zuſammen 1522 Einwohnern und einer Synagoge. Über dem Städtchen liegt das Schloß Haltenbergſtetten, der gewöhnliche Sitz des Fürſten von Hohenlohe-Jartberg, der das, vormals wirzburgiſche, Amt Haltenbergſtetten zur Entſchädigung für ſeinen Verluſt jenſeits des Rheins erhielt. (*Memminger.*)

HALTENKOPFF, Wilhelm, geb. im J. 1456 zu Thorn in Preußen, widmete ſich der Philoſophie und Medicin zu Leipzig, wurde daſelbſt Doctor und im Jahre 1493 Aſſeſſor der mediciniſchen Facultät, ſtiftete ein bedeutendes Stipendium für ſeine Landsleute, die Thorner, und ſtarb den 15. Jan. 1507. Von Schriften hinterließ er nichts als mehrere Diſſertationen. (*Huschke.*)

HÄLTER, oberteutſch HALTER, überhaupt ein Ort oder Raum, in welchem Etwas aufbehalten wird. Jedoch iſt es beſonders gebräuchlich zur Bezeichnung 1) des großen Gefäßes, in welches ſich das Waſſer eines Springbrunnens ſammelt (auch Waſſerhälter), 2) eines kleinen Teiches zur Aufbehaltung der zu ſpeiſenden Fiſche (Fiſchhälter), 3) eines durchlöcherten Kaſtens von gleicher Beſtimmung. Daher ein Hälterkahn und ein Hälterſchiff, Fahrzeuge zum Transport der Fiſche in einem ſolchen Kaſten. (*R.*)

---

*) Allgem. Lit.-Zeitg. 1797. Nov. Nr. 358. S. 361.

**) Die Vorrede zu dem Glossar., worin das Leben des Verfaſſers erzählt wird. Neues gel. Europa 15. Th. 806. *Reiske* de rebus ad scholam civicam D. Nicolai pertinentibus expositio. Lips. 1759. 4. p. 28. Meuſel's Lex. der verſt. Schriftſt. 5. Bd. — Das Handexemplar des Gloſſars, welches Haltaus mit beträchtlichen Zuſätzen verſah, befindet ſich in der Stadtbibliothek zu Memmingen. S. Joh. Geo. Schelhorn's Anleit. für Bibliothek. 1. Bd, 190.

Digitized by Google

HALTEREN oder HALTERN, Stadt am Einfluſſe der Stever in die Lippe, in der Standesherrſchaft Dülmen des Herzogs von Croy belegen, und zum Kreiſe Kösfeld, des preuß. Regierungsbezirks Münſter, 77¾ Meile von Berlin entlegen. Sie hat 2 kathol. Kirchen, 1 Hospital, 11 andre Stats- und ſtädtiſche Gebäude, 313 Privathäuſer, 13 Fabriken, Mühlen und Magazine, 58 Ställe und Scheunen, 1633 Einw., worunter 1568 Katholiken, 5 Evangeliſche und 60 Juden. Die Nahrung beruhet auf Woll- und Leineweberei, Strumpfwirkerei, Garnſpinnerei, Ackerbau und Brauerei, auch hat die Stadt anſehnliche Steinbrüche. *(Krug u. Mützel.)*

HÄLTERT, niederländiſcher Marktflecken, Provinz Oſtflandern, Bezirk Oudenaarden, mit 2500 Einwohn. *(van Kampen.)*

HALTKETTE, Brust-, Deichselkette, Widerhalter, iſt eine Kette drittehalb Fuß lang und ziemlich ſtark gearbeitet. Unten hat ſie einen großen Ring, welcher an die Deichſel paßt, und an derſelben vor einem ſtarken Nagel ruhet. Oben hat ſie einen kleinen Ring, der in einem Wirbel läuft, mit welchem ſie an die Laufkette im Kummete oder im Halsbande befeſtigt wird. Sie dient dazu, den Wagen zu biegen und bergab aufzuhalten. Es muß dazu das beſte Eiſen genommen werden, weil von ihrer Haltbarkeit viel abhängt. *(Schilling.)*

HALTNAGEL heißt der eiſerne Nagel, welcher hinter der Hinterachſe eines Wagens durch den Langbaum geſteckt wird, damit ſie nicht zurück weichen könne. *(Schilling.)*

HALTON, ein Marktflecken zwiſchen den Flüſſen Merſey und Weaver, nahe am Great Trunkkanal in der engl. Grafſchaft Cheſter. Ein Ort, der einſt eine beträchtliche Stadt bildete, und 2 Jahr- und einen Wochenmarkt hielt, aber ſo herunter gekommen iſt, daß er nur noch 984 Einw. zählt, die ſich kümmerlich nähren. Auf einem Hügel ſieht man noch die Trümmer eines ſtattlichen Schloſſes, das der Baronie Haulton Fee, die ſich über einen beträchtlichen Theil von Lancaſter erſtreckte, den Namen gab. *(G. Hassel.)*

HALTUNG. Dieſer Ausdruck wird ſowohl in gemeinem Leben als in den ſchönen Künſten, und bei den letztern auch, nach ihrer Verſchiedenheit, in verſchiedenem Sinne gebraucht. In dem gemeinen Leben bedient man ſich dieſes Ausdrucks zunächſt in Hinſicht des Körpers. Man verſteht darunter dann im Allgemeinen die Art, wie der aufgerichtete Menſchenkörper in dieſer Stellung ſich erhält. Dieſe Haltung aber wird theils durch den beſondern Bau des Körpers, theils durch Gewöhnung und Willkür beſtimmt. In ſofern ſie von der Freiheit abhängig iſt, beurkundet der Menſch auch ſeine geiſtige Bildung und ſeinen Charakter durch ſie. Güte und Wohlwollen, Bosheit und Tücke, Unbefangenheit und Befangenheit ſprechen ſich in ſeiner Haltung aus. Nächſtdem haben auch die Beſchäftigungen der verſchiedenen Stände auf ſie Einfluß, durch welche der Körper an gewiſſe Stellungen oder Lagen gewöhnt wird. Endlich haben auch beſondere geiſtige Zuſtände ihre eigene Haltung; was Alles von dem Menſchenkenner und Menſchendarſteller wohl beachtet werden muß. Es gibt aber im Allgemeinen eine gute und eine ſchlechte Haltung des Körpers; erſtere iſt die, welche der Natur und Würde des ſich frei ausbildenden Menſchen angemeſſen iſt, mithin eine gerade und feſte, aber doch nicht ſteife, folglich freie und leichte Haltung; letztere die ſchiefe, ſteife, ſchwerfällige ꝛc.; und die erſtere iſt daher zugleich die, welche die äußere Erziehung und Bildung des Menſchen im Auge hat; ſie gehört zu dem, was man überhaupt Anſtand nennt. Leicht iſt daher auch zu erklären, warum man dieſen Ausdruck denn auf das geiſtige Benehmen übergetragen hat, in welchem ſich das Streben der Bildung ankündigt, wenn man von freier oder von gezwungener Haltung ſpricht. Denn wenn die körperliche Haltung im lobenden Sinne, d. i. die gute, in einem ſolchen Zuſammenhalten und Tragen der Körperglieder beſteht, durch welche die Erſcheinung des Individuums als Ganzes wohlgefällig und auf eigenthümliche Weiſe wirkt: ſo beruht die lobenswerthe Haltung im geiſtigen Benehmen eines Menſchen darin, daß die Äußerungen und Handlungen deſſelben durch einen achtungswerthen Charakter beſtimmt und demſelben untergeordnet ſind. Die herrlichſte Erſcheinung aber findet Statt, wenn die körperliche Haltung, wie das geiſtige Benehmen eines Menſchen, eine Selbſtbeherrſchung durch ſittliche Ideen beurkundet, und dieß iſt die edle Haltung im vollen Sinne des Worts.

Was nun die körperliche Haltung für ſich anlangt, ſo erſcheint ſie zunächſt im ruhigen Zuſtande des Körpers, dann aber bildet ſie auch die Grundlage der Bewegung deſſelben; und ſo iſt ſie auch in Mimik und in der Tanzkunſt zu beachten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Haltung des Körpers vortheilhafter iſt, wenn die Arme beſchäftigt ſind; daher tanzten die Alten nicht gern mit leeren Händen *), und der bekannte Shawltanz erhält auch dadurch einen vorzüglichen Reiz; denn die Haltung des ganzen Körpers hängt vorzüglich von dem Tragen der Arme ab und die Franzoſen nennen die Haltung daher wohl auch maintien.

Die bildende Kunſt, in ſofern ſie den menſchlichen Körper in Ruhe und Bewegung darſtellt, beachtet dieß ebenfalls. Aber in der Malerei und Zeichnenkunſt hat dieſer Ausdruck noch eine ganz beſondere Bedeutung erhalten. Hier bezieht er ſich auf das Verhalten der auf der Fläche dargeſtellten Gegenſtände zu einander, hinſichtlich ihrer ſcheinbaren Nähe oder Ferne. Dieſe Nähe und Ferne wird vornehmlich bezeichnet durch Abſtufungen von Hell und Dunkel; folglich iſt die Haltung die richtige Bezeichnung der Nähe und Ferne der räumlichen Gegenſtände in der Zeichnung und im Gemälde durch die Grade des Hellen und Dunkeln. Sie fordert ein Hauptlicht, eine Abſonderung der verſchiedenen helleren und dunkleren Partieen, und eine Verbindung derſelben zum Ganzen. Die Haltung leiſtet folglich durch Hell und Dunkel daſſelbe, was die Perſpective durch den Contour zeigt. Hieraus iſt zu erklären, 1) warum man ſonſt dieſe Eigenſchaft chiaroscuro, clairobscur genannt hat, ob-

*) S. Museum Pio-Clement. Vol. III. p. 54.

gleich dieſer Ausdruck, ſo wie ſpäterhin der überſetzte Ausdruck: Helldunkel, eine andere Bedeutung erhalten hat; 2) warum man den Begriff der Haltung erweiternd die Darſtellung der räumlichen Gegenſtände nach ihrer ſcheinbaren Ferne und Nähe überhaupt oft Haltung genannt hat. Denn Nähe und Ferne der Gegenſtände läßt ſich auch durch die nach Regeln der Perſpective gemachte Zeichnung ausdrücken, in ſofern dieſelben nach Nähe und Ferne größer oder kleiner, ferner mit verſchiedenem, d. i. ſtärkerem oder ſchwächerem, beſtimmterem oder unbeſtimmterem Umriß, und mit mehrerer oder minderer Deutlichkeit der einzelnen Theile erſcheinen; und beides kommt in einem guten Gemälde verbunden vor. Aber auch durch Farbenunterſchiede, welche man von den Lichtgraden unterſcheiden muß, läßt ſich Entfernung der Gegenſtände bezeichnen; und ſo könnte man unter dem Ausdruck Haltung auch dieſes mit bezeichnen. Aber gewöhnlicher wird in der Theorie der Malerei die Bezeichnung der Entfernung der Gegenſtände durch Farbe, was Goethe Colorit des Orts nennt, von der Haltung in dem angegebenen engern Sinn (d. i. Bezeichnung der Entfernung durch Hell und Dunkel) unterſchieden, und Beides durch den Namen Luftperſpective von der vorhin gedachten Linearperſpective abgeſondert. Wenn dieſe Linearperſpective auf feſte Geſetze ſich zurückführen läßt, ſo iſt die Luftperſpective, und insbeſondere die Haltung im engern Sinne, weit ſchwieriger zu beobachten, da man es hier mit der veränderlichen Eigenſchaft des Lichts zu thun hat, das nach ſeiner Stärke und immer wechſelnden Richtung (Beleuchtung) die Gegenſtände verſchieden erſcheinen läßt. Und doch muß der zeichnende und malende Künſtler, der das darſtellt, was in einem Momente erſcheint, die Schatten und Lichter nach ihrer Stärke, Richtung und ihrem Verhältniſſe zu einander, kurz das Hellere und Dunklere ſo anordnen, wie es nöthig iſt, um die in verſchiedener Entfernung ſcheinbar vor uns liegenden Gegenſtände in einem Augenblicke zu überſehen. Hier kann den Künſtler nur ein geiſtvolles Studium der Natur und der muſterhaften Werke der Kunſt leiten, durch welches er auch erfahren wird, wie das verſchiedene Einfallen des Lichts die Haltung beſtimmt. Endlich iſt 3) aus dem Obigen zu begreifen, wie die Haltung im weitern Sinne erſt jedem Gemälde den Schein der Natur und Wahrheit gibt; denn durch ſie tritt das Nahe deutlich hervor, das Ferne gegen das Nähere zurück, das Runde erſcheint rund, und die Fläche wird durch ſie dem Beſchauenden zum allſeitig ausgedehnten Körper. Ohne ſie würde das Gemälde der Illuſion entbehren und nur flach und eintönig erſcheinen. Sonach hat alſo ein Gemälde Haltung, wenn alle Theile desſelben, nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Auge, auf die gehörige Weiſe erſcheinen, und insbeſondere durch Hell und Dunkel ſich naturgemäß unterſcheiden.

Analog der Malerei wird ferner der Ausdruck Haltung in andern Künſten, und ſelbſt in der Tonkunſt, der Kunſt der Zeit, gebraucht. Er bezeichnet hier das richtige und wohlgefällige Verhalten der Töne und Tonverbindungen zu einander, als verſchiedene Theile eines zu einer Wirkung hinſtrebenden Ganzen. Hiermit iſt eine gehörige Unterſcheidung der Theile des Tonwerks von einander, hinſichtlich des Quantitativen und Qualitativen der Muſik, folglich in Hinſicht der verſchiedenen Stärke- und Schwächegrade, Zeitbewegung oder Rhythmus derſelben, Tonart und Modulation, Harmonie, Grade der Ausführlichkeit der muſikaliſchen Gedanken gefordert. Ein eintöniges Muſikſtück, in welchem ſich die Haupt- und Nebenpartieen nicht nach Verſchiedenheit ihrer, durch die Idee des Ganzen beſtimmten Geltung und Bedeutung durch die angeführten Mittel von einander unterſcheiden, hat keine Haltung; und eben ſo hat der muſikaliſche Vortrag keine Haltung, wenn dieſes Verhalten mannichfaltiger Theile zu dem Ganzen bei der Ausführung nicht beobachtet wird. Auch in der Deklamazion redet man von Haltung, wenn der Vortrag einer Rede nicht bloß durch die Wahl des Tons dem herrſchenden Charakter derſelben entſpricht, ſondern auch die einzelnen Theile derſelben durch die Abwechſelungen der Stimme in Hinſicht der Stärke und Schwäche, mannichfaltige Accente, Modulation, Schnelligkeit und Langſamkeit des Sprechens gehörig von einander unterſchieden werden. Wie nun die Schauſpielkunſt Mimik und Declamazion verbindet, ſo beſteht die Haltung in der Darſtellung des einzelnen Schauſpielers in der Beobachtung des durch den darzuſtellenden Charakter geforderten Verhältniſſes der einzelnen Theile ſeiner Darſtellung, ſowohl mittels der Geberden im umfaſſenden Sinne (worunter auch die oben gedachte Haltung des Körpers gehört), als auch des recitirenden Vortrags, und beider in Beziehung auf einander. Die Haltung betrifft ſonach a) die Anlage oder Grundlage des Charakters, wodurch die ganze Darſtellung Einheit empfängt. Sie zeigt ſich in der Feſthaltung eines gewiſſen herrſchenden Grundzuges, der durch Sprache und Geberde veräußert wird; und dieſe Conſequenz iſt es, die hier oft vorzugsweiſe Haltung genannt wird; b) das Verhalten der untergeordneten Theile der Rolle zu einander und zum Ganzen. Hiernach werden einzelne Äußerungen des Charakters durch Rede und Mimik mehr oder weniger hervorgehoben, andre läßt man fallen, oder behandelt ſie leichter, wenn ſie etwas weniger Weſentliches ausdrücken. Ein falſches Pathos aber hebt Alles hervor, und wird dadurch unnatürlich und eintönig. Leben und Wahrheit aber zeigt ſich in der bedeutſamen Vertheilung von Licht und Schatten.

Nun wird auch deutlich ſeyn, was man unter poetiſcher Haltung verſteht. Die Haltung eines Gedichts umfaßt Charaktere, Begebenheiten, Gefühle und Gedanken. Sie beſteht darin, daß, was beim Leſen oder bei dem Vortrage des Gedichts vorzüglich in das Bewußtſeyn gefaßt werden ſoll, von dem Dichter durch die entſprechenden Zeichen in der Einbildungskraft erregt werden, Anderes aber, worauf unſere Vorſtellung weniger verweilen ſoll, nur leicht angedeutet; das endlich, wovon wir ganz abſehen ſollen, in der Erinnerung nicht berührt, ja durch entgegen ſtehende Vorſtellungen entfernt werde. Auch hier alſo treten uns die Gegenſtände mehr oder minder nahe, oder ſie entfernen ſich aus dem Kreiſe un-

Digitized by Google

ſers Bewußtſeyns, und dieß Alles nach Maßgabe ihres Verhältniſſes zu der in dem Ganzen darzuſtellenden Idee. (*A. Wendt.*)

HALTWHYSTLE, ein Marktflecken am ſüdlichen Tyne in der engländiſchen Grafſch. Northumberland; gut gebauet mit 104 Häuſern und 751 Einw., die vielen Boy fabriziren, einen Wochenmarkt halten und eine ſtarke Durchfuhr haben. In der Nachbarſchaft ſieht man die Trümmer der vormaligen Gränzfeſte Thelwall. (*G. Hassel.*)

HALUNS, eine der alten Städte des Peloponneſos, die in Arkadien im SW. von Naſos und in der Nähe des Fluſſes Ladon gelegen und einen Tempel der eleuſiniſchen Demeter gehabt hatte, aber ſchon ſo früh zerſtört oder eingegangen iſt, daß die helleniſchen Geographen den Zeitpunkt nicht weiter beſtimmen. (*H.*)

HALURGIE, SALZWERKSKUNDE, eine auf wiſſenſchaftlichen Grundſätzen beruhende Kunſt, welche die Regeln umfaßt, nach welchen das ſalzſaure Natron, oder Kochſalz, in der Natur aufzuſuchen, zu gewinnen und in einem für den Haushalt und die Gewerbe brauchbaren Zuſtande darzuſtellen iſt. Man kann ſie als einen Zweig der allgemeinen Bergbaukunde betrachten, wenn man nämlich unter dieſer denjenigen Theil der producirenden Induſtrie verſteht, der ſich mit der Gewinnung der anorganiſchen Naturproducte beſchäftigt.

Das Kochſalz iſt nicht nur, wie bekannt, für jede Haushaltung unentbehrlich, ſondern es wird auch bei vielen Gewerben, zum Theil in ſehr beträchtlichen Maſſen, verwendet. Es ergibt ſich hieraus die große Wichtigkeit der Halurgie. Die vortheilhafte Gewinnung des Kochſalzes erfordert überdieß ſehr ins Große gehende Anlagen und Summen zu deren Herſtellung, wie ſie faſt nur dem State zu Gebote ſtehen. Dieß und eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit der Kochſalzgewinnung, bei der ſich die Concurrenz leicht ausſchließen, und ſomit eine willkürliche Erhöhung der Verkaufspreiſe bewerkſtelligen läßt, iſt der Grund, weßwegen ſich die meiſten Staten die Production des Kochſalzes vorbehalten, und ſie zu einer ergiebigen Quelle des öffentlichen Einkommens gemacht haben.

So drückend die, durch die zum Theil unverhältnißmäßigen Verkaufspreiſe gegen die Productionskoſten bewirkte hohe indirecte Steuer in gewiſſen Staten ſeyn mag, ſo wenig kann geläugnet werden, daß die Halurgie dem Umſtand, daß der Stat der Producent des Kochſalzes iſt, die jetzige hohe Stufe ihrer Ausbildung hauptſächlich zu verdanken hat. Ein Blick auf die wenigen Salinen, die ſich noch in Privathänden befinden, beſtätigt die Wahrheit dieſer Behauptung.

In Bezug auf die mannichfaltigen Kenntniſſe, auf welchen die vortheilhafte Gewinnung des Kochſalzes beruht, behauptet die Halurgie eine der erſten Stellen in der Reihe wiſſenſchaftlicher Künſte. Die Aufſuchung des Kochſalzes in der Natur, die bergmänniſchen Vorarbeiten zu ſeiner Gewinnung, die Herſtellung der mannichfaltigen Maſchinen, der Soolenleitungen, Waſſerbaue und Gebäude, die Gradirung, Siedung und Benutzung der Abfälle fordert eine ſehr vielfache Anwendung mathematiſcher, geognoſtiſcher, bergmänniſcher, phyſikaliſcher, bauwiſſenſchaftlicher und anderer Kenntniſſe.

Das Kochſalz findet ſich in der Natur theils in feſter Geſtalt (als Steinſalz), theils aufgelöſt im Waſſer des Meeres, vieler Landſeen und Quellen (als Soole). Man kann demnach die Halurgie in zwei Haupttheile zerlegen, wovon der eine die Gewinnung des Steinſalzes, der andere die Gewinnung des Soolſalzes in ſich begreift. Von beiden gibt das Folgende eine kurze Überſicht:

1) Steinſalzgewinnung. Die Gewinnung des Steinſalzes kann auf eine unmittelbare und auf eine mittelbare Art geſchehen. Die unmittelbare Gewinnung des Steinſalzes findet Statt, wenn es ſich in großen reinen Maſſen findet. Da ſie durch einen bergmänniſchen Abbau geſchieht, ſo gehört ſie, und alle darauf gerichteten Arbeiten ſpeciell der eigentlichen Bergbaukunſt an. Bilden die Steinſalzlager nicht große reine Maſſen von Steinſalz, ſondern, wie es ſehr oft der Fall iſt, ſehr verworrene Gemenge von Thon, Gips und Steinſalz, aus denen ſich das letztere auf eine mechaniſche Art nicht mit Vortheil abſondern läßt: ſo muß man ſich der mittelbaren Gewinnungsart bedienen. Dieſe beſteht in der Hauptſache darin, daß man Waſſer auf die unreine Steinſalzmaſſe leitet, ihr dadurch den Kochſalzgehalt entzieht, und ſonach eine künſtliche Soole bildet, welche, nachdem ſie geſättigt iſt, zur Darſtellung des Kochſalzes nach den dazu beſtimmten Anſtalten abgeleitet wird.

Das merkwürdigſte Beiſpiel einer rein bergmänniſchen Gewinnung des Steinſalzes liefert uns das Steinſalzbergwerk zu Wielizka in Polen.

Seit dem 13ten Jahrhundert baut man daſelbſt auf drei über einander liegenden abgeplatteten Steinſalzmaſſen, welche zur Formation des Alpenkalkſteins gehören, und einen Theil jenes unermeßlichen Steinſalzlagers bilden, das mit Wielizka und Bahnia anhebt und faſt ohne Unterbrechung gegen 150 Meilen auf dem nördlichen Abfalle der Karpathen fortſetzt. Die Lagerſtätte geht nicht zu Tage aus, ſondern iſt gegen 30 Lachter hoch mit Gerölle, Gips und Salzthon bedeckt, zum Liegenden hat es ein Gemenge von verhärtetem Thon und dichtem Gips, das Streichen derſelben iſt von Süden nach Norden, das Fallen 40° bis 60° gegen Weſten. In erſterer Richtung erſtreckt ſich der Grubenbau ungefähr 800 Lachter, in der zweiten 1500 Lachter. Wielizka liegt 260 Meter über dem Meere, und man iſt mit dem Grubenbau gegen 50 Meter unter den Spiegel desſelben gekommen.

Die ganze Tiefe der Grube iſt in drei Stockwerke oder Soolen getheilt, von denen die erſte 40, die zweite 73 und die dritte 120 Lachter unter Tage liegt. Von dieſen Soolen aus hat man Strecken in die Steinſalzmaſſe getrieben, welche nach allen Richtungen laufen, und an ſolchen Orten, wo man damit reiche Salzpunkte antraf, Abbaue in Geſtalt großer Weitungen angelegt, deren Zahl ſich auf 230 beläuft. Auf der erſten Soole befindet ſich eine ſolche Weitung, welche die Benennung Camera Closky führt, und 30 Lachter weit und 57 Lachter

Digitized by Google

hoch ſeyn ſoll. Die allzu große Ausdehnung der Baue, und ihre unzweckmäßige Anlage hat in früherer Zeit Brüche veranlaßt, welche ſehr traurige Folgen gehabt haben.

Eine bereits an ihrer vordern Seite frei gemachte Steinſalzmaſſe abzubauen, haut man mehrere ſenkrechte, gegen 3 Fuß breite und 20 Zoll tiefe Einſchnitte in dieſelbe, und theilt ſie dadurch in Pfeiler von etwa 3 Fuß Breite. Eben ſo macht man an der Sohle einen 20 Zoll tiefen Einſchnitt. Da der Abbau ſtroſſenweiſe geſchieht, ſo iſt auch gewöhnlich die obere Seite der Pfeiler frei. Sind die Pfeiler auf dieſe Art vorgerichtet, ſo ſtellen ſich die Häuer in die Einſchnitte und treiben ſie mit eiſernen Keilen von der übrigen Salzmaſſe los, worauf ſie in Stücke geſchlagen und zu Tage gefördert werden.

Die Streckenförderung geſchieht durch Pferde und Wagen, die Schachtförderung durch Pferdegöpel mittels aus Stricken geflochtener Säcke.

Die drei über einander liegenden Stockwerke der Grube ſind mit einander durch 18 Schächte, von denen aber nur 10 fahrbar ſind, in Verbindung gebracht. Keiner dieſer Schächte führt vom Tage nieder bis zum Geſenke hinab. Tageſchächte ſind nur ſechs vorhanden. Sie werden zur Förderung und zum Anfahren gebraucht. Einer von ihnen, der Lesko-Schacht, iſt mit einer in das Geſtein gehauenen und mit Mauerwerk umgebenen Wendeltreppe verſehen, welche 470 Stufen hat, und nur für hohe Perſonen zum Anfahren bis auf die erſte Soole beſtimmt iſt.

Da die Grube faſt ganz trocken iſt, ſo hat man auch keine Waſſerloſungsſtollen anzulegen für nöthig gefunden. Das wenige Waſſer, welches in obern Teufen vorkommt, wird im Wadnagora-Kunſtſchacht mittels lederner Säcke zu Tage gehoben.

Die Salzförderung beträgt jährlich $1\frac{1}{2}$ Million Zentner. Die Productionskoſten eines Zentners, mit Einſchluß der Verpackung, belaufen ſich auf $38\frac{1}{2}$ Kreuzer Bancozettel.

Das bei der Grube angeſtellte Arbeitsperſonale beſteht aus 600 Mann.

Auf ähnliche Art, wie zu Wielizka, geſchieht die Steinſalzgewinnung zu Bahnia, das jährlich gegen 300,000 Ztr. Steinſalz liefert.

Über den Steinſalzbergbau zu Wielizka und Bahnia findet man das Nähere in Lempe und andern unten angezeigten Schriften. [1])

Wie das Steinſalzbergwerk zu Wielizka für die Steinſalzgewinnung durch bergmänniſchen Abbau, ſo mag der Dürrenberg bei Hallein im öſtreichſchen Salzkammergut als ein Beiſpiel für die Gewinnung des Steinſalzes mit Hilfe des Waſſers dienen.

Die Steinſalzmaſſe, welche daſelbſt ſeit dem 12ten Jahrhundert der Gegenſtand eines berühmten Bergbaues iſt, ſoll ſich nach einigen Geognoſten ohne Unterbrechung bis nach dem ſüdweſtlich liegenden Berchtesgaden erſtrecken, und den Salzquellen der nordweſtlich von Hallein liegenden Saline Reichenhall ihre Entſtehung geben. Sie wird, wie jene von Wielizka, zur Formation des Alpenkalkſteins gerechnet.

Die Halleiner Steinſalzmaſſe iſt ein ſo äußerſt verworrenes Gemenge Thon, Gips und Steinſalz, daß die Abſcheidung des letztern von der tauben Gebirgsart auf mechaniſchem Wege durch eine Art Klaubearbeit ſehr umſtändlich, ja bei einem großen Theil der Maſſe ganz unmöglich ſeyn würde. Man hat daher ſchon in ſehr früher Zeit das Steinſalz in der Grube ſelbſt durch Auflöſung mittels Waſſers von der unhaltigen Gebirgsart auf einem kürzern Wege zu trennen geſucht. Man teufte zu dem Ende Schächte bis auf das Salzgebirge ab, füllte ſie mit Waſſer, und hob dieſes, wenn es ſich nach einiger Zeit mit Steinſalz geſättigt hatte, wieder zu Tage, um es nach den Siedehäuſern zu leiten. Dieſe unvollkommene und regelloſe Benutzung des Salzgebirges veranlaßte in ſpätern Zeiten immer mehr Verbeſſerungen, bis man endlich zu der jetzigen, dem Zwecke ſehr angemeſſenen, Betriebsmethode gelangte, welche, ohne hier ins Detail einzugehen, folgende iſt.

Man richtet an ſalzreichen Punkten des Gebirges, das man dazu durch neun Sohlen oder Stollen in eben ſo viel über einander liegende Abtheilungen gebracht hat, Weitungen (Sinkwerke, Wehre, Sulzenſtücke) vor, in die man durch flache Schächte (Ankehrſchürfe) das über Tage geſammelte Quellwaſſer mittels hölzerner Röhrenfahrten leitet. Die ſo mit Waſſer, welches einen immerwährenden angemeſſenen Zufluß erhält, angefüllten, Anfangs nicht ſehr großen Weitungen erweitern ſich, indem das Waſſer die Salztheile des Gebirges auflöſt, und die erdigen zu Boden fallen läßt, nach und nach, vorzüglich an der Decke (dem Himmel) ſehr beträchtlich. Hat man nun auf dieſe Art eine hinlängliche Menge von geſättigter Soole erhalten, ſo unterbricht man den Zufluß des Waſſers, und läßt ſie, damit ſie ſich kläre, noch eine Zeit lang im Sinkwerke ſtehen. Hierauf leitet man ſie durch einen an der Sohle des Sinkwerks angebrachten Abzug (Wehrkaſten, Abgangsſchurf) auf eine der neun vorhandenen Sohlen und von da nach den zu ihrer Aufnahme beſtimmten Behältern (Sulzenſtücken zu Hallein), wo ſie die erdigen Theile vollends abſetzt.

Die Sinkwerke erfordern, wegen der großen Erweiterung, die ſie nach und nach erhalten, und der geringen Feſtigkeit des Gebirges, ſehr viele Vorſicht und eine ganz genaue Lokalkenntniß zu ihrer Anlage. Man vermeidet es beſonders, ein Sinkwerk gerade unter oder über ein anderes anzulegen, oder läßt wenigſtens ein 5 bis 6 Lachter mächtiges Mittel zwiſchen beiden ſtehen. Eine allgemeine Regel iſt ferner die, kein Sinkwerk näher an das andere, als in 15 Lachter ſohliger Entfernung anzulegen.

1) Lempe's Magazin für Bergbaukunſt, 8r Bd S. 44—71. Journal des mines, 126r Bd. p. 81 u. f. (1808). v. Leonhards Taſchenbuch für Mineralogie, XIII. 1 Abth. S. 254 u. f. Villefoſſe, über den Mineralreichthum, teutſch von Hartmann, Sondershauſen 1822. Bd 2. S. 453 u. f.

Digitized by Google

Es ſind im Dürrenberge 35 Sinkwerke vorhanden. Die größern, welche nur alle drei bis fünf Jahre mit Waſſer angefüllt (angekehrt) werden, faſſen 202,311 Kubikfuß Soole, ein Quantum, welches hinreichend iſt, eine Siedepfanne neun Wochen lang im Betriebe zu erhalten und 36,000 Ztr. Salz zu liefern. Die kleinern werden des Jahres wohl zwei bis drei Mal angekehrt. Vor dem jedesmaligen Ankehren wird der zu Boden gefallene Letten hinweg geſchafft.

Die neun Sohlen, durch welche, wie oben erwähnt, der Dürrenberg in eben ſo viel Abtheilungen (Berge) gebracht worden iſt, ſtehen durch flache Schächte mit einander in Verbindung. Ein Theil dieſer zahlreichen Schächte dient dazu, Tagewaſſer mittels Röhrenfahrten in die Sinkwerke zu leiten; andere ſind bloß der Verbindung und des Anfahrens wegen da, noch andere, die ſo genannten Schüttpütten oder Bergrollen gebraucht man dazu, den aus dem Sinkwerke heraus geſchafften unhaltigen Latten (Säuberberg, Unberg) in andere Reviere des Berges zu bringen, wo geräumige Plätze (Faßſtätte) zu ſeiner Aufnahme vorgerichtet ſind.

Die zur Einführung der Tagewaſſer in die Grube dienenden Schächte heißen zu Hallein Tageſchürfe.

Von den neun Hauptſtollen aus ſind Nebenſtollen oder Flügelörter (Schachttritte zu Hallein) ins Gebirge getrieben, theils der Verbindung zwiſchen den einzelnen Sinkwerken wegen, theils zur Ableitung der Grubenwaſſer. Das letztere iſt um ſo nothwendiger, da die ſich ſelbſt überlaſſenen Grubenwaſſer leicht Abätzungen an Stellen bewirken können, wo ſie die gefährlichſten Folgen haben.

Außer den Schachttritten werden noch andere ſtollenartige Räume (Probieröfen) in das Gebirge getrieben, mit welchen man die Aufſuchung bauwürdiger Punkte bezweckt.

Die Gewinnung des Kochſalzes aus der in den Reſervoirs aufbewahrten Soole geſchieht in den Siedehäuſern, welche mit denen auf Salinen, welche ſich mit der Gewinnung des Kochſalzes aus natürlichen Soolen beſchäftigen, in der Hauptſache dieſelbe Einrichtung haben.

Das bei dem Halleiner Bergbau angeſtellte Perſonale beſteht aus 10 Beamten und Officianten und aus 300 Bergleuten.

Die jährliche Kochſalzproduction erreicht eine Höhe von 400 bis 450 tauſend Zentnern [2]).

Bei der Errichtung mehrerer Salinen (Jaxtfeld, Wimpfen, Rauheim), welche die Entdeckung einiger Salzlager in Südteutſchland zur Folge gehabt hat, iſt eine Gewinnungsart des Steinſalzes in Anwendung gekommen, die mit jener älteſten Halleiner ſehr viele Ähnlichkeit hat. Der Unterſchied zwiſchen beiden beſteht nur darin, daß man jetzt, ſtatt eines Schachtes, ein oder mehrere Bohrlöcher bis auf das Steinſalzgebirge niederbringt. Die gehörig erweiterten Bohrlöcher ſetzt man mit zuſammen geſchweißten eiſernen Röhren ſo aus, daß zwiſchen dem äußern Umfange dieſer und der Wand des Bohrloches ein Zwiſchenraum bleibt. Durch dieſen kann nun das, entweder aus dem Bohrloche ſelbſt kommende, oder hinein geleitete Waſſer bis auf das Steinſalzgebirge hinab gelangen und dort die beabſichtigte Auflöſung des Steinſalzes bewirken. Die entſtehende künſtliche Soole wird durch eine in der Bohrröhre angebrachte Saugpumpe gewöhnlich durch ein Laufrad betrieben, zu Tage gehoben [3]).

2. Gewinnung des Soolſalzes. Man kann den techniſchen Theil der Soolſalzgewinnung in vier Abſchnitte zerlegen: in die halurgiſche Grubenbaukunſt, die Soolförderung, die Aufbereitung (Gradirung), und die halurgiſche Hüttenkunde (Siedung).

In Beziehung auf das Vorkommen der natürlichen Soolen zerfällt die Soolſalzgewinnung in die Seeſalzgewinnung und die Quellſalzgewinnung.

a) Seeſalzgewinnung. Die Gewinnung des Kochſalzes aus dem Meerwaſſer und den ſalzigen Landſeen ſetzt keine bergmänniſchen Vorarbeiten voraus, und iſt im Allgemeinen unter allen Gewinnungarten des Kochſalzes diejenige, welche den wenigſten Schwierigkeiten unterworfen iſt.

In ſüdlichen Ländern geſchieht die Gewinnung des Kochſalzes aus dem Meerwaſſer auf eine ſehr einfache Art. Man richtet an niedrigen Stellen der Seeküſte eine Art Baſſin vor, das während der hohen Flut ſich mit Seewaſſer füllen kann. Das durch die Verdunſtung des Waſſers ſich am Boden des Baſſins niederſchlagende Salz ſammelt man und ſchafft es vor der Wiederkehr der hohen Flut hinweg, worauf das nämliche Verfahren wiederholt wird. Faſt noch leichter macht ein heißes Klima die Gewinnung des Kochſalzes aus ſalzigen Landſeen, an denen bekanntlich Aſien einen vorzüglichen Reichthum beſitzt. Gewöhnlich bleibt dabei nichts weiter zu thun übrig, als das Salz an den Ufern, wo es ſich beſonders während der heißen Jahreszeit niederſchlägt, auszuſtechen.

In kalten Ländern bringt man, um das Seeſalz zu gewinnen, entweder den ſalzhaltigen Meerſand, von Stellen genommen, wohin nur von Zeit zu Zeit die hohe Flut gelangt, in beſonders dazu eingerichtete Gebäude (Dophierwerke), und macht daraus durch Auslaugung mittels Seewaſſers eine geſättigte Soole, die man in eiſernen oder bleiernen Pfannen verſiedet, oder man hebt das Seewaſſer aus einer beträchtlichen Tiefe, wo es ſalzreicher iſt, und leitet es, wenn man es keiner weitern Vorarbeit unterwirft, ſogleich zur Verſiedung nach den dazu beſtimmten Anlagen.

Beträchtliche Seeſalzwerke befinden ſich unter andern zu Mount und St. Michael an der Küſte der Normandie. Bedeutend ſind auch die Salinen an der Küſte

2) S. v. Molls Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 1. Bd S. 199 — 290. Villefoſſe, a. a. O. 2 Bd. S. 401 — 437.

3) S. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerkk., Heidelberg u. Leipz. 1824. S. 453 — 542.

Digitized by Google

des adriatiſchen Meeres. Portugal und Spanien, welches letztere außerdem noch das unerſchöpfliche Steinſalzlager von Cardona in Catalonien beſitzt, gewinnen nicht nur hinlänglich Seeſalz zu eigenem Bedarf, ſondern führen auch noch beträchtliche Maſſen nach Holland und den nordiſchen Reichen aus.

Zuweilen reichert man auch das Meerwaſſer durch unreines Steinſalz an, und verſiedet es dann. Anſtalten, worin dieſes geſchieht, ſind zu Dungron und Liverpool in England.

In Holland ſind mehrere Etabliſſements, in denen das unreine Seeſalz aus Portugal, Spanien und Frankreich durch nochmaliges Auflöſen mittels Seewaſſers und Verſiedens raffinirt wird. Die vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art ſind zu Alkmar, Harlem und Leiden. (S. Seeſalz und Seeſalzgewinnung.)

b) Quellſalzgewinnung. Wenn Teutſchland im Allgemeinen die Wiege der Bergbaukunſt genannt zu werden verdient, ſo iſt es auch insbeſondere die Halurgie, welche den Teutſchen den jetzigen Grad ihrer Vollkommenheit faſt allein zu verdanken hat. Ganz insbeſondere gilt dieſes von der Quellſalzgewinnung, welche wegen der Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der dazu erforderlichen Anlagen und Arbeiten der intereſſanteſte, aber auch der ſchwierigſte Theil der Halurgie iſt.

Der bei weitem größte Theil des Kochſalzes wird in Teutſchland aus Soolquellen erzeugt. Die Anzahl der bekannten Soolquellen Teutſchlands ſchätzt man auf 1000, aber nur ein kleiner Theil derſelben iſt der Gegenſtand der Benutzung von einigen achtzig Salinen, die übrigen bleiben wegen zu geringen Kochſalzgehaltes, oder aus Mangel an Abſatz, unbenutzt.

Alle Soolquellen enthalten, außer dem Kochſalze, noch andere Salze und Erden in ſich aufgelöſt. Beimiſchungen, welche man beſonders häufig in den Soolquellen antrifft, ſind: ſchwefelſaures Natron, kohlenſaurer, ſalzſaurer und ſchwefelſaurer Kalk, kohlenſaure Talkerde und Eiſenoxyd. Der Kochſalzgehalt ſelbſt iſt höchſt verſchieden. Einige der benutzten Quellen ſind ſo ſchwach, daß die Salzigkeit derſelben kaum durch den Geſchmack wahrzunehmen iſt, während andre vollkommen mit Kochſalz geſättigt ſind. Dieſer mehr oder weniger reiche Kochſalzgehalt iſt es vorzüglich, der die Gewinnung mehr oder weniger ſchwierig und koſtbar macht. Je ärmer die Soolen ſind, deſto größer müſſen verhältnißmäßig die Anlagen zur Gradirung, deſto bedeutender die Maſchinenkräfte, deſto weitläufiger die Soolleitungen und deſto raffinirter die Ökonomie auf den ſie bearbeitenden Salinen ſeyn. Dieſe ſind es daher auch, auf welchen für den Mann vom Fach am mehrſten zu lernen iſt.

Die Gewinnung der Soolquellen muß in den meiſten Fällen durch bergmänniſche Arbeit unter Tage vorbereitet werden, denn nur ſelten entſpringen ſie über Tage mit einem ſehr reichlichen Kochſalzgehalt. In dieſem Falle bedürfen ſie nur einer guten Faſſung zum Schutz gegen die Tagewaſſer und Verunreinigung.

Um Soolquellen aufzuſuchen und zu gewinnen, teufte man früher Schächte ab, und zimmerte dieſe, wenn man eine benutzbare Quelle angehauen hatte, möglichſt dicht aus, um die wilden Waſſer abzuhalten. Jetzt hat man eingeſehen, daß eine ſolche Abdammung der wilden Waſſer unnöthig und auf die Dauer unmöglich iſt. Die Soolquellen werden nur durch den Beitritt der aus den darüber liegenden Klüften herkommenden ſüßen Waſſer geſchwächt, in der Nähe der Schachtſohle aber bleiben ſie unverändert. Läßt man daher die Soole durch Pumpen, welche keine Unterbrechung haben, von der Sohle des Schachtes weg bis zu Tage heben, ſo hat man von den wilden Waſſern durchaus nichts zu befürchten. Statt der Schächte bedient man ſich jetzt häufiger der Bohrlöcher zur Aufſuchung und Gewinnung der Soolquellen.

Zuweilen ſteigen die mit einem Schacht angehauenen oder erbohrten Soolquellen durch natürlichen Druck zu Tage, oder bis zu einer gewiſſen Höhe im Schacht oder Bohrloche. Ein merkwürdiges Beiſpiel hiervon liefert der Soolſchacht zu Dürrenberg, in welchem die am 15. Sept. 1762 in einer Tiefe von 790 Leipz. Fuß angehauene Soolquelle mit einer ſolchen Gewalt in die Höhe ſtieg, daß ſie den 78,800 Kubikfuß haltenden Schacht in Zeit von $3\frac{1}{2}$ Stunde anfüllte, und ſodann durch die Röſche in die benachbarte Saale ablief.

Solche ſtark aufſteigende Quellen gewähren außer dem Vortheil, die Soole gar nicht, oder nur aus einer geringen Tiefe bis zu Tage heben zu dürfen, noch den ſehr bedeutenden, daß man durch Niedertreiben des Soolſpiegels das Soolquantum, welches ſie freiwillig liefern, bei einer Statt findenden Erweiterung der Saline vermehren kann. Das Soolquantum, welches die dürrenberger Soolquelle bei freiwilligem Ausfluſſe aus der Röſche liefert, beträgt, den öfters angeſtellten Verſuchen nach, 66,000 bis 79,000 Kubikzoll; wird aber der Soolſpiegel im Schacht durch die vorhandenen Pumpen bis zu einer Tiefe von 24 Fuß unter der Röſche abgewältigt: ſo erhält man dem jetzigen Bedürfniß gemäß über das Doppelte, nämlich 165,888 Kubikzoll.

Die Maſchinen, deren man ſich zur Gewinnung der Soolquellen bedient, ſind Saug- oder Druckwerke, die durch Waſſerräder, Dampfmaſchinen, Windräder oder auch durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt werden; das letztere beſonders bei der Soolförderung aus Bohrlöchern, die gewöhnlich nur einen geringen Durchmeſſer haben.

Der Gehalt der zu Tage geförderten Soole entſcheidet, ob ſie ſogleich durch die Siedung zu Gute gemacht werden kann, oder nicht. Der Gehalt, den eine Soole haben muß, um ſiedewürdig zu ſeyn, richtet ſich zwar nach den Umſtänden, doch kann man als eine Regel, die wenigen Ausnahmen unterworfen iſt, annehmen, daß eine Soole 16 pCt. Kochſalz enthalten muß, wenn ſie mit dem größten ökonomiſchen Vortheil durch Siedung zu Gute gemacht werden ſoll. Ärmere Soolen zur Verſiedung zu bringen iſt wegen des außerordentlichen Holzaufwandes, den dieſe erfordert, nicht anzurathen.

Digitized by Google

Die verſchiedenen Hilfsmittel, durch welche ärmere Soolen ſiedewürdig gemacht werden, ſind es, welche man unter der Aufbereitung, oder, welches der mehr halurgiſche Ausdruck iſt, unter der Gradirung verſteht.

Alle eigentlichen Gradirungsmethoden kommen darin überein, daß dabei ein Theil des in der Soole befindlichen Waſſers, entweder in feſter Form, oder in Gasform abgeſchieden wird.

Für die Abſcheidung des Waſſers in feſter Form hat man nur eine einzige Gradirungsart: die Eisgradirung.

Es iſt bekannt, daß die beim Gefrieren einer ſalzigen Auflöſung ſich bildende Eisdecke faſt nur aus ſüßem Waſſer beſteht, während der flüſſig gebliebene Rückſtand den bei weitem größten Theil des vorher in der ganzen Auflöſung befindlich geweſenen Salzgehaltes in ſich aufgenommen hat. So leicht anwendbar dieſe Erfahrung auf die Gradirung der Soolen zu ſeyn ſcheint, ſo wenig verdient ſie jedoch in dieſer Beziehung die Beachtung des Salinenmannes. Der Effect der Eisgradirung iſt bei einiger Maßen reichen Soolen in Verhältniß zu den dazu nöthigen weitläufigen Anlagen und zu der Arbeit, welche das Abeiſen verurſacht, höchſt unbedeutend. Selbſt in ſehr kalten Ländern hat dieſe Gradirungsart nicht glücken wollen, wie die Verſuche auf dem Salzwerke zu Wallöe in Norwegen gelehrt haben.

Weit wichtiger ſind die verſchiedenen Gradirungsarten, durch welche man eine Abſcheidung des Waſſers in Gasform bezweckt, und zwar durch Verdunſtung an der Luft und Sonne (Verdunſtungs- oder Evaporationsgradirung).

Da es bei der Verdunſtungsgradirung hauptſächlich darauf ankommt, der Einwirkung der Luft und Sonne ſo viel Soolfläche als möglich entgegen zu ſetzen: ſo hat man dieß, mit mehr oder weniger Erfolg, durch mannichfaltige Vorrichtungen zu erreichen geſucht, von denen die Sonnengradirung, die Tafelgradirung, die Dachgradirung und die Dorngradirung die bemerkenswertheſten ſind.

Die Sonnengradirung beſteht darin, daß man die Soole in großen flachen Behältern der Verdunſtung an der Luft und Sonne ausſetzt. Dieſe Gradirungsart iſt wegen des ungeheuern Raumes, den die Anlage der Behälter fordert, und wegen der beträchtlichen Koſten derſelben, nie zur wirklichen Anwendung gekommen. Verſuche, die Sonnengradirung zur Ausbringung des Kochſalzes aus einer ſchon ſiedewürdigen Soole anzuwenden, ſind zu Artern gemacht worden. Allein die großen Koſten der dazu nöthigen Anlagen ſtehen dieſer Gewinnungsart ſehr entgegen. Man berechnet die Größe der Behälter zur Production von jährlich 100,000 Zentner Salz, bei Anwendung der Sonnengradirung, auf 100 Morgen Land, und die Koſten der Anlage auf 1,800,000 Gulden [4]).

4) ſ. v. Langsdorf a. a. O. S. 546.

Die vom Hrn. von Baader vorgeſchlagene Tafelgradirung hat, wie die Sonnengradirung, jetzt nur noch geſchichtliches Intereſſe. Die Vorrichtung dazu beſteht aus 18 Fuß langen und 6 Fuß breiten, aus Brettern dicht zuſammen gefügten Tafeln, die mit 2½ Zoll hohen Rändern verſehen ſind, und in einer Entfernung von 18 Zoll unter einander liegen. Die mit Soole 2 Zoll hoch bedeckten Tafeln bieten der Einwirkung der Luft allerdings eine große Oberfläche dar, allein der Effect der Tafelgradirung bleibt dennoch ſehr hinter dem der jetzt allgemein gebräuchlichen Dorngradirung zurück.

Das Weſentlichſte dieſer Gradirungsart, deren Einführung in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts man dem Berghauptmann Graf Waitz von Eſchen verdankt, iſt folgendes.

Über einem Behälter von angemeſſener Breite und Tiefe errichtet man eine Dornenwand, oder zwei einander parallele, am beſten von nicht zu altem Schwarzdorn, und legt unter ſie, der ganzen Länge nach, einen oder zwei hölzerne Kaſten (Soolkaſten, Kandeln), die, wenn kein natürlicher Fall vorhanden iſt, durch Maſchinen mit der zur Gradirung beſtimmten Soole angefüllt werden können. Zur Seite dieſer Kaſten legt man ſchmale, mit Einſchnitten verſehene Rinnen (Tropfrinnen), welche, wenn ſie aus den mit Hähnen verſehenen Soolkäſten Zufluß erhalten, die Soole tropfenweiſe in die Dornenwand träufeln laſſen. Wie ſtark man die zu beiden Seiten der Soolkaſten befindlichen Hähne öffnet, hängt von der Stärke und Richtung des Windes und andern Umſtänden ab.

Auf ihrem Wege durch die Dornenwand wird die Soole durch das Fallen von Reis zu Reis in ſehr kleine Theile zerſchellt und erleidet durch die Einwirkung der durch die Dornenwand ſtreichenden Luft eine mehr oder weniger ſtarke Verminderung ihres Volumens. Der Reſt ſammelt ſich im untern Soolbehälter.

In den meiſten Fällen muß die ein Mal gradirte Soole noch einer mehrmaligen Gradirung unterworfen werden, bevor ſie die verlangte Stärke erhält. Es iſt daher in der Regel die ganze Gradirung in Fälle abgetheilt, von denen jeder für ſich zur nochmaligen Gradirung der ſchon ein, zwei, drei oder mehrere Male gradirten Soole gebraucht wird.

Der gute Erfolg der Dornengradirung, wie jeder andern Verdunſtungsgradirung, hängt ſehr von der Witterung ab. Feuchte Luft, Windſtille und Froſt können ſie ganz unwirkſam machen. Während des Winters, an regneriſchen Tagen und des Nachts kann daher in der Regel gar nicht gradirt werden.

Auf ihrem Wege durch die Dornen ſetzt die Soole auch einen großen Theil der mit ihr verbundenen erdigen Beſtandtheile ab, und es findet alſo auch in dieſer Hinſicht bei der Dornengradirung, mehr als bei jeder andern, eine Soolenveredelung Statt. Die Dornen erhalten indeſſen nach und nach einen ſo ſtarken Überzug (Dornenſtein), daß die Gradirung durch den verhinderten Durchzug der Luft ſehr ſchlecht von Statten

Digitized by Google

geht. Es müſſen daher die alten unbrauchbaren Dornenfaſchinen nach einer gewiſſen Reihe von Jahren mit neuen ausgewechſelt werden.

Der von den alten Dornen abgeſchlagene und gepochte Dornenſtein wird gewöhnlich von den Salinen als Düngeſalz verkauft.

Die Maſchinen zur Förderung der Soole auf die Gradirhäuſer ſind von derſelben Art, wie die zur Gewinnung der Soole aus den Schächten und Bohrlöchern. Zuweilen läßt man die Soole durch die Maſchinen zu einer Höhe heben, von der ſie mittels Fall- und Steigröhre von ſelbſt auf die Gradirhäuſer ſteigen kann.

Die wichtigſten theoretiſchen Unterſuchungen über die Gradirung und die Gradirmaſchinen hat Herr Hofrath C. Chr. von Langsdorf angeſtellt und in ſeinen vortrefflichen halurgiſchen Schriften niedergelegt. (ſ. den Art. Gradirung).

Ein ſehr weſentliches Erforderniß auf jeder Saline ſind Reſervoirs für rohe und gradirte Soole. Beſonders nothwendig ſind die Siedeſoolenreſervoirs, um einen hinlänglichen Vorrath von Siedeſoole darin ſammeln zu können. Ohne ſie müßte die Siedung ganz abhängig von den Ungleichförmigkeiten der Gradirung ſeyn.

Die Reſervoirs werden aus Balken und Bohlen gezimmert, und ruhen auf ſteinernen oder hölzernen Unterlagen. Zum Schutze gegen den Regen und Verunreinigungen erhalten ſie ein dachförmiges Verdeck. Die Größe der Reſervoirs richtet ſich nach dem Umfange der Saline, und ſie müſſen daher, wenn ſie ihrem Zweck entſprechen ſollen, zuweilen von beträchtlicher Größe ſeyn. Die Saline Schönebeck im Magdeburgſchen, deren Gradirung die Länge von 5817 Fuß hat, und deren jährliche Production an Kochſalz die Höhe von 13,000 Laſt (zu 4000 Berl. Pf.) erreicht, kann in ihren verſchiedenen Reſervoirs 2,421,720 Kubikfuß Soole aufbewahren. Die Reſervoirs zu Allendorf in Heſſen faſſen 1,479,730 Kubikfuß.

Die Verdecke der Reſervoirs werden zuweilen zu einer beiläufigen Veredlung ſchon hinlänglich gradirter Soolen benutzt. Man gibt ihnen zu dem Ende unten und an den Seiten einen gegen 6 Zoll hohen Rand, und legt, wie bei der Dornengradirung, über ihre Mitte, der Länge nach Soolkaſten mit Hähnen und Tropfrinnen. Die Soolkaſten füllt man an warmen Sommertagen mit Siedeſoole, und läßt dieſe, durch das Öffnen der Hähne, und mittels der Tropfrinnen, in ſchwachen Strömen das Verdeck herab fließen. Hat ſich eine hinlängliche Menge Soole an dem untern Rande des Verdeckes geſammelt, ſo verſchließt man die Hähne und ſchleudert mit einer Art hölzerner Schaufeln (Leckſchaufeln) die Soole immerwährend, oder wenigſtens ſo oft zurück, als das Verdeck wieder trocken geworden iſt. Mit Einbruch der Nacht läßt man die auf dieſe Art mitunter nicht unbedeutend verſtärkte Soole wieder in das Reſervoir ab. Weil dieſe Gradirung auf dem Verdecke oder Dache der Reſervoirs vorgenommen wird, hat ſie die Benennung Dachgradirung erhalten.

Zwiſchen den einzelnen Fällen der Gradirung unter ſich, mit den Reſervoirs und den hydrauliſchen Maſchinen muß auf jeder gut eingerichteten Saline eine bequeme Verbindung vorhanden ſeyn. Dieſe Verbindung wird durch eiſerne oder hölzerne Röhrenfahrten bewerkſtelligt, die, um ſie nach Bedürfniß öffnen oder verſchließen zu können, an paſſenden Stellen mit Spunden oder Ventilſtöcken verſehen ſeyn müſſen. Bei Salinen, die eine ſehr ausgedehnte und entlegene Gradirung, viele Reſervoirs und weitläufige Siedeanlagen haben, können die einzelnen Röhrenſtrecken zuſammen genommen beträchtlich lang, und wegen der mannichfaltigen Verbindungen ziemlich verwickelt ſeyn. Bei der Saline Dürrenberg, deren zwei von einander durch einen Zwiſchenraum von etwa 1000 Fuß getrennte Gradirhäuſer zuſammen über 6000 Fuß lang ſind, beträgt die Länge aller Röhrenſtrecken zuſammen genommen über 60,000 Fuß. Wegen der ſehr beträchtlichen jährlichen Ausgabe, welche die öftere Auswechſelung der unbrauchbar gewordenen hölzernen Röhren verurſacht, und der dabei Statt findenden Unterbrechung der Arbeit, iſt es zu wünſchen, daß eiſerne Röhrenfahrten auf den Salinen allgemeiner in Gebrauch kommen; die allerdings beträchtlichen Anlagskoſten werden durch ihre Dauer mehr als hinlänglich gedeckt.

Die oben bei der Sonnengradirung erwähnte und nur verſuchsweiſe in Anwendung gebrachte Gewinnungsart des Kochſalzes durch freiwillige Verdunſtung des Waſſers an der freien Luft bei Seite geſetzt, muß die Kochſalzgewinnung aus von Natur ſiedewürdigen, oder durch die Gradirung zur Siedewürdigkeit gebrachten Soolen durch gewaltſame Verdampfung des Waſſers mittels Feuers geſchehen. Die Gebäude, in welchen dieſe Arbeit vorgenommen wird, werden Siedehäuſer (Kothen, Pfannenhäuſer, Soden, Hallen) genannt. Die weſentlichſte Vorrichtung, welche ſie enthalten, ſind große flache Pfannen, deren Geſtalt gewöhnlich ein Rechteck iſt. Sie werden aus ſtarken, beſonders dazu auf den Blechhütten angefertigten Eiſenblechen (Pfannenblechen) zuſammen geſetzt. Auf manchen ausländiſchen Salinen ſind ſie auch wohl von Blei. Der ganz ebene und horizontale Boden derſelben ruht wegen ſeiner beträchtlichen Größe auf Pfeilern, oder auf ſtrahlenartig aus einander laufenden Mäuerchen, die auf dem anſteigenden Boden eines, mit einem Roſt und Aſchenfall verſehenen Herdes aufgeſetzt ſind, (Pfeilerherde, Strahlenherde). Die Conſtruction der Herde, beſonders in Hinſicht auf die Entfernung des Roſtes vom Pfannenboden, die lichte Roſtweite u. ſ. w., richtet ſich nach dem Brennmaterial, das in Holz, Steinkohlen, Torf oder Braunkohlen beſtehen kann. An den vier Seiten der Pfanne iſt dem Feuer der Austritt durch Mauern, oder durch an die Pfannenborden gelehnte und mit Lehm verſtrichene Dachziegel verwehrt. An der dem Roſt gegenüber liegenden Seite befinden ſich Öffnungen, die entweder den Rauch unmittelbar in die Eſſe, oder, was gewöhnlicher iſt, erſt in eiſernen Kanälen durch die Trockenkammern führen.

Digitized by Google

Der Siedeprozeß und die ihn unterſtützenden Arbeiten ſind ſehr einfach. Die Pfannen werden zuerſt aus den Siedeſoolenreſervoirs mittels Röhrenleitungen bis zu einer gewiſſen Höhe mit Soole gefüllt. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird Feuer auf dem Roſt gemacht und nach und nach bis zum ſo genannten großen Feuer verſtärkt, und ſodann die Pfanne vollends angefüllt. Die zum Sieden gekommene Soole erhält man darin, bis ſie die Gare, oder den Sättigungspunkt mit Kochſalz, der ſich durch eine an ihrer Oberfläche bildende Salzhaut zu erkennen gibt, erlangt hat. Hierauf wird von neuem Soole zugelaſſen, und nach deren abermaliger, bis zur Gare getriebener Einkochung dasſelbe Verfahren ſo oft wiederholt, bis die Pfanne mit der gehörigen Menge garer Soole angefüllt iſt. Die Arbeit während des Zeitraums vom Einlaſſen bis dahin, wo die Pfanne mit garer Soole angefüllt iſt, heißt das Stören, und beſteht darin, daß die Arbeiter die fremdartigen Beſtandtheile der Soole, die ſich theils am Pfannenboden feſtſetzen, theils als Schaum an der Oberfläche der ſiedenden Soole erſcheinen, mit eiſernen Krükken aus der Pfanne ziehen. Nach dem Stören läßt man das große Feuer niederbrennen und erhält die Soole bei kleinem Feuer (Soggfeuer, Schmauchfeuer) in einer ſchwachen Siedehitze ſo lange, bis der größte Theil des Waſſers verdampft iſt. Während dieſer Periode der Salzſiedung, welche das Soggen der Soole genannt wird, ſcheidet ſich das Kochſalz aus der Soole ab, und bildet am Boden der Pfanne Anhäufungen von Kryſtallen, die von Zeit zu Zeit mit Krücken an die Pfannenborden gezogen und ſodann mit Schaufeln ausgeſtochen werden. Zuletzt bleibt in der Pfanne eine braune Flüſſigkeit, die Mutterlauge, zurück, in der noch ein Theil des Kochſalzes und die, vorher mit der Soole verbundenen, fremdartigen ſalzigen Beſtandtheile aufgelöſt ſind. Man läßt gewöhnlich die Mutterlauge in kleinere, neben den Hauptpfannen liegende Pfannen (Beipfannen) ab, um ihr noch einen Theil des Kochſalzgehaltes zu entziehen, wobei man das Feuer der Hauptpfanne nebenbei mit benutzt.

Um den ſich während des Störens und Soggens bildenden Waſſerdämpfen einen beſſern Abzug zu verſchaffen, bringt man über den Pfannen hölzerne Fänge (Brodenfänge, Qualmfänge) an, die über das Dach des Siedehauſes hinaus gehen, und an ihrem untern Rande ringsum mit daran beweglichen Läden verſehen ſind. Dieſe Läden werden während des Störens und Soggens herab gelaſſen, und nur an ſolchen Stellen geöffnet, wo ſo eben gearbeitet wird. Die geneigte Außenſeite der Brodenfänge, zunächſt über der Pfanne, dient nebenbei noch dazu, das während des Soggens ausgezogene Salz darauf zu ſtürzen, damit die anhängende Soole in die Pfanne zurück fließen kann.

Nach ſeiner vorläufigen Austrocknung auf der Auſſenſeite der Brodenfänge wird das Salz in die Trockenkammern (Petſchen) gebracht und daſelbſt auf Herden ausgebreitet. Hier wird es bei einer Temperatur von 30° bis 40° R. getrocknet und dadurch zur Aufbewahrung in den Salzmagazinen geſchickt, welche entweder über den Pfannenſtuben und Trockenkammern angebracht ſind, oder Gebäude für ſich bilden.

Mit ſeiner magazinmäßigen Austrocknung iſt die Gewinnung des Kochſalzes aus den Soolquellen beendigt. Außer dieſer findet aber auf den meiſten Salinen noch eine Gewinnung der Nebenprodukte Statt. Vorzüglich ſind es Glauberſalz und Kali, auf welche die Mutterlauge benutzt wird. Gewöhnlich wird dieſe, und die übrigen Abfälle, gegen eine beſtimmte Pachtſumme zur Benutzung an Privatperſonen überlaſſen. Eine der bedeutendſten Anſtalten dieſer Art iſt die chemiſche Fabrik zu Schönebeck.

Zu den merkwürdigſten Salinen Teutſchlands, theils in Beziehung auf die Vollkommenheit der techniſchen Einrichtung, theils der Größe der Anlagen, ſind vorzüglich die preußiſchen Salinen Schönebeck und Dürrenberg, die heſſenſchen Salinen Nauheim und Allendorf, und die baiernſchen Salinen Reichenhall, Traunſtein, Roſenheim und Berchtesgaden zu rechnen. Letztere ſind durch eine Röhrenleitung von 14 Meilen in Verbindung geſetzt, auf deren Wege ſich die vortrefflichen von Reichenbachſchen Maſchinen befinden. Die ganze ungeheure Anlage gehört zu den erſten Werken dieſer Art in Europa[5]).

In Beziehung auf den Gehalt der benutzten Soolquellen ſind folgende Salinen zu nennen: Lüneburg (25 löthige Soole), Halle (20,3 löth.), Reichenhall (die reichſte 23 löthig), Frankenhauſen (11 löthige Soole), Schönebeck (11,2 bis 14 löth. Soole), Staßfurth (17,50 löth. S.), Salzhauſen ($\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ löth. S.). Die ärmſte benutzte Quelle in Teutſchland iſt die von Mosbach im Badenſchen, ſie iſt faſt trinkbar[6]).

Zu einer Zuſammenſtellung der Salzproduction aller Länder der Erde, fehlt es an hinreichenden ſtatiſtiſchen Nachrichten. Nur von Europa läßt ſie ſich mit einiger Sicherheit angeben.

Teutſchland hat im Ganzen ſo vieles Salz, als es braucht, könnte deſſen aber noch weit mehreres haben, wenn es Abſatz dafür hätte und nicht auch auf Schonung des Holzes Rückſicht nehmen müßte, aber im Einzelnen fehlt es einigen ſeiner Staten oder Provinzen, wie Sachſen, Böhmen, Schleſien u. ſ. w. ganz daran. Nach den beſſern neuern Daten, die wir im Villefoſſe, im weimarſchen Handbuche und Haſſels Statiſtik finden, erzeugt Öſtreich aus dem Salzkammergute, den Salinen zu Hallein, Hall und den iſtriſchen Salzſchläm-

---

5) Vgl. Karſtens metallurg. Reiſe. Desſelben Archiv für Bergb. und Hüttenk. II. 1. v. Molls neue Jahrb. der Berg- und Hüttenk. 4r Bd. 3s Heft. Villefoſſe a. a. O. 2r Bd. S. 128 u. f. 6) ſ. v. Langsdorfs neue Anleitung zur Salzwerkskunde. §. 157.

Digitized by Google

mereien	1,748,000	Zntr.
Preußen aus ſeinen ſämmtlichen Salinen	1,201,563	—
Baiern	688,055	—
Hannover	329,055	—
Wirtemberg mit den neu betriebenen Salinen	304,500	—
Kurheſſen	235,850	—
Sachſen Meinungen	85,500	—
Schwarzburg aus Frankenhauſen . .	60,000	—
Holſtein aus Oldesloh	30,000	—
Braunſchweig	20,736	—
Lippe aus Salzuflen	18,000	—
Meklenburg Schwerin aus Sülze . .	16,000	—
Sachſen Weimar aus Creuzburg . .	10,800	—
Baden	8000	—
Das großherzogliche Heſſen	5000	—
Naſſau	4000	—
Waldeck	4000	—
Ganz Teutſchland mithin	4,769,059	Zntr.

Die übrigen europäiſchen Staten produziren jährlich etwa

Das europ. Rußland aus den tauriſchen Salzſeen und Salzwerken Nowgorods, Wologda's und Archangelsk im Durchſchnitte 4,830,000 Pud (jedes 33 Pfd)	1,593,900	Zntr.
Schweden und Norwegen haben nur unbedeutende Salzſchlämmereien an Norwegens Küſten; Ertrag	60,000	—
Die Niederlande ſchlämmen ebenfalls Salz ab, aber ſo unbedeutend, daß der Ertrag nur zu ſchätzen iſt . .	5000	—
Die britiſchen Inſeln haben Steinſalz bei Northwich (1,785,440 Zntr.), Quellſalz in Worceſter, Stafford, Bridley (43,000 Zntr.), aber mehr noch wird an den Küſten Baiſalz abgeſchlämmt, vielleicht 2 Mill. Zntr., mithin	3,828,440	—
Frankreich beſitzt 7 Salinen in ſeinen öſtlichen Departementen, allein unbedeutend iſt, was dieſe gegen die großen Salzſchlämmereien ausbeuten, die in der Vendée, in der untern Loire, in Niedercharente und am mittell. Meere den Strand bedecken. 1822 ſchlug man Bai- und Quellſalz zuſammen an	5,050,900	—
Spanien hat 1000 Salzquellen und ganze Steinſalzberge, die es aus Mangel an Holze faſt gar nicht benutzt: das Salzwerk zu Anaña liefert allein 60,000 Zntr. Dagegen ſchlämmt es eine ungeheure Menge Salz in den Lagunen von Valencia, Sevilla und Iviça ab. Man ſchätzte vor der Revolution die geſammte Salzerzeugung auf . . .	5,010,000	—
Portugal hat nur eine Salzquelle bei Rio Mayor, aber Salzſchlämmereien bei Setuval, die das prächtige Sanctubes Salz liefern, bei Aveiro, Figueira und in Algarve. Balbi ſchätzt die Geſammterzeugung auf 384,531 Moyos (zu 768 Pfd), mithin . .	2,953,196	Zntr.
Italien hat Salinen in Savoien (19,354 Zntr.), in Piemont, Parma, in Toskana bei Volterra und in den domini al di qua del Faro, aber Alles, was es an Quell- und Steinſalze ausbeutet, iſt eine Kleinigkeit gegen das, was in den Lagunen am Meere gewonnen wird. Man hat darüber nur ungenügende ſtatiſtiſche Angaben: die domini al di qua del Faro allein produziren etwa 1,801,000 Scheffel, Sicilien exportirt außer eigenem Gebrauche 200,000 Cantoras, und man kann Italiens jährliche Salzerzeugung gewiß annehmen auf	4,800,000	—
Die ioniſchen Inſeln Corfu und S. Maura ſchlämmen ab	280,000	—
Die Schweiz hat nur ein einziges Salzwerk bei Ber mit	13,652	—
Öſtreichs unerſchöpflicher Salzſtock in den Karpathen Galiziens, Ungarns und Siebenbirgens gibt mit den Salzſchlämmereien am adriatiſchen Meere . .	4,280,200	—
Das osman. Europa hat in der Walachei, in der Moldau, in Bosna ſehr bedeutende Salinen, an den Küſten von Hellas ergiebige Salzſchlämmereien, über deren Ertrag die Statiſtik freilich keine Nachweiſungen ertheilen kann. Schätzen wir das jährliche Ausbringen indeß nur auf	3,500,000	—
ſo würde das ganze Europa jährl. etwa Salz aufbringen.	36,144,347	Zntr.

So viel bedarf es aber auch, theils für den Verbrauch des Menſchen und Viehes, theils zum Einſalzen der Seefiſche, zum Einbökeln des Fleiſches, zu den Fabriken u. ſ. w. Rechnet man den jährlichen Kochſalzbedarf eines Menſchen im Durchſchnitt zu 16 Pfund, was der Erfahrung nach das Minimum ſeyn dürfte, ſo ergibt ſich für ganz Europa, die Zahl ſeiner Bewohner zu 210 Millionen angenommen, ein jährliches Kochſalzbedürfniß von 33,600,000 Zntr., und blieben für den übrigen Verbrauch des Salzes nur noch etwa 2,600,000 Zntr. übrig [7]). (*A. Schmidt.*)

---

7) Die Literatur der Halurgie hat wenig umfaſſende Werke aufzuweiſen. Von dieſen ſind die wichtigſten: C. Chr. von Langsdorfs vollſtändige Anleitung zur Salzwerkskunde, drei Theile 1784; vierter Theil 1792; fünfter Theil 1796. Desſelben neue Anleitung zur Salzwerkskunde mit Rückſicht auf halurgiſche Geognoſie, Heidelb. 1824. Außerdem beſteht der vorzüglichſte Reichthum der halurgiſchen Literatur in Abhandlungen über einzelne Gegenſtände und in Beſchreibungen von Salinen, welche letztere größten Theils von ſehr geringem Werthe ſind. Verzeichniſſe halur-

Digitized by Google

HALURGISCHE GEOGNOSIE. Die Erfahrungen von der Lagerung des Steinſalzes, oder die bekannten Beziehungen deſſelben zu andern Gebirgsarten bilden einen für den Halurgen ſehr wichtigen Theil, die halurgiſche Geognoſie. Die Entdeckung von Steinſalz im ſüdlichen Teutſchland, welche ſo allgemeines Intereſſe erregt hat, iſt eine Folge der genauen Kenntniß der wechſelſeitigen Beziehungen der Gebirgsarten, und hat die Veranlaſſung zu den jetzt in mehrern andern Gegenden Teutſchlands im Betriebe ſtehenden Verſuchen auf Steinſalz und Soolquellen gegeben, die unter der Leitung guter Geognoſten den günſtigſten Erfolg hoffen laſſen.

Man kann im Allgemeinen drei verſchiedene Steinſalzbildungen unterſcheiden, die ſämmtlich ihre geognoſtiſche Stellung zwiſchen den neueſten Gliedern des Übergangsgebirges und dem Muſchelkalkſtein haben.

Die erſte dieſer Bildungen iſt ganz vorzüglich durch ihre Verbindung mit dem waſſerfreien Gips, Anhydrit, bezeichnet, während der Gips der beiden letztern nur ſelten waſſerfrei iſt. Der ſalzführende Anhydrit von Ber in der Schweiz iſt nach v. Charpentier einem Übergangskalk untergeordnet, der auf Grauwacke ruht, und zugleich mit ihr und dem Übergangsthonſchiefer wechſelt. In ähnlichen Altersbeziehungen ſcheint auch, nach v. Humboldt, der ſalzhaltige Gips von Colancolan in den Andes von Peru und, nach Cordier, der Salzberg von Cardona in Catalonien zu ſtehen. Bonnard und Beudant betrachten den Anhydrit von Ber als Glied des Flötzgebirges und dem Kohlenſandſtein oder Zechſtein zugehörig [1]).

Wichtiger, als die kleinen örtlichen Formationen des ſalzführenden Anhydrits in dem neueſten Übergangsgebirge iſt für den Halurgen diejenige Steinſalzbildung, welche ihre Stellung zwiſchen dem rothen Sandſtein, in und unter dem Alpenkalkſtein oder Zechſtein, einnimmt. Ihrer Verbreitung und der zum Theil ungeheuern Mächtigkeit ihrer Lager nach muß ſie als die Hauptſteinſalzformation betrachtet werden.

Die zum Alpenkalkſtein gehörigen Steinſalzlager ſind einer eigenthümlichen Thonformation untergeordnet. Dieſer Thon, den v. Humboldt zuerſt unter dem Namen Salzthon kennen gelehrt hat, iſt ein ſo weſentlicher Begleiter des Steinſalzes, daß er, wo er ſich findet, als ein faſt untriegliches Zeichen der Nähe von Steinſalz angeſehen werden kann. Da aber die verſchiedenen Arten des Thons im ganzen Flötzgebirge ſehr häufig angetroffen werden, ſo muß man die äußern Kennzeichen und die eigenthümliche Art des Vorkommens des Salzthons genau kennen, um nicht andere Thonarten mit ihm zu verwechſeln und triegeriſche Hoffnungen darauf zu gründen. Vorzüglich leicht iſt der Salzthon mit dem Thone des obern Gipſes zu verwechſeln, der in gar keinem Zuſammenhange mit dem Steinſalzgebirge ſteht. Die Farben des ſalzführenden Thons ſind meiſt rauchgrau, graulichweiß und blaulichgrau; zuweilen iſt er auch ſchwärzlichbraun, röthlichbraun oder ziegelroth; die Härte iſt ſehr verſchieden; ſie wechſelt vom Weichen bis zur Härte des Kupferſchiefers. Er bildet theils ſehr mächtige Lager, vorzüglich im Hangenden der Steinſalzmaſſen, und iſt hier zuweilen ganz ohne Salzgehalt (Wielizka), theils trennt er die verſchiedenen Steinſalzlager von einander, oder durchſetzt ſie auf mannichfaltige Weiſe. Zuweilen iſt er im Steinſalz oder Gips in kleinen rhomboedriſchen Maſſen zerſtreut.

Ein faſt eben ſo weſentlicher Begleiter des Steinſalzes als der Salzthon iſt der Gips des Zechſteins, deſſen Maſſe aber jederzeit minder beträchtlich iſt, als die des Salzthons. Er iſt weißkörnig und graulichweiß, ſelten aber waſſerfrei. Im Salzthon zeigt er ſich häufiger als im Steinſalz. Die Lagerung des Gipſes im Steinſalz und Salzthon iſt gewöhnlich ſehr verworren. Selten bildet er einiger Maßen zuſammenhängende Lager; öfter durchſetzt er entweder das Steinſalz und den Salzthon in mancherlei Richtungen, oder bildet Neſter und große unförmliche Maſſen. Mächtige und zuſammenhängende Lager bildet er meiſt nur im Hangenden des Steinſalzgebirges.

Was die Art des Vorkommens des Steinſalzes im Alpenkalkſtein ſelbſt betrifft, ſo erſcheint es bald in zuſammenhängenden Lagern in Salzthon, und mit dieſen wechſelnd, bald in Geſtalt kleiner Gänge, mehr oder weniger großen abgeſonderten Maſſen oder von Kruſten um die abgeſonderten Stücke des Salzthons. Zuweilen iſt das Steinſalz in ſehr dünne Lagen abgetheilt, die unter ſich eine parallele Lage haben, ſehr verſchieden von Farbe ſind, gewunden, im Allgemeinen ſenkrecht (Hallſtadt und Hallein), ſelten weniger geneigt als 30° (Außee).

An fremdartigen Subſtanzen enthält die Steinſalzformation, hin und wieder zerſtreut, Kieſe, braune Blende, Bleiglanz, Braunſpath und Spatheiſenſtein. In großen Maſſen entwickelt findet ſich der Bleiglanz im Salzgebirge an der Rio Guallega und der Rio Pilluana in der peruaniſchen Provinz von Chachapayas [2]).

Steinſalz, Salzthon und Gips bilden ein geognoſtiſches Ganzes, deſſen genaue Kenntniß hinſichtlich ſeiner phyſiognomiſchen Beſchaffenheit und ſeiner Beziehungen zu andern Gliedern des Flötzgebirges, vorzüglich zu dem rothen Sandſtein, für den Halurgen, der ſich mit Aufſuchung des Steinſalzes beſchäftigt, ganz unentbehrlich iſt.

Die Verbreitung der Steinſalzbildung im Alpenkalkſtein iſt ungemein groß. Die Hauptniederlage in Europa befindet ſich am Fuße der Karpathen; auf der

---

giſcher Schriften findet man in folgenden Werken. Chr. W. Gatterer, Handbuch der bergwerkswiſſenſchaftlichen Literatur. gr. 8. 2 Bde. Heilbr. 1804. C. Th. Kleinſchrod, Skizze der teutſchen Literatur über die Halurgie. 8. München 1816. Syſtematiſche Überſicht der Literatur für Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde, vom J. 1800 bis 1820. Freiberg 1822.

1) A. v. Humboldt, über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften. Straßb. 1823. St. 163. S. 244 u. f.

2) v. Humboldt a. a. O. S. 243.

einen Seite derſelben bilden die Steinſalzlager von Wielizka, Bahnia und Halicz, auf der andern die von Okna in der Moldau mit denen der Wallachei, Siebenbirgens und Ungarns einen faſt ununterbrochenen Zug. Am nördlichen Fuße des Taurusgebirges befindet ſich eine andere wichtige Steinſalzniederlage, zu der die Lager von Iſchel, Hallſtadt und Hallein gehören. Die neuerlich im ſüdlichen Teutſchland, an den Ufern des Neckars entdeckten Steinſalzlager werden ebenfalls zur Steinſalzformation des Alpenkalkſteins gerechnet. In Amerika gehört nach Humboldt das Salzgebirge auf der nördlichen Hälfte des Plateaus von Santa fe de Bogata, deſſen Mächtigkeit unter 130 Toiſen beträgt, und auf dem das Salzwerk von Zipaquira in einer Höhe von 1330 Toiſen über dem Meere liegt, ebenfalls hierher. Die geognoſtiſche Stellung einer Menge anderer bekannter Lager iſt wahrſcheinlich dieſelbe, indeſſen iſt ihre Unterſuchung noch zu unvollkommen, um mit Gewißheit darüber entſcheiden zu können.

Die neueſte, mit Beſtimmtheit erkannte Steinſalzbildung iſt dem bunten Sandſtein untergeordnet. Der mit dem bunten Sandſtein identiſche red marl, welcher in ſeinen obern Schichten aus mergeligem Thon und aus Salz, in ſeinen untern Schichten aus Trümmergeſteinen von Ur- und Übergangsgebirgsarten und aus kleinkörnigem Sandſtein beſteht, iſt die eigentliche Steinſalzlagerſtätte Englands (Witton unfern Northwich, Droitwich). In Teutſchland führen die untergeordneten Lager von Thon und Gips im bunten Sandſtein nur ganz unbedeutende Maſſen von Steinſalz, unter andern zu Tiede zwiſchen Wolfenbüttel und Braunſchweig. Zu dem Thon- und bunten Sandſteingebirge iſt auch das im J. 1819 bei Vic in Lothringen, bei Verſuchen auf Steinſalz zufällig entdeckte reiche Steinſalzlager, und nach Dúfour das Salz von Pampeluna in Spanien zu rechnen.

Ob es Salzlager im Flötzgebirge oberhalb der Kreide gibt, iſt eine Frage, welche jetzt noch nicht mit Beſtimmtheit beantwortet werden kann. Herr v. Humboldt ſcheint ſich zu der Anſicht zu neigen, daß die Salzthone der trachytiſchen Conglomerate von Villa Ibarra, auf dem Plateau von Quito, die ungeheuern zu Tage anſtehenden Steinſalzmaſſen der Wüſten von Peru und Chili, der Steppen von Buenos-Ayres, und der unfruchtbaren Ebenen von Afrika, Perſien und Transorane zu einer Steinſalzbildung gehören, die ihre Entſtehung den letzten Austritten des Weltmeeres verdankt. Für der Kreide aufgelagert hält auch Herr Steffens die Borazitengipſe von Lüneburg und Segeberg.

Aus einer Vergleichung der Steinſalzniederlagen Europa's hat Herr v. Buch gefolgert, daß der Reichthum derſelben abnimmt mit ihrer Höhe über dem Spiegel des Meeres. Northwich liegt 30 Toiſen über dem Meeresſpiegel, Wielizka 160 T., Ber 220 T., Berchtesgaden 330 T., Auſſee 450 T., Iſchel 496 T., Hallein 620 T., Hallſtadt 660 T., Arbonne in Savoyen 750 T. und Hall in Tyrol 800 T. In den Cordilleren von Neugranada, zu Zipaquira, finden ſich ungeheure Steinſalzlager bis zur Höhe von 1400 Toiſen. Das reichſte Steinſalzlager dürfte das von Huaura auf der Küſte von Peru ſeyn; dort ſah Herr v. Humboldt das Salz, wie in einem Steinbruch, in Platten gewinnen.

Den Steinſalzlagern verdanken unzählige Soolquellen ihre Entſtehung. Es iſt leicht begreiflich, daß die in die Erde eindringenden Gewäſſer, den Klüften und andern natürlichen Kanälen im Innern derſelben folgend, ſehr oft auf Steinſalzlager oder ſteinſalzhaltige Gebirgsarten treffen und mehr oder weniger davon auflöſen müſſen. Dem natürlichen Falle der Gebirgsſchichten und Klüfte folgend, oder dem Drucke einer mit ihnen in Verbindung ſtehenden Waſſer- oder Soolenſäule nachgebend, werden ſie wieder an irgend einer Stelle zu Tage ausfließen. Eben ſo klar iſt es, daß die Stelle, an welcher ſie aus der Erde hervorkommen, mehrere Meilen weit von den Salzlagern entfernt ſeyn kann, und daß die Gebirgsart, aus der ſie ihren Urſprung nehmen, ganz zufällig iſt. Wir ſehen auch in der That Soolquellen aus faſt allen Gebirgsarten des Flötzgebirges und ſogar aus einigen des Übergangsgebirges hervortreten. In Teutſchland entſpringen Soolquellen dem Porphyr- und Schiefergebirge, dem Alpenkalkſtein, dem bunten Sandſtein, dem Muſchelkalkſtein, dem ältern und neuern Gips, dem Quaderſandſtein und den ältern Bildungen der Kreideformation. Der größere oder geringere Gehalt der Soolquellen kann theils von dem größern oder geringern Grad der Sättigung, den ſie bei ihrem Laufe über die Salzlager erhalten haben, theils von einer Miſchung mit ſüßem Waſſer auf ihrem Wege durch ſalzfreies Gebirge herrühren.

Anderer Meinung über die Entſtehung der Soolquellen iſt unter andern Herr Profeſſor Keferſtein[3]), indem er ſie der Wirkung galvaniſcher Kräfte zuſchreibt.

Da die Entſtehung der Soolquellen von der Exiſtenz der Salzlager abhängig iſt, ſo folgt, daß ihre Aufſuchung nach denſelben Regeln geſchehen muß, wie die des Steinſalzes. In der Regel hat die Aufſuchung der Soolquellen weniger Schwierigkeiten, als die Aufſuchung des Steinſalzes.

Sehr viele Steinſalzlager berühren die Oberfläche der Erde, oder haben nur eine ſchwache Bedeckung; dieſe ſind es insbeſondere, welche bis auf die neueſte Zeit bekannt und benutzt worden ſind. Die große Menge derer, die durch mächtige Flötzlager verborgen gehalten werden, läßt ſich aus der großen Anzahl der Soolquellen in ſcheinbar ſteinſalzarmen Ländern nur ahnen.

Die Steinſalzlager haben ſich vorzugsweiſe an Stellen der Erdoberfläche gebildet, nach denen rings umher die älteren Flötzlager abfallen. Die Aufſuchung ſolcher Baſſins und die Wahl der ſchicklichen Stelle zur nähern Unterſuchung des Gebirgs durch mechaniſche Hilfsmittel, iſt die Hauptaufgabe des auf Entdeckungen

3) S. deſſen Zeitſchrift für Geognoſie. 2r Bd.

Digitized by Google

ausgehenden Halurgen. Wo möglich folgt man bei Aufſuchung des Steinſalzes und der Soolquellen dem Lauf der Flüſſe, um die bei dem zu errichtenden Salzwerke nöthigen Bewegungskräfte für die Maſchinen in der Nähe zu haben.

Die mechaniſche Unterſuchung einer Gegend auf Steinſalz oder Soolquellen geſchieht jetzt ausſchließlich durch den Bergbohrer, mittels welchen man bis zu einer Tiefe von 700 Fuß und mehr eindringen kann. Während des Betriebes eines Bohrlochs unterſucht man von Zeit zu Zeit die mittels des Schmand- und Soollöffels herausgezogenen Bohrſpäne und Waſſer, und beurtheilt daraus die Gegenwart gewiſſer Gebirgsarten oder das Vorhandenſeyn von Soole.

Bei den Bohrverſuchen auf Steinſalz kann man, wenn die verſchiedenen, den bunten Sandſtein conſtituirenden Lager durchſenkt ſind, entweder ſogleich den ältern Gips, oder den Alpenkalkſtein, oder auch ſogleich das Steinſalzgebirge treffen. Im erſtern Falle darf man, eine gute Wahl der Bohrſtätte vorausgeſetzt, auf einen glücklichen Erfolg hoffen, da unter oder im ältern Gips das Steinſalz zu erwarten iſt; man bohrt daher ſo lange fort, bis man entweder auf den Alpenkalkſtein oder den rothen Sandſtein kommt. Im zweiten Falle fragt es ſich, ob man in den obern oder untern Lagern des Alpenkalkſteins ſich befindet. Da ſich dieſe Frage a priori nicht beantworten läßt, ſo muß man in dieſem Falle den angebohrten Kalkſtein für den obern annehmen und ſo lange fortbohren, bis man überzeugt ſeyn kann, den untern Alpenkalkſtein vor ſich zu haben, oder bis man den Gips erreicht hat, wenn nicht die zunehmende Tiefe des Bohrlochs die weitere Fortſetzung der Arbeit verhindert; in dieſem Falle bleibt nichts Anderes übrig, als in einer ſchicklichen Entfernung ein anderes Bohrloch anzufangen.

So lange man mit dem Bohrer noch nicht auf das Liegende des Steinſalzgebirges gekommen iſt, welches entweder der Alpenkalkſtein oder der rothe Sandſtein ſeyn kann, darf man noch immer Hoffnung zur Auffindung eines Steinſalzlagers hegen.

Trifft man während des Bohrens auf eine reichhaltige Soolquelle, ſo thut man wohl, die weitere Fortſetzung des Bohrlochs zu unterbrechen, um, wenn man mit einem in einiger Entfernung davon angeſetzten kein Steinſalz gefunden hat, wenigſtens dieſe zur Benutzung in ſeiner Gewalt zu haben. Trifft man hingegen auf eine anhaltende Quelle von geringem Gehalte, ſo kann man in der Regel überzeugt ſeyn, vom Steinſalze ſich in beträchtlicher Entfernung zu befinden, und zwar um ſo weiter, je tiefer die Soolquelle erbohrt worden iſt. Durch gänzlichen Mangel an ſich vorfindender Soole darf man ſich nicht abſchrecken laſſen, weiter mit dem Verſuche fortzufahren, da das Steinſalzgebirge oft ſo ſehr geſchloſſen iſt, daß dem Waſſer der Zutritt gänzlich abgeſchnitten iſt. Stark anſteigende und dabei reichhaltige Soolen haben gewöhnlich ihren Urſprung in den ältern Gebirgsſchichten; ſüße Waſſer unter ihnen ſind nicht leicht mehr zu befürchten, obgleich ihre Erbohrung immer möglich bleibt[4]. (*A. Schmidt.*)

HALUS, nur von Tacitus 6, 41 genannte Stadt, die Mannert nebſt Cellar in die Landſchaft Apolloniatis in Aſſyrien ſetzen. Sie lag in der Nähe von Artemita. (*Sickler.*)

HALVER, ein großes Kirchſpiel im Kreiſe Altena, des k. preuß. Regierungsbezirks Arnsberg. Es liegt an der Halver, und beſteht aus 9 Bauerſchaften, die theils lutheriſch, theils reformirt ſind, und eine luther., eine ref. Kirche und eine kleine latein. Schule beſitzen. Die Einwohn. nähren ſich von einem geringen Ackerbau und Viehzucht, mehr aber noch von ihrer Induſtrie. 1803 fand man 50 Kleineiſenſchmieden mit 126 Arbeitern, die für 37,000 Rthlr. Waare lieferten, 7 Reckhammer mit 22 Arbeitern, die 2700 Zntr. für 16,200 Rthlr. verarbeiteten, 3 Oſemündfabriken, die 800 Zntr. für 4800 Rthlr., und ein Rohſtahlhammer, der 280 Zntr. für 1680 Rthlr. verfertigt. (Krug Nationalreichthum II. S. 344). Das gleichnam. Kirchdorf, in deſſen Nähe die Ennape den Urſprung nimmt, zählt 68 Feuerſtellen, und hat 678 Einw., worunter 646 Lutheraner, 23 Reformirte und 9 Katholiken. (*Krug und Mützell.*)

Halycus, ſ. Halicyä oben S. 251. dieſ. Bds.

HALYMENIA *Agardh* (Syst. Alg. p. 241.) Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Florideen der natürlichen Familie der Algen (24ſte Linn. Kl.). Ihr Charakter wird gegeben durch ein ebenes, oder röhrenförmiges, meiſt häutiges Laub; die Früchte ſind punktförmige Tuberkeln, welche faſt ganz in die Fläche des Laubes eingeſenkt ſind. 1) H. reniformis *Ag.* mit fadenförmigem Stiel, welcher ſich in das knorpelige, nierenförmige oder kreisrunde, glattrandige Laub ausbreitet. An den Küſten von England, und im mittelländiſchen Meere (Fucus reniformis *Turn.* t. 113.) 2) H. cordata *Ag.* mit fleiſchigem, elliptiſchem, glattrandigem Laube, welches ſich zu einem ſehr kurzen Stiel verſchmächtigt. An der Weſtküſte von Nordamerika. 3) H. edulis *Ag.* mit fleiſchigem, ebenem, einfachem, keilförmigem Laube, welches ſich an der Baſis in einen Stiel verſchmächtigt, und an der Spitze abgerundet iſt. Im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere, und in der Nordſee (Fucus carnosus et Lactuca *Esp.* t. 76. et 64., F. bullatus Fl. dan., F. edulis *Stackh. Turn.*) 4) H. palmata *Ag.* mit lederartigem, ebenem, handförmigem, glattrandigem Laube, deſſen Abſchnitte keilförmig-ablang, und beinahe einfach ſind. Im atlantiſchen Meere, an den Küſten von England, Guernſey und Norwegen, in der Nordſee und im Kattegat. (Fucus

4) Die vollſtändigſte Zuſammenſtellung der geognoſtiſchen Erfahrungen in Bezug auf das Vorkommen des Steinſalzes, und eine ausführliche Anleitung zur Aufſuchung und Gewinnung des Steinſalzes und der Soolquellen mittels des Bergbohrers findet man in C. Chr. v. Langsdorfs neuer Anleitung zur Salzwerkskunde, mit beſonderer Rückſicht auf halurgiſche Geognoſie, 1. Bd. m. XIV Kpfrn. Heidelb. u. Leipz. 1824.

Digitized by Google

palmatus *L. Turn.* t. 115., Varietäten ſind: F. delicatulus Fl. dan., et F. sarniensis *Mert.* in *Roth.* Catal.) 5) H. platyna *Ag.* mit fleiſchigem, gabeligem Laube, welches ſich zu einem ſehr kurzen Stiele verſchmächtigt, und ausgebreiteten, keilförmigen, krauſen, zuſammengedrehten Abſchnitten des Laubes. An der Inſel Sachalieng im ochotzkyſchen Meere. 6) H. saccata *Ag.* mit breitem, kurzem Stiele, und beutelartigen, hohlen, keulenförmigen, blattartigen Schuppen. An den Küſten von Kamtſchatka, im Mutka-Sunde, und am Vorgeb. d. g. Hoffn. (Fucus saccatus *Turn.* t. 241.) 7) H. floresia *Ag.* mit häutigem, ebenem, drei Mal geſiedertem Laube, deſſen Fiederungen linienförmig, die oberen ſchmäler und geſägt ſind. Im atlantiſchen, mittelländiſchen und rothen Meere. (Fucus floresius *Turn.* t. 256., F. Proteus *Delil.* Aeg.) 8) H. elongata *Ag.* mit ebenem, häutigem, gabeligem Laube, deſſen Abſchnitte linienförmig, wellenförmig, und nach oben zu allmälig ſchmäler ſind. Im Meerbuſen von Cadir. 9) H. ligulata *Ag.* mit häutigem, röhrig-ebenem, gabeligem Laube, deſſen Achſeln abgerundet, und deſſen Abſchnitte linienförmig, nach oben allmälig ſchmäler ſind; aus dem Rande der Laubabſchnitte ſproſſen einfache, an ihrer Baſis verſchmälerte, blattartige Schuppen. Im atlantiſchen und adriatiſchen Meere. (Ulva ligulata *Ehrh.* Beitr. t. 421.) 10) H. trigona *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, gabeligem Laube, deſſen Abſchnitte cylindriſch und ſtumpf ſind, und an der Spitze des Stiels ſtehen. Bei Cadir im Meere. (Fucus trigonus *Clement.*) 11) H. ventricosa *Ag.* mit röhrenförmigem, häutigem, ſparſam verzweigtem Laube, deſſen Abſchnitte bauchig und ſtumpf ſind. Im mittelländiſchen Meere. (Dumontia ventricosa *Lamour.* Ess. t. 4. f. 6.). 12) H. furcellata *Ag.* mit gallertartig-lederartigem, gabeligem Laube, deſſen Abſchnitte fadenförmig, die oberſten aber häutig, ausgebreitet, und elliptiſch-lanzettförmig ſind. Im atlantiſchen und mittelländiſchen Meere. (Ulva furcellata *Turn.*) 13) H. filiformis *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, meiſt geſiedertem Laube, deſſen Fiederungen verlängert, am Ende ſtehend, ziemlich einfach, und an der Baſis verſchmälert ſind. In der Nordſee und dem atlantiſchen Meere. (F. contortus *Gmel.* t. 22. f. 1., Conferva filiformis Fl. dan., Gastridium filiforme *Lyngb.* hydr. t. 17. Ulva incrassata Fl. dan.) 14) H. ramentacea *Ag.* mit häutigem, fadenförmigem, röhrigem, überall Sproſſen treibendem Laube, und horizontalen, röhrigen, zuſammengedrängten blätterigen Schuppen. Im Eismeere. (Fucus ramentaceus. *Turn.* t. 149. Ulva sobolifera. Fl. Dan.) — Außer dieſen Arten, welche beſtimmt zur Gattung Halymenia gehören, ſind nach Agardh's Meinung vielleicht auch hierher zu rechnen: fucus opuntia. *Stackh.* t. 16. F. soboliferus *Turn.* t. 45. F. clavatus *Ag.* in Mus. Paris. F. tubulosus *Tiles.*, Ulva purpurasceus. *Ehrh.* Beitr. T. 641. F. graminifolius *Lepech.* comm. Petrop. und F. tunaeformis. *Bartol.* — Alle Arten der Gattung Halymenia können, wie die eigentlichen Tange (Fucus *L.*) als Dungmittel und zur Bereitung von Kalk und Potaſche benutzt werden, auch iſt man Halymenia edulis *Ag.* an einigen Orten als Salat. (*Sprengel.*)

HALYS, ein Fluß Kleinaſiens, der am Taurus ſeinen Urſprung nimmt, ſich von dem Gebirge in das Flachland ſtürzt, an der Gränze Phrygiens und Kappodokiens ſich mit dem von Niſſa herfließenden Gioli Halys vereinigte, und ſeinen Lauf zwiſchen Galatien und Kappadokien in nordöſtlicher Richtung bis in Pontus fortſetzt, wo er dem Pontus Eurinus zufiel. Er hat ein weitläufiges Flußſyſtem und iſt der heutige Kizil Irmack. Zu Kröſos Zeiten ſchied er das lydiſche von dem armeniſchen Reiche. Als dieſer König dem Kyros entgegen rückte, und das Orakel fragte, wie der Ausgang des Krieges fallen würde, erhielt er die bekannte doppelſinnige Antwort: *Κροῖσος Ἅλμην διαβὰς μεγάλην ἀρχὴν διαλύσει.* Er überſchritt mit ſeinem Heere den Strom und Lydien wurde Medien unterthan. (*H.*)

HAM (חָם), der jüngſte von den drei Söhnen Noah's (1 Moſ. 9, 24). Die gewöhnliche Reihe: Sem, Ham, Japhet 1 Moſ. 6, 10. 9, 18. 10, 1. folgt nämlich mehr dem ſchicklichen Tonfall, als dem Alter, nach welchem ſie folgen: Sem, Japhet, Ham, vgl. 1 Moſ. 10, 21. Die Bedeutung des ihn betreffenden Mythus 1 Moſ. 9, 20 ff. hat vor Allen de Wette[1]) trefflich nachgewieſen. Noah liegt berauſcht und entblößt in ſeinem Zelte, Ham ſpottet der Blöße des Vaters, die beiden übrigen Söhne aber bedecken ſie mit ſittſamer Scheu, worauf der Vater nach dem Erwachen den Segen über Sem und Japhet und den Fluch über Ham? nein, über deſſen Sohn Kanaan ausſpricht. In dieſem auffallenden Zuge liegt nun aber die Tendenz des ganzen Mythus: auf Kanaan, nicht auf Ham, iſt es abgeſehen. Es ſoll nämlich dadurch erklärt werden, weßhalb die Kanaaniter, deren Vertilgung von Moſe geboten war, ein von Gott verworfener, und der Dienſtbarkeit beſtimmter Völkerſtamm ſei, und dieſes geſchieht ſo, daß ſie die Sage von einem gottloſen, wenigſtens Pietät gegen die Ältern und Ehrbarkeit vergeſſenden Vater abſtammen läßt. Ähnliche national-polemiſche Mythen ſ. über den Urſprung der Moabiter und Ammoniter 1 Moſ. 19, 30, über den der Edomiter 1 Moſ. 25, 27 ff. Von Ham werden in der moſaiſchen Völkertafel[2]) die ſüdlichen Völker der Erde (Hamiten) abgeleitet, welches in Verbindung mit der Etymologie des Wortes (Hitze, heißes Land) der Vermuthung wohl einige Wahrſcheinlichkeit gibt, daß die Namen der 3 Söhne Noah's eigentlich appellative Bezeichnungen dreier Erdtheile (Hochland, Zerſtörung und Südland) ſeien, welche man in mythiſche Perſonen umgeſchaffen habe[3]). Außerdem iſt Ham im A. T. einige Mal Bezeichnung Ägyptens (Pſ. 78, 51. 105, 23. 27. 106, 22). Hierbei liegt der einheimiſche Name dieſes Landes (Chêmi, Chimi, nach Young Chmch, nach Spohn Chme, eigentlich ſchwarzes

*) *Herod.* I, 28. *Cicero* de div. II. *Strabo* XII. *Mela* I. *Ptol.* V.

1) Kritik der israelitiſchen Geſchichte Th. I. S. 75. 2) S. darüber Th. X. S. 85. 3) de Wette a. a. O. S. 72.

Digitized by Google

Land) zum Grunde, welcher nur ſo gemodelt wurde, daß auch der Hebräer Etwas dabei denken konnte, nämlich entweder an Südland, oder an den Ham, als Stammvater der Ägypter. (*Gesenius.*)

HAM (M. Heinrich), ein teutſcher Dichter aus der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, welcher die zweite Überſetzung des Terenz in unſerer Sprache geliefert hat. Sie umfaßt nur zwei Stücke, und erſchien 1535 unter dem Titel:

Terentii Comedien, Andria und Eunuchus von M. Heinrich Ham. Leipzig. 8. Wiederholt: Eisleben 1586. 8. Wittenberg 1602. 8. Die Andria auch bei Greff's Aulularia des Plautus. Magdeb. 1537. 8. *) (*R.*)

HAM, 1) ein Dorf in der engl. Grafſch. Surry, höchſt angenehm an der Thames belegen, mit 781 Einwohn. und einem ſtattlichen Schloſſe, das zu den Zeiten James I. gebauet iſt und von Charles II. dem Herzoge und der Herzoginn von Lauderdale eingeräumt wurde. Es iſt in der britiſchen Geſchichte merkwürdig, weil hier die Cabal ihre Zuſammenkünfte hielt: noch zeigt man den Lehnſtuhl, worin die Herzogin von Lauderdale ihren Berathſchlagungen beiwohnte. (*G. Hassel*). 2) East und West, zwei große Dörfer und Kirchſpiele in der engl. Grafſ. Eſſex: jenes hat 1267, dieſes an der Lea und nur etwas über eine ſtarke Meile von London entlegen, 8136 Einw. und die Trümmern der vormaligen Ciſterzienſerabtei Weſtham (*G. Hassel.*) 3) Eine Stadt an der Somme im Bez. Peronne des franz. Dep. Somme N. Br. 49° 44′ 58″ L. 20° 44′ 16″ mitten zwiſchen Moräſten in einer weiten Ebene. Sie galt vormals für eine der ſtärkſten Feſtungen der Pickardie, bis Louis XIV. die Werke niederreißen, aber doch das feſte Schloß ſtehen ließ, das jetzt zu einem Statsgefängniſſe dient und beſonders durch ſeinen runden Thurm merkwürdig iſt, der 99 Fuß im Umfange, 100 Fuß im Durchmeſſer und eine verhältnißmäßige Höhe hat. Außer 3 Pfarrkirchen gab es hier ſonſt ein regulirtes Chorherrnſtift mit bedeutenden Einkünften, noch beſteht ein Agneſenkloſter, deſſen Nonnen ſich dem weiblichen Unterrichte widmen, und ein Kloſter der frommen Schweſtern, die das Hospital unter ſich haben. In 380 Häuſ. leben etwa 1800 Einw. (1815 1746), die ſehr gute Seife, Decken, Multum, Rouennerie und andere baumwollene Waren, vorzüglich aber Holzſchuhe, die ſie nach Flandern abſetzen, verfertigen und 6 Jahrmärkte halten. Die Spanier eroberten ſie nach der Schlacht bei St. Quentin 1557, gaben ſie jedoch im Frieden von Cateau Cambreſis zurück. In ihren Mauern iſt der Dichter Jean Joſeph Vadé 1720 geboren († 1757). (*G. Hassel*). 4) Der Name verſchiedener niederländiſcher Örter, worunter eine Auszeichnung verdienen: a) an der Heure, ein Marktflecken im Bez. Charleroy, der Provinz Hennegau, mit 1322 Einw. b) an der Sambre, Dorf in der Prov. und dem Bezirke Namur mit 500 Einw.; c) in der Prov. Nordbrabant, Bez. Breda, mit 974 Einw. (*van Kampen*)

*) S. Adelung-Jöcher.

HAMA, 1) ein Sandſchack des osmaniſchen Paſchaliks Damas in Syrien, der, im Binnenlande liegend, von den Sandſchakaten Haleb, Tadmor, Damas und Tarabliis umgeben iſt, und das große hochbelegene Thal des Aaſi umſchließt. Im W. erhebt ſich der Libanon. Das Land ſelbſt hat alle Anlage und iſt jeder Kultur fähig; es ſtand auch ehemals in hoher Blühte: allein ein großer Theil iſt Wüſte geworden und wird bloß von nomadiſchen Völkerſchaften benutzt, und da, wo auch anſäſſige Stämme hauſen, ruht Alles unter dem Fluche der osmaniſchen Zwingherrſchaft; der Einwohner iſt müde geworden, für ſeine Tyrannen zu bauen, was ihm nicht zu Gute kommt, er hat die Waſſerleitungen vernachläſſigt, und die Öde greiſt von Jahre zu Jahre weiter um ſich. Was ſie erzeugen, beſteht faſt nur in Baumwolle, Korn, Früchten und Piſtazien. Nach dem Kannu hat der Sandſchak 23 Siamets und 171 Timare, und zahlt an Chaß 394,036 Asper. 2) Die gleichn. Hauptſtadt des vorgedachten Sandſchaks liegt Br. 35° 3′ L. 54° 39′ in einer reizenden Umgebung an beiden Ufern des Aaſi, iſt ummauert, wird durch den Aaſi in 2 Hälften getheilt, die mit weitläufigen Vorſtädten und Gärten umkreiſet ſind, und enthält (nach Ali Bey) gegen 100,000 Einw., worunter Araber die Mehrzahl ausmachen, der Osmanen, Chriſten und Juden nur wenige ſind. Die Stadt hat im Innern wenig Merkwürdiges; ein verfallenes Kaſtell, Moskeen mit Minarets in Menge, aber alle höchſt einfach, einige breite Hauptſtraßen, dafür deſto mehrere enge und krumme Nebenſtraßen, aber doch vieles Leben, da Hama der Mittelpunkt des Verkehrs für die umher belegene Gegend iſt, und die Araber aus den Wüſten täglich zu Hauſen einreiten, um ſich ihre Bedürfniſſe einzukaufen. Die Bazars ſind daher reichlich mit Allem gefüllt, was dazu dient. Auch beſtehen hier zahlreiche Manufakturen in Baumwolle, Wolle und Leder; beſonders ſind die Abbas oder Mäntel von Filz, die Fontas oder Badegürtel, die Turbane von Hama berühmt und geſucht. Mit dieſen Manufakturen und einer großen Menge von Baumwolle, die in der Umgegend gewonnen wird, ſaldirt es die europ. und osmaniſchen Waren, die es von Haleb bezieht. Aus dem Aaſi erhalten Stadt und Gegend durch Waſſerleitung Segen und Fruchtbarkeit: das Trinkwaſſer bringen Aquädukte in die Stadt. Sie iſt häufig Erdbeben ausgeſetzt und hat dadurch ſehr gelitten. — Hama liegt auf der Stelle, wo zu den Zeiten der Römer Epiphania ſtand; doch ſoll es ſchon, ehe es letztern Namen erhielt, Hamath oder Chamath geheißen haben. In der Literatur iſt ſie deßhalb merkwürdig, weil der große arabiſche Geſchichtſchreiber und Geograph Abulfeda von 1342 bis 1354 Emir war.

Hamaaqua ſ. Tetrao. (*G. Hassel.*)

HÄMACHATES (Mineralog.), bezeichnete im Alterthume einen Achat, der ſich durch rothe Punkte auszeichnete. (*Keferstein.*)

*) Vorzüglich nach Ali Bey's el Abaſi Reiſen in Afrika und Aſia, nach v. Hammers aſiatiſcher Türkei (in den Wiener Jahrb. 1813. B. XIII u. XIV.) und dem weimarſchen Handbuche XIII. S. 355.

Digitized by Google

HAMADAN, eine Stadt in der iranſchen Provinz Irack, die bis auf die neueſten Zeiten der Sitz einer Beglerbegſchaft war, die gegenwärtig, vielleicht nur temporär, mit der kiurdiſchen Beglerbegſchaft Kermanſchah verbunden iſt. Sie liegt N. Br. 34° 53′ L. 65° 24′ am Fuße des Elwendgebirgs in einer fruchtbaren und ziemlich angebaueten Gegend, die in 7, zu der Stadt gehörigen Bezirken 181 Dörfer zählt, zeigt aber ſelbſt nur einen Haufen von Trümmern, die in weitläufigen Mauern eingeſchloſſen ſind, worin die jetzige Stadt kaum ein Sechstel füllt. Ältere Reiſende geben die Zahl der Häuſer auf 10,000, die der Einw. auf 40,000 an: allein neuere, wie Olivier und Morier, wagen darüber nicht das Mindeſte zu beſtimmen, und ſagen nur, daß ſich unter denſelben 200 jüdiſche Familien und viele Armenier befänden, die hier eine Kirche und ein Hoſpiz beſäßen, daß die auf einem Felſen geſtandene Feſtung geſchleift, das Schloß aber noch erhalten ſei, daß noch manche hübſche Moskee, worunter die Dſchumah mit den vorgeblichen Gräbern der Eſther und des Mardochai, viele gute Karawanſerais und Bäder und viele moslemimiſche Alterthümer vorhanden, und die Einwohner Manufakturen in Leder, und vor allen in Filzteppichen, Nuamud genannt, unterhielten, aber nur einen geringen Handel trieben, obgleich mehrere Karawanſerais von Kermanſchah hier durchzögen, oder ſich ſammelten, und die Stadt als Niederlagsplatz für den Handel von Isfahan nach Bagdad und von Bagdad gelte. Hier ſtand das alte Ekbatana, die berühmte Hauptſtadt des mediſchen Reichs, von deren alter Pracht man im heutigen Hamadan auch nicht die Spur weiter entdeckt: Alles ging im Strom der Zeit unter, und die Überbleibſel, die man im öden Raume ihrer Mauern findet, gehören einer viel ſpätern Zeit an; merkwürdig iſt ſie durch die noch vorhandenen Denkmäler des großen Arztes Avicenna, des myſtiſchen perſiſchen Dichters Attar und des arabiſchen Dichters Abul Haſik, wohin noch die heutigen Perſer, wie zu den Gräbern ihrer Heiligen, pilgern *). *(G. Hassel.)*

Hamadan, Stammvater der Hamdaniden, ſ. Hamdan.

HAMADANI iſt ein Beiname mehrerer Dichter und Gelehrten, welche aus **Hamadan** (ſ. den Artikel gl. Nam.) gebürtig waren. Von **arabiſchen** Gelehrten gehören hieher:

1) Abulfadhl Ahmed ben Hoſſein el Hamadani, welcher bereits VII. Bd. S. 100 unter Badi Esseman behandelt worden und die berühmteſte Perſon dieſes Namens iſt.

2) Abulola Haſſan ben el Athar el Hamadani, Verfaſſer eines Werkes über die Traditionen der Moslemen, welcher im J. 458 d. H. verſtorben iſt 1)

3) Ali ben Achmed Mohammed ben Abdalmalek el Hamadani, geſt. 521 d. H. bekannt als Hiſtoriker. Er verfaßte unter andern eine Geſchichte der Veſire von Ägypten, unter dem Titel: Akhbar el vozara (أخبار الوزراء) 2). *(A. G. Hoffmann.)*

HAMADANI, HAIRANI, حيراني, oder Mewlana Hairani, ein neuperſiſcher Dichter aus der Stadt Kum, welcher im zehnten Jahrhundert der Hedſchra lebte, und am Hofe des turkomanniſchen Fürſten Sultan Jakub Beifall fand. Er verfaßte größere Dichtungen in der Versart Mesnewi, nämlich Behram und Nahid, d. i. Mars und Venus, den Streit des Himmels und der Erde, des Greiſen und des Vogels, der Kerze und des Schmetterlings. Er ſchrieb auch Satiren, unter welchen die gegen den Kadi Mohammed Kaſchi gerichtete berühmt geworden iſt. Er erreichte ein hohes Alter, und ward zu Hamadan beſtattet. Sam Mirſa führt ihn in ſeiner Geſchichte der ſpätern neuperſiſchen Dichter auf, ſo wie auch Herr von Hammer in ſeiner Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens *). *(J. G. L. Kosegarten.)*

HAMADANI iſt auch Name eines berühmten Gelehrten aus der moslemiſchen Sekte der **Motazaliten**. Er hing der Meinung an, daß Gott als der Heilige mit dem Böſen, als ſeiner Natur zuwider, nichts zu ſchaffen habe, und trat damit der gewöhnlichen moslemiſchen Anſicht entgegen, der zu Folge Gott nicht bloß Urheber des Guten, ſondern auch des Böſen ſeyn ſoll. Dieſe Meinung, welche ſeiner Partei zuſagt, wird von den Rechtgläubigen als heterodox angefochten und als Begünſtigung der Lehre von den beiden Grundprincipien betrachtet. Offenbar berührt ſich auch dieſer Glaubensſatz des Hamadani mit den Religionsſyſtemen, worin jene Lehre herrſcht, wie mit dem Parſismus und der Religionslehre des Manes †). *(A. G. Hoffmann.)*

Hamadaniden ſ. Hamdaniden.

HAMADOKOS (*Ἀμάδοκος*), ein Held der Hyperboreer, der mit Andern dem Hyperochos zur Vertheidigung der Stadt Delphi gegen die Gallier erſchien und ſie in ſchrecklicher Geſtalt zurück ſcheuchte. (Pauſ. 1, 4.) Die Hyperboreer waren nämlich uralte Verehrer des Apollo. *(J. A. L. Richter.)*

HAMADRYAS (*Ἀμαδρυάς*), nach Athen. III, 5. Tochter des Orios, die von ihrem Bruder Oxylos acht Töchter gebar, welche die Namen von Bäumen bekamen, nämlich **Karya**, der Nußbaum, **Balanos**, der Wallnußbaum, **Kraneion**, der Kornelkirſchbaum, **Orea**, die Buche, **Ägeiros**, die Pappelweide, **Ptelea**, die Ulme, **Ampelos**, der Weinſtock, **Syke**, die Feige. Man nannte ſie nach ihrer Mutter, die Hamadryaden, und trug nun dieſe Benennung überhaupt auf Baumnymphen über. Die ganze Mythe iſt nur eine Erfindung, um die Entſtehung der Hamadryaden zu erklären.

*) Nach **Oliviers** und **Moriers** Reiſen, v. **Hammers** perſiſcher Geographie (Wiener Jahrb. 1819. B. VII u. VIII) u. dem weimarſchen Handbuche XIII. S. 584.

1) D'**Herbelot** orient. Bibl. unt. d. W. Ketab. 3. Bd S. 33. deutſch. Überſ.

2) D'**Herbelot** a. a. O. unter d. W. **Hamadani**.

*) **Sam Mirſa** nennt auch noch aus derſelben Zeit einen Dichter Hairani Kaswini, und einen Mohammed Hairani.

†) D'**Herbel.** orient. Bibl. unt. d. W. Hamadani.

Digitized by Google

Um ſich die Erſcheinung des Lebens und der Bewegung in allen Produkten der Natur zu erklären, nahm das Alterthum zu einem geiſtigen Principe ſeine Zuflucht. Dieſes geiſtige Etwas, durch welches die Quelle rieſelte, der Fluß ſtrömte, die Pflanzen wuchſen, das Meer ſich bewegte, ward mit dem allgemeinen Namen der Nymphen belegt, und von den beſondern Klaſſen der Nymphen ſcheinen die Hamadryaden die älteſten zu ſeyn. Ihrer erwähnt ſchon die homeriſche Hymne auf die Aphrodite XXIII, 256. Sie waren, wie alle Nymphen, Mittelweſen zwiſchen Göttinnen und Sterblichen, lange lebend, von Ambroſia ſich nährend, oft geliebt und umarmt von Göttern. So bald eine ſolche Nymphe geboren wurde, entwickelte ſich im Schoß der Erde der Keim des Samens und ſproßte zu einem Baume empor, der durch die Nymphe wuchs und blühete und von ihr geſchützt wurde, ſo lange der Wille des Verhängniſſes es geſtattete. Mit dem Tode des Baumes entflieht auch das Leben der Nymphe. Daher flehen ſie die Menſchen an, der Bäume zu ſchonen und nicht die verderbliche Art an ihre Wurzel zu legen, und geſchieht es doch, ſo ſterben ſie ſeufzend und wehklagend und rufen die Rache des Schickſals über den Frevler herab. Man ſehe die Mythen von Chryſopelea, Eryſichthon u. a. Sie heißen daher Hamadryades, d. h. die mit dem Baume zugleich Lebenden und Sterbenden. Es bedeutete nämlich *Δρυάς* in alten Zeiten jeden Baum, nicht bloß die Eichen. Nach Serv. Virg. Ecl. X. 62. waren die Hamadryaden von den Dryaden darin unterſchieden, daß dieſe in dem Baume, jene nur unter den Bäumen lebten. Die Römer hatten auf dem cöliſchen Berge ein sacellum für ſie, welches querquetulanum genannt wurde. Vgl. Nymphen. *(J. A. L. Richter.)*

HAMADRYAS Commers. (in *Juss.* Gen.) Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Ranunculeen und (nach *Spr.* Syst. II, 658.) der letzten Ordnung der 13ten Linnéſchen Klaſſe (nach *Willd.* Sp. pl. Dioecia Polyandria). Ihr Charakter beſteht in diöciſchen Blüthen, einem fünf- bis ſechsblättrigen Kelch, 10 — 12 linienförmigen Blumenblättern, ungeſtielten Narben, und eiförmigen Karyopſen. 1) H. magellanica *Lam.* Enc. mit oberhalb unbehaarten, fünflappigen, eingeſchnitten-gezähnten Blättern, einem etwas ſteif behaarten Blüthenſchaft, der länger als die Blätter iſt, und unbehaarten Kelchen. Auf waldigen Bergen an der Magellan's Straße. Eine kleine perennirende, krautartige Pflanze. 2) H. tomentosa *Cam.* Syst. nat. mit oberhalb ſpinnewebartig-zottigen, fünf- bis ſechsgeſpaltenen Blättern, deren Lappen ablang, und beinahe dreigeſpalten ſind, mit einem Blüthenſchaft, der länger als die Blattſtiele, und wie die Kelche, ſteif behaart iſt. Dieſes kleine krautartige Gewächs hat Menzies auf den Bergen der Inſel Staatenland an der Südſpitze von Amerika gefunden. — S. *Spr.* Syst. veg. Vol. II. p. 658. *(Sprengel.)*

HAMAH, nach dem Glauben der alten Araber, ein Vogel, der aus dem Kopfblute der Todten entſtand, und alle hundert Jahre einmal ihre Gräber beſuchte. Nach einer andern Meinung wurde dieſer Vogel von den Seelen der unſchuldig Erſchlagenen belebt und ſchrie unaufhörlich: Oskuni! d. h. Gebt mir zu trinken (des Mörders Blut), bis der Tod gerächt worden war. Dann flog er hinweg. Muhamed hat dieſen Glauben verboten *). *(R.)*

Aus Hamah ſind mehrere Gelehrte gebürtig und führen daher den Namen el Hamavi (الحموي). Unter andern war aus dieſer Stadt: 1) Schehabeddin el Kadhi ben Abildem, ein Geſchichtſchreiber, deſſen Abulfeda in ſeinem großen hiſtoriſchen Werke öfters gedenkt, ſ. den Art. Schehabeddin. Dann 2) Jakut, Verfaſſer eines bekannten großen geographiſchen Lexikons, ſ. den Art. Jakut; 3) Ibrahim ben Hebatallah el Barezi, ſ. den Art. Ibn Hebatallah; 4) Abubeker ben Hadſchah, Commentator von Gedichten, ſ. den Art. Ibn Hadſchah. Außerdem 5) Ibn Malek el Hamavi, welcher eine Sammlung von Gedichten veranſtaltet hat. Eine Handſchrift davon beſitzt die herzogl. Bibliothek zu Gotha Cod. 567. 6) Mohab-eddin el Hamavi in der Mitte des 10ten Jahrhunderts der Hedſchra blühend, Verfaſſer eines Commentares über ein Gedicht des Ibn Schonah. Eine Handſchrift davon befindet ſich ebenfalls zu Gotha Cod. 609. Endlich gedenkt D'Herbelot eines Hiſtorikers, welcher die Geſchichte der Ommiaden erzähle und ſchlechtweg Elhamavi heiße. *(A. G. Hoffmann.)*

HAMALIAR, Martin, ein lutherſcher Theolog in Ungarn. Er war im Jahre 1750 am 11. November zu Bath in der Honter Geſpanſchaft geboren. Nach ſeiner Rückkehr von den teutſchen proteſtantiſchen Hochſchulen wurde er zum Prediger nach Groß-Körtös in der Neograder Geſpanſchaft, von da im Jahre 1784 in der kön. Frei- und Bergſtadt Schemnitz, und endlich nach Szarvas berufen, als welcher er 1796 am 31ſten Januar zum Superintendenten des Bergdiſtrikts erwählt wurde. Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit und ſein raſtloſes Streben, für ſeinen Amtswirkungskreis und die proteſtantiſche Kirche in Ungarn überhaupt nützlich zu ſeyn, erwarben ihm allgemeine Achtung bei ſeinen Glaubensbrüdern und auch bei Andern. Lange hätte er noch ſeinem Kirchenſprengel mit Nutzen vorſtehen können, wenn nicht im J. 1806 am 9ten December ein Schlagfluß ſeine Kräfte gelähmt hätte, wodurch er zur Niederlegung ſeines Amtes bewogen wurde. Er ſtarb zu Szarvas d. 13. Auguſt 1812 †). Seine im Druck erſchienenen Schriften ſind: 1) Materialien zum öffentl. Relig.-Unterr. in Kirchen und Schulen. Schemnitz, gedr. b. Sulzer 1790. 8. 2) Die Verbindlichkeit des Chriſten, das h. Abendm. zu genießen.

---

*) *Pococke* Spec. hist. Arab. p. 135. Maier's mythol. Lexikon.

1) *Möller* Catalogus librorum mss. bibl. Goth. T. I. P. 2. p. 229 — 30. 2) J. H. *Möller* a. a. O. p. 241. 3) Orient. Bibl. unt. d. Wort. Hamaovi.

†) Sein ausführlicher Nekrolog von Rumy ſteht in den Annalen der öſtreichiſchen Literatur 1812.

Digitized by Google

Schemnitz, 1795. 8. 3) De gradibus consanguinitatis et adfinitatis in matrimonio ad regulas Juris Canonici et benignas Resolutiones Regias examinandis et dijudicandis. Neosolii, typis Joann. Stephani 1803. 8. (Für Geiſtliche ein ſehr guter Leitfaden.) (*Rumy.*)

HAMAMELIS *L.*, eine Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft aus der zweiten Ordnung der vierten Linnéſchen Klaſſe, deren Charakter folgender iſt: Ein viergeſpaltner, außerhalb ſchuppiger Kelch, vier verlängerte, an der Baſis ſchuppige Blumenblättchen, linienförmige, zweiklappige Antheren, ſehr kurze Staubfäden und eine lederartige zweifächerige Samenkapſel. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung H. virginea *L.*, welche in Nordamerika wächſt, iſt ein Strauch mit alternirenden, halbherzförmig-ablangen, ſtumpfen, buchtig-gezähnten, unbehaarten, oder unten ſcharf anzufühlenden Blättern und gelben, knoſpenartigen Blühten. Die H. virginica blühet im Herbſte und ihre Früchte reifen im Frühling; ſie iſt abgebildet in *Lam.* Illustr. t. 88. H. macrophylla *Pursh.* und parvifolia *Hutt.* ſind bloße Abarten. (*Sprengel.*)

HAMAMET, eine Stadt im afrikaniſchen State Tunis am gleichnamigen Buſen des mittelländiſchen Meers N. Br. 36° 3' L. 28° 12'. Sie iſt eine neuere, die etwa 8000 Einw. zählt, einen Seehafen hat und anſehnlichen Handel nach Tunis mit Korn, Wolle und Öl treibt. Die Gegend umher iſt mit Olivenſtauden bedeckt und es gibt daſelbſt ungemein viele wilde Tauben, daher auch Shaw ihren Namen von Haman (wilder Taube) ableitet; der Buſen iſt fiſchreich und bietet gute Ankerplätze dar. In der Nähe findet man Trümmer von der alten Siagitana*). (*H.*)

Haman und Hamansfest, ſ. den Art. Esther.

HAMANN (Johann Georg), der ſich den nordiſchen Magus mit Recht nannte, war einer der mehr tiefen, als klaren Geiſter unſerer Nation, deren Werth erſt von den Nachkommen erkannt wird, und immer mehr erkannt werden wird. Von ſich ſelbſt ſagte er prophetiſch in einer ſeiner Vorreden: man überwindet leicht das doppelte Herzeleid ꝛc., von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden durch den Geſchmack an den Kräften einer beſſern Nachwelt. Zu dieſer Anerkennung der Nachwelt haben vorzüglich Herder, auf deſſen Bildung Hamann großen Einfluß hatte, ſo wie Jacobi, Goethe und J. Paul Fr. Richter beigetragen; und durch dieſe Anerkennung iſt auch endlich die Herausgabe ſeiner ſämmtlichen, vorher zerſtreuten und ſelten gewordenen Schriften durch Friedr. Roth (8 Thle. Berl. 1821 ff.) bewirkt worden.

Wir heben aus dem, was uns der Letztere im Vorberichte zu dieſer Sammlung über Hamann, und dieſer ſelbſt in ſeinen Gedanken über ſeinen Lebenslauf (im erſten Bande) mittheilt, zunächſt folgendes Biographiſche heraus. Hamann wurde den 27. Auguſt 1730 zu Königsberg in Preußen geboren und von ſeinen wohlhabenden Ältern (ſein Vater war ein geſchickter Wundarzt) in echt chriſtlicher Geſinnung erzogen. Sie ließen ihn in allem Wiſſenswürdigen, beſonders auch in den Sprachen und ſchönen Künſten, namentlich Muſik unterrichten. Sein Jugendunterricht aber war ſehr abwechſelnd. Zuerſt unterrichtete ihn ein abgeſetzter Prediger, Namens Hoffmann, ſieben Jahre lang, beſonders im Lateiniſchen; dann kam er in die Schule des Prorektors Röhl im Kneiphof, der ihn geiſtlos und pedantiſch in den alten Sprachen unterrichtete, während er in andern weſentlichen Kenntniſſen zurückblieb. „Weder Hiſtorie, ſchreibt er ſelbſt, noch Geographie, noch den geringſten Begriff von der Schreibart und Dichtkunſt. Ich habe den Mangel der beiden erſten niemals gehörig erſetzen können, den Geſchmack an den letztern zu ſpät erhalten, und finde mich in vieler Mühe meine Gedanken mündlich und ſchriftlich in Ordnung zu ſammeln und mit Leichtigkeit auszudrücken." Dann fiel er einem neologiſchen Hofmeiſter in die Hände, und zuletzt kam er auf die kneiphofſche Schule unter dem gelehrten und frommen Rektor Salthenius, wo er die erſten Begriffe von Philoſophie und Mathematik, von Theologie und vom Hebräiſchen bekam. „Hier, ſagt er, wurde mir ein neues Feld zu Ausſchweifungen offen und mein Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren." Darauf bezog er 1746 die Univerſität, ſtudirte unter Knutzen Philoſophie und widmete ſich zuerſt der Theologie, dann, um den Wunſche ſeiner Ältern zu entſprechen, den Rechtswiſſenſchaften. Aber eine größere Neigung zu Alterthümern, zu Kritik, Philologie und zu den ſo genannten ſchönen Wiſſenſchaften wendete ſeinen Geiſt von den poſitiven Wiſſenſchaften ab. Um freier zu leben und die Welt zu ſehen, nahm er 1752 eine Hofmeiſterſtelle in Liefland an, welches Verhältniß aber ſich nach einem halben Jahre durch Mißverſtändniſſe und Neigung zur Unabhängigkeit von ſeiner Seite wieder auflöſte. Hierauf lebte er einige Monate bei einem Landsmanne ſeines Vaters in Riga ohne Beſchäftigung, bis die Noth ihn drang, 1753 wiederum eine Hofmeiſterſtelle in Kurland anzunehmen. Aber ungeduldig und unzufrieden ging er 1755 abermals nach Riga zurück. Einer ſeiner Jugendfreunde, Namens Berens brachte ihn mit dem Handelshauſe Berens in Verbindung, durch welches er viele Freundſchaft genoß. Dieſe Verbindung brachte ihn dazu, die Handlungswiſſenſchaften, Ökonomie und Politik zu treiben. Darauf wurde er auf eine ſchmeichelhafte Weiſe in das budbergiſche Haus nach Grünhof zurück gerufen, wohin er zuerſt als Hofmeiſter gegangen war. Aber ſchon im J. 1756 rufte ihn ſein Vater nach Hauſe, um ſeine tödtlich kranke Mutter noch ein Mal zu ſehen. Er reiſte daher, weil ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten, wie er ſelbſt geſteht, in großer Zerrüttung waren, unterſtützt durch ſeine Freunde nach Königsberg, und unternahm hierauf in Handelsangelegenheiten des Hauſes Berens eine Reiſe nach England. Er reiſte über Berlin, wo er Moſes Mendelſohn, Ramler und Sulzer kennen lernte, dann nach Hamburg, blieb längere Zeit bei nahen Verwand-

*) Nach Shaw und dem weim. Handbuche XXI. S. 503.

Digitized by Google

ten in Lübeck; von da ging er über Bremen nach Amſterdam, Rotterdam, und erſt nach Oſtern nach England. Auf dieſer Reiſe wurde er häufig über ſeinen Vorſatz unzufrieden. In London fand er ſich außer Stand, ſeine Aufträge zu verrichten, gab ſich in Verzweiflung mancherlei Zerſtreuungen und Ausſchweifungen hin, und ſuchte umſonſt einen andern Weg ſein Glück zu machen. Im Drange der Noth, welche ſeine unbeſonnene Lebensart herbei geführt hatte, ſuchte er göttliche Hilfe. Durch Leſung der **Bibel** ging ihm ein Licht über ſein bisher geführtes Leben auf, und ein göttlicher Troſt erfüllte ſeine Seele. Von dieſer Zeit an hing er mit der größten Inbrunſt des Glaubens an der chriſtlichen Offenbarung, deren Erhabenheit er überall in ſeinen Schriften preiſt. Hierdurch wieder aufgerichtet, verließ er England im Sommer 1758 und reiſte nach Riga zurück, wohin auch ſein jüngerer Bruder als Lehrer an der dortigen Domſchule verſetzt wurde. In Riga lebte er wieder in dem Hauſe ſeines Freundes auf mannichfaltige Weiſe beſchäftigt, während welcher Zeit ſich eine Neigung zu der Schweſter desſelben entwickelte. Im J. 1759 beſtimmte ihn der Wunſch ſeines Vaters nach Königsberg zurück zu kommen. Um dieſe Zeit ſcheint ſich auch ſeine Verbindung mit jener Familie durch Verſchiedenheit der Anſichten und Denkweiſe beider Theile aufgelöſt zu haben. Schwer mochte die kräftige religiöſe Richtung und der freie Humor Hamanns von ſeinen befangenen merkantiliſchen Freunden begriffen werden. Vier Jahre lebte Hamann nun in literariſcher Freiheit in ſeines Vaters Hauſe, und widmete ſeine geiſtige Thätigkeit ernſten Studien, z. B. der orientaliſchen und klaſſiſchen Literatur. In dieſer Zeit verfaßte er auch viele ſeiner Schriften. Endlich fand er ſich durch die Kränklichkeit ſeines Vaters bewogen, einen Erwerb zu ſuchen. Er ward daher zuerſt unentgeldlich Kopiſt bei dem Königsberger Magiſtrat, dann Kanzelliſt bei der Kriegs- und Domänenkammer. Da er ſich aber für dieſe Arbeiten nicht geeignet fand, ſo unternahm er eine Reiſe nach Frankfurt, um ſeinen Gönner den Präſidenten **Friedr. Karl von Moſer**, der ihn zu einer Stelle in Darmſtadt empfohlen hatte, zu ſprechen. Weil dieſer aber damals nach Holland gereiſt war, ſo kehrte Hamann ſogleich nach Königsberg zurück. Im J. 1765 begab er ſich nach Mietau, um ſich in Geſchäften bei dem Hofrathe Tottien zu üben, und begleitete dieſen auch auf einer Geſchäftsreiſe nach Warſchau. Nachdem aber ſein Vater im Anfange des Jahres 1767 geſtorben war, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er auf **Kants** und Anderer Freunde Empfehlung die Stelle eines Schreibers und Überſetzers bei der neueingerichteten Acziſedirection erhielt. Nach zehn Jahren (1777) gelangte er zu der gemächlichen Stelle eines Packhofverwalters bei der königl. Acziſe, verlor aber 1782 einen bedeutenden Theil ſeiner Nebeneinkünfte wieder, und lebte mit ſeinen vier Kindern in dürftigen Umſtänden. Ein junger wohlhabender Mann in Weſtphalen, Namens **Buchholz**, erhielt durch Lavater Kenntniß von des verdienten Mannes Lage und ſendete ihm zu Ende des Jahres 1784 großmüthig ein anſehnliches Kapital zu. Hamann wünſchte nun zur Erholung ſeines, durch Sorge und Arbeit angeſtrengten Körpers, eine Reiſe zu ſeinen Freunden in Teutſchland zu machen, und hielt einige Jahre vergeblich um Urlaub an. Endlich erhielt er 1787 ſeinen Abſchied mit einer anſtändigen Penſion. In dem Sommer dieſes Jahres trat er ſeine Reiſe an, und hielt ſich abwechſelnd zu Welbergen und Münſter, bei dem zuletzt genannten Freunde, und bei Jacobi in Düſſeldorf auf. In Münſter aber erkrankte er den 20. Junius und ſtarb am folgenden Tage. Im Garten der Fürſtinn Galiczin zu Münſter ſteht ſein Grabmahl mit einer, von Hemſterhuis verfertigten, lateiniſchen Inſchrift.

Von ſeinen Schriften bemerkt **Rothe**. „So verborgen und in ſo niedriger Geſtalt, wie ſein Stand und Leben, war auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Seine Druckſchriften aus drei kleinen Zeiträumen: 1759 — 63, 1772 — 76 und 1779 — 84 ſind zahlreich, aber keine über fünf, die meiſten nicht über zwei Bogen ſtark. Alle waren durch beſondere Veranlaſſungen hervorgerufen, daher wahre Gelegenheitsſchriften voll Perſönlichkeit und Örtlichkeit, voll Beziehungen auf gleichzeitige Erſcheinungen und Erfahrungen, zugleich aber voll Anſpielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte und gelebt hatte. Da ſie überdieß dem herrſchenden Geſchmacke nicht ſchmeichelten, und der damals herrſchenden materialiſtiſchen Denkart ſcharf widerſprachen, ſo wurden ſie nur von einer kleinen Zahl ſchon damals mit Achtung und Bewunderung, von den Meiſten als ungenießbar, mit Gleichgiltigkeit, oder als Werke eines Schwärmers mit der Verachtung aufgenommen, welche die Führer der öffentlichen Meinung, aufgebracht über Hamanns Originalitat und Selbſtſtändigkeit, ihm zuerkannten.“ Gegen das Ende ſeines Lebens, da Herder's und Jacobi's Zeugniß von ihm ſchon auf das Publikum zu wirken anfingen, wurde er ſelbſt vielfältig aufgefordert, eine Sammlung ſeiner Schriften, welche ſchon damals äußerſt ſelten geworden waren, zu veranſtalten; wovon er aber durch die von ihm ſelbſt anerkannte Schwierigkeit, alles Dunkle derſelben aufzuhellen, zurück gehalten wurde. Er geſtand ſeinen Freunden, daß er von der Abſicht mancher Stellen, ſo klar ſie ihm, da er ſie ſchrieb, geweſen, keine Rechenſchaft mehr zu geben wiſſe. Auch Goethe bemerkt in dieſer Hinſicht, daß die Dunkelheit der hamann'ſchen Schriften mit den Jahren immer zunehmen werde, weil ſeine Anſpielungen auf beſtimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrſchende Eigenheiten vorzüglich gerichtet geweſen. Von der andern Seite kann nicht geläugnet werden, daß der ſeiner Zeit vorausſchreitende Geiſt dieſes Mannes jetzt mehr, als früher, verſtanden und gewürdigt wird.

Nach dem Zeugniß aller Unbefangenen, die ihn kannten, verband Hamann ein tiefes Gefühl mit einer ſehr lebendigen und tief eindringenden Denkkraft, die ſich aber mehr in Vergleichungen und Bildern als im Abſtracten auszudrücken geeignet war; Redlichkeit und kindlicher Sinn vereinigten ſich in ihm mit männlicher,

Digitized by Google

eigenthümlicher Kraft. Daſſelbe zeugen auch ſeine Schriften. Die meiſten derſelben haben einen polemiſchen Charakter; er kämpft in ihnen gegen Materialismus, Freigeiſterei und die hohle Schöngeiſterei ſeiner Zeit, gegen Nachbeterei und Verehrung des Fremden mit Nachdruck; dagegen ordnet er mit kindlichem Sinn und hoher Begeiſterung Alles der durch das Chriſtenthum an den Menſchen ergehenden Forderung unter, und alle ſeine Äußerungen und Beſtrebungen finden in der Tiefe eines religiöſen, den innigen Zuſammenhang des Göttlichen und Menſchlichen anerkennenden Gemüths ihren Mittelpunkt. Die Form ſeiner Mittheilungen zeigt den mehr gemüthvollen, als in geregelter Folge denkenden Geiſt, daher die Sorgloſigkeit ſeines Stils und der Humor, der gleichſam aus dem Ernſt hervorblitzend, die Gegenſtände ſeines Nachdenkens ſchnell beleuchtet, oder durch irgend eine bald aus der Natur des Gegenſtandes, bald aus den bibliſchen Geſchichten geſchöpfte Vergleichung ſchildert. Es kann nicht geläugnet werden, daß ſich in ſeinen Mittheilungen zuweilen auch eine gewiſſe Scheu der Deutlichkeit ausſpricht, die mit der damals herrſchenden Originalitätsſucht und mit dem Streben nach dem Überkräftigen in Bildern und Vergleichungen zuſammenhängt, auch manche einſeitige, auf Verſtimmung und vorſchnelle Folgerungen gegründete Ausſprüche bei ihm vorkommen, manches in Form und Inhalt Geſuchte und Geſchraubte, uns auffällt; aber man muß auch J. Paul beiſtimmen, welcher von ihm ſagt: „der große Hamann iſt ein tiefer Himmel voll teleſkopiſcher Sterne und manche Nebelflecken löſet kein Auge auf" — „ſein Stil iſt ein Strom, den ein Sturm gegen die Quelle zurück drängt, ſo daß die teutſchen Marktſchiffe gar nicht darauf fortkommen können." So ſagt auch Herder von Hamanns Schriften: „der Kern derſelben enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen" ꝛc. Seine Reflexionen umfaſſen die wichtigſten Gegenſtände des Lebens mit religiöſem Sinn, und wenn wir auch nicht mit Goethe als Prinzip, auf welches ſich ſämmtliche Äußerungen Hamanns zurück führen laſſen, den Satz anerkennen: Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort, oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich, — ſo iſt doch dieſer Satz in ſeiner Lebensanſicht von großer Bedeutung.

Die Grundlagen ſeiner Anſicht über Religion und Philoſophie möchten ſich in folgende Sätze faſſen laſſen.

„Alle Werke Gottes ſind Zeichen und Ausdrücke ſeiner Eigenſchaften; und ſo iſt die körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichniß der Geiſterwelt. Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, wie Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, wie Gott den Menſchen durch Menſchen ſich hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers ſpiegelt ſich bis in dem Dialekte ſeiner Werke; in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe. Ein Beweis der herrlichſten Majeſtät." Hamann lehrt alſo hier die Einheit der Natur und Offenbarung in Beziehung auf den höchſten Urheber beider; daher er auch ſagt: „was iſt Religion Anderes, als die lautere, geſunde Vernunft, die durch den Sündenfall erſtickt und verwildert iſt, und die der Geiſt Gottes, nachdem er das Unkraut ausgerottet, den Boden zubereitet und zum Samen des Himmels wieder gereinigt hat, in uns zu pflanzen und wieder herzuſtellen ſucht? — Ferner wie die Welt die ſinnliche Offenbarung der Herrlichkeit Gottes iſt, ſo iſt der Menſch, die Krone der Schöpfung, zum Bilde Gottes geſchaffen; und wie die körperliche Welt ein Ausdruck der Geiſterwelt, ſo drückt der Körper des Menſchen die Natur des Geiſtes aus. Das menſchliche Leben ſcheint daher in einer Reihe ſymboliſcher Handlungen zu beſtehen, durch welche unſere Seele ihre unſichtbare Natur zu offenbaren fähig iſt, und eine anſchauende Erkenntniß ihres wirkſamen Daſeyns außer ſich hervorbringt und mittheilt. — Wir erkennen ſonach den Unſichtbaren in der Natur nur durch ſeine Zeichen, die wir auffaſſen in unſern Sinnen; und eben ſo offenbart ſich unſere gottähnliche Natur durch die Fähigkeit des Geiſtes in die Natur kräftig einzuwirken. Jeder Eindruck der Natur in dem Menſchen iſt nicht nur ein Andenken, ſondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr iſt. Jede Gegenwirkung des Menſchen in die Natur iſt Brief und Siegel von unſerm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir ſeines Geſchlechts ſind. — Wie aber Geiſt und Körper zum vollkommnen Wirken nothwendig ſind, ſo iſt auch Vernunft nicht von der Erfahrung zu trennen in der Philoſophie. Ohne Wort, keine Vernunft, keine Welt. Erforſchung und Offenbarung ſind einerlei, und unentbehrliche Flügel und Krücken unſerer Vernunft, wenn ſie nicht lahm bleiben und kriechen ſoll. Sinn und Geſchichte ſind das Fundament und der Boden — jene mögen noch ſo triegen und dieſe noch ſo einſeitig ſeyn." Dieſelbe Anſicht von der Verbindung der Vernunft und Erfahrung ſtützt er auch auf die Natur der Sprache, deren doppelſeitige Natur er nachweiſt, und behauptet, daß die Sprache, als das einzige Mittheilungsvermögen des menſchlichen Verſtandes ſchon durch ihre Natur einer auf bloße Abſtraction begründeten Philoſophie widerſtrebe. Wenn ſich die Gottheit dem Menſchen durch die Natur und durch ihr Wort geoffenbaret, ſo habe daher die Philoſophie aus beiden zu ſchöpfen und beider Übereinſtimmung zu zeigen. „Gott, Natur und Vernunft haben eine ſo innige Beziehung auf einander, wie Licht, Auge und Alles, was jenes dieſem offenbaret, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Zirkels, oder wie Autor, Buch und Leſer."

Außer dieſer lebendigen Anſicht, welche nicht ohne Einfluß auf die ſpätere Philoſophie geblieben iſt, mit der gleichzeitigen aber in großem Widerſpruche ſtand, finden wir in ſeinen Werken die trefflichſten und originellſten Betrachtungen über Sprache, beſonders Bibel-

Digitized by Google

ſprache und Auslegung; über Religionen, beſonders über Moſaismus und Chriſtenthum; über einzelne Gegenſtände und Formen der Philoſophie; über Umgang, Freiheit, Ehe, Erziehung und Unterricht, Recht und Geſetzgebung, Verträge, Verkehr und Handel, Geſchichte, klaſſiſche Literatur und ihr Studium, Poeſie und Literaturweſen.

Ein Verzeichniß der Schriften Hamanns findet ſich in der angeführten Sammlung ſeiner Werke, womit zu vergleichen iſt, die unter dem Namen: Sibylliniſche Blätter des Magus im Norden, von D. Friedr. Cramer, Leipzig 1819. 8. herausgegebene Sammlung einzelner Stellen aus Hamanns Werken, und die Anzeige derſelben von M. Collin in den Wiener Jahrbüchern der Lit. 1819. VIII. Bd. In dem letztern Buche findet ſich auch eine Skizze von Hamanns Leben, zum Theil nach Hamanns Schriften, zum Theil nach Reichardts Schilderung desſelben bearbeitet, welche aber durch Roths Ausgabe ſeiner Werke mehrere Berichtigungen empfangen hat; und ein Bildniß, wie es ſcheint, nach dem in Lavaters Phyſiognomik befindlichen geſtochen. (*Wendt.*)

HÄMANTHUS. Dieſe ſchon von Tournefort aufgeſtellten, und von Linné genauer charakteriſirte Pflanzengattung gehört zur natürlichen Familie der Spathaceen, und zur erſten Ordnung der ſechsten Linnéſchen Klaſſe. Ihr Charakter beſteht in einer vielklappigen, vielblumigen Blühtenſcheide, einer ſechsgetheilten Corolle, und einer meiſtens dreiſamigen Beere. Dieſe Gattung beſteht gegenwärtig aus 18 Arten, welche alle Zwiebelgewächſe ſind. Man theilt ſie nach dem Verhältniß der Doldenhülle zur Dolde ein.

I. Die Doldenhülle länger, als die Dolde (mit zungenförmigen, nach zwei Richtungen ſtehenden Blättern). Die hieher gehörigen Arten wachſen am Vorgebirge der guten Hoffnung. 1) H. coccineus *L.* mit unbehaarten, an den Boden gedrückten Blättern, am Gipfel ſtehender zuſammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und offen ſtehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Redout.* liliac. t. 39. 2) H. coarctatus *Jacqu.* mit unbehaarten, aufrecht ſtehenden, an ihrer Spitze ſchwieligen Blättern, zuſammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 57 und Bot. Reg. t. 181. 3) H. tigrinus *Jacqu.* mit unbehaarten, niedergedrückten, gewimperten, unten geſleckten Blättern, zuſammen gedrängter Dolde, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 56. 4) H. quadrivalvis *Jacqu.* mit unbehaarten, an ihrer Baſis verſchmächtigten, offen ſtehenden, gewimperten, gegen die Spitze zu zottigen Blättern, vierblättriger, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. (H. pubescens *Thunb.*). Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 58. 5) H. crassipes *Jacqu.* mit umgekehrt eiförmigen, gewimperten, unten geſleckten Blättern, fünfblättriger, gefärbter Doldenhülle, und ſtumpfem, ziemlich offen ſtehendem Corollen-Saume. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 412. 6) H. hyalocarpus *Jacqu.* mit ganz glatten, ungeſleckten Blättern, ſiebenblättriger, gefärbter Doldenhülle, aufrecht ſtehendem Corollen-Saume, und halbdurchſcheinenden Beeren. *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 409.

II. Die Doldenhülle und Dolde von gleicher Länge. 7) H. puniceus *Jacqu.* mit ablangen, wellenförmigen, ſchwach ausgerandeten Blättern, etwas gefärbter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. In Guinea, und am Vorgebirge der guten Hoffnung. 8) H. rotundifolius *Sims.* mit kreisrunden, ſcharf anzufühlenden, knorpelig gerandeten Blättern, und vierblättriger Doldenhülle. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. Abgebildet in Bot. Mag. t. 1618. 9) H. humilis *Jacqu.* mit elliptiſchen, unbehaarten, gewimperten, aufrecht ſtehenden Blättern, ſechsblättriger, gefärbter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 411. 10) H. Pumilio *Jacqu.* mit linienförmig-lanzettförmigen, unbehaarten, aufrecht ſtehend-ſichelförmigen Blättern, ſchlankem Schaft, wenigblumiger Dolde, und ziemlich offen ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 61.

III. Die Dolde länger, als die Doldenhülle: 11) H. ciliaris *L.* mit zungenförmigen, unbehaarten, gewimperten Blättern, eiförmiger Doldenhülle, und zurückgeſchlagenem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. (Amaryllis ciliaris *L.* Brunsvigia ciliaris *Ker.*). 12) H. pubescens *L.* mit zungenförmigen, zottigen, gewimperten Blättern, vierblättriger, grüner, gewimperter Doldenhülle, und faſt offen ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. (H. albiflos *Jacqu.*). Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 59. und im Bot. Reg. t. 382. 13) H. multiflorus *L.* mit ablang-lanzettförmigen, concaven, aufrecht ſtehenden Blättern, vierblättriger, weit offen ſtehender Doldenhülle, ziemlich offen ſtehendem Corollen-Saume, und ſehr weit aus der Blume hervorragenden Staubfäden. Wächſt in Sierra Leone an der Weſtküſte von Afrika. 14) H. sanguineus *Jacqu.* mit zungenförmigen, glatten Blättern, ſiebenblättriger, etwas gefärbter Doldenhülle, und beinahe offen ſtehendem Corollen-Saume. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 15) H. moschatus *Jacqu.* mit elliptiſchen, zugeſpitzten, feinbehaarten, am Rande umgebogenen, gewimperten, unten geſleckten Blättern, vielblättriger, zugeſpitzter Doldenhülle, und aufrecht ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 410. 16) H. amarylloides *Jacqu.* mit linienförmig-zungenförmigen, unbehaarten Blättern, vierblättriger Doldenhülle, und beinahe offen ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. IV. t. 408. 17) H. lanceaefolius *Jacqu.* mit elliptiſch-lanzettförmigen, gewimperten Blättern, vierblättriger Doldenhülle, verlängerten Blühtenſtielen, und offen ſtehendem Corollen-Saume. Ebendaſ. Abgebildet in *Jacqu.* Hort. Schönbr. I. t. 60. 18) H. carneus *Ker.* mit abgerundet-eiförmigen, abgekürzten Blättern, welche, wie der Schaft, ſteifbehaart ſind, mit

Digitized by Google

trockenhäutiger, ſchlaffer Doldenhülle, verlängerten Blühtenſtielen, und beinahe offen ſtehendem Corollen-Saume, der länger iſt, als die Staubfäden. Wächſt im ſüdlichen Afrika. Abgebildet im Bot. Reg. t. 509. — S. *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 56. (*Sprengel.*)

Hamassah, ſ. Abu Temâm im I. Th. S. 227 und Anthologie (orientaliſche) im IV. Thle. S. 270 fg.

HÄMATITEN, von αἷμα, eine kleine chriſtliche Ketzerſekte aus dem 2. Jahrhundert. Sie gehörten zu den Gnoſtikern, und Klemens von Alexandria zählt ſie den Doketen bei. Sie ſollen ihre Benennung davon haben, daß ſie dem Heilande einen wirklichen Menſchenkörper und daher auch Blut abſprachen. Indeſſen iſt wenig Sicheres über ſie bekannt. (*R.*)

HÄMATITES (antiquariſche Mineralogie), umfaßte im Alterthume die Geſteine, die wir als Eiſenoxyd bezeichnen und man ſcheint damals, wie jetzt, beſonders auf Farbe und Strich Rückſicht genommen zu haben. Die auf uns gekommenen Nachrichten ſind um ſo unvollkommener, da ſie vorzüglich den mediciniſchen Gebrauch betreffen. Sottacus, einer der älteſten mineralogiſchen Schriftſteller, den Plinius nur ſehr kurz excerpirt hat, gibt 5 Arten dieſer Gattung an: 1) den äthiopiſchen, der vorzugsweiſe von den Ärzten gebraucht wurde; dieſer iſt wohl ohne Zweifel unſer Rotheiſenſtein oder rother Glaskopf; 2) den Andromanta; dieſer war kryſtalliniſch, hart und zeichnete ſich durch rothen Strich aus, wird daher unſer Eiſenglanz (fer oligiste) geweſen ſeyn; 3) den arabiſchen, der ſich durch Härte und braungelben Strich charakteriſirte, daher unſer Brauneiſenſtein geweſen ſeyn wird; 4) den Elatites, er wurde erſt durchs Feuer roth, und der Name deutet wahrſcheinlich auf eine baumartige Form, daher wahrſcheinlich unſer Schwarzeiſenſtein hierunter begriffen wurde, und 5) den Schiſton, der zerreiblich und ſchuppig, daher unſer Eiſenrahm und Eiſenglimmer geweſen ſeyn wird. (*Keferstein.*)

HÄMATOPUS, *Linn.* (Ornith.), iſt der Name einer Vögelgattung, welche franzöſiſch huitrier heißt. Dieſer Name iſt aus dem Griechiſchen von αἷμα, das Blut und πούς, der Fuß entnommen, und zeigt an, daß die Vögel dieſer Gattung blutrothe Füße haben. Jedoch iſt dieß ein Kennzeichen, welches ſie von anderen Vögeln, die auch blutrothe Füße haben, nicht unterſcheidet. Die Vögel dieſer Gattung gehören nach Buvier zu der Familie der Strandläufer (echassiers). Ihr Schnabel iſt gerade, lang, ſtark, auf den Seiten keilförmig comprimirt. Die fossa nasalis iſt ſehr tief, nimmt ungefähr die Hälfte der Länge des Schnabels ein, und die Naſenlöcher öffnen ſich in der Mitte der Rinne wie eine kleine Spalte. Die Zunge iſt kurz und ungetheilt. Die Augenlieder ſind nackt. Die Beine ſind von mittelmäßiger Höhe, muskulös, netzförmig gezeichnet. Die Füße haben nur drei Zehen, welche alle nach vorn gerichtet, ziemlich kurz ſind und eine ſchwielenartige Erhabenheit haben. Die mittlere Zehe iſt mit der äußeren durch eine Membran vereinigt, und die innere iſt faſt ganz frei. Die erſte Zehe iſt die längſte.

Die Vögel, welche zu dieſer Gattung gehören, leben längs den Meeresufern auf den Felſen, auf ſteilen Geſtaden, auf flachen, ſandigen Ufern. Sie ziehen ſich vor der Flut zurück, wenn das Meer ſteigt, und folgen ihr, wenn es fällt, indem ſie unaufhörlich in dem feuchten Sande wühlen, um Meerwürmer, Patellen, Auſtern und andere Konchylien aufzuſuchen, von denen ſie ſich nähren. Die Bildung ihres Schnabels verſchafft ihnen die Mittel die Schalen der Auſtern und anderer zweiſchaliger Konchylien zu öffnen, um die Thiere, welche ſie enthalten, aus ihnen heraus zu ziehen. Man findet dieſe Vögel in den verſchiedenen Theilen der Welt. Sie laufen und fliegen ſehr geſchwind. Man ſieht ſie bisweilen ſchwimmen, obgleich ihre Füße hierzu nicht geeignet zu ſeyn ſcheinen.

Sie mauſern ſich zweimal, im Herbſt und im Frühjahr, aber die Farben des Gefieders ſind in dieſen zwei Epochen nicht verſchieden, und der einzige Unterſchied, welchen man in Hinſicht der Farbeveränderungen der europäiſchen Species bemerkt, beſteht in dem Vorhandenſeyn oder Nichtvorhandenſeyn eines weißen Ringes um den Hals.

Sie leben während der Reproductionszeit einzeln und verſammeln ſich herdenweiſe zu ihren Zügen. Nach Einigen bauen ſie keine Neſter und legen ihre Eier auf die Dünen, da wo ſie von dem Waſſer nicht erreicht werden können. Man ſagt, daß das Weibchen die Eier während eines Theiles des Tags verläßt, und der Sonne das Erwärmen derſelben überläßt. Dieß iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, obgleich dieſelbe Gewohnheit mehreren Seevögeln zugeſchrieben wird. Nach Anderen niſten ſie in dem Graſe und auf den ſumpfigen Wieſen, welche nahe am Meere liegen.

Die Species dieſer Gattung ſind folgende: 1) Haematopus ostralegus *Linn.*, Auſtermann, Auſterdieb, Auſterfiſcher, Meerälſter, lat. pica marina, engl. the Sea-Pie, the Oyster-Catcher, franz. huitrier-pie, Preneur d'huitre iſt die einzige Species, welche Linnée kannte, welcher ſie zu den Sumpfvögeln (grallae) zählte. Dieſe Species iſt am meiſten verbreitet und auf Buffon's illuminirten Tafeln Nro. 929 vorgeſtellt. Sie iſt 15 Zoll 6 Linien lang und von der Größe der Krähe. Man hat dieſen Vogel Auſtervogel oder Auſterdieb genannt, weil er ſich größten Theils von Auſtern nährt, und Meerälſter heißt er wegen ſeines ſchwarzen und weißen Gefieders, und weil er ſowohl im Fluge als im Zuſtande von Ruhe, vorzüglich wenn er im Zuge ſich befindet, ein kreiſchendes und dumpfes Geſchrei hören läßt, welches dem der gemeinen Älſter ähnelt. Der Schnabel dieſes Vogels iſt gerade, ungefähr 3 Zoll lang, an den Seiten platt, vorn keilförmig, von Farbe roth. Die Naſenlöcher ſind ſchmal und enge. An der Wurzel des Schnabels befinden ſich viele Zähne, vorn aber iſt er ungezahnt. Die Augen umgibt ein rother Ring, welcher nach Klein's Beſchreibung bei dem Weibchen fehlt. Im Winter ſind bei beiden Geſchlechtern der Kopf, der obere Theil der Bruſt, der Rücken, die Flügel und das Ende des

Digitized by Google

Schwanzes von einer dunkelſchwarzen Farbe, ausgenommen, daß auf den Flügeln ein weißer transverſaler Streifen und um den Hals ein Ring von derſelben Farbe iſt. Der Bürzel, der Urſprung der Flügel- und der Schwanzfedern, der Bauch und die unteren Theile ſind von einer ſchneeweißen Farbe. Unter jedem Auge befindet ſich ein kleiner weißer Fleck, die iris iſt carmeſinroth, die Füße ſind blutroth. Das Schwarze des Gefieders der Jungen iſt durch das Braune abgeſtuft. Das Weiße iſt bei denſelben ſchmutzig, die iris braun, und die Füße haben eine dunkelgraue Farbe.

Man hat unter den europäiſchen Meerälſtern Individuen bemerkt, welche eine ſchwarze Schnabelſpitze hatten, und andere, welche weder einen weißen Fleck unter dem Auge, noch einen weißen Ring unter der Kehle hatten. Doch ſcheinen dieſe Unterſchiede in Hinſicht des Gefieders bloß von dem Alter und der Jahreszeit herzurühren. Die Meerälſter am Senegal unterſcheidet ſich nicht von der europäiſchen Species.

Übrigens ſind die Meerälſtern, welche man in Dänemark, in Island, in Norwegen ſieht, in England, in Holland ſehr häufig, und weniger häufig an den Küſten Frankreichs. Die Nahrung dieſer Vögel beſteht aus Fiſchen und Konchylien. Ihr Fleiſch iſt ſchwarz und hart, alſo wohl eben ſo wenig zum Eſſen dienlich, als das Fleiſch der meiſten Sumpfvögel. Nach den Nachrichten des Herrn von Linnée gehören ſie zu den Zugvögeln, welche im Herbſte die nordiſchen Küſten verlaſſen und in wärmere Gegenden ziehen.

Nach Einigen legen ſie vier bis fünf Eier und nach Anderen bloß zwei bis drei. Der Grund derſelben iſt bisweilen weiß, bisweilen grüngelb, andere Male braun, mit dunkelbraunen oder ſchwarzen oder aſchgrauen Flecken und Streifen, welche in Hinſicht der Größe, der Form und der Vertheilung viele Verſchiedenheit zeigen.

Man findet eins dieſer Eier in Lewin. Taf. 41, Nro. 1., ein anderes in *Graves's* Ovarium britanicum Taf. 7. und vier Eier auf der zweiten Tafel Nro. 2 bis 5 des von Schinz herausgegebenen Werks abgebildet, welches den Titel: Beſchreibung der Eier und der Neſter der Vögel der Schweiz, Teutſchlands u. ſ. w. Zürich, 1819 führt. Die Bebrütung dauert 20 bis 21 Tage. Die Jungen ſind, wenn ſie aus dem Ei heraus kriechen, mit einem graubraunen Pflaum bedeckt. Gleich in den erſten Tagen begeben ſie ſich an das Ufer und verbergen ſich in dem Graſe.

2) Haematopus palliatus (huitrier à manteau), welcher nach Temminck in Südamerika wohnt, unterſcheidet ſich durch die beträchtlichere Länge ſeines Schnabels. Zu Folge der Beſchreibung dieſes Schriftſtellers iſt er auf dem Rücken, zwiſchen den Flügeln und auf den Flügeln graubraun.

3) Haematopus longirostris bewohnt nach Vieillot Auſtralien und iſt von ſchwarzer Farbe, ausgenommen an dem unteren Theile der Bruſt und an den hinteren Theilen, welche ſchneeweiß ſind. Er unterſcheidet ſich ebenfalls durch die beträchtlichere Länge ſeines Schnabels.

4) Haematopus niger hat nach Temminck, wenn er erwachſen iſt, ein dunkelſchwarzes, und wenn er jung iſt, ein bräunlich ſchwarzes Gefieder. Er iſt etwas größer als die europäiſche Meerälſter. An dem Schnabel, um die Augen herum und an den Füßen iſt er roth, und man findet ihn im ſüdlichen Afrika und in Auſtralien. (*W. L. Brehme.*)

HÄMATOXIN, HÄMATOXYLIN (nicht Hämatin) iſt der rothfärbende Beſtandtheil des Blau-, Blut, oder Campecheholzes von *Haematoxylon Campechianum* (ſ. oben Campecheholz Th. XV. S. 49 fgg.) den Chevreul[1]) ſo darſtellen lehrt: Das wäſſerige Extract des Blauholzes wird mit 36gradigem heißem Weingeiſt ausgezogen, welcher Hämatoxin mit weniger brauner Materie auflöſt; die Tinctur mit Waſſer verdünnt und abgeraucht, läßt, erkaltend, einen Theil Hämatoxin in ſehr feinen, gelben, am Feuer roſenrothen, glänzenden, kryſtalliniſchen Nadeln, Schuppen und Kügelchen von einem ſüßlichen Geruch und auffallend bitterm Geſchmacke zu Boden fallen. Dieß Pigment färbt ſtark, beim innerlichen Gebrauche, wenn auch nicht Knochen, doch Harn und Darmexcremente, löſt ſich erſt in 1000 Waſſer zu einer in dünnen Schichten gelben, in Maſſe morgenrothen Flüſſigkeit auf, die durch Abdampfen ſehr concentrirt wird; in Weingeiſt und Äther iſt es röthlich gelb auflöslich. Seine wäſſrige Löſung wird durch wenige Schwefel-, Salz- oder Salpeterſäure blaßgelb, durch mehrere roth, doch geht die ſalpeterſ. Auflöſung unter Zerſtörung des Hämatoxin bald in Gelb über. Kohlenſäure und ſchwefelige Säure färben ſie bloß gelb, phosphorige und Phosphorſäure gelblich roth, Boraxſäure roth, welches Roth durch wenig Schwefelſäure in Gelb, und dann durch mehr dergl. Säure, oder durch Boraxſäure wieder in Roth verwandelt wird. Hydrothionſäure färbt die wäſſrige Löſung Anfangs gelb, und entfärbt ſie nach einigen Tagen in verſchloſſenen Gefäßen: die entfärbte Flüſſigkeit wird durch Verjagen der Säure mittels Erhitzung bei Luftausſchluß wieder gelb, durch Kalien violet. Wenig Ammonium oder fixes Kali färbt ſie purpurroth, mehr violet, nach einiger Zeit, durch Zerſetzung des Hämatoxin, braunroth, und zuletzt braungelb. — Baryt-, Strontion- und Kalkwaſſer bewirken in geringer Menge eine purpurne Färbung, in größerer einen blauen, aus Hämatoxin und Kali beſtehenden Niederſchlag, der aber durch überſchüſſiges Kali zerſetzt wird. Vollkommen neutrales ſchwefelſaures und ſalpeterſaures Kali, ſchwefelſaures Natron und ſalpeterſ. Baryt laſſen die Farbe des Blauholzaufguſſes unverändert, Gips macht ſie violet. Alaun-, Ytter- und Süßerde werden in der wäſſrigen Löſung des Hämatoxylon blau gefällt, Bitterſalz färbt den Blauholzaufguß roſenroth, Alaun violet, und liefert einen violettnen Niederſchlag. Zinn- und Arſenikſäure wirken den Mineralſäuren ähnlich; arſenige Säure löſt ſich im wäſſrigen Hämatoxin ohne Farbenänderung auf; mit demſelben digerirt, bilden

1) S. Schweigger's n. Journ. d. Ch. u. Ph. IV. S. 424. VIII. S. 221 ꝛc.

Digitized by Google

antimonige Säure, baſiſch ſalzſaures Antimonoxyd, Wismuth- und Zinkoxyd, Zinkoxydhydrat; Nickeloxyd- und Kupferoxydhydrat violettene oder blaue unauflösliche Verbindungen. Das Blauholzinfuſum gibt mit ſalzſaurem Zinnoxydul einen blauen, aus Hämatoxin, Zinnoxydul und etwas Salzſäure beſtehenden Niederſchlag, welchem ſiedendes Waſſer alle Salzſäure nebſt etwas Oxydul entzieht. Aus eſſigſaurem Blei fällt derſelbe Aufguß eine blaue Verbindung, die aus Hämatoxin, Oxyd und Eſſigſäure beſteht, und durch ſiedendes Waſſer alle Eſſigſäure nebſt etwas Oxyd und Hämatoxin verliert. — Oxal- und Eſſigſäure verhalten ſich zur wäſſrigen Hämatoxinlöſung, wie Schwefelſäure, nur iſt die rothe Tinctur nicht ſo lebhaft gefärbt. Benzoëſäure macht bloß eine blaßgelbe Färbung; die von eſſigſauren Kalien fällt roſenroth aus.

Hämatoxin ſchlägt den Thierleim bei großer Verdünnung, jedoch ſehr langſam nieder.

Trocken deſtillirt liefert es Waſſer, brenzlige, zum Theil mit Ammonium geſättigte Eſſigſäure, und 0, 54 halbgeſchmolzene Glanzkohle, welche 0, 01 kalk- und eiſenhaltige Aſche gibt. In ſeiner wäſſrigen Löſung wird es von Salpeterſäure, Queckſilberoxyd und Kali zerſtört, (vergl. d. Art. Campecheholz im XV Thle S. 51.) (*Th. Schreger.*)

HÄMATOXYLON. Eine zuerſt von Linné (Hort. Cliffort.) charakteriſirte Pflanzengattung aus der Familie der Leguminoſen, und der erſten Ordnung der zehnten Linnéiſchen Klaſſe. Der Charakter der Gattung iſt: Ein krugförmiger, gefärbter Kelch, mit fünffach geſpaltenem Saume; fünf Corollenblätter, welche dem Kelche eingefügt ſind; und eine kapſelartige Hülſenfrucht. Die einzige bekannte Art dieſer Gattung H. campechianum *L.* iſt ein großer, dorniger Baum mit brauner Rinde, weißgelblichem Splint, und rothem Holzkern. Seine Blätter ſind abgebrochen gefiedert, und dreipaarig, die Blättchen umgekehrt eiförmig, ſchwach ausgerandet, ſchief geſtreift, und an der obern Fläche glänzend. Die Blumen ſtehen in Trauben beiſammen und ſind gelb. Dieſer Baum iſt eigentlich in den Umgebungen der Campeche-Bai im ehemaligen Königreich Mexiko zu Hauſe, doch iſt er auch auf die Antillen, z. B. auf Cuba, Jamaika und St. Domingo verpflanzt, wo er indeſſen mehr ſtrauchartig bleibt, ſo daß man ſich ſeiner auf St. Domingo zu ſchönen, lebendigen Hecken bedient. Einige Zeit, nachdem der Baum gefällt iſt, wird das Holz ſchwarz, und gibt, wenn man es in ein Gefäß mit Waſſer ſteckt, eine ſehr brauchbare Tinte. Nach Anwendung von Säuren, oder Alkalien, gibt das Holz eine ſchöne purpurrothe oder violettene Farbe. Deßhalb wird mit dieſem Campeche-Holz, als einem vortrefflichen Färbematerial, ein ausgebreiteter Handel getrieben. Zugleich iſt es ſehr ſchwer und hart, nimmt eine gute Politur an, und brennt leicht und anhaltend. Auch ſind Borke und Gummi dieſes Baumes als adſtringirende Mittel officinell. Abgebildet iſt das Haemat. campechianum in *Sloane's* Hist. t. 231 *). (*Sprengel.*)

*) S. *Patr. Browne* nat. hist. of Jam. p. 221. *Lam.* Enc. I. p. 591. und *Spr.* syst. veg. Vol. II. p. 323.

Hamari ſ. Hamah oben S. 350.

HAMAXARII, wohl auch Dreckwagen, eine Secte der Wiedertaufer ſ. Wiedertaufer.

HAMAXIA, eine Stadt in Kilikia Trachaia auf einem Hügel am Geſtade des mittelländiſchen Meeres, an der Gränze von Pamphilien und im W. von Selinus. Sie hatte einen Hafen, woraus nach Strabo vieles Schiffbauholz verführt wurde. Von ihr ſind nicht einmal Trümmer vorhanden. (*H.*)

HAMAXITOS, ἡ Ἁμαξιτός, eine kleine Stadt in Myſien und zwar in der Ebene von Troas, in dem Gefilde Haleſion, worin die tragaſäiſchen Salinen im Betriebe ſtanden *). Es war die erſte Niederlaſſung der Teukrer, als ſie von der Inſel Kreta auf dieſe Küſten kamen; die Gegend umher hieß Hamaxitia. (*H.*)

HAMAXOBII, nach Pomp. Mela B. 2 K. 1. das große Volk der Agathyrſi und Sauromatä (Sarmatä), das in der ganzen europäiſchen Tatarei, unter den Jazygen und Rhoxolanen, tiefer im Lande wohnte und den allgemeinen griechiſchen Namen davon bekam: daß es auf Wagen, ſtatt in Häuſern wohnte (Wagenbewohner). Es ſoll ſeit den Kriegen des Mithridates aus Aſien in Europa eingewandert ſeyn. Ptolemäus kannte es noch in den oben angegebenen Sitzen, von denen aus es in Streifzügen den Daciern, wie den Römern, an der Donau oft fürchterlich ward. Nebſt den Jazygen und Rhoxolanen gerieth es ſpäterhin unter die Oberherrſchaft der Gothen, bis zur Ankunft der Hunnen. (*Sickler.*)

HAMAZASB, ein armeniſcher Häuptling aus dem alten Geſchlechte der Mamigoaner, der Sohn Davids, der einen der Cantone Armeniens davon beſaß, und unter ſeinem Volke wegen ſeines Muthes, ſeiner Tapferkeit und ſeiner Liebe für die Wiſſenſchaften hoch geachtet war. Als der Europalat und Statthalter Armeniens Sempad Pagratides und der Häuptling der Rheſchdonier Theodor, der Oberfeldherr war, ſtarben, gaben die armeniſchen Häuptlinge und der Patriarch Nerſes III. jene Stelle Hamazasb, dieſe Vardes, dem Sohne Theodors: Beide wurden in ihren Ämtern vom Khalifen anerkannt. Aber 656 warfen ſich die Armenier, deren Tribut die Khalifen erhöhen wollten, in die Arme des byzantiniſchen Kaiſers, der nun als Schutzherr Hamazasb in ſeiner Würde beſtätigte. Hierüber aufgebracht, drohete der Khalif Armenien mit Feuer und Schwerte zu verwüſten, und nur der ausgebrochene Bürgerkrieg verſchob ſeine Rache. Ali fiel in demſelben durch Meuchelmord, und ſein Nachfolger Moawijah hob ſogleich die höhern Abgaben auf, womit ſein Vorfahrer Armenien belegt hatte. Die Armenier, die nur darum ſich dem Kaiſer von Byzanz, den ſie im Grunde haßten, unterworfen hatte, kehrten hierauf ſogleich zum Gehorſame zurück. Hamazasb, der während dem 658 (nach Andern 660) geſtorben war, erhielt ſeinen Bruder Gregor zum Nachfolger in der Würde des Europalats. †) (*H.*)

*) Skylax 36. Thukyd. VIII, 101.
†) Nach der Biogr. univ.

Digitized by Google

HAMBACH, 1) Schloß und Dorf im Kreiſe Jülich, des k. preuß. Regirungsbezirks Jülich: es liegt eine Meile von Jülich an der Eel und hat 602 Einwohner. (*Krug u. Mützel.*) 2) Ein großes Pfarrdorf in einer ſehr ſchönen Gegend des Cantons Neuſtadt, des baierſchen Rheinkreiſes, ſich an die weinreichen Vorhöhen des Gebirgs anlehnend und vom gleichn. Flüßchen bewäſſert, nur ½ Meile von Neuſtadt. Es hat eine kath. Kirche und Pfarrei, die unter das Dekanat Neuſtadt gehört, und mit der eingepfarrten Spangenberger Sägemühle und Hütte 2034 Einw. Vormals war dieſer Ort ein Eigenthum der Johanniter, und beſaß bis zur Revolution ein Kloſter. (*Eisenmann.*) 3) Ein Flüßchen im koburgſchen Fürſtenthume Gotha, das in den Finſterbergen zum Vorſchein kommt und bei Gospiterode der Leine zugeht. (*G. F. Winkler.*)

HAMBERGER, Adolph Albrecht, Sohn des Arztes Georg Ehrhard H., wurde zu Jena den 7ten Febr. 1737 geboren, ſtudirte die Medicin und wurde Doctor zu Jena im J. 1769, wo man ihm auch im J. 1772 die Stelle des Stadtphyſikus übertrug. Da es ihm in Jena nicht recht gefiel, ſo verließ er es im J. 1782, begab ſich nach Eſthland, wo er ſich in Arrokull niederließ, ſtarb aber ſchon daſelbſt nach einigen Jahren. Wie ſein Vater trieb er gleichfalls Mathematik und Phyſik als Lieblingswiſſenſchaften, daher ſind auch ſeine Schriften, außer einer Diſſert. de secretionibus Jen. 1769. 4. ſämmtlich phyſikaliſchen Inhalts. Die wichtigſten ſind: die Urſachen der Bewegung der Planeten, der Schwere ꝛc. Jena 1772. 8. Allgem. Experimental-Naturlehre. 1774. 8. Kurzer Entw. einer Naturlehre. Jena 1780. 8. (*Huschke.*)

HAMBERGER, Adolph Friedrich, älterer Bruder von Ado. Albr., geb. zu Jena den 14ten März 1727, folgte ſeines Vaters Berufe und ſtudirte Medicin; in ſeinem 19ten Jahre wurde er ſchon Magiſter und ging da auf Reiſen, hielt ſich vorzüglich zu Strasburg, Paris und in Holland auf, wurde nach ſeiner Rückkehr Doctor, ſtarb aber ſchon den 5ten Febr. 1750; auf ſeinem Krankenbette wurde er noch zum außerordentlichen Profeſſor der Medicin ernannt. Hinterlaſſen hat er nichts als zwei Diſſertationen über die Wärme. (S. Adelung.) (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg, geb. zu Dinkelsbühl in Baiern, ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft zu Tübingen, wurde daſelbſt im J. 1562 Doctor und hierauf Stadtphyſikus zu Rothenburg an der Tauber; im J. 1568 wurde er nach Tübingen als Profeſſor der Medicin berufen. Weder Geburts- noch Sterbejahr iſt von ihm bekannt. An Schriften hinterließ er nichts, als mehrere Diſſertationen von den Jahren 1580—95*). (*Huschke.*)

HAMBERGER, Georg Ehrhard, geb. den 21ſten Dec. 1697 zu Jena, wo ſein Vater, Georg Albrecht, Profeſſor der Mathematik und Phyſik war, wollte ſich auch, durch ſeines Vaters Thun und Treiben dazu angetrieben, der Phyſik und Mathematik widmen, allein ſein Vater zwang ihn zum Studium der Theologie. Im 19ten Jahre verlor er ſchon denſelben und ſchnell ſprang er nun von der Theologie zu ſeinen Lieblingsſtudien und mit ihnen zur Medicin über. Wedel und Slevogt waren ſeine vorzüglichſten Lehrer, und der Letztere übertrug ihm immer das Präpariren der Kadaver zu ſeinen anatomiſchen Vorleſungen. Dieß machte ihn zum genauen Anatomen, nebenbei trieb er nun ſeine frühern Lieblingswiſſenſchaften mit dem größten Eifer, und deßhalb war es kein Wunder, daß, nachdem er im J. 1717 Magiſter, 1721 Doctor und 1727 außerordentlicher Profeſſor geworden war, er als vollkommener Iatromathematiker auftrat. Bald wurde er allgemein bekannt, erhielt manchen auswärtigen Ruf, unter andern einen im J. 1733 nach Göttingen, den ſpäter Haller annahm, allein jeden lehnte er ab, und wurde deßhalb im J. 1737 ordentlicher Profeſſor der Phyſik, und im J. 1744 übertrug man ihm neben jener Profeſſur auch die der Medicin, welche Ämter er bis zu ſeinem Tode den 22ſten Julius 1755 eifrig verwaltete. Hinterlaſſen hat er über 80 Schriften, wovon jedoch die meiſten Diſſertationen ſind, theils phyſikaliſchen, theils mediciniſchen, vorzüglich phyſiologiſchen Inhalts; deßhalb ſollen hier bloß die wichtigſten und merkwürdigſten davon erwähnt werden. Seine Elementa Physices (Jen. 1727. 8.), eine ſeiner früheſten Schriften, machten damals Aufſehen und hatten wirklich viel Verdienſt, indem darin die Phyſik mit der Mathematik enger verbunden und überhaupt verſtändlicher vorgetragen wurde, weßwegen ſie auch bis zum J. 1750 vier Auflagen erlebte. Noch mehr wurde er bekannt durch ſeine Abhandlung: de respirationis mechanismo et usu genuino, die ebenfalls zu Jena 1727. 4. erſchien und auch drei Auflagen erlebte, und ſeine 8 Programmen: quibus ad dubia Halleri contra mechanismum pectoris respondetur. Jen. 1744—46. 4.; beide ließ er wieder mit Haller's Widerlegung zuſammen drucken, Jen. 1748. 4.; hierin erklärt er das Athemholen nach rein mathematiſchen Begriffen, indem er das Einathmen aus dem geſtörten Gleichgewicht zwiſchen der in die Bruſthöhle aufgenommenen und der äußern Luft herleitet, und die Rippen vergleicht er mit zwei gleich beweglichen Hebeln, eine Meinung, die früher ſchon Fr. Bayle ausſprach, und die er nur noch weiter ausführte. Haller widerlegte ihn auf eine gründliche, aber ſehr mäßige und nachahmungswürdige Weiſe, wogegen er wieder, pochend auf ſeine Vergleichungen mit Maſchinen und alle Erfahrung verwerfend, wirklich gemein grob obige 8 Programmen ſchrieb. Seine Abhandlung über die Ausſonderungen erhielt den zu Bordeaux ausgeſetzten Preis und erſchien daſelbſt in franzöſ. und latein. Sprache (1746. 4). Seine Phyſiologie erſchien Jen. 1751. 4. Faſelius veranſtaltete ſpäter davon einen Auszug (Jen. 1757. 8.) Beide Werke ſind gleichfalls rein mathematiſch. (S. Adelung und Sprengel Geſchichte der Medicin.) (*Huschke.*)

HAMBIE, ein Marktflecken im franz. Dep. Manche Bez. Coutances. Er liegt an dem kleinen Flüßchen Hambiotte, iſt weitläufig gebauet, hat ein altes verfalle-

*) S. *Haller* biblioth. med. pr. II. p. 227.

Digitized by Google

nes Schloß auf einem Hügel, das noch aus den Zeiten herrührt, wo die Engländer Herren dieſes Landes waren, 640 Häuſer und 3530 Einw., die ſich von dem Spitzen- und Leinengewerbe und vom Marktverkehre nähren: es werden viele toiles de crin gewebt und gebleicht. Die eingegangene Benediktinerabtei war im 12ten Jahrh. von Guillaume Penel, Herrn von Hambie, geſtiftet. (*G. Hassel.*)

HAMBLEDON, ein Marktflecken in der engl. Grafſchaft Hant mit 613 Einw., die wöchentlich einen Kornmarkt halten, Garn ſpinnen und einige Fabriken betreiben. Der Ort hat in der Nähe die Halfrenny- u. Windmilldowns und reizende Umgebungen; daher er im Sommer häufig beſucht wird. (*G. Hassel.*)

HAMBOIS (John), blühte um das Jahr 1470, und war, nach dem Zeugniß engländiſcher Schriftſteller, der erſte, welchem in England die Würde eines Doktors der Muſik ertheilt wurde. Um welche Zeit dieß geſchah und ob er ſein Diplom von Oxford oder Cambridge erhielt, iſt nicht auszumitteln geweſen. Man glaubt, daß ſeine außerordentlichen Verdienſte die Stiftung muſikaliſcher Würden veranlaßt haben, indem er ein Mann von großer Gelehrſamkeit und in allen Künſten ſehr wohl unterrichtet geweſen ſeyn ſoll, worunter jedoch die Tonkunſt obenan ſtand. In der Kenntniß der Harmonie ſowohl, als in ihrer Anwendung in der Setzkunſt ſoll es ihm Keiner ſeiner Zeitgenoſſen gleich gethan haben, und es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß Hambois an den auffallenden Fortſchritten, welche die muſikaliſche Compoſition in Hinſicht auf Erfindung der melodiſchen und harmoniſchen Anordnung zu ſeiner Zeit gemacht hat, einen großen Antheil habe. Von ſeinen hinterlaſſenen Werken nennen uns die engländiſchen Schriftſteller nur zwei, nämlich 1) Summum Artis Musices, und 2) Cantionum artificialium diversi generis etc. S. die allgem. Geſch. der Muſik von Burney, Busby und Hawkins. (*K. Breidenstein.*)

HAMARAEUS, Jonas, ein ſchwediſcher Orientaliſt, geboren 1588 im Dorfe Hambre, Paſtorats Boldnäs in der ſchwediſchen Provinz Helſingland. Seine Ältern gaben ihm den erſten Unterricht; 1604 kam er auf die Schule zu Geſle; 1606 nach Upſala. Nach 3 Jahren unternahm er eine ausländiſche Reiſe, 1614 wurde er in Upſala ordinirt und nützte mehreren Gemeinden Helſinglands durch ſeine ausgezeichneten Kanzelgaben; beſuchte hierauf Greifswalde, wo er mit großem Beifalle eine Diſſertation de accentibus hebraicis vertheidigte, und dieſe akademiſche Schrift verſchaffte ihm die Profeſſur der hebräiſchen Sprache zu Upſala. Auf einer dritten ausländiſchen Reiſe kam er nach Paris, hier ernannte ihn König Ludwig XIII. zum Correcteur de la grande Bible Syriaque et Arabique en l'Université de Paris und 1656 zum Doctor juris canonici. Zugleich verſah er die Dienſte eines ſchwediſchen Geſandtſchaftspredigers; verbürgte ſich aber unbedachtſam für vornehme Schweden, die zu Paris Schulden gemacht hatten, wurde aber als Bürge 1658 zum Gefängniß verurtheilt, flüchtete, wurde ergriffen und ſtarb als Gefangener zu Paris in großem Elende. Er war ein gründlicher Gelehrter und hatte große orientaliſche Sammlungen. Seine zahlreichen Schriften ſind verzeichnet in *Stjernman* bibliotheca Suiogoth. Th. 2. S. 313 *). (*v. Schubert.*)

HAMBROEK, Anton, ein reformirter holländiſcher Geiſtlicher, des ſiebenzehnten Jahrhunderts, welcher nach Oſtindien ging und ſich während der Einſchließung des Forts Zeelandia, auf der Inſel Taiwan (Formoſa), durch heldenmüthige Selbſtaufopferung einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Geſchichte erworben. — Die Holländer beſaßen die ſchöne Inſel Taiwan ſeit 1624; ihre Macht war zu jener Zeit in den indiſchen Meeren ſo furchtbar, daß ſelbſt der Beherrſcher des himmliſchen Reichs es nicht wagte, ihnen dieſen Beſitz ſtreitig zu machen. Aber was der Gebieter nicht zu unternehmen ſich getrauete, das verſuchte ein Unterthan, noch dazu ein Flibuſtier, wie es dergleichen in den Meeren Schina's von jeher gegeben. Coxinga, von Handwerk ein Schneider auf Taiwan, hatte einen Seeräuber Yquan oder Chinchilurg zum Vater. Dieſer fügte den Schineſen ſo vielen Schaden zu, daß der Beherrſcher von Schina, der ſeine anwachſende Macht fürchtete und ihn durch Gewalt nicht zu unterdrücken vermochte, mit demſelben unterhandelte und ihm die Abtretung der Prov. Fo-kien und Kanton verſprach: Yquan, dieſem Vertrage trauend, ging nach Focheu, um daſelbſt die Belehnung dieſer Provinzen zu empfangen, wurde aber gefangen genommen, nach Pekin geführt und daſelbſt durch Gift hingerichtet. Sobald dieß ſein Sohn Coxinga erfuhr, übernahm er rachedürſtend den Oberbefehl über des Vaters Seeräuberflotte und wurde bald gefährlicher, als der Vater; doch wußten die Schineſen ihm jede Landung auf der Küſte zu verwehren. Da er nun eines feſten Platzes bedurfte, ſo warf er ſeine Augen auf die holländiſche Inſel Taiwan, ſeinen Geburtsort, die er nur in einem ſchwachen Vertheidigungsſtande wußte. Er landete mit ſeiner Flotte 1668 auf der Inſel, wo ihm ſogleich die Eingebornen zufielen, und die Holländer ſich genöthigt ſahen, ſich in das feſte Fort Zeelandia zu werfen. Hambroek war zu der Zeit Prediger in einem andern Orte der Inſel, und hatte nicht Zeit, ſich mit ſeinen übrigen Landsleuten zu retten; er fiel mit ſeiner Gattinn und zweien ſeiner Kinder Coxinga in die Hände. Dieſer ſandte Hambroek zu dem holländiſchen Gouverneur Coyett in Fort Zeelandia: „Du forderſt Coyett in meinem Namen zur Übergabe des Forts auf. Kommſt Du mit „einer verneinenden Antwort, oder bleibſt Du zurück, ſo „wartet der ſchmähligſte Tod Deiner und der Deinigen, „der Gouverneur iſt Dein Freund, er wird ſein und Dein „Beſtes einſehen." Hambroek ging und Coyett war geneigt, das Fort zu räumen, um den Freund und deſſen

*) Auch in *Adelung* S. 1767, wo beſonders ſeine institutio Hebraica compendiosa Roſtock 1618; ſeine loci theologici latino-suecici. Stockh. 1622, und ſein libellus alphabeticus quadrilinguis. Paris 1632 Beachtung verdienen. Sein Leben und ſeine Schickſale ſind am ausführlichſten in *Pet. Hambraeus* 2 Diſputationen de meritis ac fatis Jonae Hambraei. Upsal. 1743 und 1749, kürzer in *Gezelii* Biogr. Lex. erzählt. (*H.*)

Digitized by Google

Familie zu retten, aber der Holländer hatte nur ſein Vaterland in den Augen, er wiederrieth Coyett nicht nur jede Art von Übergabe, ſondern munterte ihn vielmehr auf, ſich auf das Äußerſte zu vertheidigen: er ſelbſt kehrte zu Coringa zurück, der ihm ſogleich vor den Augen ſeiner Gattinn und Kinder den Kopf abſchlagen und dann auch dieſe hinrichten ließ*). (*G. Hassel.*)

HAMBURG. I) Topographie der Stadt. Die Stadt Hamburg liegt nach Wurm 53° 52′ 51″ N. Br. 27° 33′ 2″ L, ein Halbrund bildend, am Einfluſſe der Alſter in die Elbe und zwar an dem nördlichen Stromarme. Die Alſter ſcheidet den ſüdweſtlichen Theil der Stadt von dem nordöſtlichen; über ſie führen 11 Brücken: der größere nordweſtliche Stadttheil ſtößt mit den 3000 Fuß langen Vorſetzen vom Baumhauſe bis zum Stintfang an den Hauptarm der Norderelbe, wo der Rummelhafen und Niederbaum, oder der Hafen für Seeſchiffe, zur Zeit der Ebbe 8, 12 und an einigen Stellen 30 Fuß tief belegen iſt: er iſt von einem Pfahlwerke umgeben und wird zur Nachtzeit mittels eines ſchwimmenden Floſſes verſchloſſen. Dieſe obere Stadt erhebt ſich bei der Michaelkirche wohl 100—150 Fuß über das Niveau der Elbe. Der alte niedrige Boden im SO. der obern Stadt und im S. der Alſter liegt etwa 60 bis 80 Fuß über den Strom und ſtößt im SW. an deſſen altes Ufer, jetzt als Domſtegel faſt nicht mehr erkenntlich; ſüdlich vom Domplatze ſchon in der Reichenſtraße beginnt die Waſſerſtadt, deren Boden dem Elbbette abgewonnen iſt. Steigt die Fluth in der Elbe höher als 6 Fuß 8 Zoll, welches ihr gewöhnliches Interſtitium iſt: ſo läuft dieſer niedrige Stadttheil Gefahr, überſchwemmt zu werden, und dieß iſt in der Regel im Früh- oder Spätjahre, wo dann an Waren in einer Nacht häufig mehr verdorben wird, als die vorzurichtenden Sicherheitsdämme auf immer koſten würden. Mehrere Flethe oder Kanäle durchſchneiden dieſen Stadttheil, worunter der Dovenfleth, welcher den Oberbaum mit dem Niederbaume verbindet, die den Hauptkanal im S. ausmachen, und das Fleth der Steintwiete und des Rödingsmarkts die einzige Gracht nach holländiſcher Art iſt, an deren beiden Seiten Winden zur Aufbringung der Waren angebracht ſind. Die ſämmtlichen Binnengewäſſer Hamburgs zählen 84 Brücken. Hamburgs ſüdlicher Theil beſteht aus den 3 Inſeln: dem Brook, dem Wandbereiterbrook und der Katharineninſel; aller übriger Boden, worauf Hamburg ſteht, iſt eine Fortſetzung des cimbriſchen Haidebodens, der urſprünglich im W. mit Eichbäumen beſetzt war; daher noch das Eichholz. Den ganzen Umfang der Stadt umgibt vom Stintfange im W. am Niederbaum bis zum Deichthore im O. an Oberbaum ein, theils aus der Alſter, theils aus der Elbe abgeleiteter Waſſergraben, 120 Fuß breit, 10 bis 12 Fuß tief, und ein Wall, der im NO. von dem Alſterſee unterbrochen, aber jetzt gänzlich entfeſtigt und zu Promenaden eingerichtet wird. Vorſtädte hat Hamburg eigentlich nicht, und die ſo genannte Vorſtadt S. George, die auch erſt in den Gegenden nach der Alſter zu bebauet iſt, gehört nur zum Stadtgebiete, doch iſt ſie theils von einem Waſſergraben, theils von der Alſter eingeſchloſſen, und hat 2 Thore Nr. 1 und 4, wird aber ſelbſt durch das Deich- und Steinthor von der Stadt getrennt. Überhaupt hat Hamburg mit jenen beiden 8 Thore und 3 Waſſerbäume oder Thore, die ſämmtlich bei Sonnenniedergang geſchloſſen, bei Sonnenaufgange aber doch jetzt bis 12 Uhr gegen ein Sperrgeld geöffnet werden. Das Altonaer Thor verbindet die Stadt mit dem nahen, in ſo mancher Berührung mit ihr ſtehenden, Altona, aber die Brücke, die Davouſt vom Grasbrooke nach Teutſchland über die Elbe führen ließ, iſt wegen Unhaltbarkeit abgebrochen, und alle Waren müſſen jetzt wieder von Harburg auf der Dampffähre oder auf Evern übergeführt werden. Hamburg iſt eine alte Stadt, und kann freilich ſchon wegen der ſonderbaren Beſchaffenheit des Bodens nicht ſo viele regelmäßige Plätze und breite Straßen haben, als andere Städte erſten Ranges. Nur einige Straßen in der Alt- und Neuſtadt ſind gerade und breit, und man bietet jetzt Alles auf, um ſo viel als möglich Regelmäßigkeit hinein zu bringen. Die meiſten Straßen ſind ſchmal und wegen der 4—6 Stocke hohen Häuſer finſter; der ſo beſuchte Buhrſtah iſt wegen der Gewäſſer kaum 30 Fuß breit. Die angenehmſten Straßen ſind der Jungfernſtieg, der Gänſemarkt, die Dammthorſtraße, der neue Wall, die Bleichen, die Kohlhöfen, die ſchönſte von allen die Admiralitätsſtraße, und nur ſchade, daß das hier befindliche Schlachten im Sommer einen ſo unausſtehlichen Geſtank verbreitet. Die Häuſer ſelbſt ſind meiſtens aus Backſteinen aufgeführt, der Grund beſteht in den Waſſergegenden meiſtens aus eingerammten Pfählen, viele Vorſetzen an den Flethen aus Quadern; die meiſten ſind wenig geräumig und nur für den Bedarf einiger Familien eingerichtet. In der Neuſtadt, und da, wo die Kanäle es geſtatten, iſt der Raum zwiſchen und hinter den Häuſern mit Gängen bebauet, die hier und da Straßen, meiſtens aber wahren Spelunken gleichen, die aus Sälen und Butiken beſtehen und von der ärmern Volksklaſſe bewohnt werden. Auch die Keller, beſonders in der Waſſerſtraße, bilden dergleichen Wohnungen, die oft theuer ausgebracht werden. Zu Hamburg heißt eine Bauſtelle mit Gebäuden, Gängen und Speichern ein Wohnerbe, und ſolcher Wohnerben ſoll es nach einer unverbürgten Angabe 6676 geben. Nur an den Flethen gibt es Speicher. Hamburg zählt 21 Plätze und Märkte, 176 Straßen, 24 Twieten, (Zwiſchenſtraßen) und 26 große Gänge und Höfe. Die Straßen und Plätze ſind ſämmtlich mit behauenen Kieſeln aus der Elbe oder mit zerſchlagenem Granit gepflaſtert, doch der geringen Breite wegen an den Seiten ohne Fußbänke; ſie werden durch 15,000 Öllaternen gut erleuchtet. Den Gaſſenkoth führen ſo genannte Dreckwagen weg: er iſt für eine anſehnliche Summe verpachtet, und in der Regel ſind die Straßen ungemein reinlich. — Die Stadt wird in 5 Kirchſpiele eingetheilt: S. Peter, S. Jakob, S. Katharina, S. Niklas und

†) Nach *Valentin* Oud en Nieuw Oostindien D. IV. St. 2. Zeekee van Tayouan of Formosa p. 75 u. f. und Rec. des voy. Vol. 10. Formose negligée p. 203 etc.

Digitized by Google

S. Michaël. Die Vorſtadt S. Georg hat zwar eine eigene Kirche, macht aber im politiſchen Sinne kein Kirchſpiel aus, da ihre Bürger keine Stimme in der Bürgerſchaft haben. In Hinſicht der Armenpflege beſtehen 5 Hauptbezirke, in Rückſicht des Dienſtes der Bürgergarde 8 Bataillonsbezirke, in Rückſicht der Steuer 8 Steuerdiſtrikte. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: 1) die Hauptkirche S. Peter, das älteſte Gotteshaus mit einem ſchönen, 416 Fuß hohen Spitzthurm; 2) die Hauptkirche S. Niklas mit 400 Fuß hohem Thurme; 3) die Hauptkirche S. Katharina mit 390 Fuß hohem Thurme; 4) die Hauptkirche S. Jakob, deren Pyramidenthurm erſt jetzt neu aufgeführt iſt: ſie iſt die erſte Kirche in Teutſchland, die Reimarus 1782 durch einen Blitzableiter ſchützte; 5) die Hauptkirche S. Michael mit ihrem 456 Fuß hohen Thurme, die ſchönſte Kirche der Stadt, 1786 nach Einäſcherung des alten Gebäudes neu vorgerichtet; 6) die Kirche S. Georg, oder Dreifaltigkeitskirche, mit 380 Fuß hohem Thurme in der Vorſtadt; 7) die kleine S. Michaelkirche, ſeit 1814 den Katholiken eingeräumt; 8) die teutſch-reformirte Kirche; 9) u. 10) die Kapellen im Spinnhauſe und Waiſenhauſe; 11) die israelitiſche Synagoge am alten Steinwege, ein niedliches Gebäude; 12) das Rathhaus, der Börſe gegenüber, alt und unanſehnlich; 13) das ſchöne Bankgebäude, an das Rathhaus ſtoßend, und ſeit 1825 vorgerichtet; 14) die Börſe; 15) das Commerzium; 16) das Eimbeckſche Haus, eins der größten und ſchönſten Gebäude Hamburgs, wo ſich die Gerichte verſammeln, und unter welchem der Rathskeller ſich befindet; 17) das Stadthaus auf dem neuen Walle, ein geſchmackvolles Gebäude, ſonſt der Reſidenzpalaſt des kaiſerlichen Geſandten, mit der katholiſchen Kapelle; 18) das Lombard; 19) die große häßliche, aber im Innern gut eingerichtete Infanterie-Kaſerne; 20) das Admiralitäts-, und 21) das neue Artilleriezeughaus; 22) das Schifferarmenhaus; 23) das Gaſthaus für verarmte Bürger; 24) das reiche Hoſpital des heil. Geiſtes für alte Frauen; 25) der Convent, 1240 für Witwen und Jungfrauen gegründet; 26) das evangeliſche Jungfrauenkloſter S. Johann mit 1 Domina; 27) das Marien-Magdalenen-Kloſter; 28) das S. Hiobhoſpital; 29) das Waiſenhaus, ein prächtiges Gebäude mit Kirche, das 600 Kinder in und 500 außer dem Hauſe verpflegt; 30) das Werk-, Arbeits-, Kur-, Zucht- und Spinnhaus, 1500 Seelen faſſend und muſterhaft eingerichtet; 31) der Winſerbaum, das eigentliche Bürgergefängniß, und 32) die Rockenkiſte, ein Kerker für leichte Verbrecher; 33) die Frohnerei am Berge. Auch dienen die Wachthäuſer zum Aufbewahrungsorte der Gefangenen; 34) das allgemeine Krankenhaus für 2000 Kranke und Wahnſinnige; 35) die Waſſerleitungen, beſonders die Bieberſche Elbwaſſerleitung; 36) das Gymnaſium mit 6 Profeſſoren und der ſehr zahlreichen Stadtbibliothek; 37) das Johanneum, nahe daran ſtoßend, als Gelehrten- und Bürgerſchule, von Bugenhagen 1529 geſtiftet und von Gurlitt 1803 neu eingerichtet: es hat 14 Lehrer und 2 Meiſter; 38) reich dotirte Kirchenknaben- und Armenſchulen, auch gibt es mehrere Privatinſtitute, vor allem eine Handelsakademie und eine Handelsſchule, aber keine einzige öffentliche Mädchenſchule, und nur ſeit 1814 hat der Frauenverein eine Schule für weibliche Dienſtboten eingerichtet; 39) die Sternwarte am Dammthore mit der Navigationsſchule; 40) der botaniſche Garten, reich an ſeltenen Pflanzen; 41) Rödings Muſeum; 42) das Haus der patriotiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, (auch beſteht ſeit 1824 eine hamburgiſch-altona'ſche Bibelgeſellſchaft und eine Tractätleingeſellſchaft betreibt ihr myſtiſches Weſen im Stillen); 43) das Freimaurerhaus für die 5 vereinigten Logen in Niederſachſen, außer welchen zu Hamburg noch 5 andere Logen arbeiten; 44) die Börſenhalle, worin 8 Zeitſchriften erſcheinen; (außerdem liefert Hamburg 3 politiſche Zeitungen, wovon der Correſpondent ſchon ſeit 1720 beſteht, und vormals wohl 16,000 bis 18,000, jetzt noch immer 12,000 Abonnenten zählt, 2 Wochenblätter, 8 Monats- und mehrere literariſche Blätter: es gibt 4 Buchhandlungen, 18 Buch- und 2 Steindruckereien); 45) das Poſthaus. Das hamburgſche Poſtweſen iſt vielleicht das verwickeltſte Teutſchlands. Außer der hamburgſchen Stadtpoſt und der Fußpoſt greifen nicht weniger als 6 verſchiedene Poſten ein; 46) das neue Theater in der Dammthorſtraße, das 1827 von der hamburgſchen Nationalſchauſpielergeſellſchaft bezogen werden ſoll; 47) das alte Theater; 48) der Apolloſal, eine der größten Tonhallen Teutſchlands, die 900 Perſonen faßt. Sonſt Tanzböden und Vergnügungshäuſer in Menge; 2 Tivolis mit Rutſchbahnen, aber unanſehnliche Gaſthöfe; Hauptpromenaden der Jungfernſtieg mit dem Alſterbaſſin und der Wall mit der Elbhöhe. Sehenswürdige Gärten in der Umgegend.

Hamburg, 18 Meilen vom teutſchen, 10 vom baltiſchen Meere, hat ein ſehr veränderliches Wetter, vielen Wind, vor allen aus NW., aber nicht ſo vielen Nebel als Holland. 1822 wechſelte das Barometer zwiſchen 27' 8. und 28' 90. 7.; das Thermometer ſtieg d. 1ſten Junius auf + 19° R. und fiel am 31ſten Decbr. auf — 9½°. Die mittlere Temperatur war im Sommer + 10°. Man zählte im ganzen Jahre nur 21 Tage, an welchem das Queckſilber unter 0 ging. Der mittlere Barometerſtand — 28' 2'. An 52 Tagen wehete der NW., an 224 Tagen NW., SW. oder W. 1823 war der niedrigſte Barometerſtand 27' 1. 5. der höchſte 28', 6. 4.; der höchſte Thermometerſtand — 19°, der niedrigſte — 19¼° R.; an 245 Tagen weheten weſtliche Winde, an 89 Tagen fiel das Thermometer auf oder ſtand unter 0. 1824 wechſelte das Barometer zwiſchen 26, 11" und 28' 6"; das Thermometer zwiſchen — 2° und + 18 u. 18½; 237 Tage wurden von Weſtwinden beherrſcht, und nur an 15 Tagen ſtand das Thermometer auf oder unter 0. Es gibt zwar einige örtliche Übel, indeß iſt Hamburg wohl unter allen großen Städten nach Verhältniß der Bevölkerung eine der geſundeſten.

Hamburgs Bevölkerung beläuft ſich auf 111,729 Köpfe, worunter etwa 3000 Katholiken, 4000 Reformirte, 6800 Juden, 500 Mennoniten und Herrnhu-

Digitized by Google

ther und der Reſt Lutheraner oder zu andern geringern Sekten gehörig. Dieſe Bevölkerung iſt jedoch in einer beſtändigen Bewegung: ſeewärts her und ſtromabwärts langt wöchentlich eine Anzahl Fremder an und geht ab. Jeder iſt willkommen, Jeder kann gleiche Bürgerrechte mit den Übrigen erlangen, Keiner wird wegen deſſen beengt, was er meint und glaubt. Nach und nach iſt daher der urſprüngliche altſaſſiſche Stamm verſchwunden, indem auch das noch immer gangbare Plattteutſch mehr und mehr dem Hochteutſchen Platz macht, und faſt nur noch unter den niedrigſten Klaſſen in einem beſondern Dialekte gehört wird. Geboren wurden 1825 3505; es ſtarben 3487.

Die Hauptbeſchäftigung iſt der Handel, zunächſt wegen der Bank große Geld- und Wechſelgeſchäfte, woran die jüdiſchen Bankiers einen bedeutenden Antheil haben und die vornehmlich mit England betrieben werden; dann ſehr bedeutende Warengeſchäfte, theils Ausfuhr teutſcher Waren und Fabrikate nach England und Amerika, theils Vertrieb der eingeführten Colonialwaren und Fabrikate, der franzöſ. Weine u. ſ. w. in das Innere von Teutſchland, welches Geſchäft indeß größten Theils den Commiſſionshandlungen überlaſſen bleibt, die den Großhändlern, welchen die Ladungen konſignirt ſind, ihre Vorräthe in Partien abnehmen. Nur der Großhändler heißt zu Hamburg Kaufmann, und nur Kaufleute können zu Hamburg neben Rechtsgelehrten in den Senat gewählt werden. Die Detailhändler heißen, beſonders wenn ſie einen offenen Laden haben, Krämer. Auch als Detailhändler ſind die Juden, welche beſonders die Steinwege und die benachbarten Gegenden der Neuſtadt bewohnen oder eigentlich nur dort wohnen ſollen, ſehr thätig; doch hat man ihrem unmäßigen Hauſiren in den neueſten Zeiten Einhalt gethan. Hamburg unterſcheidet ſich inſonderheit durch ein vollſtändigeres Aſſortiment von allen Städten Teutſchlands: da in Hamburg durchaus keine Art von Waren verboten iſt, ſo iſt auch kein Handelsartikel denkbar, der nicht auf ſeinem Markte ſchnell und ganz ſo, wie man ihn verlangt, in Menge zu haben wäre. Die Ausforſchung und Ausbietung der Waren (auch Geld und Wechſel gehören in dieſe Kategorie) übernimmt das Heer der Makler, wovon 789 dem Commercium vereidet ſind. Jede Ware hat beſondere Makler: dieſe wiſſen Alles aufzuforſchen, Alles anzuſchaffen und gelegentlich an Mann zu bringen. 1780 gab es erſt 21 Makler. So wird ein unglaublich lebhafter Betrieb in der Stadt, wozu merkantiliſch auch Altona gehört, geführt, und Waren gehen von Haus in Haus, ohne vom Platze zu kommen. Die Schifffahrt nährt dieſes, für ganz Teutſchland ſo erſprießliche, Handelsleben, obgleich die Zahl der eigenen Schiffe nicht ſehr bedeutend iſt. Die Anzahl der zu Hamburg angelangten Seeſchiffe betrug 1826 1946. Darunter waren 9 aus Oſtindien, 70 aus Weſtindien, 30 aus Nord- und 31 aus Südamerika, 1 aus den Canarias, 86 aus dem mittelländiſchen Meere, 6 aus Spanien, 26 aus Portugal, 97 aus Frankreich, 312 aus den britiſchen Reichen, 4 aus Archangelsk, 78 aus Schweden und Norwegen, 67 aus den Häfen des baltiſchen Meeres, 51 aus Dänemark, 377 aus den Niederlanden, Oſtfriesland und Oldenburg, 101 aus der Weſer. Auf den Robben- und Wallfiſchfang lief 1, auf den Häringsfang 4 Schiffe aus. Die Dampfſchiffe von London nach Hamburg haben 27, die von Amſterdam dahin 21 Fahrten gethan. Abgegangen ſind 1796 Schiffe. 1825 kamen 1863 Schiffe an, 1858 ſegelten ab; 1824 war die Zahl der angekommenen Schiffe 1819, der abgegangenen 1812. Aber in beiden letztern Jahren wurden ein Paar Wallfiſchjäger und Häringsfänger mehr ausgeſendet: doch iſt dieſer Fang gegen den zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo man 40 bis 50 Schiffe allein für den Wallfiſchfang und noch mehrere für den Häringsfang beſtimmte, faſt zu Nichts herabgeſunken. Die Schifffahrt und der Handelsverkehr veranlaſſen viele Nebengeſchäfte, worunter die Seeaſſekuranzgeſellſchaften von großer Bedeutung ſind; dieſe werden wegen der billigen Prämien häufig für Schiffe benutzt, die den hamburger Hafen gar nicht beſuchen.

Der Kunſtfleiß iſt in Hamburg natürlich nur Diener des Handels. Doch beſtehen gegen 200 Zuckerſiedereien, obgleich Rußland jetzt den hamburger Raffinaden verſchloſſen iſt und dieſer Erwerbszweig neuerdings ſehr gelitten hat: 1820 lieferten 321 Zuckerſiedereien 70,986 Kiſten, 39,586 Fäſſer und 40,227 Stücke Zucker. Die Rauch-, Cigarren- und Schnupftabakfabriken verarbeiten jährlich 1 Mill. Zntr. Tabaksblätter. Wichtig ſind die Repſchlägereien, die Segelmacherei, die Hut-, Licht-, Pfeifenkopf-, Blechwaren-, Nadel-, Gold- und Silberfabriken, die Goldſchlägereien, die Korkſchneidereien, die Gärbereien und die Bierbrauereien, aber die Katun- und Leinenfabriken ſind ſehr geſunken. Bedeutender ſind die Thranbrennereien und die großen Seifenſiedereien, die beſonders viel Schmeerſeife liefern, und ſeit Kurzem haben ſich die Fiſchbeinreißereien und Horndrehereien ſehr gehoben; man bereitet viele ſehr beliebte Federſpulen, künſtliche Blumen, Stickereien, Putzſachen, Wollenwaren, auch hat man Zwirnmühlen, und hamburger Rindfleiſch und Schiffsbrot behaupten noch ihren alten Ruhm. Die Wagenfabriken liefern ſo ſchöne Fuhrwerke, als die Offenbacher. Auch unterhalten die Hamburger in der Umgegend viele umgehende Werke: ihre Handwerker arbeiten trefflich (beſonders die Tiſchler), und der Mechaniker und Künſtler iſt eine große Zahl.

Die Bewohner Hamburgs zeichnen ſich im Äußern wenig aus; man ſieht indeß viele bleiche Geſichter. In Hinſicht der Sittlichkeit ſteht Hamburg ſo ziemlich auf gleicher Stufe mit andern großen Städten, aber in wenigen herrſcht wohl ſo große Sicherheit als zu Hamburg, wo man ſelten von Taſchendiebſtahl, noch ſeltener von Mordthaten und Einbrüchen hört. Es herrſcht indeß auch hier eine große Genuß-, Vergnügungs- und Schauluſt: am tadelnswertheſten erſcheint wohl die Hinneigung des gebildeten Theils zur Anglomanie. Der gemeine Hamburger iſt grob, wenn man ihm ſtolz entgegen tritt, gefällig und freundlich, wenn man ihn recht nimmt, und ſein Motto iſt: Thue Recht und ſcheue Niemand!

Digitized by Google

II) Hamburgs Gebiet. Es beſteht a) aus dem Gebiete zunächſt der Stadt: 10,801,313 hamb. □Ruthen, wovon 1,019,000 ſchiffbares Gewäſſer, und wird eingetheilt aa) in das Geeſtland, das die Gebiete der Landherrn von Hamm und Horn mit 2 Dörfern und 1376 Einw., das Gebiet des heil. Geiſthospitals mit 1 Dorfe und 1592 Einw., das Gebiet der Waldherrn, 4 Dörfer mit 844 Einw.; das Kirchſpiel Eppendorf, 9 Dörfer mit 2810 Einw., das Gebiet der Landherrn vom hamburger Berge, 1 Vorort mit 7119 Einw., überhaupt enthält das Geeſtland 1 Vorort, 16 Dörfer und 13,741 Einw.; bb) das Marſchland, beſtehend aus dem hamburgſchen oder holländſchen Krauel: 1 Weiler, nach Kirchwerder eingepfarrt, dem Ochſenwerder: 2 Dörfer mit 652 Einw., dem Moorwerder: 1 Weiler 283 Einw.; Reitbrook, 774 Einw.; dem Billwerder: 5 Dörfer; Wilhelmsburg, 4 Weiler 458 Einw.; Grasbrook, 600 Einw.; Schrevenhof, 13 Einw.; Moorburg, 1616 Einw., und Finkenwerder, 1 Dorf, 1 Weiler 895 Einw., zuſammen 8 Dörfer, 9 Weiler und Höfe mit 8281 Einw. Geeſt- und Moorland haben mithin 22,022 Einw. b) Aus dem Amte Ritzebüttel: 2,632,000 □Ruthen, 1826 mit 6280 Einw., 2 Marktflecken, 2 Dörfern und dem Eilande Neuwerk. c) Aus der Hälfte des mit Lübeck gemeinſchaftlichen Amts Bergedorf, welches 4,336,500 □Ruthen und 9240 Einw. zählt, womit — die Hälfte Hamburg zugerechnet — die geſammte Volksmenge des hamburger Gebiets auf 32,922 ſtiegen. (Dittmann rechnet für 1824 auf das hamburger Gebiet ohne Bergedorf und die hamburger Berge, deren 6000 Bewohner er zur Stadt rechnet, 22,302, mit der Hälfte von Bergedorf zu 4,720, aber 27,022 Einw. S. Dittmans geogr.-ſtatiſt. Überſicht des Territoriums von Hamburg. Hamb. 1825. 8.)

III) Stats-Verfaſſung und Statsverwaltung. Die Stadt Hamburg mit ihrem Gebiete bildet durch den Grundvertrag des teutſchen Bundes ein Mitglied desſelben mit völliger Souveränetät: ſie hat in der engern Verſammlung gemeinſchaftlich mit den übrigen drei freien Städte die 17. Stimme, im Plenum eine eigne, und wird daſelbſt durch einen ihrer Syndiken repräſentirt. Zugleich mit den übrigen freien Städten beſitzt ſie ein gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht, ſteht mit den beiden Städten Lübeck und Bremen noch in der alten Verbindung der Hanſa, unterhält theils für ſich allein, theils mit den andern Hanſeſtädten gemeinſchaftlich Geſandte und Conſuln an 27 Orten, wogegen faſt alle europ. Mächte Miniſter und Geſchäftsträger zu Hamburg haben. Durch den am 29ſten Septbr. 1825 mit der britiſchen Krone abgeſchloſſenen Handelsvertrag ſind die hamburger, hanſeatiſchen und (Art. 5.) übrigen teutſchen Schiffe den britiſchen Schiffen gleichgeſtellt und genießen gleicher Vortheile. Ein ähnlicher Vertrag iſt 1823 mit der nordamerikaniſchen Union abgeſchloſſen, und mit ihr als Mitglied der Hanſa, ſind noch alte Verträge mit Norwegen, Schweden, Spanien u. a., in fortwährendem Beſtehen. Als Bundes-Contingent ſtellt ſie 1298 Mann, die zur 2ten Diviſion des 10ten Heerhaufens ſtoßen.

Ihr Wappen iſt ein mit 3 Thürmen von Silber verſehenes offenes Thor mit einem Fallgatter in Roth; auf der Flagge ſtehen die 3 rothen Thürme in Weiß.

Nach dem 1. Art. des Hauptrezeſſes von 1712, der Grundlage der hamburger Verfaſſung, iſt das höchſte Recht und die höchſte Gewalt beim Rathe und der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft, beide unzertrennlich verbunden. Es iſt demnach ein bürgerlicher Freiſtat, auf den aber keins der Prädikate oligarchiſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch paſſet *). Es gibt zu Hamburg keine privilegirten Familien oder Stände, keine erbliche Würde, durchaus keinen Adel; jeder chriſtliche Bürger, gleichviel, welche Haut er trage, oder welcher Sekte er angehöre (die Juden, die übrigens völligen Schutz genießen, ſind von den Statswürden und der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft ausgeſchloſſen), kann gegen Entrichtung von 40 bis 150 Mark Courant für den Fremden, und nur 20 Mark für den Sohn eines Bürgers, Bürger, und wenn er Kaufmann oder graduirter Rechtsgelehrter iſt und die erforderlichen Eigenſchaften beſitzt, auch Mitglied des Senats werden. Die Volksklaſſe, die kein Grundeigenthum, mithin keinen Antheil an der Geſetzgebung hat, beſitzt übrigens völlige gleiche Rechte mit den Erbgeſeſſenen. Der Statsſchatz oder die Kämmerei iſt ſowohl von der geſetzgebenden, als vollziehenden Gewalt völlig unabhängig. Zwar bewilligt die erbgeſeſſene Bürgerſchaft, was gezahlt, der Senat oder die vollziehende Gewalt verordnet, wie das Gezahlte verwendet werden ſoll, aber keine beider Gewalten bekommt davon einen Pfennig in die Hände, ſondern Einnahme und Ausgabe fließt in den Kämmereiſchatz, der die Einzahlung erhebt und mit Argusaugen darüber wacht, daß jeder verwilligte Pfennig auch richtig verwendet werde, wie vorgeſchrieben iſt.

Der Stat Hamburg hat alſo drei weſentlich von einander verſchiedene Regirungszweige:

1) Den Senat. Der edle oder hochedle, hochweiſe Rath beſteht aus zweierlei Gliedern: in senatu und de senatu. In senatu ſind 4 Bürgermeiſter (3 graduirt und 1 Kaufmann) und 24 Senatoren oder Rathsherren (11 graduirt, 13 Kaufleute). Die Rathsglieder de senatu beſtehen aus 4 Syndiken, welche eine berathende Stimme bei den Verhandlungen führen, und dem Range nach, wenn ſie im Amte ſind, gleich nach den Bürgermeiſtern eintreten, aus dem Protonotar, dem Archivar und den beiden Sekretären, welche 4 letztre Glieder ohne alle Stimmen ſind, aber ſämmtlich graduirt ſeyn müſſen. Jeder graduirte Rechtsgelehrter, welcher hamburgſcher Bürger, der Rechte und Privilegien des Stats kundig, über 30 Jahre und von unbeſcholtenem Rufe iſt, kann in den Rath gewählt werden: ausgeſchloſſen iſt jeder Edelmann, Jeder, der einen Titel von einem fremden Fürſten hat, und nie dürfen Vater und Sohn, zwei Brüder, Schwiegervater und Schwiegerſohn, 3 Schwäger in den Senat gewählt werden. Die Wahlen geſchehen

*) Doch treten auch hier die Elemente eines jeden bald ſtärker bald ſchwächer hervor, wie dieß von jeder menſchlichen Einrichtung wohl unzertrennlich iſt.

durch Vorſchlag und Ballotage. Die Bürgermeiſter führen den Titel Magnificenz, der auch den Syndiken gebührt, in ſofern ſie den Senat repräſentiren; die Senatoren heißen hoch- und wohlweiſe Herren. In den Kirchen geſchieht bei jedem Gottesdienſte Fürbitte für den Senat. Er nimmt alle öffentliche Eide, auch die Vormündereide ab; er ernennt die Reſidenten, Conſuln und Agenten der Stadt; nimmt die Beglaubigungsſchreiben der bei ihm akkreditirten fremden Diplomatiker an, läßt die durchreiſenden Fürſten im Namen der Stadt bewillkommnen u. ſ. w. Der Senat nebſt dem Collegium der Sechziger ſind immerwährende Bevollmächtigte in Kirchenſachen (für die chriſtlichen, nicht luth. Kirchen iſt eine Deputation von 2 Senatoren und 2 Sechzigern gebildet); das Scholarchat für das Gymnaſium und Johanneum beſteht aus 4 Senatoren, den 5 Hauptpaſtoren und den ſämmtlichen Oberalten; die Schuldeputation aus 2 Senatoren, 2 Hauptpaſtoren, 2 Oberalten und dem Direktor des Johanneum; der Geſundheitsrath, aus 2 Senatoren und einem Oberalten, wozu 4 Phyſiker, 4 Ärzte und 4 Apotheker als Examinatoren gezogen werden. (1825 betrug die Zahl der examinirten Ärzte und Wundärzte 150!) Vom Senate reſſortiren folgende öffentliche Behörden, die aus Senatoren und Kämmerei- und andern Bürgern zuſammen geſetzt ſind: 1) die Acziſe-Deputation; 2) Bürgeraufnahme; 3) Bank u. Baudeputation; 4) Bauordnung; 5) Bewaffnungs-Commiſſion; 6) Börſe; 7) Brotordnung; 8) Cenſur; 9) Feuerkaſſe; 10) Kornordnung; 11) Lombard; 12) Maklerordnung; 13) Marſtall, (bloß einige Kutſchen- und Pferdegeſpanne zu feierlichen Gelegenheiten); 14) Mühlen; 15) Münze, (iſt verpachtet, es wird nur noch weniges Geld unter hamburgſcher Firma ausgeprägt); 16) Oberaltenwahlen und Rechnungen; 17) Stadtpoſt; 18) Reviſion des Rechnungsweſens; 19) Schifffahrt und Hafendeputation in 3 Sektionen, (die ganze Sicherheit der Elbe bewacht Hamburg; Hanover und Dänemark ſteuern nichts bei); 20) Schuldenadminiſtration; 21) Siegellade; 22) Stämpeldeputation; 23) Steuerdeputation; 24) Theerhofkommiſſion, (Aufſicht, daß die feuerfangenden Sachen außerhalb der Stadt gelagert werden); 25) Thore und Bäume; 26) Todten-Ladendeputation; 27) Zehntenamt, (von allen Seitenerbſchaften wird der 10te Theil als Statsabgabe entrichtet); 28) Zolldeputation (alle ein- und ausgehende Waren zahlen ½ Proc.). Auch ſtehen alle öffentliche Stiftungen, die Armen-, die Straf- und Beſſerungs-Anſtalten unter beſonderer Deputation, und einer der Senatoren geht auf 6 Jahre, abwechſelnd mit den übrigen, als Amtmann nach Ritzebüttel, während jeder der übrigen 23 Patron einer Gilde oder Brüderſchaft iſt *).

2) Die Kämmerei. Die Verordneten der löblichen Kämmerei haben den Rang nach den Oberalten und bilden ein vom Senate und der Bürgerſchaft verſchiedenes Kollegium, welches bei allen wichtigen Finanzberathſchlagungen Mitglieder mit Sitz und Stimme liefert. Die Statseinnahme, die weit beträchtlicher iſt, als ſie die Statiſtiker annehmen, und wozu Acziſe und Zölle allein 1,200,000 Gulden liefern, fließt ungeſchmälert und ungekürzt in die Kämmerei. Dort geſchehen auch alle und jede Statsausgaben. Die Kämmerei ſteht unter den Verordneten der Kämmerei, das heißt 10 Bürgern aus dem Kollegium der Sechziger, wovon jährlich Einer abtritt, Einer hinzu gewählt wird; jedes Kirchſpiel ſtellt 2 Kämmereibürger, die dem State ohne Sold und Entſchädigung dienen. Der Älteſte führt in der Kämmerei den Vorſitz. Sie hat die nöthigen Unterbedienten. Ein Syndikus und ein Senator bilden mit den Verordneten der Kämmerei eine Commiſſion zum Entwurfe des Statsbudgets: ſind neue Hilfsquellen erforderlich, oder werden neue Ausgabenanſätze nothwendig, ſo werden dieſe der Bürgerſchaft vom Senate zur Bewilligung vorgelegt, welche Bewilligung aber nur dann erfolgt, wenn die Zweckdienlichkeit anerkannt iſt. Hauptquellen der Statseinnahme ſind die Zölle und Stadtacziſe, nebſt der Thorſperre, der Stämpel, die Grundzinſen, die Grundſteuer, die Weinſteuer, der Zehnte von den Erbſchaften und von allen öffentlichen Schauſpielen, auch fließen alle Gerichtsſporteln in die Kaſſe der Kämmerei. Hauptausgaben ſind Bauten (beſonders die koſtſpielige Unterhaltung der Dämme zu Ritzebüttel und der Häfen), die Gehalte, der Sold der Garniſon, die Zinſen der Statsſchuld u. ſ. w. Der Kämmerei legt der Senat und die Kämmerei dem Oberalten-Collegium jährlich detaillirte Rechnung ab, welche aber ein Statsgeheimniß bleibt. Mit der Bank ſteht die Kämmerei nicht in der geringſten Verbindung. Durch die regelmäßige Haushaltung iſt es dem State möglich geworden, nach der bekannten Ausſaugung durch die Franzoſen dennoch nicht allein ſeinen Kredit aufrecht zu erhalten und alle Statspapiere auf Pari zu bringen, ſondern auch die geſchlagenen Wunden zu heilen, koſtbare Bauten zu beginnen und auszuführen und doch die in jenen drückenden Zeiten erhöheten Auflagen wieder aufzuheben. Der Stat hat noch eine bedeutende Schuldenlaſt: indeß iſt der Betrag derſelben nicht bekannt.

3) Die erbgeſeſſene Bürgerſchaft bildet die Legislatur. Sie beſteht aus ſolchen Bürgern, die ein in der Stadt liegendes Erbe eigenthümlich beſitzen und etwa 1000 Rthlr. Species Banko (Sp. B. iſt etwa 1 Proc. beſſer als Bco.) von der Kaufſumme ausbezahlt haben, chriſtlicher Religion, nicht in fremden, der Stadt oder des Raths Dienſten, nicht Prokuratoren und Makler, nicht Kirchen-, Kloſter- und Schulbediente und nicht Falliten und Pfuſcher ſind. Die Bürgerverſammlungen, die wenigſtens jährlich zwei Mal, auf Oſtern und Michael, gehalten werden, beſuchen hauptſächlich nur die bürgerlichen Kollegien, obgleich jeder erbgeſeſſene Bürger Zutritt hat. Dieſe ſind: 1) die Oberalten, aus jedem Kirchſpiele 3, mithin 15; 2) die Sechziger, aus jed. Kirchſp. 9, = 45; alſo 60; 3) die Hundert-Achtziger, aus jed. Kirchſp. 24 Subdiakonen, alſo 120, mithin mit 1 u. 2 = 180. Jedes Kirchſpiel ſtellt überdieß 6 Adjunkte ſeit 1720, welche aber nicht mitgezählt werden. Nur die Oberalten erhalten einen

*) Die Beſoldungen in dieſer freien Stadt ſind eben nicht ſehr bedeutend: jeder Bürgermeiſter erhält 6000, jeder graduirte Senator 4000, jeder ungraduirte 3000, jeder Syndikus 5000 Mark Banko, oder eben ſo viele halbe Conv.-Thaler.

Digitized by Google

Ehrenſold, jeder 2000 Mark: alle übrigen fungiren umſonſt. Den Vortrag und die Initiative in der Bürgerverſammlung hat der Senat, der ſie mit dem Titel: vorachtbare, wohl vornehme, günſtige, liebe Mitbürger anredet. Dieß geſchieht durch den jüngſten Senator, der die Propoſitionen vorträgt; doch iſt der Senat, auf Begehren der Oberalten und Sechziger, verpflichtet, die ihm von dieſen vorgelegten Punkte in ſeine Anträge aufzunehmen. Von allen Vorträgen kommen Abſchriften an die Kirchſpiele, welche, jedes für ſich verſammelt, darüber abſtimmen. Der jedesmalige älteſte Oberalte präſidirt den Kirchſpielsverſammlungen; außer ihm darf Niemand reden, ſondern nur Ja oder Nein ſagen; daher keine eigentliche Discuſſionen Statt finden. Können Senat und Bürger über einen Gegenſtand nicht übereinkommen, ſo wird die Sache an die 180r, und wenn dieſe ſich nicht fügen wollen, an eine neue Bürgerverſammlung verwieſen. Indeß weiß jetzt der Senat ſeine Propoſitionen ſo einzurichten, daß die Bürgerſchaft ſie genehmigt; iſt dieß nicht der Fall, ſo geht er ungern weiter und fügt ſich der Nichtgenehmigung.

Die richterliche Gewalt beruhet vorzüglich auf dem Senate, der die erſten, urſprünglichen Richter, die Stadt- und Landprätoren, welchen eigentlich die Executivgewalt allein gebührt, aus ſeiner Mitte entſendet. Die beiden Prätoren verwalten ihr Amt ein Jahr, von Petri bis zum nächſten 24ſten Febr., der Senator, den nach dem Alter die Reihe trifft, wird zweiter Prätor und rückt zu Petri in den Platz des erſten ein, wo jener abtritt. Die Prätur iſt die erſte und Vergleichsinſtanz für alle Civilſachen bis 500 Mark Courant Werth, zugleich die Entſcheidungsinſtanz für Dienſt- und Miethſachen, für Falliſſements unter 4000 Mark Bco. und die Behörde für die Beſtätigungs- und Zeugeneide. Alle Executionen, welche die übrigen Gerichte verhängen, werden von den Präturen vollzogen. Für die Gebiete von Hamm und Horn, des hamburger Bergs, der Walddörfer und Bill- und Ochſenwerder haben die Land- und Waldherren vier eigne Landpräturen. Die Gebiete des Johanneskloſters und Georgshoſpitals, welche den graduirten Bürgermeiſtern unterworfen ſind, und das Gebiet des heil. Geiſthoſpitals, welchem 2 Oberalten vorgeſetzt ſind, haben weniger Ähnlichkeit mit den Präturen. Es gibt im hamburgſchen State mithin nur 9 Gerichte, welche zugleich Executivbehörden ſind: das Amt Ritzebüttel und das gemeinſchaftliche Amt Bergedorf haben ihre beſondern Unterrichter. Für die Polizei beſteht ſeit 1814 eine beſondere Polizeibehörde, die indeß bisher nur proviſoriſch beſteht, deren wohlthätige Wirkſamkeit aber nicht zu verkennen ſteht. Das alte Polizeigericht, die Wedde, iſt dadurch faſt nutzlos geworden. Alle Handelsſachen gehören vor das 1815 durch Rath und Bürgerſchluß eingeſetzte, ſehr aktive, aber auch ſehr theure Handelsgericht. In zweiter Inſtanz, für Civilſachen über 500 Mark, und zur Unterſuchung und Aburtheilung von Criminalfällen und zur Extrahirung der proclamata beſteht das Niedergericht unter einem graduirten Präſidenten, 2 graduirten und 2 ungraduirten Richtern, ſämmtlich Nicht-Senatoren. Die höchſte Gerichtsinſtanz iſt die das Obergericht bildende Section des Senats, von deren Beſchlüſſen in gewiſſen Civilfällen die Berufung an das gemeinſchaftliche Oberappellationsgericht zu Lübeck geht: höchſte Inſtanz in Criminalfällen aber iſt der Senat in pleno. Das Obergericht iſt aus einem graduirten Bürgermeiſter, 5 graduirten, 5 ungraduirten Senatoren zuſammen geſetzt, die jährlich vom Senate ernannt werden. (1826 gab es zu Hamburg 74 immatrikulirte Advokaten, 14 beeidigte Notare und 7 beeidigte Überſetzer.)

Die hamburgſche Kirche ſteht ſtrenge unter Aufſicht der Statsgewalt; ohne Genehmigung des Senats darf das Miniſterium, das die 5 Hauptpaſtoren und 18 Diakonen bilden, und worin der Senior unter den erſtern den Vorſitz führt, nicht das Mindeſte in Materie und Form ändern. Der Paſtor zu S. Georg und zu S. Paul auf dem Berge gehören zum Miniſterium, nicht aber die 12 Prediger im eigenen und die 6 Prediger im gemeinſchaftlichen Gebiete.

Das Militär ſteht unmittelbar unter dem Oberbefehle des älteſten Bürgermeiſters als Generaliſſimus. Dieſer präſidirt auch dem Militärdepartement. Das Bürgermilitär, wozu jeder waffenfähige Bürger und Bürgersſohn vom 18ten bis zum 45ſten Jahre eingeſchrieben iſt, ſteht unter der Kommiſſion des Bürgermilitärs, der ebenfalls der älteſte Bürgermeiſter vorſteht; die Bürgergarde, 12,000 bis 15,000 Mann ſtark, beſteht aus dem Generalſtabe, 2 Komp. Artillerie, 8 Bataillons Fußvolk, ein Jägerbat. und eine Komp. leichter Reiter; Alles auf's Beſte uniformirt und bewaffnet. Die Garniſon, 1000 Mann ſtark, bildet ein Infanterieregiment von 850, ein Uhlanenkorps von 70 und ein Artilleriekorps von 60 Mann. Außerdem beſteht eine vollſtändig uniformirte und bewaffnete Nachtwache, unter Aufſicht von 2 Senatoren, 2 Oberalten und 2 Kämmereibürgern: ſie iſt 500 Mann ſtark und unter 2 Kompagnien vertheilt. Auch die Spritzenleute der muſterhaft organiſirten Löſchanſtalt werden regelmäßig beſoldet.

IV. Geſchichte. Vor dem Zuge des großen Karl an die Ufer der Elbe geſchieht nirgends eines Orts Erwähnung, der auf das frühere Daſeyn von Hamburg ſchließen läßt, und ſo darf wohl die Erbauung des Blockhauſes Hochbuchi um 808 als die erſte geſchichtliche Spur der Entſtehung Hamburgs angeſehen werden. Wie früher und bis auf den heutigen Tag in Amerika's Wildniſſen ging damals in den Elbgegenden die Eroberung und der Anbau des Landes mit der Verbreitung des Chriſtenthums Hand in Hand. Für das Land nordwärts der Elbe iſt der Franke Ansgar, ein Zögling der Benediktinerabtei Corvei, der Apoſtel und mit Recht iſt ſeinem Namen in Bremen eine Kirche geweihet. So unbedeutend auch die aus Eichſtämmen zuſammen gezimmerte Taufkirche und das Blockhaus, wo einſt Hamburgs Dom prangte, an ſich geweſen ſeyn mögen, — dieſe Stiftskirche wurde der Mittelpunkt der Verbreitung der Kultur für Nordalbingien, für die kimbriſche Halbinſel, für die däniſchen Inſeln, ſelbſt für Schweden und Norwegen. Sie war gleichſam die Brücke die ſich

Digitized by Google

der Genius der Menſchheit bahnte, um bis zum Nordpol hin das Kreuz des Erlöſers zu pflanzen und den erſtern Samen der Wiſſenſchaft, der Künſte und geſelliger Bildung auszuſtreuen. Durch die Fundationsurkunde des hamburgſchen Erzſtifts, datirt Aachen idibus Maji 834 wurden dem nordiſchen Apoſtel Erzbiſchof Ansgar auch die Länder Groenlandia, Hallinglandia, Islandia und Scandinavia als Sprengel angewieſen: man ſieht, daß die Kirche ſchon damals Gegenden in Anſpruch nahm, von deren Daſeyn doch nur erſt eine dunkle Sage zu ihrer Kunde gekommen ſeyn konnte. Doch verhinderte die Unbiegſamkeit der unbekehrten Völker, zwiſchen deren Gebieten das kleine Gotteshaus und die Miſſion von Hamburg ſtand, und die Agonie, worein das Reich nach Karls des Großen Tode gefallen war, daß ſich um daſſelbe eine bleibende Niederlaſſung bekehrter Heiden bilden konnte: es bargen ſich daſelbſt Anfangs bloß Fiſcher (die älteſte Hamburger Gilde iſt die der Amtsfiſcher), die, wenn die wilden Feinde heran zogen, leicht mit ihren Kähnen das ſüdliche Ufer der Elbe gewinnen konnten; Fiſcherei blieb lange der Hauptnahrungszweig, weil an Ackerbau auf dem der Überſchwemmung offen ſtehenden Boden nicht und noch weniger an Seehandel gedacht werden konnte, ſo lange das damals ſo bedeutende unverſunkne Helgoland, die Zuflucht des altſaſſiſchen Wodandienſtes, die Elbe blokirt hielt, und an deren Mündung nichts zu ſuchen war, als Tod und Sclaverei. Unter Otto dem Großen ſcheint Hamburg als ein Verbannungsort für unruhige Geiſtliche benutzt zu ſeyn: der Kaiſer ſchickte den abgeſetzten Papſt Benedikt VIII. dahin, der 965 ſtarb und ſein Grabmahl in dem Dome fand, der ſeitdem ſeine Stelle nicht wieder verändert zu haben ſcheint. Hermann Billing, einer der Ahnen der Welfen und Otto des Großen Vogt in Nordſachſen, hauſete ſeit 957 in Hamburg und ſcheint der erſte Stifter des hamburgſchen Gemeindeweſens geworden zu ſeyn, das von S. und nicht von N. Anſiedler erhielt und eine wahrhaft teutſche Stadt auf eignem, ſauer der Elbe abgerungnem Boden wurde. Gewiß iſt es, daß ſich unter Otto dem Großen hier eine teutſche Gemeinde bildete, die durch eigne Schöppen regirt wurde, aber einen kaiſerl. Vogt hatte, der ſie bei ihren Vorrechten ſchirmte und mit dem ſie ſich beſſer zu vertragen ſchien, als mit ihrem geiſtlichen Hirten, der ſich bald als Herrn der Stadt geriren wollte und 1063 eine Burg auf dem Süllberge bei Blankeneſe aufführte, die den jungen Bürgern gar nicht gefallen wollte. 1072 wurde Hamburg von dem Dänen Jarl Kruko ausgeplündert und verheert, erholte ſich aber ſchnell wieder, und ſchon 1126 ſtand der verbrannte Dom wieder an ſeiner Stelle. Die Grafen von Schauenburg, die 1106 zum Beſitze Holſteins gelangt waren, thaten Viel, um den Wohlſtand von Hamburg zu heben, und wirkten ihr von dem Kaiſer Freiheitsbriefe aus, nach welchen ihr Weichbildsrecht, eine eigne Gerichtsbarkeit secundum jura Sosatiae, Zollfreiheit und das Fiſchfangsrecht von der Elbe bis zum Meere verliehen wurden. Dieß geſchah 1189 und nun war die Stadt fertig; ſchon 1190 finden wir 4 hamburgſche consules als Regenten, während ſich die holſteinſchen Grafen kein andres Recht anmaßten, als die Einſetzung eines Landvogts oder Advocatus. Zum Glücke ſchlug es ihr aus, daß damals eine große Flut die Inſel Helgoland unter Waſſer begrub, denn nun wurde die Elbe frei, der Handel erhielt freies Spiel und niederländiſche Kaufleute legten hier ihre Waaren, normänniſche Corſaren ihren Raub nieder. Auch Gilden hatten ſich bereits gebildet, denn 1152 beſtätigte Heinrich der Löwe die der Gewandſchneider und der Kramer. Bei allem dem würde Hamburg doch nie vor dem mächtigen reichen Bardowiek, dem großen nordiſchen Tyrus, emporgekommen ſeyn, wenn dieß nicht durch Heinrich den Löwen gefallen wäre: die reichen Bürger der zerſtörten Stadt wandten ſich nach Hamburg und bald trat dieſes in die Reihe der Handelsſtädte ein. Es verlor nichts durch die Verlegung des erzbiſchöflichen Sitzes nach Bremen, die 1223 vor ſich ging; denn es behielt das Domkapitel und wurde einen läſtigen Aufſeher los, der ſich nur zu gern zum Gebieter aufgeworfen hätte. Indeß hatte es im 13ten Jahrhunderte verſchiedne Bedrängniſſe auszuhalten: der Dänenkönig Knud VI., der ſich Holſtein unterwarf, eroberte auch Hamburg und ſein Sohn Waldemar veräußerte ſie ſogar für 700 Mark löthigen Silbers an den Graf Albrecht von Orlamünde, der die Stadt beſetzte, aber ſo klug war, als Waldemar 1223 gefangen wurde, ſeine Anſprüche an die Stadt dem Magiſtrate für 1500 Mark löthigen Silbers zu überlaſſen und mit ſeinen Mannen abzuziehn. Dieſe Abfindungsſumme wurde von den Bürgern durch freiwillige Beiträge aufgebracht, und man kann daher ſagen, daß ſie damit ihre Freiheit ſelbſt und zwar rechtlich erworben haben; denn nun verließ auch der Reichs- und Bruchvogt, den noch immer die Grafen von Holſtein eingeſetzt hatten, die Stadt, und an die Stelle der Schöppen trat der Rath oder das collegium consulum. Graf Adolf IV. entſagte allen Anrechten an die Stadt, wofür ihn dieſe mit einer Geldſumme unterſtützte, als Waldemar von neuem in Holſtein gedrungen war und ihm den König überwinden half, wofür dieſer das Dominikanerkloſter St. Johann und das Franziskanerkloſter St. Maria Magdalena ſtiftete. Hamburgs Wohlſtand mehrte ſich nun von Tage zu Tage: 1241 trat es in ein Schutz- und Trutzbündniß mit Lübeck, wodurch der Grund zu der Hanſa gelegt wurde. Es erwarb um dieſe Zeit mehrere Güter von den bedrängten Edelleuten und Grafen, nahm aber keine Patricier in ſeine Mauern auf, ſchloß Handelsverträge ſelbſt mit entferntern Mächten, wie mit Flandern, Schweden, Braunſchweig, wodurch es ſich bedeutende Handelsvorrechte erwarb, und verjagte alles, was von Raubrittern in ſeiner Nähe war. Die ſeit 1252 aufgeblühete Flandernfahrergeſellſchaft, die noch jetzt große Vorrechte genießt und aus deren Mitte 2 Börſenalten gewählt werden, brachte niederländiſches Tuch, Rhein- und franzöſiſche Weine und gründete eine einträgliche Spedition: ein eignes Hanſehaus wurde zu Antwerpen errichtet, andere in den nordiſchen Reichen und in England geſtiftet.

Digitized by Google

Außer der Altſtadt war eine Neuſtadt mit eigenem Rathhauſe entſtanden und raſcher baute man in den Katharinen- und Jakobskirchſpielen: 1292 vereinigten ſich die beiden Räthe der Alt- und Neuſtadt, und es ward ein gemeiner Schatzkaſten, die nachherige Kämmerei, geſtiftet. Andre Anſtalten, wie die Errichtung eines Wartthurms auf dem Eilande Neuwerk, als Zeichen für die ein- und ausgehenden Schiffe beurkunden die Wachſamkeit des Raths für den aufblühenden Handel; 1325 erwarb die Stadt das Münzrecht, erhielt 1356 die Auflöſung des Banns, den ihr 1336 ein Streit mit dem Domkapitel zugezogen hatte, und wand ſich mit Hilfe vom Kaiſer glücklich aus einer Fehde, die ſie mit den Holſteinern zu beſtehen hatte. Dabei kauften ſie immer mehrere Güter und Dörfer in der Nähe an, wie 1342 das ſchöne Eppendorf, 1351 und 1352 die Elbwerder und 1394 das Amt Ritzebüttel: 1390 baueten ſie die Feſte Moorburg. Aber am Ende des 14ten Jahrh. fingen Reibungen zwiſchen Rath und Bürgerſchaft an, die vielleicht nicht ſo gütlich beigelegt wären, wenn nicht Gefahren von außen beide Parteien vereinigt hätten: denn Claes Störtebekr und ſeine Geſellen in Oſtfriesland hatten der Hanſa und dem Handel den Krieg angekündigt, blokirten die Elbe und brachten alle Schiffe auf, deren ſie ſich bemächtigen konnten. Endlich vernichtete 1402 der Bürgermeiſter Simon van Utrecht die Corſaren auf der Sandbank bei Helgoland, und ließ die, die er in ſeine Gewalt bekam, auf dem Grasbrook zu Hamburg enthaupten. Aber kaum athmete man freier, als auch der Bürgerzwiſt 1410 wieder ausbrach: ein Machtſtreich des Senats hatte die Errichtung der Sechziger und den erſten zwiſchen Senat und dieſen Repräſentanten der Bürgerſchaft abgeſchloßnen Rezeß zur Folge. Die Unruhen waren dadurch nicht geendigt, und dauerten 47 Jahre fort, bis ſie endlich durch einen neuen Rezeß 1458 vor der Hand beſeitigt wurden. Denn 1483 erregte Heinrich von Loh, ein nach Hamburg entwichner hanoverſcher Leibeigner einen wilden Aufruhr, wodurch die Abfaſſung des ſtädtiſchen Geſetzbuchs 1497 veranlaßt wurde. Gewöhnlich ging es aber zu Hauſe unruhig zu, wenn man außen nichts zu thun hatte. Daran fehlte es aber nicht, denn Hamburg nahm in der Regel an allen Fehden Theil, die die Hanſa zu Waſſer und zu Lande zu beſtehen hatte. 1420 eroberte ſie gemeinſchaftlich mit Lübeck die Raubfeſten Bargdorp und Riepenburg mit den Vierlanden von den Herzogen von Lauenburg, mit welchen beide Städte außerdem noch manchen Strauß zu beſtehen hatten. Von den Kaiſern hatte die Stadt, wie alle, die nicht mit Geldzahlungen kargten, durch Freibriefe fortdauernd Unterſtützung erhalten: ſo 1453 das Recht goldne Münzen zu ſchlagen, 1475 ſie mit dem Stadtwappen auszuprägen u. ſ. w. 1421 war ſie durch die Peſt heimgeſucht, die doch nicht ſo große Verheerungen anrichtete, wie in andern Städten, weil die Vorſichtsmaßregeln beſſer getroffen waren. 1464 forderte König Chriſtian I. von der Stadt die Erbhuldigung, indeß war er zufrieden, als Bürgermeiſter Detlev Bremer ihm den Handſchlag leiſtete, wogegen er ſeinen goden Fründen zu Hamburg alle Gerechtſame und Freiheiten beſtätigte; die kaiſerlichen Privilegien nahmen ſie neuerdings 1468 in Schutz, und wiederholt wurde ſie aufgefordert, als Reichsſtadt Deputirte zum Reichstage zu ſenden, und Kaiſer Max ſchützte ſie 1510 durch ein eignes Dekret gegen alle Anmaßungen des Dänenkönigs. Ihr Flor war um dieſe Zeit immer mehr gewachſen: ſie galt unbeſtritten für die erſte Handelsſtadt des teutſchen Nordens und ſelbſt Lübeck konnte ſich nicht mehr mit ihr gleich ſtellen; der Fall der Hanſa erweiterte nur ihr Verkehr, da die ſtrengen Zunftgeſetze des Bundes ihren merkantiliſchen Geſchäften mehr hinderlich als förderlich geweſen waren. Indeß nahm ſie doch eigentlich noch keinen Antheil am Welthandel, und war immer nur als ein Handelsplatz vom zweiten Range anzuſehn, deſſen Geſchäfte mehr in Spedition und Commiſſion als im Großhandel ſich bewegten. Die Einführung der Reformation veranlaßte zwar einige Unruhen, indeß wurde ſie doch durch den langen Rezeß vom 18. Februar 1529 völlig zu Stande gebracht, und auch 1531 der katholiſche Gottesdienſt im Dome beendigt. Durch den Rezeß von 1548 verwarf die Stadt das kaiſerliche Interim: aber dadurch gerieth die Stadt in eine bedenkliche Lage, da zwar Dänemark dem Proteſtantismus günſtig war, aber dafür die Erbhuldigung verlangte, der Kaiſer aber mit der Acht drohte und Schutz gegen Dänemark verhieß, wenn man zum Katholizismus zurückkehren wollte. Schutz hatte ſie ſich von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen wenig zu verſprechen, und war ſich faſt ſelbſt überlaſſen, doch führte ſie der Senat mit wahrhaft bewundernswerther Klugheit und Standhaftigkeit durch dieſen Kampf, der dadurch noch ſchwieriger wurde, daß auch die Bürgerſchaft aufſtand und Rechnung von der Führung des Statshaushalts forderte, auch beſonders auf Abſchaffung der Rubrik geheime Ausgabe, wodurch der Senat freilich manches Ungewitter in der Ferne beſchworen hatte, drang. Sie erlangte auch, daß der Senat 1563 die Verwaltung der Statskaſſe in die Hände der Kämmerei abgeben mußte, und dadurch eine dritte unabhängige Statsgewalt entſtand, und doch hörte deßhalb der Hader nicht auf. Deſſen ungeachtet verſtand der Senat den im Innern bewegten Stat durch Weisheit und die Benutzung glücklicher Conjunkturen, durch alle Stürme der Zeit zu führen: vorüber gingen die Religionskriege, und ſelbſt der 30jährige Krieg, ohne daß die Bürger einen einzigen fremden Soldaten in ihre Ringmauern genommen hatten. Dieſe waren durch die Bemühungen des Senats im 16ten und 17ten Jahrh. ſo haltbar geworden, daß Chriſtian von Dänemark, Tilly und ſelbſt der furchtbare Wallenſtein darunter hinzogen, ohne ſie zu berühren. Hamburg wurde im Laufe des 30jährigen Kriegs, nicht ein einziges Mal belagert: ihr Handel hob ſich ſelbſt während der Kriegshändel, und noch mehr, ſie war die Zuflucht aller Edlen, welche die Kriegsflamme aus ihrem Vaterlande trieb, aller unglücklichen Flüchtlinge, die ihre Heimath verloren hatten. Und doch ſind alle Rezeſſe des 16ten und 17ten Jahrh. voll Klagen der Bürgerſchaft: ſie fügte ſich nicht

Digitized by Google

mit Freudigkeit in die Opfer, die zur Erhaltung der Stadt dargebracht werden mußten: frühzeitig offenbarte ſich eine ſchmähliche Unduldſamkeit, welcher wohlhabende, ruhige proteſtantiſche Flüchtlinge, weil ſie nicht dem herrſchenden Lutherthume huldigten, durch die wilde Polemik geiſtlicher Zeloten vertrieben, aus der Stadt weichen mußten. Dieſe, unter andern die frommen, reichen, erwerbfleißigen Mennoniten, ſiedelten ſich zu Altona an, welche Stadt bloß der lutherſchen Unduldſamkeit der Hamburger und den weiſen Maßregeln der däniſchen Regirung ihre Entſtehung und ihr Aufblühn verdankt. 1603 wurde das Stadtbuch den veränderten Umſtänden gemäß eingerichtet und das Gemeinweſen vollſtändiger ausgebildet. Freilich mochte der Senat ſich manche Unrechtfertigkeit haben zu Schulden kommen laſſen, da er von der Bürgerſchaft ſtets gereizt wurde: indeß ſtand das Recht doch auf ſeiner Seite, und der Rezeß von 1674 wurde unter der Mitwirkung eines kaiſerl. Commiſſars zu ſeinen Gunſten abgeſchloſſen; darüber wurden die Oberalten, die ſich für denſelben hatten gewinnen laſſen, dem Volke verhaßt, und als ſie ſich 1677 zur Aufrechthaltung desſelben an den Reichshofrath wandten, ſo ſuspendirte man ſie von ihren Ämtern und verjagte einen von ihnen, Krull, aus der Stadt. Dieß veranlaßte eine zweite Commiſſion. Die Bürgerſchaft, von ihren Stellvertretern verrathen, warf ſich nun den Dänen in die Arme: zwei talentvolle Bürger Snitger und Jaſtram traten als Demagogen an die Spitze ihrer Mitbürger, und ein däniſches Truppencorps rückte vor die Stadt und forderte Erbhuldigung. Da vereinigte ſich Alles, was Bürger hieß, ſelbſt jene beide Demagogen, mit dem Senate und halfen die Stadt vertheidigen, die hannoverſche und brandenburgſche Hilfsvölker befreiten. Die Dänen mußten abziehen, aber jene beiden Volksvertreter wurden nun auf die Folter gebracht und hingerichtet. Dieß verſchaffte zwar eine augenblickliche Ruhe, indeß dauerte eine dumpfe Gährung immer fort. Dabei war ſeit dem weſtphalenſchen Frieden der Handel der Stadt in Verfall gerathen, und ganz in die Hände der Holländer übergegangen: die hamburgſche Flagge durfte ſich auf keinem Meere blicken laſſen, wo die holländiſche wehete, das mittelländiſche verſchloſſen ihnen die Barbaresken, und nur nach dem nördlichen Spanien und nach Portugal blieben die Geſchäfte von einiger Wichtigkeit. Die Bürger waren zum Theil geſchäftslos und doch blieben die Statslaſten fortwährend drückend. Deßhalb gab es immer Zunder zur Unzufriedenheit und dieſer wurde durch die calviniſtiſchen Umtriebe am 23. November 1693 zum offnen Aufſtande angefacht: die Mayerianer erfochten einen völligen Triumph, Horb wurde aus der Stadt gejagt und eine kaiſerl. Commiſſion nöthig, die 1699 zwar einen neuen Rezeß zu Stande brachte, der aber doch die Gährung keineswegs beſeitigte. Der Pöbel forderte ſeinen geliebten Lehrer Mayer, den die kaiſerl. Commiſſarien aus der Stadt gewieſen hatten, zurück: an ihre Spitze ſetzte ſich der Prediger Krumholz und der Senat mußte laviren, um einen nochmaligen Aufſtande auszuweichen. Dieſer brach deſſen ungeachtet 1708 aus: eine Rotte Fanatiker beſetzte das Rathhaus, verjagte die Senatoren, welche Ordnung ſtiften wollten, und trieb hohe Geldſtrafen bei. Der Senat und die angeſehnſten Bürger wandten ſich nun an den Herzog von Braunſchweig und die Direktoren des niederſächſiſchen Kreiſes. Dieſe ſchickten vor Pfingſten 1708 Kreistruppen mit kaiſerl. Commiſſarien, die unter Garantie des britiſchen und holländiſchen Geſandten, daß nichts an den Grundgeſetzen geändert werden ſollte, in die Stadt und verhafteten ſogleich Krumholz und ſeine vornehmſten Anhänger, vierjährige Verhandlungen begannen und führten endlich zu dem großen Hauptrezeß von 1712, der völlige Ruhe und ein inniges Verhältniß zwiſchen Rath und Bürgerſchaft bewirkte, das ſeitdem nie wieder getrübt iſt. In demſelben Jahre verließen auch die koſtbaren Commiſſarien und Kreistruppen die Stadt. Noch einmal rückte der Dänenkönig Chriſtian V. 1713 mit einem Kriegsheere drohend vor die Stadt, ließ ſich jedoch mit einer Summe von 280,000 Rthlr. zum Wiederaufbau des von Steenbock verbrannten Altona abkaufen. Nachdem nun die Ruhe wiedergekehrt war, blühete auch der Hamburger Handel von neuem auf, und wurde beſonders während des ſiebenjährigen Kriegs höchſt bedeutend: Hamburger Schiffe gingen nach Holland, England, Spanien und Portugal, und nahmen Theil am Härings-, Stockfiſch- und Wallfiſchfange, der um 1760 mit 50 bis 60 Schiffen betrieben wurde; auch die Wechſelgeſchäfte kamen in Gang, und die Fabriken der Stadt hoben ſich ungemein. Überall erſchien neues Leben, neuer Wohlſtand: die 1619 errichtete Bank, die ſich bisher in der Rolle einer Leihbank gehalten hatte, wurde völlig für den Handel reorganiſirt. Der gottorpſche Vertrag von 1768 hob alle Mißhelligkeiten mit Dänemark und die Stadt nahm nun auf dem Reichstage ihre Stelle ein. Nach dem ſiebenjährigen und beſonders in dem amerikaniſchen Kriege erhielt Hamburg als neutrale Stadt eine hohe Wichtigkeit, ihr Handel eine ganz neuen und noch nicht gekannten Schwung; ſie erhielt einen Antheil an dem Welthandel, und der Antheil, den Amſterdam und Holland bisher daran genommen hatten, ging zum Theil in ihre Hände über. 1778 traf das erſte Schiff aus Nordamerika auf geradem Wege in ihrem Hafen ein, von allen Seiten ſtrömte ein ungeheurer Reichthum zu, aber auch ein vorher nicht gekannter Luxus mit ſeinen verderblichen Folgen. Manche Erſchütterungen traten ein, obgleich Handel und Verkehr in gleichem Steigen war: 1799 zeichnete ſich durch eine ungewöhnliche Menge von Banquerotten aus, deren Geſammtſumme 30 Mill. Mark Banco betrug. Das Säkulariſations- und Entſchädigungsſyſtem bedrohte Hamburg 1803 nicht unmittelbar: es war zu ſehr in das politiſche und merkantiliſche Syſtem Europa's verflochten, als daß ſeiner Selbſtſtändigkeit Gefahr gedrohet hätte. Die Beſitznahme der Stadt durch den Prinzen Karl von Heſſen 1801 war nur temporär und durch Nelſons Sieg vor Kiöbenhaven ſogleich aufgehoben. Durch den Vertrag mit Dänemark und Hanover vom 1ſten December 1802 erhielt die Stadt das nicht unbe-

deutende Domgebiet und die Ausrundung ihres Gebiets, wie es jetzt iſt. Empfindlich war es, daß durch die Beſitznahme Hanovers 1803 ihr Verkehr mit Teutſchland faſt ganz vernichtet wurde; aber das größte Unglück traf ſie 1810, als das franz. Dekret vom 13ten Decbr. ihre Selbſtſtändigkeit aufhob und ſie zu einer guten Stadt des großen Reichs machte. Von dem Augenblicke war ihr ganzer Handel dahin, ſelbſt unter den Umſtänden, daß dieſes Reich fortgedauert, daß ganz Europa in ſeinen Feſſeln geblieben wäre, würde ſie doch nie wieder ſich zu einem größern Flor emporgehoben haben; ſchon die droits réunis würden dieß verhindert haben. Das Schickſal hatte es anders beſchloſſen; indeß ſollte Hamburg vorher, ehe es wieder in den Genuß der Unabhängigkeit geſetzt wurde, alle Gräuel des Krieges erfahren. Als das franzöſiſche Heer in Moskwa vernichtet war, beſetzte am 18ten März 1813 der ruſſiſche Oberſt Tettenborn die Stadt, und ſtellte die alte Unabhängigkeit wieder her; allein ſchon in der Nacht vom 29ſten bis 30ſten Mai rückte der franzöſiſche Marſchall Davouſt nach einer kurzen Belagerung ohne Capitulation zurück, und behauptete ſich in derſelben, trotz dem, daß es Bennigſen belagerte, bis zum 31ſten Mai 1814, wo Graf Bennigſen in ihre Mauern einzog und Davouſt dieſelbe verlaſſen hatte. Wie die unglückliche Stadt von den wiedergekehrten Franzoſen behandelt, iſt noch zu neu, um dieß hier zu wiederholen; ihren Verluſt ſchlägt man während dieſes Unterdrückungsjahrs, ohne den der Bank, woraus der General 7,506,956 Mark 7 Sch. Bco nahm, auf 37 Mill., den von 1806 bis zum 31ſten Mai 1814 auf 140 Mill. Mark Bco an. — Als die Franzoſen abgezogen waren, wurde ſogleich Hamburgs alte Verfaſſung, ihre Obrigkeit, wieder hergeſtellt, 1815 der Stat für eine der 4 freien Städte des deutſchen Bundes erklärt, und iſt von neuem in den Rang einer Welthandelsſtadt getreten, welchen ihr nur ganz veränderte Conjuncturen rauben dürften. Die Freiheit von Südamerika weiſet ihr vielmehr den Weg zu neuen Verhältniſſen und Speculationen an, den ſie gewiß mit Vortheile betreten wird. Immer wird ſie auch eine der erſten Wechſelplätze des Kontinents bleiben *). (Nach *C. N. Röding.*)

Hamburger Bank ſ. Bank. Encykl. Th. VII. S. 313.

*) Meiſtens Auszug der ausführlichen Beſchreibung dieſer Stadt in den N. A. G. und St. Eph. XIX u. XX, theils nach eigenen Anſichten, theils nach den im Weim. Handb. V. S. 810 angegebenen und andern Hilfsmitteln, beſonders J. L. v. Heß, Hamburg 1810, 1811, und Meyer's Skizzen von Hamburg 1801, 1804. 2 B. 8.

HAMBURGER BERG, eigentlich eine Vorſtadt von Hamburg, die von der Alſter um die Stadt her ſich bis zu der Elbe erſtreckt, aber politiſch als das Gebiet der Landherren des Hamburger Bergs angeſehen wird und das Kirchſpiel St. Paul ausmacht. Dahin gehört Alles, was vor dem Damm- und Altonaer Thore in Pöſeldorf, auf dem heil. Geiſtberge, bei der Glashütte, in der Nähe der Kirchhöfe, bei der Ölmühle, beim Schulterblatte und auf dem Hamburger Berge angebauet und 1813 unter Davouſt bis auf eine Entfernung von 250 Toiſen von der Stadt völlig abgebrochen und verwüſtet war, ſeitdem aber ſchöner wieder hervorgegangen iſt. Die Kirche S. Paul, ſeit 1820 vollendet, iſt ein einfaches thurmloſes Gebäude, nahe an der Elbe. Man rechnet jetzt gegen 700 Häuſer und vielleicht mehr als 6000 Menſchen, die ſich auf 42,400 □Ruthen nähren und Schiffswerfte, Thran- und Kalkbrennereien, vorzüglich aber eine große Menge Luſt-, Tanz-, Schenk- und Wirthshäuſer unterhalten; denn die Berge waren von jeher der Tummelplatz der unterſten Volksklaſſe von Hamburg, der fremden Matroſen, die hier mit vollen Händen ihr Geld wegwerfen. Auf dem Platze vor dem Altonaer Thore gibt es Volksbeluſtigungen aller Art: hier haben der Hanswurſt und auch die Venus Vulgivaga ihre Tempel aufgeſchlagen. An Sonn- und Feſttagen wogt hier eine ungeheure Volksmenge, die nicht bloß aus Hamburg, ſondern auch aus Altona ſich verſammelt; denn den hamburger Berg trennt nur ein 8 Fuß breiter Scheideweg von Altona, wohin eine gerade, feſte, 4000 Schritt lange Chauſſee und eine neue ſtattliche Straße führt. Im haarburger Berge iſt der Landungsplatz für die nach Haarburg gehende Dampffähre, und auf dem Schulterblatte wird Montags, Mittwochs und Freitags, in der Schlachtzeit vom Octbr. bis Weihnachten auch Sonntags, der große Ochſenmarkt gehalten, wo wöchentlich wohl 400 bis 500 Stück Rindvieh verkauft werden. (Nach *Röding.*)

HAMBURGH, vier Ortſchaften in Nordamerika: 1) in der Delaware, Graffſch. Newcaſtle, an dem Delaware; 2) in der Illinois, Graffſch. Union, am Miſſiſippi; 3) in der Pennſylvania, Graffſch. Berks, 60 Häuſer, 360 teutſche Einw., und 4) in dem Südcarolina, Diſtricte Edgefield. Letztere liegt am nördlichen Ufer der Savanna und blühet (Columbus 1827 Febr. S. 165) zum Nachtheile der gegenüber ſtehenden Georgia, Stadt Auguſta, ſchnell auf, indem ſie im Auguſt 1826 ſchon 2700 Einw. hatte, und eine höchſt bedeutende Stromſchifffahrt unterhielt. (*G. Hassel.*)

Digitized by Google

Nachträge und Ergänzungen

zum

erſten Bande der zweiten Section.

HABITANT, eigentlich derjenige, welcher ſeine Wohnung an irgend einem Orte aufgeſchlagen hat. In der Handlung bedeutet dieß Wort denjenigen, welcher in einer Kolonie einen gewiſſen Strich Landes beſitzt, welchen der Landesherr durch Patente, oder die Directoren einer Geſellſchaft durch ihre Conceſſion ihm zu eigen überlaſſen haben, daß er ihn zu ſeinem Nutzen, vermittels einer überein gekommenen Abgabe, anbauen und pflanzen ſolle. In Frankreich heißen ſie Colons u. Cessionaires, in England planters. *(St.)*

HABITATION, ein Coloniewort, mit welchem eine Niederlaſſung bezeichnet wird, welche einzelne Privatperſonen in neu entdeckten Ländern vornehmen, nachdem ſie königliche Briefe oder Briefe von Intereſſenten bei der Colonie dazu erhalten haben, in welchen nicht nur die Anzahl der ihnen zum Anbau bewilligten Felder, ſondern auch die Abgaben vom Hundert beſtimmt ſind, welche ſie alle Jahre an die Regirung, oder an die Geſellſchaft dafür bezahlen müſſen. An dieſen Wohnungen nun werden, nach Beſchaffenheit des Bodens, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Indigo und andere dergleichen, dort leicht wachſende und auf europäiſchen Märkten geſuchte Waaren angebauet. Der Ackerbau und was dazu gehört, die Arbeiten in den Zuckermühlen, die Zubereitung des Tabaks, Indigo u. ſ. w. geſchehen aber von zweierlei, gleich unglücklichen Perſonen, deren Unglück jedoch von ungleicher Dauer iſt. Einige machen ſich nur auf drei Jahre verbindlich, die andern aber, die Schwarzen, müſſen lebenslänglich dienen. *(St.)*

HADSCH (حَجّ), mit dem Artikel Al-Hadsch (اَلْحَجّ), bezeichnet die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Moslem von beiderlei Geſchlecht ein Mal in ſeinem Leben an dem durch das Geſetz vorgeſchriebenen Tage und auf die durch dasſelbe angeordnete Weiſe vollbringen muß[1]). Die Verpflichtung dazu leitet ſchon der Koran (Sur. 3, 90 — 91. ed. Hinck. oder v. 97. ed. Mar.) von Gott her, wenn er ſagt: von Gott iſt den Menſchen die Wallfahrt zum Hauſe (d. i. zur Kaaba) auferlegt. Darum legt auch die moslemiſche Tradition einen hohen Werth auf die Wallfahrt. Denn unter andern hat der berühmte Sammler der Überlieferungen Bochara (ſ. die Art. Bukhara, XIII, 417. u. Hadith, oben S. 94 und folgg. dieſes Bandes) in ſeinem Dschami-us-sahih folgenden Ausſpruch des Propheten aufbewahrt: „Man fragte den Propheten, welches das verdienſtlichſte der Werke ſei? Er antwortete: der Glaube; und hernach? Der Krieg auf Gottes Wege (d. i. Kampf für die Religion); und hernach? die Pilgerſchaft[2])". Ähnlich iſt auch die Äußerung Muhammeds: „der ſchönſte und beſte der heiligen Kriege iſt der Pilgerzug nach Mekka[3])"; und das harte Urtheil, welches er über die Vernachläſſigung der Wallfahrt fällte: „Wer da ſtirbt, ohne der Pflicht der Wallfahrt genügt zu haben, kann eben ſo gut als Jude oder Chriſt ſterben[4])", zeigt hinreichend, daß man dieſe Religionshandlung als ſehr wichtig, ja als ein weſentliches Stück in dem Kranze der Tugenden des rechtgläubigen Moslems betrachte. Wenn daher islamitiſche Gelehrte die äußere Religionsübung auf fünf Hauptpunkte zurückführen, ſo iſt die Wallfahrt nach Mekka ſtets ausdrücklich zu dieſen fünf Stücken gerechnet worden[5]), und wo man auch nicht ſo ſcholaſtiſch zu Werke geht, rechnet man doch jederzeit dieſe Übung des Glaubens zu den vorzüglichſten[6]). Der Khalif Omar wollte ſogar, wie Muhammed nach dem Obigen, den nicht zu ſeinen Glaubensgenoſſen rechnen, wer dieſe Pflicht abſichtlich unterlaſſe, und drohte ſolche Sünder dafür nicht nur

---

1) *Pococke* specimen hist. Arab. p. 310 — 11.

2) Fundgruben des Orients 1r Th. S. 150. N. 14. 3) Bochara a. a. O. S. 172. N. 217. 4) *Pococke* specimen hist. Arab. p. 312. Vgl. Mouradgea d'Ohſſon Schilderung des othoman. Reichs 2r Th. S. 33 nach der teutſchen Überſ. von Beck. 5) So z. B. von dem Verfaſſer des durch Reland bekannt gemachten Abriſſes der muhammedaniſchen Glaubenslehre (de Religione mohammed. p. 4.) und von Andern; *Pococke* specimen hist. Arab. p. 30. Vgl. *Marracci* prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 8 — 9, wo eine ähnliche Stelle aus einem arabiſchen Schriftſteller dieſes Faches mitgetheilt wird; ferner Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. 1r Th. S. 235, teutſch. Überſ. von Beck und die Unpart. Charakteriſtik der türkiſchen Reichsverfaſſung. Berlin 1790. S. 66. 6) Vgl. *Elmacin.* Hist. Sarac. Lib. I. cp. 3. p. 3. *Hottinger* hist. orient. p. 409. Abulfaradſch in einer ſchon von Marracci (Prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 8) bekannt gemachten Notiz über die Fundamentalartikel des Islams.

Digitized by Google

durch Verbrennung ihrer Häuſer und ſonſtigen irdiſchen Güter zu beſtrafen, ſondern einem glühenden Ketzerriecher des heiligen Officium gleich wollte er ihre Perſon ſelbſt dem Feuer opfern[7]). Über das Alter, worin man die Wallfahrt zu unternehmen hat, gibt der Koran keine nähere Beſtimmung; und obſchon einige, einem gewiſſen Rigorismus huldigende Imams behaupten, daß jeder Gläubige damit nicht genug eilen könne: ſo iſt doch die herrſchende Anſicht, daß man dieſe Pflicht eben ſo gut auf ein höheres Alter verſchieben, als ſich ihr in der Jugend unterziehen könne. Man ſtützt ſich dabei auf die Meinung des berühmten hanefitiſchen Imams Mohammed und des Imams Schafei; dann aber auch auf das Factum, daß der Stifter der muhammedaniſchen Lehre ſelber erſt die Wallfahrt unternahm (im 10ten J. der Hedſchra), nachdem ſie ſchon vier Jahre früher in ſeinem Koran geboten war, woran freilich ſeine geſpannten Verhältniſſe mit den Mekkanern vielleicht allein die Urſache waren[8]).

Dieſe ſo hoch geachtete Religionspflicht kann aber trotz ihrer Verdienſtlichkeit und Wichtigkeit in gewiſſen Fällen unterlaſſen werden, über deren Beſtimmung jedoch die moslemiſchen Gelehrten ſich nicht völlig vereinigt haben. Der Koran (Sur. 2, 107. 3, 97. ed. Marr.) hat ſich nur allgemein darüber erklärt, und verpflichtet wurde, wer die Wallfahrt unternehmen kann. Außerdem verlangt er nur noch, daß jeder Pilgrim, um Andern nicht zur Laſt zu fallen, für ſeinen Unterhalt auf der Reiſe Sorge trage (Sur. 2, 98.). Was er der eignen Beurtheilung anheim ſtellte, hat die theologiſch-juridiſche Spitzfindigkeit ebenfalls als poſitives Geſetz den Gläubigen auferlegt. Die Anhänger des Imam Schafei glauben nämlich nur denjenigen von dieſer Religionspflicht diſpenſirt, wem der nothdürftige Unterhalt und die erforderliche Kleidung abgeht; Malek dagegen und ſeine Partei erklären ſolche für frei davon, welche durch Krankheit oder Mangel an hinlänglichem Vermögen zur Anſchaffung der nöthigen Bedürfniſſe behindert ſind[9]). Doch der größeſte Theil der Moslemen, insbeſondere aber die Türken, auf Ebu Hanifeh's Auctorität bauend, ſetzen außer dieſen beiden noch mehrere andere Umſtände voraus, wenn die geſetzliche Verpflichtung wirklich eintreten ſoll. Zuvörderſt muß Jemand im Zuſtande der Freiheit ſich befinden, denn der Sclave hängt vom Willen ſeines Herrn ab, und muß ſelbſt dann noch dem Gebieter Folge leiſten, wenn dieſer ſeine bereits gegebene Erlaubniß zurücknähme und wäre ſogar in dem Falle nicht entbunden, dem Herrn zu gehorchen, wenn er ſchon durch das Anlegen der Pilgerkleidung ſich zur Ausübung der Pflicht ernſtlich angeſchickt hätte. Für einen Sclaven bleibt daher die Wallfahrt ein opus supererogationis, wenn man dieſen Ausdruck der chriſtlichen Scholaſtik gebrauchen darf; und ſollte derſelbe auf irgend eine Weiſe in den Zuſtand der Freiheit gelangen: ſo würde ſogar eine vielmals wiederholte Reiſe zu dem Heiligthum in Mekka ihn nicht von der dann erſt eintretenden Verpflichtung zur Wallfahrt los machen können. Nicht minder erforderlich iſt der völlige Gebrauch des Verſtandes und Volljährigkeit; Wahnwitzige und Minderjährige ſind alſo nicht verpflichtet. Wer indeß ſchon in ſeiner Jugend die Wallfahrt unternahm, iſt ſpäterhin, wenn er völlig erwachſen iſt, wie der frei gewordene Sclave, zur Erneuerung der Reiſe verbunden. Was dieſem aber nicht frei ſtand, wenn er auf der Wallfahrt die Freiheit erhielt, das iſt ihm nachgelaſſen, falls er vor gänzlicher Vollbringung der religiöſen Übung volljährig würde. Er kann nämlich durch Vertauſchung ſeines bisher getragenen Pilgerkleides mit einem neuen ſeine Wallfahrt zur giltigen erheben. Daß auch ohne Geſundheit, wozu Freiheit von körperlichen Gebrechen gehört und ohne Wohlhabenheit, ſo daß man dem Unterhalte ſeiner Familie keinen Abbruch zu thun hat, um die Reiſekoſten beſtreiten zu können, keine Verpflichtung eintrete, verſteht ſich von ſelbſt. Die meiſten Moslemen gehen aber noch weiter, und verlangen auch Sicherheit der Reiſe. Will man ſich indeß auf die Gefahr, als ein augenfälliges Hinderniß ohne Vorwurf berufen, ſo muß dieſe ganz gewiß und alljährlich eintreten. Für Frauen iſt jegliche Wallfahrt nicht nur eben ſo beſchwerlich als für Männer, ſondern auch in vieler Rückſicht bedenklich. Deßhalb können ſie nur dann als verpflichtet angeſehen werden, wenn ſie einen Begleiter finden, der nach morgenländiſchen Begriffen als ihr Schutz auftreten darf. Am einfachſten iſt es, wenn ſie die Reiſe in Geſellſchaft ihres Mannes unternehmen; außerdem muß es ein ſehr naher Verwandter ſeyn, dem der Zutritt ins Harem offen ſtand (ſ. den Art. Harem), und deßhalb Mahrem (مَحْرَم) genannt wird. Findet ſich ein ſolcher geſetzlich anerkannter Begleiter, der durch ſeinen Lebenswandel ſich des Zutrauens würdig gezeigt hat, ſo iſt die Erlaubniß des Gatten nicht erforderlich, wenigſtens darf er ſich nicht widerſetzen; nur der Imam Schafei betrachtet die ausdrückliche Erlaubniß des Mannes als durchaus erforderlich. Die Frau hat für ihren Beſchützer, wie billig, die Reiſekoſten zu tragen. Eine Witwe oder von ihrem Gatten getrennte Frau iſt übrigens ſo lange von der Wallfahrt entbunden, bis die Zeit verfloſſen iſt, welche zwiſchen dem Tode des Mannes oder der Trennung vom demſelben bis zu einer neuen Verheirathung nach islamitiſchen Geſetzen verfloſſen ſeyn muß (ſ. die Art. Harem u. Iddeth). Endlich verwahrt man ſich noch durch den allgemeinen nnd unbeſtimmten Ausdruck, daß überhaupt kein geſetzmäßiges Hinderniß, von welcher Art es auch ſei, da ſeyn dürfe. Dahin gehört z. B. die eigenthümliche Lage des türkiſchen Sultans, welche ihm nicht geſtattet, ſeine Hauptſtadt Stambul auf längere Zeit zu verlaſſen[10]).

7) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 33. 8) Derſ. a. a. O. S. 33. 9) d'Herbel. Orient. Bibl. unt. d. W. Hagge.

10) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 34—37 vgl. S. 152.

Digitized by Google

Wer aber genöthigt war, aus Gründen, welche das Geſetz gut heißt, die Reiſe entweder ein oder mehrere Male zu verſchieben, darf deßhalb den Wunſch und zugleich die Hoffnung, ſich ſeiner Pflicht vor ſeinem Tode noch entledigen zu können, durchaus nicht ſchwinden laſſen. Reiche Moslemen und in moslemiſchen Reichen angeſtellte Statsbeamte ſchicken, um ihr Gewiſſen noch beſſer zu beſchwichtigen, alljährlich milde Gaben an die Armen in Arabien und unterſtützen Unbemittelte, welche die heilige Reiſe thun wollen. Sehen ſie ſich an des Lebens Ziele, und durch Alterſchwäche oder Krankheit, auch wohl andere, durchs Geſetz als hinreichend anerkannte Gründe außer Stande, dieſer Religionspflicht in Perſon zu genügen: ſo bedienen ſie ſich eines Stellvertreters. Eine ſolche Wallfahrt heißt dann Hadsch-ân'-el gairi; der Stellvertreter Amir b'il Hadsch und der, welcher die Wallfahrt für ſich thun läßt, Memur b'il Hadsch. In neuern Zeiten hat dieſe Sitte ſehr um ſich gegriffen, weil man ſie viel bequemer findet, und Entſchuldigungen dafür, daß man die Reiſe nicht perſönlich macht, ſich bald genug auffinden laſſen. Ohnehin iſt für reiche Männer der Aufwand, welchen ein ſolcher Stellvertreter verurſacht, ganz unbedeutend gegen die Koſten, welche mit einer von ihnen in Perſon unternommenen Wallfahrt nothwendig verbunden geweſen wären, und ſchon die zu Mekka von ihnen auszutheilenden Almoſen würden ihnen, wenn ſie ſich im Rufe frommer Geſinnung hätten erhalten wollen, anſehnliche Summen gekoſtet haben. Daher gibt es viele Pilgrimme von Profeſſion, welche die Wallfahrt immer wieder von neuem gegen Bezahlung der Reiſekoſten für jeglichen, der ihrer bedarf, vollbringen; jedoch können ſie nach dem Geſetz die Reiſe innerhalb eines Jahres nur ein Mal thun[11]). Daß aber eine ſolche Religionshandlung dem zu Gute komme, welcher ſie für ſich thun läßt, iſt bei den Moslemen allgemein angenommen; man ſtützt ſich dabei auf einige Vorfälle aus dem Leben Muhammeds, welche die Übertragung des Verdienſtes, beſonders auf Verſtorbene vorausſetzen[12]). Der mit der Wallfahrt Beauftragte kann außer den Reiſekoſten keine andere Bezahlung verlangen und iſt ſogar gehalten, wenn er weniger brauchte, als er empfangen hat, das Übriggebliebene zurück zu erſtatten. Wegen der perſönlichen Verpflichtung eines Jeden zu der Wallfahrt iſt man aber erſt dann berechtigt, die Stellvertretung als Auskunftsmittel zu benutzen, wenn man im letzten Todeskampfe, oder doch in einer tödtlichen Krankheit ſich befindet; würde Jemand wieder geſund, ſo hörte die Giltigkeit der von einem Andern für ihn vollbrachten Reiſe auf und ſie würde als nicht geſchehen betrachtet werden. Einen ſolchen Auftrag kann übrigens jeder, ſelbſt Weiber und Sclaven, übernehmen, doch zieht man freie, volljährige und verſtändige Männer vor, und noch beſſer iſt es, wenn es ein Hadſchi iſt, d. h. ein ſolcher, der bereits die Wallfahrt für ſich vollbracht hat. Für zwei Perſonen darf Niemand zu gleicher Zeit nach Mekka gehen; thäte er es, ſo würde ſeine Reiſe ihnen nicht zu Gute kommen, aber freilich auch die Koſten von ihnen nicht getragen. Alle Fehler und Vergehungen, welche ſich der Stellvertreter gegen die auf die Reiſe zu beobachtenden Ritualgeſetze zu Schulden kommen läßt und welche durch Almoſengeben, durch Darbringung eines Opfers oder andere Strafen gewöhnlich abgebüßt werden, ſind lediglich ſeine Sache, weil nach rechtlichen Principien die Strafe nur den Verbrecher treffen kann. Nur wenn er auf dem Wege durch ein unvermeidliches Hinderniß aufgehalten wurde, kommt das dafür zu bringende Opfer auf die Rechnung deſſen, der ihm Auftrag ertheilt hat. Sind ſeine Vergehungen ſo bedeutend, daß die Wallfahrt dadurch nichtig wird, ſo fallen alle bereits gemachten Unkoſten ihm zur Laſt, auch muß er im nächſten Jahre die Reiſe ganz von neuem beginnen. Aus eignen Mitteln hat er ſtets das Opfer zu beſtreiten, welches aus Dank gegen Gott für das Glück, ſein Heiligthum ſehen und beſuchen zu dürfen, dargebracht wird. In allen Gebeten, welche der ſtellvertretende Pilgrim verrichtet, darf er nur den Namen deſſen nennen, für welchen er eingetreten iſt; inzwiſchen hat dieſer, wenn jener einen Fehler hierin begehen ſollte, keinen Schaden davon, da dem Allwiſſenden nicht entgehen kann, wem das Verdienſtliche der Handlung zukomme. Um noch ſichrer zu gehen, läßt ſich der Pilgrim zu Mekka von einem Imam ein Zeugniß ausſtellen, daß er die Wallfahrt für dieſe oder jene Perſon wirklich vollbracht habe[13]). Wenn er unterweges erkrankte oder die Fortſetzung der Reiſe ſonſt behindert würde, darf er die übernommene Pflicht nicht ohne Weiteres einem Andern übertragen; denn ohne förmliche Genehmigung deſſen, der ihn ſendet, würde die Reiſe geſetzwidrig und nichtig. Stirbt er auf dem Wege, ſo muß der für ihn Eintretende die Reiſe wieder ganz von vorn anfangen; nur die beiden hanefitiſchen Imams Ebu Juſſuf und Mohammed ſehen es nach, wenn er ſie von dem Orte beginnt, wo der frühere verſtarb. Sollte aber derjenige, welcher ſeine Pflicht durch Stellvertretung erfüllen wollte, inzwiſchen auch geſtorben ſeyn, ſo dürfen die Reiſekoſten für den zweiten Stellvertreter nur von dem einen Drittheil ſeines hinterlaſſenen Beſitzes beſtritten werdn. Hat endlich Jemand in ſeinem Teſtamente verordnet, daß die Wallfahrt für ihn noch geſchehen ſoll, ſo kommt es darauf an, ob er eine beſtimmte Summe dafür ausgeſetzt hat oder nicht. Im erſtern Falle darf man über jene Summe nicht hinaus gehen; ſollte ſie alſo nicht

11) *Niebuhr* description de l'Arabie p. 316 — 17. Man findet dort auch mehrere Beiſpiele angeführt, welche das Wallfahrten im Namen Anderer zu einem förmlichen Nahrungszweig gemacht haben. 12) Als der Prophet einſt über die Mittel befragt wurde, wie verſtorbenen Ältern das von ihnen empfangene Gute wieder vergolten werden könne, gab er den Rath, für ſie zu faſten, zu beten und Almoſen zu geben, weil ſie die Früchte davon gewiß ernten würden. Ein anderes Mal behauptete er, daß die eilfmalige Wiederholung eines beſtimmten Gebetes (der 112ten Sure) im Vorbeigehen bei einem Begräbnißplatze allen darauf Ruhenden zum Verdienſt angerechnet werde. Vgl. Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 77 teutſch. Überſ.

13) Niebuhr a. a. O. S. 317.

Digitized by Google

hinreichen, um einen Stellvertreter von dem Wohnorte des Verſtorbenen ſchicken zu können: ſo läßt man ihn von einem Orte ausgehen, der näher an Mekka liegt. Im zweiten Falle aber muß der Stellvertreter, wenn er durch den Tod oder auf eine andere, von ihm nicht verſchuldete Weiſe die Wallfahrt zu vollenden behindert war, ſo oft erſetzt werden, bis der letzte Wille des Verblichenen wirklich erfüllt iſt, und ſollten die Reiſekoſten auch den dritten Theil des hinterlaſſenen Vermögens überſteigen[14]). Wenn Jemand weder in Perſon noch durch einen Stellvertreter während ſeines Lebens dieſe geſetzlich vorgeſchriebene Übung vollbracht, noch auch in ſeinem letzten Willen Sorge getragen hat, daß ſeine Schuld nach ſeinem Tode getilgt werde, ſo kann dieß nur dadurch gut gemacht werden, daß ein Verwandter oder ein Erbe freiwillig und auf eigene Koſten zum Andenken und im Namen des Verſtorbenen wallfahrtet[15]).

Die verſchiedenen Gebräuche, welche von den Moslemen auf der heiligen Reiſe nach Mekka beobachtet werden, ſind theils unerläßliche, theils minder wichtige. Der Unterſchied gründet ſich auf ihren Urſprung. Die erſtern ſind namentlich im Koran ausdrücklich geboten, (Fars). Die andern ſtützen ſich auf die übrigen Theile islamitiſcher Geſetzgebung (Wadſchib), oder ihre Verbindlichkeit ſchreibt ſich bloß von der ſchuldigen Nachfolge des Propheten her (Sunnet). Unterläßt man von den erſtern ein einziges Stück, ſo iſt die Wallfahrt null und nichtig, und muß nochmals geſchehen. Dagegen zieht die Unterlaſſung der zweiten Art eine weit geringere Strafe nach ſich, in ſofern man für jeden abſichtlich oder wider Willen unterlaſſenen Punkt ein Opfer zu bringen hat. Die Nichtbeobachtung der dritten Klaſſe von Gebräuchen wird zwar nicht beſtraft, aber der Gläubige hat ſich ihrer doch aus Gehorſam gegen das Geſetz und aus Dank gegen die Gnade Gottes, welche ihm den Beſuch des Heiligthums verſtattete und die damit verbundenen großen Segnungen und Vortheile zu Theil werden ließ, gern und willig zu befleißigen. Wer alle drei Arten von Gebräuchen gewiſſenhaft übt, nur der hat ſich ſeiner Pflicht vollkommen entledigt.

Die erſte und wichtigſte Klaſſe der zur Wallfahrt gehörenden Gebräuche zerfällt in folgende drei Stücke: 1) Bekleidung des Pilgers mit dem ihm vorgeſchriebenen Gewande, ſpäteſtens am heiligen Abend vor dem Beiram; 2) der Beſuch des Berges Arafat und 3) vier Umgänge um die Kaaba an einem der drei erſten feſtlichen Tage[16]). Die Stellen des Korans, welche hier in Betracht kommen, ſind hauptſächlich Sur. 2, 197—203. 22, 28 ff. (ed. Marr.); die letztere Sure heißt ſelbſt wegen dieſer Stelle surat-ul-hadsch (سورة الحج), d. i. Sure der Wallfahrt. In ihnen ſind jene Gebräuche allerdings angedeutet, allein nicht mit völliger Beſtimmtheit vorgeſchrieben; namentlich iſt der erſte Punkt unſeres Wiſſens in der oben angegebenen Weiſe im Koran nicht enthalten. Darauf kommt indeß hier nichts an. Denn da die Wallfahrt bereits vor Muhammed beſtand und nur durch ihn in den Islam herüber genommen wurde: ſo konnte im Koran die Bekanntſchaft mit den wichtigſten Stücken dieſer frommen Handlung vorausgeſetzt und nur beiläufig des einen oder andern gedacht werden. Ein ſolches Verfahren war um ſo mehr ausreichend, da die äußeren Religionsübungen, der eigentliche Kultus ſonſt noch beſtimmt wurde. Aus dieſer zum Theil nur rein zufälligen Erwähnung der bei der Wallfahrt zu beobachtenden Gebräuche im Koran erklärt es ſich auch, warum der Imam Schafei gegen die allgemeine Annahme außer dieſen 3 Stücken noch zwei andere als unerläßlich und auf ausdrücklichem göttlichen Gebot beruhend wähnen konnte, nämlich den Beſuch von Muzdelifet, und das ſiebenmalige Hin- und Hergehen zwiſchen Safa und Merwe[17]).

Die zweite Klaſſe der Gebräuche iſt weit zahlreicher und enthält theils Erweiterungen der weſentlichen Stücke, theils neue Anforderungen an den Pilgrim. Wenn nämlich nach dem göttlichen Geſetz der Moslemen nur verlangt wird, das Pilgerkleid am Vorabend des Beiram anzuziehen, bevor die verſammelten Pilgrimme den Geſang Telbijet anſtimmen: ſo wird die Verbindlichkeit von andern Geſetzcodices 1) dahin erweitert, daß die von auswärts kommenden Pilgrimme es auf den genau beſtimmten Stationen in der Nachbarſchaft der heiligen Stadt, über welche ſie nothwendig reiſen müſſen, und die Mekkaner am Tage vor dem heiligen Abend des Beiram anzulegen haben, und 2) wird Sauberkeit der Pilgerkleidung und Reinlichkeit des ganzen Körpers gefordert. Nach dem moslemiſchen Glauben an den Koran als eine göttliche Offenbarung ſchreibt Gott ferner nur vor, den Berg Arafat (ſ. d. Art. V, 87 fg.) am erſten Tage des Feſtes innerhalb der Zeit unmittelbar nach Mittag bis zum Morgen des folgenden Tages zu beſuchen und nimmt die Pflicht ſchon dann für erfüllt, wenn der Pilger auch nur einen Augenblick da war, oder nur vorüber ging, ſogar wenn er auf ſeinem Pferde im Vorüberreiten eingeſchlafen war; dagegen will die erweiterte Vorſchrift 3), daß man bis nach Sonnenuntergang dort bleibe; daß man außerdem noch 4) Muzdelifet beſuche, ferner 5) zwiſchen Safa und Merwe ſieben Mal hin und hergehe, dann 6) zu Dſchemre-i-Akabe Steine werfe, und 7) nach dem erſten Steinwerfen ſich den Kopf ſcheren laſſe und die Opferthiere ſchlachte, endlich 8) zu Mekkam Ibra-

14) Nur der Imam Ebu-Juſſuf iſt der Meinung, daß man über den dritten Theil des nachgelaſſenen Beſitzes in keinem Falle hinaus gehen dürfe. 15) Vgl. Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 77—83 der teutſch. Überſ. von Beck. 16) Derſelbe a. a. O. S. 60 teutſch. Überſ. von Beck.

17) Der letztern Beſtimmung, fünf weſentliche, durch den Koran ſelbſt gebotene Stücke anzunehmen, zeigt ſich auch das von Reland bekannt gemachte Compendium theologiae Mohammedicae (de relig. Mohammed. p. 88—90. ed. 1., p. 112—20. ed. 2.) zugethan. Nur darin weicht es ab, daß es das Abſcheren der Haupthaare im Thale Mina ſtatt des Beſuchs von Muzdelifet als einen von Gott vorgeſchriebenen Gebrauch betrachtet.

Digitized by Google

him ein Gebet von zwei Rikat's (ſ. den Art. Rikat) verrichte. Die göttliche Vorſchrift, welche angeblich im Koran liegt, hat nur vier Umgänge der Kaaba beſtimmt und ſtellt es dem Pilger frei, ſie am erſten, zweiten oder dritten Tage des Feſtes zu vollziehen; aber nach den andern Grundlagen islamitiſcher Geſetzgebung werden 9, noch drei Umgänge um die Kaaba nach den vier erwähnten verlangt, und 10) das Vollbringen dieſer ſieben Umgänge am erſten Feſttage für beſſer erklärt, als an den beiden folgenden Tagen. Dann muß man ſie 11) ſtets von der Rechten zur Linken machen, alſo beſtändig hinter der Mauer Hatim (ſ. den Art.) weggehen, damit das Herz der Kaaba zugewandt werde; auch ſind 12) die ſieben Umgänge dann noch ein Mal zu wiederholen, wenn der Pilgrim die Stadt verlaſſen will. Endlich 13) wird noch vorgeſchrieben, dem Imam (ſ. den Art.) bei allen gemeinſchaftlichen Übungen Folge zu leiſten[18].

Alles, was außer dem bisher Erwähnten von den Wallfahrern ſonſt noch beobachtet wird, gehört der dritten Klaſſe von Gebräuchen an und bedarf nach Beſtimmung deſſen, was zu den beiden erſten und wichtigern Klaſſen gehört, keiner beſondern Angabe, ſondern läßt ſich aus der folgenden genauern Schilderung der Cärimonien in ihrer chronologiſchen Reihenfolge ſehr leicht heraus finden und erkennen.

Die Gebräuche, welche von den Pilgrimmen beobachtet werden müſſen, unterſcheiden ſich in zweierlei Arten, in ſolche, welche jedes einzelne Individuum insbeſondere, und in ſolche, welche die ganze Pilgergeſellſchaft gemeinſchaftlich ausübt. Hier zunächſt von der erſtern Art. Der Gläubige, welcher die Wallfahrt unternimmt, muß auf der vom Propheten ſelbſt beſtimmten Station vor Mekka, auf welche ſein Weg ihn führt, etwas verweilen, um durch mancherlei herkömmliche Übungen ſich für das heilige Geſchäft, welches er beabſichtigt, gehörig vorzubereiten und ſich der dadurch zu erlangenden Vortheile würdig zu zeigen. Dieſe Punkte, welche mikât-el-hâdsch (ميقات الحاج), d. i. voraus beſtimmte Orte der Wallfahrer heißen, ſind folgende: für die Pilgrimme aus Medina iſt es Dsu'l Holeifat (ذو الحليفة), für die aus Damask und überhaupt aus Syrien Kommenden dagegen iſt Dschafet (جحفة) gewählt[19]), für die aus Irak und die, welche ſich ihnen anſchließen, iſt es Dsât-Irak (ذات عراق), für die aus Nedſchd und ihre Gefährten, Karn (قرن), für die Bewohner Jemens iſt es Jelemlem (يلملم) und für die, welche von Sues auf dem Meere kommen, iſt es Râs Wardân[20]). An einem dieſer Punkte hat ſich jeder Moslem zunächſt durch Waſchen der Extremitäten, des Geſichts und eines Theiles des Kopfes, Abdest (آبدست) in der liturgiſchen Sprache der Perſer und Türken genannt, oder noch beſſer durch ein Waſchen des ganzen Körpers, welche das Wort ghusl (غسل) bezeichnet (ſ. den Art.), zu heiligen, zu luſtiren[21]), nachdem vorher die Nägel an Händen und Füßen, auch ein Theil des Bartes abgeſchnitten, und die Haare an allen Theilen des Körpers hinweg geſchafft ſind. Frauen, welche durch ihre Niederkunft oder durch die Menſtruation nach moslemiſchen Begriffen unrein ſind, müſſen den ganzen Körper waſchen, um die gehörige Reinheit zum Beginn der eigentlichen Wallfahrt zu erlangen. Erſt durch das Anlegen der beſondern Pilgerkleidung gibt man auch äußerlich den Entſchluß zu erkennen, das heilige Land beſuchen zu wollen, was nach der Vorſtellung der Araber ſchon von Urſprung der Welt an der Verehrung des einen Gottes geweihet war. Das Pilgerkleid heißt daher Ihrâm, mit dem Artikel el-ihram (الاحرام), d. i. Vorbereitung, Heiligung, und der Pilger ſelbſt Mohrim (مُحْرِم), d. i. Geheiligter, Eingeweihter. Über die Beſchaffenheit dieſes Ihram's ſ. den Art. gl. Nam. Die Männer tragen außer dieſer einfachen Bekleidung nichts weiter, wie auch die Überlieferung vorſchreibt. Der Pilger, heißt es, welcher ſich für die Wallfahrt zur Kaaba heiligt, trage weder Hemde noch Beinkleid, noch Kappe noch Stiefeln, ſondern nur den Mantel Ihram und Sandalen am unterſten Theile des Fußes[22]), und eine andere Tradition legt Muhammed den Befehl in den Mund: „der zur Pilgerſchaft Eingeweihte bekleidet ſich weder mit Hemd noch Kopfbinde (Turban), mit Beinkleidern oder Mützen und Stiefeln. Wer keine Sandalen findet, ſchneidet ſeine Stiefeln ab und macht Sandalen daraus[23])." Da die Stationen, von wo aus die Pilger mit dem Ihram bekleidet gehn, doch immer in einer nicht ganz unbeträchtlichen Entfernung von Mekka liegen, ſo hat dieſe Vorſchrift allerdings manches Beſchwerliche. Für Frauen iſt daher keine unbedingte Verpflichtung zum Tragen dieſes eignen Kleides vorhanden; wenn ſie ſich aber dazu verſtehen, ſo legen ſie

18) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 60 — 64. teutſch. Überſ. von Beck. 19) Vgl. *Alberti Bobovii* de Turcarum liturgia, peregrinatione Meccana cet. herausgegeben von Thom. Hyde hinter ſeiner Ausgabe von *Abrah. Peritsol's* Itiner. mundi (Oxon. 1690. 4.). p. 13. und *Firusabadi Camus* ed. Calcutt. T. II. p. 1138 unter den W. جحفة; hiemit ſind allerdings einige andre Angaben im Widerſpruch, namentlich auch die von Mouradgea d'Ohſſon (a. a. O. 2. Bd. S. 37. teutſch. Überſ. von Beck), welcher Heudjhfé d. i. nach der bei uns gewöhnlichen Pronunciation Hadschfet (حجفة) ſchreibt; allein die Auctorität des Firuſabadi und des Bobowſky, der als Ali-Bei die Wallfahrt ſelbſt unternahm, ſind als überwiegend anzuſehen. Daß auch Edriſi den Ort ſo nenne, bezeugt Thom. Hyde in den Annott. zu der Stelle des Bobowſky. Endlich beſtätigt es auch Niebuhr (Descript. de l'Arabie. p. 315). 20) Niebuhr a. a. O. 21) *Marracci* prodrom. ad refut. Alcor. T. IV. p. 23. 22) Bochara in ſeinem wahrhaften Sammler nach v. Hammer's Auszuge in den Fundgruben des Orients 1. Th. S. 307. N. 612. 23) Ebend. S. 172. N. 214.

Digitized by Google

nicht ihre ſonſtige Kleidung ganz ab, vielmehr gebietet die Sitte, Hemd und Unterbeinkleider anzubehalten, auch den Kopf durch einen Schleier, der aber das Geſicht nirgends berührt, völlig zu verhüllen. Alles nach dem Beiſpiele der Ajeſcha, welche die Wallfahrt mit ihrem Gatten Muhammed ſelbſt vollzog. Meiſtens bedienen ſich die Weiber ihres gewöhnlichen Mantels und des Schleiers; einige nehmen ſtatt des Ihrams einen großen weißen Schleier, wodurch ſie von den Achſeln bis auf die Füße gänzlich bedeckt werden. Wer ſich ſeinen Ihram mit Pelz füttern läßt, weil er zu weichlich iſt oder ſeiner Geſundheit halber es thun muß, verfällt in die Strafe eines Opfers. Übrigens achtet man den Pilgermantel und den Schleier, welcher bei Frauen ſeine Stelle vertrat, ſehr hoch und oft werden ſie noch benutzt, den Leichnam des Pilgers hinein zu wickeln[24]). Abbildungen von Pilgrimmen männlichen und weiblichen Geſchlechts gibt Mouradgea d'Ohſſon in ſeinem Tableau général de l'empire othom. T. II. tab. 51 u. 52; man findet ſolche auch bei der teutſch. Überſ. von Beck. 2. Th. zu S. 166 u. 167. Wer das Pilgerkleid noch früher anlegt, ehe er zu dem vor Mekka dazu beſtimmten Orte gelangte, macht ſein Werk noch verdienſtlicher. Damit aber Niemand darin übertreibe, iſt für das Tragen eine Zeit als maximum feſtgeſetzt. Der Pilgrim darf den Mantel nicht vor dem erſten Tage des Monats Dsi'lkadeh (ذى القعدة) anziehen, ſo daß er ihn nicht über 40 Tage, d. h. bis auf den in der erſten Hälfte des zunächſt folgenden Monats fallenden Beiramstag zu tragen hat. Übrigens müſſen ſich alle Moslemen, welche in der Wallfahrtszeit, alſo innerhalb der 70 Tage zwiſchen den beiden Beiramsfeſten (ſ. den Art. Beiram, VIII, 374.), das heilige Gebiet betreten wollen, mögen ſie auch ganz andere Zwecke haben, und z. B. in Handelsgeſchäften reiſen, dieſer Kleidung bedienen. Wer es unterläßt, muß ſeinen Fehler durch ein Opfer ſöhnen. Der Imam Schafei entſcheidet inzwiſchen, daß das Tragen des Ihram's nur für den eigentlichen Pilger nöthig ſei[25]). Unmittelbar nach dem Anziehen des Pilgergewandes durchräuchert man ſich mit Moſchus, Storax, Aloe oder anderm Rauchwerk und Parfüms[26]), dann betet man ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz von zwei Rikat's), und lieſet beim erſten Theile die 1ſte und 109te Sure des Korans, beim zweiten die 112te. An dieſes Gebet ſchließt ſich dieß andere, auf die Lage des Betenden mehr Bezug habende an: mein Gott! ich will die Wallfahrt nach Mekka vollziehen; beglücke und erleichtere ſie mir und nimm ſie an von mir[27]). Den Beſchluß macht der Geſang Telbije (تلبية), d. i. eigentlich lebeika (لبيك hier bin ich) ſprechen, alſo gehorchen von ſeinem Anfang ſo genannt[28]). Der Pilger darf kein Wort dieſes Geſanges weglaſſen, wohl aber kann er, wenn er ſonſt will, noch etwas hinzu ſetzen; nach Alb. Bobowsky[29]) wird der Geſang 10 Mal ſtehend geſungen; und auf dem übrigen Wege nach Mekka ohne Unterlaß wiederholt, von den Männern mit lauter Stimme, von den Frauen dagegen nur leiſe[30]). Die Moslemen ſtehen in dem Wahne, daß Abraham die Kaaba gebaut habe, daß jener Geſang in Beziehung ſtehe zu einer vorgeblichen Einladung des hebräiſchen Patriarchen an alle Menſchen, das von ihm errichtete Heiligthum zu beſuchen[31]). Wem Mekka näher iſt, als jene zum Anlegen des Ihrams beſtimmten Orte, kann bis nach Hill حل (ſ. den Art.) gehen, dort aber muß er das Pilgerkleid anziehen. Die Bewohner Mekka's, wenn ſie die Wallfahrt machen, nehmen den Ihram erſt innerhalb der äußerſten Ringmauern des Heiligthumes, wenn ſie aber außerdem dort unter den Pilgern erſcheinen, iſt auch für ſie Hill der dazu angewieſene Ort[32]).

Sobald der Pilger den Ihram angelegt hat, muß er die Heiligkeit deſſen, was er thun will, ſtets vor Augen haben, und Alles ſorgfältig vermeiden, was damit nicht im Einklange iſt, als Zank und Streit, es ſei denn der Kampf zu ſeiner natürlichen Vertheidigung (Koran, Sur. 2, 192 ff. vgl. v. 217.), und alle anſtößigen Reden. Er darf keine Frau berühren (Sur. 2, 198), auch nicht jagen, noch das Wild Andern zeigen (Sur. 5, 2.), ja nicht einmal das Ungeziefer, was er an ſich bekäme, tödten[33]). Der Gebrauch wohlriechender Sachen, das Abſchneiden der Nägel und des Bartes, das Abraſiren der Haare an irgend einem Theile ſeines Körpers, und das Bedecken ſeines Kopfes oder Geſichtes iſt ihm dann völlig unterſagt. Hierauf bezieht ſich auch Muhammeds Wort: Der Pilger wäſcht ſein Haupt, aber reibet ſeinen Körper nicht[34]). Doch die Augen mit Collyrium zu färben und ſich durch den Aufenthalt unter einem Zelte oder im Schatten eines Gebäudes gegen die Sonnenhitze ſchützen, wird nachgeſehen; nur der Iman Mohammed findet darin eine mit der Buße unvereinbare Handlungsweiſe. Das Geld, was man bei ſich führt, muß in einer Börſe oder in einem Gurt aufbewahrt ſeyn. Außer dem Ihram, den man nur für die Zeit der Reinigung ablegen darf, wird die Bewaffnung mit

24) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 166—67. 25) Derſelbe a. a. O. S. 42 u. 167. 26) Ali ben Mohammed bei Marracci in dem prodrom. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 23 ſetzt hinzu: wenn man dergleichen hat. 27) Derſelbe bei Marr. a. a. O. Faſt eben ſo gibt es auch Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 39 an.

28) Vollſtändig lautet er: hier bin ich, o Gott! hier bin ich: Niemand iſt dir gleich! hier bin ich! Ja Dein iſt der Ruhm und die Güte und das Reich: Niemand iſt Dir gleich. Vgl. Ali ben Mohammed a. a. O. und *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 13. womit auch Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 39 zuſammen ſtimmt. 29) De Turcar. liturg. p. 13. 30) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 40. 31) Er ſoll von einem benachbarten Gebirge aus den Menſchen zugerufen haben: o ihr Menſchen, kommt zu eurem Gott! Dieſe Einladung hätten ſelbſt alle die vernommen, welche bis jetzt Muhammedaner geweſen ſind und bis ans Ende der Welt als Bekenner des Islams die Erde bewohnen werden und hätten mit dem Telbije geantwortet und zwar ſo oft, als ſie künftig die Wallfahrt nach Mekka machen würden. S. Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 39—40. 32) Alb. Bobov. a. a. O. 33) Derſ. a. a. O. 34) Bochara nach v. Hammer's Überſ. in Fundgruben. 1. Th. S. 172. N. 214.

Digitized by Google

einem Säbel und das Tragen eines Ringes am Finger erlaubt; den Koran hat man in einem an der Seite hängenden Sacke [35]). Mit jener frommen Geſinnung ſoll man ſich der heiligen Stadt nähern. Wer die Pilgerſchaft unternimmt, ſagt Muhammed [36]), ohne Unkeuſchheit zu treiben und ohne Böſes zu thun, kehret rein zurück, wie ein neugebornes Kind. Vgl. auch Sur. 2, 198. 5, 3. Freilich iſt hier das, was iſt und ſeyn ſollte, leider von einander ſehr verſchieden. Denn wenn wir auch auf des Marracci [37]) Hindeutung auf die große Unſittlichkeit, nicht viel geben möchten, weil er ſeine Behauptung nicht durch Auctoritäten erhärtet, ſo ſagt doch der als wahrheitliebende Reiſende J. L. Burckhardt, welcher die Pilgerfahrt ſelbſt mit gemacht hat, daß in der Pilgerkarawane eine Menge feiler Weibsperſonen ſich befunden, und ſo ſehr begünſtigt worden wären, daß ſie von den Vorräthen des Paſcha, der die Karawane leitete, das tägliche Futter für ihre Pferde und Maulthiere dann erhalten hätten, wenn ſie es von ihren Liebhabern nicht bekommen konnten [38]). Auch der bekannte perſiſche Dichter Saadi ſpricht von der Laſterhaftigkeit der Pilger in ſtarken Ausdrücken [39]). Ohnehin iſt bei dem Zuſammenfluß einer ungeheuren Menſchenmaſſe auf einen Punkt die Sittlichkeit in der Regel in Gefahr, um ſo mehr, wenn dieſe Menge zum Theil aus dem Hefen des Volkes beſteht, wie es doch bei der mekkaniſchen Wallfahrt durch die häufig angewandte Stellvertretung nothwendig der Fall iſt. Iſt ja doch bei den kleinern Wallfahrten in der katholiſchen Kirche noch neuerdings hier und da der Unfug ſo groß geweſen, daß wohldenkende Männer eingreifen zu müſſen glaubten; um wie viel mehr darf man es da vorausſetzen, wo aus drei Welttheilen Alles in Eine Stadt zuſammen ſtrömt.

Beim Eintritt in Mekka weiht ſich der Pilger durch ein beſonderes, für dieſen Zweck beſtimmtes, Gebet [40]), hält ſich nirgends auf, ſondern beſucht ſogleich, um welche Tageszeit er auch ankommen mag, die Kaaba und ſpricht ſogleich die Gebete Tekbir (تكبير) und Tehlil (تهليل) [41]); aber auch ein eigends dazu verfaßtes [42]). In den Tempel geht er durch das Thor bàb scheïbe [43]), die ohnehin unbedeutende Fußbekleidung muß er an dem Eingange zurück laſſen [44]), und während des Eintretens ein kurzes Gebet ſprechen [45]). Das eigentliche Heiligthum iſt die viereckige Kaaba, und in derſelben der ſchwarze Stein, Hadschar el aswad (حجر الاسود) genannt, daher muß der Pilger ſich der heiligen Stelle ehrfurchtsvoll nähern, wo dieſer Stein in der Mauer ſich befindet (ſ. Hadschar el aswad oben S. 108 dieſ. Bdes) und zwar die Hände gegen den Himmel erhoben und unter dem Herſagen des Tekbir und Tehlil, aber auch eines eigens dazu beſtimmten Gebetes [46]). Hierauf tritt er hinzu, küßt den Stein ehrerbietig, wenn es die Volksmenge verſtattet, oder noch beſſer, berührt er ihn mit den Händen und führt dieſe dann zum Munde. Kann man wegen des Gedränges keines von beiden thun, ſo reicht auch eine Berührung mit einem Stabe, oder mit etwas Anderem, das man in der Hand trägt, hin, nur muß man es hernach zum Munde führen; ſogar die Andeutung, daß man küſſen wolle, iſt in ſolchen Fällen genug [47]). Frauen ſind davon diſpenſirt, wenn ein großer Andrang von Menſchen Statt findet. Unmittelbar nach dieſer Cärimonie hält der Pilger ſeine Umgänge um die Kaaba, geht alſo von der Ecke aus, in welcher der ſchwarze Stein ſich befindet, und wendet ſich immer rechts, damit das Heiligthum dem Herzen nahe bleibe. Der Ihram wird dabei über die linke Schulter geworfen und ein Zipfel desſelben unter dem rechten Arm durchgezogen, ſo daß die rechte Schulter bloß bleibt. Dieß geſchieht aus Nachahmung des Propheten [48]) und wird mit dem Worte edhtaba (اضطبع) bezeichnet [49]). Man geht nicht zwiſchen der Kaaba und der Mauer Hatim (ſ. über ſie den Art. gl. Nam.) hindurch, ſondern um jene Mauer herum, weil ſie ein Stück des alten, zu Grunde gegangenen Heiligthumes iſt, und weil in dieſer Gegend die Gebeine Ismaels und ſeiner Mutter Hagar ruhen ſollen. Ehe der Pilger hierher gelangt, ſtößt er erſt noch auf den Eingang der Kaaba Bab-scherif (باب شريف)

35) Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 40—41. *Alb. Bobov.* l. l. p. 13—14. u. Ali ben Mohammed bei Marracci a. a. O. 36) Nach der Überlieferung; ſ. Bochara in den Fundgrub. des Orients. 1 Th. S. 172. N. 213. 37) Prodr. ad refutat. Alcor. P. IV. p. 36 38) J. L. Burckhardt's Reiſen in Syrien, Paläſtina. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Geſenius. 1 Bd S. 383. 39) D'Herbelot unt. d. W. Hagge. 40) Man findet es bei Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 40. 41) Sie werden von ihrem hauptſächlichſten Inhalte ſo benannt; das Tekbir von dem allah akbar (الله اكبر): groß iſt Gott, welches darin vier Mal wiederholt iſt; das Tehlil aber bedeutet Verehrung, Preis, und enthält nur eine kurze Ausführung des bekannten moslem ſchen Kraftſpruches la ilah ill' allah (لا اله الا الله): es iſt kein Gott außer Gott. Die Gebete ſelbſt findet man bei Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. Th. I. S. 273 u. 294. teutſche Überſ. von Beck. 42) Es findet ſich ebenfalls bei Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. 2 Th. S. 43. 43) Niebuhr gibt an: durch das Thor bab es Salâm (باب السلام) d. i. Thor des Heils (Description de l'Arabie p. 314.) dagegen hat Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 43. teutſch. überſ. das Obige, und in dem Originalwerke iſt dieſes Thor auf der 45ſten Kupfertafel eben ſo bezeichnet und iſt rechts das erſte, wie bei Niebuhr das bab es selâm auf der 21ſten Kupfertafel. Vielleicht iſt das Bab scheibé, welches ſich bei Niebuhr (a. a. O. S. 312.) gar nicht findet, einerlei; denn Mour. d'Ohſſon gibt an einer andern Stelle (2 Th. S. 166.) das Bab us Selam-Sany als dasjenige an, wo man die Sandalen zurück laſſen müſſe, womit doch gewiß dasſelbe gemeint iſt, durch welches man überhaupt in den Vorhof tritt. 44) Mour. d'Ohſſon a. a. O. S. 166. 45) Es findet ſich bei Mouradg. d'Ohſſ. a. a. O. S. 43. und entſpricht der vorliegenden Abſicht des Pilgers. 46) Bei Mourad. d'Ohſſon a. a. O. S. 43—44. wird es vollſtändig angeführt. 47) *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. 48) *Abulfed.* Annal. Moslem. T. I. p. 140. 49) Vgl. den Scholiaſt zu *Haririi* consess. XXXI. (p. 338. ed de *Sacy*), welche Stelle auch ſchon Reiske zu *Abulf.* Annal. T. I. p. 140. beigebracht hat, aber wie ſchon der Sinn der Stelle lehrt, nun aber durch jene Auctorität erwieſen iſt, nicht ganz richtig. Faſt wörtlich ſtimmt auch Firuſabadi's Camus (ed Calc. p. 1056.) mit dem Scholion.

Digitized by Google

d. i. vortreffliches, heiliges Thor, dann auf die gegen Irack zu liegende Ecke; er trifft dann auf die goldene Rinne, welche das Waſſer von dem platten Dache der Kaaba ableitet, ferner kommt er zu der Ecke, welche nach Syrien hinliegt, und endlich zu derjenigen, welche in der Richtung von Jemen iſt. Beim Vorübergehen vor jedem der genannten Gegenſtände hat er beſondere Gebete herzuſagen [50]); dann aber nach geſprochenem Gebete die Ecke, welche nach Jemen hinweiſet, zu küſſen, oder mit den Händen zu berühren und dieſe hierauf zum Munde zu führen [51]). Er gelangt hierauf wieder zur Ecke des ſchwarzen Steins, bezeugt ſeine Andacht durch ein neues Gebet, bleibt einen Augenblick ſtehen und fügt ein zweites Gebet hinzu [52]). Der Umgang um die Kaaba wird ſieben Male vollbracht unter Herſagung derſelben Gebete und ſtets bei der Ecke des ſchwarzen Steines, welcher jedes Mal wieder begrüßt wird, geendigt [53]). Der Pilgrim macht zwar kleine Schritte, aber bei den drei erſten Umgängen geht er, ſchneller hüpfend und mit den Achſeln zuckend, nach Muhammed's Beiſpiele, welcher ein Jahr vor Mekka's Eroberung bei ſeiner Wallfahrt dieſe und mehrere vorhin erwähnte Gebräuche zuerſt beobachtete, um das Gerücht zu widerlegen, daß er und die Seinigen von dem in Medina herrſchenden Fieber äußerſt angegriffen wären [54]). Dieſe Art des Gehens heißt remel (رمل) oder herwelet (هرولة) und liegt den Weibern nicht ob; Bobowſky glaubt, der Moslem ſolle dadurch ſeine Bereitwilligkeit erklären, gegen diejenigen, welche Gott noch Weſen beigeſellen (d. h. gegen die Chriſten), gern und willig in den Kampf gehen zu wollen [55]). Die vier letztern Umgänge werden in einem langſamern Schritt vollbracht. Hat man dieſe ſieben Umgänge vollendet, welche den Mekkanern natürlich nicht vorgeſchrieben ſind [56]), und welche recht paſſend Umgänge der Ankunft (طواف القدوم) genannt werden, ſo muß man den ſchwarzen Stein nochmals küſſen, dann ſich zum Mekâm Ibrahim (مقام ابراهيم), ehrwürdig durch die dort in den Stein eingedrückten Fußtapfen Abrahams, ſofort begeben, um ein zweitheiliges Gebet (ein Namaz in zwei Rikat's dort zu verrichten [57]). Man kann das erwähnte Namaz, wenn an dem erwähnten Orte kein Platz mehr iſt, übrigens auch an einer andern Stelle der Moſchee halten.

Nach den eben beſchriebenen Cärimonien beim Eintritt in die heilige Stadt hat der vorkommende Pilger noch keineswegs die Freiheit, die heilige Gegend zu verlaſſen und ſich entweder in Mekka ſelbſt oder in der Umgegend ſeine Wohnung zu nehmen, ſondern es liegt ihm ob, einen neuen Cyklus von Gebräuchen durch zu machen [58]). Er kehrt zunächſt zum ſchwarzen Stein zurück, um ihn auf's Neue zu küſſen, geht durch das Thor bâb el safa (باب الصفا) [59]), zu der Anhöhe Safa (ſ. den Art. gleich. Nam.), und wendet ſein Geſicht gegen die Kaaba, betet das Tekbir, ſpricht dann das Teßlije (تصلية) oder die frommen Wünſche für Muhammed [60]), und noch ein andres mit la ilah ill' allah beginnendes Gebet [61]). Iſt dieß Alles geſchehen, ſo ſteigt er langſam in das Thal herab nach Merwe (المروة) zu, welches auf der entgegen geſetzten Seite, nur noch, über das Thor babscheibe hinaus liegt [62]), den Zwiſchenraum zwiſchen beiden Orten, batn wadi (بطن واد), d. i. das zwiſchen (den beiden Anhöhen) liegende Thal, hat er zu durchlaufen, und an

50) Auch dieſe hat Mouragd. d'Ohſſon (a. a. O. S. 45—47.) wörtlich angegeben. 51) Mouradg. d'Ohſſ. a. a. O. S. 47. und *Alb. Bobov.* liturg. p. 14. 52) Sie ſtehen bei Mouragd. a. a. O. S. 47. 53) Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodrom. ad refut. Alcor. P. IV. p. 23.) ſagt, daß der Pilger bei jeglichem Umgange den Stein küſſe oder mit der Hand berühre, ſo daß jeder Umgang dadurch gleichſam beſiegelt werde. Ähnlich auch *Alb. Bobovius* a. a. O. 54) *Abulf.* Annal. Muslem. ed *Reiske* T. I. p. 141. vgl. Mouradg. d'Ohſſon a. a. O. 2 Bd. S. 146. Auffallend iſt es, daß die Nachahmung des Propheten nicht ganz vollkommen iſt; denn nach Abulfeda (a. a. O.), wenn anders im gedruckten Texte kein Fehler ſteckt, hüpfte Muhammed bei den vier erſten Umgängen, die Pilger befolgen dieſe Sitte nur in den 3 erſten; vgl. außer Mouradg. d'Ohſſon a. a. O. p. 47. *Alb. Bobov.* de liturg. Turc. p. 14. und Ali ben Mohammed bei Marracci (Prodr. ad ref. Alc. P. IV. p. 23. 55) A. a. O. p. 14. 56) Ali ben Mohammed bei Marracci und *Bobov.* a. a. O.

57) Offenbar fand dieß auch Maracci in ſeinem Auctor, allein wahrſcheinlich war bloß (مقام) geſagt, wie es auch bei *Alb. Bobov.* a. a. O. der Fall iſt, was er denn mißverſtand und daher überſetzt: veniet ad locum, ubi *consistitur* u. ſ. w. 58) Wenn *Alb. Bobov.* nach dem latein. Texte eine andere Beſtimmung zu enthalten ſcheint, indem es heißt: Postea idem *alio tempore* revertitur, ſo liegt hier wohl nur ein Mißverſtändniß des Überſetzers zum Grunde. Vgl. *Marracci* l. l. und Mouradgea d'Ohſſon a. a. O. S. 48—49. 59) Niebuhr (Description de l'Arabie p. 312.) hat Bab soffa, was offenbar derſelbe Name iſt, nur das Zad mit Dhamma geſprochen. *Alb. Bobovius* dagegen ſagt, der Berg el Safa, wohin doch das bab el safa, wie ſein Name ſchon an die Hand gibt, gewiß führte, liege extra portam Beni Mahdun (بني مخدوم), ſo daß beide Namen wohl ein und daſſelbe Thor bezeichnen. Auf gleiche Weiſe hebt ſich denn auch wohl die oben bemerkte Differenz, daß das Thor, durch welches der Pilger in die heilige Moſchee eingeht, von Niebuhr bab es-salâm, von Mouradg. d'Ohſſon aber bab-scheibé genannt wurde. Dieſes scheibé iſt vielleicht nur elliptiſch für Beni scheibe, welche ſonſt auch bei Mouradg. d'Ohſſon erwähnt werden; ſiehe z. B. 2. Th. S. 138. teutſch. Überſ., wornach dieſer Stamm mit der Aufbewahrung der Zierathen der Kaaba vorzüglich beauftragt war. Die Stelle, wohin Mouradg. d'Ohſſon im Originalwerke auf der 45ſten Kupfertafel dieſes bab es safa ſetzt, nämlich auf den linken Flügel derſelben, Colomaba, auf deſſen rechten Flügel das bab scheibe liegt, nimmt in der Abbildung Niebuhr's (a. a. O. Tab. XXI.) das bab soffa ein, ſo daß über die Identität wohl kein Zweifel bleibt. 60) Sie heißen ſo von صلّي bene precatus est und *Alb. Bobov.* umſchreibt es daher durch benedictio et pax sit super prophetam nostrum Mohammedem. 61) Es findet ſich bei Mouradgea d'Ohſſon a. a O. S. 48. Übrigens weichen Ali ben Mohammed bei Marr. und Alb. Bobov. a. a. O. hievon ab, indem ſie zwiſchen dem Tekbir und dem Teßlije das la ilah ill' allah, ſonſt Bezeichnung des Tehlil bei ihnen, ſprechen laſſen. 62) Ali ben Mohammed bei Maracci a. a. O. Vgl. in *Mouradgea d'Ohsson* Tableau die 45ſte Kupfertafel.

Digitized by Google

den beiden Stellen, wo er bei einem Pfeiler, einem grünen und einem rothen, Milein Abzareïn genannt [63]), vorüber geht, eilt er noch mehr [64]), zu ſprechen: Gott! ſei mir gnädig und vertilge meine Sünden, die du an mir ſiehſt, o du heiligſter und gnädigſter Gott. Nach Merwe ſteigt er hinauf, wendet ſein Geſicht gegen die Kaaba und verrichtet, die Hände zum Himmel erhebend, dasſelbe Gebet, welches er von Safa aus zur Kaaba gewandt geſprochen hatte. Hierauf eilt er durch den eben durchlaufenen Raum zurück, und wiederholt dieſen Gebrauch 6 Mal, immer von Safa anfangend und mit Merwe endigend. Dieſes geſchieht Alles, um an Abraham, welcher nach moslemiſcher Verdrehung der 1 Moſ. 21, 15 ff. erzählten Begebenheit, Hagar und Jsmael vor Durſt ſchmachten geſehen, und da er von Safa aus vergeblich nach Waſſer geſpähet, voll ängſtlicher Beſorgniß zwiſchen Safa und Merwe immer hin und her gelaufen ſei. Frauen ſind von dieſem Gebrauche frei [65]).

Jetzt erſt begibt ſich der Pilger in die Stadt und zu ſeiner Wohnung, darf aber den Jhram noch nicht ablegen, und hat ſich immer mit religiöſen und bußfertigen Gedanken zu beſchäftigen. Er kann bis zum Bairamsfeſte die Umgänge um die Kaaba wiederholen, doch iſt es nicht nothwendig. Da die Bewohner Mekka's ſtets dazu Gelegenheit haben, der Kaaba ihre Ehrfurcht zu bezeugen, ſo gilt dieß Alles von ihnen nicht.

(*A. G. Hoffmann.*)

Die Fortſetzung folgt im nächſten Theile.

Hadschab oder Hadschib, ſ. Hageb.

HAGEB, nach teutſcher Orthographie, Hadscheb oder Hadschib (حَاجِبْ), wofür man auch wohl, wenigſtens ſonſt, Hagdschab geſchrieben findet, bezeichnet eigentlich einen Thürhüter vom arabiſchen Worte hadschab (حجب), d. i. vom Eintreten abhalten. Dann aber iſt es der Name einer ſehr anſehnlichen Würde an dem Hofe der Khalifen und ihm entſpricht das italieniſche Il maestro della Camera und das franzöſiſche le premier gentil-homme de la Chambre oder le grand chambellan, unſer Oberkammerherr oder Oberhofmeiſter. Am wichtigſten iſt dieſes Amt in Spanien geworden; denn dort riß der Hadſchib bald die wichtigſten Statsgeſchäfte an ſich, wie aus jeglicher Geſchichte der Araber in Spanien erſehen werden kann, und wuchs den Khalifen völlig über den Kopf, wie in dem benachbarten Frankreich der übermächtige major domus den unthätigen und ſchwachen Königen. Dieſe Würde bekleidete auch Barak el Hadſchib, der nachmalige Stifter der Karakathaiſchen Dynaſtie (ſ. den Art. Karakathaier). (*A. G. Hoffmann.*)

Hagelah, ſ. Telmessani.

Hakem (Ben Haschem) und Hakemiten. S.

[…]wen ſ. bei *Mouradgea d'Ohsson* (im […] 64) *Alb. Bobov.* a. a. O. p. 15. […]on a. a. O. S. 48—49. teutſch. Überſ.

HALAL oder HELAL (حَلَالٌ), d. i. erlaubt, geſetzmäßig, das Gegentheil von Haram (حَرَامٌ), d. i. verboten, geſetzwidrig, iſt ein von den Muhammedanern ſehr häufig angewandter Ausdruck. Die Antwort des Mufti auf die ihm vorgelegten Fragen beſteht, wenn ſie billigend ausfällt, bloß in dieſem Worte, eben ſo wie beim Gegentheile Haram gebraucht wird [1]). Wenn in zweifelhaften Fällen oder bei Streitſachen, ſei es durch die Vermittelung von Freunden oder auf Befehl der Obrigkeit, ein Vergleich getroffen wird, ſo wird derjenige, welcher durch den Vergleich Etwas empfängt, gewöhnlich ſeinen Gegner erſuchen, ihm den Beſitz davon durch das Wort Halal zu einem geſetzmäßigen zu machen. Selbſt ungerechte Richter und Beamte, welche durch die ſchändlichſten Mittel ihren Schlachtopfern Etwas abpreſſen, halten ſich nicht früher für ſicher in dem Beſitze, bis jene dieſes viel geltende Wort ausgeſprochen haben [2]). Es iſt alſo dem moslemiſchen Vorurtheile ganz angemeſſen, wenn Thomas Hope ſeinen Renegaten Selim bei dem Straßenraube, den dieſer an einem von Mekka heimkehrenden Pilger begeht, darauf ein Gewicht legen läßt, daß der Pilger im Vertrauen auf ſeine Begleitung ſcherzend geſagt hatte, der Räuber ſollte haben, was er nehmen könnte [3]).

(*A. G. Hoffmann.*)

HALBERSTADT, 1) Hochſtift und Fürſtenthum. Über die Entſtehung des Hochſtifts Halberſtadt ſind die Geſchichtsſchreiber nichts weniger als einig. Nach Werner (chron. Halberst. I.) ſoll dasſelbe bereits unter dem großen Karl im Jahre 770, nach der Mindenſchen Chronik (apud Leibnitz scr. rer. Brunsv. I, 160.), unter demſelben im Jahre 777, nach Sagittar (Chron. Halberst. 8.) im Jahre 780 und nach dem ſächſiſchen Chronographen (p. 125.) im Jahre 781 und zwar, wie Alle überein kommen, zu Selingſtadt oder Oſterwyk geſtiftet ſeyn. Allein gegen dieſe Angabe ſetzt ſich Leuckfeld mit aller Kraft, und meint, daß die Stiftung des Hochſtifts Halberſtadt, von Karl dem Großen, der ſpäter erſt die Sachſen zur Annehmung des Chriſtenthums 780 gezwungen hatte, eben ſo wenig glaublich ſei, als daß er noch 8 oder 9 andre dergleichen Bisthümer in dieſen Gegenden errichtet haben ſolle: wohl möge derſelbe ſolches im Sinne gehabt, ausgeführt aber habe es ſein Sohn Ludwig der Fromme, weil in dem Briefe vom 4. Non. Sept. 814 zuerſt Hildericus Catholanensis Halberstadiensis episcopus venerabilis genannt werde. Über die Echtheit dieſes Schreibens ſind

1) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Hallal, vgl. Toderini's Literatur der Türken. 1r Th. S. 54 ff. u. S. XX. der Vorrede in der teutſch. Überſ. von Hausleutner. 2) Mouradgea d'Ohſſon Allgemeine Schilderung des othoman. Reichs. 2r Th. S. 350—51. Teutſch. Überſ. von Beck. 3) Thomas Hope Anaſtaſius. 5r Th. S. 53, 107 und öfter nach der teutſch. Überſ. von Lindau.

Digitized by Google

zwar manche Zweifel aufgeworfen, auch kommt es im Grunde wohl wenig darauf an, ob das Bisthum ein Dutzend Jahre früher oder ſpäter in das Leben getreten ſei: unbezweifelt iſt, daß es ſchon unter dem frommen Ludwig beſtanden habe, indem Urkunden vorliegen, wo halberſtädtiſche Biſchöfe feierlichen Handlungen dieſer Zeit beigewohnt haben. Daß aber das Bisthum früher da geweſen, als die Stadt, iſt ſicher, wir finden ihren Anbau und ihre Erweiterung faſt unter jedem Biſchof angeführt, und vielleicht gab eine Kirche oder ein Kloſter, das ſich auf dem Platze erhob, wo jetzt Halberſtadt ſteht, die Veranlaſſung, daß der erſte Geiſtliche des Gau daſelbſt ſeinen Sitz nahm und von dort aus ſeinen Sprengel verſah. Um dieſen Prälatenſitz bildete ſich in der Folgezeit die Stadt, deren Namen man ſich ſchwer zu enträthſeln weiß. Hildegrin, ein Mönch aus Werden in Weſtphalen, war der erſte Biſchof, der indeß mit ſeinem Krummſtabe noch keinen Landbeſitz verband: die mächtigen Dynaſten von Aſchersleben oder Aſkanien, von Ballenſtedt, von Sommerſchenburg, von Supplingenburg und von Walbeck engten ſeinen Sitz ein, deſſen Sprengel ſich anfänglich über die Gauen Nordthüringau, Hartingau, Darlingau, Haſſigau und Schwabgau erſtreckte, allein nach Errichtung des Erzſtifts Magdeburg verlor derſelbe, wie die Dotationsurkunde deſſelben von 1012 beurkundet, den ganzen Nordthüringau und Theile der benachbarten Gauen, wie er auch im S. durch die Errichtung des Hochſtifts bedeutend verkleinert wurde. Die erſten Biſchöfe hatten noch keine Ahnung von einem Länderbeſitze, der einſt zu einem ſouveränen Eigenthume führen konnte, ſondern beſchäftigten ſich als wahre Hirten bloß mit geiſtlichen Dingen, hatten auch genug zu thun, um die Lehren des Chriſtenthums bei den widerſpenſtigen Sachſen eingänglicher zu machen und den alten Sauerteig des Heidenthums, dem ſie im Herzen noch immer huldigen mochten, auszurotten. Hildegrin I. hatte unter ſeinen Nachfolgern einen der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, Haimo, den Schüler Rhabans, der 840 den biſchöflichen Stuhl beſtieg. Hildegrin II. weihete 859 ſeine biſchöfliche Kirche, den Dom des heiligen Stephan, ein und um dieſelbe ſcheint ſich nun nach und nach die Stadt ausgebildet zu haben; Siegmund erlangte 895 von dem Kaiſer für ſein Kapitel das Recht der freien Biſchofswahl; Hildiward mußte 968 einen Theil ſeines biſchöflichen Sprengels an Magdeburg und Merſeburg abtreten; unter Arnulf war der Ort Halberſtadt bereits dergeſtalt angewachſen, daß der Biſchof 998 ihm die Rechte einer Stadt ertheilte, und 1012 ſetzte Papſt Benedikt VIII. die Gränzen der 3 Sprengel von Magdeburg, Merſeburg und Halberſtadt, worüber man bisher nie einig war, beſtimmt feſt (Leukfelds antiq. Halberst. 349). Der Biſchof erhielt dagegen in dieſen Zeiten über die Güter, die das Stift ſich um die Stadt erworben hatte, das Eigenthum, und die Biſchöfe fingen an das Prädikat: Von Gottes Gnaden ſich beizulegen. Die benachbarten Dynaſten und größern Güterbeſitzer fingen um dieſe Zeit an, wo die Lehnsverfaſſung im Werke war, ihre Güter dem Schutze des Biſchofs anzuvertrauen, und unter Burkard II., der 1088 ſtarb, wurde ſchon ein Lehnshof zu Halberſtadt errichtet, deſſen Umfang, wie das Regiſter von 1311 ausweiſet, nicht unanſehnlich war: bei der Zerſprengung der Macht Heinrichs des Löwen 1190 ſcheint das Stift unter ſeinem damaligen Biſchofe Dieterich doch erſt völlige Landeshoheit über ſeine eignen Güter und manche welfiſche Parzele erlangt zu haben. Vorzüglich arrondirte es ſich vom 12ten bis 15ten Jahrh.: im 12ten vermachte ihm in einem Teſtamente Albrecht Robert von Moorsleben die Stadt Horenburg mit Zubehör; 1233 erhielt es durch Tauſch von dem Kloſter Kemnade Stadt Grüningen, die es zwar wieder verpfändet, aber von Biſchof Albrecht III. 1377 wieder eingelöſet wurde, und 1253 von eben dieſem Kloſter die Stadt Kroppenſtedt mit Zubehör; 1288 verpfändeten die Grafen von Aſkanien Wegeleben dem Stifte, deſſen Eigenthum nach dem Ausſterben dieſer Grafen ihm blieb; 1319 brachte Biſchof Albrecht I. Aſchersleben an daſſelbe; 1332 vermachte ihm Graf Burchard von Aſkanien die Stadt Ermsleben, Burg Falkenſtein und dazu gehörige Ortſchaften, 1368 vereinigte damit Biſchof Albrecht III. das Amt Altgatersleben; 1471 erkaufte es die Herrſchaft Derenburg und 1487 eroberte Biſchof Ernſt die hondelagiſche Burg Weſerlingen, die er mit den dazu gehörigen Ortſchaften dem Stifte einverleibte und ſich deßhalb 1491 mit dem Hauſe Braunſchweig verglich. Die letzteren Erwerbungen, die es vor ſeiner Säkulariſation machte, war die Grafſchaft Regenſtein 1641, deren ſich der letztre Biſchof Erzherzog Leopold Wilhelm von Öſtreich gegen die Anſprüche des Hauſes Braunſchweig bemächtigt und den Graf Wilhelm Leopold von Tättenbach damit belehnt hat, eine Sache, die nachher einen weitläufigen Prozeß bei den Reichsgerichten veranlaßte. Es hatte dem Stifte nichts geſchadet, daß es ſeit dem 13ten Jahrh. ſeine Biſchöfe meiſtens aus den benachbarten Fürſten- und Grafenhäuſern genommen hatte: wohl führten dieſe einen prächtigeren Hofſtat, als es ihre Einkünfte erlaubten, allein meiſtens beſtritten ſie denſelben aus eignen Mitteln und nur zuweilen griffen ſie die Landesgüter an, um durch deren Verpfändung ſich Mittel zur Fortführung deſſelben zu verſchaffen. Dafür waren ſie aber auch die eigentlichen Mehrer des Stifts geworden, und ſelbſt die Prinzen aus dem Hauſe Braunſchweig, die zuletzt, nachdem das Stift bereits die Lehren Luthers angenommen hatte, die Biſchofsmütze trugen, hatten, wie Heinrich Julius, mehr für das Intereſſe des Stifts als ihres Hauſes gethan. Darum hatte auch das Land einen hohen Grad von Wohlſtande erlangt. Luthers Kirchenverbeſſerung fand frühen Eingang: zuerſt war es die Stadt, die ſich offen zu der neuen Lehre bekannte, dann folgte nach und nach das Land, und zuletzt trat auch der größere Theil des Kapitels dazu über: als der letztre katholiſche Biſchof ſtarb, glaubte man am beſten für die Aufrechthaltung der evangeliſchen Kirche geſorgt zu haben, wenn man einen der benachbarten proteſtantiſchen Fürſten zum Biſchofe poſtulirte, und die Wahl

traf 1566 den erſtgebornen Sohn des frommen Herzogs Julius, den gelehrten Heinrich Julius, dem drei ſeiner Söhne und unter dieſen der ritterliche Chriſtian als Biſchöfe folgten. Als letztrer ſtarb, erlangte der katholiſche Theil des Domkapitels, daß 1626 der Erzherzog Leopold Wilhelm als Biſchof vom Kaiſer und Papſte inſtallirt wurde: es war der letzte und zwar katholiſche Biſchof des Hochſtifts, indem der weſtphäliſche Frieden es 1648 nebſt Magdeburg und andern Provinzen dem Hauſe Brandenburg, das dafür zu Gunſten Schwedens ſeinen Anrechten an Pommern entſagen mußte, zutheilte. Seitdem blieb es brandenburgſches Eigenthum, das nach dem Tode des Biſchofs Leopold Wilhelm 1662 völligen Beſitz ergriff und von dem vormaligen Biſthume als Reliquie bloß das Kapitel, worin 4 Pfründen mit Katholiken beſetzt blieben, beibehielt, von der Landesverfaſſung aber die alten Landſtände mit den Erbbeamten ließ, ſonſt aber die Verwaltung des Fürſtenthums, womit 1671 nach der Enthauptung des Grafen Erasmus von Tättenbach die Grafſchaft Regenſtein als halberſtädtſches Lehn geſchlagen wurde, ganz nach preußiſchem Zuſchnitte modelte. 1807 wurde das Land mit allen preußiſchen Provinzen in Niederſachſen zum neu errichteten Königreiche Weſtphalen geſchlagen und in deſſen Saaldepartement größten Theils eingetheilt: es hatte damals einen Flächenraum von 33¾ □Meile, 119,418 Einw. in 16 Städten, 5 Marktflecken, 85 Dörfern und 21,658 Feuerſtellen, und trug 2,372,605 Fr. 4 Cent. ein, wovon 939,814 Fr. 18 Cent. aus den Domänen und Regalien, 74,436 Fr. 74 Cent. aus Forſten und Gewäſſern und 1,358,352 Fr. 12 Cent. aus den Steuern floſſen, die Landesausgabe betrug 829,323 Fr. 17 Cent. und rein kamen in die Statskaſſe 1,543,281 Fr. 77 Ct. Das Jahr 1813 und die Wiener Congreßakte von 1815 gab es indeß ſeinem alten Herrſcher zurück: es macht ſeitdem einen Beſtandtheil der Provinz Sachſen und des Regirungsbezirks Magdeburg aus und iſt unter die Kreiſe Halberſtadt, Aſchersleben, Oſchersleben und Gardelegen vertheilt. Das Wappen des Fürſtenthums, ein geſpaltener halb rother und halb weißer Schild, hat unter den 48 Feldern des großen königl. Schildes einen Platz und das Fürſtenthum folgt im großen Titel unmittelbar nach Paderborn. (*H.*). — 2) Der Kreis. Als 1815 die preußiſche Territorialeintheilung feſtgeſetzt wurde, ſchlug man einige benachbarte Dorfſchaften zu der Stadt Halberſtadt und bildete daraus einen eignen Kreis, der 1821 auf 2^{25} □Meilen oder 48,336 preuß. Morgen 19,751 Einw., worunter 17,391 Evangeliſche, 1877 Katholiken und 483 Juden waren, enthielt. Im J. 1825 hielt es man indeß für angemeſſen, die Grafſchaft Wernigerode zu erheben, und dafür den Kreis Oſterwiek ganz eingehen zu laſſen, die zu demſelben gehörigen Ortſchaften des bisherigen Fürſtenthums Halberſtadt mit den benachbarten Kreiſen Halberſtadt und Oſchersleben zu verbinden, auch zur Ausgleichung dem halberſtädtiſchen Kreiſe einige Ortſchaften des oſchersleber beizulegen. Dadurch iſt der Kreis Halberſtadt ſehr vergrößert, daß er 8^{66} □Meilen und etwa 33,000 Einw. zählt.

Sonſtige ſtatiſtiſche Data laſſen ſich jetzt noch nicht angeben. (*Krug u. Mützell.*). — 3) Die Stadt. Sie liegt in dem vorgedachten Kreiſe des ſächſiſchen Regirungsbezirks Magdeburg; Br. 51° 53′ 55″, L. 28° 43′ 18″ an der Holzemme, iſt mit Mauern umgeben, und zählt 7 Thore, 3 Vorſtädte, 6 öffentliche Plätze, 5 lutheriſche Kirchen mit 11, 2 reform. mit 2, 2 kathol. mit 3 Predigern, 2 Synagogen, 1 Waiſenhaus, 6 Hoſpitäler und 3481 Gebäude, worunter 15 gottesdienſtliche, 58 Stats- und Gemeinde, 17 Fabriken und Mühlen und 1617 Scheunen und Ställen, worunter 31 maſſiv und 3450 von Fachwerke, alle aber mit Ziegeln gedeckt und 1821 mit 1,508,510 Rthlr. in die Halberſtädter Brandkaſſe eingetragen waren. Die Zahl der Einw. belief ſich 1821 auf 15,266, 1816 auf 14,296, 1802 aber auf 13,816: im J. 1821 waren 7204 männlichen und 8062 weiblichen Geſchlechts, 1816 aber der Religion nach 11,910 lutheriſch, 529 reformirt, 1378 katholiſch und 477 Juden. Halberſtadt iſt der Sitz des Oberlandesgerichts für Halberſtadt und Hohnſtein und eines Haupt-, Zoll- und Steueramts, ſo wie verſchiedner Lokalbehörden, und hat einen völlig eingerichteten Magiſtrat und Polizeiamt: unter ſeinen Gebäuden zeichnet ſich die anſehnliche Domkirche, 412 Fuß lang, 72 breit und im Schiffe 94 hoch, mit ſeinen 32 Altären und ſonſtigen Denkwürdigkeiten aus; das vormalige Domkapitel und 3 Collegiatſtifter ſind, wie ſämmtliche katholiſche Klöſter aufgehoben. Dafür hat es jetzt 1 Domſchule als Gymnaſium mit 7 Lehrern, 1816 von 260 Schülern beſucht, 2 Bürgerſchulen für Knaben mit 10, 3 für Mädchen mit 6, 1 conceſſionirte Schule mit 2 und 11 Elementarſchulen mit 20 Lehrern, 1 literariſche Geſellſchaft, die Gleimſche Stiftung, mehrere merkwürdige literariſche und Kunſtſammlungen, 1 Schullehrerſeminar, 1 Hebammeninſtitut, 9 Ärzte, 5 Wundärzte und 14 Hebammen. Bei der Domſchule befindet ſich eine Bibliothek von etwa 10,000 Bänden, 1 Naturalienkabinet und 1 Inſtrumentenſammlung. Fabriken im Großen ſind nicht vorhanden: in Wolle und Halbwolle arbeiteten 1819 42, in Leinewand 57, in Strümpfen 1, in Band 2 Stühle, die Brauereien (Breihahn) verbrauchten 14,768 Scheffel, die Brennereien lieferten 515,560 Quart Brantwein. Unter den Handwerkern befanden ſich 184 Schuſter, 115 Schneider, 57 Tiſchler, 48 Fleiſcher, 45 Bäcker, 30 Schlöſſer, 28 Maurer, 24 Handſchuhmacher, 21 Sattler, 19 Gärber, 19 Drechsler, 16 Böttcher, 12 Seiler, 11 Hutmacher, 11 Rademacher, 11 Schmiede, 7 Zimmerleute, 6 Seifenſieder, 6 Kürſchner, 6 Glaſer, 5 Gürtler, 5 Kupferſchmiede, 5 Klempner, 4 Kammmacher, 4 Bürſtenbinder, 4 Zinngießer, 3 Poſamentirer, 3 Roth- und Gelbgießer, 2 Töpfer und 2 Zuckerbäcker; unter den Künſtlern 6 Mechaniker, 10 Uhrmacher, 8 Gold- und Silberarbeiter, 2 Steinſchneider, 2 Buchdrucker und 9 Buchbinder; unter dem Kauf- und Handelsſtande 46 Gewürz-, 32 Ellen-, 4 Eiſen- und 5 Holz-, 5 Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandlungen, 3 Apotheken, 38 Krämer und 202 Hoken; Gaſthöfe waren 6, Krüge 23, Garküchen 10

Digitized by Google

und Schenken 51. Der Kramhandel iſt ganz bedeutend; es werden Wochen- und jährlich 7 Kram- und Viehmärkte gehalten. Übrigens iſt die Stadt altfränkiſch gebauet; die Straßen mit Ausnahme weniger ſchmal, doch gut gepflaſtert und zur Nachtzeit erleuchtet. Sie hat immer eine anſehnliche Garniſon. Dicht umher iſt ſie mit Gärten umgeben: in der Nähe und kaum ½ Meile entfernt ſind gegen den Harz gekehrt die Spiegelſchen Berge, die von einem vormaligen Dombechant von Spiegel aus öden Sandhügeln in eine anmuthige Parkanlage verſammelt, wo man in einem eigens dazu eingerichteten Schoppen das große Grüninger Weinfaß aufbewahrt. König Friedrich II. ertheilte dieſer Anlage, die jetzt als Luſtgarten benutzt wird, die Privilegien eines adligen Gerichts 1771. — Halberſtadt, deſſen Namen ältere und neuere Schriftſteller auf mancherlei Art herzuleiten geſucht haben, hat der erſten daſelbſt errichteten Kirche, an die frühe ein Biſchof geſtellt wurde, ſein Daſeyn zu verdanken: ſie wuchs, je mehr Anſehn jene gewann; es ſoll ſchon 998 Stadtrechte, 1203 aber Mauern und Stadtgraben erhalten haben. Im Anfange des 18ten Jahrh. wurde jenſeits der Holtemme die Großervorſtadt erbauet; im ſiebenjährigen Krieg litt es viel, und 1809 nahm darin der Herzog von Braunſchweig Öls ein ganzes weſtphäliſches Linienregiment gefangen. *(H.)*

HALEBI (حلبي), d. i. Halebensis, ein ſehr häufig vorkommender Name von mehreren ausgezeichneten Gelehrten, die von Haleb gebürtig waren. Vor allem gehört dahin Omar ben Ahmed, bekannt unter dem Namen Kemaleddin (ſ. den Artikel), Verfaſſer eines geſchichtlichen Werks über ſeine Vaterſtadt, von dem G. W. Freytag theils in ſeinen Selecta ex historia Halebi (Lut. Paris. 1819. gr. 8.), theils in dem Regnum Saahd-Aldaulae in oppido Halebo (Bonn, 1820. 4.) ſehr intereſſante Stücke im Original und Überſetzung bekannt gemacht hat. Ein andrer wichtiger Schriftſteller im hiſtoriſchen Fache aus Haleb iſt Muhibbeddin Abulwalid Muhammed gewöhnlich Ibn Schohna (ſ. den Art. gleichen Namens) genannt [1]); einen zweiten Schriftſteller des Namens Ibn Schohnah und ebenfalls von Aleppo gebürtig, erwähnt d'Herbelot [2]). Sehr berühmt iſt der Scheich Ibrahim ben Mohammed ben Ibrahim el Halebi, der haneſitiſchen Partei angehörend, geſtorben nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts; durch ſein juridiſches Werk moltaki alabhar (ملتقي الأبحر), d. i. Zuſammenfluß der Meere, wovon unter andern die königl. Bibliothek zu Paris (Cod. 572 u. 573.) und die herzogl. zu Gotha [3]) (Cod. 173.) Handſchriften beſitzen, hat er ſich große Verdienſte erworben. Ein Mehreres davon ſiehe unter Moltaki. Außer den bisher erwähnten Gelehrten aus Aleppo gedenken wir nur noch des Abul Abbas Achmed ben Mohammed Dhaheri, des Verfaſſers eines Commentars über 40 Überlieferungen Muhammeds (ſ. den Art. Hadith S. 94 fgg. dieſ. Bandes), er ſtarb 696 d. H. [4]), des Ali ben Borhan, welcher der ſchafeitiſchen Sekte zugehörte und eine Geſchichte Muhammeds geſchrieben hat in 4 Theilen, welche die gotha'ſche Bibliothek beſitzt [5]) und des Ibraham ben Joſeph, gewöhnlich Ibn el Hanbali (ſ. den Art. gleichen Namens) genannt, eines Schriftſtellers über Politik. *(A. G. Hoffmann.)*

HALLE (Johann Samuel), ein populärer Vielſchreiber, namentlich in den Fächern der Technologie, Phyſik und Naturgeſchichte, war 1730 zu Bartenſtein in Preußen geboren und bekleidete bis zu einem hohen Alter die Profeſſur der Geſchichte bei dem adeligen Kadettencorps zu Berlin, wo er den 9. Januar 1810 als Penſionirter ſtarb. Die größte Verbreitung gewann von ſeinen zahlreichen Compilationen und Überſetzungen *): Die natürliche Magie, oder, wie der Titel vollſtändig heißt: Magie oder die Zauberkräfte der Natur, ſo auf den Nutzen und die Beluſtigung angewandt worden. Berlin 1783 ff. IV. 8. und mit mehreren Fortſetzungen bis 1802. XVII. Bände. Einen dauernden Werth behauptet ſein Werk: Die teutſchen Giftpflanzen nach ihren botaniſchen Kennzeichen und Heilmitteln. Berlin 1784. 8. wovon 1801 bis 1803 eine vierte Auflage in 2 Bänden erſchienen iſt. Als ſeine dritte Hauptarbeit iſt zu nennen: Werkſtätte der heutigen Künſte oder die neuere Kunſthiſtorie. Brandenb. u. Leipzig 1761—79. VI. 4. Sein Porträt ſteht vor dem 55ſten Bande der Krünitz'ſchen Encyklopädie. *(R.)*

HALSKRANKHEITEN, ſie gehören theils zu den Krankheiten, welche auch andere, allgemeiner verbreitete Gebilde befallen können und ſo lange ſie in der Haut, den Muskeln, Gefäßen und Nerven überhaupt bleiben, nicht bis zu den dem Halſe eigenthümlichen Organen dringen, ſo wohl in Hinſicht der Zeichen, als der Behandlung von dem über die Krankheiten jener Theile im Allgemeinen Giltigen, nur in ſo weit abweichen, als die verſchiedene Form, Größe, Lage, und Beſtimmung derſelben es mit ſich bringt, z. B. Entzündungen, Wunden, Geſchwülſte, Geſchwüre, Furunkel, Carbunkel, Ausſchläge u. dergl., theils ſind ſie dem Halſe und den an demſelben befindlichen Organen eigenthümlich, hieher gehören: die Entzündungen des Kehlkopfes, der Luftröhren, des Schlundkopfes, des Schlundes, (ſ. Bräune, Th. XII. S. 198 folgg.), Geſchwüre in denſelben (ſ. nachfolg. Art.), Luftröhrenſchwindſucht, (ſ. Schwindſucht), fremde Körper, welche in jenen Theilen ſtecken, Verengerungen und Zerreißungen derſelben, (ſ. die ein-

1) d'Herbelot orient. Bibl. unt. d. W. Halab; *De Rossi* dizionario storico degli autori Arabi più celebri. p. 169. Vgl. auch *Freytag* selecta ex histor. Halebi. p. LIV. 2) Orient. Bibl. unt. d. W. Schohnah. 3) *Moller* catalog. Codd. orient. T. I. P. I. p. 42.

4) d'Herbelot's orient. Bibl. unt. d. W. Halab u. Dhaheri. 5) Möller a. a. O. p. 84 u. 137. Cod. 285. 286. 287. 288 u. 441.

*) Unter andern eine Überſetzung von Haller's Physiologie. Berl. 1765—76. VIII. 8.

Digitized by Google

zelnen Artikel über jene Theile), krampfhafte Zufälle in denſelben (ſ. Convulsionen und Krampf, auch Hysterie), Geſchwulſt der Schilddrüſe (ſ. Kropf), Anſchwellungen und Verhärtungen der lymphatiſchen Drüſen (ſ. Scropheln), Verrenkungen, Brüche, Knochenfraß der Halswirbel, (ſ. Verrenkungen, Knochenbrüche, Knochenfrass), Aneurysmen oder Pulsadergeſchwülſte der Karotis oder ihrer Äſte, (ſ. Pulsadergeschwulst), der ſchiefe Hals (ſ. Verkrümmungen). Die Operationen des Kehlkopf=, des Luftröhren= und Schlundſchnittes, werden jede an der ihrem Namen entſprechenden Stelle der Encyklopädie beſchrieben werden.

An dieſe allgemeine Angabe der Halskrankheiten mögen ſich gleich anſchließen:

HALSGESCHWÜRE. Sie entſtehen zuweilen nach Entzündungen der einzelnen inneren Theile des Halſes, welche in Eiterung übergegangen ſind (ſ. Bräune, Th. XII. S. 198 fgg.). Es bilden ſich nämlich Abſceſſe oder Eiterbeulen, die in den meiſten Fällen, nachdem ſie ſich entleert haben, bald wieder heilen. Um die Entleerung zu befördern, ſind ſie mit erweichenden Mitteln zu behandeln; und bleiben Geſchwüre zurück: ſo iſt dieſes meiſten Theils in tiefer liegender, rheumatiſcher, gichtiſcher oder ſcrophulöſer Dispoſition gegründet. Dieſen Urſachen gemäß ſind die erforderlichen inneren und äußeren Mittel zu wählen. Letztere werden theils als Gurgelwaſſer und Dämpfe, theils, wo man zukommen kann, als Pinſelmittel angewendet.

Aber auch ohne vorausgegangene acute Halsentzündung, entſtehen bisweilen Halsgeſchwüre, nach chroniſchen Entzündungen der Schleimhaut des Halſes, die nicht ſelten nur mit ſehr wenig Schmerzen verbunden iſt und daher oft dann erſt von den Kranken beachtet wird, wenn ſich die Geſchwüre bereits gebildet haben. Am häufigſten ſind die Geſchwüre Folgen ſyphilitiſcher Anſteckung; doch muß man ſich auch hüten, dieſe Urſache zu voreilig anzunehmen; denn es können dieſelben auch als Folgen der Scropheln, des Rheumatismus, der Gicht, des Scorbutes erſcheinen und ſind ſo zu behandeln, wie in den Artikeln der allgem. Encyklop. über die Hauptkrankheiten, von denen ſie als örtliche Zufälle erſcheinen, angegeben iſt. (*Seiler.*)

Buchbinder beliebe die drei Cartons an gehörigem Orte einzuſchalten.

Digitized by Google

Beſondere Erklärung
der I. Tafel zum Art. Hafen
hauptſächlich in Bezug auf den XII. Abſchnitt dieſes Artikels.

A, B, der Vorhafen.

C, D, E, F, G, u. ſ. w. die inneren Häfen für die Handlungsſchiffe, oder die Baſſins mit ihren Durchfahrts- und Spülſchleußen.

N, O, P, u. ſ. w. der Kriegshafen, oder die Baſſins mit den Durchfahrts- und Spülſchleußen für die Marine.

1. Die Handlungsbaſilika.

2. Die Volkshallen.

3. Die Waarenlager.

4. Gaſthöfe und Handlungshäuſer.

5. Herbergen und Wohnungen.

6. Das Kriegsrathhaus.

7. Wohnung des Gouverneur.

8 und 8½. Wohnungen des Direktors und der Inſpektoren des Hafens, und der Lehrer an der Seewiſſenſchafts- und Bauſchule.

9. Wohnungen der Civil- und Kriegsbaumeiſter.

10 a. Caſerne der Seekadetten.

10 b. Matroſen-Caſerne.

10 c. Soldaten-Caſernen, dergleichen auch hinter der Gegend von 6 und 7 anzulegen ſind.

11. Gegend, hinter welcher die Krankenhäuſer zu liegen kommen.

12. Umliegende Stadt.

13. Die Seewiſſenſchafts-, Bau- und Kriegsſchule.

14. Das Hauptmagazin des Handlungshafens.

14½. Das Hauptmagazin der Marine.

15 und 16. Böttchereien, Blok- und Scheibenmachereien.

17. Segeltuchfabrik, unter welcher das Magazin für die Takellagen.

17½. Magazin für die Anker und großen Taue.

18. Die Seilſpinnerei.

19. Das Seearſenal.

20. Magazingebäude und Räume für die Munitionsvorräthe.

21. Die Stückgießerei.

22. Die Waffenſchmiede.

23. Die Bauholzmagazingebäude.

24 a. Der große Werkplatz für den Handlungshafen.

24 b. Der große Werkſchuppen.

24 c. Der große Werkplatz für den Kriegshafen.

24 d. Der dazu gehörige große Werkſchuppen.

25. Grachten für die Maſten.

Digitized by Google

25½. Gruben zur Aufbewahrung der Schiffsbauchſtücke.

26 a. Die Zimmerplätze für den Handlungshafen.

26 b. Die Zimmerplätze für die Marine.

26½. Die zu ihnen gehörigen Bau- und Werkſchuppen.

27. Die Werkhäuſer der Schreiner und Anſtreicher.

27½. Magazin für die Brahmſtangen und Maſten.

28. Die Kielplätze und Schiffswerfte.

28½. Die Schiffsdocken.

29. Über dieſen Stellen können die ſtändigen Krahnen und Hebewerke aufgerichtet werden.

29½. Die Manufakturen und übrigen Magazingebäude für die Marine dehnen ſich von hier längs dem Baſſin P aus.

30. Die Hauptwache, und die Wohnungen für die Zollbedienten u. dgl.

31. Die Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülſenfrüchte, Salz u. ſ. w.

32. Die Kammern und Keller für Getränke, Öl u. ſ. f.

33. Die Orte, wo die Feuerlöſchungswerkzeuge auf beſonders dazu eingerichteten Schiffen liegen.

33½. Große Bauhöfe und Spritzenhäuſer für die Landfeuerlöſchungsanſtalten.

34 und 35. Die Anker- und Grobſchmieden.

36 und 37. Die Kleinſchmieden und Zeugſchmieden.

38. Gegend, hinter welcher die Lohmühlen angelegt werden können.

39. Gegend der Sägemühlen.

40. Gegend der Getreidemühlen.

41. Gegend, hinter welcher ſich die Pulvermagazine in der gehörigen Entfernung und in der geeigneten freien Lage befinden.

42, 43 und 44. Gegenden, hinter welchen das Kochſlott, die Ziegelleien und Kalkbrennereien in zweckmäßiger Entfernung erbaut werden.

45. Die kleinen Hafenmundleuchten.

46. Der große Leuchtthurm.

= Drehbrücken.

° Brunnen.

□ Statuen oder öffentliche Denkmäler.

Q. Die Citadelle.

R. Fort oder kleine Feſte, dergleichen nach der Anweiſung des XI. Abſchnittes noch gar manche, deren Andeutung aber der für dieſen Entwurf beſtimmte eigene Raum nicht mehr zuließ, beſonders links hinter Q und rechts von R' angelegt werden müſſen.

Auf einige, dieſem Entwurfe noch beigeſchriebenen kleinern Buchſtaben iſt an mehreren Stellen des Artikels ſchon hinlänglich verwieſen worden, ſo wie auch die umſtändlichere Erläuterung des hier nur kurz Angezeigten in mehreren Abſchnitten des Artikels ſelbſt liegt.

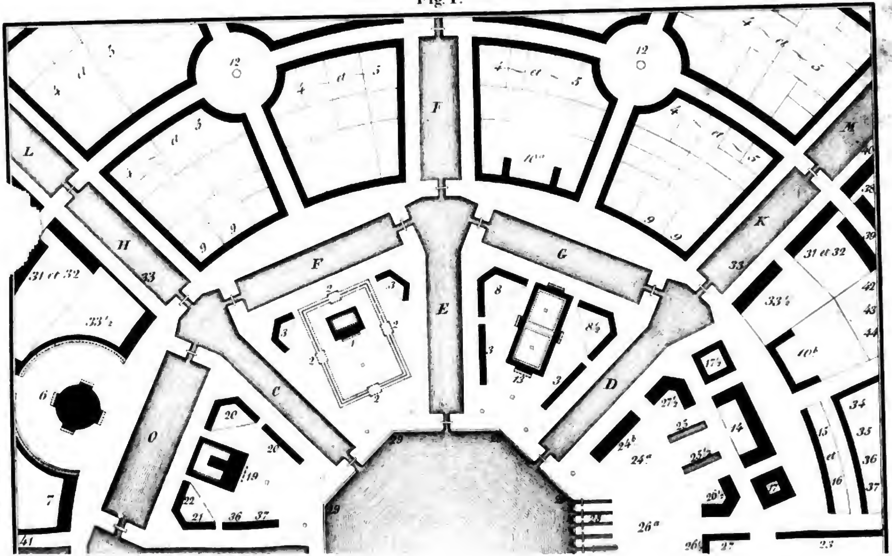
(*Lege.*)

Digitized by Google

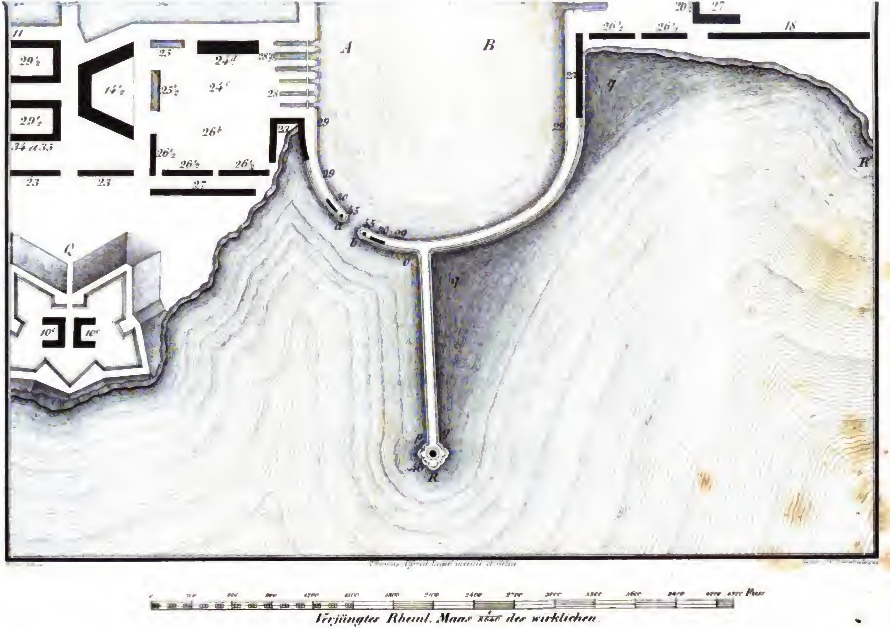
Digitized by Google

HAFEN.

Fig. 1.



Digitized by Google



ENCYCLOPÄDIE H. Bürgerliche Baukunst.

Digitized by Google

HAFEN.

Fig. 2.

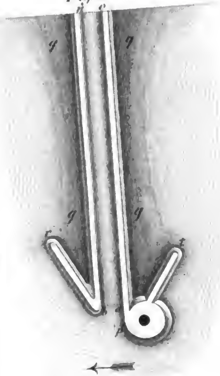


Fig. 5.

Fig. 3.

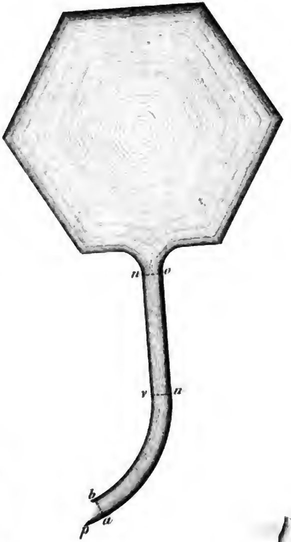


Fig. 4.

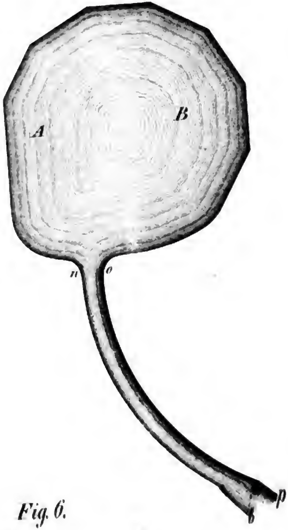
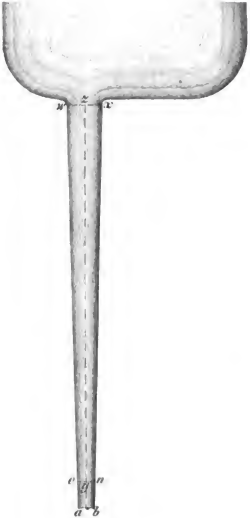
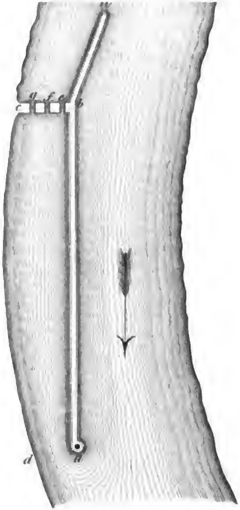


Fig. 6.





Thomas Alfried Leger del

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/3840 der wahren Grösse.

ENCYCLOPÄDIE II. Bürgerliche Baukunst.

Digitized by Google

25½. Grachten zur Aufbewahrung der Schiffs-bauchſtücke.

26 a. Die Zimmerplätze für den Handlungshafen.

26 b. Die Zimmerplätze für die Marine.

26½. Die zu ihnen gehörigen Bau- und Werkſchuppen.

27. Die Werkhäuſer der Schreiner und Anſtreicher.

27½. Magazin für die Brahmſtangen und Maſten.

28. Die Kielplätze und Schiffswerfte.

28½. Die Schiffsdocken.

29. Über dieſen Stellen können die ſtändigen Krahnen und Hebewerke aufgerichtet werden.

29½. Die Manufakturen und übrigen Magazingebäude für die Marine dehnen ſich von hier längs dem Baſſin P aus.

30. Die Hauptwache, und die Wohnungen für die Zollbedienten u. dgl.

31. Die Magazingebäude für Getreide, Mehl, Hülſenfrüchte, Salz u. ſ. w.

32. Die Kammern und Keller für Getränke, Öl u. ſ. f.

33. Die Orte, wo die Feuerlöſchungswerkzeuge auf beſonders dazu eingerichteten Schiffen liegen.

33½. Große Bauhöfe und Spritzenhäuſer für die Landfeuerlöſchungsanſtalten.

34 und 35. Die Anker- und Grobſchmieden.

36 und 37. Die Kleinſchmieden und Zeugſchmieden.

38. Gegend, hinter welcher die Bohrmühlen angelegt werden können.

39. Gegend der Sägemühlen.

40. Gegend der Getreidemühlen.

41. Gegend, hinter welcher ſich die Pulvermagazine in der gehörigen Entfernung und in der geeigneten freien Lage befinden.

42, 43 und 44. Gegenden, hinter welchen das Kochflott, die Ziegelleien und Kalkbrennereien in zweckmäßiger Entfernung erbaut werden.

45. Die kleinen Hafenmundleuchten.

46. Der große Leuchtthurm.

⚌ Drehbrücken.

∘ Brunnen.

□ Statuen oder öffentliche Denkmäler.

Q. Die Citadelle.

R. Fort oder kleine Feſte, dergleichen nach der Anweiſung des XI. Abſchnittes noch gar manche, deren Andeutung aber der für dieſen Entwurf beſtimmte engere Raum nicht mehr zuließ, beſonders links hinter Q und rechts von R′ angelegt werden müſſen.

Auf einige, dieſem Entwurfe noch beigeſchriebenen kleinern Buchſtaben iſt an mehreren Stellen des Artikels ſchon hinlänglich verwieſen worden, ſo wie auch die umſtändlichere Erläuterung des hier nur kurz Angezeigten in mehreren Abſchnitten des Artikels ſelbſt liegt.

(*Leger.*)

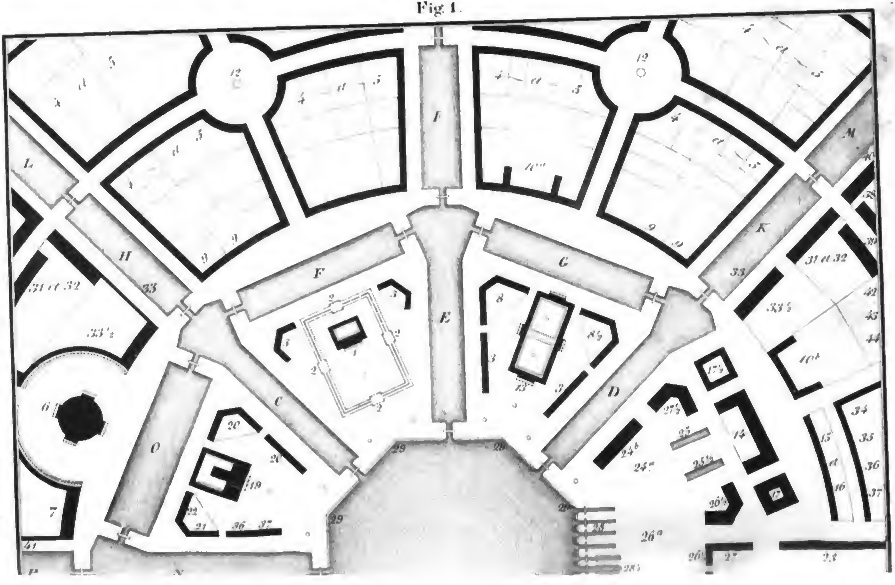
Digitized by Google

Digitized by Google

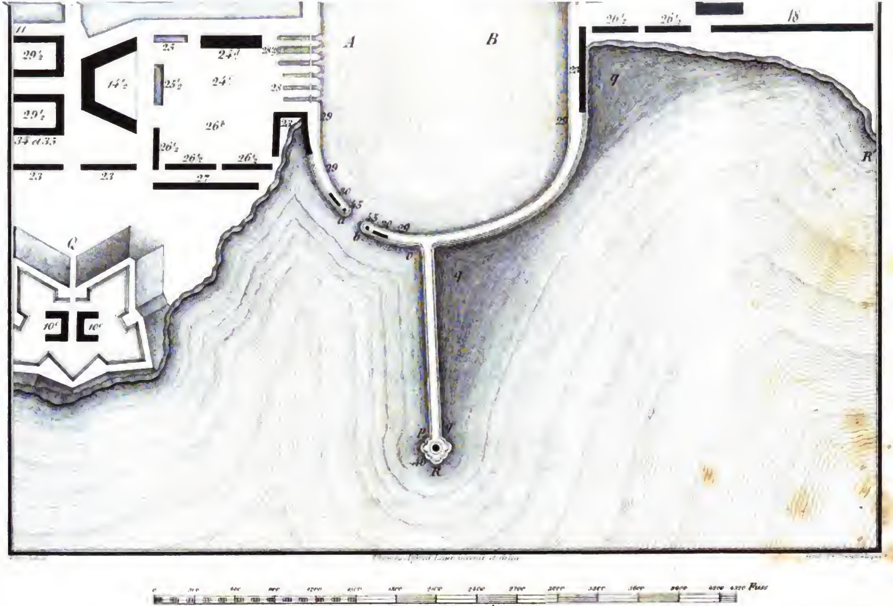
Tab. I.

HAFEN.

Fig. 1.



Digitized by Google



Verjüngter Rheinl. Maas [illegible] *des wirklichen.*

ENCYCLOPÄDIE H. Bürgerliche Baukunst.

Digitized by Google

HAFEN.

Fig. 2.

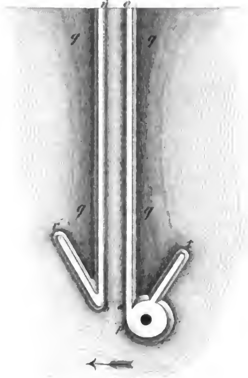


Fig. 3.

Fig. 4.

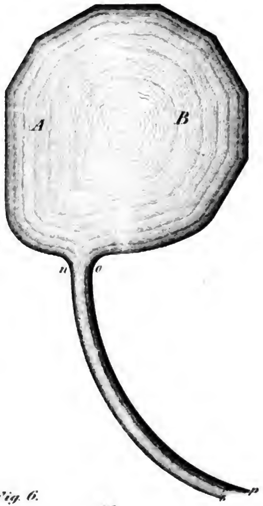
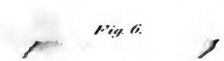
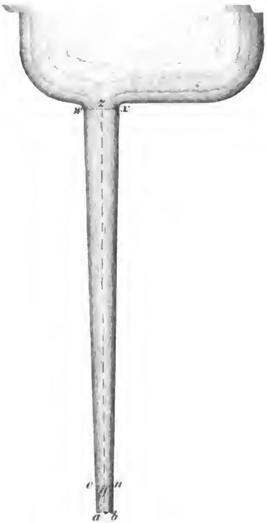


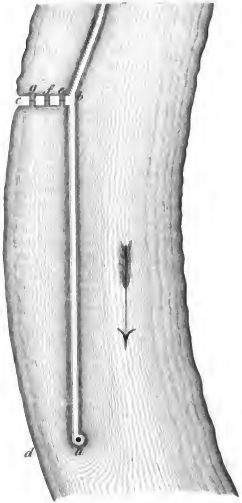
Fig. 5.

Fig. 6.



Digitized by Google





Thomas Alfried Leger del.

Verjüngtes Rheinl. Maas $\frac{1}{5640}$ der wahren Grösse.

ENCYCLOPÄDIE II. Bürgerliche Baukunst.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Allgem. Encyclopaedie der Künste

Digitized by Google

GRAPHIE.

Wissensch v Ersch u Gruber gehörig.

Digitized by Google

MATHEMATIK.

Artikel Halbiren.

Fig. 1.

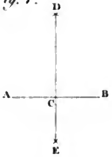


Fig. 2.

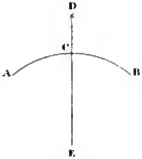


Fig. 3.

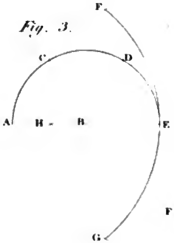
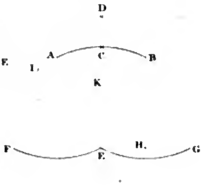


Fig. 4.



Artikel Halbkreis.

Fig. 1.

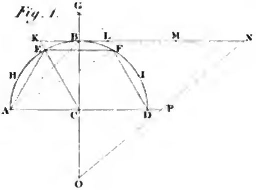


Fig. 2.

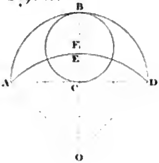
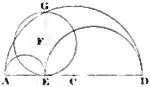


Fig. 3.



Artikel Halbkugel.

Fig. 1.

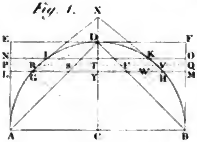
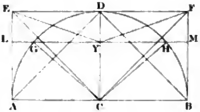


Fig. 2.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 751 866

AE
27
A6
Sect. 2
v. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google